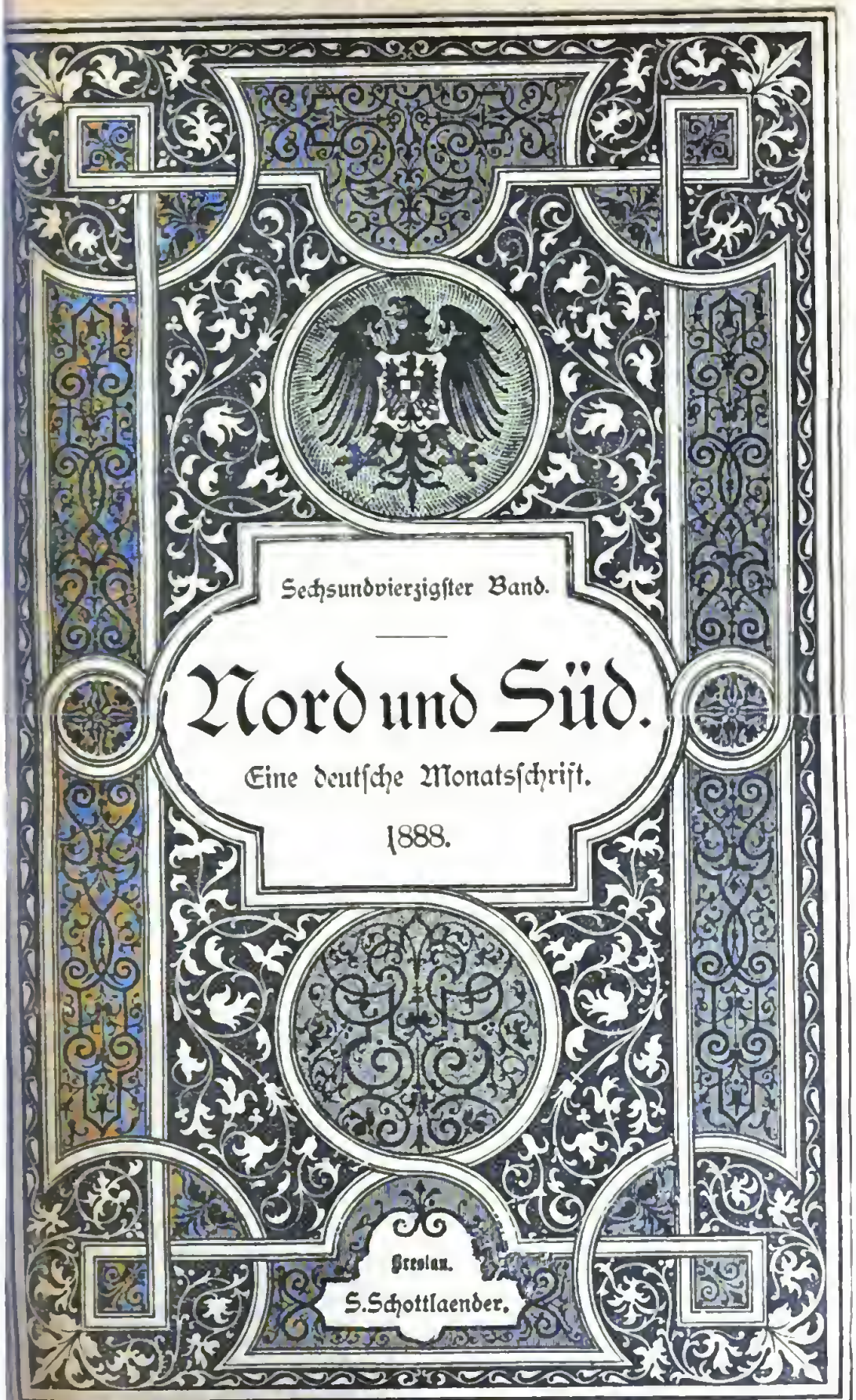
SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS


Sechsundvierzigster Band.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
1888.
Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

UNIV. OF CALIFORNIA

Sechsundvierzigster Band.

Mit den Portraits von: Hermann Heiberg, Ludwig Pietsch, Josef Weilen.

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Digitized by Google

AP30
N6
1888:2

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Inhalt des 46. Bandes.

Juli — August — September.

1888.

Seite

Heinrich Albrecht in Berlin.
Altes und Neues über den Hypnotismus 6

Ida Boy-Ed in Lübeck.
Sturm. Novelle 139

Wilhelm Bölsche in Berlin.
Telepathie. Das Märchen von einer neuen Wissenschaft 245

Jacob v. Falke in Wien.
Ideen zu einer Geschichte des Wohnhauses I. II. 220 331

Brix Förster in München.
Jean Paul in Weimar. Nach Originalbriefen..... 352

Richard Garbe in Königsberg.
Leben der Europäer in Indien 71

Hermann Heiberg in Berlin.
Weshalb mir das? Novelle 1

Moriz Hoernes in Wien.
Der falsche Czar Peter III. Eine Episode aus der Geschichte Montenegros..... 234

Emil Hübner in Berlin.
Horaz in Spanien..... 25

Kurd Laßwitz in Gotha.
Mirax. Träume eines modernen Geisterſehers, erläutert durch Träume moderner Metaphysik..... 381

Paul Lindau in Berlin.
Auf die Spitze!..... 347

M48415

Paul Lindenberg in Berlin.
Ludwig Pietſch 186
Raphael Löwenfeld in Berlin.
Hermann Heiberg 102
Julius von Pflugk-Harttung in Baſel.
Die älteſten Culturen 32
Ludwig Pietſch in Berlin.
Epigonen der Romantiker. Eine Jugenderinnerung 200
Dietrich Schäfer in Breslau.
Das neue Deutſchland und ſeine Kaiſer 294
Hermann Schmidt-Rimpler in Marburg.
Schule und Auge 50
Friedrich Uhl in Wien.
Die Frau ein Mann, der Mann ein Weib. Novelle 110
Vuk Vrčević †.
Eine unheilvolle Heirath. Serbiſches Culturbild aus der Hercegowina. Aus dem Serbiſchen von M. v. S. 256
Joſef Weilen in Wien.
Während der Fahrt. Eine Erzählung 277
Bibliographie 129. 264. 397
Muſikaliſche Literatur 135
Bibliographiſche Notizen 135. 271. 409

Mit den Portraits von:

Hermann Heiberg und Joſef Weilen, radirt von Joh. Lindner, und Ludwig Pietſch, radirt von L. Kühn in München.

Pages 129–134 inclusive miss

Band 46. — Heft 136.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Juli 1888.

Breslau.
S. Schottlaender.

Digitized by Google

Juli 1888.

Inhalt.

Seite

Hermann Heiberg in Berlin.
Weshalb mir das? Novelle. 1

Heinrich Albrecht in Berlin.
Altes und Neues über den Hypnotismus 6

Emil Hübner in Berlin.
Horaz in Spanien 25

Julius von Pflugk-Harttung in Basel.
Die ältesten Culturen 32

Hermann Schmidt-Rimpler in Marburg.
Schule und Auge. 50

Richard Garbe in Königsberg.
Leben der Europäer in Indien 71

Raphael Löwenfeld in Berlin.
Hermann Heiberg 102

Friedrich Uhl in Wien.
Die Frau ein Mann, der Mann ein Weib. Novelle 110

Bibliographie. 129
Brockhaus' Conversations-Lexikon. (Mit Illustrationen.) — Jahresberichte der Geschichtswissenschaft.

Musikalische Literatur 135

Bibliographische Notizen 135

Hierzu ein Portrait von Hermann Heiberg.
Radirung von Joh. Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte
von
A. G. Liebeskind in Leipzig. (Maximilian Schmidt.)

Digitized by Google

Hermann Frieberg.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLVI. Band. — Juli 1888. — Heft 136.

(Mit einem Portrait in Radirung: Hermann Heiberg)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

UNIV. OF CALIFORNIA

Weshalb mir das?

Von

Hermann Heiberg.

— Berlin. —

Es war Sonntag. Der kleine Fritz fegte den Hof und bückte sich, um das wieder zwischen den Steinen hervorgewucherte Gras einmal gründlich zu beseitigen. In seiner Nähe lag „Baumann", ein kleiner Hund mit struppigem, schwarzem Haar und dunkeln forschenden Augen, und hinter ihm glänzten in der Sonne die Wände des Pferdestalls und des Häuschens, das er mit seinem Vater, dem Fuhr-Kutscher Carl Steinmann, bewohnte. Alle Fenster waren weit geöffnet; man sah muntere Blumen, einen Käfig mit einem lustig hin und hertrippelnden Vogel und in der Ecke eine Pfeife, deren blanker Deckel die goldenen Strahlen an sich zu ziehen schien. Der kleine Fritz fegte auch den sorgfältig gepflasterten, breiten Gang, der sich rechtsseitig an dem langgestreckten, in rothen Backsteinen aufgeführten Fabrikgebäude hinzog, und jetzt wandte er sich an das von einem großen Garten umgebene, von den übrigen Gebäuden durch ein hohes Gitter abgeschlossene Wohnhaus des Besitzers. Es war ein zweistöckiger, solider Bau, in sanftem Grau gestrichen, dessen wenige Fenster die großen Spiegelwände verriethen, die sich in dem inneren Räumen befanden. Zum Schluß ward auch der Besen noch in der Einfahrt an der Straße in Bewegung gesetzt, und dann nahm der Knabe, sein Werk musternd, den Weg nach der Wohnung zurück.

Ordnung, Regelmäßigkeit, blitzende Sauberkeit, wohin man blickte — und über Allem, den Gebäuden, den Ecken und Winkeln, den hochaufstrebenden Fabrikschornsteinen, dem Hofe, dem blühenden Garten und dem Herrenhaus jener feierliche, das Herz besänftigende und fröhlich stimmende

Sonntags-Sonnenschein. Die Sorge, der große Quälgeist der Werkeltage, ruhte; das Schicksal achtete gleichsam den Feiertag und hielt mit seinen Prüfungen inne.

Der Fuhrkutscher, Carl Steinmann, des Knaben Vater, war eigentlich kein Berliner, sondern in einem kleinen Flecken in der Nähe von Hamburg geboren. Die scharfe Aussprache verrieth den Norddeutschen, obgleich er nun schon 25 Jahre im Dienst der berliner Firma stand und bald sechszig Jahre alt geworden war.

Vor fünfzehn Jahren hatte er geheirathet. Seine Frau war bei der Geburt des kleinen Fritz, der fünf Jahre später zur Welt gekommen, gestorben, und der Mann hatte dagesessen, als sei er zu Stein geworden. Nur die langsam über die breiten, dunklen Backen fließenden Thränen hatten verrathen, daß Leben in ihm sei, daß seine Seele in Schmerzen zuckte.

Was galt ihm Dasein, Leben, Arbeit, Sonnenschein und Erwerb, da sie nun dahingegangen! Sie hatte ein stilles, gutes Auge gehabt und noch sanfter und gütiger war ihr Herz und ihre Hand gewesen. Wenn er lachte, war sie fröhlich; hatte er Verdruß, Kummer, Sorgen, ging auch sie still einher, und selbst ihr ängstlich sorgender Blick richtete sich versteckt auf ihn. Sie wußte, er mochte nicht reden und nicht gefragt werden, wenn sein Herz bedrückt war.

Bevor sie fortgetragen wurde, trat er in die Schlafkammer, faßte ihre Hand und stand lange bewegungslos da.

Sie war bei ihm, er fühlte es, obgleich ihr Herz nicht mehr schlug. Sprach sie gleich nicht, — waren auch die Augen geschlossen, sie empfand, wie namenlos er litt, wie grenzenlos betrübt er war.

Nebenan sang der kleine Vogel im Käfig, draußen wogte der Sonnenschein, kleine lebende Geschöpfe zankten sich in der Luft — Jetzt drang ein Duft aus dem nahegelegenen Pferdestall zu ihm herüber — — sein Kind — der Säugling in der Wiege — schrie auf — Und da hob sich die breite Brust, als ob ein tobend wühlender Sturm nach Ausgang dränge. Der Mann weinte nicht, er stöhnte — Töne, überfluthenden Schmerzenswellen gleichend, brachen hervor, und die gewaltigen Glieder zitterten und zuckten.

„Min Anna — Min lewe Anna —" brachs zuletzt hervor, und die hellen, blauen Augen des Alten verschleierten sich, und auf die Riesenhände tropften die nassen Blutstropfen seiner gequälten Seele.

Ja, es kam jeden Tag Leben — Sterben! Und der Wind wehte doch, die Vögel sangen, die Menschen wanderten wie sonst über die Gassen, die Glocken in den Kirchen schlugen wie zuvor, das ungeheure Wogen der großen Stadt staute sich nicht — die Welt stand nicht still. Aber dem das Schicksal solch Sterben verhängte, der fühlte die grenzenlose Armseligkeit des Lebens, der sandte den Blick hinauf, da wo die Kinderlehren

dem ewigen Gott seinen Wohnort gegeben, und fragte mit zitternden Lippen:

„Weshalb mir das?“

Aber die Töne, die aus dem unschuldigen Munde des Kinde drangen, die warmen Düfte der Thiere, die auch einen Theil der Tagessorge umfaßten, die der Mann fast liebte, wie man einen Menschen liebt, riefen ihn so gut in die Wirklichkeit zurück, wie sie ihn, qualvoller denn zuvor, an die Verstorbene erinnert hatten.

Der kleine Fritz ward das alten Mannes Abgott; er war sein Alles. Mit dem Gedanken an ihn schlief er ein und stand er auf. —

Gewiß, er hatte es doch besser als so viele Tausende, die nicht einmal einen Ersatz, ein lebendiges Erinnerungszeichen besaßen!

Wenn Carl Steinmann in Hemdärmeln und Lederschürze selbst bei Winterzeit auf den Kisten saß und den offenen Rollwagen mit den starkknochigen, gedrungenen und breitrückigen Thieren lenkte, schwang sich „sein Fritz“ zu ihm herauf, und Baumann saß schon oben und bellte in seiner Wichtigkeit selbst die sich haschenden Schwalben in der Luft an.

Fritz trug auch eine kleine Lederschürze, und er steckte die Hände in deren offene Brusttaschen wie sein Vater, konnte schon mit fünf Jahren Lise und Peter zügeln und jetzt, neun Jahre alt, sich durch das dichteste Gedränge von Fuhrwerk, Karossen und Lastwagen hindurchwinden.

Im Herrenhause liebte man den Alten und den kleinen Fritz gleich sehr. Sie sahen sich überaus ähnlich. Was und wie es der Alte machte, so sah man's bei dem Jungen. Selbst ein rothes Kattun-Schnupftuch guckte wie bei dem Vater neben den Geschäftspapieren aus der Brusttasche hervor.

Wenn die Arbeit ruhte, las der kleine Fritz seinem Vater aus seinen Lehrbüchern vor, und der Mann horchte auf wie ein Kind, zog die hohe Stirn und rieb sich den struppigen, dunkelgrauen Bart, den er unter dem Kinn am Halse hatte wachsen lassen. Helfen konnte er bei den Schularbeiten nicht; er hatte immer mit seinen Händen arbeiten müssen von früh auf. Als einmal der Junge ein Uhlandsches Gedicht declamirte, schwoll dem Alten das Herz. Wie er das hersagen konnte!

Es stand vor alten Zeiten
Ein Schloß so hoch und her.
Weit glänzt es über die Lande
Bis an das blaue Meer! —

Als aber der blanke Stahl dem Jungen in die Brust flog, zitterte der Alte. Seine Augen wurden groß und weit und wild.

Ah! Wenn das der König seinem Fritz angethan hätte! Wie ein Löwe würde er auf den Königsthron zugeflogen sein und den Mörder an die Brust gepackt und ihn erwürgt haben! Und wenn sich tausend Speere erhoben hätten und sein Herz getroffen, — seinen Fritz hätte er gerächt

Gab's ein helleres blaues Auge, ein fröhlicheres Lachen, einen offeneren Blick, ein frischeres, jugendlicheres Gesicht? Hatte ein anderer Knabe so stählerne Glieder? Waren andere so gewandt, geschickt, so klug, so pfiffig, ohne daß auch nur ein Stäubchen auf der reinen Seele haftete?

In der Sparkasse waren schon viele Thaler für „Fritz" niedergelegt; jeden Geburtstag gab's ein Paar Goldstücke vom Herrn und zum Weihnachten von der Frau des Hauses.

Fritz war auch überall und nirgends, in der Wohnung, im Taubenschlag, im Garten, in der Küche, er lief Gänge, fegte den Hof, hütete die Kinder, putzte Stiefel, saß auf dem Rollwagen, kannte die Kundschaft, jede Berliner Straße mit den Nummern. Fritz war ein kleiner Teufelskerl!

Sein Herz aber verrieth sich dort, wo es sich um die engere Pflichten handelte. Jeden Morgen beugte der Alte den riesigen Oberkörper herab, und der Junge umfaßte den breiten Hals und küßte ihn zärtlich auf die rauhen Wangen. Und keinen Abend ging der Knabe schlafen, ohne Lise und Peter im Stall geliebkost zu haben, und Baumann mußte neben seinem Bett schlafen, und erhielt Schelte, wenn er knurrte.

Er sorgte für Vater, Pferde und Hund wie ein Mütterchen. — Das Alles hatte er von der milden, gütigen Frau geerbt, die draußen unter dem weißen Rosenbusch in der Erde lag.

In stillen Stunden überlegte der Alte die Zukunft, was aus Fritz werden sollte. Der Herr hatte fallen lassen, er wolle ihn später in's Geschäft nehmen, er solle die Volksschule nicht nur besuchen, sondern regelmäßigen Unterricht im Realgymnasium erhalten. Und nach der Confirmation wolle er ihm einen Platz am Pult im Comtoir geben, später ihn fördern, auch zum weiteren Lernen in die Welt hinausschicken. Und dann sollte er sich in seiner Tüchtigkeit wieder an der alten Stätte versuchen und Gehalt beziehen wie der ersten einer. Und wenn er sein Jahr abgedient, würde er ihn vielleicht für die Fabrik auf Reisen schicken, — und später — später würde sich Fritz hoffentlich so machen, daß er heirathen konnte. — Der Alte malte sich das Bild seiner Schwiegertochter aus. Vielleicht gab's eine, die gut genug für „seinen Fritz" war! Und er, der Alte, würde sie besuchen und bei ihm seine Pfeife rauchen und sich's bequem machen.

Und Fritz, sein erster, der gewiß ein wunderschöner Junge werden würde, sollte auch auf den Pferden reiten und früh, wie sein Vater, die Zügel regieren.

Am Ende konnte Fritz — was geschah nicht alles in der Welt — noch einmal selbst ein Geschäft begründen, auch solches Haus bewohnen, unter seinen Mitbürgern zu Ehren und Ansehen gelangen, ja Reichthum erwerben, Gutes, viel Gutes stiften, seinen Namen: Fritz Steinmann, der Mitwelt überliefern, und — aus dem kleinen Fuhrjungen ein hochangesehener Mann werden — —

Digitized by Google

Hochangesehen, in aller Menschen Munde wegen seiner Wohlthätigkeit, seiner Verdienste um die Industrie, ums Gemeinwesen, um seine Vaterstadt!

Und dann paffte der Alte so stark und so mächtig aus seiner kurzen Pfeife, und die freundlichen Augen glänzten so lebhaft, und die großen Hände geriethen in solche Bewegung, daß der kleine Fritz seinen Vater verwundert anschaute, freilich — ebenso wie seine verstorbene Mutter — nichts sagte, aber darüber nachgrübelte was wohl dem lieben Alten durch den Kopf gehen möge. —

Vorläufig ging aber Alles noch den alten Gang, und der Knabe fuhr eines Abends im Winter mit seinem Vater auf dem Rollwagen nach der Stralauerstraße. Und als der Letztere mit einem Hülfsknecht an einer großen, schweren Kiste schob, und Fritz, der sich vom Wagen herabgeschwungen, von unten half, rutschte die schwere Last plötzlich dem Knaben gegen die Brust.

Er wich zurück, stolperte und fiel, und als dem Alten in der entsetzlichen Angst für Secunden die Hände lahm wurden, rutschte die Kiste trotz verzweifelte Anstrengung Beider mit einem raschen, polternden Ruck völlig hinab und schlug über dem Knaben zusammen. Funken flogen aus den Augen des Alten, er sprang herab wie ein Zehnjähriger, zerrte keuchend, mit Riesenkräften, an der Last, ermunterte den Knecht — hörte das entsetzliche Jammern seines Kindes — reckte den nervigen Hals, gebot der athemlos arbeitenden Brust, strengte die Sehnen seiner Arme an, daß sie ihm zu zerreißen drohten und fand — nachdem endlich die Kiste beseitigt — sein Kind, seinen Fritz — erdrückt. — Und da schlug er mit den Fäusten gegen die Stirn, stürzte nieder, bettete den Entseelten in seinen Armen und stöhnte verzweifelt, wahnsinnig vor Schmerz: „Weshalb mir das?“ —

Zwei weiße Rosenstöcke blühen auf dem Grabe. Um Frühlingszeit sammeln sich kleine Vögel in den Zweigen eines hohen in der Nähe stehenden Baumes und zwitschern und singen. Sonne, Schatten, Wärme, Kühle, leise Winde und sanfte Düfte wechseln ab und umfächeln das Grab zweier Menschen, die — auch nur Menschen waren — aber die so groß und so weit die Welt, nicht so zärtlich — so heiß geliebt wurden.

Statt des kleinen Fritz geht jetzt der Mann in den Pferdestall und sagt Abends seinen Thieren gute Nacht.

Sie schauen sich um, sie wiehern, sie schnuppern. „Wo ist der kleine Fritz?“ Und Baumann winselt und sucht und fragt: „Wo ist der kleine Fritz?“ Und der Mann setzt sich auf die Futterkiste und stützt die Arme auf die Knie und schiebt den großen ehrlichen Kopf in die Riesenhände — und weint — und weint — und stöhnt und weint — Fritz ist todt! Er liegt unter den weißen Rosenbüschen und vielleicht — vielleicht — sehen sie sich alle drei einmal wieder. Wer kann es wissen? Aber wenn die Hoffnung nicht wäre, hätte sich Carl Steinmann schon vor die Räder gelegt und hätte „Hü Hü“ gerufen, und Peter und Lise hätten angezogen und auch ihm die zerrissene Brust zermalmt, für immer — — —

Altes und Neues über den Hypnotismus.

Von

Heinrich Albrecht.

— Berlin. —

Durch eine Reihe von Veröffentlichungen französischer Autoren ist eine Frage von Neuem angeregt worden, die bereits einmal — im Jahre 1880 — auch bei uns in Deutschland das Interesse weitester Kreise lebhaft in Anspruch genommen hat: die Frage des Hypnotismus und seiner geheimnißvollen Erscheinungen. Damals waren es die Schaustellungen des dänischen Abenteurers Hansen, die überall das größte Aufsehen erregten, jedoch, nachdem ihr Veranstalter den Blicken entschwunden war, rasch wieder in Vergessenheit geriethen. Doch führten dieselben dazu, daß eine Reihe deutscher Gelehrter wissenschaftliche Versuche anstellten, um ein Verständniß für Thatsachen anzubahnen, die trotz aller berechtigten Zweifel nicht hinweg zu leugnen waren. Die erwähnenswerthesten Arbeiten über den Hypnotismus aus jener Zeit sind die des Physikers Weinhold, der Breslauer Physiologen Heidenhain, Grützner und Berger und des Jenenser Physiologen Preyer. Alle diese Veröffentlichungen fallen in die Jahre 1880 und 1881, dann schien die Frage bei der deutschen Gelehrtenwelt wieder in Vergessenheit gerathen zu sein. Mit ungleich größerem Interesse hat man sich des Gegenstandes in Frankreich bemächtigt, aber erst seit französischer Sanguinismus sich zu Uebertreibungen hinreißen ließ, die nothwendigerweise zu Ausschreitungen führen mußten, haben deutsche Aerzte wiederum das Wort genommen, um den Strom, der seine Ufer zu überfluthen droht, in ein ruhigeres Bette zurückzuführen. Die Fachzeitschriften sind in eine lebhafte Erörterung der Frage eingetreten und auch in die Tagespresse ist davon

manches übergegangen, so daß in weiteren Kreisen vielfach über das Für und Wider gestritten wird. Die Einen glauben sich am besten mit der Sache abzufinden, indem sie sich durchaus skeptisch verhalten und jeden, der sich mit dem Studium des Hypnotismus beschäftigt, für einen Betrüger halten oder als einen Betrogenen bemitleiden, die Anderen sind nur zu sehr geneigt, auch die Uebertreibungen, wenn sie sich nur einen wissenschaftlichen Anstrich zu geben wissen, ohne Kritik hinzunehmen. Beiden Extremen gegenüber dürfte es angezeigt sein, auch einmal in einer für ein größeres Publikum bestimmten Zeitschrift dieser Frage näherzutreten, die nach den verschiedensten Gesichtspunkten eine Fülle der interessantesten Einzelheiten darbietet.

Als Vorläufer der Entdeckung der Erscheinungen des Hypnotismus müssen wir die verschiedenen, dem vorigen Jahrhundert angehörenden Vertreter der Lehre vom „thierischen Magnetismus" betrachten, als deren Hauptrepräsentant der Wiener Arzt Friedrich Anton Mesmer zu nennen ist, dessen berühmte, 1766 erschienene Dissertation „De influxi planetarum in corpus humanum" lange Zeit hindurch die Gemüther in Aufregung versetzt hat. Mesmer wurde 1778 aus Oesterreich ausgewiesen und verpflanzte seine Lehre nach Frankreich, wo die Zahl seiner Schüler und Anhänger so an Bedeutung zunahm, daß die französische Regierung sich bewogen sah, eine eigene Commission zur Untersuchung der Frage einzusetzen, deren Gutachten ein Verbot der von Mesmer begründeten magnetischen Heilmethode zur Folge hatte.*)

Der Entdecker des Hypnotismus ist der Englische Arzt James Braid. Unsere Kenntniß über diesen viel verkannten Mann verdanken wir in erster Linie Preyer, der von den Schriften desselben eine deutsche Ausgabe**) veranstaltet hat. „Wer die großen Verdienste dieses Mannes kennt," sagt Preyer***), „dem erscheint es ungerecht, daß in keinem der biographischen Sammelwerke Nachrichten über sein Leben zu finden sind. Fest steht sein Todestag. Er starb am 25. März 1860 plötzlich in seinem Hause in Manchester und zwar — einer mündlichen Mittheilung seines Sohnes, des praktischen Arztes Dr. James Braid zufolge — im Alter von ungefähr 65 Jahren. Er zeichnete sich schon früh als Chirurg aus und erwarb sich namentlich eine ungewöhnliche Geschicklichkeit im Operiren Schielender. Die Sicherheit und seltene Geschwindigkeit seiner Operationen, sowie seine Erfolge in der Behandlung Nervenkranker verschafften ihm eine ausgedehnte Praxis in Manchester, wo er bis an das Ende seines thätigen Lebens in allen Kreisen zahlreiche Verehrer, aber auch viele Gegner und, wie es scheint, nicht die geringste äußere Anerkennung fand."

Die ersten Schriften Braids behandeln chirurgische Gegenstände, vom

*) Geßmann, Magnetismus und Hypnotismus. Wien, 1887.
**) Der Hypnotismus; ausgewählte Schriften von J. Braid. Berlin, 1882.
***) Preyer, die Entdeckung des Hypnotismus. Berlin, 1881.

Jahre 1841 an aber ausschließlich den Hypnotismus und damit Zusammenhängendes. Auch hielt er von dieser Zeit an darüber öffentliche Vorträge in Manchester, Rochdale und Liverpool und versetzte sich vor seinen Zuhörern auf deren Wunsch in den hypnotischen Zustand. Er zog sich hierdurch heftige Angriffe zu und schrieb, um sie abzuwehren, 1842 ein fulminantes Pamphlet gegen einen Geistlichen, der behauptet hatte, er beschränke sich bei der neuen Art zu „magnetisiren" auf seine Dienstboten oder eigens gemiethete Patientinnen. Die Widerlegung solcher Insinuationen war vollkommen. Er fand jedoch in den vierziger Jahren nur wenige Anhänger unter den Aerzten, obwohl man viel von ihm sprach. Erst als der angesehene Physiolog Carpenter im Jahre 1853 in der Royal Institution in Manchester sechs Vorlesungen über die Physiologie des Nervensystems mit besonderer Rücksicht auf den Somnambulismus gehalten hatte, in denen er die Richtigkeit der von Braid gefundenen neuen Thatsachen anerkannte, nahmen sich mehrere Aerzte der Sache an. In theoretischer Beziehung hatte die schon 1846 erschienene Schrift „he power of the mind ower the body" Aufsehen erregt. Braids Hauptwerk ist aber seine „Neurypnologie", welche 1843 erschien und durch die Mehrzahl der späteren Arbeiten nur ergänzt wird.

Preyer, ein gewiß competenter und vorurtheilsloser Autor, beurtheilt die Braid'schen Schriften in seiner oben citirten Schrift folgendermaßen: „Wer die neueste hypnologische Literatur, nicht aber Braid kennt, wird gewiß erstaunt sein, zu erfahren, wieviel Thatsachen dieser geniale Mann entdeckte, die jetzt wieder entdeckt worden sind, wie richtig viele seiner Anschauungen waren, welche gleichfalls als neu gegenwärtig wieder selbstständig Denkenden sich darboten, und welch ein reiches psychologisches und physiologisches Material er seinen Nachfolgern hinterlassen hat . . . Man mag wie immer über die Glaubwürdigkeit ihres Verfassers urtheilen, sie gehören jedenfalls zu den interessantesten Abhandlungen, welche jemals über den Menschen geschrieben worden sind. Einzelne machen einen tiefen Eindruck auf den Leser, dem es um Menschenkenntniß zu thun ist, auch wenn ihr wissenschaftlicher Werth nicht in Anschlag gebracht wird. Ich kann diesen wissenschaftlichen Werth nicht allen seinen Arbeiten zuerkennen, durchaus noch nicht alle seine Angaben trotz einer ziemlich umfangreichen eigenen Erfahrung bestätigen, und über die Anwendung des Hypnotismus zur Heilung von Krankheiten steht das Urtheil der praktischen Aerzte noch aus, aber es ist im Ganzen soviel bestätigt und sowenig widerlegt worden, daß das Uebrige nicht, weil es unwahrscheinlich klingt, als unrichtig unbeachtet bleiben darf." Und an anderer Stelle: „Ohne Rücksicht auf den vielseitigen Widerspruch theilt er seine eigenen Erfahrungen in schlichter Sprache so mit, wie er sie erlebte, selbst dann, wenn sie für unmöglich oder unglaublich gehalten werden, weil er sich durch alle Mittel, über die er verfügte, vergewisserte, daß er von seinen Patienten nicht

hintergangen worden sei. Diese feste Ueberzeugung, welche dem Leser in jeder Zeile seiner Schriften entgegentritt, macht dieselben außerordentlich anziehend. Wer aber nur liest und sich erzählen läßt, kann sich ein richtiges Urtheil nicht bilden. Man muß selbst die Erscheinungen wahrgenommen haben, um zu begreifen, daß es sich um eine Reihe der wichtigsten physiologischen und medicinischen Thatsachen, nicht um Täuschungen und Krankheit handelt."

Diesem Urtheil eines unserer hervorragendsten Physiologen gegenüber muß der einseitige Skeptizismus schweigen. Jedenfalls ist es der Mühe werth, den Thatsachen etwas näherzutreten, die uns in den Braid'schen Schriften entgegentreten. Braid wurde zu seinen Versuchen angeregt durch die Productionen von sogenannten Magnetiseuren, bei denen er beobachtet hatte, daß die Patienten unvermögend waren, ihre Augen offen zu halten, wenn sie anhaltend aufmerksam auf einen Gegenstand starrten. Er erklärte sich diese Erscheinung so, daß eine Lähmung des Hebers des Augenlides zu Stande komme, der während des langen Starrens ununterbrochen thätig ist. Er suchte daher das, was die Mesmeristen auf das Einströmen eines vermeintlichen magnetischen Fluidums zurückführten, durch einfache physiologische Vorgänge zu erklären. Seine ersten Versuche, die er in diesem Sinne selbst anstellte, führten ihn unmittelbar zu den bekannten Erscheinungen, die seitdem unzählige Male nachgeprüft und als unanfechtbar nachgewiesen sind. Ließ er nämlich seine Versuchsperson einen glänzenden Gegenstand, der in einer gewissen Entfernung von den Augen so gehalten wurde, daß bei seinem Anblicken die größtmögliche Anstrengung der Augenmuskeln und Lider erfordert wurde, ruhig und anhaltend fixiren, so schlossen sich nach wenigen Minuten die Lider, unmittelbar darauf fand er, daß der Betreffende, wenn man seine Arme oder Beine hob, geneigt schien, sie in der Stellung zu halten, in welche sie gebracht worden. Es ist dies der sogenannte kataleptische Zustand, der sich auch bei gewissen Formen der Hysterie findet. Je häufiger eine Person hypnotisirt wird, um so empfänglicher wird sie für spätere Hypnotisirungen, in dem Grade, daß es zuletzt allein einer psychischen Einwirkung bedarf, um sie in den eigenthümlichen, oben beschriebenen Zustand zu versetzen. Dagegen gelingt es keineswegs bei allen Individuen, den hypnotischen Zustand hervorzubringen. Ein starker Luftzug gegen das Gesicht, unter Umständen auch ein Händeklatschen, ein starker Schlag mit der Hand auf den Arm oder das Bein, genügen, die Hypnose aufzuheben. Der Hypnotisirte zeigt wie Braid annimmt, weil sein durch die Hypnose verfeinertes Gefühl die Luftströmungen als angenehm und unangenehm unterscheiden läßt, denen er folgt oder vor denen er sich zurückzieht, eine scheinbare Willfährigkeit, dem Hypnotisirenden zu folgen, sich von ihm leiten zu lassen.

Eine ausreichende Erklärung der von ihm gefundenen Thatsachen giebt Braid ebenso wenig, wie es denen, die nach ihm experimentirt haben,

gelungen ist, die Frage endgültig zu lösen, worin die organische und psychische Veränderung besteht, welche die Hypnose bedingt. Er nimmt allgemein eine Störung des Gleichgewichts der Centren im Gehirn und Rückenmark und der Herzthätigkeit und Athmung sowie der Muskelthätigkeit an, und betrachtet als erzeugendes Moment dieses Zustandes neben dem anhaltenden Starren vor allem die angespannte Aufmerksamkeit, die der Betreffende auf den fixirten Gegenstand richtet. Demgemäß erklärt Braid Hypnotismus, wie folgt: „Das Wort Hypnotismus bezeichnet einen nervösen Schlaf, d. h. einen eigenthümlichen Zustand des Nervensystems, welcher künstlich herbeigeführt werden kann durch anhaltendes gespanntes Richten der Aufmerksamkeit, besonders des Blickes, auf einen Gegenstand von nicht aufregender Beschaffenheit. Und zwar bedeutet: hypnotisiren das Herbeiführen jenes Zustandes, dehypnotisiren das Unterbrechen desselben. Streng genommen bezeichnet Hypnotismus nicht einen Zustand, sondern eine Reihe von Zuständen, die in jeder erdenklichen Weise variiren zwischen bloßer Träumerei und tiefem Coma, mit völliger Aufhebung des Selbstbewußtseins und der Willenskraft auf der einen Seite und einer fast unglaublichen Exaltation der Functionen der einzelnen Sinnesorgane, der intellectuellen Fähigkeiten und der Willenskraft auf der anderen Seite. Die Erscheinungen sind theils geistiger Natur, theils physisch — willkürlich, unwillkürlich oder gemischt, je nach dem Stadium des Schlafes."

Die Resultate, welche Braid mittelst des beschriebenen Verfahrens erzielte, sind außerordentlich und klingen zum Theil ganz unwahrscheinlich. Preyer hält namentlich den Procentsatz der hypnotisirbaren unter den sich freiwillig meldenden Individuen bei seinen öffentlichen Vorträgen für auffallend hoch. So wurden einmal in einer Versammlung von etwa 800 Menschen in Manchester von 14 männlichen Personen, die ihm sämmtlich fremd waren und freiwillig vortraten, 10 hypnotisch. In Rochdale wurden 20 an einem Abend hypnotisirt. In London hypnotisirte Braid in einer medicinischen Privatgesellschaft von 18 Personen innerhalb zehn Minuten 16, die er einen Leuchter anstarren ließ. Braid hat auch Fälle beigebracht, welche darthun, daß gegen den festen Willen der Patienten, wenn sie sich nur den Vorschriften fügen, bisweilen die Hypnose eintritt. In einer seiner Vorlesungen trat ein starker Arbeiter vor, welcher von einem Mediciner bestochen worden war, um zu widerstehen. Er versuchte es, indem er den Vorschriften sich nicht fügte, als aber Braid ihm dieses geradezu sagte, fügte er sich mit einem Ausdruck von grimmigem Trotz und wurde eines der besten Beweismittel für die Macht des Verfahrens.

Besonders beweisen die Fälle, in denen die den Patienten anstarrenden Magnetiseure selbst hypnotisch wurden, während der Patient wach blieb, die weitgehende Unabhängigkeit des Hypnotischwerdens vom Willen. Die Zahl der Skeptiker, welche vorher bestimmt erklärten, sie würden keinenfalls hypnotisch werden, und dann doch wenige Minuten nach dem Beginn des

Starrens die Augen nicht mehr öffnen konnten, ist groß. Ist aber der Wille, hypnotisch zu werden, vorhanden, dann begünstigt er in der Regel den Eintritt der Hypnose wesentlich. Dagegen citirt Preyer allerdings auch wieder Fälle von jungen energischen Männern, welche den lebhaften Wunsch hegten, hypnotisch zu werden, um den Zustand kennen zu lernen, welche in jeder Beziehung den Vorschriften Genüge leisteten und dennoch, trotz häufiger Wiederholung des Versuches, nicht die geringsten hypnotischen Erscheinungen zeigten. Braid führt auch Beispiele an, daß zwei Individuen sich durch Anstarren gegenseitig zu gleicher Zeit hypnotisirten, oder daß Kranke, ohne es zu wollen und ohne vom Hypnotismus etwas zu wissen, sich hypnotisirten, indem sie einfach vor sich hinstarrten. Preyer bestätigt letztere Beobachtung durch einen ihm selbst bekannt gewordenen Fall.

Mit diesen letzteren Beobachtungen kommen wir zu den interessanten Fällen jener indischen Fakire, die sich lebendig begraben lassen, um nach Tagen oder selbst Wochen ihre gewohnte Lebensthätigkeit wieder aufzunehmen, nachdem sie aus dem Grabe befreit worden. Braid hat der Untersuchung dieser auf den ersten Blick völlig unglaublichen Erscheinung eine besondere Schrift „Observations on trance or human hybernation, London 1850" gewidmet. Da diese interessante kleine Schrift wenig bekannt ist, mag es gestattet sein, einen dieser eigenartigen Fälle, der Braid durch den am Hofe von Runjeet Singh in Lahore als diplomatischer Agent lebenden Sir Claude Martin Wade auf das sicherste verbürgt wurde, hier etwas ausführlicher mitzutheilen. Der Bericht des Sir Wade lautete folgendermaßen:*)

„Ich war am Hofe des Runjeet Singh, als der vom Herrn Capitän Osborne erwähnte Fakir lebend auf sechs Wochen begraben wurde; obwohl ich erst einige Stunden nach dem eigentlichen Begräbniß ankam, so hatte ich doch Runjeet Singh selbst und die zuverlässigsten Hofleute zu Zeugen, daß der Fakir von ihnen begraben worden sei, und da ich selbst zugegen war, als er ausgegraben und vollständig ins Leben zurückgerufen wurde, wobei ich so nahe stand, daß eine Täuschung ausgeschlossen blieb, so glaube ich fest daran, daß kein Betrug bei den außerordentlichen Thatsachen, die ich zu erzählen habe, unterlief. Als der bestimmte Zeitpunkt herannahte, begleitete ich auf eine Einladung den Runjeet Singh zu dem Fleck, wo der Fakir begraben worden war. Es war das ein viereckiges Gebäude, eine sogenannte Barra durra, in der Mitte eines der Gärten, welche den Palast in Lahore umgeben, ringsum mit einer Veranda versehen und mit einem mittleren geschlossenen Raume. Als wir ankamen, stieg Runjeet Singh, der bei dieser Gelegenheit von seinem ganzen Hofe begleitet war, vom Elephanten und bat mich, mit ihm zusammen das Gebäude zu unter-

*) Nach der Uebersetzung von Dr. A. v. Villers in der oben citirten, von Preyer veranstalteten deutschen Ausgabe von Braids Schriften.

ſuchen, damit er die Ueberzeugung hätte, daß es genau ſo verſchloſſen wäre, wie er es verlaſſen. Wir fanden, daß an jeder der vier Seiten eine Thür geweſen war, von denen drei vollſtändig zugemacht worden waren; an der vierten Seite befand ſich eine feſte Thür, die bis auf ein mit dem Privat-ſiegel Runjeet Singhs in deſſen Gegenwart verſiegeltes Schloß mit Lehm verdeckt worden war, als der Fakir begraben wurde. In der That bot dieſe äußere Fläche des Gebäudes keine Oeffnung, durch welche Luft zu-bringen konnte, noch irgend eine Verbindung mit der Außenwelt, durch welche der Fakir Nahrung hätte erhalten können. Ich kann hinzufügen, daß die Mauern, welche die Thüren ſchloſſen, keinerlei Zeichen boten, daß ſie kürzlich geöffnet oder auch nur verändert worden wären.

Runjeet Singh erkannte den Siegelabdruck als den von ihm angelegten, und da er bezüglich des Erfolges ebenſo ſkeptiſch war, wie es nur irgend ein Europäer ſein konnte, ſo hatte er, um ſoviel als irgend möglich Betrug zu verhüten, zwei Compagnien ſeiner perſönlichen Eskorte nahe an das Gebäude gelegt. Von dieſen mußten vier Poſten, die zweiſtündlich abgelöſt wurden, Tag und Nacht das Gebäude gegen einen Einbruch bewachen. Zugleich befahl er einem der höchſten Beamten ſeines Hofes, von Zeit zu Zeit den Platz zu revidiren und darüber an ihn direct zu berichten, während das Petſchaft, deſſen Abdruck das Schlüſſelloch ſchloß, von ihm oder ſeinem Miniſter aufbewahrt wurde. Letzterer empfing auch jeden Morgen und Abend den Rapport des wachhabenden Offiziers.

Nachdem wir genügend unterſucht hatten, ſetzten wir uns in die Veranda, gegenüber der Thür, während einige Leute aus dem Gefolge Runjeet Singhs die Lehmwand einriſſen, und einer ſeiner Beamten das Siegel brach und das Vorlegeſchloß öffnete. Nach Oeffnung der Thür ſah man in einen dunklen Raum. Runjeet Singh und ich ſelbſt begaben uns in denſelben zuſammen mit dem Diener des Fakirs, und nachdem ein Licht beſchafft worden war, ſtiegen wir in eine Art von Niſche etwa drei Fuß unter der Bodenfläche des Raumes. In dieſer ſtand aufrecht ein hölzerner Kaſten mit Deckel, etwa vier engliſche Fuß lang und drei breit, welcher den Fakir enthielt. Der Deckel war gleichfalls durch ein Vorlege-ſchloß und daſſelbe Siegel wie die Außenthür geſchloſſen. Als wir ihn öffneten, ſahen wir eine menſchliche Geſtalt in einem weißen Leinenſack, der über dem Kopf derſelben zugebunden war. Hierauf wurden Salut-ſchüſſe abgegeben, und die Menge drängte ſich an die Thür, um das ſelt-ſame Schauſpiel zu ſehen. Als ihre Neugier befriedigt worden, griff der Diener des Fakirs in den Kaſten und nahm die Geſtalt heraus, ſchloß den Kaſten und lehnte ſie in derſelben hockenden Stellung, wie ſie im Kaſten gelegen hatte, mit dem Rücken gegen den Deckel.

Runjeet Singh und ich ſtiegen dann in die Aushöhlung, welche ſo klein war, daß wir nur auf dem Boden gegenüber dem Körper ſitzen konnten und denſelben mit Hand und Knie berührten.

Darauf goß der Diener warmes Waſſer über die Geſtalt; da ich aber beabſichtigte, etwaige Betrügereien zu entdecken, ſo ſchlug ich dem Runjeet Singh vor, den Sack zu öffnen und den Körper genau anzuſehen, bevor etwaige Wiedererweckungsverſuche gemacht würden.. Ich that dies und muß hier bemerken, daß der Sack, als wir ihn zuerſt gewahr wurden, ichimmlig ausſah, wie einer, der einige Zeit vergraben geweſen iſt. Arme und Beine der Geſtalt waren runzelig und ſteif, der Kopf ruhte auf einer Schulter, wie bei einer Leiche. Ich bat meinen mich begleitenden Arzt, auch hinabzuſteigen und den Körper zu unterſuchen; er that es und konnte weder in der Herzgegend, noch an den Schläfen, noch am Arm den Puls fühlen. Doch waren die dem Gehirn entſprechenden Kopftheile wärmer als der andere Theil des Körpers. (Hier macht Braid die Anmerkung: Sollte nicht dieſe Wärme „über dem Gehirn" die Folge der Uebergießung mit warmem Waſſer ſein?)

Darauf begann der Diener ihn aufs Neue mit heißem Waſſer zu baden und ſtreckte allmählich Arme und Beine aus der ſtarren Stellung, in welcher ſie ſich befanden, während Runjeet Singh noch das rechte und ich das linke Bein nahmen, um durch Reiben ſie wieder gebrauchsfähig zu machen. Inzwiſchen legte der Diener einen etwa zollſtarken heißen Weizenteig auf den Scheitel, ein Vorgang, den er zwei bis drei Mal wiederholte; dann entfernte er aus den Ohren und den Naſenlöchern die Baumwolle und das Wachs, womit dieſelben geſchloſſen waren, und öffnete mit großer Anſtrengung, indem er eine Meſſerſpitze zwiſchen die Zähne ſchob, den Mund, und während er mit der linken Hand die Kiefer von einander trennte, zog er mit der rechten die Zunge vor, welche mehrfach in ihre aufwärts gekrümmte Stellung zurückfuhr, wobei ſie den Schlund verſchloß.

Dann rieb er auf die Augenlider ghee, d. h. zerlaſſene Butter, einige Secunden lang, bis er ſie öffnen konnte. Das Auge erſchien bewegungslos und glanzlos. Als der Teig zum dritten Mal auf den Scheitel gelegt worden war, wurde der Körper convulſiviſch bewegt, die Nüſtern wurden aufgeblaſen, und die Glieder begannen eine natürliche Fülle anzunehmen; der Puls war immer noch kaum fühlbar. Der Diener legte etwas zerfloſſene Butter auf die Zunge und ließ ſie ihn verſchlucken. Wenige Minuten ſpäter traten die Augäpfel hervor und erhielten eine natürliche Farbe, und der Fakir, der erkannte, daß Runjeet Singh dicht neben ihm ſaß, ſagte kaum verſtändlich in leiſer Grabesſtimme: „Glaubſt Du mir nun?" Runjeet Singh bejahte die Frage und bekleidete den Fakir mit einem Perlenhalsband, prachtvollen goldenen Armbändern und einem Ehrenkleide aus Seide, Muſſelin und Shawlſtoff, wie es gewöhnlich von indiſchen Fürſten hervorragenden Perſonen verliehen wird.

Vom Augenblicke an, wo der Kaſten geöffnet wurde, bis der Fakir die Stimme wieder fand, konnte kaum eine halbe Stunde verfloſſen ſein, und abermals nach einer halben Stunde ſprach der Fakir mit mir und

seiner Umgebung, wenn auch mit schwacher Stimme wie ein Kranker, und dann ließen wir ihn, überzeugt, daß kein Betrug noch Täuschung in dem Vorgang untergelaufen war, dessen Augenzeugen wir gewesen."

Braid führt noch eine Reihe weiterer Fälle ähnlicher Art an, die ihm ebenfalls durch hochgestellte und durchaus glaubwürdige Personen verbürgt wurden. Er sucht die Möglichkeit solcher vollständig unglaublich klingenden Vorkommnisse durch Analogien zu erklären und führt als solche einerseits den Winterschlaf der Thiere an, deren manche ja zu regelmäßigen Zeiten in einen solchen Zustand geringsten Lebens gerathen, andererseits recurrirt er auf die häufig beobachteten Fälle von Starrkrampf, in denen die Betroffenen ansehnliche Zeit leblos blieben, sodaß man Anstalten zum Begräbniß traf, jedoch noch vor der Beerdigung sich wieder erholten. In den Fällen der Fakire kommt allerdings die Absicht der Betroffenen und die eigenen Bemühungen, den Zustand herbeizuführen, hinzu, und um hierfür eine Erklärung zu bringen, zieht Braid die Erfahrung herbei, daß unter Umständen empfängliche Individuen allein durch psychische Einflüsse hypnotisch werden, eine Erfahrung, die auch durch neuere Forscher bestätigt worden ist. Wir würden diese, den Zweifel geradezu herausfordernden Mittheilungen Braids hier nicht angeführt haben, könnten wir nicht auch hierfür bis zu einem gewissen Grade die Autorität Preyers*) ins Feld führen, der die angeführten Thatsachen für hinreichend verbürgt erachtet, um auch seinerseits Erklärungsversuche daran anzuknüpfen.

In dieselbe Kategorie wie die genannten Fakire gehören — wie hier beiläufig bemerkt werden möge — wahrscheinlich auch viele der religiösen Ekstatiker und Märtyrer, welche die gräßlichsten Qualen, ohne ein Anzeichen von Schmerz zu geben, erduldeten, die Mönche vom Berge Athos, die Säulenheiligen u. a. Der „religiöse Autosomnambulismus" der Hesychasten, der Quietisten und anderer Secten war darum wahrscheinlich ein hypnotischer Zustand, weil er durch völlige Ruhe („Abtödtung" gegen die Außenwelt) und durch Concentration der Aufmerksamkeit (z. B. Anstarren des Nabels bei den Omphalopsychikern, wohl auch des an die Nase gehaltenen Zeigefingers bei den Faskodrugiten) herbeigeführt wurde**). Preyer sah selbst, wie die Derwische, deren Uebungen er in Egypten beiwohnte, sich in ekstatische, wahrscheinlich hypnotische Zustände versetzten, indem sie unter pendelnden Kopfbewegungen bis zur Besinnungslosigkeit „Allah" riefen. —

Sehen wir nach dieser Abschweifung, welche weiteren Schicksale die Entdeckungen Braids in der Folgezeit erlebten. Wir begegnen da dem eigenthümlichen Umstande, daß eine ganze Reihe der von Braid festgestellten Thatsachen von neueren Forschern, die mit den Schriften Braids nicht bekannt gewesen zu sein scheinen, erst wieder neu entdeckt werden

*) Preyer l. c. und über die Erforschung des Lebens, Jena 1873.
**) Preyer, Die Entdeckung des Hypnotismus.

mußten, um zur allgemeineren Geltung zu gelangen. Es iſt Preyers Verdienſt, hierauf hingewieſen und der Priorität Braids nachträglich Geltung verſchafft zu haben. Zunächſt wurden die von Braid aufgeſtellten Behauptungen mehr oder weniger lebhaft angegriffen, und derſelbe hatte, ſo lange er lebte, Verdächtigungen und Verläumdungen aller Art zu ertragen. Doch ward ihm noch kurz vor ſeinem Tode die Freude zu Theil, daß berühmte Pariſer Aerzte, namentlich Velpeau und Broca, ſich ſeiner annahmen, nachdem Azam ſeine Entdeckungen in umfaſſender Weiſe beſtätigt hatte (1860). Nach längerer Pauſe war es dann der Pariſer Phyſiologe Richet, der 1875, ohne Braids Schriften zu kennen, zahlreiche hypnotiſche Verſuche an Menſchen anſtellte, welche die größte Aehnlichkeit mit denen Braids haben. In das Jahr 1878 fallen dann die erſten Verſuche Charcots, die, namentlich in Frankreich, allgemeiner die Aufmerkſamkeit auf den Gegenſtand lenkten. Charcot hat die Erſcheinungen des Hypnotismus in drei Phaſen eingetheilt. Er unterſcheidet einmal das Stadium der Lethargie: Der Lethargiſche ſcheint ſchlafend, die Augen ſind geſchloſſen; hebt man die Gliedmaßen in die Höhe, ſo fallen dieſelben wie gelähmt herab; jede Relation zu Perſonen oder ſonſt zur Außenwelt erſcheint aufgehoben. Im zweiten, dem Stadium der Katalepſie, kann man dem Individuum jede beliebige Stellung geben; man kann den Arm ſtrecken, das Bein heben, daſſelbe wird mehr oder weniger dieſe Stellung beibehalten. In dem Zuſtande der Katalepſie hat das Individuum die Augen geöffnet, und man kann die Katalepſie nach Charcot u. a. dadurch hervorrufen, daß man die Augen des Lethargiſchen öffnet. Das dritte Stadium iſt das des Somnambulismus. In dieſem Stadium hält das Individuum die Augen halb oder ganz geſchloſſen. Weſentlich charakteriſtiſch für dieſes Stadium iſt die eigenthümliche Erſcheinung der Suggeſtionsfähigkeit, auf die wir weiter unten noch eingehender zu ſprechen kommen.

Charcots Veröffentlichungen erregten auch in Deutſchland berechtigtes Aufſehen, doch veranlaßten erſt, wie bereits eingangs erwähnt, die Schauſtellungen Hanſens eine Reihe deutſcher Forſcher zu wiſſenſchaftlichen Experimenten über den Hypnotismus, durch die abermals eine ganze Anzahl der Beobachtungen Braids gleichſam neuentdeckt wurden.

Kurz nachdem Charcot ſich dem Studium des Hypnotismus zugewandt hatte, entſtand in Frankreich eine zweite „Schule“, die ſich in mancher Beziehung in einen Gegenſatz zu erſterem ſetzte. Dieſelbe wird hauptſächlich durch den Nancyer Kliniker Bernheim, den Nancyer Phyſiologen Beaunis und Liébeault, praktiſchen Arzt in Nancy, vertreten. Auch ein Nancyer Profeſſor der Rechte, Liégeois hat ſich vielfach mit dieſen Fragen beſchäftigt. Die Nancyer Schule erkennt die drei Phaſen Charcots nicht an, erklärt vielmehr alle verſchiedenen Erſcheinungen des Hypnotismus als durch Suggeſtion hervorgerufen. Ueberhaupt ſtellte dieſe Schule mehr und mehr die Suggeſtion,

die pſychiſche Beeinfluſſung des Individuums, in den Vordergrund der geſammten Erörterungen über den Hypnotismus.

Auch die erſten Beobachtungen über die ſpäter ſo genannten Suggeſtionserſcheinungen ſind auf Braid zurückzuführen. In ſeiner 1846 erſchienenen Schrift „The power of the mind over the body“ ſuchte derſelbe nachzuweiſen, daß eine unverwandt auf einen Punkt gerichtete Aufmerkſamkeit die Kraft hat, die Thätigkeit des Körpers in ſo hohem Grade zu verändern, daß ſich eine erhöhte Empfänglichkeit für äußere Einflüſſe einſtellt. Man kann nach Braid auf dieſe Weiſe Individuen im wachen Zuſtande glauben machen, daß ſie verſchiedene Formen und Farben ſehen und wechſelnde ſinnliche Eindrücke haben, eine unwiderſtehliche Kraft ſie anzieht und abſtößt, und gewiſſe Vorſtellungen in Bezug auf Schall, Geruch, Geſchmack, Kälte- und Wärmeempfindungen hervorrufen, für die ein wirkliches Subſtrat gar nicht exiſtirt. Ebenſo kann man Perſonen im Zuſtande der Hypnoſe derartig beeinfluſſen, daß ſie jede Einflüſterung Anderer als gegenwärtige Wirklichkeit annehmen und danach handeln. Dieſe Erfahrung Braids wurde 1880 von Heidenhain*) in vollem Umfange beſtätigt. Heidenhain ballte z. B. vor einer hypnotiſirten Perſon ſeine Fauſt — er ballt die ſeinige; er öffnet den Mund — jener thut daſſelbe. Nun ſchließt Heidenhain über dem herabgebogenen Haupte des Hypnotiſirten die Kiefer ſo ſchnell, daß die Zahnreihen hörbar aneinander klappen — jener wiederholt das Manöver. Heidenhain entfernt ſich mit hörbaren Schritten von ſeiner Verſuchsperſon, dieſe folgt, dabei den Tact und die Stärke der hörbaren Schritte nachahmend. Nun ſagt er in ruhigem aber beſtimmtem Tone zu dem Hypnotiſchen: „Heben Sie den Arm!“ Es geſchieht; alsdann: „Der Arm iſt gelähmt, Sie vermögen ihn nicht aus ſeiner Lage zu erheben, ſelbſt nicht mit Hülfe der nicht gelähmten Extremität“. Auch dieſe Suggeſtion geht in Erfüllung ꝛc. Eine andere Art der Suggeſtion iſt die, welche von Berger entdeckt und mit dem Namen „Echolalie“ bezeichnet worden iſt. Dieſelbe beſteht darin, daß das in Hypnoſe verſetzte Individuum alle Bewegungen, welche der Hypnotiſeur ihm vormacht, oder die ſchwierigſten Worte, welche er ihm vorſpricht, ſofort mit größter Präciſion nachahmt oder nachſpricht, oder auch nur angegebene Handlungen widerſtandslos ausführt. So genügen die einfach hingeworfenen Worte: Tanzen, Lachen, Singen, Springen ꝛc., um das Individuum ſofort zu veranlaſſen, daß es tanzt, lacht, ſingt, ſpringt ꝛc.

Von erhöhtem Intereſſe ſind die ſogenannten poſthypnotiſchen Suggeſtionen, d. h. Suggeſtionen, durch welche Perſonen während der Hypnoſe veranlaßt werden, nicht während des ſomnambulen Zuſtandes, ſondern erſt zu einem beſtimmten Zeitpunkte nach dem Wiedereintritt des normalen Wachſeins die ſuggerirten Handlungen auszuführen. Einen ſolchen Fall

*) Breslauer ärztliche Zeitſchrift 1880.

berichtet u. a. Bernheim*): Dem in Hypnoſe verſetzten Fräulein H. wurde ſuggerirt, ſich zu Herrn Forcachon zu begeben, um aus einem genau bezeichneten Schranke ein Armband zu ſtehlen. Forcachon empfahl ihr bei der Ausführung des Diebſtahls die größte Vorſicht an, vor allem, daß ſie ihn nie anſchuldigen oder anklagen dürfe. Die Ausführung der Suggeſtion geſchah pünktlich unter genauer Befolgung der angegebenen Einzelheiten, und Forcachon beobachtete den Vorgang. Am Abend darauf wiederholte Hypnoſe, und trotz der eindringlichen Ermahnungen und Bitten, den Dieb zu nennen, da ſie denſelben ja genau kenne, blieb die H. ſtandhaft bei der Behauptung, keine Kenntniß von dem Diebe zu beſitzen. Schließlich bekannte ſie ſich ſelbſt als Diebin, verweigerte aber jeden weiteren Aufſchluß über die Perſon, welche ſie zu demſelben überredet habe. Während des hypnotiſchen Schlafes flüſterte man nun der Perſon ein, einen Herrn L. als Dieb dem Friedensrichter zu bezeichnen, und man beſtimmte ſie, in dieſem Sinne einen Brief abzufaſſen, nachdem man ihr die feſte Ueberzeugung beigebracht hatte, daß L. das Armband geſtohlen, daß ſie ſelbſt ihn dabei beobachtet habe und daß ſie vollſtändig unſchuldig ſei. Unmittelbar nach dem Erwachen ſchrieb ſie den verlangten Brief, der wörtlich lautete:

„Herr Friedensrichter! Ich muß mich einer Pflicht entledigen. Heute morgen wurde bei Herrn Forcachon ein Armband geſtohlen. Einen Augenblick hielt man mich für die Diebin, aber mit Unrecht, denn ich ſchwöre Ihnen, ich bin durchaus unſchuldig. Ich bin in der Lage, Ihnen den Dieb zu nennen: es iſt der Herr L. (folgt der vollſtändige Name). Hören Sie auch, wie das zuging: Er ſchlich ſich um 1 Uhr in den Salon des Herrn Forcachon durch die kleine Hofthür ein, entwendete aus dem nahe am Fenſter ſtehenden Schrank das Armband der Madame Forcachon, ſteckte es in ſeine Taſche und entfernte ſich wieder auf demſelben Wege, den er gekommen. Ich beobachtete den Vorgang genau. Er iſt der Dieb, und ich bin bereit, dies vor Gericht zu beſchwören."

Liégeois gab einem jungen Mädchen ein aus reinem Zucker beſtehendes Pulver mit den Worten: „Hier haben Sie Arſenik, ſchütten Sie daſſelbe morgen in einem unbewachten Augenblicke in ein Glas mit Waſſer und geben dieſes Ihrer Tante als Limonade zu trinken. Sie werden ſie auf dieſe Weiſe vergiften." Die Tante, welche von der Suggeſtion verſtändigt war, berichtete am folgenden Tage, daß das Mädchen die verbrecheriſche Eingebung genau nach dem Verlangen Liégeois' ausgeführt habe.

Die Willfährigkeit Hypnotiſcher, Fremder Leben anzutaſten, geben ſie auch in Bezug auf das eigene Leben zu erkennen. Liébeault verlangte

*) Citirt von Sallis, Ueber hypnotiſche Suggeſtionen. Berlin und Neuwied, 1888.

von einem jungen Mädchen, daß es sich mit einem ihm dargereichten Pulver vergifte. Bereitwilligst nahm die Person das Pülverchen, welches ebenfalls nur aus Zucker bestand, löste es sorgfältig in einem Glase Wasser auf und leerte alsdann den vermeintlichen Giftkelch bis auf den letzten Tropfen.

In gleich leichter Weise, wie man die für Suggestionen empfänglichen Personen zu Diebstahl, falschem Zeugniß und Mord anstiften kann, läßt sich, nach den Berichten französischer Autoren, deren Bereitwilligkeit in selbstsüchtiger Absicht für civilrechtliche Acte, insbesondere für Schuld- und Schenkungsurkunden, letztwillige Verfügungen ꝛc., mißbrauchen. So sagte beispielsweise Liégeois zu einer hypnotisirten jungen Dame: „Sie wissen, daß ich Ihnen 500 Franken geliehen habe, Sie werden mir bestätigen, diese Summe empfangen zu haben." „Aber, mein Herr, Sie liehen mir nichts!" „Ihr Gedächtniß läßt Sie im Stich, Fräulein, gestern erst behändigte ich Ihnen an dieser Stelle eine Rolle mit der verlangten Summe." Unter dem Einflusse weiterer Suggestionen erklärte sich die Dame dann auch bereit, eine rechtsverbindliche Schuldurkunde auszustellen.

Die hier angeführten Beispiele führen ohne Weiteres zu einer Frage von eminenter Bedeutung hinüber: Wie sind unter dem Einfluß hypnotischer Suggestion begangene verbrecherische Handlungen vom juristischen Standpunkte aus zu beurtheilen? Daß es sich hier um keine rein akademische Frage handelt, geht daraus hervor, daß französische Autoren bereits über eine ganze Anzahl derartiger Fälle zu berichten wissen, welche vor französischen Assisen zur Verhandlung kamen. Complicirt wird diese Frage noch dadurch, daß andererseits Fälle bekannt geworden sind, in denen Angeklagte den Versuch machten, sich durch Berufung auf fremde Suggestion der Verantwortung für begangene Verbrechen zu entziehen. Daß derartige Fälle sich in Frankreich immer mehr häufen werden, wird erklärlich erscheinen, wenn wir erfahren, daß allein in Paris Hunderte von Hypnotiseuren und Magnetiseuren zum Zwecke von Schaustellungen und Wundercuren ihr Wesen treiben.

In der That haben auch hervorragende Rechtslehrer, namentlich in Frankreich, sich schon eingehend mit diesen Fragen beschäftigt. Auch in der Akademie wurde der Gegenstand bereits einer Erörterung unterzogen und führte, wie leicht erklärlich, zu einer Reihe von einander abweichender Auffassungen*). Was die Giltigkeit civilrechtlicher Acte, die zwischen Hypnotiseur einerseits und Hypnotisirtem andererseits gefertigt werden, z. B. Unterschreibung von Quittungen, Wechselaccepte, eingegangene Verpflichtungen u. s. w. anlangt, so können derartig vollzogene Verträge juridische Folgen nicht haben, weil die nöthigen Eigenschaften zur Rechtsgültigkeit solcher Acte nicht vorhanden sind, und im Uebrigen werden, da

*) Cfr. Sallis l. c.

des Hypnotiſeurs gewinnſüchtige Abſicht unter Benutzung des Leichtſinnes, der Unerfahrenheit und Unzurechnungsfähigkeit des Hypnotiſirten erwieſen iſt, die im Reichsſtrafgeſetzbuche vorgeſehenen Beſtimmungen die Baſis einer ſtrafrechtlichen Verfolgung abgeben. Während ferner auch darüber Einhelligkeit beſteht, daß derjenige, der freiwillig einen ſtrafbaren Act ſuggerirt hat, als wirklicher Verletzer des Geſetzes auch voll für die That verantwortlich iſt, geht man in den Meinungen bezüglich der Strafbarkeit des Hypnotiſirten auseinander. Von einer Seite wurde die Anſicht vertreten, man dürfe den letzteren, falls er ſich nicht etwa, gerade um das Delict zu begehen, hypnotiſiren ließ — in welchem Falle er allerdings voll verantwortlich wäre — nicht für das willenlos von ihm begangene Delict ſtrafen. Dem ſteht die entgegengeſetzte Auffaſſung gegenüber, es müſſe ein Jeder, der in freiwillig zugeſtandener Hypnoſe ſich ſeiner Willensfreiheit entäußere, auch für die Folgen ſolcher Entäußerung, alſo für ſuggerirte und vollzogene Delicte, geſtraft werden können.

Eine der größten Schwierigkeiten beſteht zweifellos darin, ob der verlangte Nachweis der Willenloſigkeit im concreten Falle nur auf Grund experimenteller Erfahrungen an Anderen als auch für den Inculpaten zutreffend geführt werden kann. Es wäre dann auf Anordnung des Richters der Angeklagte erneut in Hypnoſe zu verſetzen, um die Wirklichkeit des hypnotiſchen Zuſtandes und die Aeußerungen der Suggeſtion zu erkennen. Abgeſehen von der Schwierigkeit einer ſolchen Expertiſe, die noch eine Steigerung erführe, wenn es ſich um poſthypnotiſche Delicte handelte, müßte man in jedem Falle die Ueberzeugung gewinnen, daß eine Simulation nicht vorliegt.

Eine zweite Frage von Bedeutung, die unter Umſtänden der richterlichen Entſcheidung unterliegen kann, iſt die, ob hypnotiſche Experimente dauernde Geſundheitsſchädigungen Hypnotiſirter zur Folge haben können. Franzöſiſche Gerichtshöfe haben ſich auch mit dieſer Frage bereits wiederholt zu beſchäftigen gehabt. Schon Braid betont, daß man ſehr vorſichtig ſein ſoll bei Anſtellung von Experimenten mit Hypnotiſchen, „weil es wohl möglich iſt, daß der Kranke ſehr darunter zu leiden hat, ohne zur Zeit im Stande zu ſein, dies irgendwie zu äußern, da ſeine Willenskraft vollſtändig aufgehoben iſt. Alle Proben, welche Körpertheile verletzen oder jemand beſchädigen, ſoll man auch bei den Kranken vermeiden, die alle Empfindung und alles Gedächtniß verloren haben. Denn wenn ſie auch vom Patienten nicht empfunden werden und keine Erinnerung davon zurückbleibt, ſo werden ſolche Eingriffe dennoch, mag der Verluſt der Empfindung Folge eines kataleptiſchen Anfalles oder der Ausdruck einer durch Hypnotismus, Mesmerismus, Chloroform, Haſchiſch oder ſonſt ein narkotiſches Mittel hervorgerufenen Anäſtheſie ſein, ſobald der Kranke wieder normal empfindet, denſelben fühlbar werden.“ Bekannt ſind die ſcandalöſen Vorgänge bei den Schauſtellungen Hanſens, der z. B. eine im kataleptiſchen

Zustande befindliche Versuchsperson mit Hacken und Kopf auf zwei Stühle legte und noch ein bedeutendes Gewicht auf den Bauch des dergestalt frei Schwebenden legte oder sich gar darauf stellte. Welche Folgen derartige Brutalitäten für die Gesundheit des Betreffenden haben können, liegt auf der Hand. Noch kürzlich haben in Berlin ähnliche Vorgänge zu einem polizeilichen Verbot der Vorstellungen des Magnetiseurs Völlert geführt. Ihren Gipfelpunkt haben diese scandalösen Schaustellungen in Paris erreicht, wo noch vor nicht allzulanger Zeit u. a. einer dieser Magnetiseure allabendlich eine Hypnotisirte in einen Käfig sandte, in dem sich vier mächtige Löwen befanden, die von dem Thierbändiger gezwungen wurden, über das Ruhebett zu springen, auf dem die Unglückliche ausgestreckt lag. Solche und ähnliche Ausschreitungen haben glücklicherweise bereits zu einer Reihe von Verboten hypnotischer Schaustellungen geführt, deren recht baldige Verallgemeinerung dringend erwünscht wäre. Zur Ehre des richtigen Tactes des besseren Publikums unserer deutschen Städte sei hier constatirt, daß man sich auch von dieser Seite hier und da bereits energisch gegen solche Zumuthungen verwahrt hat.

Bis zu diesem Punkte unserer Erörterungen haben wir es durchweg mit Erscheinungen des Hypnotismus zu thun gehabt, die, wenn es auch bis heute der Wissenschaft nicht gelungen ist, eine ausreichende Erklärung für sie zu finden, doch im Allgemeinen durch zuverlässige Beobachter nachgeprüft und bestätigt worden sind. Zwar weichen auch hier bereits die Angaben der verschiedenen Forscher manchmal nicht unwesentlich von einander ab. Wir haben oben bereits eines Einwandes gedacht, den Preyer gegen die Angaben Braids erhebt, und der sich auf die relativ hohe Zahl von Individuen bezieht, bei denen es Braid überhaupt gelang, hypnotische Zustände hervorzurufen. Dieselbe Frage ist auch neuerdings wieder der Gegenstand von abweichenden Meinungsäußerungen, namentlich zwischen französischen und deutschen Beobachtern geworden. Die Nancyer Statistik giebt für die Disposition zur Hypnose eine sehr hohe Zahl an, ungefähr 90 Procent. Deutscherseits hat man ganz entgegengesetzte Erfahrungen gemacht. Diese Differenz ließe sich aber vielleicht noch am ehesten überbrücken. Uns wenigstens will es ganz plausibel erscheinen, wenn folgende Argumentation hier zur Erklärung herangezogen wurde*): Es liegt im Charakter solcher Erscheinungen, daß sie die Nachahmung in hohem Grade hervorrufen. Wir haben dafür überzeugende historische Beispiele; die tausend tanzenden Jungfrauen in Köln, die Kinderkreuzzüge u. a. Daß sich daher solche Dinge durch eine Art Ansteckung verbreiten, hat nichts Verwunderliches. In zweiter Linie kommt der stark ausgeprägte nervöse Charakter der Versuchspersonen in Betracht, die z. B. in der Salpétrière in Paris zu diesen Versuchen herangezogen werden, und die alle bereits

*) Ewald, Sitzung der Berliner medicinischen Gesellschaft vom 2. November 1887.

wissen, um was es sich handelt. Bei allen sind schon seit Generationen, durch eine Art natürlicher Zuchtwahl, die Bedingungen dazu geschaffen. Die Eltern waren schon Epileptiker, die Väter waren dem Alkohol oder Absynthgenuß ergeben, die Mütter haben sich an allen möglichen Orten bewegt, und so ist also eine große nervöse Disposition vorhanden.

Viel stärker fallen die Bedenken ins Gewicht, die sich in deutschen Gelehrtenkreisen immer lauter erheben gegen eine andere Richtung, welche die neueren Forschungen über den Hypnotismus in Frankreich genommen haben. Es handelt sich um die Verwerthung desselben für die Heilkunde. Wir müssen, um dieses Capitel hier noch mit einigen kurzen Bemerkungen zu erledigen, abermals auf Braid zurückgehen.

Schon Braid hat die Hypnose in zahlreichen Fällen als Heilmittel angewandt, und wenn wir seine sorgfältig belegten Krankengeschichten lesen, die große Anzahl von pathologischen Zuständen überblicken, die er durch einfaches Hypnotisiren theils erheblich gebessert, theils ganz beseitigt haben will, so wird man lebhaft an die „wohlbeglaubigten" Erfolge erinnert, die noch heute jeder Wunderdoctor für die Vortrefflichkeit seines Heilmittels ins Feld führt. Aber je mehr wir uns aus dem Studium der Braid'schen Schriften das Gesammtbild des Mannes vergegenwärtigen, um so mehr müssen wir dem Urtheil Preyers uns anschließen, der über die therapeutischen Versuche Braids sagt: „Wäre der von vornherein und noch im Jahre 1841, also etwa in seinem 46. Lebensjahre gegen den thierischen Magnetismus eingenommene treffliche Arzt und Wundarzt nicht ein so nüchterner Beobachter und kritischer Kopf gewesen, auch als er später den Hypnotismus praktisch verwerthete, dann würde man ebenso über seine wunderbaren Heilungen zur Tagesordnung übergehen, wie es bei den Scheinkuren der Mesmeristen geschah. Der Braidismus ist aber etwas ganz anderes. Braid verfährt methodisch. Jedem einzelnen Krankheitsfall wird die Art des Hypnotismus rationell angepaßt, was der Arzt leicht erlernt. Er steigert hier die Erregbarkeit, setzt sie dort herab, läßt hier die Muskeln sich zusammenziehen, dort erschlaffen, in einem Fall das Blut schneller, im anderen langsamer strömen, den Erschöpften, von Schmerzen Gequälten bald lange, bald kurz, tief oder leise schlafen. Hier ist der Lethetrank, welcher nicht nur den Jammer des Tages und der Nacht in Vergessenheit hüllt, sondern in unbegreiflicher Weise oft die schlimmsten Leiden ganz und gar beseitigt! Dadurch, daß man ohne Weiteres immer wieder und wieder sagte: „Das ist nicht wahr!" wird an der Nothwendigkeit, die behaupteten, theils beglaubigten, theils zweifelhaften Heilungen aufs Neue durch die Erfahrung zu prüfen, nichts geändert. Die Wunderdoctoren haben viel Zulauf und wirkliche Erfolge; beruhen diese nicht zum Theil darauf, daß sie ihre Patienten hypnotisiren? Der wissenschaftliche praktische Arzt hypnotisirt nicht, weil er während seines vier- oder fünfjährigen Studiums nichts über den Hypnotismus gelernt hat, und fürchtet, für einen Quacksalber

gehalten zu werden, wenn er so wie der Wunderdoctor verfährt, sei es auch nur in einem Falle. Das ist der wahre Grund des Mißerfolgs Braids gewesen und ist noch der durchschlagende Grund dafür, daß man lieber die Kranken mit Morphin und Chloral behandelt, als sie hypnotisirt, um ihre Schmerzen zu lindern."

In Deutschland hat Berger im Jahre 1880 Fälle publicirt, in denen er bei Nervenkranken Heilungen durch den Hypnotismus erzielte. Ausgedehntere Anwendung hat das Verfahren aber erst gefunden, seitdem die Nancyer Schule, namentlich Liébeault und Bernheim, die Suggestion für die Therapie zu verwerthen suchten. Kopfschmerz, Migräne, Neuralgieen aller Art, nervöse Lähmungen, kurz das ganze Heer der nervösen und neurasthenischen Affectionen wird in das Bereich dieser Suggestionsbehandlung gezogen. Die Nancyer Schule läßt nicht, wie Braid, einen glänzenden Gegenstand fixiren, um den hypnotischen Schlaf zu erzeugen, schon der Schlaf wird durch Suggestion hervorgebracht. Bernheim sagt also z. B.: „Sehen Sie mich an, denken Sie nur an den Schlaf, denken Sie fest daran, schon wird Ihr Auge matt, das Augenlid fängt an zu blinzeln, eine allgemeine Müdigkeit überkommt den Körper, Arme und Beine werden gefühllos, das Auge thränt, der Blick ist trübe, jetzt schließen sich die Augen, Sie können sie nicht mehr öffnen, schlafen Sie."*) Sobald das Individuum die Augen geschlossen hat, beginnt die therapeutische Suggestion, die z. B., wenn es sich um Schmerzen handelt, lautet: „Der Schmerz geht ganz weg, er wird geringer und geringer," und dann wird noch die posthypnotische Suggestion hinzugesetzt, daß nach dem Erwachen der Schmerz verringert oder ganz verschwunden sein werde. Es ist zweifellos verbürgt, daß auf diese Weise eine Reihe von Heilungen erzielt wurden. Das ist aber an sich nicht wunderbar. Auch ohne Hypnotismus sind solche Heilerfolge erzielt. Romberg verschrieb einer gewissen Kategorie von Kranken Aqua destillata und fügte der Verordnung ein Ausrufungszeichen mit Bezug auf die Zahl der Tropfen, die genommen werden sollten, hinzu, und er hat ausgezeichnete Erfolge damit erzielt. Auf der Krukenberg'schen Klinik in Halle wurde, sobald eine Patientin kam, die sich den Magen verdorben hatte, ihr ein Brechmittel verabreicht und ihr dazu gesagt: „Jetzt werden Sie dreimal brechen, und wenn Sie dreimal gebrochen haben, werden Sie gesund sein," und diese Suggestion half so pünktlich, daß die betreffenden Patienten nicht mehr oder weniger als drei Mal oder je nach Umständen zwei- oder vier Mal, wie ihnen vorausgesagt wurde, erbrachen.**) Aber es läßt sich in der That erwarten, daß gerade die hypnotische Suggestion bei nervösen Zuständen sich in erhöhtem Maße als heilsam erweisen wird, nur ist dabei unbedingte Voraussetzung, daß die

*) Moll, Sitzung der Berliner medicinischen Gesellschaft vom 2. November 1887.
**) Mendel, Sitzung der Berliner medicinischen Gesellschaft vom 2. November 1887.

Anwendung dieser Heilmethode einzig in der Hand des wissenschaftlich gebildeten Arztes liegt, der im Stande ist, streng zu individualisiren. In der Hand des Laien kann sie die schwersten Schädigungen des Patienten herbeiführen. Denn das wiederholte Hypnotisiren ist keineswegs eine ganz ungefährliche Procedur, vielmehr sehr geeignet, gesunde Menschen nervös und nervöse noch viel nervöser zu machen, als sie schon waren.

Wesentlich verschieden von diesen Fällen, sind diejenigen, in welchen wirkliche organische Veränderungen durch Suggestion hervorgebracht sein sollen. Braid hat bereits darauf hingewiesen, daß anhaltendes Richten der Aufmerksamkeit auf einen beliebigen Körpertheil im Stande ist, eine Veränderung in den Ernährungsverhältnissen dieses Organs hervorzurufen, und ähnliche Thatsachen sind es, welche diejenigen zur Erklärung heranziehen, welche hierhergehörige Beobachtungen mitgetheilt haben. Wir erinnern hier nur an das oft wiederholte Experiment, daß man Personen im hypnotischen Zustande einfaches Papier auf den Rücken klebte mit der Suggestion, es handle sich um ein Blasenpflaster. Eine Reihe von Autoren giebt an, daß nach einiger Zeit wirkliche Blasen an der betreffenden Stelle aufgetreten seien. Selbst ein so angesehener Autor wie Jendrassik in Budapest theilt eine Beobachtung mit, nach welcher einer Hypnotisirten ein kaltes Eisen auf die Hand gelegt, und ihr dabei suggerirt wurde, es sei glühendes Eisen. Er behauptet nun, daß daraufhin Brandblasen entstanden seien. Vielfach citirt ist auch der Rochefortor Marinesoldat, dem die Initialen seines Namens auf den Unterarm gezeichnet wurden mit der Suggestion: „Heute Nachmittag um 4 Uhr wirst Du einschlafen, und Dein Namenszug wird alsdann an den eben bezeichneten Linien mit blutenden Lettern erscheinen.“ Der Kranke schlief zur bestimmten Stunde ein, und auf seinem Arm erschienen die erhabenen, leicht blutenden Schriftzüge. Sollte sich etwa das Wunder der Louise Lateau auf diesem Wege erklären lassen?

Wieviel von diesen abenteuerlichen Geschichten auf einwandsfreier Beobachtung beruht, wieviel auf Simulation und Betrügereien von Versuchspersonen zurückzuführen ist, die an den hochgradigsten Formen von Hysterie litten und damit an einer Sucht Aufsehen zu erregen, welche, durch die Verwunderung der Umgebung genährt, vor keiner Lüge, vor keinem Betruge zurückschreckt, müssen wir dahingestellt sein lassen. Wir würden ohne Weiteres über dieselben zur Tagesordnung übergegangen sein, wären es nicht Männer von wissenschaftlichem Ruf, deren Namen wir für ihre angebliche Zuverlässigkeit ins Feld führen können. Einer späteren unbefangenen Kritik muß es vorbehalten bleiben, die Spreu von dem Weizen zu sondern. An eine andere Kategorie jener neuesten französischen Entdeckungen hat sich die Kritik bereits herangemacht, das ist jene wunderbare Blüthe ärztlicher „Beobachtung“, die von den Professoren an der medicinischen Facultät in Rochefort Bourru und Burot ausgeht, und deren sich kein Geringerer als der bekannte Neurologe Luys, Mitglied der Akademie

der Medicin, mit großer Wärme angenommen hat. Die genannten Autoren berichten über Fernwirkungen von Arzneimitteln und Giften. Die betreffenden Substanzen wurden, nachdem die Versuchsperson hypnotisirt war, in ein Fläschchen eingeschlossen, auf die Haut applicirt oder in einiger Entfernung von derselben gehalten. Narcotica, auf diese Weise in die Nähe des Körpers gebracht, sollen Schlaf, Brechmittel Erbrechen, Spirituosen Rausch, Baldrian katzenartige Aufregung u. s. w. hervorgerufen haben. Entsprechende Wirkungen wurden von einer ganzen Reihe von Substanzen berichtet. Wir brauchen diese Dinge wohl kaum ernsthaft zu nehmen. Nur nebenbei soll hier im Anschluß daran berichtet werden, daß Burot auf schriftlichem Wege Hypnosen erzielt haben will, und daß Liégeois — ganz zeitgemäß — eine 1500 Meter von ihm entfernte Person per Telephon hypnotisirte!

Wir haben im Vorstehenden die merkwürdige Entdeckung Braids durch alle Phasen ihrer Entwickelung bis auf die Gegenwart verfolgt. Wir konnten nicht umhin, gestützt auf das Zeugniß einwandsfreier Beobachter, eine Reihe von Thatsachen als vollgültig beglaubigt anzuerkennen, die auf den ersten Blick so wunderbar erscheinen, daß es dem nüchternen Verstande schwer wird, sie nicht als unmöglich von sich zu weisen. Eine ausreichende Erklärung für die gefundenen Thatsachen zu geben, ist bis heute noch keinem der zahlreichen Forscher gelungen, die sich mit der Frage beschäftigt haben, wenn auch bereits manches Licht in das anfangs undurchdringlich erscheinende Dunkel gefallen ist. Es geht hier nicht anders, wie leider noch auf so vielen Gebieten der Wissenschaft vom Menschen und seinem Geistesleben. Wir konnten andererseits einer Reihe angeblich verbürgter Beobachtungen gegenüber unsern Zweifel nicht verhehlen. Die Kritik wird sich noch mit manchen Fragen auf diesem Gebiete zu beschäftigen haben, und unfehlbar wird sie genöthigt sein, Manches auszusondern, was nicht vor ihrem Richterstuhle besteht. Aber weder einseitiger Skepticismus, noch allzugroße Leichtgläubigkeit ist einer so eigenartigen Frage gegenüber am Platze.

„Unbegrenzter Zweifel ist ebenso das Kind der Geistesschwäche, wie unbedingte Leichtgläubigkeit", lautet einer der vielen beherzigenswerthen Aussprüche des Entdeckers des Hypnotismus, ein Ausspruch, der hier wie kaum irgendwo sonst am Platze ist.

Horaz in Spanien.

Von

Emil Hübner.

— Berlin. —

Ueber Horaz als Dichter gehen die Meinungen noch weit auseinander. Wollte man der ungeheuern Literatur trauen, die in Ausgaben, Erklärungen, Uebersetzungen und Nachahmungen seit vier Jahrhunderten bei allen europäischen Kulturvölkern um ihn emporgewachsen ist, so wäre jeder Zweifel an seine überragende Bedeutung ausgeschlossen. Die Literatur über Homer und die griechischen Tragiker, so umfangreich sie auch ist, beginnt erst ein paar Jahrhunderte später als die Horazische. Keiner der gelesensten älteren und neueren Dichter, nicht Vergil, nicht Dante und Shakespeare, nicht Goethe und Schiller erreichen ihn an Nummernzahl in ihren Bibliographien. Aber sieht man sich unter dem jetzt lebenden Geschlechte nach Lesern, Kennern, Freunden und Bewunderern des Dichters um, so sind sie an den Fingern zu zählen. Die Satiren und Episteln läßt man noch am ehesten gelten. Von den Epoden und den Oden werden nur die wenigsten überhaupt anerkannt; man wirft ihnen fast allgemein, außer in gewissen schulmeisterlichen Kreisen, Unnatur, Kälte hohlen Wortschwall vor. Und selbst bei mildester, verständnißvoller, ab- und zurechnender Beurtheilung vermag man nicht recht warm bei ihm zu werden. Wo also steckt eigentlich der Kern seines dichterischen Werthes? Diese Frage zu beantworten müßte weiter ausgeholt werden, als es hier thunlich ist. Ich will nur auf einiges Naheliegende hinweisen. Auch diejenigen Kreise unserer Nation, deren Bildung noch vorwiegend auf der antiken Literatur ruht — es ist dies ja bei der Mehrheit durchaus nicht mehr der Fall —, verhalten sich der römischen Dichtung und Prosa gegenüber

vorwiegend ablehnend. Nur wenige Ausnahmen, zu denen Horaz nicht gehört, werden gemacht: Catull und Einiges bei Lucrez, Tibull und Properz (für ihn hat Goethes Begeisterung entschieden) läßt man als echte Dichter gelten. Alles Uebrige fertigt man als mehr oder weniger schwache Nachahmung der so viel höher stehenden griechischen Vorbilder ab. Von gesinnungstüchtigen Lehrern ist es ganzen Generationen von Schülern nicht umsonst eingeprägt worden, daß nur griechische Dichtung Dichtung sei, neben unserer deutschen. Neben Homer, Aeschylus und Sophokles werden nur die Nibelungen und Gudrun, sowie allenfalls noch Walter und Hartmann nebst einigen Aehnlichen genannt. Es gilt fast für unsittlich und unmännlich, an der römischen Aftermuse Gefallen zu finden. Und unsere Klassiker, Herder, Goethe, Schiller, haben durch einige aus dem Zusammenhang gerissene Urtheile zu weiter Verbreitung dieser Glaubenssätze unzweifelhaft beigetragen, obgleich sie keineswegs so gering von der römischen Poesie dachten. Und die Poesie aller romanischen Völker müßte, nach diesem Maaßstab gemessen, erst recht zum allergrößten Theil verworfen werden. Wer möchte leugnen, daß wenn es sich um die Unterscheidung von naiver und sentimentalischer Dichtung handelt, jener zweifellos der Vorzug gebührt? Aber die sentimentalische ist darum doch auch Dichtung, und wer sie ganz verwirft, bringt sich zum eigenen Schaden durch starre Einseitigkeit um reiche Quellen edelsten Genusses. Für Horaz gilt das in hervorragendem Maaße. Mißt man ihn nicht an Homer und an Goethe — an seinen Vorbildern ihn zu messen ist unmöglich, da sie uns nicht erhalten sind —, sondern läßt ihn unbefangen auf sich wirken, so tritt seine dichterische Eigenart früher oder später deutlich hervor. Freilich liegt das Verständniß nicht überall auf der Oberfläche, und trotz jahrhundertelangen Bemühens zahlreicher Gelehrter bleibt noch manche Stelle dunkel, ist selbst der poetische Grundgedanke einzelner Gedichte noch nicht völlig aufgeklärt. Es ist bekannt, daß auch der eminente Scharfsinn Richard Bentleys, trotz der beträchtlichen Dosis von gesundem englischem Menschenverstand, die er enthielt, nicht immer die richtige Deutung des überlieferten Textes zu finden gewußt und deshalb ohne Noth zu oft blendenden Verbesserungen schreiten zu müssen geglaubt hat. Mit fast nicht geringerem Scharfsinn — aber verkehrtem Scharfsinn — hat der Holländer Hofman-Peerlkamp den halben Horaz für Nichthoraz erklärt und den anderen halben durch die willkürlichsten Aenderungen entstellt. Einen erheblichen Schritt, das Verständniß der am meisten umstrittenen unter den horazischen Gedichten, der Oden, in weitere Kreise zu tragen, ist durch Adolf Kießlings Ausgabe mit deutschen Einleitungen und Anmerkungen gemacht worden (Berlin 1884); der vor kurzem erschienene zweite Theil umfaßt die Satiren; der dritte mit den noch fehlenden Episteln folgt ihm gewiß bald nach.

Inzwischen hat Horaz, unbekümmert um den Streit der Philologen, seine Culturmission zu erfüllen fortgefahren. Nur für wenige antike Dichter hat die literargeschichtliche Forschung sich schon zu der universalen Weite

der Betrachtung erhoben, daß sie ihre Wirkungen bis auf die Gegenwart im Einzelnen verfolgt. Was für die großen Stoffe des Epos und der Tragödie bekannt ist, gilt nicht minder von zahlreichen anderen poetischen Erfindungen der antiken Literatur: sie sind einmal gemacht und hundert Mal nachgeahmt, verändert, neu angewendet worden. Für die Stoffe der Komödie hat man das neuerdings an den frappantesten Beispielen aufgezeigt. In Bezug auf Horaz ist es bisher, soviel ich weiß, weder für das Italienische oder Französische, noch für das Deutsche oder Englische im Zusammenhang untersucht worden, obgleich der Einfluß des Horaz auf die lyrische und didaktische Poesie dieser Nationen unzweifelhaft ist. Er erstreckt sich auch auf die skandinavischen und slavischen Literaturen. Aber am nachhaltigsten ist er unzweifelhaft in den romanischen Literaturen zu spüren, aus nahe liegenden Gründen. Für diejenigen unter den romanischen Sprachen, welche diesseits und jenseits des Oceans die weiteste Verbreitung erlangt haben, für das Spanische und Portugiesische, ist dies neuerdings in ausführlicher Darlegung nachgewiesen worden. Sie verdient es, auch in den weiteren Kreisen der Gebildeten beachtet zu werden.

Marcelino Menéndez y Pelayo nimmt unter den spanischen Schriftstellern der Gegenwart trotz seiner Jugend (er ist 1845 geboren) bereits einen hervorragenden Platz ein. Er ist Professor der Literatur an der Madrider Universität und Mitglied verschiedener spanischer Akademien. Er hat bereits eine Geschichte „der spanischen Heterodoxen" und eine Geschichte der ästhetischen Ideen in Spanien" (in vier Bänden) geschrieben; ferner einen Band „Studien in literarischer Kritik" und einen über „Calderón und sein Theater"; endlich ist er auch Dichter von „Oden, Episteln und Tragödien", die in einem Bande gesammelt erschienen sind. Er gehört zu den Ultra-Orthodoxen und Ultra-Nationalen, die in der Partei der „Gemäßigten" (der Moderados) den rechten Flügel der „Neukatholischen" (wie bei uns die Neupreußischen oder Deutschconservativen), fast zu den Karlisten Neigenden bilden. Er sieht in der lateinischen Rasse den allein berufenen Träger der katholisch-monarchischen Gesinnungen, die er für die richtigen hält. Deutschland, England, Nordamerika sind ihm die Träger der demokratischen Ideen, des Unglaubens, des Materialismus, die er fürchtet und haßt. Noch kennt er von Deutschland nicht sehr viel und will es auch nicht näher kennen lernen; aber er hat deswegen doch in seinen ästhetischen Studien Lessing, Winckelmann, Hegel und anderen deutschen Forschern volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Selbst unter seinen Landsleuten, ja unter den Verständigen seiner eigenen Partei, finden seine zum Theil sehr überspannten Ansichten keine Billigung, höchstens Entschuldigung, als die eines jugendlichen Heißsporns, der sich noch abkühlen muß. Wir werden uns um seine Abneigung nicht grämen und ihn in seinen politischen Ansichten nicht stören; sie werden sich mit der Zeit selbst zurechtsetzen. Immerhin ist es zu beklagen, daß ein Mann von unleug-

barem Talent, von großer Arbeitskraft und von einigem Einfluß auf das heranwachsende Geschlecht, in der absichtlichen Unwissenheit seines beschränkten Parteistandpunktes verharrt. Wir werden nicht Gleiches mit Gleichen vergelten, sondern von denjenigen seiner Arbeiten, die sich auf neutralem Gebiete bewegen, gern und vorurtheilslos Kenntniß nehmen. Er trägt sich, wie er in dem Vorwort seines gleich zu nennenden Buches berichtet, mit dem Plan einer „Geschichte des spanischen Humanismus"; gewiß ein lehrreiches und bisher noch nicht in Angriff genommenes Capitel aus der unerschöpflichen Geschichte der Renaissance überhaupt. Ein Abschnitt aus diesem Werke, für das er umfangreiche Materialien gesammelt hat, ist sein „Horaz in Spanien". Auch einige andere daraus hat er bereits in Zeitschriften veröffentlicht; es sind Studien über die spanischen Uebersetzer der Ilias, der Aeneis und der übrigen Gedichte des Vergil. Die Arbeit über Horaz erschien zuerst in einzelnen Aufsätzen in einer Zeitschrift, wurde dann (im Jahre 1878) zu einem Buch zusammengefaßt, und liegt nun in einer zweiten, vielfach vermehrten und schön ausgestatteten Bearbeitung vor*).

Vorangeschickt ist, außer dem kurzen, aus Santandér, der Heimat des Verfassers, datirten Vorwort vom August des Jahres 1883, ein „Urtheil über die erste Ausgabe" von Juan Valera. Dies ist der durch seine Bearbeitung der spanischen Literaturgeschichte des Grafen Schack sowie durch weit verbreitete Novellen bekannte Dichter und Diplomat. Seine andalusische Erzählung Pepita Jiménez gehört, neben einigen ähnlichen von Alarcón und Perez Galdós, zu den besten ihrer Gattung; seine späteren Arbeiten der Art sind schwächer. Valera ist keineswegs blind gegen die Fehler Menendez Pelayos. Er wirft ihm vor, daß er einen der am Meisten von horazischem Geiste durchtränkten unter den neueren spanischen Dichtern, Quintana, nur deshalb ungerecht beurtheilt, weil er zu den vorgeschrittenen Liberalen gehörte. Auch ist er keineswegs ein unbedingter Bewunderer des Horaz, gegen dessen Lyrik er viele von den Vorwürfen erhebt, deren ich schon gedacht habe. Aber er rühmt mit Recht die Gelehrsamkeit, den Geschmack, die vortreffliche Darstellung in dem „Horaz in Spanien". Der Verfasser konnte seinem Buche keine unparteiischere, anmuthiger geschriebene Beurtheilung mit auf den Weg geben, als die Valeras.

Hierauf folgt nach „zwei Worten an den Leser", die aus der ersten Ausgabe wiederholt sind, als neue „Einleitung" zum ersten Bande eine „Epistel an Horaz" vom Verfasser, die auch in dem Bande seiner Gedichte steht. Es sind 240 Verse in dem leichten Maß der reimlosen sechsfüßigen Jamben mit weiblicher Endung. Sie berichten, wie den Verfasser

*) Horacio en España; Solaces bibliográficos de D. Marcelino Menendez y Pelayo u. s. w.; segunda edicion, refundida, 2 Bände, Madrid 1885 (LVIII 354 und 441 S.) 8.

eine alte ſpaniſche Ausgabe des Horaz, die er wie „eine heilige Bundeslade des Geſchmackes und der Schönheit“ verehrt, zu ſeinem Werk veranlaßt habe. Und nun beſpricht er, im erſten Abſchnitt des erſten Bandes, zuerſt in ſieben Capiteln nach der Zeitfolge die ſpaniſchen (oder vielmehr caſtilianiſchen) Ueberſetzer des Horaz im engeren Sinne, im achten die der ſpaniſchen Colonien Mexico und Centralamerika, nämlich der Staaten Guatemala, Honduras, San Salvador, Nicaragua und Coſta-Rica, ferner die der ſüdamerikaniſchen Staaten Columbia, Ecuador, Peru, Chile, der argentiniſchen Republik, und endlich Uruguays. Der zweite Abſchnitt des erſten Bandes handelt von den portugieſiſchen Ueberſetzern des Horaz. Denn, ſo ſagt der Verfaſſer, er habe ſein Buch mit Abſicht „Horaz in Spanien“ genannt, obgleich es das portugieſiſche Sprachgebiet mit umfaſſe. Spanien ſei ein geographiſcher, kein politiſcher Name; Portugal ſei und werde immer ein ſpaniſches Land ſein, auch wenn es für unendliche Zeiten unabhängig bliebe. Noch in dieſem Jahrhundert habe Almeida-Garrett, der erſte Dichter Portugals, geſagt: „Wir ſind Spanier und Spanier müſſen wir uns nennen, ſo viele wir die iberiſche Halbinſel bewohnen“. Und „Horaz in Iberien“ habe er vermieden wegen des politiſchen Beigeſchmacks, durch den der Name Iberien neuerdings von einer gewiſſen Partei in Mißcredit gebracht worden ſei. Und in der That ſtehen die in zwei chronologiſchen Abſchnitten behandelten portugieſiſchen und braſilianiſchen Ueberſetzer des Horaz genau auf derſelben Stufe, wie die dann folgenden vereinzelten, die horaziſche Gedichte in den galiziſchen und aſturiſchen Dialekt überſetzt haben, ſowie endlich die zahlreicheren catalaniſchen. Ein ſtatiſtiſches Generalregiſter beſchließt den Band. Sechs Mal iſt der ganze Horaz in das Spaniſche überſetzt worden (zwei dieſer Ueberſetzungen blieben unedirt), einmal in das Portugieſiſche, ſechs Mal außerdem alle Oden in das Spaniſche und ſieben Mal in das Portugieſiſche. Alle Satiren und Epiſteln ſind nur je einmal, von verſchiedenen Verfaſſern, in das Spaniſche, die Satiren zwei Mal in das Portugieſiſche überſetzt worden; die Epiſtel an die Piſonen aber nicht weniger als fünfunddreißig Mal in das Spaniſche, elf Mal in das Portugieſiſche und einmal in das Catalaniſche. Gelegentliche Ueberſetzer einzelner Gedichte in größerer oder geringerer Anzahl giebt es 165 ſpaniſche, 50 portugieſiſche, einen galiziſchen zwei aſturiſche, und zehn catalaniſche. Dazu kommen noch 29 ſpaniſche und portugieſiſche Erklärer des Horaz. Die Ueberſicht, aus der ſich ergiebt, wie viele Ueberſetzer die einzelnen Gedichte gefunden haben, läßt ſich nicht wiedergeben. Die größten Zahlen erreichen die fünf erſten und die vierzehnte Ode des erſten Buches, die zehnte und vierzehnte des zweiten Buches und die erſte Epode. Die berühmten ſechs erſten Oden des dritten Buches ſind weniger häufig überſetzt worden. Dabei mag der Zufall mitgeſpielt haben; begreiflich iſt, daß viele Ueberſetzer mit ihren Verſuchen nicht über die erſten Gedichte hinausgekommen ſind. Doch wird es kein

Zufall sein, daß die Gedichte besonders bevorzugt worden sind, welche die Lebensweisheit im Maaß halten und im Genusse des flüchtigen Augenblicks predigen, wie die Oden an der Murena (rectius vives, Licini) und Postumus (eheu fugaces, Postume, Postume). Statistische Zahlen, auch bibliographisch-statistische, lehren ja Manches und trügen doch in vieler Hinsicht. Die große Zahl mittelmäßiger Uebersetzungen beweist nicht, daß eine Nation wirklich in den Geist des Dichters eingedrungen ist. Ich vermag nicht zu sagen, wie sich die Zahlen der Uebersetzungen in andere Sprachen den spanischen gegenüber verhalten. Aber eine der wenigen mustergültigen Uebersetzungen, wie wir sie zwar nicht für den ganzen Horaz, wohl aber für einige seiner Gedichte besitzen (ich erinnere nur an die in Geibels klassischem Liederbuch enthaltenen), wiegt ganze Bände gewöhnlicher Uebersetzerwaare auf. Menéndez-Pelayo verkennt das nicht und unterscheidet genau zwischen dem, was die bibliographische Vollständigkeit ihn veranlaßt anzuführen und den besseren Leistungen, aus denen er Proben mittheilt. Diese haben oft auch wegen ihres Alters (sie reichen in das fünfzehnte Jahrhundert zurück) oder wegen ihres Stils literargeschichtliche Bedeutung. Trotz der scheinbaren Unbescheidenheit, nur weil sie dem Verzeichniß eine Nummer mehr liefere, führt er seine eigene, Vers für Vers im Maaße des Originals wiedergebende Uebersetzung des Säcularliedes an (Bd. 1 S. 186). Man muß sie mit dem Original vergleichen, um ihre Vortrefflichkeit ganz zu würdigen, und doch liest sie sich wie ein originales Gedicht.

Die Aufgabe des ersten Bandes besteht mehr in der geschickten, die Langeweile stets vermeidenden Aufzählung, als in eigentlicher Gedankenentwickelung. Diese ist dem zweiten aufbewahrt, welcher die Nachahmer des Horaz in Spanien oder „die horazische Poesie in Castilien und in Portugal" zum Gegenstande hat. Also die Lectüre des Horaz in Spanien und ihr Einfluß auf die spanische und portugiesische Literatur wird hier dargestellt. Der Verfasser hat diese Aufgabe mit offenbar gründlichster Kenntniß und seinem Urtheil gelöst. Er hebt mit Recht hervor, daß die Spuren horazischer Lectüre im ausgehenden Alterthum und im Mittelalter in Spanien wie anderswo gänzlich verschwinden, mit geringen Ausnahmen, die auf mittelbare Kenntniß zurückzuführen sind. Erst zu Anfang und gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts erscheint deutlich horazischer Einfluß, vermittelt durch die italienischen Humanisten, besonders durch Polizian, in der kraftvollen Muse Garci Lassos, Boscans und Diego Mendozas. Der größte spanische Lyriker des sechszehnten Jahrhunderts, Fray Luis de Leon, das Haupt der Dichterschule von Salamanca, war ein bewußter und glücklicher Nachahmer des Horaz. Menéndez-Pelayo verehrt ihn und seine Schüler und Geistesgenossen wegen ihrer christlich-mystischen Richtung mit enthusiastischer Hingabe. Seinen Ausführungen im Einzelnen weiter zu folgen hat jedoch für nichtspanische und nichtportugiesische Leser kein Interesse. Sie erstrecken sich, wie die

auf die Ueberſetzungen bezüglichen, auch auf die ſämmtlichen Staaten ſpaniſcher Zunge in Mittel- und Süd-Amerika, ſowie auf Portugal und Braſilien. In Portugal beginnt der horaziſche Einfluß mit Sá de Miranda in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts. Camoens hat eine Anzahl „horaziſcher Oden" verfaßt, die uns durch Wilhelm Storcks vorzügliche Ueberſetzung bekannter geworden ſind. Ich unterlaſſe es, mehr von den zahlreichen Dichtern zu nennen, die Menéndez-Pelayo beſpricht. Es genügt zu wiſſen, daß er eigentlich nur diejenige Lyrik der lateiniſchen Raſſe anerkennt, die ſich, mit nationalem und chriſtlichem Inhalt, in der Form an das horaziſche Vorbild anſchließt. Am Schärfſten formulirt er dieſe etwas übertriebene Anſicht in dem „Schlußwort" des Bandes. Er nennt es Ultilogo; ich weiß nicht, ob er dieſes barbariſche Wort (aus ultimus in ganz unmöglicher Weiſe gebildet) ſelbſt erfunden oder, wie es ſcheint, einem älteren Vorgänger entlehnt hat. Es iſt gar nicht abzuſehen, warum er dafür nicht Epilogo gebraucht, das er ſelbſt als völlig ſynonym bezeichnet. Doch ſei ihm die häßliche Ueberſchrift verziehen: den Inhalt dieſes Schlußwortes bezeichnet er ſelbſt als eine jugendliche Uebertreibung in der Form, die er nur deshalb nach einigem Schwanken aus der erſten Ausgabe wiederholt habe, weil ſie im Grunde noch jetzt ſeinen Anſichten entſpräche. Doch beeilt er ſich, den Eindruck dieſer übertriebenen Formulierung ſeiner Anſichten dadurch zu mäßigen, daß er nach dem Schlußwort die „zuerſt in einer columbiſchen Zeitſchrift gedruckten Bemerkungen über die horaziſche Poeſie" eines ausgezeichneten Humaniſten in Santa Fe de Bogotá, des Herrn Miguel Antonio Caro, wiederholt. Wir haben allen Grund, Herrn Menéndez-Pelayo dafür dankbar zu ſein, daß er uns mit dieſem feinen und maßvollen Beurtheiler des Horaz und ſeiner Nachahmer bekannt macht, da ſüdamerikaniſche Zeitſchriften kaum zu uns zu dringen pflegen. Den Abſchluß des Bandes bilden allerlei Anhänge und Nachträge zum erſten Bande.

Wir ſcheiden von dem Werk Menéndez-Pelayos mit dem Gefühl, unſeren Blick erweitert, den alten venuſiniſchen Dichter in neuem Lichte geſehen und in ſeiner Wirkung in die Ferne kennen gelernt zu haben. Die Verächter des Horaz unter den Gelehrten und Ungelehrten werden doch ſtutzen, wenn ſie ſeinen tiefgreifenden, Jahrhunderte überdauernden Einfluß vor Augen ſehen.

Die älteſten Culturen.

Von

Julius von Pflugk-Harttung.

— Baſel. —

Jahrzehnte lang galt es als feſtſtehende Thatſache, daß unſere Altvorderen wie Kelten und Slaven aus den Hochlanden Mittelaſiens eingewandert ſeien. Neuerdings iſt dieſe Anſicht erſchüttert worden und dagegen eine andere geltend gemacht, welche mehr und mehr Anklang findet, die nämlich, daß das indogermaniſche Urvolk ſich in dünner Bevölkerung vom atlantiſchen Oceane bis nach Aſien ausdehnte, etwa mit Süddeutſchland als Kern, auf heimiſchem Boden ſich zu Völkergruppen und Nationen verdichtete, nur Ausläufer weiter nach Norden, Weſten, Oſten und Süden entſendend. Je mehr wir in Cultur und Mundart zurückſchauen, um ſo größer erweiſt ſich die Einheit. Die älteſte Sprache muß dialektlos geweſen ſein, erſt ſeit der Einzelentwickelung verſchiedener Völkertheile begann auch Sprachverſchiedenheit, die allmählich zunahm, entſprechend der wachſenden Zerſetzung des großen Urvolkes in einzelne Theile.

Daſſelbe gilt von der Cultur. In fernſter Vorzeit führten die Menſchen ein düſtertrauriges, dem Thierzuſtande verwandtes Daſein in Höhlen und Schlupfwinkeln, durch angezündete Feuer die Raub- und Rieſenthiere, welche vordem ihre Lagerſtatt dort gehabt, verſcheuchend, die Knochen des erlegten Wildes neben ſich werfend. Sie verfertigten dürftige Werkzeuge aus Feuerſtein: Lanzenſpitzen, Aexte und Schaber, die gewöhnlich roh zugeſchlagen, nicht geſchliffen oder poliert ſind, doch finden ſich auch ſolche von vortrefflicher Arbeit und ſogar Verzierung. Mannigfaltiger und reicher wurde die Cultur, neben Feuerſtein begann man andere

Digitized by Google

harte Steinarten zu benutzen, und zwar zu ſchleifen und vielfach für Befeſtigung eines Griffes zu durchbohren. Thonbearbeitung gedieh, aus Horn und Holz verfertigte man Geräthe: die Induſtrie erlangte beachtenswerthe Ausbildung; Jagd, Fiſcherei und Viehzucht wurde betrieben, ſelbſt etwas Ackerbau und Tauſchhandel. Mit Vorliebe ſiedelte man in der Nähe des Waſſers, oder im Waſſer auf Pfählen. Die Entwickelung bedingte Geſchäftigkeit und die Anfänge geſellſchaftlicher Ordnung.

Wohl ſchon im zweiten Jahrtauſende vor Chr., iſt dieſer erſten Periode, der ſogenannten Steinzeit, eine zunehmend ſtärkere Beeinträchtigung durch das Aufkommen von Metall erwachſen, zunächſt von Kupfer und Bronze, dann des Eiſens, ſo daß die Menſchheit drei wenn nicht gar vier Hauptſtufen durchlebte, von denen die letzte, wie die der Dichter des Alterthums, das Eiſen ausbildete: das Metall des Kampfes. Doch blieben die Gruppen nicht ſtrenge geſondert, im Gegentheile, eine ging über in die andere, eine dauerte in der nächſten fort, wie denn noch zur Zeit des Pizarro die Peruaner Werkzeuge aus Stein, Kupfer und Bronze führten, und noch heutigen Tages bei Völkerſchaften Amerikas und der Südſeeinſeln ein Steinalter herrſcht.

Es ſcheint, als ob ſich das älteſte Metall in zweifacher Richtung verbreitet habe, einmal von Ungarn her längs der Donau, und andererſeits von den öſtlichen Mittelmeerländern aus; in wiefern beide ſchließlich zuſammenhängen iſt nur zu vermuthen, nicht zu ergründen. Jedenfalls ging die Sonne der neuen Kultur im Oſten auf und beleuchtete mit erwärmenden Strahlen erſt die Küſten und dann das Feſtland.

Bei den Phönikern hatte ſich ein reiches Städteleben und weltumſpannender Handel entfaltet; zu drei Welttheilen ſtanden ſie in Beziehung, beeinfluſſend und beeinflußt. Sie bildeten das Mittelglied der hohen Entwickelung der Euphrat- und Nilgebiete zu der Balkan- und Apenninhalbinſel. Doch da die hier wohnende Bevölkerung begabt und anderen Stammes war und ſich bisher mehr oder weniger allein die Bedürfniſſe des Lebens geſtaltet hatte, ſo trat der orientaliſchen Beeinfluſſung die hergebrachte Sonderart zur Seite. Aus dieſen beiden Trieben iſt die erſte Kunſt und Gewerbthätigkeit der griechiſchen und etruskiſch-italiſchen Völker erwachſen. Und, ſo weit wir abſehen, ſehr bezeichnend: die Tagesgeräthe, wie Aexte, Hämmer, Schwerter und Töpfe blieben nach wie vor, die Zier- und Schmuckſachen dagegen wurden gern mit Anſchluß an fremde Vorlagen gebildet oder von Phönikern und Aegyptern erhandelt.

Wohl die älteſten Funde in dortiger Gegend ſind die von Thera und Troja (Hiſſarlik), die bis um 1500 oder 2000 v. Chr. zurückreichen werden. Sie zeigen wie das Metall ſich eben aus der Steinperiode erhebt. Dieſe Miſchcultur wird in Kleinaſien geherrſcht haben, als ſich der Norden noch im reinen Steinalter befand. Auf günſtig gelegenen, ſüdlichen Vorſprüngen der Balkanhalbinſel und auf mehreren Inſeln beſaßen die

Phöniker Ansiedelungen, wie in Mykene. Ihre Cultur ist glänzender, als die der homerischen Helden. Aber bald stiegen die Dorier von den Abhängen des Olymps herab und vertrieben die Phöniker, verschmolzen sich mit den ihnen kulturell und sicher auch rassenverwandten älteren Bewohnern und nahmen die zurückgebliebenen Reste der orientalischen Siedler in sich auf.

Unterdessen beginnen auch die Appeningebiete aus dem Dunkel der Urkunde aufzutauchen, zunächst die nördlichen, deren älteste Entwickelung durch die Pfahldörfer und Sumpfburgen (Terremaren) veranschaulicht wird. Sie stehen auf ungefähr gleicher Stufe mit der der trojanischen Ausgrabungen und weisen ziemlich sicher auf die Gegenden der mittleren Donau. Bedeutenden Fortschritt bezeichnen alsdann die Gräberfunde von Bologna, denen sich zunehmend stärker andere der altetruskischen Länder beigesellen. Zum heimischen Gewerbe trat Einfuhr von Außen: von Griechenland, Phönikien und Aegypten, in ihrer Gesammtheit ein geradezu großartiges Ergebniß bereitend.

Der vorwärtsdrängende, sich schnell entwickelnde Süden verfrachtete seine Erzeugnisse über die Alpen und zur See, namentlich die Rhône hinauf. Neben ihm machten sich die Donaugegenden geltend, bis die Ueberlegenheit des neuen Materials und die gesteigerte Fertigkeit sich allmählich durch ganz Mittel- und Nordeuropa verbreiteten, selbst nach Norwegen und Irland.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Anregung von außen in den bisher zurückgebliebenen Ländern zur Selbstthätigkeit führte und man auch dort begann Metall zu verarbeiten, wie zahlreich erhaltene Gußformen und unfertige Stücke beweisen. Und zwar ist es zunächst die Schweiz und das Metall des Kupfers, welches die Aufmerksamkeit erregt.

Vor etwa dreißig Jahren entdeckte man in den schweizer Bergseen vorgeschichtliche Pfahldörfer; ihre Verbreitung durch Mitteleuropa erscheint jetzt als eine große Bewegung von Osten nach Westen, als eine Culturbewegung der jüngeren Steinzeit, mit dem Hausthierbestande, der sprachlich als der indoeuropäische zu bezeichnen ist. Am Ende dieser Periode tritt das Kupfer auf. Da es auch in anderen, mitteleuropäischen Gebieten und schon früher in den Mittelmeerländern gefunden worden, so hat man eine eigene Kupferzeit annehmen wollen. Die Schweiz selber lieferte kein Kupfer, jene Werkzeuge mußten mithin fertig oder als Barren bezogen werden und da haben wir in Ungarn ein kupferreiches Land, auf welches auch einige Muster weisen, während andere weiterer Ferne, dem gewerbreichen Kypros, oder doch den griechisch-asiatischen Uferländern zu entstammen scheinen. Die Kupferepoche wird von kurzer Dauer gewesen sein, sie fällt theils mit der jüngeren Steinzeit zusammen oder weist schon Bronzegegenstände auf. Namentlich für Oberösterreich und das südöstliche Spanien ist ein fast glänzendes Kupfergewerbe nachgewiesen.

Wichtiger wurde ihre jüngere Schwester: die Bronze; sie umfaßt eine

lange Spanne der Menſchentwickelung. Woher ſie gekommen, blieb noch unerforſcht, doch haben wir auch hier wieder gen Oſten und ſüdöſtlich zu blicken. Bisweilen läßt ſich deutlich die Beeinfluſſung erkennen, für die Schweiz ſolche von Ungarn, Norditalien und den Rhônediſtrikten, für die mittleren Rheingebiete von der Schweiz, der mittleren Donau und Frankreich, hingegen die Funde des Niederrheines bisweilen mit denen von Weſtfalen und Hannover übereinſtimmen, Oberbaiern, zumal in der Nähe des Gebirgs, ausgedehnt heimiſches Gewerbe und manche Beziehungen zum Norden zeigt. Noch ſtand der Erfindungsgeiſt des Menſchen in ſeiner Kindheit, noch war er unfrei, woraus ſich erklärt, weshalb man die einmal überlieferten Formen gerne beibehielt nicht, wenig oder doch nur langſam änderte und umgeſtaltete. Aber innerhalb gewiſſer Bezirke und bei der langen Dauer der Periode iſt dies dennoch geſchehen, ſo daß deutlich landſchaftliche und zeitliche Eigenart zu erkennen bleibt. Letztere zerfällt in einen älteren und einen jüngeren Abſchnitt; beide ſtellten ihre Geräthſchaften gewöhnlich durch Guß her. In dem früheren war eigentlich nur die Spirale und das feine Wolfszahnornament für Verzierungen bekannt, bis man unter Weiterbildung der Spirale fortſchritt zu geometriſchen Muſtern, Zickzacklinien, Kreiſen, Buckeln und dergleichen, ohne jedoch auf Thier- und Pflanzennachbildungen zu kommen. Auch geſtaltlich unterſcheiden ſich vielfach ältere und jüngere Erzeugniſſe, ſo, wenn Schwerter der erſteren eine im Durchſchnitt dachförmige, unten gerade anſetzende Klinge und Griff mit Querringen aufweiſen, ſolche der ſpäteren achteckig ovales Heft und rein ſchilfblattförmige Klinge, deren Mittelrücken aufgebuchtet iſt. Die älteren Armringe und Gewandnadeln ſind dünn mit kurzen Endſtollen und feinen geometriſchen Verzierungen verſehen, jüngere voll gegoſſen mit kräftigen Endſtollen und ſtarker Profilirung. Die Hauptgegenden der Frühperiode ſind: Norditalien, die Schweiz, das Donau-, Rhônethal und der Norden.

In ihrer Geſammtheit zeigt ſich die Bronzecultur den verſchiedenſten Bedürfniſſen angepaßt. Für den Krieg zeugen Schwerter, Dolche, Lanzen, Pfeilſpitzen und vereinzelte Helme, die bisweilen aus Italien bezogen ſein mögen.

Zum Schmucke dienten Kleiderſpangen in Ungarn und im Norden, in Süddeutſchland und der Schweiz lange Gewandnadeln, ferner Arm-, Ohr- und Halsringe; für den Hausbedarf: Taſſen, Becher, Schalen und Vaſen.

Beſonders bezeichnend ſind ſogenannte Celte, wahrſcheinlich Meißel, von verſchiedener Form und Größe und zweiſchneidige Schwerter.

Die Menſchen der Bronzezeit bekleideten ſich mit Wollenzeug, Pelz und Leder, bewohnten Rundhütten auf Pfählen, Häuſer aus Holz und lehmbeworfenem Geflechte und dergl., ihre Todten begruben ſie in der älteren, verbrannten ſie in der ſpäteren Zeit, die Grabſtätten vielfach durch Erdhügel oder Steinhaufen ſchmückend. Jedenfalls müſſen die damaligen Völker glanz- und prachtliebend geweſen ſein, der Viehzucht zugethan,

Jagd, Ackerbau, Gewerbe und Handel getrieben haben, während die selteneren Waffenfunde darauf deuten, daß sie dem Kriege weniger ergeben.

Die Dauer der Culturperiode blieb sehr verschieden. Gewiß von Süden und Südosten verbreitete sie sich nach Mitteleuropa und von dort allmählich in den Norden. Als sie hier ihre höchste Blüthe erreichte, ging sie in Mitteleuropa bereits zu Ende und als sie in Norditalien aufgehört hatte, lebte sie noch fort in den schweizerischen Alpenseeen. Man hat angenommen, daß die nordische Bronze von der Mitte des zweiten Jahrtausends bis zur Mitte des letzten vor Chr. gedauert habe; sie und die beginnenden Funde ihrer jüngeren Schwester in Italien sollen fast ein Jahrtausend auseinander liegen. Dinge, die um so beachtenswerther erscheinen, als lebhafter Verkehr nachweisbar und der Norden sein Erz aus oder über Länder empfing, in denen bereits ein anderes Metall herrschte: das Eisen.

Als urfrühes Land der Eisenbenutzung ergiebt sich Aegypten, von wo aus es durch die Phöniker nach Italien zu den Etruskern kam, die es über die Alpen führten. Anfangs trat es hier noch sehr gegen Bronze zurück, wie sich aus den mancherlei Urnenfriedhöfen zu ergeben scheint, die man bis Schlesien und weiterhin entdeckt hat. In der Schweiz und Süddeutschland begann das Eisen namentlich als zierende Einlage für Bronzegeräthe, wir haben auch schon ein Schwert in der Form der Bronzewaffe, aber mit eiserner Klinge. Bei Weitem ausgebildeter trat es in einem Gräberfelde ans Licht, das man 1846 bei Hallstatt im Salzkammergute eröffnete. Die Funde waren so wichtig und eigenartig, daß man sie zur Bezeichnung einer ganzen Culturgruppe verwendete, der sogenannten Hallstattperiode, die sich durch Süddeutschland etwa bis Gießen und Thüringen erstreckt hat, ihre Ausläufer nach allen Richtungen entsendend. Sie scheint während der mittleren Jahrhunderte des letzten Jahrtausends geblüht zu haben, in Oesterreich und dem südlichen Oberbaiern früher als in der Schweiz.

Schon kannte man die Kunst des Eisenschmiedens, doch lag die Stärke der Technik noch in Behandlung der Bronze, die man zu Platten von bewunderungswürdiger Dünnheit und Ebenmäßigkeit zu hämmern verstand. Durchweg wurde flach und hohl gearbeitet, neben geometrischen Linien auch die schematische Menschen- und Thiergestalt herangezogen, wogegen Pflanzenverzierungen nur in Italien üblich. Neben Bronze und Eisen kam Thon und Gold, aber kein Silber zur Verwendung, ferner Horn, Bernstein, Holz ꝛc.

Geräthschaften giebt es die verschiedensten. Beachtenswerth sind die Schwerter, öfters von Eisen als Erz, die Klinge breit und bis zu 1¼ Meter lang, mit schräg abgeschnittener Spitze. Unter den Schmucksachen zeichnen sich prächtige bronzene Gürtelbleche aus. Die Gewandspangen zeigen Spiral- oder Bügelform, die größeren Armringe pflegen hohl, die engeren massiv zu sein, eine Schnurform mit aufgereihten Perlen bietend, mit Kugeln und Halbkugeln. Zahlreiche kleinere Bronzeringe sind

wohl als Geldmünzen zu deuten. Ferner bietet die jüngere Hallſtattzeit Helme, wenngleich ſelten, noch vereinzelter Schilde, dagegen hatte man Pferdegebiſſe und erzbeſchlagene Wägen, dieſe durchweg zweiräderig. Die Ornamentik erreicht in der jüngeren Hallſtattzeit ihre Höhe; es herrſcht große Phantaſie und ausgeſprochener Schönheitsſinn in Erfindung neuer Zierden und Formen, wie namentlich die volksthümlichen Gefäße beweiſen. Die Leichen wurden verbrannt oder beerdigt, vereinzelt auch das eine und das andere zugleich: die ſonderbarſte Beſtattungsart, welche vielleicht bekannt geworden.

Der Hallſtatter Entdeckung im Oſten entſpricht eine weſtliche der Schweiz. Bei dem kleinen Dorfe Marin, am Nordende des Neuenburger Sees, ſtieß man auf einen Pfahlbau, der nach localem Bodenverhältniß im Fiſcherdialekte „la Tène“ hieß. Es war vorwiegend Eiſengeräth, was zu Tage gefördert wurde, von ausgeprägtem Weſen. Bald mehrten ſich die Funde bis man erkannte, daß eine eigenartige, jüngere Cultur vorliege, deren Urſprung im mittleren und ſüdlichen Gallien zu ſuchen ſein wird. Von Frankreich erſtreckte ſie ſich namentlich über Irland, die Schweiz und Süddeutſchland bis hinein nach Norditalien, Ungarn, Litthauen, Norddeutſchland, Skandinavien und Britannien. Sie wird die letzten vier Jahrhunderte vor Chriſtus umfaßt und bis in die römiſche Zeit gedauert haben, am zäheſten ſich auf den britiſchen Inſeln behauptend. Eigenthümlich iſt, daß mit den Anfängen des Eiſens die Pfahlbauten der Schweiz zu Ende gehen.

Die la Tènegegenſtände zeichnen ſich aus durch Abrundung und kräftige Profilirung; am leichteſten kenntlich iſt die rückwärts gebogene, aus einem Stücke gearbeitete Spange. Die Schwerter zeigen dünne, gerade Eiſenklingen bis zu 1¾ Meter Länge, die ſich bisweilen beim Hiebe bogen und in Bronze- oder Eiſenſcheiden von dünnem Blech ſtaken. Die Lanzenſpitzen ſind lanzettförmig mit ſtarker Mittelrippe. Unter den Schmuckſachen erſcheinen die Gürtelhaken wichtig, vielfach durch ein oder zwei Thierköpfe gebildet; unter den Gefäſſen die Bronzeſchnabelkannen mit hochragendem Ausguſſe. Die Verzierung verräth theilweis klaſſiſche Motive, ſelbſtändig geändert. Zum erſten Male treten rothe, emailartige Scheiben und rothes leicht ſchmelzbares Glas auf, von edlen Metallen wurde auch Silber verwendet. Für Todte war im Weſten, Süden und Oſten Beſtattung herrſchend. Dabei laſſen ſich mehrere Perioden unterſcheiden und zwar ihrer drei, am beſten kenntlich an Fibeln und Schwertern.

Man hat eine ausgebildete Eiſenkultur vor ſich, eine hochſtehende Schmiedekunſt, die ſogar fabrikmäßig betrieben wurde. Vielfach treten Handelsbeziehungen zu Tage und in ihrem Gefolge ſtarker fremdländiſcher Einfluß. Auch ein plump geprägtes Geld kam auf, welches man ſeiner ſchüſſelförmigen Geſtalt wegen als „Regenbogenſchüſſelchen“ bezeichnet hat; jene Bronzeringe der Hallſtattzeit werden daneben als Scheidemünzen verwendet ſein. Hallſtatt- und la Tènecultur war den keltiſchen Völkern

eigen in Frankreich und Böhmen, in den Donau- und Oberrheingegenden. Anderseits scheinen die Bewohner Norddeutschlands schon zur Bronzezeit Germanen gewesen zu sein, welche ihre Todten verbrannten, statt zu beerdigen, und da sich die Culturen von Süden nach Norden vorschoben, so sind sie bei unseren Vorfahren unter keltischem Einfluß erfolgt.

Zumal an der Seeküste, zwischen Oder und Elbe gedieh die Bronzearbeit zu bedeutender Höhe und wurde zähe festgehalten. Die ältesten Eisensachen von größerer Menge und bezeichnender Form weisen wohl auf die Hallstattcultur und Einfuhr von Süden, die auch sonst fortdauerte. Im Westen wird sie längs der Rhein-Weser-Linie erfolgt sein, ohne große Bedeutung zu erlangen; anders im Osten, auf dem Wege von Böhmen und Mähren nach Schlesien-Polen, wo der Boden theilweis eisenhaltig war. Hier begann man selbständig zu schaffen, oft in Formen, die sonst dem Bronzealter eigen. Zur Geltung kamen diese Dinge aber nicht, sondern erst die der jüngeren la Tèneperiode. Sie war es, die in Norddeutschland eine wirkliche Eisenzeit bewirkte, ausgehend, wie es scheint, namentlich von Thüringen. Besonders reich hat sich Hannover erwiesen, wogegen das benachbarte Meklenburg erst mit der folgenden römischen Zeit entwickelte Eisenerzeugnisse hervorbrachte. An manchen Orten läßt sich beobachten, wie die neue Cultur allmählich Raum gewann, an anderen, wie im Westen der Weichselmündung, ist der Uebergang scharf und schroff.

Zu allen Zeiten hat sich Mitteleuropa hervorgethan. Schon früh müssen Böhmen einer- und anderseits die Gebiete des Mittel- und Oberrheins, der Oberdonau und Schweiz entwickelt und reich bevölkert gewesen sein. Handelsplätze und Gußstätten lassen sich dort nachweisen, in der Ostschweiz sogar erstaunlich zahlreich. Lange bevor der Römer seine festen Heerstraßen nach jenen Gegenden vorschob, gab es ein buntes Netz von Verkehrswegen, welche je mehr nach Norden, desto stärker Begleitwege der Flüsse wurden.

Das Gesammtbild der Hallstatt- und la Tènezeit zeigt: wir haben es mit äußerst bildungsfähigen, allmählich kraftvoll und reich entwickelten und nicht selten prachtliebenden Völkern zu thun, die schon dem Schooße der Erde Metalle und Salz zu entheben verstanden. Sie trieben fleißig Ackerbau, hatten ein geregeltes Leben und eine gewisse Staatseinrichtung. Das Dasein scheint patriarchalisch gewesen zu sein und starker Gesellschaftszwang geherrscht zu haben. Die Menschen waren groß und fein gebaut, größer als die später einwandernden Germanen. Aus der Art ihrer Leichenbestattung ergiebt sich bisweilen ein ernstes Gemüth, liebevolle Erinnerung an den Todten. Die zahlreich in Gräbern gefundenen, absichtlich zerstörten Waffen zeigen sinnig den Gedanken, daß Niemand sie mehr nach dem Verstorbenen führen solle. In einer Höhle Mährens erkannte man Spuren eines großen Opferfestes, dem Anscheine nach auch von Menschenopfern. Auf einer Hochebene an der Aar wurden krummgebogene

und zerbrochene Schwerter entdeckt, als ſeien ſie zuſammengerafft nach blutigem Kampfe, verbrannt und vergraben.

Dieſelben Leidenſchaften und Bedürfniſſe, die noch heute die Bruſt der Menſchen durchwühlen, haben ſchon gewaltet, bevor es Buchſtaben gab, ſie aufzuzeichnen.

Bedenkt man, wie die Alterthumsforſchung noch vor wenigen Jahrzehnten weit zurück war, ſo muß man eingeſtehen, daß Bedeutendes geleiſtet iſt. Noch klarer und beſtimmter ſehen wir, ſeitdem die Römer dieſſeits der Alpen feſten Fuß faßten und ihre Beobachtung der Nachwelt überlieferten.

Mit dem Anſturme der Kimbern und Teutonen begann der Weltkampf zwiſchen Römern und Germanen. Nach furchtbarem Toſen zerſchellte die erſte Sturzwelle des Nordens an den eiſernen Reihen der Legionen; aber hinter ihr wogte ein Meer. In breiten und immer breiteren Maſſen drängten die blonden Recken nach Süden und Südweſten, vertrieben die Kelten, unterwarfen und erſchlugen ſie. Die mitteldeutſchen Waldgebirge wurden durchzogen, Rhein und Donau erreicht, jener, zumal in ſeinem unteren Laufe überſchritten, und ſchon wagten kecke Scharen ſich vor auch jenſeits des Oberrheins; wie die öſtlichen Kelten, ſo ſchienen die des Weſtens germaniſcher Kraft erliegen zu ſollen. Da kam im Jahre 58 der neue Statthalter Gaius Julius Cäſar nach Gallien, und alsbald erfolgte der Umſchwung. In acht Jahren war durch ihn, von römiſcher Seite, vollbracht, was die Germanen eingeleitet hatten. Der Rhein wurde zur Weſtgrenze der Republik, dem ſich bald die Donau als Südgrenze beigeſellte. Der Verſuch, Germanien bis zur Weſer zu bezwingen, ſcheiterte; dagegen wurde das Gebiet zwiſchen Oberdonau und Mittelrhein, das fruchtbare Gelände des Neckars, in den römiſchen Reichsverband gezogen und durch einen Grenzwall abgeſperrt.

Weit ausgebreitet bis in die jütiſche Halbinſel und bis nach Rußland hinein wohnten die Söhne des Waldes, ohne den Halt der Gemeinſamkeit zerfallend in zahlreiche Völkerſchaften, die ſich oft feindlich gegenüber ſtanden. Urſprünglich redeten ſie die gleiche Sprache ohne dialektiſche Verſchiedenheiten, beteten zu den gleichen Göttern, überlieferten die gleichen Sagen und lebten in gleicher Sitte nach gleichem Rechte. Sie ſcheinen zunächſt den Ackerbau nur wenig und keinen feſten Grundbeſitz gekannt zu haben. Im Frieden blieben ſie ohne Oberherrn, hatten aber Bezirkshäupter, denen Gerichtsbarkeit und jährliche Vertheilung des Bodens an Geſchlechter und Sippen oblag. Den geringen Getreidebau glichen Viehzucht, Jagd und Beutekriege aus. Für dieſe wurde ein Heerführer erhoben, dem ſich freiwillige Kampfgenoſſen verpflichteten. Einen eigentlichen Adel beſaßen die Deutſchen noch nicht, oder doch nicht alle. Das Ganze trug nicht ſelten das Gepräge des Werdens, des Unſtäten.

Wesentlich genauere Berichte liegen uns 150 Jahre später, aus der Zeit des Tacitus vor. Da tritt uns die Hundertschaft, der Gau, als Staatseintheilung entgegen, einzeln von verschiedener Größe, mit einem gewählten Vorsteher an der Spitze, der die laufenden Geschäfte besorgte. Sie bestand aus Ortsgemeinden: bald offnen Dörfern, bald Einzelhöfen, bald einer Anzahl solcher, je nach der Gegend und Gewohnheit. Städte gab es nicht, doch beweisen aufgefundene Grabstätten, daß größere Gemeinden Jahrhunderte beisammen gewesen sein müssen. Dem Gaue übergeordnet war die Völkerschaft, die bisweilen mit dem Stamme zusammenfiel, bisweilen nur eine Abtheilung desselben bildete. Sie umfaßte alle freien und wehrhaften Männer und galt als Gesammtheit in Krieg und Frieden. Zu höherer Einheit, oder gar nationalem Zusammenhalte hatte man es auch jetzt nicht gebracht und sollte man noch lange nicht gedeihen.

Die Germanen zerfielen in Stände und zwar in ihrer vier, von denen die Adligen, die Freigebornen und Freigelassenen frei, die Sclaven dagegen unfrei waren. Ein Adel scheint überall vorzukommen; er wird nicht auf persönlichen Eigenschaften beruht, sondern einen erblichen Geburtsstand gebildet haben; dagegen ist von besonderen adligen Rechten nichts erweisbar. Der Adel stand jetzt gleichsam als Steigerung der Freiheit da und das edelste Adelsgeschlecht war das des Königs. Die eigentliche Masse der Völkerschaft erwuchs aus den Gemeinfreien, denen die freigelassenen Sclaven zur Seite standen, die nicht die Vollrechte der Freigebornen genossen, weil sie durch Freilassung noch nicht in den Gemeindeverband eintraten; sie blieben somit von den öffentlichen Rechten ausgeschlossen und bedurften eines Schutzherrn. Den letzten Stand bildeten die Sclaven, welche nicht nur als Sachen galten, wie bei den Römern, sondern rechtsfähig waren: sie konnten gültige Ehen schließen und Vermögen besitzen. Doch der Schutz ihrer Rechte blieb unvollkommen und dem Herrn gegenüber nichtig.

Im Hause, in der Familie, herrschte der Mann mit weitreichender Gewalt über Frau und Kinder, welche er züchtigen, tödten und verkaufen durfte, gleich den Sclaven, deren Loos durch solche Gemeinsamkeit wesentlich erleichtert wurde. Nur der freie Mann genoß als Glied der Völkerschaft in vollem Umfange des Gesetzes Rechte. Eine Erweiterung der Familie bestand in der Magschaft oder Sippe: in den Blutsverwandten, die ein Band gegenseitiger Rechte und Pflichten verknüpfte.

Das Recht war, dem noch halbanfäßigen Charakter entsprechend, nicht territorial, sondern an der Person haftend, war kein Land-, sondern ein Stammesrecht, welches man auf der Wanderung mitnahm. Es galt dem Germanen als Schranke der Freiheit, in der er kein ungebändigtes Hinleben des Einzelnen sah, sondern das Bewußtsein, keinen anderen Herrn als die Gesammtheit seiner Völkerschaft über sich zu haben.

Die Hauptaufgaben des noch unvollkommenen Staates: Gericht und Krieg, lösten die Volksversammlungen. Da fanden die Freien sich in

loſer Form zuſammen, der Prieſter gebot Schweigen und den Frieden des „Tings“, worauf die Berathung begann. Mißfiel ein Antrag, ſo wurde er durch Murren verworfen; fand er Beifall, ſo that es Geraſſel der Waffen kund. Es konnte vorkommen, daß man von der Verſammlung ſofort in den Kampf ging.

Ein kriegeriſcher Zug beherrſchte das Daſein. Schon der Tanz, den der Jüngling lernte, wurde nackt ausgeführt, zwiſchen aufgeſteckten Schwertern und Speeren. Seiner Braut brachte er als Ausſtattung Rinder, ein gezäumtes Roß, Schild mit Schwert und Speer. Und wenn der Tapfere zur ewigen Ruhe beſtattet werden ſollte, ſo legte man ſeine Rüſtung mit auf den Holzſtoß, manchmal auch ſein Streitroß verbrennend. Die Waffe war ſein Symbol und ſein treueſter Genoß. Abenteuerluſtig und voll Thatendrangs ſtrebte er nach Kampf, nach Sieg und Wunden, vor allem nach Ruhm. Und wenn er daheim blieb, ſo brachte er die Zeit auf der Jagd hin, oder als echter Soldat in ſüßem Nichtsthun mit Eſſen, Trinken und Schlafen; tagelang lungerte er am Heerdfeuer, hocherfreut, wenn ein Gaſt eintrat, der den trägen Gang der Stunden kürzte, oder ein Sänger kam, der wilde Weiſen wußte von der Vorzeit Helden. Wie Trinker gewöhnlich, waren die Germanen fangesfroh: bevor ſie in die Schlacht, vielleicht in den Tod gingen, ſtimmten ſie den Barditus an. Aber auch wie Trinker gewöhnlich waren ſie nicht ſinnlich, ſtreng in Geſchlechtsſachen, bisweilen unduldſam faſt bis zur Stumpfheit, doch, wie es ſcheint, nur dem freien Weibe und Mädchen gegenüber, während die Männer wohl, wie die der nordiſchen Völker, lebhaft Verkehr mit Sclavinnen hegten. Die Strenge gegen das Weib hing mit der Standes- und Geſchlechtereinrichtung zuſammen.

Die Sitte bewirkte Heirathen in voller Manneskraft und keuſche Ehen, deren Folge ein ſtarker Kinderſegen zu ſein pflegte. Durch die Arbeitsſcheu des Freien wurde der Frau faſt die ganze Laſt der Geſchäfte aufgebürdet; daheim beſorgte ſie das Hausweſen und drehte die Spindel mit emſiger Hand, und draußen lag ihr die Hut, oder gar Beſtellung des Ackers ob; in feſter Treue folgte ſie dem Gatten bis in die Schlacht, zählte und verband ſeine Wunden und ſtarb mit ihm unter dem ſiegreichen Eiſen des Feindes. Dieſer Zug von Größe, von untrennbarer Zuſammengehörigkeit tritt auch darin hervor, daß der Germane ziemlich der einzige Barbar geweſen, der in Monogamie lebte. Nur Vornehme hielten ſich bisweilen mehrere Frauen; man ſah alſo nicht eigentlich Anſtöſſiges darin. Folge und Grund des gegenſeitigen Verhältniſſes war Achtung des Weibes: ihr Lob galt dem Manne als Höchſtes, ihr Verluſt durch Gefangenſchaft als das Schrecklichſte. Der Recke wähnte, etwas Prophetiſches wohne ihr inne; ſein Kindergemüth ahnte dumpf das Intuitive, die reiche Seele der deutſchen Frau.

Die Kleidung verſchiedener Stämme zeigte ſich verſchieden. Während

die Rheingermanen vielfach in Thierfellen gingen, welche einen Theil des Körpers unbedeckt ließen, mußten sich die Nordgermanen schon wegen des kälteren Klimas sorgfältiger verhüllen. Die Weiber trugen häufig Linnen, das sie theilweise roth färbten. Aus den Gräberfunden ergiebt sich, daß aller mögliche Schmuck üblich gewesen: Arm-, Fuß-, Hals-, Leib- und Ohrringe, Spangen, Haarnadeln u. a. Auf Bildwerken sehen wir oft Germanen den Mantel umgeworfen, auf der Schulter zusammengesteckt, ungefähr bis zum Knie reichend, darunter einen Rock mit Schößen, die Beine in Hosen von verschiedener Länge. Frauen tragen hier lang herabwallende Wollengewänder. Die Füße blieben nackt, oder wurden durch Pelz- und Lederschuhe geschützt, der Kopf unbedeckt. Als ehrendes Zeichen des Freien galt lang herabwallendes Haar, das bei einigen Stämmen aufwärts gekämmt und in einen Knoten verschlungen wurde.

Auch Waffen und Rüstungen sind mannigfach gewesen. Da Eisen noch kostspielig, so galt gewöhnlich die Lanze als Hauptwaffe, gleich geeignet zu Stoß und Wurf; die Norddeutschen führten daneben ein messerartiges Schwert. Die Linke hielt den buntbemalten Schild, dessen Preisgebung höchste Schande. Panzer und Helm waren selten; sonst finden sich: das Langschwert, die Keule, Schleuder, Streithämmer, Bogen und Pfeile. Die Stärke in der Schlacht beruhte auf dem Fußvolke, welches in Keilform oder breiter Masse heulend und lärmend anrückte; selbst der Reiterkampf pflegte mit Fußtruppen untermischt zu geschehen.

Eigenthumsrecht galt für bewegliche Gegenstände, doch wurde der Werth des Besitzes nicht immer hoch angeschlagen. Grund und Boden war noch Volks-, in engerem Sinne Gemeindegut; unter die Gemeindeglieder wurden die Aecker jährlich wechselnd vertheilt. Noch herrschte die „Feldgraswirthschaft", wo auf Ackerbestellung eines oder einiger Jahre längere Grasnutzung folgte. Dies erwies sich um so leichter, als nur Getreide gebaut wurde, Obst- und Gartenzucht noch unbekannt blieben. Den Hauptreichthum bildete der Viehstand: Rinder, Pferde, Schweine und vielfach Gänse. Zu den Mobilien gehörte auch das Blockhaus, ursprünglich wohl überall von gleicher Grundform.

Für die Form der Geräthschaften hatten die la Tène- und Nachklänge der Hallstattperiode geherrscht, die jetzt durch die römische abgelöst wurde. Von den Grenzen her gelangten römische Erzeugnisse und römische Handwerker in das Land und verdrängten das bisher Uebliche oder verschmolzen beide Arten. So konnte der neue Einfluß in Norddeutschland vom ersten bis in das fünfte Jahrhundert vorwalten, bis an die Weichsel und darüber weg, weiter als wohl je der Fuß eines Römers gelangt ist. Für das Gebiet zwischen Elbe und Oder sind schöne Punkt- und Mäandergefäße bezeichnend. Besonders häufig finden sich römische Provinzialspangen meistens von Bronze, doch auch von Silber und Eisen, oft zierlich mit hübschen Ornamenten. Die sonstigen Gegenstände dieser Zeit sind

ſehr verſchieden. Die Thongefäße wurden gewöhnlich ſcharf gebrannt und auf der Drehſcheibe hergeſtellt; man verfertigte Perlen mit Glasuntergrund und farbig eingelegten Fäden (Milleſiori), ſchnitt in Eiſen, belegte es mit Gold und Siber, das dann eingetrieben und abgeſchliffen wurde. Die Schwerter ſind zweiſchneidig, die Schildbuckel koniſch mit mehr oder minder hohem Stachel, die Speerſpitzen ſcharf gerandet. Die ganze Technik ſetzt Handfertigkeit und Einrichtungen, und damit eine gewiſſe Fabrikthätigkeit voraus. Vielfach andere Verhältniſſe bot der Süden Deutſchlands: das eigentlich keltiſche Gebiet. Hier folgte auf die keltiſche Hallſtatt und la Tènezeit die rein römiſche, welche alsdann durch die einherfluthenden Germanen der Völkerwanderung überſchwemmt und zur eigentlich germaniſchen oder Völkerwanderungsperiode wurde.

Ihre Todten verbrannten oder beerdigten unſere Vorfahren. In erſterem Falle die Aſche in Urnen auf oft umfangreichen Friedhöfen beiſetzend, in letzterem das Grab meiſtens durch Sandaufſchüttung oder Steine und Felsblöcke hervorhebend. Gerne ließ man dem Verſchiedenen einige Geräthe, die er im Leben lieb gehabt hatte: den Frauen Schmuckſachen, den Männern Waffen; für uns, die Nachlebenden, beredte Zeugen vergangener Zeit.

Es gab Prieſter und Prieſterinnen, aber keine Prieſterkaſte. Weiſſagungen und Entſcheidungen durch's Loos waren üblich. Thieropfer wurden dargebracht, dem höchſten Gotte bluteten bisweilen auch wohl Menſchen.

Die Begriffe von den Göttern bargen die Germanen ſchon als heiliges Vermächtniß indogermaniſchen Beiſammenſeins, um ſie allmählich nach ihrer Eigenart aus- und durchzubilden; doch bleibt unſere Kenntniß hier leider völlig ungenügend. Der deutſche Göttercult war Naturdienſt, verſchieden bei verſchiedenen Stämmen. Neben den ſegenſpendenden Gewalten des Lichts wirkten die finſteren Mächte der Nacht und der Zerſtörung. Die Einbildungskraft erſchuf ſich aus den Naturgewalten ein kriegfreudiges Reckengeſchlecht, doch ein ſolches, das erſt vom Frieden zum Kampfe gedieh. Die Götter leiteten und beſtimmten das Leben; ihnen diente man im Leben, zu ihnen ging man im Tode. Am meiſten verbreitet zeigte ſich der Dienſt des Wodan (Wuotan, Odin) und des Donar (Thor). Die Gemeinſamkeit der Kulte bewirkte bisweilen einen weiteren Halt, eine Art von Einigkeit, die ſtaatlich nicht beſtand.

Den Germanen waren gemeinſam: trotzige blaue Augen und blonde Haare. Selbſtgefühl, Härte und Thatkraft treten als Grundzüge des Charakters hervor. In ihrer unbändigen Natur überwogen Leidenſchaft und Affect das ruhige Denken, ja ſelbſt die hausbackenſte Klugheit. Gutmüthig im gewöhnlichen Verkehre, brauſten ſie leicht auf und wurden zügellos in Wuth, Grauſamkeit und Gier, wahnwitzig im Würfelſpiel. Das verpfändete Wort galt heilig, neben unerſchütterlicher Treue lag Liſt und Verſchlagenheit.

Es fehlte ihnen noch der sittliche Halt eines Culturvolks, die Macht des Willens, die Selbstbeherrschung; unvermittelt lagen die Triebe neben einander: Größe und Erbärmlichkeit, die Arglosigkeit eines Kindes neben der Schändlichkeit des gemeinsten Verraths. Uebermüthig im Glücke, konnten sie im Unglück widerstandslos zusammenbrechen. Der stürmische Angriff war ihr Element, bei Beschwer versagte die Ausdauer.

So waren die Völker beschaffen, die weit gebreitet Mittel- und Nordeuropa bewohnten. Nicht etwa Barbaren in jetzigem, sondern nur in antikem Sinne, denn alles erweist sich bei ihnen schon zu ziemlicher Höhe gediehen: Staats-, Gemeinde-, Familien- und Kriegswesen, Ackerbau und Gottesdienst. Ja, wenn wir bedenken, daß im Römerreiche nur die Städte eigentlich romanisirt waren, daß durchweg sonst eine Provinzialcultur herrschte, von der italischen wesentlich verschieden, so ist einleuchtend, daß der Germane dem römischen Provinzialen nur wenig, bisweilen garnicht nachstand. Und daraus erklärt sich auch ihre Widerstandskraft, denn nationale besaßen sie keine. Nichts ist falscher, als sich die alten Germanen völlig roh und ungeschlacht vorzustellen; im Gegentheile, sie hatten schon die Entwickelung von einem, wenn nicht mehreren Jahrtausenden durchlebt, hatten sich vom Steinalter bis zur Eisenzeit, bis zu einem gewissen Kunst- und Handelsgewerbe durchgearbeitet; überschäumend von Frische und Leben waren sie fähig ein Weltreich zu zertrümmern, eine neue Entwickelung des Menschengeschlechtes zu begründen.

Ein halbes Jahrtausend dauerten die bald friedlichen, bald feindlichen Beziehungen zwischen Römern und Germanen mit vor und rückwirkender Kraft. Längs des Rheines und der Donau prangten blühende Städte, erfüllt von Luxus und Glanz. An den fruchtbaren Höhen der Mosel lag Trier auf der Kreuzung von acht Militärstraßen. Es wurde im dritten und vierten Jahrhundert zur Hauptstadt des Westens, zur üppigsten Stadt Galliens. Und die Mosel führte ihre Wasser dem Rheine zu, und am Rheine stand der deutsche Krieger und schaute hinüber in das verheißungsvolle Land; hinter sich Alltäglichkeit, vor sich Gewinn und Genuß, und im Herzen Wagelust und wilde Poesie. Was für den Westgermanen Trier, war für den des Ostens Konstantinopel: am Bosporus drängten sich die deutschen Gesandtschaften vor dem großen Konstantin, er schmückte ihre Vornehmsten mit Titeln und Würden, worüber nicht Wenige die Heimkehr in ihr unwirthliches Vaterland vergaßen.

So konnte sich römischer Einfluß bis in die entlegensten Fernen verzweigen, je näher der Grenze, um so leichter und stärker. Wir finden ihn überall, nicht nur in den Erzeugnissen des Gewerbes, sondern auch in Wirthschaft, Bauart und Kriegswesen. Dabei vollzogen sich allmählich drei wesentliche Umbildungen, die mehr oder weniger innerlich zusammenhängen, die Entwickelung der Seßhaftigkeit, des Königthums und größerer Stammeseinheiten.

Hatte es zur Zeit des Tacitus noch Völkerſchaften ohne König gegeben, ſo war das jetzt vorbei. Die Würde ſcheint aus verſchiedenen Aeſten erwachſen zu ſein, die durchweg in der Sitte und im Kampf um das Daſein wurzeln. Man fühlte heraus, wie das Königthum jenen Halt verleihe, deſſen man bedurfte. Doch erſt von unten vermochte es ſich zu entwickeln, zunächſt nur kleinere Kreiſe zu umfaſſen, ſo daß die Herrſcher nur Gauen und Bezirken vorſtanden. Der Sieg des Großkönigthums über die Kleinkönige gehörte der Zukunft an, als die Germanen das Römerreich überflutheten und römiſches Vorbild wird dafür mitgewirkt haben. Im Einzelnen geſtaltete ſich der Machtbereich der Gebieter verſchieden und ebenſo ihre Stellung zu den Unterthanen. Das gewöhnlichſte war wohl: Herrſchaft unter Mitwirkung des Volkes. Der König vertrat alsdann die Geſammtheit, den erſt ſchwach entwickelten Staat, war Führer im Kriege, Vorſitzender in der Volksverſammlung, Schützer des gemeinen Rechtes, ertheilte Befehle, ſchickte und empfing Geſandte. Sein Symbol pflegte die Lanze zu ſein, die fränkiſchen und wohl auch andere Könige waren kenntlich durch herabwallendes Haar, deſſen Beſchneidung als Zeichen der Abſetzung galt; für Krone und Diadem fehlt ein eigentlich germaniſches Wort. Das Recht auf die Thronfolge blieb verſchieden. Früher ſcheint die Theilnahme des Volkes ſtärker hervorgetreten zu ſein, aus der Gewohnheit, den zunächſt Erbberechtigten zu küren, ſich ein Recht des Geſchlechtes entwickelt zu haben.

Wie das Königthum ſeine Hauptſtärke den Wanderungen entnommen hat, ſo verurſachten ſie auch das Aufkommen neuer Völkernamen, unter denen als weſentlichſte zu nennen ſind: die Sachſen, vom heutigen Holſtein ſich nach Hannover vorſchiebend; die Alamannen, zwiſchen Mittel- Oberrhein und Donau, und die Franken am Nieder- und Mittelrheine, denen ſich ſpäter die Thüringer, Baiern und ſonſtige zugeſellten. Es handelt ſich dabei nicht um neue Völker, ſondern nur neue Völkergruppen. Die Sachſen erhielten ihre Bezeichnung gewiß nach ihrer Hauptwaffe, dem Sax, einem meſſerartigen Schwerte, während die Franken wohl als „freie Männer“ zu erklären ſind. Die Alamannen werden als „Leute von allerlei Volk“ oder als „rechte Männer“ und noch in anderer Weiſe gedeutet. Ihr volksthümlicher Name blieb der uralte der Sueben, der Schwaben.

Als drittes Merkmal der Uebergangszeit findet ſich das Seßhaftſein und -werden, von dem ſich im großen Ganzen drei Arten unterſcheiden laſſen. Die erſte umfaßt einen Theil der vorgeſchichtlichen Jahrhunderte, deren Funde zu beweiſen ſcheinen, daß die älteſten Bewohner Norddeutſchlands zeitweiſe ziemlich eingeſeſſen geweſen. Mit den Kimbern erſcheinen die erſten deutlich erkennbare Wanderjahre, die bis auf Cäſar gedauert haben, bis die Ueberlegenheit der römiſchen Waffen ihnen gebieteriſch Halt geboten. Unter Marc Aurel wurde es wieder unruhig, mitunter faſt krampfhaft bewegt. Bei der Erſtarkung des Reiches durch die illyriſchen Kaiſer

geschah ein neuer Stillstand, erst an den Grenzen, zunehmend mehr auch das Innere Germaniens erfassend. Plötzlich erschienen die Hunnen und bewirkten die letzte große Völkerverschiebung, wodurch sich auf römischem Boden der dritte Abschnitt der Seßhaftigkeit entfaltete, der der germanischen Stammesstaaten. Jede dieser Gruppen ist auch staatsrechtlich eigenartig: die erste beruhte auf der breiten Masse der Freigeborenen, die zweite sah die Ausbildung des Klein-, die letzte die des Großkönigthums.

Mit dem Seßhaftwerden hängt zusammen die Entwickelung des Grundbesitzes, welche gewöhnlich im Bereiche der anbaufähigen unteren Flußthäler einsetzte. Ihren Ausgangspunkt gewährte die Festlegung des bis dahin beweglichen Hauses: es wurde mit einem Zaune, einer befriedeten Hofstätte umgeben, auf die sich zuerst der Begriff des Eigenthums erweiterte. Die Seßhaftigkeit ist nicht bei allen Stämmen in gleicher Weise und zu derselben Zeit erfolgt, durchweg zuerst längs und an der Römergrenze. Die Feldgraswirthschaft ging über in die ergiebigere Dreifelderwirthschaft, neben der nicht selten Jagd und namentlich Viehzucht noch als das Wichtigere erscheinen. Städte blieben den Germanen noch fremd, wie zu Tacitus Zeit.

Eine um so größere Wandlung war dem Gewerbe vorbehalten. Die römisch-germanische Culturperiode hörte auf und eine rein germanische setzte im fünften Jahrhunderte ein, wohl am besten als die der Völkerwanderung bezeichnet. Bereits in den Zeiten des sinkenden Römerreiches hatte sie begonnen, Mischformen barbarischer und klassischer Kunst und Mischfunde erzeugt, welche barbarische und rein klassische Gegenstände neben einander enthalten. Jetzt hörten diese auf. Unter den Merowingern erreichte diese neue Periode ihre Höhe, um alsdann durch die Renaissance Karls des Großen verdrängt zu werden. Es ist eine Eisencultur, in der klassische Motive ganz zurücktreten. Ihr Hauptornament bildet ein phantastisches Bandgeflechte mit Thierköpfen oder dergleichen (gewöhnlich Vogel, Pferd und Mensch). Gerne trug man solchen Zierrath in Silber und Goldtauschierung ein, besetzte ihn mit Steinen, Perlen und Pasten. Wessen Ursprungs dieser Stil, blieb noch unermittelt. Vielleicht war er von Byzanz entlehnt, um- und weiter gebildet, zuerst durch die Gothen, von denen er vermittelst des großen Hunnenreiches und seiner germanischen Cultur gefördert und verbreitet wurde.

Bezeichnend sind wieder die Spangen, nunmehr breit, platt oder rund und in der angegebenen Weise verziert; ebenso die Riemenzungen, mit silbertauschierten Eisenbeschlägen versehen. Als Schwerter treten zwei Hauptformen hervor: das Lang- (Spatha) und das Kurzschwert (Sax, Scramasax). Letzteres überwiegt zunächst. Es zeigt einschneidige, gerade Klinge mit der Spitze in der Mitte, von nicht unbedeutender Schwere, wodurch es als furchtbare Waffe zu Stich, Hieb und Wurf gehandhabt werden konnte. Sonst erweisen sich die Streitäxte beachtenswerth. Die Buckeln von Schilden sind äußerst zahlreich und mannigfach zu Tage gefördert, meist verschieden

nach verſchiedenen Völkern. Neben Schwert und Schild führte der vollgerüſtete Krieger gewöhnlich Lanze, Streitart und Feuerſtahl, doch war der gewöhnliche Freie nur ſelten ſo vollgerüſtet, und auch hier handhabten verſchiedene Stämme mit Vorliebe einzelne Waffengattungen.

Mehr noch als Wehr und Ornament fällt die veränderte Begräbnißweiſe in die Augen. An Stelle des Leichenbrandes trat nämlich die Beerdigung, an die der Urnenfriedhöfe kamen die ſogenannten „Reihengräber" auf, deren Namen man ſogar dem ganzen Zeitabſchnitte beigelegt hat. Sie beſtehen aus Grabſtätten nebeneinander oder in Schachbrettform, wie ſie ſich bis auf unſere Tage in den Friedhöfen erhalten haben. Dieſe Reihengräber ſind von wechſelvoller Ausdehnung: die größten wurden in bayeriſchem und alamanniſchem Lande gefunden, wovon eines bis auf 3000 oder 4000 Todte berechnet iſt. Den Freien legte man im vollen Schmucke ſeiner Waffen in's Grab. Unfreie wurden ohne ſolchen beerdigt, weniger gut oder gar nicht eingereiht. Durchweg ergeben die Skelette eine Größe, die auch heute noch vorkommt.

Während ſo die Deutſchen in Germanien ſchalteten, befanden ſich ihrer hunderttauſende, ja allmählich Millionen jenſeits der Grenze, im Römerreiche. Anfangs waren ſie gewaltſam als Kriegsgefangene überführt, woneben ſich allmählich die friedliche Einwanderung geltend machte, immer größeren Umfang annehmend. Bald kamen ſie einzeln oder ſchaarenweis, bald als ganze Völkerſchaften, durch Nahrungsmangel oder feindliche Nachbarn im Rücken gezwungen. Ihr verſchiedenartiges Auftreten bewirkte verſchiedenen Empfang: viele waren froh, nur untergebracht zu ſein, andere fühlten ſich in der Lage, ſtolze Bedingungen zu ſtellen und für ihre Dienſte Gegenleiſtungen zu fordern; viele kamen für immer, manche nur, um ſich im Römerheere zu bereichern und dann in die Heimat zurückzukehren.

In alle Berufszweige drängten ſich die robuſten Fremdlinge ein, am meiſten in die der Landwirthſchaft, wo ſie als rechtloſe Sklaven lebten, als rechtsfähige aber zinspflichtige Kolonen, als Läten mit eigenem, pachtfreiem Gute, oder als wirkliche Völker, nur dem Kaiſer unterthan. Die früher Eingeſeſſenen vermochten dem überlegenen Römerthume der Kraft des altbegründeten Staatsweſens nicht zu widerſtehen. Anders die Ankömmlinge des vierten Jahrhunderts; von ihnen wahrten bedeutende Bruchtheile die heimiſche Eigenart, weil ihre Menge zu groß war, die Zerſetzungsfähigkeit des Reiches nachgelaſſen hatte und nicht mehr genügend Zeit zur Verwelſchung blieb.

Neben der Landwirthſchaft galt der Krieg als Hauptbeſchäftigung der Fremden. Die Umgeſtaltung der Armee durch Conſtantin den Großen war hier bedeutungsvoll, weil der Beſtand an Mannſchaften und Offizieren gemehrt und die kriegeriſche von der bürgerlichen Laufbahn geſondert wurde. Während letztere mehr und mehr in die Hände des ſtädtiſchen Adels gerieth, zeigte ſich das Heer von Germanen geradezu durchſättigt. Die Kaiſer

vertrauten ihrer Person und oft ihre geheimsten Angelegenheiten mit Vorliebe den blonden Einwanderern, sie bildeten ihre Leibgarde, aus deren Reihen vielfach die Befehlshaber der Linie entnommen wurden. Je später desto regelmäßiger tragen die Führer der Leibgarde deutsche Namen. Die blitzende Rüstung und der wallende Helmbusch blendeten das empfängliche Auge, den phantasievollen Sinn des Waldsohnes und bildeten seine liebste, seine bewunderte Tracht.

Aber auch im bürgerlichen Gewerbe, in der Verwaltung, der Diplomatie und am Kaiserhofe finden wir ihn beschäftigt. Es war, sagt grollend der Schriftsteller Ammian, als ob das Reich allein auf ihren Schultern läge. Kurz: mit Germanen wurden die Schlachten gegen Germanen, Perser und Mauren geschlagen, Germanen waren in allen Ständen und Berufsarten thätig: im Sklavenhabit auf dem Acker, in der christlichen Geistlichkeit, in den Büreaus, im Heere und bei Hof.

Je zahlreicher sie wurden und je mehr die Widerstandskraft des Reiches erlahmte, desto stärker vermochte ihre Besonderheit zu wirken. In der spätrömischen Tracht erlangte das Barbarische ein offenkundiges Vorrecht; die langen Vollbärte, das blonde Haar und der nordische Pelzbesatz wurden Mode. Fast gänzlich veränderte sich das Heerwesen: das Langschwert der germanischen Hülfstruppen wurde zur Waffe der Legionen, aus den kaiserlichen Reichen erscholl der germanische Schlachtgesang so gut, wie von den entgegenrückenden Keilen.

Mit Neid und Abneigung, Geringschätzung und respectvollem Staunen schauten Römer und Provinziale auf die Kerngestalten, die eine eiserne Gesundheit besaßen, die mangelhaft in grobes Linnen gekleidet, nach Knoblauch riechend und ranziger Butter, über die Grenze getrottet kamen und sich in kurzer Zeit ebenso gut zu salben und nicht selten noch besser zu intrigiren verstanden, wie die eingeborenen Söhne des Mars. Man zog die Fremden heran, fügte sich ihnen unter dem Scheine, sie unterworfen zu haben, nutzte ihre Kräfte aus, verachtete und bewunderte sie, und fühlte sich im Herzensgrunde doch als einzig daseinsberechtigt, als Herrn der Welt. Die Germanen waren die gefährlichsten Feinde und besten Freunde des Reiches. Dieselben Männer, welche sich heute todtverachtend in die dichtgeschlossene Phalanx stürzten, ließen sich morgen gehorsam als Glied in eben diese Phalanx reihen, oder beackerten fleißig die römische Scholle. Rom zitterte vor den Barbaren, konnte ihrer aber nicht mehr entrathen, bestand guten Theiles gerade durch sie.

Entscheidend hiefür ist das eigenthümlich nationslose Wesen des Deutschen geworden, das wunderliche Gemisch von Gegensätzen seiner Natur. Rom war ein alter Culturstaat mit der vollen technischen Wucht eines solchen im Rechts-, Militär- und Geistesleben: ihm gegenüber der unentwickelte, begabte und empfängliche Fremde mit ausgesprochen geringer Fähigkeit zum Staatenbilden. Seine Freiheit war im Reiche verloren, dafür aber

winkten die Genüſſe der Civiliſation; und vor Allem: als Germane fühlte er ſich wie ein Barbar, als Römer dagegen wie ein Culturmenſch; verwelſcht galt er ſich und anderen als Glied eines Staates, des gewaltigſten der Welt. Die Nationsloſigkeit birgt die Vorbedingung für die Deutſchen im Römerreiche; hätten ſie ein kräftigeres Volksbewußtſein gehegt, etwa wie Parther und Perſer, ſo würde Rom ſie nicht haben verwerthen können. Erſt deſſen Mangel ermöglichte den menſchenkundigen Weltgebietern, ſie zu gewinnen, ſie in ihrer Eigenthümlichkeit zu laſſen und doch für ſich nutzbar zu machen.

Und blicken wir weiter, ſo erkennen wir dieſen traurigen Grundzug der Deutſchen im Verlauf ihrer ganzen Geſchichte, gleichſam als Urquell alles Uebels. Er führte Deutſche auf die Seite des Auslandes gegen die eigenen Brüder, bewirkte Bevorzugung des Fremden auf Koſten des Heimiſchen und verhinderte ein feſtes Staatsweſen im Inneren, weil dieſem die Sonderbeſtrebungen ſtets auf's neue entgegenarbeiteten, ſeine beſten Kräfte lähmten und verzehrten.

Möge die Zukunft lernen aus der Vergangenheit.

Schule und Auge.

Von

Hermann Schmidt-Kimpler.

— Marburg. —

Die erste geistige Entwickelung des Kindes gründet sich auf die immer neuen Eindrücke, welche die Sinne ihm zuführen: von Betasten und Begreifen stammen „Begriffe", von Sehen und Erkennen „Erkenntniß", von Fühlen und Empfinden „Empfindungen", „Lust- und Unlust-Gefühle". Wir haben gar keine Vorstellung davon, wie sich der menschliche Geist entwickeln könnte, wenn alle diese Eindrücke fehlten. Selbst beim erwachsenen Menschen bedarf es fortdauernder Reizung der Sinne, um den Geist rege und wach zu halten. So hat man einen Kranken beobachtet, dem sämmtliche Sinnes-Organe, Empfindung, Geruch, Geschmack bis auf ein Auge und Ohr gelähmt waren: nur allein diese vermittelten noch die Verbindung mit der Außenwelt. Raubte man nun dem Leidenden durch Verschluß dieses Auges und Ohres den Rest seiner Sinnes-Empfindungen, so schlief er ein: die bewußte Geistesthätigkeit hatte ein Ende.

Daß unter allen Sinnes-Erregungen die Reize, welche die Netzhaut des Auges durch Licht erhält, von besonderer Bedeutung für das Wachbleiben unseres Geistes sind, dürfte neben anderem auch daraus hervorgehen, daß dies der einzige Sinn ist, der beim Schlafen durch eine eigene Vorrichtung, den Lidschluß, diesen Reizen entzogen wird; mit offenen Augen zu schlafen, ist bekanntlich nur wenigen bevorzugten Menschen gegeben. Zweifellos ist das Auge die Haupt-Eingangspforte, welche uns die Wahrnehmung der Dinge in der Außenwelt zuführt, und somit für die geistige Entwickelung in der ersten Kindheit und in späteren Lebensjahren von allerhöchster Bedeutung. Das Sehen-Können ist unbedingt nöthig, um die Erscheinungen

in der Natur beobachten und verstehen zu lernen; in dem durch das Auge ermöglichten Lesen liegt die Hauptquelle, aus der fremdes Wissen und fremde Gedanken zu uns überströmen.

Will demnach die Schule den Geist der ihr anvertrauten Jugend zu vollster Entwickelung bringen, so wird sie besonders mit der Augen-Thätigkeit rechnen müssen: sie soll das Auge üben, aber sie soll es auch vor Schaden bewahren.

Nach beiden Richtungen hin sind besonders in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Anschuldigungen gegen sie erhoben worden. Und nicht mit Unrecht! wenngleich wohl zu erwägen ist, daß auch im Elternhause recht oft dieselben Fehlgriffe vorkommen und dieselben Schädlichkeiten wirken, welche man an der Schule allein zu rügen pflegt; ja daß in manchen Fällen jenem sogar der größte Schuld-Antheil gebührt. Aber wenn wir bessern wollen, so werden immerhin die vom Staate beaufsichtigte Lehranstalt und der vom Staate gebilligte und vorgeschriebene Lehrgang — falls in ihnen Mißstände hervortreten — als erste Angriffspunkte sich darstellen; hier werden auch am leichtesten die Schäden zu finden und zu entfernen sein.

Uebt nun die Schule das Auge so, wie es zweckentsprechend sein würde? Diese Frage wird vielfältig und besonders von den Vertretern der Naturwissenschaften, wenigstens betreffs der Gymnasien, verneint. Esmarch, der hervorragende Kieler Chirurg, schreibt, daß er seinen Studenten im Beginn der klinischen Semester die Mahnung ans Herz lege, sie möchten die ersten Wochen vor Allem dazu benutzen etwas wieder zu erlernen, was sie während der Gymnasial-Zeit systematisch verlernt hätten, nämlich richtig sehen. Wie hier der Chirurg klagt, so tadelt es der Botaniker, wenn nicht sofort das Blatt als gelappt, fiederspaltig, buchtig oder schrotsägeförmig erkannt wird; der Zoologe, wenn nicht die abweichende und eigenartige Form des Gebisses auffällt; der Chemiker, wenn im Reagenzglase eine eben entstandene, kaum sichtbare Trübung dem Auge entgeht; der Physiker, wenn der Beobachter nicht wahrnimmt, daß der Schatten eines farbig beleuchteten Gegenstandes nicht wie gewöhnlich schwarz oder grau, sondern in der Contrastfarbe erscheint, — und so kann Jeder klagen, der vom Anfänger in seinem Fache verlangt, daß er das sofort sieht und erkennt, wozu eben eine gewisse Uebung, gewisse Kenntnisse und vorausgegangene Beobachtungen erforderlich sind. Die Bilder der gesehenen Dinge werden zwar in gleicher Weise im Auge des Schülers wie des Lehrers entworfen, aber sie werden nicht von Beiden in gleicher Weise geistig verwerthet. Die Anschuldigung Esmarchs kann um so weniger direct die Schule treffen, da vor den klinischen Semestern noch mehrere Jahre Universitäts-Studiums liegen, während welcher sich die Mediciner mit den Naturwissenschaften, mit Anatomie und Physiologie beschäftigen — alles Dinge, bei denen sie doch Gelegenheit gehabt hätten, sehen zu lernen. Aber das einfache Sehen-Können und selbst die Erziehung zum Beobachten, wenn sie auch sicher dazu beiträgt, Unbe-

kanntes in seiner Eigenheit leichter zu erfassen und daher auch in den Schulen größere Beachtung finden sollte, reicht eben nicht hin, bei jeder Sonder-Beschäftigung sofort das Erforderliche, das Charakteristische, das Abweichende zu sehen. Welcher noch so hervorragende Naturforscher wäre wohl im Stande Hunderte von Schafen genau von einander zu unterscheiden und an jedem neu hinzugekommenen sofort das Individuelle wahrzunehmen, wie es doch jeder einfache Schäfer thut, der seinerseits kein x vom u trennen kann, — oder die feinen Farbenschattirungen zu erkennen, welche der gewöhnliche Arbeiter der Färbereien mit Leichtigkeit aussondert? In gleicher Weise wird der Naturforscher auch dem Historiker und klassischen Philologen im Entziffern alter vergilbter und verwischter Handschriften nachstehen. Man sieht, daß mit derartigen allgemeinen Klagen nicht allzuviel gesagt ist: es ist eben unmöglich, daß die Schule das Sehen, welches das Einzelfach erfordert, lehrt. Wohl aber kann sie dahin wirken, daß überhaupt ein scharfes, mit geistiger Spannung und Aufmerksamkeit verbundenes Sehen und Beobachten geübt werde und zwar an möglichst verschiedenartigen Objecten. Jetzt sind es fast nur Schriftzüge und Druck, welche nach dieser Richtung hin verwerthet werden. Dies geschieht schon in den untersten Klassen, wo das Kind gelehrt wird, die vorgeschriebenen Buchstaben in correctester Weise unter Innehaltung derselben Größe und Schrägheit nachzuschreiben und beim Lesen die gedruckten Buchstaben in ihren besonderen Formen zu erkennen; und zwar sind gleich acht verschiedene Typen bei der Schreib-Lesemethode einzuprägen (das große und kleine Alphabet, deutsch und lateinisch, geschrieben und gedruckt.) Die deutsche Jugend ist hier gegenüber der anderer Völker, welche nur das lateinische Alphabet kennen, bezüglich des Sehen-Lernens sicher bevorzugt, aber auch andererseits wegen der zu großen Augen-Anstrengung, welche das Erkennen kleiner Buchstaben beansprucht, mehr noch benachtheiligt.

Auch der weitere Unterricht im Lesen verlangt die gespannteste Aufmerksamkeit bei der Beobachtung des Gesehenen, da jedes Uebersehen eines kleinen Wörtchens oder die Einschiebung eines andern, nicht dastehenden vom Lehrer mit Recht getadelt wird. Die fortgesetzte Uebung bewirkt, daß später nicht mehr der einzelne Buchstabe, sondern das ganze Wort als solches gesehen wird: es werden zahllose Wortbilder erlernt; jedes von ihnen bewirkt im Gehirn sofort die Auslösung des damit verknüpften Sinnes, — aber auch nur wenn die Aufmerksamkeit darauf gewendet wird. Es ist übrigens eine leicht zu erweisende Beobachtung, daß die durch das Auge uns zugeführten Bilder der Außenwelt selbst einige Zeit verhüllt und unverwerthet in unserem Gehirne ruhen können; nachträglich wieder entschleiert bringen sie uns doch die entsprechende Vorstellung. Es wird Jedem schon vorgekommen sein, daß er, an Anderes denkend, bei einem Bekannten, ohne ihn zu beachten, vorüberging. Plötzlich taucht die Frage auf, wer das wohl gewesen sein möchte? Jetzt sucht man nach dem Bilde, das in

unſerem Auge entworfen, findet es wieder und conſtruirt ſich nun aus dieſem, das nur als Sinnes-Eindruck aufbewahrt war, die richtige Perſönlichkeit.

Noch größere Uebung im Leſen giebt die Möglichkeit, mit einem Blick den Sinn einer ganzen Reihe von Wortbildern zu faſſen — ganz ähnlich, wie bei andern Objecten der Fachmann ſofort mit einem Blick das Nothwendige ſieht und erkennt, während der Anfänger lange herumſuchen muß. Von der Schnelligkeit des Sehens und der Umwandlung des geſehenen Wortbildes in ſeine Bedeutung hängt die Schnelligkeit des Leſens ab. Es iſt dabei natürlich vorausgeſetzt, daß die Leſenden im Stande ſind, in gleicher Weiſe die durch eine Reihe von Wortbildern ausgedrückten Gedanken zu erfaſſen; eine ſchwerverſtändliche Ausdrucksweiſe wird immer ein langſames Leſen zur Folge haben und zeitraubender ſein. Zum Glück giebt es noch genug Zeitverſchwender unter den Leſern, die mit beſonderer Vorliebe die dunklen Autoren aufſuchen, zumal ihnen in rührender Beſcheidenheit das, was ſie nicht verſtehen können, beſonders tief und weiſe erſcheint, während doch in der Regel nur Unklarheit der Gedanken oder des Ausdruckes vorliegt. — Daß der Geübte nur in Wortbildern lieſt, zeigt ſich auch daran, daß er eine fremde ihm unbekannte Sprache erheblich langſamer lieſt, trotzdem hier die zum Auffaſſen des Sinnes der Wortbilder erforderliche Zeit ganz fortfällt. So fand Adolf Weber, daß das Fürſich-Leſen eines lateiniſchen Schriftſtellers durch einen des Lateiniſchen Unkundigen etwa $1\frac{1}{2}$ mal ſoviel Zeit erforderte als das Leſen eines deutſchen, mit denſelben lateiniſchen Typen gedruckten Autors. Auch ſpricht für das Leſen in Wortbildern, daß ſich jeder Geübte beſondern Zwang anthun muß, wenn er, wie es beim Correctur-Leſen erforderlich iſt, aufmerkſam nach Buchſtaben leſen ſoll. Aus verſchiedenen Verſuchen hat ſich ergeben, daß man in der Minute mehr als 2000 Buchſtaben bei entſprechend gutem Druck überſieht. Je ſchlechter der Druck, um ſo langſamer das Leſen; zu kleine Buchſtaben und ſchlechtes Papier koſten uns demnach nicht nur das Augenlicht, ſondern auch überflüſſig viel Zeit. Daß die eben betrachtete, ſehr wichtige Ausbildung des Auges und des Sehvermögens in unſern Schulen, beſonders in den Gymnaſien, wo noch griechiſche und hebräiſche Typen die Beobachtungsfähigkeit ſtärken, in zu geringem Maße ſtattfinde, wird wohl kein Menſch behaupten; eher das Gegentheil. In dieſem Sinne alſo kann von einem Verlernen des Sehens nicht die Rede ſein. Wenn es auch andere Sehübungen giebt, die dem Auge weniger ſchädlich ſind, ſo iſt doch beim Sehen von Buchſtaben dieſelbe geiſtige Spannung, welche überall einzig und allein das Richtige erkennen läßt, wie bei jenen erforderlich. Es iſt übrigens in neuerer Zeit ſchon mancherlei, meiſt allerdings nur in den unteren Klaſſen geſchehen, um das Auge auch an anderen Objecten zu üben. So die Verwendung von großen Bildertafeln beim Anſchauungs-Unterricht, die Beobachtung von Pflanzen und Thieren

in den naturwissenschaftlichen Stunden, das Erlernen des Rechnens an den mit bunten Kugeln besetzten Rechen-Maschinen. Leicht könnte man diese Kugeln auch, wenn ihnen die entsprechenden Färbungen und Farben-Nüancen gegeben würden, zur Bildung des Farbensinns benutzen, ähnlich den von Magnus empfohlenen Pappen-Tafeln. Das Kind lernt auch hierbei Sehen, Vergleiche anstellen und feinere Unterschiede erkennen; dazu hat es noch den Vortheil, sich die richtigen Farben-Benennungen anzueignen. Wie wenig letztere bekannt sind, geht recht schlagend aus einer Untersuchung auf Farbenblindheit hervor, die ein österreichischer Marine-Arzt 1878 anstellte. Von 1312 Matrosen, die nicht farbenblind waren, machten 747 Fehler in der Bezeichnung von Roth, Grün, Gelb und Blau. Aber selbst viele Gebildete wissen nicht die verschiedenen Töne des Grau zu unterscheiden, können nicht sagen, ob ein schwarzer Sammet in Grün, Roth oder Blau nüancirt. Allerdings sind die Damen ums Männern wie in so vielem Anderen, auch hierin überlegen. Gewiß hat dabei die Beschäftigung mit bunten Fäden und Zeugen, durch Generationen fortgesetzt, ihren bildenden Einfluß geübt. Selbst die wirkliche Blindheit für Farben ist bei Frauen seltener als bei den Männern; im Durchschnitt finden sich unter jenen nur 0.3 pC. Farbenblinde während bei diesen 3 pC. vorkommen. Auch spricht für den Einfluß, welchen fortgesetzte Beschäftigung mit Farben auf Hebung des Farbensinns übt, eine in Crefeld angestellte Untersuchung, wo seit 200 Jahren Seiden-Industrie und besonders Buntfärbung betrieben wird; hier waren unter circa 1000 Personen, bei denen ein Einfluß dieser Industrie auf den Farbensinn zur Geltung gekommen sein mußte, nur 0.3% farbenblinde Männer, keine einzige Frau.

Ferner sollte der Zeichen-Unterricht besonders in den Gymnasien mit größerem Eifer betrieben werden: wo möglich so, daß auf das Nachbilden körperlicher Gegenstände entsprechendes Gewicht gelegt wird. Mit Recht betrachtet das Gutachten der wissenschaftlichen Deputation vom 13. December 1883 es als eine bedauerliche Concession, daß wegen der sonst erforderlichen Arbeitszeit der Zeichen-Unterricht für die drei oberen Gymnasialklassen facultativ gemacht ist. Allerdings möge man nicht zu früh damit anfangen und nicht etwa unter Benutzung der Stuhlmann'schen Methode, welche sich quadratischer Linien- und Punktnetze zur Einzeichnung der Figuren bedient. Durch das hierbei erforderliche angestrengte Sehen und das nothwendige Nahe-Herannehmen der feinen Linien und Punkte könnte leicht das jugendliche Auge Schaden erleiden. —

Wenn wir Uebung des Auges fordern, so setzen wir dabei voraus, daß sie mit Maß und ohne Ueberanstrengung erfolge. Haben wir auch die Beschäftigung mit Druck und Schrift als eine vollberechtigte Uebung anerkannt, so müssen wir leider hinzufügen, daß gerade in der übertriebenen Beschäftigung mit diesen (— natürlich nicht mehr zu Uebungszwecken erfolgend —) die Ursache der beklagenswerthesten Schädigung, der das

Auge bei unſerem höheren Schul-Unterricht ausgeſetzt wird, der zunehmenden Kurzſichtigkeit zu ſuchen iſt. Es liegen jetzt die Augen-Unterſuchungen von mehr als 110 000 Schülern vor und aus allen ergiebt ſich, daß in den höheren Schulen ſowohl die Zahl der Kurzſichtigen eine größere, als auch der Grad der Kurzſichtigkeit ein höherer iſt als in den niederen, und weiter, daß mit der Höhe der Klaſſe und ebenſo mit der Länge der Schulzeit und dem Alter der Schüler die Procentzahl der Kurzſichtigkeit und der Grad der Myopie zunehmen.

Auch in den höheren Mädchenſchulen ſind die Verhältniſſe ähnlich wie in den Gymnaſien. Eine Unterſuchung der Darmſtädter höheren Töchterſchule, der Realſchule und des Gymnaſiums ergab, daß in dem Alter bis zum 14. Lebensjahre in erſterer 45 pC., in der Realſchule 36 pC. und im Gymnaſium 37 pC. Kurzſichtige waren; bis zum 16. Lebensjahre ſtieg die Kurzſichtigkeit bei den Mädchen auf 44pC., bei den Realſchülern auf 40 pC., bei den Gymnaſiaſten auf 43 pC. Die höhere Tochter iſt demnach im Durchſchnitt ebenſo kurzſichtig wie der Gymnaſiaſt. Ja, wenn Mädchen und Knaben unter gleiche Unterrichts-Verhältniſſe geſetzt werden, fährt das zarte Geſchlecht noch übler dabei. In der Induſtrie-Schule zu Chaux-de-fonds ſtieg bei den Schülern die Myopie von 27 pC. in der unterſten Klaſſe auf 50 pC. in der oberſten, bei den Mädchen von 38 pC. in der unterſten, auf 91 pC. in der oberſten.

Wollte man allerdings nur nach dem äußeren Scheine d. h. nach dem Brillentragen urtheilen, ſo würde man auf eine ſolche Verbreitung der Kurzſichtigkeit unter unſeren Damen nicht kommen können. Aber dieſelben theilen, wie es ſcheint, den Widerwillen Goethes gegen das Brillentragen, — wenigſtens ſoweit ihre eigene Perſon in Betracht kommt, denn bezüglich männlicher Brillenträger konnte eine gleiche Abneigung noch nicht ſicher feſtgeſtellt werden.

Goethe giebt ſeiner Anſicht über die Brillen in den Geſprächen mit Eckermann folgendermaßen Ausdruck: „Es mag eine Wunderlichkeit von mir ſein, aber ich kann es einmal nicht überwinden. Sowie ein Fremder mit der Brille auf der Naſe zu mir hereintritt, kommt ſogleich eine Verſtimmung über mich, der ich nicht Herr werden kann. Es genirt mich ſo ſehr, daß es einen großen Theil meines Wohlwollens ſogleich auf der Schwelle hinwegnimmt, und meine Gedanken ſo verdirbt, daß an eine unbefangene natürliche Entwickelung meines eigenen Innern nicht mehr zu denken iſt. — Es kommt mir immer vor, als ſollte ich den Fremden zum Gegenſtande genauer Unterſuchung dienen, und als wollten ſie durch ihre gewaffneten Blicke in mein geheimſtes Innere dringen und jedes Fältchen meines alten Geſichtes erſpähen. Während ſie aber ſo meine Bekanntſchaft zu machen ſuchen, ſtören ſie alle billige Gleichheit zwiſchen uns, indem ſie mich hindern, zu meiner Entſchädigung auch die ihrige zu machen. Denn was habe ich von einem Menſchen, dem ich bei ſeinen mündlichen Aeußerungen nicht

in's Geſicht ſehen kann und deſſen Seelenſpiegel durch ein paar Gläſer, die mich blenden, verſchleiert iſt!"

Meiſt pflegt gegen das Pincenez kein ſo ausgeprägter Widerwille zu herrſchen: wohl weil es nur zeitweiſe aufgeſetzt wird. Bei Lehrern habe ich allerdings öfter die Erfahrung gemacht, daß ſie an ihren Schülern die Brille vorziehen. In manchen Schulen wird ſogar das Tragen von Pincenez verboten. Mit vollem Unrecht! es giebt geringere Grade der Kurzſichtigkeit, bei denen ein zeitweiliges Sehen durch Concav-Gläſer z. B. beim Blick auf die Tafel, bei Demonſtrationen nöthig, hingegen die Benutzung beim Leſen und Schreiben unnöthig, ſelbſt ſchädlich iſt. Hier muß man das Pincenez, welches ſchnell auf und wieder abgeſetzt werden kann, der Brille vorziehen. Eine Lorgnette könnte natürlich ebenſo benutzt werden, iſt aber bei längerer Verwendung durch das erforderliche Hochhalten mit der Hand unbequem. Auch macht im gewöhnlichen Leben das Lorgnettiren, wenn es ſich gegen Perſonen wendet, keinen beſonders angenehmen Eindruck, da die Abſicht des Scharfſehenwollens gerade in dieſem Einzelfalle unbequem hervortritt. Man könnte hier faſt erinnert werden an die Abſtammung des Wortes Lorgnette von dem ſchweizeriſchen loren und dem mittelhochdeutſchen lûren, welches unſerem „lauern" oder „belauern" entſpricht.

Auch anderweitige, nicht in Schulen angeſtellte Unterſuchungen haben den ſchädlichen Einfluß dauernder Nahe-Arbeit auf jugendliche, noch in der Entwickelung begriffene Augen erwieſen.

So fand Seggel bei den Aushebungen zum Militairdienſt unter den Bauernknechten nur 2 pCt. Kurzſichtige, unter den Tagelöhnern 3 pCt., unter Handwerkern und Gewerbetreibenden 8 pCt. und unter den aus höheren Schulen Hervorgegangenen 57 pCt. Damit ſtimmt überein, daß bei den uncultivirten Volksſtämmen, bei Kabylen, Patagoniern, Nubiern und Lappen, keine Kurzſichtigkeit gefunden wurde; auch war durchſchnittlich die Sehſchärfe derſelben eine erheblich beſſere als die der Europäer. Es ſcheint alſo, daß die höhere Cultur mit Kurzſichtigkeit und Verringerung der Sehſchärfe erkauft wird.

Man iſt ſogar ſchon dazu gekommen, die Kurzſichtigkeit als Anpaſſungs-Vorgang, als einen Vortheil für den Cultur-Menſchen hinzuſtellen, da dieſer ja beſonders mit Schreiben, Leſen und ſonſtigen Nahe-Beſchäftigungen zu thun habe und ſolche als Kurzſichtiger auch im ſpäteren Alter fortſetzen könne, ohne ſich, wie der Normalſichtige, einer Converbrille bedienen zu müſſen. So aber liegt die Sache doch nicht, obgleich ich gern zugeben will, daß von mancher Seite die aus der Arbeits- oder Erziehungs-Kurzſichtigkeit erwachſenden Nachtheile und Gefahren etwas übertrieben worden ſind. Wenn auch die geringen Grade der Kurzſichtigkeit (— etwa bis zu einem Grade, der durch ein Concav-Glas von 12 oder 13 Zoll Brennweite corrigirbar iſt —) nicht gerade ſehr beläſtigend ſind und ohne ſonſtige beſondere Augen-Erkrankung vorkommen, ſo ſteigt doch mit Zunahme

der Kurzsichtigkeit die Unbequemlichkeit: bei den höchsten Graden finden sich sogar recht häufig entzündliche und die Sehkraft bedrohende Veränderungen im Innern des Auges. Daß aber diese mittleren und höheren Grade der Myopie auch häufig genug bei Schülern vorkommen und mit der Länge der Schulzeit immer zahlreicher werden, habe ich bei der Untersuchung von ca. 1700 Schülern höherer Unterrichts-Anstalten gesehen: unter den in den ersten 5 Schuljahren stehenden Zöglingen hatten nur 3,5 pCt. diese Kurzsichtigkeitsform; in dem Zeitraum vom 5. bis 10. Schuljahr stieg die Procent-Zahl auf 13 und über das 10. Schuljahr (also bei Schülern älter als 16 Jahre) auf 28. Wenn man nun hinzunimmt, daß, wie ich auch bei obigen Untersuchungen feststellen konnte, selbst mit der Brille bei Weitem nicht die Hälfte dieser Kurzsichtigen die volle normale Sehschärfe für die Ferne hat, so sollte man den entstandenen Schaden doch nicht unterschätzen.

Ich will dabei gar nicht auf die sonstigen Nachtheile Gewicht legen, wie sie uns von Dechales, einem im 17. Jahrhundert lebenden Jesuiten und von dem 1571 zu Bologna verstorbenen Cardano so drastisch dargelegt werden. Ersterer kommt nach einer Schilderung der eigenthümlichen Art des Sehens der Kurzsichtigen, des Blinzelns mit den Augen (Myopie von μύειν blinzeln) auch auf die Einflüsse zu sprechen, welche diese Anomalie auf den Charakter übt. Der Kurzsichtige hat nach ihm im Allgemeinen keine genaue Vorstellung von dem Eindrucke, den seine Person und Worte auf Andere machen und daher entwickelt sich bei ihm, seinem Charakter gemäß, nicht selten ein eigenthümlich freies Benehmen und ein zu großes Selbstvertrauen, selten aber eine ungewöhnliche Schüchternheit. In seiner Haltung und oft auch in seinem Gange manifestirt sich häufig eine gewisse Unbeholfenheit, an welcher manche schon aus der Ferne erkannt werden. Endlich entgeht ihnen in der Welt viel mehr, als ihnen selbst bewußt wird, und von vielen Dingen haben sie eine weniger richtige Kenntniß, weil sie das, was ihnen fehlt, durch eine lebhafte Phantasie ersetzen. — Professor Cardano behauptet sogar, daß Myopen besonders verliebt seien, da sie die körperlichen Fehler nicht bemerken und menschliche Wesen für Engel halten. Letzteres scheint ihm wohl mit Recht die Höhe des Verliebtseins auszudrücken.

Aber selbst stärkste, mit inneren Entzündungen verknüpfte Grade der Myopie kommen als Folge der Nahe-Arbeit, wenn auch selten, zur Beobachtung. Gewiß ist es, daß an diesen Formen öfter auch Personen leiden, die nie ihren Augen übermäßige Anstrengungen zugemuthet haben; jedoch ist die hierauf und auf statistische Zusammenstellungen gestützte Ansicht des Kopenhagener Augenarztes Tscherning, daß wenn diese Formen bei Schülern oder Studirten beobachtet würden, sie eben unabhängig von der Nahe-Arbeit aufträten, durch die Ergebnisse meiner obenerwähnten Untersuchungen ebenso wie durch Mittheilungen von anderer Seite bereits als

unzutreffend erwiesen worden. Wir haben demnach Gründe genug, der Zu- und Uebernahme der Myopie bei unserer Schuljugend mit allen Kräften entgegenzutreten.

Es ist bereits nach dieser Richtung hin, besonders seitdem Hermann Cohn in Breslau Mitte der sechsziger Jahre auf Grund ausgedehnter Untersuchungen die öffentliche Aufmerksamkeit darauf gelenkt und immer wieder von Neuem in unermüdlichster Weise rege erhalten hat, außerordentlich viel geschehen.

Es sind sowohl bezüglich der möglichst gesundheitsgemäßen Ausführung der Nahe-Arbeit erhebliche Verbesserung eingeführt worden, wie man sich auch bestrebt hat, durch Verringerung der Dauer der Nahe-Arbeit die Augen mehr zu schonen.

In ersterer Richtung erinnere ich an die zahlreich erstandenen neuen Schul-Gebäude mit hellen Zimmern und guten Subsellien, welche den Kindern gestatten in grader Haltung und ohne zu starkes Vornüberneigen des Kopfes zu schreiben. Ueberall ist das Gesetz anerkannt, daß der Stuhlrand senkrecht unter dem Tischrande stehen oder sogar noch etwas unter den letzteren gerückt werden soll (negative Distance); ebenso sind Lehnen angebracht zur Stütze des Rückens. Neuerdings legt man, wie ich meine mit Recht, mehr Gewicht darauf, daß die Lehne hoch bis über die Schulterblätter geht und auch beim Schreiben benutzt werde. Daß trotzdem die Schüler sich vornüber legen, läßt sich nur durch Aufmerksamkeit der Lehrer und Eltern vermeiden. Im Hause kann man bei Mädchen oft dadurch gute Haltung erzielen, daß man sie mit ihren Zöpfen an die Stuhllehne bindet; auch hat man Kinn und Kopfstützen construirt, die am Tisch angeschraubt, den gleichen Zweck verfolgen.

Weiter ist mehr auf den Druck der Schulbücher geachtet worden. So soll bei gutem Druck das kleine lateinische n mindestens 1,5 mm. hoch sein, der Zwischenraum zwischen zwei Zeilen mindestens 2,5 mm. betragen und die Zeilen nicht länger als 100 mm. sein. Bezüglich des Schreib-Materials ist auf die Schädlichkeit des Griffels und der Schiefertafel hingewiesen; verschiedene weiße Tafeln hat man an Stelle des letzteren einzuführen versucht, allerdings bisher ohne Erfolg. Mir scheint es noch am besten, die Anfangs-Uebungen mit Blei und Papier anstellen zu lassen. Aber diese hygienischen Einrichtungen haben immerhin erst in einer kleinen Anzahl von Schulen Eingang gefunden und werden auch dort nicht stets angemessen verwerthet. Nicht selten findet man, daß in einer Klasse, in welcher nach besten Grundsätzen Subsellien verschiedener Größe entsprechend der verschiedenen Körper-Größe aufgestellt sind, die Schüler nicht nach dieser, sondern in altgewohnter Weise nach ihren geistigen Fähigkeiten darauf gesetzt werden: natürlich passen dann die Subsellien nicht, da Körper- und Geistes-Größe, wie es scheint, nicht immer conform sind.

Daß weiter dieselben Mängel, welche in den Schulräumen noch viel-

fältig vorhanden ſind, oft in noch erhöhtem Grade im Hauſe herrſchen und bei den häuslichen Arbeiten ihren ſchädigenden Einfluß ausüben, iſt ſelbſtverſtändlich, aber von Staatswegen kaum zu ändern, wenn man nicht etwa die betreffenden Aufgaben in der Schule machen laſſen will.

Auch bezüglich Veränderung der Arbeitsdauer haben wir in den letzten Jahren uns gewiſſer Verbeſſerungen zu erfreuen: neben Feſtſetzung größerer Zwiſchenpauſen zwiſchen den einzelnen Stunden, des Verbotes, für die Zeit zwiſchen Vor- und Nachmittag den Kindern Arbeiten aufzugeben, hat der hocherfreuliche Erlaß des Miniſters v. Goßler vom 14. November 1884 beſonders die Länge der häuslichen Arbeiten, die „in keiner Weiſe als Erſatz deſſen benutzt werden dürfen, was die Lehrſtunden bieten können und ſollen", genau geregelt. Als Maximum ſind für die Serta wöchentlich 6 Arbeitsſtunden, für die Quinta 9, für Quarta und Unter-Tertia 12, für Ober-Tertia und Unter-Secunde 15, für Ober-Secunda und Prima 18 feſtgeſetzt. Alexi hatte bei ſeinen Unterſuchungen betreffs der Berliner Gymnaſien in recht erheblichem Gegenſatze hierzu als Durchſchnitt in der Serta 10 und in der Prima ſogar über 33 Arbeitsſtunden gefunden. Ob jetzt nach Erſcheinen der miniſteriellen Verfügung in der That die vorgeſchriebene Zeit für häusliche Arbeiten im Ganzen inne gehalten wird, werden die Eltern am beſten beurtheilen können. Daß es nicht überall geſchieht und daß auch ſeitens der Schulen nicht immer die entſprechenden Vorkehrungen zur Durchführung dieſer Vorſchriften getroffen werden, unterliegt gar keinem Zweifel. Ich erſehe dies auch aus einer Bemerkung, welche ſich in dem Oſter-Programm 1886 eines großſtädtiſchen Gymnaſiums findet, „Ich kann verſichern," ſchreibt der damalige Director, „daß auf das Maß der von der Schule aufgegebenen häuslichen Arbeiten bereits vor dem ſehr dankenswerthen Miniſterial-Erlaß ſtets auf's Genaueſte geachtet iſt. In jedem Semeſter wird das Arbeitsmaß für jede Klaſſe und für jedes Fach in eigens dazu angeſetzten Conferenzen (zuletzt 3. 4. 5. Dec. 1885) eingehend beſprochen, und wo ſich eine Ueberſchreitung oder eine Ungleichheit zwiſchen den Wochentagen zeigt, dieſelbe beſeitigt. Mehr können wir nicht dafür thun. Manchem zärtlichen Vater möchte es wohl erwünſcht ſein, wenn der liebe Sohn etwas weniger zu thun hätte." Nun mir ſcheint, daß man doch etwas mehr dafür thun könnte, als daß Oſtern 1886 darauf Bezug genommen werden mußte, daß anfangs December 1885 drei diesbetreffende Conferenzen ſtattgefunden haben. Auch handelt es ſich hier nicht, um manchem zärtlichen Vater ſeine Wünſche zu erfüllen, ſondern um ein Uebel zu bekämpfen, daß bei weiterer Ausdehnung die Arbeits- und Wehrkraft der ganzen Nation in erheblicher Weiſe beeinträchtigen muß. Ich halte obige Worte für ungemein charakteriſtiſch betreffs der Auffaſſung, welche eine, wenn auch allmählich immer kleiner werdende Reihe von Pädagogen all' dieſen Körper und Geiſt betreffenden hygieniſchen Fragen entgegen bringt, und wie ſchwer es Vielen wird, von überkommenen An-

schauungen abzugehen. Es ist so auch erklärlich, daß die alte Unterrichts-Methodik trotz aller Gegengründe und aller Mißerfolge immer noch weiter geführt wird. Aber gerade auf diese wirft ein großer Theil der Aerzte und des gebildeten Publikums die Haupt-Schuld der Arbeits-Kurzsichtigkeit und der sonstigen gesundheitlichen Schädigungen unserer Kinder. Der Professor der Ophthalmologie in Breslau, Dr. Förster schreibt: „die eigentliche Ursache der Schüler-Myopie ist in der Ueberlastung der Jugend mit Augen-Arbeit zu suchen." Der Frankfurter Augenarzt Dr. Steffan findet, daß der Nutzen, welcher aus der Erbauung besserer Schulen (Schul-Paläste, wie jetzt der beliebte Ausdruck ist) mit entsprechenden hygienischen Einrichtungen für die Verringerung der Kurzsichtigkeit zu erreichen ist, vollkommen zurücktritt gegen die Schädigungen, welche aus den Fehlern und Mängeln unseres jetzigen höhern Schulwesens entspringen: „Aussicht auf Erfolg" schreibt er, „kann der Kampf gegen Schul-Myopie oder besser Erziehungs-Myopie zur Zeit nur dann haben, wenn er sich gegen allzuhoch gesteckte Lehrziele und gegen Unterrichts-Methoden richtet, welche — oft in ganz unnützer Weise — den Schüler mit Nahe-Arbeit, besonders in Form häuslicher Arbeiten überlasten." Wenngleich ich auf Grund eigener Untersuchungen eine höhere Werthschätzung für hygienische Schulbauten und Schuleinrichtungen habe, als sie Steffan inne zu wohnen scheint, so theile ich doch vollkommen die Ansicht, daß es nicht nur darauf ankommt, möglichst günstige Bedingungen für die Ausführung von Nahe-Arbeiten in Schule und Haus zu schaffen, sondern daß diese Arbeit überhaupt durch Aenderung der Unterrichts-Methode erheblich verringert werden muß. Es wird viel zu viel Gewicht auf Gedächtnißstoff gelegt; es sollte viel mehr der Geist zu logischem Denken, zu selbstthätiger Beobachtung angeregt werden: dann lernt auch das Auge das Sehen, ohne durch Ueberanstrengung an Sehkraft zu verlieren. Auch wird hierdurch — neben den sonstigen Einflüssen der Gewohnheit, guter Vorbilder, zweckentsprechender Schulung — der Charakter und die Willenskraft entwickelt werden. „Ein Mensch ohne Verstand ist auch ein Mensch ohne Willen. Wer keinen Verstand hat, läßt sich verführen, verblenden, von Andern als Mittel gebrauchen. Nur wer denkt, ist frei und selbständig" bemerkte Feuerbach in seinem Wesen des Christenthums.

Wie aber stellt sich hierzu im Durchschnitt unsere jetzige Schule und unsere Schul-Methodik?

Ich will hier Andere sprechen lassen. In dem ärztlichen Gutachten über das höhere Schulwesen Elsaß-Lothringens, das unter Vorsitz des Staats-Secretairs von Hoffmann von einer Sachverständigen-Commission unter Zuziehung zweier Oberschulräthe 1882 abgegeben wurde, heißt es: „Die Gelehrsamkeit hat den Sieg über die natürliche Vernunft, über die geistige Frische davongetragen. Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß unser gesammtes Wissen heut viel breiter und tiefer geworden ist als

vor vierzig Jahren, woraus von selbst folgt, daß die wissenschaftliche Grundlage des heutigen höheren Schulunterrichts der älteren überlegen ist, und ebenso steht es zweifellos fest, daß der Wissensschatz des heutigen Lehrerpersonals den des älteren im Durchschnitt weit übertrifft. Dennoch müssen wir Aelteren behaupten, daß die jungen Mediciner, welche heutzutage als Practikanten vor das Krankenbett treten, geistig nicht besser geschult sind als die vor vierzig Jahren. Offenbar hat die intellectuelle Ausbildung der Jugend auf den höheren Schulen nicht gleichen Schritt gehalten mit der wissenschaftlichen Ausbildung der Lehrer selbst. Wenn trotz aller Fortschritte der Wissenschaft der intellectuelle Stand der Schüler sich nicht gehoben hat, so liegt der Schluß nahe, die Schuld daran einem Mangel der Unterrichtsmethode zuzuweisen, und in der That hat man geglaubt, durch eine Vermehrung der Wissensmenge die intellectuelle Ausbildung der Jugend zu fördern. Man hat zu dem Ende die Arbeitslast der Schüler vermehrt. Wie die Untersuchung zeigt, ist dieser Weg nicht der richtige. Die guten Köpfe mögen sich auf demselben ein reicheres Wissen aneignen als ihnen früher möglich gewesen wäre; die schwachen laufen Gefahr, eher stumpf und verwirrt zu werden."

Esmarch schreibt: „Es ist, als ob der jugendliche Geist verkümmert sei, seine Frische verloren habe unter der vorwiegenden Beschäftigung mit den grammatikalischen Spitzfindigkeiten und dem Auswendiglernen von all den Regeln mit zahllosen Ausnahmen."

Wilhelm Jordan läßt in seinem geistvollen Roman „Die Sebalds" den Professor Marpinger sprechen:

„Ein Uebermaß von Wissenskram,
Macht sinnesschwach und willenslahm —

Dies scheint ganz vergessen seit dem großen Siege, den der Schulmeister gewonnen haben soll. Examen — bewährte Hirnbelastung mit Notizen de rebus omnibus et quibusdam aliis ist und bleibt die Losung trotz der ausnahmslosen Erfahrung, daß aus Musterschülern Nummer Eins c. laude noch niemals tüchtige Männer geworden sind. Was der Gymnasiast auch zu werden bestimmt sei, Richter, Arzt oder Pfarrer, die Buchstabenformeln des binomischen Lehrsatzes muß er am Schnürchen entwickeln, die römischen Kaiser von Augustus bis Augustulus mit den Jahreszahlen ihrer Antritte hersagen können, womöglich auch durch das accentbestachelte Griechisch die Unentbehrlichkeit der Brille erzielt haben, um die Reife zur Universität bescheinigt zu erhalten." Darauf antwortet ihm Arnulf zustimmend: „Sie erwähnen schwere Schäden eines verkehrten Unterrichts, welche kein Verständiger leugnen kann."

Ein Langenthaler Gymnasiallehrer veröffentlicht in der Berner Zeitschrift „Bund" im Februar 1886 als Resultat achtzehnjähriger Lehrthätigkeit die Erfahrung, daß die Gymnasiasten „sich an ein vorzugsweise ge-

dächtnißmäßiges Arbeiten gewöhnen, wodurch die Entwickelung der Denkkraft eher gehemmt als gefördert wird." Hierin liegt in der That die Quelle aller Fehler unserer Unterrichts-Methode und der aus ihr hervorgehenden Schädigungen: es wird auf die rein mechanische Gedächtnißaufnahme zu viel Gewicht gelegt. Das beginnt schon im Anfang der Schule mit dem als Strafarbeit aufgegebenen zwanzigmaligen sinnlosen Abschreiben eines Wortes oder einer Zeitform, die das Kind nicht gewußt hat, und dem ebenso sinnlosen wörtlichen Auswendiglernen der Geschichten im Deutschen und der Religion. Dieselben werden dann wörtlich abgefragt; der Gebrauch eines anderen Wortes oder Satzes bei der Wiedergabe, woran man doch wenigstens die Auffassung des Kindes erkennen könnte, ist verpönt und wird corrigirt. Pedanterie ist gewiß eine sehr schätzenswerthe Begabung, aber man sollte doch nicht zu verschwenderisch damit umgehen!

Was wird weiter nicht Alles in der Geographie und Geschichte auswendig gelernt, um sofort wieder vergessen zu werden, nachdem es seinen allerdings nicht gewollten Zweck, Augen und Gesundheit zu schädigen, erfüllt hat. Gewiß war es ein vernünftiger Gedanke, mehr Gewicht als früher auf die Bekanntschaft mit der eigenen Heimat zu verwenden. Ich kann es aber nicht als eine vernünftige Ausführung desselben betrachten, wenn beispielsweise ein neunjähriges, in Marburg heimatsberechtigtes Kind — respective dessen unglückliche in Mitleidenschaft gezogene Mutter — allein im Kreise Hünfeld folgende Berge zu lernen hat: der Haselstein, der Stoppelsberg, der Wissel-, Stall- und Appelsberg und der Soisberg (Bachmann, Kleine Geographie für Volks- und Bürgerschulen 1884.) Das entspricht wirklich dem Motto, welches Larousse nach Löwenthals Mittheilungen einer in Genf viel benutzten Grammatik vordruckte: „Die Erziehung des Kindes gleicht der des Papageien", oder der Auffassung des Philologen F. A. Wolff, der sagt: „Unter dem vierzehnten Jahre müssen die Formen inne sein; der Verstand muß anfangs gar nicht mitarbeiten, das Raisonnement schwächt das Gedächtniß!" — Worte, welche ein anderer Pädagoge, Director Steinmeyer, als „goldene" bezeichnet!

Diese Betonung und Hochschätzung des gedächtnißmäßigen Wissens geht dann durch die ganze Schulzeit — wenigstens in einzelnen Fächern — durch. Mir ist dafür immer der lateinische Aufsatz in Erinnerung geblieben. Jeder, der ein gutes Gedächtniß oder auch ein recht großes Lexicon besitzt, wird mit Leichtigkeit einen lateinischen Aufsatz, gesättigt von ciceronischer Färbung und zu höchster Freude seines Herrn Lehrers zu Stande bringen, wenn er nur die Kleinigkeit im Auge behält, sich einfach von den überlieferten Phrasen in seiner Darstellung leiten zu lassen, und auf jeden eigenen Gedanken und jede individuelle Form der Ausdrucksweise zu verzichten. Sollte er jedoch derartige — allerdings unerwartete Triebe haben, so wird unzweifelhaft die Klassicität des Lateins und damit

die gute Meinung des Lehrers leiden; man kann eben unmöglich bei höchster pflichtschuldiger Verehrung von Cicero erwarten, daß er für alle, uns Männern des 19. Jahrhunderts kommenden Gedanken oder Nüancen des Ausdrucks die zutreffenden Phrasen — trotz seines Reichthums an diesen — zu Gebote stellte. Diese Aufsätze, geisttödtend wie sie sind, haben noch den besonderen Nachtheil, daß sie dem Schüler zeigen, wie man mit von andern übernommenen Phrasen oft weiter kommt als mit eigenen Gedanken. „Der größte Fehler, den man bei der Erziehung zu begehen pflegt, ist dieser, daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnt," sagt bereits Lessing.

Es scheint fast, als wenn man an manchen Stellen glaubt, daß die Ausbildung des Gedächtnisses die Hauptsache, und die des Verstandes Nebensache sei. Und doch kann die größte Verstandesschärfe bestehen, ohne daß viel von dem — ich möchte sagen mechanischen Gedächtniß vorhanden ist, welches befähigt, Dinge, die uns gar nicht interessiren oder bei denen man sich nichts denken kann, in der Erinnerung zu bewahren. Dieses mechanische Gedächtniß findet sich sogar bei Blödsinnigen. Einen interessanten derartigen Fall sah Siemerling bei seinen Besuchen englischer Irrenhäuser. In der Idiotenanstalt zu Earlswood fand sich ein Schuhmacher mit einem eminenten Gedächtniß. Derselbe vermochte aus einem englischen Geschichtswerk jede beliebige Seite aus dem Kopfe herzusagen, ohne auch nur eine Ahnung von dem Inhalt zu haben.

Die Gedächtnißarbeit tritt eben auch bei der Erlernung der klassischen Sprachen allzusehr in den Vordergrund. Daneben wird gerade in diesen oft ein besonderes Specialistenthum groß gezogen; dafür dient als schlagendes Beispiel, daß im Jahre des Heils 1881 in der deutschen Stadt Leipzig von deutschen Lehrern ein Rechenbuch (antike Rechnenaufgaben) herausgegeben werden konnte, in welchem nur lateinische und altgriechische Münzen und Maße zur Verwerthung kommen. Die auf heimatlichen Verhältnissen fußenden Aufgaben sind ganz daraus verbannt, weil diese, wie es in der Vorrede heißt, den mit ihnen wenig vertrauten Gymnasiasten kein genügendes Interesse einzuflößen vermögen. Mit Vielen — auch der sächsische Minister von Gerber hat sich ähnlich ausgesprochen — theile ich die Ansicht, daß die zu ausgedehnte Verwendung von Fach-Lehrern das überwuchernde Specialistenthum fördert und nicht geringe Schuld an der Ueberbürdung der Schüler mit einem Ballast von unnöthigem Lernstoff und unfruchtbarem Wissen ist. Unsere Lehranstalten sollen keine Fachschulen sein, sondern den Charakter, Verstand und die Beobachtungsgabe so erziehen und entwickeln, daß der Schüler, wenn er sie verläßt, reif und frisch genug ist, alles ihm in seinem Berufe oder weiteren speciellen Studium Entgegentretende leicht zu begreifen, zu beurtheilen und sich wenn nöthig anzueignen. Daß zur Erreichung dieses Zieles die Erwerbung einer gewissen Menge positiver Kenntnisse nöthig und auch zu fordern ist, können wir als selbst-

verständlich ansehen: aber diese Kenntnisse sollen sich dem Gedächtnisse gleichsam von selbst einverleiben, gerade wie jeder alles, was er später in seiner Lebensstellung wirklich braucht und verwendet, auch weiß und behält, ohne es immer wieder von Neuem auswendig zu lernen. Es soll eben nicht auswendig Gelerntes, sondern innerlich Aufgenommenes sein. „Kein," wie Herder sagt, „zu ewiger Vergessenheit gelernter Unrath! Warum sollen wir die Jugend damit tödten?"

Sicherlich beruht auch der Vortheil und die Zeitersparniß, welche der Privatunterricht gewährt, darauf, daß eine Menge Unnöthiges überhaupt nicht gelehrt wird. Auch wird das übermäßige Abfragen, Examiniren und Extemporale-Schreiben dabei vermieden: gelegentlich hat man den Eindruck, als wenn der Lehrer seinen Hauptberuf darin sehe, in den Schulstunden sich über den jeweiligen Zustand der Kenntnisse seiner Schüler zu unterrichten und beständig auf dem Laufenden zu halten, nicht darin zu lehren. Daß übrigens das übertriebene Extemporaleschreiben auch den Augen nicht günstig ist, folgt aus der Erfahrung, daß Nahe-Arbeiten, welche im Zustande besonderer Erregung, Spannung oder nervöser Abhetzung vorgenommen werden, leicht Blutandrang zu den Augen bewirken. Aus letzterem Grunde ist auch die häusliche Lesewuth unserer Jugend vorzugsweise augenschädlich: es kommt hinzu, daß die schönen Geschichten, welche die phantasiereichen Köpfe interessiren und erhitzen, häufig gerade in den Dämmerstunden, bei schlechter Beleuchtung verschlungen werden, und daher um so eher eine Ueberreizung der Netzhaut und das schädliche Nahehalten des Buches veranlassen.

Ferdinand Arlt, der jüngst verstorbene berühmte Wiener Ophthalmologe, spricht sich in seinen eben erschienenen Erlebnissen ebenfalls für eine Einschränkung des Fachlehrerthums aus, wenigstens in den unteren Classen: „Die Summe und der Umfang der Gegenstände, welche einem Kinde in den ersten vier Jahren des Gymnasiums beizubringen sind, ist sicherlich nicht so groß, daß sie nicht ein einzelner Mann genügend beherrschen könne. Den Beweis dafür haben die Männer geliefert, welche kurz vor Einführung des neuen Systems zu Classenlehrern ausgebildet worden waren." Mit der stärkeren Betonung der Stellung des Classenlehrers dürften mancherlei Arbeitsüberhäufungen, welche durch die Aufgaben der Fachlehrer veranlaßt werden, schwinden; der Fachlehrer hält natürlich seinen Gegenstand für den wichtigsten und kennt nicht die Anforderungen der übrigen Lehrer.

Aber auch nach anderer Richtung erscheint ein Uebergewicht der Fachlehrer von Schaden: bei den Versetzungen. Wenn bei Abwägung der Reife für eine höhere Classe eine größere Ausgleichung der Einzelfächer stattfände — und der Schüler ist wirklich nicht im Gymnasium, um ein perfecter Lateiner oder Mathematiker zu werden, sondern seiner allgemeinen Ausbildung wegen — so wäre es kaum denkbar, da wir doch eine absolute

pädagogische Unfähigkeit der Lehrer ausschließen müssen, daß nach Ablauf des Jahrescursus häufig zwei Drittel, gelegentlich sogar, wie es im Gymnasium zu Höxter vor etlichen Jahren mit der Unterprima geschah, die ganze wohlbesetzte Classe als unreif zur Versetzung erklärt würden. In der hierdurch bewirkten langen Ausdehnung des Gymnasialunterrichts liegt ein wichtiges Moment für die Ausbreitung der Kurzsichtigkeit: mit der Zahl der Schuljahre steigt die Procentzahl der Kurzsichtigen und ebenso der Grad ihrer Myopie. Es ist aber erschrecklich, wie alt jetzt die Gymnasiasten werden, ehe sie die Reife zur Universität erlangen. Nach Steinbachs sorgfältigen Zusammenstellungen beträgt das Durchschnittsalter über 19½ Jahr; fast ein Viertel ist, wie Preyer anführt, über 21 Jahre alt. Bei meinen Augen-Untersuchungen, die kurz nach Ostern 1885 stattfanden, waren die Oberprimaner, welche bis zum Abiturientenexamen noch mindestens 1 Jahr die Schule besuchen mußten, in Frankfurt a. M. durchschnittlich 18,7 Jahr alt, in Montabaur 19,9, in Fulda 20,4, und im Wiesbadener Realgymnasium 19 Jahr alt. Natürlich hat auf diese Zahlen auch das Lebensalter, in welchem die Kinder in das Gymnasium kommen, erheblichen Einfluß; daher wohl auch bei der großstädtischen Bevölkerung Frankfurts und Wiesbadens das verhältnißmäßig jüngere Alter. Es braucht immerhin die überwiegende Mehrzahl der Gymnasiasten (nach Ad. Weber ⅔ derselben) ein oder zwei Jahre länger zur Absolvirung der Anstalt, als nöthig wäre. Daß aber eine wohlgeleitete intellectuelle Erziehungsmethode auch in kürzerer Zeit den Anforderungen genug thun kann, zeigte Professor Crezelius in Elberfeld, der in Gemeinschaft mit einigen anderen Lehrern einen noch nicht 14jährigen Jungen zur befriedigenden Ablegung des Maturitätsexamens brachte. Zu meiner Schulzeit war es gar nicht selten, daß die Sexta und Quinta in einem halben Jahre durchgemacht wurde. Es bestand die Einrichtung, daß zu Ostern und Michaeli Versetzungen stattfanden; somit blieb auch der Schüler, welcher ausnahmsweise nach einem Jahre nicht versetzt werden konnte, nur noch ein halbes Jahr in der Classe sitzen: daß Jemand auch dann noch nicht zur Versetzung reif war, kam fast gar nicht, oder jedenfalls nur ganz ausnahmsweise vor. Dabei hatte das Friedrich Wilhelms-Gymnasium in Berlin, von dem ich spreche, nicht etwa durchgehende Doppelclassen mit Ostern- oder mit Michaeliversetzung, wie sie beim Frankfurter Gymnasium bestehen. Der Lehrstoff war eben in der Art eingetheilt, daß sowohl zu Ostern wie zu Michaeli in derselben Classe die Versetzung stattfinden konnte. Vielleicht ist dies für den Lehrer etwas unbequem; daß es aber ohne Schaden des Unterrichts und zum Nutzen der Schüler möglich ist, zeigt das genannte Gymnasium, welches damals unter der Leitung des Directors Ranke zu den geschätztesten und besuchtesten Berlins gehörte. Zu Nutz und Frommen unserer Jugend und ihrer Augen möchte ich lebhaft wünschen, daß man auf diese Einrichtung wieder zurückkäme, anstatt sie, wie es scheint, immer mehr auszumerzen. Wird jetzt

ein Schüler nicht versetzt, weil er vielleicht in einem oder dem anderen Fache noch nicht als genügend mit Kenntnissen bespickt erscheint oder auch einige Wochen krank gewesen ist, so muß er unrettbar ein weiteres ganzes Jahr in der Classe bleiben, was neben dem Zeitverlust, den er erleidet, jedenfalls nicht zur Erhöhung des Interesses an dem nunmehr nochmals durchzumachenden ganzen Jahrescursus, von dem er doch im ersten Jahre immerhin Einiges capirt haben wird, und nicht zur Förderung geistiger und körperlicher Frische dienen dürfte.

Ich glaube, die Ausführung obiger die Unterrichts-Methode betreffenden Einzelheiten wird immerhin soviel erwiesen haben, daß auch hierin trotz des bisher Geschehenen noch Mancherlei geändert oder, da ich nicht erwarten kann, überall Zustimmung zu finden, wenigstens einer erneuten Erwägung unterzogen werden sollte, wenn man der Ausbreitung der Arbeits-Myopie mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten will. Die Hauptsache bleibt die Dauer der Nahe-Arbeit zu beschränken. Nach Dürrs Berechnung wird in Deutschland von den Schülern vom 10. bis 19. Jahre eine Augen-Arbeit von 20 000 Stunden und darüber verlangt, in Frankreich nach den neuesten Bestimmungen von etwa 19 000 und in England von 16 500 Stunden. Dagegen erhalten die Schüler zum Turnen während der Schulzeit in Deutschland 650 Stunden; in Frankreich 1300 und in England 4500 Stunden zu gemeinschaftlichen Uebungen und Spielen.

Als das schädliche Moment, welches bei anhaltender Nahe-Arbeit die Kurzsichtigkeit des Auges herbeiführt, — ich sehe von der erblichen Anlage ab — ist vor Allem der bei der Convergenz der Augen-Achsen auf einen nahen Gegenstand vorhandene Druck der äußern gespannten Augenmuskeln auf den in der Entwickelung begriffenen jugendlichen Augapfel zu betrachten; es wird letzterem hierdurch eine eiförmige statt der normalen runden Form gegeben. Wenn unter Hinweis auf diese Anschauung im vorigen Jahre ein Zeitungs-Artikel bereits wieder alle unsere hygienischen Maßregeln als fragwürdig hinstellen wollte, weil Stilling in Straßburg durch seine Arbeiten zu einem andern Resultat gekommen sei, so beruht dies auf einem mangelhaften Verständniß der bezüglichen Ergebnisse. Anstatt daß nämlich bisher für die erwähnte Gestalt-Veränderung des Augapfels vorzugsweise die äußern graden Augenmuskeln verantwortlich gemacht wurden, glaubte Stilling nach seinen anatomischen Befunden größeres Gewicht auf die bei den Seitwärtsbewegungen des nach unten gerichteten Blicks — wie er beim Lesen und Schreiben nöthig ist — ebenfalls betheiligten schrägen Augenmuskeln (Obliquus superior) legen zu sollen.

Aber auch ohne Gestaltsveränderung — immer giebt die dauernde Nahe-Arbeit die nächste Veranlassung — kann durch eine Art Krampf des Accommodationsmuskels Kurzsichtigkeit entstehen, indem die hierbei eintretende stärkere Krümmung der Krystalllinse die einfallenden Lichtstrahlen stärker zusammenbricht und so nicht *auf* der Netzhaut, sondern *vor* der Netz-

haut zu einem ſcharfen Bilde vereinigt. Soll letzteres, wie es zum deutlichen Sehen erforderlich iſt, auf der Netzhaut ſelbſt entworfen werden, ſo muß man ein Zerſtreuungsglas, eine Concav-Brille vor das Auge ſetzen. Wenn demnach in beiden Fällen von Kurzſichtigkeit zum Sehen in die Ferne ein Concav-Glas erforderlich iſt, ſo iſt die Urſache doch verſchieden: einmal zu große Länge der Augen-Achſe (Achſen-Myopie), das andere Mal Accommodationskrampf (Krümmungs-Myopie). Letztere kann man durch Einträufeln von Atropin, welches den Accommodationsmuskel lähmt, heilen und ſomit ein kurzſichtiges Auge wieder in ein normalſichtiges umwandeln. Da durch dauernden Accommodationskrampf auch eine wirkliche Achſen-Myopie eingeleitet wird, ferner letztere mit erſterer öfter verbunden iſt, ſo wird eine rationelle Schul-Hygiene auch eine augenärztliche Unterſuchung der Kurzſichtigen von Zeit zu Zeit für erforderlich halten. Dieſelbe iſt auch nöthig, um eine richtige Wahl der Brille zu treffen. Gerade nach dieſer Richtung hin haben ſich in den letzten Jahren die Anſchauungen ein wenig geändert, indem man bei gewiſſen Graden der Kurzſichtigkeit jetzt eher geneigt iſt, dauernd das voll corrigirende Concav-Glas, welches ein abſolut ſcharfes Sehen auch in der Ferne ermöglicht, tragen zu laſſen. Früher fürchtete man die unter dieſem Glaſe beim Nahe-Arbeiten nothwendige ſtärkere Anſtrengung des Accommodationsmuskels; dieſelbe kommt aber wenig in Betracht gegenüber dem Vortheil, daß der Kurzſichtige mit der Brille Druck und Schrift weiter abhalten kann und ſomit die ſchädliche übermäßige Convergenz-Stellung der Augen vermieden wird. Viele Perſonen tragen, wie die Erfahrung lehrt, von Jugend auf Brillen, die ihre Kurzſichtigkeit vollkommen ausgleichen, ohne daß letztere mit den Jahren zugenommen oder ihr Sehvermögen in irgend welcher Weiſe gelitten hätte. Allerdings muß dann auch mit der Brille wirklich die richtige Entfernung von der Nahe-Arbeit inne gehalten werden. Für den ſo zu erlangenden Gewinn, dem Fortſchreiten und der Zunahme der Myopie vorzubeugen, könnte man ſchon die früher erwähnten äſthetiſchen Bedenken fallen laſſen. Uebrigens war Ende des 16. Jahrhunderts in Italien das Brillentragen bereits einmal in Mode gekommen. So konnte Hieronymus Mercurialis die Frage aufwerfen: Warum ſehen wir in Italien ſo viele Brillenträger, in Flandern, Böhmen und Deutſchland ſo wenige? Vergeblich ſucht er eine Erklärung; manche ſeien zwar der Meinung, daß es vom vielen Weintrinken herkomme, aber das wäre doch unmöglich, denn darin zeigten ſich die Deutſchen den Italienern weit überlegen. Wir finden die Erklärung viel näher darin, daß bei der hohen Blüthe, in welcher damals die italieniſchen Univerſitäten ſtanden, ſehr Viele ſich den gelehrten Studien hingaben.

Wenn in der Entſtehung und Zunahme der Erziehungs-Kurzſichtigkeit die Hauptgefahr liegt, welche durch die Schulen der Sehkraft unſerer Jugend droht, ſo möchte ich doch nicht unterlaſſen, noch auf einen andern hygieniſchen Mißſtand hinzuweiſen, welcher ebenfalls, wenn auch in geringerem Grade

und unter besonderen Verhältnissen, geeignet ist, die Augen zu schädigen. Ich meine die Unreinlichkeit, die in den meisten Schulen herrscht, die massenhaften Staub- und Schmutz-Anhäufungen in den Classen, welche bei der Entstehung und Verbreitung von Erkrankungen der Augenlid-Schleimhaut eine große Rolle spielen. Solche Epidemien treten ziemlich häufig auf; in den letzten Monaten sind in Holzminden deshalb die Schulen geschlossen worden, vor einiger Zeit in Corbach; in Baden und Schlesien waren vor wenigen Jahren zahlreiche Lehranstalten ergriffen. Es heißt gewöhnlich, „die ägyptische Augenkrankheit" sei ausgebrochen: wenn man hierunter die sonst als Trachom oder Granulationen bezeichnete Bindehauts-Erkrankung versteht, welche außerordentlich gefährlich und langwierig mit Einlagerung von runden, gelblich aussehenden Körnchen einhergeht, so ist die Benennung unrichtig. Es handelt sich meist nur um schleimige Catarrhe, öfter auch um Vermehrung der normaler Weise vorhandenen Lymphbläschen. Immerhin aber wird der Unterricht unterbrochen, und eine bisweilen lang dauernde, unbequeme und zu Rückfällen neigende Erkrankung bewirkt. Wenn auch der plötzliche Ausbruch solcher Epidemien durch besondere schädliche Einflüsse bedingt ist, so liegt doch in dem Reizzustande der Schleimhaut, welcher durch den Aufenthalt in der staubigen Atmosphäre der gelegentlich noch überfüllten Classen-Zimmer entsteht, die Disposition zur Erkrankung und zur Ausbildung derselben. In Lehr-Anstalten, in denen keine Epidemie herrschte, habe ich unter circa 1600 Schülern 34pC. gefunden, deren Augen-Bindehaut abnorme Blutfülle, Catarrh oder stärkere Entwickelung der Lymph-Follikel zeigte. Daß auf einem solchen Boden irgend eine epidemisch auftretende Schädlichkeit sich üppig entwickelt, ist erklärlich.

Von dem Nachtheil, welchen das Einathmen dieser staubgeschwängerten Luft auf erkrankte Lungen bringen kann, von der Möglichkeit einer Uebertragung ansteckender Keime, will ich nicht sprechen: schon die angeführte Thatsache dürfte genügen, eine größere Reinlichkeit der Schulzimmer aufs Dringendste zu fordern. Man sorgt jetzt überall für die künstlichsten Ventilations-Einrichtungen um frische Luft zuzuführen; den dicken Staub und Schmutz läßt man unbeachtet. In manchen Schulen wird nur Mittwoch und Sonnabend Nachmittag der Fußboden gekehrt, das heißt, da es ohne Anwendung von Wasser geschieht, der Staub wird aufgewirbelt und zu einer Niederlassung an anderer Stelle höflichst eingeladen. Ein nasses Aufwischen und Scheuern geschieht nur zweimal im Jahre, in den Oster- und Michaeli-Ferien. Welche Masse von Staub sich demnach in Schulzimmern, die von 40 bis 60 Schülern mit beschmutztem Schuhwerk zu jeder Jahreszeit begangen werden, anhäufen muß, kann man sich denken, zumal noch im Winter bei Local-Heizanlagen der entsprechende Kohlen-Abfall hinzukommt. Selbst in den besser situirten großstädtischen Schulen sieht es mit der Sauberkeit in den Classen noch recht übel aus. So schreibt

H. Cohn: „Mit der Reinlichkeit ist es in den Breslauer Schulen schlecht bestellt. Dicker Staub liegt überall, jeder Gasarm ist mit Staub bedeckt. Die Leinwand-Vorhänge in der Elementarschule auf der Kirchstraße sind in den ersten acht Jahren des Bestehens der Schule niemals gewaschen worden. Nach dem neuen Programm der städtischen höheren Töchterschule (Ostern 1886) werden täglich alle Räume gekehrt und alle Möbel abgestaubt, aber nur alle sechs Wochen Zimmer und Corridor gescheuert." In Frankfurt a. M. sollten, wie vor Kurzem in den Zeitungen stand, betreffs einer besseren Reinigung neue Vorschriften erlassen sein; es ist aber auch dort bisher beim Alten geblieben, trotzdem man sich bei einer Untersuchung über die Staubzuführung durch die Heiz-Kanäle überzeugte, daß diese Verunreinigung vollständig verschwindend sei gegen den sonst in die Classen gebrachten und in ihnen aufbewahrten Staub.

Bis jetzt werden in den Frankfurter öffentlichen Schulen nach einer Instruction für die Schuldiener vom Jahre 1881 täglich die sämmtlichen Localitäten ausgekehrt und abgestaubt, wöchentlich einmal feucht aufgewischt und vierteljährlich gründlich gereinigt.

Es wird demnach immer wieder von Neuem die mahnende Stimme erschallen müssen. Da es sich hier überall um Dinge handelt, für welche besonders der Arzt sachverständig ist, so kann es nur als eine durchaus zeitgemäße und wohlbegründete Forderung erscheinen, daß die Schulen dauernd unter die Aufsicht eines solchen gestellt werden. Der Arzt wird auf alle die Gesundheit schädigenden Uebelstände die Aufmerksamkeit zu lenken haben. Was nach der Beziehung hin, abgesehen von den oben erwähnten und sonstigen bekannten Krankheits-Ursachen noch hier und da als „locale Eigenthümlichkeit" vorkommt, ist kaum glaublich. In einem hessischen Gymnasium z. B. mußten durch Jahrzehnte hindurch die Tintenflecke auf den Tischen von den Schülern selbst, auch von den jüngsten, auf Befehl der Lehrer entfernt werden und zwar geschah dies, zum Theil unter ihrem Vorwissen, mit Salzsäure und Glasscherben. Erst als von ärztlicher Seite der Director auf die Gefahr für Augen und Haut bei diesem Manöver, das ihm unbekannt geblieben, aufmerksam gemacht worden war, erfolgte endlich Abstellung.

Weiter wird der Schularzt auch darauf zu sehen haben, daß die getroffenen hygienischen Einrichtungen wirklich zweckentsprechend benutzt, und geschehene Anordnungen in der That ausgeführt werden. Besonders in letzter Richtung kann er, wie jeder, der sich praktisch mit dieser Angelegenheit beschäftigt, zugestehen wird, noch recht viel leisten.

Ueber die Form, in welcher die Schaffung solcher Schularztstellen geschehen soll, läßt sich streiten.

Ich möchte es zur Zeit und im Anschluß an bestehende Einrichtungen für das Passendste halten, daß in jeder Schul-Deputation und in jedem Schul-Curatorium ein erfahrener und mit dem vorliegenden Gegenstande

vertrauter Arzt Sitz und Stimme habe. Gerade dadurch, daß er Mitglied einer Art Aufsichtsbehörde ist, wird er auch für seine hygienischen Anträge am nachdrücklichsten wirken können; übertriebenen oder unerfüllbaren Forderungen ist aber in der collegialen Behandlung der Fragen ein genügendes Gegengewicht gegeben. Für besondere zeitraubende Special-Untersuchungen kann der betreffende Arzt gewiß leicht die Unterstützung geeigneter Collegen finden. Wenn in dieser Weise die Schulbehörden, Lehrer und Aerzte und mit ihnen im Bunde die meistbetheiligten, die Eltern, die sich durch keinerlei Rücksichten abhalten lassen sollten, offen die von ihnen bemerkten Uebelstände anzuzeigen, — wenn alle diese sich zu gemeinsamem Thun und Arbeiten für Hebung unserer Schulen und unserer ganzen Erziehungsmethode vereinen, dann können wir die Hoffnung hegen, daß unsere Nachkommen sich einer größeren geistigen und körperlichen Gesundheit erfreuen werden.

Des Lebens Mühen all' und alle Sorgen
Beziehn sich auf ein künftiges Geschlecht.
Ausbilden war das Leben unserer Eltern,
Für unsere Kinder sorgen, ist nun uns
Das Leben!

Leben der Europäer in Indien.

Von

Richard Garbe.

— Königsberg. —

„Glauben Sie etwa, ich sei nach Calcutta gekommen, um die Luft zu genießen?“ wurde dem Maler Hillebrandt im Jahre 1863 von einem Friseur erwidert, dem er sein Erstaunen über den exorbitanten Preis äußerte, welcher für das Haarschneiden verlangt wurde. (Reise um die Erde, 7. Auflage, S. 39.)

An diese Geschichte bin ich während meines Aufenthalts in Indien oftmals erinnert worden. Solche Wendungen wie die obige sind in aller Munde: Nobody goes to India for a change of air „Niemand geht nach Indien um des schönen Klimas willen.“ Der dortige Aufenthalt gilt dem Europäer als ein Exil; Beamte, Offiziere, Aerzte, Kaufleute und Gewerbtreibende betrachten das Leben in Indien im Lichte äußerer Rücksichten. Wer sich drüben ein Vermögen oder das Anrecht auf eine namhafte Pension erworben, die ihm und den Seinigen in der Heimat eine behagliche Existenz sichert, der segnet den Tag der Heimkehr. Auch den Gelehrten, welche Dienste bei der englischen Regierung genommen oder denen das besondere Glück eines unabhängigen Studienaufenthalts in Indien zu Theil geworden, ergeht es nicht anders; so hoch interessant ihnen auch die eigene Anschauung des wunderbaren Landes und Volkes ist, und so sehr sie die wenigen gebotene Gelegenheit zu wissenschaftlichen Erwerbungen und Forschungen, die nur an Ort und Stelle vorzunehmen sind, zu schätzen wissen — das Leben im Lande kann als solches auch ihnen keine Freude sein. Eine Ausnahme bilden nur die wenigen, welche durch ihren Beruf oder durch die

Zwecke ihres Aufenthalts in eine kühle Gebirgsstation geführt sind, und die wohlsituirten Vergnügungsreisenden, welche in der kalten Jahreszeit von November bis Februar auf der bequemen Heerstraße von einem sehenswerthen Orte zum andern reisen und dann nach ihrer Heimkehr nicht selten berichten, Indien sei ein prächtiges Land und viel besser als sein Ruf; der Europäer lebe dort in großen, schönen Häusern im vollsten Ueberfluß, führe ein höchst luxuriöses Leben, pflege aber trotzdem undankbarer Weise Klagen gegen das herrliche, sonnige Land vorzubringen und von Leiden und Entbehrungen zu sprechen. Niemand sollte sich ein Urtheil über Indien und das Leben in Indien erlauben, der nicht wenigstens eine heiße Zeit und eine Regenzeit im Lande zugebracht hat. Von Mitte März bis Ende October kehrt Indien Seiten heraus, von denen der Tourist der kalten Monate keine entfernte Vorstellung hat; was ihm zu jener Zeit in den europäischen Häusern als Luxus erscheint, das ist in den übrigen zwei Dritteln des Jahres eine absolute Nothwendigkeit. Da ich die Leiden des eigentlichen Sommers und der darauf folgenden Regenzeit an anderen Orten zu schildern versucht habe, so will ich hier nicht des Näheren auf das freudlose Leben jener Monate und die Gefahren eingehen, welche vor allem andern Sonnengluth und Fieber bedeuten. Diese beiden hauptsächlichsten Gefahren werden gewöhnlich von dem Indienfahrer vor Antritt seiner Reise unterschätzt, wenigstens pflegt der Gedanke an dieselben hinter dem unheimlichen Bilde einer züngelnden Schlange zurückzutreten. In Wahrheit aber ist die Schlangengefahr in Indien fast gleich Null, d. h. für den Europäer, der es an der landesüblichen Vorsicht nicht fehlen läßt und weder im Dunkeln ausgeht noch im Hause sich in unbeleuchtete Räume begiebt. Die 20000 Opfer, welche auf der Halbinsel alljährlich der Biß giftiger Schlangen fordert, sind fast ausschließlich Eingeborene. Das Fläschchen Ammoniak, das ich wie manche andere Reisende in den ersten Wochen meines Aufenthalts in Indien als Gegengift für Schlangenbisse mit mir herumtrug, kann man getrost zu Hause lassen; tausendfach wichtiger als solch ein Mittel ist die Beschaffung der unter den Tropen erforderlichen Kopfbedeckung. Wer nicht früher Gelegenheit gehabt hat, sich mit einer solchen zu versehen, der darf nicht versäumen auf der Reise in Port Said sich einen starken Hut aus Kork oder Shola-Holz mit einer breiten niederfallenden, das Genick beschattenden Krämpe zu kaufen. Auch in den Wintermonaten bietet ein europäischer Filzhut keinen Schutz gegen die Gefahr des Sonnenstichs, wie leider das Beispiel vieler unvorsichtiger Reisender gelehrt hat. Der Engländer unterscheidet ein touch of the sun, das sich in hitzigem Fieber äußert, von dem eigentlichen eine Gehirnerweichung hervorrufenden und zu raschem Tode führenden sunstroke. Auch ist es rathsam sich mit schwarzen Gläsern — und zwar solchen, welche das Auge auch auf der Seite unter der Schläfe beschatten — zu versehen, selbst wenn das Organ kräftig genug

ist um unbedeckt die außerordentlich blendende Helle des tropischen Sonnenlichts zu ertragen; denn die Erfahrung hat gezeigt, daß der Sonnenstich auch durch das Auge vermittelt werden kann. Blaue Augen sind in Indien gefährdeter als andersfarbige. Eine weitere nothwendige Vorsichtsmaßregel ist die Impfung; denn die Pocken grassiren beständig in Indien, namentlich im Monat Februar, und die Gefahr der Ansteckung ist bei den indischen Verhältnissen eine sehr viel größere als in Europa. Täglich und stündlich ist man derselben ausgesetzt, z. B. bei der Benutzung eines Miethswagens, in dem vor wenigen Minuten ein eingeborener Pocken-Reconvalescent gefahren. Oft liegt in den Häusern der Diener ein Familienmitglied an den Blattern darnieder, was diese dem Europäer natürlich aus Furcht die Stelle zu verlieren verschweigen; sie bringen die Nacht in der inficirten Wohnung zu und kommen des Morgens direct aus derselben um die Kleider ihres Herrn zu reinigen. Ich wurde auf diese Zustände erst in Benares aufmerksam gemacht und mußte eilen dort die vor meiner Abreise versäumte Impfung nachzuholen, obwohl deren Folgen in Indien sehr viel unangenehmer sind als daheim. Der Arm entzündet sich, wenn die Schutzpocken wachsen, und schwillt arg bis unter den Ellenbogen an; desgleichen die Drüsen in den Achselhöhlen. Diese unerfreulichen Erscheinungen sind von 6—7 tägigem Fieber begleitet, das sich bei Einzelnen bis zum Deliriren steigern soll; und dann vergehen schließlich Wochen, bis sich die durch Vereiterung der Impfstellen entstandenen Wunden vollständig geschlossen haben, da jeder Heilungsproceß bei Europäern in Indien äußerst langsam vorwärtsschreitet. Die Art, wie bei mir die Vaccination, zu der die Lymphe einem native baby entnommen wurde, anschlug, zeigte mir übrigens die Größe der Gefahr in der ich geschwebt hatte.

Der Engländer, welcher nach Indien reist, kauft sich vorher eine vollständige Ausrüstung en bloc (outfit), in welcher außer der für die verschiedenen indischen Jahreszeiten geeigneten Wäsche und Kleidung alle für die Reise nothwendigen Utensilien enthalten sind. Solch ein outfit ist unverhältnißmäßig kostspielig und durchaus kein Bedürfniß. Es genügt vollkommen sich bei der Ankunft in Bombay oder Calcutta seinen Bestand an Wollhemden durch eine Anzahl ganz leichter gewebter oder flanellener Hemden zu ergänzen, sich so und so viele Anzüge aus Drill und dünnen Baumwollenstoffen (nur Beinkleid und Jacke) zu bestellen und einige Paar Leinwandschuhe sowie ein Dutzend gewebter Socken zu kaufen. Man muß, zumal wenn man einen längeren Aufenthalt im Norden der Halbinsel zu nehmen beabsichtigt, sowohl mit der denkbar leichtesten Kleidung für die heiße Zeit als auch mit ganz warmen Wintersachen ausgestattet sein. Ein dicker Ueberzieher ist für die kalten Monate eine absolute Nothwendigkeit.

Das Hotelleben ist in Indien noch weit unerfreulicher als in Europa. Zwar sind die Preise nicht exorbitant und die Verköstigung meistens reichlich und gut; aber man findet selten in den Hotels die Ruhe, welche man,

zumal bei angeſtrengter Geiſtesarbeit, in Indien doppelt nöthig hat. Zudem ſind alle indiſchen Hotels ausnahmlos Penſionen, in denen man ſämmtliche Mahlzeiten zu bezahlen hat, ob man ſie genießt oder nicht. Die wenigſten Häuſer befinden ſich im Beſitz von Europäern; die Bombayer Hotels gehören Parſis, mit Ausnahme des großen geräuſchvollen Esplanade Hotels, weiter ins Innere hinein ſind die Eigenthümer nicht ſelten Muhammedaner oder Halfcaſtes. Hotels giebt es natürlich überhaupt nur in den größeren Städten auf dem betretenen Touriſtenwege; an weniger beſuchten Orten findet man zur Unterkunft wohl ein ſogenantes Traveller's bungalow, ein einfaches Haus mit wenigen Zimmern, in das man alles zur Leibesnahrung und Nothdurft Erforderliche mitbringen muß, vor allen Dingen einen Koch und das nöthige Küchengeräth und Eßgeſchirr. Oft genug iſt der Reiſende einfach darauf angewieſen Gaſtfreundſchaft in europäiſchen Häuſern anzunehmen, und dieſe wird auch noch heut zu Tage liberaler und bereitwilliger in Indien geübt als anderswo.

Wenn ich es unternehme, einen europäiſchen Haushalt in Indien zu ſchildern, ſo muß ich naturgemäß von mancherlei Differenzen abſehen, die in den localen Eigenthümlichkeiten — ob Großſtadt, kleinerer Ort oder out of the way place — und in dem Range oder den Vermögensverhältniſſen des Hausherrn begründet ſind. Der äußere Zuſchnitt, namentlich die Anzahl der Diener, iſt jedoch bei Europäern, die zur Geſellſchaft gehören, im Großen und Ganzen übereinſtimmend, ſoweit Abweichungen nicht durch eine größere Zahl von Familienangehörigen und Hausgenoſſen bedingt ſind. Ich habe bei meiner Darſtellung das Hausweſen eines Beamten in einer indiſchen Mittelſtadt im Auge und entlehne die Einzelheiten zum Theil den Notizen, welche ich mir während der zwei ſchönen Monate gemacht, die ich als Gaſt in dem Hauſe des Herrn Dr. Thibaut in Benares verlebte. Ich habe daſſelbe mit vielen anderen Haushaltungen zu vergleichen Gelegenheit gehabt und darf es um ſo eher für ein indiſches Normalhaus anſehen, als die liebenswürdige Gattin Dr. Thibauts über eine ſeltene Kenntniß einheimiſcher Zuſtände verfügt und ſtets mit großer Umſicht bemüht iſt allen Anforderungen äußeren Decorums ebenſo wie denen der Sparſamkeit zu genügen. Abgeſehen von den großen Centren Bombay, Calcutta, Madras ſind mehrſtöckige europäiſche Häuſer ſehr ſelten. Die Bungalows ſind große, einfache, maſſive, weiße Gebäude, um welche von allen Seiten eine Veranda herumläuft, gewöhnlich mit Schindeln aber auch zuweilen noch mit Stroh gedeckt, hie und da mit plattem Dach. Sie gehören im Innern des Landes faſt ausnahmslos Eingeborenen und werden, von Europäern monatweiſe gemiethet; ein Haus von 7—8 Zimmern koſtet dort 50—100 Rupien im Monat*), in Calcutta oder Bombay jedoch wohl das drei- oder vierfache. Das Haus hat außerordentlich wenig

*) Heute iſt der Curs der Rupie bis auf 1 Mk. 50 Pf. geſunken.

Fenster, manchmal gar keine, dagegen um so mehr Thüren, nach der Veranda zu Glasthüren, welche das Licht einlassen und von außen durch grüne Jalousien verschließbar sind. Schlösser lassen sich in indischen Thüren nicht anbringen, weil die fabelhafte Feuchtigkeit der Regenzeit im Verein mit der Hitze alles Holz krumm zieht; sie werden deshalb durch Riegel, hie und da auch durch Querstangen, ersetzt. Im Innern des Hauses — in der kühlen Jahreszeit bei Tage auch nach der Veranda zu — stehen die Thüren gewöhnlich der besseren Ventilation wegen geöffnet und werden nicht selten ganz entfernt; an ihrer Stelle sind einfache Portieren so angebracht, daß der obere Theil der Thüröffnung nicht bedeckt wird. Die Zimmer sind 18—24 Fuß hoch oder höher und, da das Klima Tapeten im Handumdrehen vernichten würde, einfach weiß gekalkt wie die Außenseite des Hauses. Die Decke ist gewöhnlich nicht durch Fachwerk, sondern durch starkes weißes Zeug gebildet, in Folge dessen auf den Gebrauch der nützlichen Bodenräume verzichtet werden muß. Jedes Zimmer belegt man mit einer aus dünnem Rohr geflochtenen Matte, die für den Raum besonders hergestellt wird und häufig Gefängnißarbeit ist. Ich habe nackte braune Sträflinge mit gefesselten Füßen in Privathäusern solche Matten anbringen sehen. Ueber denselben liegt meist ein einfacher ebenso den ganzen Boden bedeckender Teppich. Neben jedem als Wohnraum berechneten Zimmer befindet sich ein bath-room, das gepflastert und mit einem Loch in der Wand zum Ablaufen des Wassers versehen ist. Dieses Loch läßt eine sorgsame Hausfrau von außen vergittern, weil dasselbe als ein beliebter Eingang für Schlangen gilt. Die Badevorrichtung selbst ist meistens sehr dürftig; geräumige Stein- oder Zink-Wannen habe ich nur in den größten hauptstädtischen Häusern gesehen, und auch dort sind Holzbütten, Zink- oder gar Thongefäße von mäßiger Größe üblich, mit deren Hülfe man das im Orient täglich nöthige warme Bad, so gut es eben geht, durch Ueberspülen oder Begießen sich herzustellen bemühen muß. Die Badezimmer, in mittelgroßen Häusern gewöhnlich vier, sind natürlich in der Zahl der Wohnungsräumlichkeiten nicht einbegriffen. Eine Küche befindet sich nicht in dem Bungalow, da die Gerüche derselben und die Wärme des Heerdes sehr lästig werden würden; ihre Stelle vertritt das unfern im Hofe stehende Kochhaus, häufig ein überaus einfaches Gebäude aus Lehm, den Stallungen ähnlich.

Das Mobiliar pflegt in den indischen Haushaltungen mangelhaft und auf das nothwendigste beschränkt zu sein, nur das drawing-room ist hübsch in der bekannten zwanglosen englischen Manier eingerichtet. Im Uebrigen fragt man nicht nach Eleganz, sondern nach Comfort, dem ersten Erforderniß, welchem alle häuslichen Rücksichten untergeordnet werden. Der Europäer empfindet seine indische Wohnung eben nie als ein wirkliches Heim, und darum ist Alles auf die Eventualität eines plötzlichen Abbruchs eingerichtet; schon wenn ein Beamter oder Offizier versetzt wird, lohnt es bei den

rieſigen Entfernungen faſt nie irgend etwas an Ameublement mit ſich zu nehmen. Man kauft und verkauft mit einer Leichtigkeit, die eine deutſche an ihrer Ausſteuer hängende Hausfrau zur Verzweiflung treiben würde. Kleiderſchränke, Commoden, Tiſche, Stühle wechſeln beſtändig ihre Beſitzer und ſehen natürlich oft nicht nur ſehr altväteriſch, ſondern auch manchmal recht ſchäbig aus. Ein verheiratheter Oberſt erzählte mir, daß er vor einigen Jahren bei einer Verſetzung ſein ganzes Mobiliar nebſt einem Pferde für 220 Mark verkauft habe. Da Glas- und Porzellan-Manufacturen nicht im Lande exiſtiren und deshalb alles feinere Geſchirr ſehr theuer iſt, nimmt man es mit beſtoßenen Tellerrändern nicht ſehr genau; auch in den Tiſchdecken kann man gelegentlich Löcher ſehen.

Ein indiſcher Haushalt wird aus dieſen Gründen mit ziemlicher Leichtigkeit in ein anderes Gebäude oder auch in Zelte übertragen. Dieſe gewähren dem Europäer in den kühlen Monaten einen äußerſt behaglichen Aufenthalt und laſſen nichts von dem häuslichen Comfort vermiſſen. Wenn die Beamten auf den jährlichen Inſpectionsreiſen durch ihren Diſtrict von Ort zu Ort ziehen, ſo werden die Zelte von den Dienern im An abgebrochen, ſammt ihrem Inhalt auf Wagen geladen, und in wenigen Stunden ſteht das leinene Haus an ſeinem neuen Beſtimmungsorte genau ſo wie es an dem vorigen ſtand. Gewöhnlich wird eine Reihe von Zelten ſehr geſchickt mit einander verbunden und auf dieſe Weiſe eine ganze Anzahl nebeneinander liegender Zimmer hergeſtellt. Das Leben „in camp“ wird als eine Erholungszeit von dem Beamten begrüßt und nicht ſelten von der Familie deſſelben getheilt. Im Sommer wird der Aufenthalt in Zelten durch die Hitze und in den Regenmonaten durch die Niederſchläge unmöglich gemacht.

Die europäiſchen Häuſer ſind im Innern des Landes von außerordentlich großen Höfen (in Indien compounds genannt) umgeben; mit dem oft mehrere Morgen weit brach liegenden Lande ſcheint dem Ankömmling eine nutzloſe Verſchwendung getrieben zu werden. Doch ändert ſich auch in dieſer Hinſicht die Anſchauung, ſobald die kurze Spanne der kühlen Jahreszeit abgelaufen iſt. In der ſchwülen Gluthluft der folgenden ſieben Monate, in denen man vergebens nach einem erfriſchenden Lüftchen lechzt, würde die Beengung durch naheliegende Bauten etwas wahrhaft Erſtickendes haben. Auch die im allgemeinen übliche Kahlheit der Höfe, in denen wohl hie und da ein Baum ſteht, aber ſonſt oft weder ein Strauch noch eine Blume dem Auge eine Abwechſelung bietet, erklärt ſich während der Regenzeit als eine Maßregel von ſanitärer Bedeutung: je weniger Vegetation, deſto geringer die Gefahr des Malaria-Fiebers. Gärten ſind zu jener Zeit, in der man ſelbſt den Graswuchs mit der Senſe nach Kräften niederzuhalten ſucht, übelriechende Brutſtätten giftiger Miasmen. Wenn aber auf dieſe Periode der unabläſſigen, Alles überſchwemmenden und zerſetzenden Regen die trockene ſtaubige Winterzeit folgt, ſo fehlt es

an der zur Erhaltung der Gärten nothwendigen Feuchtigkeit. Es ist eben in Indien Alles entweder zu wenig oder zu viel. Die Beete der Gärten müssen mehrere Handbreit unter den Fußwegen liegen, damit sie durch Drainagen aus dem Brunnen des Hofes gespeist werden können. Zwei Buckelochsen sind angestellt, um das Wasser aus demselben heraufzubefördern. An einem über eine Winde laufenden Strick ziehen sie den Eimer aus der Tiefe, und langsamen Schrittes kehren sie, ihn wieder herablassend, zu dem Brunnen zurück. Ende October werden die Gärten in Stand gesetzt, und Mitte November beginnt die Rosenblüthe, welche ihren Höhepunkt um die Wende des Jahres erreicht. In dieser Zeit prangen wohlgepflegte Gärten, wie z. B. die riesigen Anlagen, die das Government College in Benares umgeben, in einem entzückenden Blumenflor; ich dachte an das heimatliche Schneegestöber, als ich an dem warmen Weihnachtsabend 1885 in jenem grünenden, blühenden und duftenden Garten lustwandelte, der uns für ein deutsches Weihnachtsfest einen fruchtschweren Citronenbaum lieferte.

Zu den Nothwendigkeiten des Lebens in Indien gehören für den Europäer Wagen und Pferde, ohne welche sich auch der Aermste nicht behilft und nicht behelfen kann. Ein einzelner junger Mann mag sich auf ein Reitpferd beschränken, doch wird er an den schwülen Sommerabenden die Spazierfahrt in einem bequemen europäischen Wagen schmerzlich vermissen. Auch mit Pferden wird selten in Indien Luxus getrieben, da fremde und edlere Rassenthiere sehr leicht dem Klima erliegen. In den Küstenstädten findet man die großen starknochigen Australier häufig vertreten, im Innern sind die einheimischen (country bred) Pferde durchaus die Regel. Obwohl weder schön noch besonders ausdauernd, sind dieselben doch für alle praktischen Zwecke genügend und haben den Vorzug großer Billigkeit. Man kauft ein gutes junges Pferd zum Fahren oder Reiten für 150 Rupien, und die Unterhaltungskosten belaufen sich monatlich auf kaum mehr als 4 oder 5 Rupien. Wohl jedes europäische Kind erfreut sich in Indien eines eigenen Ponys; denn solch ein Thierchen ist ein gar insignificant animal, für das die Futterkosten da, wo mehrere andere Pferde gehalten werden, fast gleich Null sind. Viele Ponys sind von einer wahrhaft lächerlichen Kleinheit, nicht viel größer als ein stattlicher Hund, und dann schon für 10 Rupien oder noch billiger zu haben. Während meines Aufenthalts in Benares kaufte ein Missionar für seinen Sprößling einen Pony gar um 4 Rupien, allerdings ein entsetzlich dürftiges und verhungertes Thierchen, das vor seiner Krippe stand, ohne das ihm vorgeschüttete Korn zu berühren. Man schickte nach dem Verkäufer und fragte ihn, was dem Pony fehle, daß er nicht fräße. „Er ist nicht an diesen Gebrauch gewöhnt," war die Antwort. Schon die Babys werden im sicheren Sattelstuhl und von der Kinderfrau gehalten auf den Rücken des Ponys gesetzt, den der Stallknecht am Zügel führt.

Eine große Gefahr droht den Pferden in Nordindien durch die Vergiftung, welche von einer niedrigen Kaste oder vielmehr von einem Outcast-Stamm, den Doms, geradezu berufsmäßig geübt wird. Diese Leute schleichen sich bei Nacht in die Ställe, wo sie den Pferden vergiftetes Brot zu fressen geben, und da sie gleichzeitig das Amt des Abdeckers verwalten*), kommen am folgenden Tage entweder sie selbst oder ihre Complicen um den Leichnam abzuholen, der dann — ich wollte die dort allbekannte Thatsache lange Zeit nicht glauben — von den Doms gegessen wird. Der Tod des Thieres soll durch das von den Schurken angewendete Gift so schnell erfolgen, daß das Fleisch selbst gar nicht von demselben afficirt wird. Wenn man übrigens meint, daß solche Lebensweise die Doms als die untersten aller Parias kennzeichne, so irrt man; in Indien ist an Grauen und Ekel erregender Scheußlichkeit mehr zu finden, als in der übrigen Welt. Die niedrigsten aller Parias sind die Aghoris, bei deren Nennung Jedermann in Indien die Haut schaudert (cf. Sherring, a. a. O. S. 269); denn sie fressen todte Katzen und Hunde, wie überhaupt alle Cadaver, auch menschliche, wenn sie deren habhaft werden können. Da Indien in so wunderbarer Weise seine Gebräuche seit Jahrtausenden bewahrt hat und in dieser Hinsicht das conservativste Land der Erde ist, so verlohnt es sich wohl an die Nachrichent des Herodot von den menschenfleischfressenden Völkerschaften in Indien zu erinnern. Derselbe erzählt III, 38, daß die Kalatier ihre eigenen Eltern aufzehrten, und weiß III, 99 von dem im Osten wohnenden Volksstamm der Padäer zu berichten, daß dessen Angehörige sich von rohem Menschenfleisch nährten und nicht nur die alten Leute sondern auch ihre eigenen Verwandten, wenn sie krank würden, schlachteten aus Furcht um das Fleisch zu kommen, falls der Betreffende an der Krankheit dahinschwände. Ob das die Stammväter der heutigen Aghoris gewesen sind? Kein Wunder übrigens, daß die Arier schon als sie in grauer Vorzeit in Indien eindrangen, und später noch mehr, ihrem Abscheu vor den Ureinwohnern des Landes den bekannten crassen Ausdruck verliehen, wenn Menschen mit solchen und ähnlichen Sitten ihnen entgegentraten!

Doch ich will von den „indischen Brüdern" zu dem Hauswesen des Europäers zurückkehren. Außer den Pferden und den oben erwähnten Brunnenochsen muß das lebende Inventar auch einige Kühe umfassen, da die im Bazar verkaufte Milch von sehr verdächtiger Qualität und oft geradezu schädlich ist. Seitdem man mehr auf diesen und auf ähnliche Punkte achtet und im Allgemeinen ein rationelleres Leben führt als früher, ist der Gesundheitszustand der Europäer in Indien entschieden ein besserer geworden. Rathsam ist es in Indien verheirathet zu sein, da die indolenten

*) Außerdem ist es in Benares ein Privilegium der Doms den Scheiterhaufen, auf dem der Todte ruht, in Brand zu stecken. Cf. M. A. Sherring, Hindu Triebes and castes as represented in Benares (Calcutta, Bombay, London 1872) S. 400—402.

Diener in allem und jedem controllirt werden müſſen, wie es eigentlich nur das ſorgſame Auge einer umſichtigen Hausfrau vermag. Erwähnen will ich als ein Beiſpiel, daß die kupfernen Kochgeſchirre, in denen ſämmtliche Speiſen zubereitet werden, regelmäßig alle 14 Tage oder wenigſtens alle Monate neu verzinnt werden müſſen. Viele Junggeſellen ſind früher, weil ſie dieſe wichtige Maßregel entweder gar nicht oder nicht genügend beobachteten, an langſamer Grünſpanvergiftung zu Grunde gegangen.

Man ißt in Indien gut und reichlich, um ſich gegen das aufreibende Klima widerſtandsfähig zu erhalten. Der leicht ſich einſtellenden Appetitloſigkeit wird durch ſcharfgewürzte, mit Curry zubereitete Speiſen entgegengewirkt. Beim Genuß geiſtiger Getränke iſt große Mäßigkeit rathſam, aber völlige Enthaltſamkeit, die von Theoretikern bei uns nicht ſelten dem Indienfahrer empfohlen wird, iſt vom Uebel und führt bei demjenigen, der an den Genuß von Spirituoſen gewöhnt iſt, zu baldiger Entkräftung. Das (für den Export ſtärker gebraute) Pilſener Bier, das man mit 1 Mk. 20 Pf. bis 1 Mk. 50 Pf. pro Flaſche bezahlt, hat jetzt die anderen Biere faſt völlig aus Indien verdrängt; doch bekommt man in den großen Hafenſtädten allerhand andere europäiſche Sorten, namentlich das im Orient ſehr beliebte Dreher'ſche Wiener Bier. Mehr als eine Flaſche des Tages pflegt man nicht zu ſich zu nehmen, da der Genuß des Biers leicht Unverdaulichkeit hervorruft; und unter den Tropen kann dieſelbe wie alle Magenſtörungen zu ernſten Erkrankungen führen. Ich perſönlich würde deshalb rathen, Bier nur in der kalten Zeit, im übrigen Jahre dagegen täglich eine halbe Flaſche Rothwein zu trinken. Auf Abendgeſellſchaften pflegt ausſchließlich Champagner gereicht zu werden, der wegen des großen Conſums in Indien kaum theurer iſt als in Europa. An den namentlich bei jüngeren Männern beliebten „peg", d. h. Whisky mit Sodawaſſer, thut man gut ſich nicht zu gewöhnen, da aus dem einen peg gar zu leicht mehrere werden. Ich habe meinen Durſt weſentlich mit reinem Sodawaſſer gelöſcht, das überall in Indien zu demſelben Preiſe wie bei uns zu bekommen iſt. Mit Ausſchluß der kühlen Monate müſſen natürlich alle dieſe Getränke erſt durch Eis genießbar gemacht werden; in den größeren Städten ſind heutzutage Fabriken zu chemiſcher Herſtellung deſſelben errichtet, nach kleineren Orten wird es von dort mit der Bahn in der Nacht verſendet.

In ganz Indien iſt die nachſtehende Reihenfolge der Mahlzeiten üblich. Wenn man ſich des Morgens erhebt, nimmt man das chotâ hazirî (kleine Frühſtück) zu ſich, d. h. eine Taſſe Thee mit Weißbrod und Fruchtgelee oder rohen Früchten, ſo gut Indien ſie eben in ſeinen Bananen, Orangen, Mangos u. dgl. zu bieten vermag. Zu den vielen Enttäuſchungen, die auf den Reiſenden dort drüben warten, gehört auch das Capitel der Früchte. Der Orient producirt nicht eine einzige Frucht, welche nur annähernd einen Vergleich mit einem guten Apfel oder einer beſſeren Birnenſorte aushält, geſchweige denn mit unſeren Erdbeeren, Pfirſichen und Weintrauben. Zwiſchen

neun und zehn Uhr folgt das eigentliche hazirî, das consistente Frühstück, das u. a. mehrere warme Fleischspeisen enthält; und zwischen ein und zwei Uhr das Tiffin, die zweite etwas weniger reichhaltig bemessene größere Mahlzeit. Der Nachmittags-Thee gegen 4 Uhr ist nicht de rigueur. Um 7 Uhr, in einigen Haushaltungen etwas später, findet das Dinner statt, das barâ khânâ, die Hauptmahlzeit, bei welcher eine große Mannigfaltigkeit von Gerichten selbst in den einfachsten Haushaltungen geboten zu werden pflegt.

Eine nothwendige Vorbedingung für das Wohlbefinden des Europäers ist, selbst im Sommer, rasche und reichliche Bewegung im Freien, für welche die Zeit nicht fern von Sonnenuntergang und die frühen Morgenstunden zu benutzen sind. Die praktischen Engländer haben in den letzten zehn Jahren das Lawn-tennis-Spiel in Indien eingeführt, das den dortigen Lebensverhältnissen in ausgezeichneter Weise entspricht und um so mehr, als sich die Damen an demselben betheiligen können. In Folge der außerordentlichen Spannung welche der Verlauf dieses schwierigen Ballspiels erregt, vergißt man fast die fürchterliche Gluth, in der ohne einen solchen stimulus selbst ernste Vorsätze, soweit sie körperliche Uebung betreffen, zu nichte werden. Das Lawn-tennis-Spiel ist für die Bewegung eben, was scharfe Gewürze und Curry für die Mahlzeiten sind. Zwischen den spielenden Europäern, die mit ihren gewandten Bewegungen ein hübsches Bild angeregter Lebhaftigkeit abgeben, laufen die braunen halbnackten Diener hin und her, von denen die niederfallenden Bälle aufgelesen und den Sâhibs (d. h. den europäischen Herren), Mam Sâhibs und Miß Sâhibs gereicht werden. Nicht nur in dem Compound fast jeden europäischen Hauses ist jetzt ein Lawn-tennis-ground hergerichtet, auf dem sich die Bekannten einmal in der Woche an einem jour fix eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang in ihren weißen Flanellanzügen, den Lawn-tennis-Schläger in der Hand, einfinden; auch von Hotels, Offiziercasinos und Clubs werden solche Plätze unterhalten. Ein Lawn-tennis-Abend pflegt einen wohlthuenden Einfluß auf die Nachtruhe zu haben, und das ist in Indien noch weit höher zu schätzen als bei uns. Denn die Nachtruhe gehört auch zu den Schattenseiten des indischen Lebens. Zwar ist das Bett, für welches man übrigens sowohl in's Hotel als auch in das Haus, in welches man zu Gast geladen wird, Kopfkissen und Decken mitzubringen hat, zum Schutze gegen die Mosquitos mit Vorhängen aus ganz feiner Gaze versehen, die an einem Holzgestell angebunden und sorgfältig unter die Matratze gestopft werden; aber trotzdem finden die entsetzlichen Quälgeister — eine der größten Plagen des Orients — nur gar zu oft ihren Weg in das Innere, sei es, daß sie gleichzeitig mit dem zu Bett gehenden hineinschlüpfen, daß sie bei Tage schon in den Falten der Gaze sich versteckten, oder daß sich in derselben ein Loch gebildet hat. Nicht selten wird der Diener, der die Lagerstätte zubereitet, verantwortlich gemacht, wenn er die Revision der Vorhänge gegen Abend nicht sorgfältig genug vorgenommen, und

ihm 1 Anna (= 10 Pf.) pro Mosquito am Lohn abgezogen. Aber auch in den Nächten, in denen ihn die Mosquitos nicht zerstechen, wird dem Europäer der Schlaf oft durch schreckliche Unruhe draußen unmöglich gemacht, namentlich wenn es anfängt heiß zu werden und man die Thüren nach der Veranda zu nicht mehr schließen kann.

Das greuliche Geschrei der hungernden Schakale ist die Ouvertüre, dann setzen die Pariahunde ein, nach einer Pause beginnen die Esel mit ihrem grunzenden Gebrüll, und das Alles wird nicht selten, wenn man in der Nähe des Eingeborenen-Viertels wohnt, von den schrillen entsetzlichen Tönen einheimischer musikalischer Instrumente begleitet. Und dazu kommen Katzen, Hunde, Fledermäuse, quiekende Moschusratten und sonstiges Viehzeug ins Zimmer. Im März werden an den Zimmerdecken die Pankhas, die großen indischen Fächer aufgehängt, deren Luftzug man in der nördlichen Ebene vor Ende October nicht wieder entbehren kann. Aber wenn schon der Pankha am Tage über der glühenden Stirn schwingt*) (dem Neuling übrigens in der ersten Zeit trotz der fürchterlichen Hitze allerlei Erkältungen, Halsweh, Augenentzündungen u. dgl. verursachend) sucht man doch das Uebel des Nacht-Phanka, so lange es irgend geht, zu verschieben. Ich bin zuerst mit meinem Bett auf die Veranda hinausgegangen und, als es auch dort unerträglich heiß wurde, unter einen schattigen Baum im Compound, der mein Haupt gegen die gefährliche Berührung des Mondscheins schützte, welche schon manchem Schläfer unter den Tropen das Gesicht verzerrt und gelähmt hat. Dort mußte ich die Nachtlampe — man schläft in Indien nie im Dunkeln — höher heraufschrauben und näher ans Bett heranrücken lassen, um durch die Helle etwaige Schlangen zu verscheuchen. Aber man gewinnt doch nur eine Galgenfrist. Nachdem man eines Nachts in der beklemmenden, durch die Gaze der Vorhänge noch erhöhten Schwüle keinen Schlaf mehr gefunden, entschließt man sich seufzend in der nächsten Nacht wieder in's Zimmer hineinzugehen, die Vorhänge vom Bett entfernen und sich den Pankha dicht über der Nase ziehen zu lassen. Es heißt, daß die Mosquitos durch den heftigen Luftzug verscheucht werden,

*) Ich kann bei dieser Gelegenheit eine höchst ergötzliche Geschichte nicht verschweigen, welche in dem Report der London Missionary Society at Benares vom Jahre 1886 als ein Beleg für die Naivetät der in der Missionsschule unterrichteten Hindumädchen von einer dort angestellten Dame, Miß R. Marris, erzählt wird: One little girl whom I had just begun to teach was asked what „angels" were, and replied: „God's servants who pull the pankha for Him." Remember that she has lived all her life in a little mud cottage, in a very hot country where only the comparatively rich can afford the luxury of the pankha. (Ein kleines Mädchen, welches ich kürzlich angefangen hatte zu unterrichten, wurde von mir gefragt, was „Engel" wären, und antwortete: „Die Diener Gottes, welche für ihn den Pankha ziehen". Man bedenke, daß das Kind sein ganzes Leben in einer kleinen Lehmhütte zugebracht, in einem sehr heißen Lande, wo nur die verhältnißmäßig Reichen sich den Luxus des Pankha gestatten können).

doch können nur Leute, die sich eines beneidenswerth festen Schlafes oder eines wenig wohlschmeckenden Blutes*) erfreuen, diese Behauptung verbreiten. In Calcuttaer Häusern hat man es verstanden, den Pankha mit den Mosquito-Vorhängen zu vereinigen, welche letzteren dann von einer außerordentlichen Größe sein müssen, um dem Pankha und dessen Schwingungen im Innern Raum zu gewähren. Solche das halbe Zimmer füllenden Vorhänge werden an einem Gerüst an der Decke befestigt und unten auf dem Boden durch einen Bleisaum niedergehalten. Die ganze Vorrichtung bedeutet einen sehr großen Fortschritt, doch ist dieselbe eben leider nur in der Hauptstadt anzutreffen, und da sie recht kostspielig ist, auch dort nur bei sehr wohlsituirten Familien. Der Pankha über meinem Bett in Benares ist von den dazu angestellten Kulis gleichmäßig scharf nur in ganz wenigen Nächten gezogen worden, und zu Anfang gab es dazu noch einen beständigen Scandal unter den Leuten, die sich über die Ablösungszeiten nicht einigen konnten. Ich habe alles Mögliche versucht, um mir meine Nachtruhe zu sichern und die Pankhakulis bald mit schrecklichen Drohungen einzuschüchtern getrachtet, bald ihnen für gutes gleichmäßiges Ziehen Bakhshish in Aussicht gestellt. Aber da hilft weder Zuckerbrot noch Peitsche. Sobald die Bewegung in der Nacht erlahmt und die Schwingungen immer langsamer werden, erwacht man schweißtriefend und luftschnappend, auch wenn die Mosquitos nicht, was dann gewöhnlich der Fall ist, in Schwärmen auf ihr Opfer herunterstürzen. In solchen Augenblicken verliert der gutmüthigste Mensch seine Geduld. Im günstigsten Falle ermuntert man den einnickenden Kuli mit dem Rufe: Kincho! (Zieh!) oder Lambâ hâth karo! (Mach die Hand lang!); meist aber schläft der Pflichtvergessene, wenn man erwacht ist, schon fest wie ein Bär. Viele Europäer, namentlich Offiziere und Soldaten, haben nun die Gewohnheit für eine solche Eventualität neben dem Bett des Abends das gesammte Schuhzeug aufzustellen und dieses in der Nacht nach dem schlafenden Pankha-Zieher zu schleudern; doch habe ich mich zu solchen menschenunwürdigen Maßregeln nicht fortreißen lassen. Zuerst versuchte ich den Kuli zu wecken, indem ich mich, strömend am ganzen Körper, im Bett aufrichtete um an dem Strick, dessen Ende der Mann in der Hand hielt, mit einem plötzlichen Rucke zu reißen. Mancher behauptet auf diese Weise den Kuli geweckt zu haben; wann aber immer ich das Experiment machte, kam der Strick, offenbar schon der erschlafften Hand entfallen, einfach auf mich zugeflogen. Rufen ist ganz resultatlos; es hilft also nichts: man muß aufstehen und den Burschen rütteln, bis er sich grunzend erhebt und schlaftrunken zu seinem Strickende wankt. Unter den obligaten Scheltreden legt man sich nieder, kratzt an seinen Mosquito-

*) Am meisten ist der Europäer im ersten Jahre seines Aufenthalts in Indien, wenn sein Blut noch süß und frisch ist, von Mosquitos gequält. Eingeborene bleiben so gut wie ganz verschont.

Beulen und kann froh sein, wenn der sinnige Vorgang sich nicht noch einmal in derselben Nacht wiederholt. In den zweistöckigen Häusern Calcuttas pflegen sich die Schlafzimmer im oberen Stock zu befinden, von wo der Pankha-Strick über eine Rolle nach dem parterre sitzenden Kuli geleitet ist. Eine mir befreundete Calcuttaer Familie hatte lange Zeit ein einfaches Mittel den entschlummerten Pankha-Zieher zu wecken angewendet; es wurde nämlich von der oberen Veranda eine Gießkanne auf den Missethäter geleert. In einer schönen indischen Sommernacht aber fing auch daraufhin der Pankha nicht mehr an zu schwingen, und bei näherer Betrachtung zeigte es sich, daß der Kuli sich eines gesunden Schlafes erfreute, unter dem kräftigen Regenschirme des Hausherrn. Junge Kaufleute erzählen, daß sie ihre Pankha-Kulis regelmäßig vor dem Schlafengehen durchprügeln, das hielte die Leute frisch für die Nacht; ja ein ingeniöser Kopf soll darauf verfallen sein, zur Vereinfachung dieser anstrengenden Thätigkeit seinen persönlichen Diener für das Verhalten der Pankha-Zieher verantwortlich zu machen und ihn am Morgen zu hauen, wenn in der Nacht zuvor die Bewegung des Pankha aufgehört hatte. Der Mann wußte wohl — wenn anders die Geschichte wahr ist — daß die Prügel mit Zinsen an die richtige Adresse weitergegeben worden sind. Bemerkenswerth ist, daß der Fremde auch in dem Hause, in welchem er gastliche Aufnahme gefunden, der Landessitte entsprechend seine eigenen Pankha-Zieher zu halten und zu bezahlen hat, auch daß er sich dort bei Tisch von seinem mit ihm reisenden Bearer bedienen läßt.

Nichts ist für einen indischen Haushalt so charakteristisch, als die große Zahl der Diener, welche durch die dort zu Lande übliche Arbeitstheilung auch unter einfachen Verhältnissen nöthig wird. Außer den Pankha-Ziehern, die für den dürftigen Tageslohn von 2 Annas ihr einförmiges, geisttödtendes Amt zu verrichten haben, sind die folgenden Diener in dem Hause des Europäers erforderlich. Ich füge den Monatslohn, wie er in Benares üblich ist, bei, mit dem Bemerken, daß derselbe sich in Bombay und Calcutta um 50 bis 75 Procent höher stellt und daß in größeren Haushaltungen noch eine ganze Reihe weiterer Diener außer den in der nachstehenden Liste enthaltenen anzutreffen sind, so der Portier (derwân), der Bureaudiener (deftrî) u. s. w. Also:

1) Koch (bâwarchî), 9 R.

2) Haupt-Aufwärter bei Tisch (khânsâmah), 10 R.

3) Zweiter Aufwärter bei Tisch (khitmutghar), 8 R.

4) Assistent des Kochs, Spüljunge (masalchî), 4 R.

5) Persönlicher Diener des Hausherrn, stets mit dem englischen Worte Bearer bezeichnet, 8 Rupien.

6) Persönliche Dienerin der Hausfrau (âyâh), 8 R. Für jedes etwaige Baby ist eine weitere Âyâh nothwendig; auch pflegt daneben noch eine Unter-Âyâh zur Besorgung der Kinderwäsche gehalten zu werden.

7) Schneider (derzî), 8 R. Nicht selten in zwei Exemplaren vorhanden.

8) Kehrer (mehtar), 5 R. Der Mann gehört einer tief verachteten Kaste an und darf sich erniedrigen — was sonst kein Hindu und auch kein indischer Muhammedaner thut — von den Speisen, die für den Tisch seines Herrn bereitet werden, etwas zu genießen.

9) Wasserträger (bhistî), 5 R. Derselbe hat nicht nur das Wasser in die Küche und in die Badezimmer zu bringen, sondern auch Kühe und Pferde zu tränken. Man sieht ihn mit seinem Schlauch aus Ziegenfell beladen langsamen Schrittes zwischen dem Brunnen und den Wohnungen hin- und hergehen.

10) Kuhhirt (guâla), 4 R. Außer dem Weiden und Füttern der Kühe gehört auch das Melken und Buttern zu seinem Beruf.

11) Kutscher, mit der englischen Bezeichnung coachman gerufen, 8 R.

12) Stallknecht (Sa'is), 5 R. Für jedes Pferd ist ein besonderer erforderlich.

13) Grasschneider (ghasyâra), 4—5 R. Der Mann begiebt sich zweimal des Tages, in der Morgenfrühe und gegen Abend, in die Umgegend der Stadt, wo er frisches Gras findet, und bringt dasselbe auf dem Haupte in großen Bündeln zum Füttern der Pferde nach Hause.

14) Waschmann (dhobî), 10 R. Derselbe ist unzertrennlich mit seinem Esel verbunden, der in Indien ein noch freudloseres Dasein führt, als der Esel des Müllers bei uns. Trotz seiner wahrhaft unglaublichen Kleinheit wird der unglückliche von seinem Herrn nicht nur mit ungeheuren Wäscheballen beladen, sondern dazu noch als Reitthier benutzt; und um ihm Fluchtgedanken unausführbar zu machen, werden ihm in der dienstfreien Zeit die beiden Vorderfüße fest zusammengebunden. Die Anstellung eines Privat-Waschmannes ist aus Gesundheitsrücksichten sehr rathsam, weil sonst die Kleidungsstücke an uncontrollirbaren Stellen, z. B. am Rande stinkender Sümpfe, gereinigt und mit der Wäsche ungesunder Eingeborener in Berührung gebracht werden können. Wo man sich nicht der Wohlthat eines eigenen Dhobi's erfreut, wird die Wäsche von den öffentlichen Waschmännern zu dem geringen Preise von 4 oder 5 Rupien für 100 Stück berechnet, wobei es sich völlig gleich bleibt, ob man ihnen Kragen, Manschetten und sonstige Kleinigkeiten oder Beinkleider, Jaquets u. dergl. übergiebt.

15) Bote, Ausläufer (chaprasî), 5 R.

16) Gärtner (mâlî), 5 R. Ein einziger Mann der Art reicht nur für ganz kleine Gartenanlagen aus; oft müssen deren mehrere und dazu noch Leute zum Abfegen der Gartenwege gehalten werden.

17) Nachtwächter (chaukîdhâr), 4—5 R. Gewöhnlich, wie bei uns, ein altersschwacher Mann, der zu andern Dienstleistungen nicht mehr zu brauchen ist.

Alle diese Leute begeben sich, mit Ausnahme des letzten, Abends nach ihrer Wohnung und stellen sich des Morgens wieder im Hause ihres Herrn ein; außerdem erhalten sie noch gegen Mittag einen zwei- bis dreistündigen Urlaub, den sie bei ihrer Familie zuzubringen pflegen. Um die persönlichen

Verhältniſſe der Diener kümmert ſich der Europäer nicht, wie er ja auch weder für die Verköſtigung noch für andere Lebensbedürfniſſe derſelben zu ſorgen hat; nur ein warmer Rock iſt ein zu Weihnachten übliches Geſchenk, und denjenigen Dienern, die wie z. B. der Kutſcher nach außen zu repräſentiren haben, wird eine Art Livrée aus weißem Zeuge mit buntem Beſatz geliefert. Da die Fülle der fremdartigen Namen das Gedächtniß des Europäers zu ſehr belaſten würde, zumal da die Leute häufig wechſeln, iſt es in Indien faſt durchweg Sitte die Diener nicht beim Eigennamen ſondern bei der oben in Klammern beigefügten Bezeichnung ihres Amtes zu rufen. Eine vorſichtige Hausfrau achtet darauf, daß unter ihren Dienern verſchiedene Kaſten vertreten ſind, daß namentlich ein Theil derſelben aus Hindus und ein Theil aus Muhammedanern beſteht. Unter ſolchen Umſtänden üben die Leute eine Art von Polizei über einander aus, während ſie, wenn ſie alle von derſelben Kaſte wären, unter einer Decke ſtecken und ihren Herrn arg übervortheilen würden. Man vertraue keinem eingeborenen Diener! Dieſe Lebensregel wird dem Ankömmling vom erſten Tage an in Indien eingeſchärft. Eine beſtändige Controlle wird von den Dienern nicht als eine Verletzung, ſondern als etwas Selbſtverſtändliches empfunden. Schickt man z. B. Briefe zur Poſt, ſo durchkreuzt man vorher die Freimarken mit Tinte oder Buntſtift, wodurch dieſelben zu anderem Gebrauche unverwerthbar werden, die Gültigkeit der Frankatur des betreffenden Poſtſtücks jedoch nach den dortigen Beſtimmungen nicht aufgehoben wird. Man ſchützt ſich durch dieſe Maßregel dagegen, daß der Bote oder irgend ein eingeborner Poſtbeamte die Marken ablöſt und die Briefe entweder unfrankirt befördert oder gar vernichtet. Ebenſo iſt es rathſam bei der zweimal des Tages ſtattfindenden Fütterung der Pferde zugegen zu ſein oder wenigſtens hie und da unvermuthet bei der Gelegenheit im Stalle zu erſcheinen um ſich zu überzeugen, daß der Sa'is das Futterkorn richtig abwiegt und in die Krippe ſchüttet; denn da es ſich um eine auch von Menſchen genoſſene Getreideſorte handelt, liegt die Gefahr ſehr nahe, daß der Sa'is das Korn ſelber ißt und das Pferd hungern läßt oder ſich allerhand ſonſtiger Unterſchleife ſchuldig macht. Von ſeinem perſönlichen Diener pflegt man täglich genaue Rechnungsablegung zu verlangen. — Wenn nun aber ein Mann weiß, daß ihm unabläſſig auf die Finger geſehen wird und daß jede etwaige Veruntreuung ſofort entdeckt werden würde, kann man ihm getroſt die Verwaltung ſeines Inventars und der Geldſummen, die man im Hauſe hält, überlaſſen; denn zu einer Unterſchlagung in großartigem Stil fehlt es den Leuten an der erforderlichen Courage, es ſei denn, daß ſie bei einem alleinſtehenden Herren dienen, der erkrankt und dem Tode nahe iſt. In einem ſolchen Falle nimmt Jeder, was er kriegen kann, und verſchwindet. Ich ſelbſt habe einen engliſchen Theepflanzer kennen gelernt, der bei einem heftigen Fieberanfall von ſeinen Dienern, denen er dem Tode verfallen ſchien, in ſolcher Weiſe beraubt und verlaſſen wurde. Da er allein an

einem entlegenen Orte lebte, räumte das Personal alles Transportable aus, und auch nicht einer unter zwanzig blieb bei dem Todtkranken, der durch einen bloßen Zufall gerettet wurde: ein paar Touristen, die des Weges kamen und durch den Anblick des nicht verschlossenen aber von Dienern entblößten Bungalows überrascht waren, fanden den Verlassenen im Fieber-Delirium auf dem Boden eines seiner Zimmer liegend. — Es würde jedoch unbillig sein, nicht auch der guten Eigenschaften der indischen Diener zu gedenken. Wer in der Wahl seines Personals Glück gehabt hat und kein allzugroßes Gewicht auf kleine Veruntreuungen legt, wird kaum wünschen, seine indischen Diener gegen europäische zu vertauschen, da ihm diese schwerlich ein solches Maß von Bequemlichkeit verschaffen könnten. Besondere Anerkennung verdient die Geschicklichkeit der Köche, welche es verstehen, selbst mit den geringsten Mitteln Mahlzeiten von mehreren Gängen herzustellen. Auf Reisen in Gegenden, wo die europäische Cultur ein Ende hat, führen dieselben nur einige wenige Geschirre mit sich, improvisiren einen Herd dadurch, daß sie ein paar Löcher in den Erdboden graben, und liefern, wenn nur Hühner, Eier und etwas Vegetabilien aufzutreiben sind, dem Sâhib sein Frühstück, Tiffin und Dinner ganz wie zu Hause. Ein guter Bearer lauscht in wenigen Tagen seinem Herrn alle Gewohnheiten ab und weiß sich nicht selten sehr rasch unentbehrlich zu machen — aus eigenem Interesse natürlich; denn der Mann sichert sich dadurch nicht nur eine dauernde Stellung, sondern auch einen solchen Vorrang vor der übrigen Dienerschaft, daß diese häufig zu ihm als ihrem eigentlichen Herrn aufsieht. Auch gewinnt er durch sein intimes Verhältniß zu dem Europäer, wenn dieser ihm eine immer größere Selbstständigkeit einräumt, einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf Kaufleute und Händler, den er zu Privatzwecken sich nutzbar zu machen versteht. Mir, der ich für viele Eingeborene in Benares nichts anderes war als „Sobhân's Sâhib", wäre der Gedanke diesen Sobhân, einen strenggläubigen Muhammedaner, der mir die ganze Zeit meines Aufenthalts in Indien hindurch diente, zu verlieren und mich an einen andern persönlichen Diener zu gewöhnen, schon nach einigen Monaten ganz unmöglich erschienen. Besonders Junggesellen verwachsen häufig mit ihrem Bearer so, daß eine junge Gattin meist nichts Eiligeres zu thun hat, als diesen Mann zu entlassen. Das wissen solche einflußreichen Bearer auch ganz genau und suchen deshalb, wenn sie den Eindruck haben, daß ihr Herr ans Heirathen denkt, durch Zaubergebräuche die gefürchtete Mam Sâhib fern zu halten. Dieser Zug lehrt schon, mit welchem Maß von Aberglauben und Unwissenheit bei jenen Leuten zu rechnen ist. Den Classen der Inder, aus denen die Diener der Europäer hervorgehn, fehlt natürlich selbst die elementarste Schulbildung, sie können weder lesen noch schreiben und wissen — was uns Culturmenschen als höchst originell auffällt — von ihrem Alter nur vermuthungsweise. Diese Unbekanntschaft mit dem eigenen Geburtsjahre theilen

übrigens meiſtens auch die ſogenannten „gebildeten Inder"; ſelbſt von den einheimiſchen Gelehrten des Landes, den Pandits, bekam ich gewöhnlich auf die Frage nach ihrem Alter die Antwort: „Ich bin gegen 30 Jahre, vielleicht etwas älter" oder dergl.

Die Geſpräche mit Dienern tragen oft einen unglaublich naiven Charakter. Als ich einmal meinen Sobhân aufforderte ein paar von den grünen Papageien zu greifen, welche beſtändig zu Dutzenden auf meiner Veranda in Benares herumſchwärmten, erklärte er ſein Augenmerk auf junge richten zu wollen, denn „dieſe ſprechen Hinduſtani." „Bloß Hinduſtani?" fragte ich lächelnd. „Nein, auch angrezî (engliſch), wenn Huzûr (Ew. Gnaden) es ſie lehren." Mir fiel dabei die niedliche, gewiß aus genau demſelben Geſpräch im vierten Jahrhundert vor Chr. entſtandene Geſchichte ein, welche Kteſias, der Leibarzt des Artaxerxes Mnemon, von den wunderbaren indiſchen Vögeln zu berichten weiß, daß dieſelben nämlich Indiſch ſprächen, aber auch Griechiſch, wenn ſie es gelernt hätten. Dieſe Naivetät des Ausdrucks wird für unſer Gefühl noch durch ſprachliche Eigenthümlichkeiten des Hinduſtani erhöht; beſonders merkwürdig muthet uns die weite Ausdehnung an, welche die Pluralbildung mit dem Worte lôg „Leute" gewonnen hat. Schon zwei Pandits z. B. ſind Pandit-lôg, und mehrere Kinder bâbâ-lôg „Kinderleute"; aber wirklich komiſch wird die Ausdrucksweiſe erſt, wenn es ſich um Thiere handelt: die Diener ſprechen von den ghôrê-lôg, den „Pferdeleuten", die angeſpannt werden ſollen, und wer in unwirthlichen Gegenden reiſt, hört wohl von ſeiner Begleitung die Vermuthung äußern, daß in der Nacht die shêr-lôg, die „Tigerleute", kommen könnten.

Hat ſich ein Diener den Unwillen ſeines Herrn zugezogen, ſo macht dieſer ſich gewöhnlich in Scheltreden voll orientaliſchen Schwulſtes Luft; nicht nur der Uebelthäter, ſondern auch ſein Vater und ſeine Mutter, ſeine Großeltern und Urgroßeltern werden mit argen Epithetis belegt; einem Muhammedaner erklärt man, daß man das Grab ſeines Vaters beſudeln werde, und einem Hindu wird in Ausſicht geſtellt, daß er als Moſchusratte (cucundari) in der Hölle ſolle wiedergeboren werden. Die früher vielgebrauchten Worte „Sohn eines Schweines" und „Sohn eines Affen" ſcheinen jetzt außer Curs zu gerathen, da bei der Anwendung derſelben oft ein komiſcher Effect erzielt worden ſein mag. Denn wenn die Schelt worte des erzürnten Sâhibs ſich über einen indiſchen Diener ergießen, pflegt dieſer die Hände zu einer Bittgeberde zuſammen zu legen und begütigend zu ſagen: Huzûr mâ bâp hain „Euer Gnaden ſind ja mein Vater und meine Mutter".

In ähnlich ſummariſcher Weiſe wie mit ſeinen Dienern verkehrt der Europäer auch mit den Händlern. Da er in Indien ſchlechthin der hâkim iſt, d. h. „derjenige, welcher den Befehl giebt", ſo ſchickt er, wenn er Einkäufe machen will, einen Diener in den Bazar und läßt einem Händler den hukm, den Befehl geben, dieſe und jene Sachen zur Anſicht auf ſeine Veranda,

oder falls er im Hotel wohnt, dorthin zu bringen. Häufig genug erſcheinen die Leute mit ihren Waaren auch ohne einen ſolchen „Befehl“ und warten mit rührender Geduld oft ganze Stunden lang, bis das höhere Weſen geruht heraus zu kommen und die Sachen in Augenſchein zu nehmen. Will man nicht betrogen ſein, ſo muß man energiſch zu handeln verſtehen, und doch iſt es ohne eine genaue Kenntniß des Marktwerthes der Waaren kaum möglich ſich ganz gegen Uebervortheilungen zu ſchützen, wenn man auch den geforderten Preis auf die Hälfte oder tiefer herabdrückt. Nach jedem Einkauf beanſprucht der Bearer des europäiſchen Käufers von dem Händler ſeine Commiſſionsgebühr (hind. dastûr) im Betrage von ca. 5 Procent der Kaufſumme, und die gelegentliche Verweigerung oder Verkürzung derſelben führt zu heilloſem Spectakel oder gar zu Thätlichkeiten.

Außer den Händlern finden ſich oft Taſchenſpieler und Schlangenzauberer (snake-charmers) vor den europäiſchen Häuſern ein. Die letztgenannten ſind ſchon von Weitem an den Säcken oder Körben kenntlich, in denen ſie die gewöhnlich durch Entfernung der Giftzähne unſchädlich gemachten Reptilien mit ſich herumtragen. Die bei den Engländern beliebteſte Vorſtellung iſt der Kampf der Cobra mit ihrem erbittertſten Feinde, dem Ichneumon, das regelmäßig als Sieger aus demſelben hervorgeht. Ein bis zwei Fuß hoch aufgerichtet, den platten ſcheußlichen Kopf vorgeſtreckt, beobachtet die Cobra jede Bewegung ihres gewandten Gegners, dem es nach wenigen Minuten doch ſtets gelingt mit einem geſchickten Sprunge den Kopf ſeines Opfers zu packen und fürchterlich zu zerbeißen. Nahezu todt wird die Cobra den ſcharfen Zähnen des Ichneumons entriſſen um durch Medicamente ins Leben zurückgerufen und zu neuen Martерungen aufbewahrt zu werden. Intereſſanter als dieſe barbariſche Quälerei iſt der wirkliche Schlangenzauber, d. h. die eigenthümliche Muſik, mit der einzelne Leute verſtehen auf die Cobra einen förmlichen Bann auszuüben. Bevor die Körbe geöffnet werden, beginnen dieſelben auf einer Art Flöte eine merkwürdige halb freudige halb melancholiſche Melodie zu ſpielen, mit nicht ſo ſchrillen Tönen, wie ſie ſonſt für einheimiſche Inſtrumente charakteriſtiſch ſind. Wenn die Körbe geöffnet werden, richten ſich die Cobras in die Höhe und bleiben theils unbeweglich theils mit leichtem Wiegen des Kopfes ſtehen, bis die Töne verklingen; dann legen ſie ſich in ihr Gefängniß zurück. Einmal hatte ich in Benares Gelegenheit ein überraſchendes Taſchenſpielerkunſtſtück von einem Schlangenzauberer ausgeführt zu ſehen. Der Mann behauptete, aus einer beliebigen Stelle des Erdbodens Schlangen herausziehen zu können. Er ſtand vor meiner Veranda mehrere Schritte von ſeinen Körben entfernt und war nur mit dem üblichen Schurz aus grauem Zeuge bekleidet, den er auch noch an beiden Seiten öffnete. Zuerſt etwas einleitender Hokuspokus: Ao, âo, sâmp-lôg „Kommt heran, kommt heran, ihr Schlangenleute!“ Dann ein plötzlicher haſtiger Griff mit der Rechten nach dem Erdboden, daß ein wenig Staub aufwirbelte, und dicht vor meinen Füßen wand ſich eine dicke

Schlange von 4—5 Fuß Länge. Die ganze Dienerschaft stand herum und sah mit starren Blicken zu. „Woher hat der Mann die Schlange gebracht?“ fragte ich meinen neben mir stehenden Sobhân. „Zemîn se, gharib-parvar. Aus dem Erdboden, o Beschützer der Armen.“ Der Gute war fest von dem Zauber überzeugt. „Noch einmal!“ sagte ich. Der Mann griff wieder nach der Erde und eine Schlange anderer Gattung, etwa 2½ Fuß lang, schlängelte sich an der Stelle. Erst beim dritten Mal, als ich meine Aufmerksamkeit durch den Hokuspokus nicht ablenken ließ, bemerkte ich eine blitzartige Bewegung der beiden Hände nach dem Schurze zu. Noch mehr Schlangen wollte der Mann nicht aus der Erde hervorzaubern; der Vorrath im Schurze war jetzt also erschöpft. Wenn dann die Leute nach beendigter Vorstellung anstatt der geforderten 5 Rupien das übliche Zwanzigstel erhalten haben — und dieses ist den dortigen Verhältnissen entsprechend noch eine sehr anständige Belohnung —, pflegen sie unter fürchterlichem Geschrei zu betheuern, sie seien keine Gaukler, sondern Zauberer; doch wissen sie, daß nur der Neuling sich durch solche Ausbrüche bestimmen läßt noch einmal in die Tasche zu greifen.

Zu Anfang wird man in Indien durch das selbstgewisse Auftreten der Europäer und durch die Devotion, welche die Eingeborenen denselben zollen, überrascht. Vor einem Post- oder Eisenbahnschalter mögen sich die Massen noch so sehr stauen; sobald ein Europäer naht, weicht alles respectvoll zur Seite, und der Knäuel schließt sich erst wieder, nachdem das höhere Wesen sein Geschäft absolvirt hat. Sobald der Europäer die großen Küstenstädte hinter sich hat, machen ihm viele Eingeborene ihren respectvollen Sâlâm, d. h. sie grüßen, indem sie unter zum Theil tiefer Verneigung die Stirn mit den Händen berühren. Namentlich salutiren die Sepoys vor jedem anständig aussehenden Europäer, und am Eingange der Forts, z. B. in Dehli, Agra, Allahabad, tritt die Wache unter das Gewehr — eine Ehrenbezeugung, welche man bald lernt mit nachlässiger Handbewegung entgegen zu nehmen. Die Sepoys sind natürlich nur verpflichtet die englischen Offiziere zu grüßen, aber diese selbst sehen es gern, wenn diese Aeußerung des Respects auf alle Angehörigen der herrschenden Rasse ausgedehnt wird. Während eines längeren Aufenthaltes auf einer Eisenbahnstation war ich Zeuge eines Vorgangs, der ein typischer Beweis für die Prätension ist, mit der europäische Privatpersonen, natürlich besonders Engländer, auch von eingeborenen Beamten erwarten, daß diese sich als ihre Untergebenen betrachten und ihres Winks gewärtig seien. Ich stritt nämlich mit einem Engländer auf der Plattform jener Station über die Frage, ob von kâghaz „Papier“ der reguläre hindustanische Plural kâghazân oder der persische kâghazât üblich sei. In großer Geschäftigkeit sortirte auf dem Perron ein einheimischer Secretär (Bâbu) die Post und vertheilte eilig Hunderte von Briefen und Poststücken an so und so viele Unterbeamte. Plötzlich ruft mein Reisegefährte: „Bâbu! Wie heißt der

Plural von kâghaz?" Die Unterbeamten traten sofort bei Seite, das ganze Postgeschäft wurde unterbrochen und konnte erst wieder seinen Fortgang nehmen, nachdem der Bâbu uns ehrerbietig Auskunft gegeben und eine Reihe sonstiger müßiger Fragen beantwortet, wo er seine Schulbildung genossen u. s. w. Ich suchte mir in dem Augenblick vorzustellen, was für ein Gesicht wohl ein deutscher Postbeamter in der gleichen Situation gemacht haben würde. Alte Anglo-Indier klagen übrigens darüber, daß der Respect der Eingeborenen vor den Europäern neuerdings ein sehr viel geringerer geworden sei; in früherer Zeit, da noch nicht so viele Touristen das ganze Land durchschwärmten wie jetzt, die wenigen Europäer aber sich eines distinguirteren Auftretens befleißigten, sei das noch ganz anders gewesen. Während heut zu Tage die meisten Inder den Sâhib auf der Straße nicht mehr grüßen, soll dazumal beispielsweise nie ein Eingeborener gewagt haben an einem Europäer vorbei zu reiten, sondern vom Pferde gestiegen sein um ihm seinen Sâlâm zu machen. Mir ist es nur einmal in der Umgegend von Benares passirt, daß ein Mann nach alter guter Sitte von seinem Wagen abstieg und sich mehrfach bis zur Erde verneigte.

Den beschriebenen Verhältnissen entspricht natürlich auch die Ausdrucksweise, welche die Eingeborenen „den Herrenleuten, den Beschützern der Armen" gegenüber anwenden. Den üblichen pluralis majestatis hörte ich einmal in einer höchst originellen Uebertragung von einem Manne in Benares gebrauchen, der mir, als ich mich nach der Familie eines ihm bekannten Europäers erkundigte, mittheilte, derselbe habe zwei Söhne. Er wußte, daß sich der Betreffende nur eines Sprößlings erfreute, aber dies zu berichten verbot ihm die Höflichkeit und Ehrerbietung. Der Ausdruck des Dankes wird, in merkwürdigem Gegensatz zu der charakteristischen Thatsache, daß das Vocabular des Hindustani kein Wort für Dankbarkeit enthält, häufig in die aussichtslosesten Wünsche für den Europäer gekleidet, wie z. B. „Möge Gott Ew. Gnaden schleunigst zum Vicekönig machen!" Eine so harmlose Privatperson wie ich bekam öfter die Anrede „Angrezî Bahâdur, «Englische Excellenz» und von den Dienern die Versicherung zu hören, daß sie bei mir ja nicht des Lohnes wegen wären, sondern nur barâ nâm ke wâste „um meines großen Namens willen". Auf der Straße hört man die sonderbare Begrüßungsformel: „Sâhib kâ topî salâmat rahe, Friede möge ruhen auf dem Hute des Sâhibs!" Der europäische Hut, ohne den die Eingeborenen den Sâhib ja nie auf der Straße sehen, ist nach dem Gefühl der Leute etwas für den Europäer besonders Charakteristisches; für sie kann der Friede offenbar nicht auf dem immer bedeckten Haupte des Sâhibs ruhen, sondern nur auf dem Hute desselben!

Die persönliche Sicherheit des Europäers ist, soweit menschliche Angriffe in Betracht kommen, in Indien größer als in den heimatlichen Hauptstädten. Daß hie und da durch besondere Vorfälle der Fanatismus der Bevölkerung erregt wird und zu lokalen Revolten führt, wie z. B. vor

etwa drei Jahren in Surat, wo ein wüthender Menschenhaufe, dem von der Regierung der Platz zu einem Tempel verweigert war, die ersten Europäer, die unglücklicherweise des Weges kamen, niedermachte, darüber wird Niemand sich wundern. Aber von solchen wahrhaft verschwindenden Ausnahmen abgesehen, gilt in Indien, trotzdem unter den Eingeborenen viel Mord und Todschlag herrscht, die Person des Sâhibs als geheiligt. Die Leute wissen, daß unwiderruflich gehängt wird, wer die Hand gegen einen Europäer erhebt, und ebenso daß die hohen für die Anzeige ausgesetzten Belohnungen stets zur Ergreifung der Schuldigen führen. Auch liegt den Eingeborenen noch das schreckliche Gericht in den Gliedern, welches die Engländer nach der Unterdrückung des Aufstandes im Jahre 1858 gehalten haben. Selbst wenn die Beamten durch ihren Beruf in die uncivilisirtesten Gegenden geführt werden, haben sie für ihre eigene Sicherheit nichts zu besorgen, wohl aber zu befürchten, daß die ungeheure Angst, welche jene Naturmenschen vor ihnen empfinden, die Ausübung ihrer Pflicht sehr erschwere oder unmöglich mache. Ein höherer der Regierung von Bengalen angehörender Beamte, dessen Bekanntschaft ich in Darjeeling machte, H. H. Risley, erzählte mir ein paar amüsante Geschichten aus der Zeit, in welcher er den Census unter Aboriginer-Stämmen in Waldbistricten von Bengalen hat aufnehmen müssen. Die Abneigung, welche diese noch auf sehr niedriger Culturstufe stehenden Stämme gegen alles, was Volkszählung und Statistik heißt, empfinden, soll durch die unklare Furcht vor irgend einer drohenden schrecklichen Maßregel oft derart gesteigert sein, daß die Einwohner, wenn der Beamte naht, in die undurchdringlichen Wälder fliehen und dieser bei seiner Ankunft die Dorfschaften völlig verlassen findet. In einem solchen verödeten Dorfe, berichtete nun Risley, sei er nach langem Bemühen glücklich eines Mannes habhaft geworden, den er nach dem Grunde der allgemeinen Furcht fragen konnte. „Wir wissen, Sâhib," erwiderte derselbe, „daß ihr eine aus Wilâyet (Europa) geschickte Medicin mit euch bringt, mit der ihr alle Frauen und Mädchen stempeln wollt (und zwar jede doppelt in sehr charakteristischer Weise); sie alle sollen dann nach Assam gebracht werden, um dort als Kulis in den Theeplantagen zu arbeiten."

„Unsinn! Hat euch, als die letzte Hungersnoth hier herrschte, die Regierung nicht Reis geschickt?" —

„Ja, Sâhib."

„Nun seht, nächstens wird wieder eine Hungersnoth kommen, und deshalb will die Königin genau wissen, für wie viele Personen sie Reis zu schicken hat. Wenn ihr jetzt so dumm seid und euch nicht zählen laßt, werdet ihr alle verhungern müssen." Darauf sei umgehend der ganze Stamm aus den Wäldern gekommen und habe sich förmlich dazu gedrängt die statistischen Fragen zu beantworten.

An einer anderen Stelle begegnete Risley einem ähnlichen Vorurtheil

mit der folgenden niedlichen Geſchichte, die den Waldmenſchen treffliche Begriffe von europäiſchen Zuſtänden gegeben haben wird.

„Ihr habt doch von dem Mahârâja von Rûs (dem Kaiſer von Rußland) gehört?“

„Ja, Sâhib, wir wiſſen alles über ihn.“

„Alſo hört! Neulich ſaß die Mahârânî von Wilâyet (die Großkönigin von Europa, womit natürlich die Königin von England gemeint iſt) mit dem Mahârâja von Rûs beim Abendbrot zuſammen. Als ſie ſich ſatt gegeſſen und zuſammen die Hukka (lange Pfeife) rauchten, machten ſie eine Wette, wer von ihnen beiden mehr Unterthanen beſäße. Nun hat mich die Mahârânî geſchickt euch zu zählen; wenn ihr aber weglauft und euch nicht zählen laßt, ſo muß die Mahârânî die Wette verlieren, und das wäre doch eine große Schande für uns alle.“

Damit waren die Leute in der wirkſamſten Weiſe bei der Ambition gefaßt; denn alle Inder haben eine außerordentliche Vorliebe für Wetten und Glücksſpiele. Das iſt alſo der Ton, in welchen die gewiegten Regierungsbeamten in Indien mit den Leuten des Jungle reden.

Der Charakter der europäiſchen Geſellſchaft, aus der ich gleich diejenigen Typen, welche die Leſer dieſer Zeitſchrift beſonders intereſſiren dürften, d. h. die engliſchen Offiziere und Beamten, die deutſchen Kaufleute und die Miſſionare herausheben und eingehender ſchildern werde, iſt im Allgemeinen durch Eigenſchaften ausgezeichnet, welche den Ankömmling wohlthuend berühren: durch große Natürlichkeit des Weſens, freundliches Entgegenkommen, weitgehende Gaſtfreundſchaft, außerordentliche Hilfsbereitſchaft und vornehme Behandlung aller pecuniären Fragen. Auf meiner erſten Bahnfahrt in Indien, zwiſchen Bombay und Ahmadabad, lud mich z. B. ein Engländer, der die Strecke bis Surat mit mir zuſammen reiſte, ein, dort auszuſteigen und vierzehn Tage als ſein Gaſt mit ihm zu jagen, und doch wußte er weder, wie ich hieß, noch was ich war; denn ſich vorſtellen oder vorgeſtellt werden iſt unter den Engländern Indiens auch auf Geſellſchaften durchaus unüblich. Solche Einladungen habe ich ſpäter mehrfach auf Grund der flüchtigſten Bekanntſchaft nach ganz kurzen Unterhaltungen bekommen. Das Gefühl des gemeinſamen Exils führt dort drüben zu raſcherem Anſchluß, als daheim; und die angebotene Gaſtfreundſchaft bedeutet nicht immer nur eine Wohlthat von Seiten des Einladenden, ſondern in vielen Fällen empfinden alleinſtehende Europäer, zumal in entlegeneren Orten, den Beſuch eines Gaſtes als eine höchſt willkommene Abwechſelung.

Das Familienleben leidet in Indien unter der oft herantretenden Nothwendigkeit die Frau, wenn ihre Conſtitution nicht dem Klima gewachſen iſt und die Sommerfriſche in einer Bergſtation ſich als eine unzureichende Cur erweiſt, auf längere Zeit und nicht ſelten für immer nach Europa zu ſchicken. Dann iſt es bekanntlich ein unumgängliches Geſetz, daß die Kinder während der ganzen Zeit ihrer Entwickelung dem verderblichen Ein-

fluß des indiſchen Klimas entzogen werden müſſen. Selbſt wenn phyſiologiſche Gründe den Aufenthalt der Kinder von etwa dem ſiebenten bis zum ſiebzehnten Jahre in Indien nicht verbieten würden, könnte man doch denſelben drüben nicht die erforderliche Schulbildung zu Theil werden laſſen; ja, man darf noch einen Schritt weiter gehen und ſagen: es iſt faſt ein Ding der Unmöglichkeit den entſittlichenden Einfluß der eingeborenen Dienerſchaft zu paralyſiren und in Indien aus einem europäiſchen Kinde einen anſtändigen Menſchen heranzuziehen. In den erſten Lebensjahren ſprechen die Kinder der Europäer faſt durchweg nur Hinduſtani und leben, obſchon ſie ſich im zarteſten Alter ihrer gebietenden Stellung bewußt werden und, kaum der Sprache mächtig, dieſe gleich zum Befehlen gebrauchen, doch ganz in den aſiatiſchen Begriffen und Vorſtellungen, welche ſie von den Ayâhs und der ſonſtigen Dienerſchaft des Hauſes erhalten. Uebrigens ſind auch in den Wortſchatz der erwachſenen Europäer mancherlei einheimiſche Elemente übergegangen, wie z. B. tikâ-ghârî (Miethswagen) chilumchî (Waſchnapf), pakka (feſt, maſſiv, auch definitiv), mofussil (das Innere des Landes), dastûr (Sitte, Gebrauch), und arg wird ein puriſtiſch angelegtes Gehör durch allgemein übliche hybride Bildungen beleidigt, wie solar-topî „Sonnenhut" (wohl durch Mißverſtändniß aus shola-topî „Hut von Shola-Holz" entſtanden) oder gym-khânâ „Ort für gymnaſtiſche Uebungen" und dann Bezeichnung ſolcher Uebungen allein. In dieſem Worte ſind die letzten zwei Drittel von gym-nasium durch das hinduſt. khânâ „Haus" verdrängt.

Ein charakteriſtiſcher Zug der anglo-indiſchen Geſellſchaft, der dem Griffin (d. h. dem Neuling) auffällt, iſt die Ablehnung aller Perſonen, welche nicht rein-europäiſcher Herkunft ſind. Die Miſchlinge, Half-castes, Eurasians oder East-Indians genannt, ſind nicht „in society" zugelaſſen; ſchon der bloße, durch einen olivenfarbig angehauchten Teint hervorgerufene Verdacht, daß ein Menſch einen kleinen Procentſatz indiſchen Blutes in den Adern habe, iſt Grund genug dem betreffenden mit großer Zurückhaltung zu begegnen. Der Grundſatz ſcheint inhuman und iſt es auch in der Rigoroſität, mit der er von den meiſten Kreiſen der Geſellſchaft beobachtet wird, aber er iſt nicht unberechtigt; denn die Euraſier — das Wort iſt eine geſchmackloſe Combination von Europa und Aſien — · ſind, achtungswerthe Ausnahmen abgerechnet, in phyſiſcher, moraliſcher und intellectueller Hinſicht nicht der guten europäiſchen Geſellſchaft ebenbürtig. Leider müſſen die rühmlichen Ausnahmen dort, wie überall in ähnlichen Verhältniſſen, unter dem allgemeinen Vorurtheil leiden. Bald nach meiner Ankunft in Benares wurde die dortige Geſellſchaft durch ein trauriges Ereigniß betrübt: ein junger, hübſcher und vermögender Militärarzt hatte ſich mit einer Euraſierin verlobt. Ich ſelbſt hätte der jungen Dame, deren Vater ein reiner Europäer war, während die Hautfarbe der Mutter allerdings einen unverkennbaren Stich ins Bräunliche aufwies, nicht angeſehen

daß sie von zweifelhafter Extraction war. Zudem hatte dieselbe fast ihr ganzes Leben in England zugebracht und war eben erst nach Indien wieder herausgekommen. Aber die Gesellschaft schuttelte doch den Kopf mit dem Ausdruck des tiefsten Bedauerns: „Ach, diese Verirrung des Gefühls! Die armen Eltern! Daß ihnen Dr. — das anthun konnte! u. s. w.“ „Was ist denn eigentlich so beklagenswerth an der Verlobung?“ fragte ich ahnungslos, und im Flüsterton wurde mir erwidert: „Sie ist keine Europäerin, sie hat schwarzes Blut.“ Allerdings entbehrt auch diese unleugbare Uebertreibung nicht ganz einer thatsächlichen Basis, da die Folgen solcher Ehen hie und da höchst unerfreuliche sein sollen; denn an den Kindern und öfter gar erst an den Enkeln kann der eurasische Typus in viel markanterer Weise, ja in förmlicher Mißgestaltung hervorbrechen. Interessante, dunkle, südländische Erscheinungen, welche man bei uns in Deutschland, einer unnatürlichen Geschmacksrichtung zufolge, so viel bewundert, werden gut thun sich Indien nicht zum Schauplatz ihrer Triumphe auszuersehen. Die Eurasier selbst versuchen ihre Herkunft abzuleugnen und dem ungläubigen Europäer die Olivenfarbe ihrer Haut durch irische, französische, spanische oder sonstige südeuropäische Abstammung zu erklären. Man gebraucht in Indien, um den Grad des Eurasierthums zu bezeichnen, das Bild des dortigen Münzsystems, d. h. man drückt denselben durch eine bestimmte Zahl von Annas aus, deren sechszehn auf die Rupie gehen. Ein Mensch von sechzehn Annas ist also der Vollblut-Native, acht Annas kommen auf den Sohn eines europäischen Vaters und einer indischen Mutter, oder umgekehrt, und dann entstehen durch weitere Zwischenheirathen die mannigfachen Grade von einer bis zu fünfzehn Annas. Wo das indische Element überwiegt, sieht man deutlich, daß die Natur einen Widerwillen gegen die Vermischung der beiden Rassen hat; denn das Product sind schlaffe unproportionirte Menschenkinder, für welche auf dieser Erde kein rechter Platz ist. Sie alle kleiden und benehmen sich zwar als Europäer und haben die Bedürfnisse derselben, aber nicht ihre Fähigkeiten, so daß sie der Regierung, welche sie nicht zu placiren weiß, ernste Schwierigkeiten machen; man verwendet die Stellen suchenden Eurasier als Schaffner auf der Bahn, als Lehrer an Mittelschulen und zu ähnlichen Posten; für verantwortliche Stellungen dagegen sind sie nicht zu gebrauchen.

Was den höheren Beamtenstand Indiens betrifft, so sucht die englische Regierung denselben aus dem bestmöglichen Material zu recrutiren und stellt dem großen Andrang zu dem lucrativen indischen Verwaltungsdienste, dem bestbezahlten Staatsdienste der Welt*), eine Reihe außerordentlich schwieriger

*) Das Anfangsgehalt des indischen Civilians beträgt 500 Rupien im Monat, steigt aber sehr rasch. Wer bis zum Commissioner (Regierungspräsidenten) avancirt, bezieht 2—3000 R. monatlich; ein Richter nahezu so viel. Die Stellungen an den Obergerichten oder am Board of Revenue sind mit 5—6000 R. im Monat dotirt, die der höchsten Beamten natürlich noch mit sehr viel mehr. Nach 25jähriger Dienstzeit, die

Examina entgegen: eine Tendenz, die in dem colonialpolitisch-erfahrenen England als selbstverständlich gilt und deren Richtigkeit im Interesse der neuen deutschen Colonien auch unser Vaterland allmählich allgemein erkennen sollte. In wie vielen heimischen Kreisen aber ist noch die kurzsichtige Anschauung verbreitet, daß die neuen Erwerbungen Ablagerungsplätze für den Schmutz seien, der daheim nicht zu gebrauchen ist, während unsere Colonien doch nur dann zu blühenden Reichen sich entwickeln können, wie sie unter britischem Scepter in der ganzen Welt entstanden sind, wenn die Blüthe der Nation in die Fiebergegenden geschickt wird, die Besten unter den Besten der deutschen Jugend! Jene Kurzsichtigkeit hat ihr Seitenstück in der philisterhaften Art, mit der ein Theil unserer Presse seiner Zeit vereinzelte traurige Fälle benutzt hat, um Propaganda gegen die Colonialpolitik zu machen und Betrachtungen anzustellen, welche keine englische Zeitung wagen dürfte ihrem Leserkreise zu bieten, ohne sich dem Fluche der Lächerlichkeit auszusetzen. Die begabtesten und tüchtigsten Söhne der besten englischen Familien sind es, welche sich zu den über einen Zeitraum von drei Jahren vertheilten Prüfungen für den Civildienst in Indien melden und welche, wenn es ihnen gelungen ist allen Anforderungen zu genügen, der Eintritt in den indischen Verwaltungsdienst mit gerechtem Stolze erfüllt. In ähnlicher Weise werden auch aus den Avantageuren der englischen Armee die fähigsten für die indischen Regimenter ausgewählt, aber selbstverständlich nicht annähernd so hohe Ansprüche an dieselben gestellt, wie an die Beamten des Civil Service. Der anglo-indische Offizier ist ein offener, frischer, liebenswürdiger Mann, mit dem man gern verkehrt, gewöhnlich allerdings ohne tiefere Bildung und höhere Interessen, aber auch ohne gesellschaftliche Prätensionen. Der schnarrende, näselnde Lieutenant existirt dort nicht (ebenso wenig wie der junge Mode-Jurist, der vor lauter Ueberfeinerung das natürliche Gehen und Sprechen verlernt hat; nach diesen zwei Zierden bestimmter heimischer Salons, die auf Distinction Anspruch machen, sucht man zum Glück in der anglo-indischen Gesellschaft vergebens). Der Ankömmling pflegt in kleineren Stationen einen Besuch in dem Offizier-Casino (engl. mess) zu machen, d. h. dort eine Visitenkarte für den Commandeur und eine andere für das Offiziercorps abzugeben; darauf wird er nach wenigen Tagen zum Dinner geladen und gewöhnlich zum honorary membre der officer's mess gemacht, in welcher Eigenschaft er jeden Abend während seines Aufenthalts am Orte willkommen ist. Ich selbst habe in diesen angenehmen Beziehungen zu dem liebenswürdigen Offiziercorps der XVII. Bengal Infantry in Benares gestanden.

Dem Militär wird in der englischen Gesellschaft nicht wie in der

officiellen Urlaubsjahre mitgerechnet, bezieht jeder Civilian, ohne Ansehen des von ihm zuletzt bekleideten Postens, eine jährliche Pension von 1000 Pfd. Sterling, zahlbar in englischer Münze; doch dienen viele Beamte über jene Zeit hinaus, namentlich wenn sie zu höheren Stellungen aufgerückt sind.

deutschen ein Vorrang eingeräumt; der Offizier steht vielmehr dem amtlichen Range wie der socialen Stellung nach erheblich tiefer, als der Verwaltungsbeamte, der Civilian. Und während es bei uns der Ehrgeiz der jungen Damen zu sein pflegt einen Offizier zu heirathen, richtet sich in Indien gewöhnlich der stille Wunsch des weiblichen Herzens auf das C. S. Der Civilian ist in der That nach jeder Richtung hin die beste Partie, welche ein junges Mädchen in Indien machen kann. Die sociale Macht der beiden Buchstaben C. S. hinter dem Namen ist eine magische, sie sind das Schibboleth, dem sich in Indien alle Thore und Thüren öffnen. Wie sehr ich geneigt bin an den indischen Civilians die persönliche Tüchtigkeit, Bildung und Feinheit des Wesens anzuerkennen, geht schon aus meinen früheren Bemerkungen hervor; aber die exclusive Stellung, welche die Herren beanspruchen und thatsächlich einnehmen, ist nicht durch die Verhältnisse gerechtfertigt. In Zeitungen, welche als Organe des Civil Service gelten, kann man von „der Bewunderung, mit welcher die ganze civilisirte Welt auf den indischen Beamtenstand blickt", lesen und mancherlei ähnliche Uebertreibungen antreffen. Die in Indien herrschende allgemeine Ordnung und Sicherheit, welche den fremden Reisenden gewöhnlich eine hohe Anerkennung der englischen Verwaltung abnöthigt, bedeutet unstreitig ein Verdienst des Civil Service; doch verringert sich dasselbe beträchtlich in den Augen eines Beobachters, der längere Zeit dort drüben gelebt und den Eindruck gewonnen hat, daß überhaupt kein unterworfenes Land so leicht zu regieren ist, als Indien. Denn die englische Verwaltung wird durch zwei Factoren gestützt, deren Bedeutung nicht hoch genug angeschlagen werden kann, erstens durch die Sclavennatur des Hindus und zweitens durch die hochgradige Abneigung, welche die einzelnen indischen Rassen gegen einander empfinden, und durch welche die Entwickelung eines allgemeinindischen Nationalgefühls noch für lange Zeit hinaus verhindert werden wird. Ein hervorragender Philologe auf dem Gebiete des Indischen, Professor H. Jacobi, hat sich allerdings vor einigen Jahren im entgegengesetzten Sinne ausgesprochen; derselbe sagt (Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft, 1883, XXXVII. 615): „. . . in den letzten Jahrzehnten hat sich eine neue Kraft im indischen Volksleben geltend gemacht, die sich gewissermaßen vor den Augen des Beobachters entwickelt hat, der indische Patriotismus. Der Racengegensatz und das Bewußtsein, von Fremden, wenn auch noch so gut, regiert zu werden, hat unter der Einwirkung politischer Ereignisse und der ungebundenen Presse eine neue Form und eine greifbarere Gestalt angenommen in dem Bewußtsein von der Einheit Allindiens, von der Solidarität der indischen Interessen, wodurch der Tamule dem Bengalen, der Mahratte dem Bewohner des Fünfstromlandes näher gerückt wird." Wenn ein derartiger allindischer Patriotismus im Entstehen begriffen wäre, so würde damit eine ernste Gefahr für die englische Herrschaft in Indien gegeben sein; aber ich leugne die Thatsache.

Einzelne Agitatoren ſchreiben jenen Patriotismus auf ihre Fahne, bekennen ihn in öffentlichen Reden und ſuchen durch ihre Preßorgane die nationale Idee zu verbreiten; aber dafür, daß dieſe Idee ſchon irgendwo in Indien breitere Schichten der Bevölkerung ergriffen habe, fehlen durchaus die Anzeichen.

Die Herrn vom Civil Service charakteriſirt gewöhnlich eine entſchiedene Abneigung gegen das Educational Department, die wohl nicht ausſchließlich auf der zum Theil berechtigten Ueberzeugung beruht, daß die höhere Erziehung der Eingeborenen ſtaatsgefährlich wirke, und manche unter ihnen laſſen nicht gern die Gelegenheit unbenutzt, einem Unterrichtsbeamten, zumal wenn derſelbe ein renommirter Gelehrter iſt, kleinere oder größere Unannehmlichkeiten zu bereiten. Die Mitglieder des Educational Department befinden ſich, namentlich wenn ſie Chefs höherer Lehranſtalten ſind, vielfach in einer recht ſchwierigen Stellung. Denn dieſe wird nicht nur von dem Civil Service angefeindet, ſondern auch von den vorgeſchrittenen Eingeborenen und namentlich von der Miſſion, welche letzte nichts weniger als wähleriſch in den Mitteln iſt ihre Concurrenz-Anſtalten auf Koſten der Regierungsſchulen zu heben. Dazu ſind die Unterrichtsbeamten trotz des gleichen Anfangsgehalts materiell kaum halb ſo günſtig ſituirt als die der Verwaltung und haben ſehr viel ſchlechtere Penſionsbedingungen. Für den außen ſtehenden iſt es unverkennbar, daß die auf den Höhen der Menſchheit wandelnden Civilians außer der eben angedeuteten noch eine weitere kleine Schwäche beſitzen. Wenn nämlich in einem uncovenanted (d. h. nicht zum Civil Service gehörigen) Department die oberſten Stellen der einzelnen Provinzen vacant werden, z. B. die des Director of Public Instruction, des Inspector-General of Police, des Postmaster-General u. ſ. w., ſo prüft der Civil Service die vor dem Avancement ſtehenden Mitglieder der betreffenden Departments und findet gewöhnlich, daß es innerhalb derſelben „keine geeigneten Perſönlichkeiten für den Poſten des Chefs“ gäbe, ergo derſelbe mit einem Mitglied des C. S. zu beſetzen ſei. Der Civil Service iſt nicht nur der Richter in der Angelegenheit, ſondern auch der Profitirende; denn die Uebernahme eines hohen einträglichen Poſtens außerhalb der eigentlichen Verwaltungscarriere von Seiten eines Civilians bedeutet natürlich eine lange Reihe von Beförderungen innerhalb des C. S.

Ein mir befreundeter Civilian, dem ich dieſe Verhältniſſe in dem Lichte, in welchem ich ſie hier beſchrieben, vorſtellte, hatte dafür nur ein Lächeln und die Bemerkung: „There is a good deal of human nature in man.“ Nun wird man naturgemäß erwarten, daß der Civilian, welcher ſich zum General-Poſtmeiſter, Unterrichtsdirector u. ſ. w. ernennen läßt, um ſich in ſeiner neuen Eigenſchaft einer monatlichen Beſoldung von mehreren tauſend Rupien zu erfreuen, doch wenigſtens ſeine Zugehörigkeit zum Civil Service opfere. Weit gefehlt! Wer innerhalb ſeines Departments zu jenen hohen Stellungen aufrückt, gehört dem Department an, der Civilian, welcher übertritt, nicht: er bleibt in jeder andern Stellung

ein Civilian, setzt stets das stolze C. S. hinter seinen Namen und kann, wenn ihm sein neuer Beruf nicht zusagt, jeden Augenblick in den Verwaltungsdienst zurückkehren. Während die Stellen der andern Departments schon seit längerer Zeit den Eingeborenen zugänglich waren und in stetig wachsendem Umfange mit Natives besetzt wurden, datirt der Andrang derselben zu den Reihen des Civil Service erst aus der neuesten Zeit; aber schon liegt selbst die oberste Leitung mehrerer Districte in den Händen von Eingeborenen. Die Engländer glaubten den Verwaltungsdienst jener zum mindesten nicht unbedenklichen Concurrenz durch das Gesetz zu verschließen, daß die vorgeschriebenen Examina vor dem zwanzigsten Lebensjahre und in England zu bestehen sein. Die Bestimmung hat sich jedoch nicht als ausreichende Barriere erwiesen; denn diejenigen eingeborenen Familien, welche ihre Söhne dereinst in den einflußreichen Stellungen des Civil Service zu sehen wünschen, schaffen dieselben, wenn sie die nöthige Vorurtheilslosigkeit den Kastenordnungen gegenüber und die erforderlichen Mittel besitzen, im zartesten Alter nach England um sie dort erziehen zu lassen. Immerhin ist dies nur verhältnißmäßig wenigen möglich; und deshalb verlangt heut zu Tage die ganze einheimische Presse in stürmischer Weise nach einer Abänderung des Statuts und fordert, daß die Absolvirung der Examina für den Civildienst in Indien selbst zugelassen und das gesetzliche Alter auf 22 oder 23 Jahre normirt werde. Wenn England auch darin nachgiebt — und in der anglo-indischen Gesellschaft befürchtet man dies wegen der gefährlichen Connivenz, welche seit Jahren die liberale Kurzsichtigkeit des Mutterlandes allen Prätensionen der Eingeborenen gegenüber bewiesen hat, — so dürfte man der englischen Regierung nur noch empfehlen auch einheimischen Offizieren Commandos anzuvertrauen: und die britische Herrschaft in Indien wird sich in Wohlgefallen auflösen, noch ehe der Russe an die Pforten des Landes pocht. Dies ist ja in der That das Ideal eines großen Theils der englischen Radicalen.

In den großen Centren Calcutta, Bombay, Madras gestalten sich die gesellschaftlichen Verhältnisse durch das Hinzutreten des Kaufmannsstandes natürlich etwas anders, als ich sie eben darlegte: auch kommt ein Commissioner oder Collector daselbst mit zu vielen Vorgesetzten in persönliche Berührung, um in demselben Maße von seiner Gottähnlichkeit überzeugt sein zu können, wie im „Mofussil", im Innern des Landes, wo er als ein kleiner König residirt. Unter den Kaufleuten der großen Handelsstädte nehmen die Deutschen eine sehr geachtete und theilweise gefürchtete Stellung ein; denn dort wie in andern Ländern gelingt es ihrem Fleiß und ihrer Tüchtigkeit den Engländern immer erfolgreichere Concurrenz zu machen. Die Chefs der großen deutschen Firmen sind ebenso gebildete wie liebenswürdige Männer, die ein Landsmann, der dort drüben ernste Aufgaben zu erfüllen hat — und nicht von allen deutschen Reisenden kann man das sagen — jeder Zeit bereit finden wird ihn mit Rath und That in allen

Fragen des praktiſchen Lebens zu unterſtützen. Jüngere deutſche Kaufleute gefallen ſich zum Theil in einer Nonchalence und Familiarität des Weſens, welche ſie gut thäten Leuten gegenüber, die nicht zu ihrem Kreiſe gehören, ein wenig zu moderiren.

Es bleibt für meine Betrachtung nur noch eine Klaſſe von Europäern übrig, welche ich erſtens deshalb an das Ende ſtelle, weil deren Angehörige im Allgemeinen nicht zur guten Geſellſchaft gerechnet werden können, und zweitens weil ich in Indien von keinem andern Stande einen ſo ungünſtigen Geſammteindruck erhalten habe, als — von den Miſſionaren. Um mich von vorn herein dagegen zu verwahren, daß dieſes Urtheil der Ausdruck einer antikirchlichen Geſinnung ſei, bemerke ich, daß ich eine Maſſenconvertirung der indiſchen Bevölkerung zum Chriſtenthume freudig begrüßen und als die Baſis eines gedeihlichen Fortſchritts anſehen würde. Ein derartiger Erfolg jedoch ſteht in Nordindien nicht zu erwarten; unter den dravidiſchen Völkerſchaften in Südindien mögen die Verhältniſſe anders liegen. Um wirklich erfreuliche Reſultate zu erzielen, müßten die Miſſionare tüchtiger und beſſer vorgebildet ſein, als ſie es im Großen und Ganzen ſind, und ſich ihrer Aufgabe mit größerem Ernſte widmen. Die wenigſten nur miſchen ſich unter das Volk und predigen an öffentlichen Orten; weitaus in der Mehrzahl wirken ſie einfach als Geiſtliche einer europäiſchen Gemeinde und führen als ſolche, wenn auch gerade keine luxuriöſe, wohl aber eine ſehr bequeme und behagliche Exiſtenz. Im Allgemeinen rufen die Miſſionare durchaus den Eindruck einer Menſchenklaſſe hervor, welche das Leben nicht von der ſchwerſten Seite nimmt, ſich den landesüblichen Vergnügungen mit einer Regelmäßigkeit hingiebt, die bei anderen Berufsſchichten ſelten iſt, gern Abendgeſellſchaften beſucht, und am Nachmittage häufig Picknicks arrangirt, bei denen Herren und Damen ſich an muntern Geſellſchaftsſpielen ergötzen. In dieſem Lichte erſcheint die Miſſion ganz beſonders in Benares, weil dort der factiſche Mißerfolg in zu grellem Contraſte zu der unverhältnißmäßigen Anzahl der dort lebenden Miſſionare ſteht; denn jede engliſche Miſſionsgeſellſchaft hält es für Ehrenſache einen oder mehrere Vertreter in jener Hochburg des Heidenthums zu haben. Die deutſchen Miſſionare wirken ungleich viel mehr und kommen dem Ideale eines Miſſionars näher, als die engliſchen, da ſie ihrem Beruf mit größerer Selbſtverleugnung obliegen, auf Straßen und Plätzen eifrig die Lehren des Chriſtenthums verkünden, ohne geſellſchaftliche Prätenſionen auftreten und äußerlich weit beſcheidenere Exiſtenzen führen. Sie, die einfacheren Männer, werden von ihren engliſchen Collegen ein wenig über die Achſeln angeſehen, und dieſe mögen in dem Glauben, den Begriff eines Gentleman in ſich in höherem Grade verkörpert zu ſehen, einen Troſt dafür finden, daß ſie wohl oder übel die deutſche Miſſion als more successfull anerkennen müſſen. Während die fünf wohlfundirten engliſchen Miſſionsgeſellſchaften, welche in Benares repräſentirt ſind, dort nur ganz vereinzelte Bekehrungen zu verzeichnen haben, hat ſich

die deutsche Mission in dem benachbarten Ghazipur aus ganz kleinen Anfängen im Laufe von zwanzig Jahren zu einer der bedeutendsten und erfolgreichsten in ganz Indien entwickelt.

Um zunächst den Verdiensten der Mission gerecht zu werden, ist vor allem rückhaltlos die Thätigkeit der von den Gesellschaften angestellten Damen zu rühmen, deren Aufgabe es ist in die Zenanas, d. h. in die von der äußeren Welt abgeschlossenen indischen Gynäceen, Aufklärung zu tragen und die indische Frau durch Elementarunterricht und Anleitung zur Beschäftigung mit Handarbeiten auf eine menschenwürdigere Stufe zu heben. Dieses große Verdienst wird in meinen Augen nicht durch die Thatsache geschmälert, daß die Missionsdamen in den wenigsten Fällen durch religiöse Begeisterung getrieben werden nach Indien herauszukommen, sondern gewöhnlich — denn es sind meist unbemittelte Mädchen aus guter Familie — die Anstellung von Seiten einer Missionsgesellschaft für eine Versorgung ansehen, die ihnen eine materiell und social bessere Position verschafft, als daheim eine Lehrerinnen- oder Gouvernantenstelle. Da sich ihnen ferner im allgemeinen in Indien größere Chancen zur Verheirathung bieten, so hat die öffentliche Stimme vielleicht nicht ganz Unrecht, wenn sie auch diesen Umstand als eine Triebfeder zur Wahl ihres Berufes bezeichnet. Ein anderes unleugbares Verdienst der Mission beruht in der Erhaltung und Erziehung der Waisenkinder, deren viele und namentlich Mädchen zu Grunde gehen würden, wenn sie nicht Aufnahme in den christlichen Waisenhäusern fänden; besonders in Zeiten der Hungersnoth und der Epidemien sind in Indien durch die Mission viele Menschenleben gerettet worden. Aus diesen Waisen rekrutirt sich im wesentlichen die Gemeinde der Native Christians. Die Mädchen sucht man, sobald sie dreizehn Jahre alt sind, unter die Haube zu bringen und läßt alle, welche dieses Alter erreicht haben, in Reihe und Glied antreten, wenn ein junger heirathslustiger Indier sich meldet. Dieser trifft seine Auswahl und erhält nicht nur die Frau stehenden Fußes ausgeliefert, sondern dazu noch eine Aussteuer von 20 Rupien. Dem Mädchen ist es erlaubt nein zu sagen, doch kommt dieser Fall nicht vor. Leider stehen die Native Christians bei ihren europäischen Glaubensgenossen in keinem besonderen Ansehen und gelten im Allgemeinen für unzuverlässiger als Hindus oder Mohammedaner. Selbst Missionare übertragen nur in ganz seltenen Ausnahmsfällen einen Dienerposten in ihrem Haushalt einem christlichen Eingeborenen, und wenn in den englischen Zeitungen vacante Stellen ausgeboten werden, kann man die Annonce mit dem Passus schließen sehen: No christian need apply (Kein Christ braucht sich melden).

Die Mission fühlt selbst, daß sie in Indien nicht leistet, was sie leisten sollte, und sucht deshalb immer mehr den Unterricht in ihre Hand zu bekommen, angeblich um durch Erziehung das Bekehrungswerk vorzubereiten. Die Regierung leistet diesem Bestreben der Mission Vorschub, weil sie von dem bekannten englischen Standpunkte aus, daß der öffentliche Unterricht sich selbst bezahlen

müſſe, mit Freuden jede Erſparniß öffentlicher Gelder begrüßt und überſieht, daß ſie damit dem Gedeihen ihrer eigenen Anſtalten, namentlich der höheren Schulen entgegenwirkt. Wenn die von der Miſſion gegründeten Schulen einen gewiſſen Erfolg aufweiſen, dann erhalten die betreffenden Anſtalten den Regierungszuſchuß (Government grant). Dieſer Erfolg wird in den niederen Schulen nun aber durch folgende Maßregeln erzielt. Die Kinder haben erſtens nicht nur kein Schulgeld zu bezahlen, ſondern erhalten monatlich ſo und ſo viele Annas Prämium für regelmäßiges Erſcheinen; zweitens werden die eingeborenen Lehrer unter der Bedingung angeſtellt, daß ihre Klaſſe eine beſtimmte Anzahl von Schülern, etwa fünfzig, aufweiſe; die glücklichen müſſen deshalb einen Theil ihres Gehalts darauf verwenden in den Straßen mit Kindern in Unterhandlung zu treten, und dieſelben durch Geſchenke zum Beſuch der Schule zu veranlaſſen. Ja ſogar Frauen werden eigens zu dem Zwecke „to collect children“ mit kleinen Fonds verſehen und beſoldet. Dieſen wenn auch etwas eigenthümlichen aber doch ziemlich harmloſen Mitteln gegenüber erſcheint die Agitation bedenklicher, welche die Principals der höheren, die Schüler auf die Examina zur Erlangung des B. A., d. h. des Bachelor of Arts-Grades, vorbereitenden Miſſionsſchulen (Colleges) gegen die im gleichen Range ſtehenden Regierungsſchulen ausüben. Die Miſſion beſitzt einen ſolchen Einfluß auf die Unterrichts-Verwaltung, daß ungefähr die Hälfte der für jene Prüfungen alljährlich ernannten Examinatoren aus der Reihe der Miſſionare gewählt werden. Gewöhnlich ſind es ſolche Principals, die dann nicht nur ihre eigenen Schüler, ſondern auch die der Regierungs-Colleges zu examiniren haben. Nahe liegt für jene Herren die Verſuchung, die Unterrichtsſtunden zu benutzen, um ihre eigenen Zöglinge in mehr oder weniger discreter Weiſe auf die Fragen des bevorſtehenden Examens hinzuweiſen, und in der Prüfung ſelbſt die aus den Regierungs-Anſtalten kommenden Candidaten mit etwas geringerem Wohlwollen als ihre eigenen zu behandeln; und manche von ihnen ſetzen dieſer Verſuchung einen ſo mäßigen Widerſtand entgegen, daß es oft genug zu einem öffentlichen Aergerniß kommt, von dem die Preſſe Notiz nehmen muß.

Der Beſtand der Miſſionare iſt in Indien numeriſch weit größer, als das Bedürfniß erfordert, wird aber trotzdem von den Miſſionsgeſellſchaften fortlaufend vermehrt. Die Herren führen nicht ſelten ihr vergnügt-beſchauliches Leben dort drüben mehrere Jahrzehnte, ja zuweilen ein halbes Jahrhundert lang, ohne das Bedürfniß eines Erholungsaufenthalts in Europa zu empfinden; jedenfalls ſehr viele lange genug um drei bis vier Lebensgefährtinnen hinter einander zu beglücken. Wenn ich im Eingang dieſer Skizze bemerkte, daß kein Europäer ſich in Indien an dem ſchönen Klima erfreute, muß ich zum Schluß mit den Miſſionaren doch eine Ausnahme machen: ihnen ſcheint die indiſche Luft vortrefflich zu bekommen.

Hermann Heiberg.

Von

Raphael Löwenfeld.

— Berlin. —

Die Entwickelung der deutschen Dichtung in der jüngsten Zeit trägt den Charakter des Schwankenden, Unsicheren, Tastenden. Auf dem Wege der Theorie sucht man zu Neuem zu gelangen, weil das Alte als überlebt erscheint. Man hält kaum noch die überkommenen Formen fest und strebt nach einem Inhalt, der mehr der Idee des Wahren als dem Princip des Schönen entspräche, und verrückt auf diese Weise immermehr die Grenze, welche die Aufgabe der Wissenschaft von dem Beruf der Dichtung scheidet. Realismus und Idealismus — das sind die Schlagworte, welche die Bestrebungen der Gegenwart und der Vergangenheit decken sollen, unzulänglich wie alle Schlagworte und irreführend für Jeden, der nicht den Werdegang unseres Schriftthums in allen Einzelheiten verfolgen kann und daher auch nicht im Stande ist, aus dem Worte die Bedeutung herauszuschälen, die ihm in jedem einzelnen Falle innewohnt. Idealismus und Realismus sind Gegensätze, die indessen in dieser schroffen Gegenüberstellung nicht gebraucht werden sollten. Denn sie schließen einander keineswegs aus, sie stehen einander nicht feindlich gegenüber; nur durch ihr Zusammenwirken kann ein Werk der Dichtkunst wie aller anderen Künste geschaffen werden. Da der Menschengeist überhaupt nichts ersinnen kann, dessen Vorbild er nicht in der umgebenden Natur findet; da alles Werk der Phantasie nichts Anderes ist, als eine neue Zusammenfügung alter, allgemein bekannter Thatsachen; so liegt auch jeder einzelnen Schöpfung des Menschen das Reale zu Grunde. Das Reale ist der Stoff, welcher einer bestimmten Idee durch eine bestimmte Formengebung dienstbar gemacht wird.

Aber selbst wenn wir die Nothwendigkeit solcher Schlagworte für kämpfende Gegensätze zugestehen wollen, können wir nicht einsehen, daß der Weg des Theoretisirens dem Schriftthum unmittelbar förderlich wäre. Die Theorie wird auf dem Gebiete der Kunst stets nur die Aufgabe haben, aus den höchsten Leistungen der schaffenden Phantasie die ihnen innewohnenden Gesetze abzuleiten. Und so hat auch die sogenannte realistische Schule, unabhängig von dem theoretischen Kampf ihre Erfolge nur einzelnen gelungenen Schöpfungen zu verdanken.

Kein theoretischer Standpunkt war für den allgemeinen Beifall entscheidend, den Hermann Heibergs „Apotheker Heinrich" gefunden. Der harmonische Eindruck des Werkes hat einzig und allein den Ausschlag gegeben, ohne daß der Leser, der dem Streit des zünftigen Literatenthums fern steht, sich auch nur klar wurde, welcher Richtung das Werk angehört. Und man empfängt aus dem „Apotheker Heinrich" auch den Eindruck, als ob der Dichter ihn gewissermaßen in unbewußtem Schaffenstriebe hervorgebracht habe, daß er nicht bloß mit seiner Person abseits stehe von dem lauten Kampfgeschrei, sondern auch in seinem inneren Wesen und in seinem dichterischen Schaffen unbeeinflußt davon geblieben sei.

Hermann Heiberg ist so unerwartet unter die Poeten gerathen wie Saul unter die Propheten. Heiberg war Kaufmann und bereits in das fünfte Jahrzehnt seines Lebens eingetreten, als seine ersten schriftstellerischen Versuche der Oeffentlichkeit übergeben wurden. Er ist in Schleswig am 17. November 1840 geboren. Sein Vater war der (nunmehr verstorbene) Rechtsanwalt Karl Friedrich Heiberg, der in den politischen Kämpfen der Herzogthümer mannhaft die deutsche Sache vertrat und sogar mit Entziehung der Freiheit seine Ueberzeugung büßen mußte. Seine Mutter stammte aus dem gräflichen Hause Baudissin-Knoop. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt mit dem Bestreben, sich an der deutschen Hochschule dem Studium der Rechte zu widmen. Aber die trüben Familienverhältnisse, welche durch die politischen Wirren herbeigeführt waren, und die das Familienoberhaupt der Gattin und den Kindern zeitweise entzogen, wirkten auch auf die Entschließungen des Sohnes zurück. Er wendete sich dem Kaufmannsstande zu und wurde im Jahre 1857 Buchhändler. Nach gewissenhafter Vorbereitung in Kiel übernahm er die Verwaltung eines von seinem Vater begründeten aber in fremden Händen befindlichen Geschäfts. Späterhin ging er nach Köln und erwarb nach der Rückkehr aus der rheinischen Stadt die Buchhandlung, die seines Vaters Namen trug. Heiberg entwickelte nun eine vielseitige Thätigkeit. Er begründete einen umfangreichen Schulbücherverlag, kaufte eine Druckerei an und verpflanzte seine Verlagsthätigkeit auch nach Oesterreich. Er erzielte in dieser Hinsicht gute Erfolge dadurch, daß seine Schullesebücher in den neuen Provinzen autoritativ eingeführt wurden.

Nach Beendigung des österreichischen Krieges duldete es Heiberg nicht länger in der Heimat. Er verkaufte sein Grundstück, sein Verlagsgeschäft,

ſeine Druckerei und zog nach Berlin. Hier vermittelte er den Uebergang der „Norddeutſchen Allgemeinen Zeitung" in andere Hände, trat ſelbſt an die Spitze der geſchäftlichen Leitung des Blattes und erweiterte bedeutend die Druckerei, verließ aber nach kurzer Zeit dieſe Stellung um ſich neuen größeren geſchäftlichen Unternehmungen zu widmen. Eine Leipziger Bankfirma übertrug ihm die Direction der Spener'ſchen Zeitung; aber auch dieſe Stellung war nicht von Dauer. Heiberg hatte an dem großen Geſchäftstreiben der Weltſtadt Gefallen gefunden und nahm mit Freude einen Antrag der Preußiſchen Bankanſtalt in Berlin an, die ihn in ihre Direction berief.

„Ich befaßte mich", erzählt Heiberg ſelbſt, „mit dem eigentlichen Bank-, wenn auch nicht mit dem Börſengeſchäft, lernte das Verſicherungs-, Terrain-, Häuſer- und Hypothekenweſen kennen, das Getriebe und Treiben der großen Emiſſionsbanken, die vielſeitigen kaufmänniſchen Specialitäten, die Fabrik- und Bergwerksverhältniſſe, kam mit dem Großen und Kleinen in dem lebhaften Gedränge des Berliner und auswärtigen Lebens in Berührung und machte während längerer Jahre viele und häufig lang ausgedehnte Reiſen durch Deutſchland, die Schweiz, Holland, Dänemark, Belgien, England und Frankreich, nach Paris und London." Als die Bank durch die plötzliche Zahlungseinſtellung einer großen Stettiner Firma in Liquidation trat, machte ſich Heiberg ſelbſtändig und beſchäftigte ſich vornehmlich mit der Einleitung zur Finanzirung von Eiſenbahn-, Secundär- und Tramway-Unternehmungen, erhielt auch wiederholt bedeutſame Vertretungen, — ſo war er vorübergehend Bevollmächtiger der chineſiſchen Regierung in London, — zog ſich aber endlich mehrfach betrogen um die Früchte ſeines Fleißes und ſeiner Geſchicklichkeit, zu Prozeſſen oder zum Verzicht gezwungen, grenzenlos angewidert von allem, was „Geſchäft" hieß, zurück. Wie zufällig ſchrieb er dann im Jahre 1881 ſein erſtes Buch, die „Plaudereien der Herzogin von Seeland," das ſo außerordentliche Anerkennung fand, daß Heiberg beſchloß, ſich fortan dem Beruf des Schriftſtellers zu widmen.

„Die „Plaudereien der Herzogin von Seeland" oder, wie der Titel der zweiten Auflage lautet, „Aus den Papieren der Herzogin von Seeland", ſind eine Reihe kleiner Arbeiten verſchiedenſten Charakters; Feuilletons, Humoresken, Skizzen, Noveletten und Anſätze zu größeren Novellen. Man ſieht förmlich, daß ein origineller Geiſt und ein reiches Gemüth jahrelang geſammelt und geſpart hat, um die angehäuften Schätze auf einmal vor uns auszubreiten. Ein origineller Geiſt und ein reiches Gemüth! Denn wenn auch die Plaudereien der Herzogin von Seeland an vortreffliche Muſter erinnern, ſo ſind ſie doch das ureigene Product einer ſelbſtändigen, in ſich geſchloſſenen und gereiften Perſönlichkeit, die alles aus ſich ſelber ſchöpft und für die eigenen Gedanken auch eine eigene Form zu finden weiß. Die Plaudereien erinnern in der Leichtigkeit des Stils häufig an Heines beſſere Proſaſchriften, in dem Reichthum an Bildern an Börne, ſelbſt in der Beziehung, daß ſie,

wie Börnes geistvolle Plaudereien, hie und da überladen sind und in dem Bestreben nach originellem Ausdruck auch unzutreffende Gleichnisse aufweisen.

Das bruchstückartige der „Plaudereien" ist wohl die natürliche Folge ihres großen Reichthums an Gedanken und Beobachtungen einerseits und andererseits der dem Schriftsteller noch anhaftenden Unsicherheit in der Composition. Er möchte zu viel auf einmal sagen. Der Quell, der in ihm sprudelt, fließt überreich, und er hat noch nicht gelernt, durch die Beschränkung in Stoff und Form ein abgerundetes Kunstwerk zu bilden. Vergleicht man die Plaudereien mit Heibergs folgenden Werken, die in außerordentlich kurzen Zwischenräumen dem Erstlinge folgten, so macht man die merkwürdige Beobachtung, daß alle Eigenschaften des Schriftstellers, fast alle Formen, die seinem Wesen nahe liegen, in seinem ersten Werke im Keime vorhanden sind. Er hat eine reiche Phantasie und schildert doch nichts Phantastisches, nichts was er nicht selbst erlebt, gesehen oder gehört hätte. Wie Erinnerungen aus seinem eigenen Leben klingt alles, was er erzählt, und wenn es auch zu einer Erzählung zusammengefügt ist, die scheinbar ganz außerhalb des Schriftstellers liegt, so sieht man doch mit vollkommener Klarheit, daß es nur einzelne Erinnerungsbilder sind, die sich hier einem bestimmten künstlerischen Zwecke unterordnen. Heiberg liebt das Meer, er liebt seine nordische Heimat, er liebt die norddeutsche Kleinstadt. Die See bildet überall den Hintergrund der Geschehnisse, die er uns vorführt, die deutsche Kleinstadt ist der Schauplatz seiner Schilderungen. Spricht er von der Hauptstadt, die den Mittelpunkt eines großen Länderstrichs bildet, so ist es ihm nicht die Hauptstadt des geeinigten Reichs, sondern der große Handelsplatz der Nordsee: Hamburg. Das Volk spricht das norddeutsche Platt und besteht aus den Mitgliedern jener Berufszweige, die die Nähe des Meeres herausbildet. Kommt in die engen Verhältnisse der kleineren Seestadt ein Bürger der großen Welt, so ist er eine auffallende Erscheinung, die angestaunt, auch angefeindet wird. Der Schiffer, der Fischer, der ehrliche wie der betrügerische Kaufmann, der Arzt, der Anwalt, der Lehrer der Kleinstadt — sie sind die vornehmsten Träger der Handlung in den Heiberg'schen Erzählungen. Erst in jüngerer Zeit hat Heiberg den Schauplatz seiner Romane und Novellen nach Berlin verlegt, und wenn man auch im Allgemeinen in dem Treiben der Großstadt, in den guten und schlechten Charakteren, die sie entwickelt, in den Lebenskämpfen, die sie gebiert, ein größeres und höher erregendes Material für die dichterische Darstellung finden wird, so muß man doch das Leben bescheidenerer Verhältnisse als das angemessene Gebiet einer schaffenden Kraft erachten, wenn diese sich mit jenen wahlverwandt erweist. Und dies gilt von Hermann Heiberg. Er kennt nichts so genau, wie diese Verhältnisse, weil er, wenn man so sagen darf, mit seiner Jugendliebe an ihnen hängt, vielleicht auch, weil das, was man mit der lebhafteren Ein-

drucksfähigkeit des früheren Lebensalters in sich aufgenommen hat, sich leichter der schaffenden Phantasie fügt und dem bildenden Verstande unterordnet.

Eine Betrachtung der hervorragendsten Werke Heibergs wird das bestätigen.*) Wir schließen uns nur der allgemeinen Stimme an, wenn wir den „Apotheker Heinrich" als sein reifstes Erzeugniß hinstellen. „Apotheker Heinrich" versetzt uns in eine Kleinstadt im hohen Norden Deutschlands, führt aber Ereignisse vor, wie sie wohl in den meisten kleineren Städten des Reichs mit geringer Veränderung sich ereignen könnten, entrollt uns Fehler und Vorzüge, wie sie im Wesentlichen auch der Großstadt nicht fremd sind. Daß ein Elternpaar auf die Entschließung einer Tochter einwirkt, um durch die Heirath ein auskömmliches Dasein zu sichern, auch wenn ihr Herz nicht an dem Manne hängt, der ihr die Bürgschaft für die Zukunft geben soll, auch wenn sie in der Blüthe ihrer Mädchenjahre, er am Ende des heirathsfähigen Mannesalters steht, daß dieser Mann, eine selbstsüchtige, herschbegierige Natur, sein junges Weib so lange quält und martert, bis sie den Tod sucht — all dieses kann überall geschehen, ist zu allen Zeiten geschehen. Aber wie diese Dinge sich abspielen, wie die Eigenheiten dieser Menschen, ihre Mängel oder Tugenden sich entwickeln wird erklärlicher, anschaulicher, unmittelbarer durch die Verhältnisse der Kleinstadt. Apotheker Heinrich ist ein scharfdenkender, seiner unbedeutenden Umgebung geistig weitaus überlegener Mann. Klar berechnend in allen Dingen des praktischen Lebens und zu dem spöttischen Witze befähigt, der gern auf Kosten des Nebenmenschen sein Licht leuchten läßt. Sein Wunsch, Dora zu besitzen, entspringt nicht der reinen Neigung des Herzens, sondern dem Stolze, dasjenige Mädchen sein eigen zu nennen, das den allgemeinen Beifall hat, um das sich viele im Wettbewerbe befinden. Und da es der Zufall fügt, daß Doras Eltern der Hülfe des seit Jahren ihrem Hause befreundeten Apothekers bedürfen, so leistet er diese als Gegengabe für die Hand der Tochter. Dora hat Heinrich stets als eine überlegene Persönlichkeit geachtet, sie hat wohl auch einmal geglaubt, daß sie eine tiefere Neigung für ihn empfinde. Aber gerade in dem Augenblick, da die Eltern ihr Mittheilung machen von der Werbung Heinrichs, ist sie in ihren Gedanken mit einem anderen beschäftigt und will die Werbung zurückweisen. Sie unterliegt aber dem Einreden der Eltern und nimmt ihnen zu Liebe die Werbung Heinrichs an. Nun ihres Besitzes sicher zeigt dieser deutlich seine niedere Gesinnung. Herrschen will er im Hause, unbedingt, herrschen auch über das junge Wesen, das sein Lebensglück in seine

*) Heibergs Werke erschienen unter folgenden Titeln: Ernsthafte Geschichten. — Ausgetobt. — Aus den Papieren der Herzogin von Seeland. — Die goldene Schlange. — Acht Novellen. — Apotheker Heinrich. — Neue Novellen. — Eine vornehme Frau. — Esther's Ehe. — Der Januskopf. — Ein Weib. — Menschen untereinander.

Hand gelegt hat und für deſſen noch unentwickelte große Eigenſchaften er kein Verſtändniß hat. Aus dieſem Gegenſatz der Charaktere und aus dem Verhältniß, welches ſich durch die Hülfeleiſtung des Apothekers zwiſchen dieſem und Doras Eltern geſtaltet hat, entwickeln ſich die Lebenskämpfe Doras, die zu dem tragiſchen Ende des Selbſtmords führen. Und doch ſchwebt über der Erzählung, deren weſentlichen Beſtandtheil das Leben Heinrichs und Doras bildet, ein ſonniger Humor, der zeitweiſe ſogar zur Satire wird; denn neben der Haupthandlung laufen die alltäglichen Begebniſſe der Kleinſtadt einher, und in die Beziehungen Heinrichs und Doras ſind eine Anzahl von Perſonen hineinverwebt, die die verſchiedenen Berufszweige des kleinen Orts vertreten, und die in Denken und Handeln ganz die Kinder beſchränkter Verhältniſſe ſind. Wenn nun auch dieſe Schilderung der Kleinſtadt mit vollendeter Meiſterſchaft entworfen iſt, ſo hat ſich doch der Dichter in ſeinem Beſtreben, ein in allen ſeinen Theilen vollkommenes Bild zu geben, von der Haupthandlung häufig ſo weit abführen laſſen, daß die Geſchloſſenheit der Erzählung einen Bruch bekommen hat. Die Werbung des Proviſors Tibertius um die Tochter des verſtorbenen Prahmführers und der verwittweten „Frau Kapitän“ lenkt im zweiten Drittel des Buchs die Aufmerkſamkeit von der Haupthandlung zu weit ab. Der Dichter wollte offenbar durch die Gegenüberſtellung der beiden Paare eine beſondere Wirkung hervorrufen, aber das iſt ihm nur auf Koſten der Compoſition gelungen.

Strenger in Bau und Gliederung ſind Heibergs kleinere Erzählungen. Ob er wie in „Mutje Laßen“ den Selbſtmord eines kleinen Schiffermädchens ſchildert, dem der Geliebte untreu geworden, ob wie in den duftigen Erzählungen „Von plattdeutſcher Erde“ und „Aus dem Fiſcherhaus“ die Ausdauer treuer Liebe in zwei Geſtalten aus dem Volke vorgeführt wird, ob er in „Uns Korl“ den Tod eines kleinen Knaben und ſeine niederſchmetternde Wirkung auf das Leben eines greiſen Elternpaars aus dem Handwerkerſtande, ob er endlich uns in „Hinter der Düne“ eine Scene vorführt, in welcher der Blitz den Vater auf dem Felde erſchlägt und der durch denſelben Funken erzeugte Brand der kleinen einſamen Fiſcherhütte das zurückbleibende Kind tödtet — überall zeigt ſich die ſchärfſte Beobachtung der Menſchen wie der Natur an den Küſtenſtrichen unſeres Vaterlands und eine Darſtellungsgabe, der gerade für dieſe Motive beſondere Farben zur Verfügung ſtehen. In den engen Grenzen einer Skizze hält ſich auch „Eine Geſchichte“, vier Briefe, welche in die Lebensumſtände zweier Schweſtern hineinblicken laſſen, von welchen die eine, vom Glück begünſtigt, in Reichthum und Genuß lebt, indeß die andere, deren moraliſcher Werth ein ungleich höherer iſt, in der Sorge um das tägliche Brot ihre Geſundheit einbüßt und in frühen Jahren dahinſtirbt.

Die Studien zur Schilderung dieſer Verhältniſſe aus der höheren Geſellſchaft hat Heiberg offenbar in ſpäteren Jahren gemacht und wenn

wir auch, wie wir schon oben andeuteten, als sein mit besonderem Glück gepflegtes Sondergebiet die Erzählung aus der Kleinstadt und aus dem Leben der unteren Gesellschaftsschichten bezeichneten, so hat sein Schaffen auf dem jüngeren Gebiet doch auch schon reife Früchte gezeitigt. „Inés" ist durch die Darstellung des Frauencharakters ausgezeichnet. Daß sich die Lösung eines schweren Conflicts zwischen Vater und Tochter durch eine nicht ganz natürlich zu begreifende Malerphantasie ergiebt, widerspricht ein wenig dem ganzen Ton und der Stimmung der Novelle. „Emmy Genze" und „Ulrike Behrens" erscheinen uns als die vollendetsten von Heibergs Novellen. In „Emmy Genze" wird ein Mädchen geschildert, das nach der traditionellen Auffassung fehlt und unter die Gesellschaft herabsinkt, das aber durch ihre rein erhaltenen trefflichen Eigenschaften die Liebe eines Mannes gewinnt, welche die Aussicht auf eine glückliche Ehe mit ihm gewährt. Eine weniger grelle Farbengebung bei der Schilderung der Katastrophe in Emmy's Wohnung und in Emmy's Zwiegespräch mit dem Erzähler im Thiergarten hätten der Erzählung, die häufig das Unwahrscheinliche streift, noch größere Wahrheit gegeben. Man zweifelt fast daran, daß ihre gute Natur unberührt geblieben sein soll, wenn man sie wie eine verlorene Dirne sprechen hört und glaubt sich bei der Darstellung der erwähnten Katastrophe bisweilen aus dem Miethsstübchen der Residenz in eine phantastische Umgebung fortgetragen. In „Ulrike Behrens" ist im Gegensatz zu Emmy Genze ein nach den hergebrachten Anschauungen zwar reines, nach ihren Charaktereigenschaften jedoch verwerfliches Weib gezeichnet, das in das stille Leben zweier Menschen eindringt, um es für die Dauer zu vergiften. Sowohl die genußsüchtige, herzlose Ulrike, wie das Ehepaar in dessen Haus sie tritt: die gütige milde Frau und ihr um viele Jahre jüngerer Gatte sind in ihrer Gegenüberstellung meisterhaft ersonnen und mit großer Kunst charakterisirt. Das geheimnißvolle Schloß auf der Anhöhe und das geräuschvolle Genußleben in der Weltstadt führen ebenfalls zu einer eindrucksvollen Contrastwirkung. Hier Jugend, dort herannahendes Greisenalter, hier Zurückgezogenheit, Gleichmäßigkeit, Eintönigkeit, dort Leben, Heiterkeit, Mannigfaltigkeit — und aus dem Vergleich des einen mit dem andern entspricht, genährt durch die berechnende Coquetterie des jungen Weibes, der Wankelmuth eines gutgearteten Mannes und der jähe Zusammensturz eines stillen Glücks. Erfaßt man unmittelbar den Grundgedanken dieser beiden Novellen ohne eine besondere Tendenz in ihnen zu suchen, so dringt man zu dem Kerne der dichterischen Persönlichkeit Heibergs durch, die aus der Menschenliebe ihre Schaffensantriebe zieht und aus der heiteren Sonnigkeit des Gemüths Licht und Farbe entnimmt.

Dieses Wesen des Dichters spricht sich in keinem Werke besser aus, als in „Ausgetobt". „Ausgetobt" ist kein Roman, keine Novelle, es ist überhaupt keine geschlossene Erzählung. Es ist ein Bilderbuch, reich an

mannigfaltigen Bildern, eine Sammlung von Weisheits- und Erfahrungssätzen, wie sie nur ein guter und kluger Mensch zusammenbringen kann. Nur ein einziger verbindender Faden hält diese Perlenschnur zusammen: das ist die Persönlichkeit des Erzählers selbst. „Ausgetobt" schildert einen Ausschnitt aus den Jugendjahren des heranwachsenden Mannes, mit allen Erlebnissen, mit allem Freud und Leid des erregbaren Jünglingsherzens. Es ist ein köstliches Buch, das vielleicht noch nicht die Schätzung erfahren hat, die es verdient. Hier wird die mangelnde Composition nicht fühlbar. Die lockere Aneinanderreihung der Geschehnisse, die Betrachtungen, die sich aus ihnen ergeben machen das Wesen des Werkes aus, sie bilden, um an ein oben gebrauchtes Bild anzuknüpfen eine Schnur von Perlen, die in ihrer losen Aneinanderreihung dem Dichter alles Mögliche zu berühren gestatten und eben darin (aber auch nur darin) an die Plaudereien der Herzogin von Seeland erinnern. In „Ausgetobt" zeigen sich alle Fähigkeiten Hermann Heibergs in höherem Grade; die Fähigkeit der Charakteristik an vielen Gestalten der kleinen und großen Welt, die Fähigkeit der Natur- und Ortsschilderung der verschiedensten Gegenden, in Stadt und Land, seine humorvolle, heitere Weltbetrachtung. Denn er ist trotz den Erfahrungen des Lebens der sonnigen Betrachtung desselben treu geblieben. Wie man die leitende Idee aller seiner Werke in die Worte zusammenfassen könnte: des Lebens Glück beruht in der Entwickelung aller uns von der Natur geschenkten guten Eigenschaften, mit dem Bestreben, uns und andere glücklich zu machen — so belebt auch den Dichter selbst eine unverwüstliche optimistische Weltauffassung. Alle Tage seines Lebens nennt er wunderschöne; „die kalten, frierenden, die sich hineindrängten, haben mich die sonnigen mit all ihrem Vogelsang und ihrer stillen oder jauchzenden Freude doppelt genießen lassen. Ich habe jene wie Pagen betrachtet, die in verdeckten Körben die unaufgebrochenen Blumenknospen trugen, welche morgen in leuchtender Pracht aufblühen werden, um meinen Lebenstisch zu zieren. Ich kann sie nicht entbehren, wie ich die Nacht nicht missen kann, die mich nur deshalb in ihre dunkle Schleier hüllt, damit ich den neu gewonnenen Tag mit um so größerer Wonne begrüße und in seinen Freuden mit erhöhter Genußfähigkeit schwelge." — Das ist die Stimmung, deren der Schaffende bedarf, wenn seine Kraft nicht erlahmen soll; es ist die rechte Stimmung für einen Dichter der spät begonnen, darum aber auch hoffentlich einen um so längeren Weg noch vor sich hat.

Die Frau ein Mann, der Mann ein Weib.*)

Von

Friedrich Uhl.

— Wien. —

I.

Die Herzogin, nachmals Kurfürstin Sophie von Hannover war eine der hervorragendsten Frauen des 17. Jahrhunderts. „Ich lüge nie!" konnte sie mit Recht von sich sagen. Die Wahrhaftigkeit ihres Wesens drückte sich aber Anderen gegenüber nicht in verletzender Weise aus; sie ließ sich vielmehr von verständiger Besonnenheit leiten und sagte von dem, was sie dachte und empfand, nur, was ihr zweckmäßig und nützlich erschien. Sie hatte in der Schule des Lebens gelernt zu reden und zu schweigen. Als Kind trieb sie tausend lustige Eulenspiegeleien, als Frau machte sie von den Waffen des Witzes und der überlegenen Laune nur dann Gebrauch, wenn sie herausgefordert wurde. Sie sprach gut und schrieb auch gut; zwar unorthographisch aber geistreich. Sie hatte ein sehr scharfes Auge für fremde Schwächen und Fehler und durfte sich um so mehr über dieselben lustig machen, als sie viele ihrer Zeitgenossen an Charakterstärke übertraf. Sie hatte große Reisen gemacht und fast alle Länder und Mächtigen Europas kennen gelernt.

Prinzessin Sophie wurde am 14. October 1630 im Haag geboren. Sie war die Tochter Friedrich V., Pfalzgrafen bei Rhein, der kurze Zeit hindurch König von Böhmen gewesen und Elisabeths, der Tochter Jakob I. von England. Ihre Eltern hatten sich, nachdem sie ihr Land verloren, nach Holland geflüchtet. Sie waren mit so großem Kindersegen erfreut

*) Auf Grundlage der Memoiren der Kurfürstin Sophie von Hannover.

worden, daß sie nicht mehr wußten, welcher Name den Letztgekommenen gegeben werden sollte. Beim zwölften Kinde, einer Tochter, ließ man das Loos entscheiden, und so erhielt die zukünftige Kurfürstin von Hannover den Namen Sophie. In ihrer Jugend wurde Prinzessin Sophie nicht sehr beachtet. Sie war klein und mager, allein, aus der unscheinbaren Prinzessin wurde später eine schöne Dame, mit hellbraunem, natürlich gelocktem Haare und einem Gesicht, das immer aufgeweckt und heiter schien. Die Prinzessin war schön gewachsen und hielt sich königlich. Ihrem Wahlspruche: „Immer wahr!" konnte die Herzogin hinzufügen: „und immer heiter." Die gute Laune, sagte sie, erhält die Gesundheit, und die Gesundheit erhält das Leben, an dem ich hänge.

Nichtsdestoweniger war es für die Herzogin sehr schwer, immer guter Laune zu bleiben. Sie hätte es verdient, glücklich zu sein, allein, nur zu oft setzten trübe Stunden, unglückliche Ereignisse, Vernachlässigung und Mißachtung von Seite des Gemahls ihre heitere Lebensanschauung hart auf die Probe. Sie sollte zuerst den Herzog Georg Wilhelm von Hannover heirathen; doch dieser trat von der Bewerbung mit der Erklärung zurück, daß er von seinem Vorsatze, eine Ehe zu schließen wieder abgekommen sei und den festen Willen habe, sich nie zu vermählen. Er bat, man möge die Hand der Prinzessin seinem jüngeren Bruder Ernst August geben. Prinzessin Sophie erklärte sich bereit dazu. Ihre Ehe war mit Kindern gesegnet, welche die Herzogin mit Liebe und Sorgfalt erzog. Gewiß hätte sie ihren Gemahl beglückt, aber er war eifersüchtig und ungetreu, zwei Eigenschaften, die sich beim Manne öfter vereint vorfinden, als man glaubt. Die Herzogin machte dem Gatten keine Vorwürfe und verrieth auch nicht durch Thränen ihr Leid. Das Glück ihres Hauses, das Glück ihrer Kinder zu begründen, war ihre Hauptsorge.

Ihr Gemahl hatte eine Leidenschaft für das Reisen und hielt sich Jahre hindurch in Italien auf. Während der Zeit seiner Abwesenheit erwachte in dem älteren Bruder Georg Wilhelm Reue über das Versprechen, welches er vor der Vermählung Ernst Augusts gemacht hatte. Georg Wilhelm war in das Netz einer abenteuerlichen Französin, Eleonore von Olbreuse gerathen, die nach und nach volle Macht über ihn erlangt hatte. Trotzdem die Herzogin Sophie sich alle Mühe gab, einer Heirath zwischen Georg Wilhelm und dem Fräulein von Olbreuse Widerstand zu leisten, konnte sie dieselbe doch nicht verhindern. Sie entschloß sich daher, die Hand im Spiele zu haben und so viel als möglich für ihr Haus und ihre Familie zu retten. Das gelang ihr auch, aber erst nach unzähligen Kämpfen.

Um Waffen gegen die Gemahlin des Herzogs Georg Wilhelm aufzutreiben, wollte sie vor Allem in den Besitz von Briefen gelangen, welche sich in den Händen des Herzogs Philipp von Orleans befanden, des Bruders Ludwig XIV., welcher mit Charlotte Elisabeth von Baiern,

einer Nichte der Herzogin Sophie, verheirathet war. Durch diese Briefe gedachte sie das ehemalige Fräulein von Olbreuse einzuschüchtern und mit der Veröffentlichung derselben zu drohen, wenn die Dame nicht aufhören sollte, immer neue Ansprüche zu stellen, kaum daß die alten erfüllt waren. Die Herzogin Sophie unternahm zu diesem Zweck eine Reise nach Paris. Sie hatte ihren Wunsch, die Briefe zu besitzen, dem Herzog von Orleans in einem vertraulichen Schreiben mitgetheilt, jedoch eine ausweichende Antwort erhalten. Sie wußte also, daß ihre Aufgabe, die Correspondenz von Monsieur, dem Bruder des Königs Ludwig XIV., zu erhalten, eine schwierige sei und machte sich auf einen Kampf gefaßt; nöthigenfalls hoffte sie in ihrer Nichte Charlotte Elisabeth und ihrer Schwester, der Aebtissin von Maubuisson, Bundesgenossinnen zu finden. Wie dieser Kampf aber geführt werden sollte, war ihr noch nicht klar und so machte sie die Wahl der Mittel von den Umständen abhängig.

II.

Sie unternahm mit ihrer Tochter die Reise im Jahre 1679. Die Abtei von Maubuisson befand sich zwei Meilen von Paris entfernt. Am 22. August langte die Herzogin Sophie in Maubuisson an. Sie und ihr Gefolge trugen Reisekleider und geriethen deshalb in Verlegenheit, als sie bei ihrer Ankunft erfuhren, daß der Herzog von Orleans mit seiner Gemahlin und deren Tochter sie erwarteten. Als die Fürstin die Abtei betrat, eilten ihr die Herzogin von Orleans und deren Tochter, so rasch sie konnten, entgegen. Die kleine wohlbeleibte Herzogin weinte vor Freude, umarmte die Herzogin Sophie und wollte sie nicht von ihrer Seite lassen. Hierauf ergriff sie ihren Arm und schritt mit ihr bis zur Pforte der Abtei, wo sich Monsieur, der Herzog von Orleans und die Schwester der Herzogin Sophie, die Aebtissin, befanden. Monsieur begrüßte die Herzogin mit so großer Innigkeit, als ob er sie sein ganzes Leben lang gekannt hätte. Dann begab sich die ganze Gesellschaft in den Sprechsaal. Der Herzog von Orleans ließ die Herzogin kaum zu Worte kommen. Er lud sie ein, womöglich sogleich mit ihm nach Paris zu fahren, um die Vorbereitungen zur Hochzeit seiner Tochter, welche den König von Spanien, Karl II. heirathen sollte, in Augenschein zu nehmen. Er fand nicht genug Worte, die Pracht und den Reichthum der Hochzeitgeschenke zu schildern, welche im Palais Royal zur Ansicht ausgestellt waren. Die Herzogin bat, ihr zu erlauben, einige Tage mit ihrer Schwester zubringen und ihr Incognito aufrecht erhalten zu dürfen. Monsieur aber bestand darauf, daß sie baldigst nach Paris komme und ihr Recht auf einen ihrer Würde angemessenen Empfang geltend mache. Die Herzoginnen von Savoyen und Lothringen hätten in einem ähnlichen Falle die ihnen gebührenden Ehren nicht zurückgewiesen und doch ihr Incognito aufrecht erhalten. Die Herzogin brauche nur, wenn sie das Palais Royal betrete, eine schwarze Schärpe umzubinden,

und ſie werde unerkannt bleiben. Monſieur überſchüttete ſie mit einer Fülle von Einzelheiten über die Etiquette, über den Rang, welcher der Herzogin bei den öffentlichen Feſten zuſtehe, und er kam dabei immer wieder auf die reiche Ausſtattung zurück, die ſeine Tochter erhalte.

Die Herzogin ſchwieg zu allen dieſen Reden, faßte den Herzog ab und zu ſcharf in das Auge und ſeufzte, nachdem er ſich erhoben und Abſchied genommen hatte. Sie würde größeres Vertrauen in das Gelingen ihrer Aufgabe geſetzt haben, wenn ſie in dem Herzoge einen Mann gefunden hätte, der knapp und kurz, vornehm und ſtolz ſich ihr gegenüber verhielte; ſein nur äußerlichen Dingen zugewendetes Weſen trübte ihre Ausſichten. Sie hätte hoffen können, ihn von der Gerechtigkeit ihrer Anſprüche zu überzeugen und nöthigenfalls von dem Verwandten erbeten, was ſie von dem Herzoge nicht erlangen konnte. Was ſollte ſie aber einem Manne gegenüber beginnen, der ſie kaum zu Worte kommen ließ, und wenn ſie ſprach, kaum anhörte! Weder die Liebe ihrer Schweſter, noch die zuthunliche Herzlichkeit ihrer Nichte, der Herzogin, welche in dem Kloſter zurückgeblieben war, um der Tante Geſellſchaft zu leiſten, vermochten die Sorgen von ihrer Stirne zu verſcheuchen. Die Nacht, die ſie in dem ſtillen Kloſter zubrachte, war nichts weniger als friedlich, ſie war kummerſchwer und ſchlaflos.

Der Herzog und die Prinzeſſin waren nach Paris zurückgekehrt, um alle Anſtalten zu treffen, damit die Herzogin Sophie ihrem Range entſprechend empfangen werde. Am nächſten Tage nach dem Diner trat die Herzogin Sophie mit Madame und deren Gefolge die Reiſe nach Paris an. Die Pferde der Herzogin von Orleans ſchlugen einen ſehr langſamen Gang ein. Madame rief ihnen in ihrer geraden, deutſchen Weiſe fortwährend „Vorwärts! Vorwärts!“ zu; allein, die Thiere waren nicht zu bewegen, ein ſchnelleres Tempo zu nehmen. Die Herzogin Sophie begann Frankreich und den franzöſiſchen Hof in einem eigenthümlichen Lichte zu ſehen. Welche Begriffe hatte ſie ſich von der Feinheit und Vornehmheit der höchſten Kreiſe gemacht und wie war von Allem das Gegentheil bisher eingetreten! Nun, vielleicht iſt der König Ludwig XIV. anders, dachte die Herzogin. Sie fragte lächelnd Madame, wie es komme, daß ſie auf der Reiſe ſo ſchlecht bedient werde, und dieſe antwortete ärgerlich: ihr Gemahl ſei von ſeiner Dienerſchaft in früherer Zeit ſo ſehr betrogen worden, daß er es vorgezogen habe, dem Stallmeiſter jährlich eine beſtimmte Summe zu geben, damit dieſer die Equipagen liefere. Da es nun in ſeinem Vortheile gelegen ſei, daß die Pferde geſchont würden, ſo hätten die Kutſcher den ſtrengen Auftrag, ſie nicht im Geringſten anzuſtrengen.

Der Zug kam trotz der Langſamkeit der ſchwerfälligen Renner endlich doch im Palais Royal an, wo die Herzogin von den Geſellſchaftsdamen und der Dienerſchaft empfangen wurde. Madame begab ſich in die Appartements ihrer Kinder und die Herzogin, geleitet von den Damen, welche

ſie empfangen hatten, in die Räume Monſieurs. Die Herzogin Sophie dankte dem Herzoge von Orleans für den freundlichen Empfang, doch kaum hatte ſie einige Worte geſprochen, ſo fiel ihr dieſer in die Rede und ſagte, er ſei ſehr erfreut, ſeine erlauchte Verwandte in Paris begrüßen zu können. Er habe das Diner für ſie und ſich bei ſeinem Lieblinge, dem ebenfalls im Palais Royal wohnenden Ritter Philipp von Lorraine-Armagnac ſerviren laſſen und hoffe, es werde dem Geſchmacke der Herzogin in jeder Weiſe entſprechen.

Die Herzogin war überraſcht, daß Monſieur das Diner bei einem ihr noch fremden Herrn ſerviren laſſe. Es war dies eine ihrer Heimat ganz fremde Art, Gäſte zum erſten Male zu bewirthen; ſie hielt einige Augenblicke lang inne, ehe ſie dem Herzoge ſagte, ſie danke vielmals für ſeine Aufmerkſamkeit, aber die Herzogin und ſie ſelbſt hätten bereits in Maubouiſſon dinirt.

Ein Schatten von Unmuth flog über die Stirne des Herzogs, und er ſuchte denſelben auch nicht zu verbergen. Er bedauerte, daß die Herzogin die Einladung nicht annehme und begab ſich mit der Prinzeſſin zu Tiſche. Madame und die Herzogin folgten in die Empfangs-Räume des Herrn von Armagnac und plauderten oder betrachteten die ſchönen Gemälde, welche in den glänzenden Salons aufgeſtellt waren.

Monſieur ſchien trotz des leichten Unmuths an den Freuden der Tafel Wohlgefallen gefunden zu haben, denn als das Diner beendet war und er wieder zur Herzogin Sophie trat, war ſeine üble Laune verflogen. Er reichte ihr den Arm und führte ſie nach einer Galerie, in welcher die prachtvolle Hochzeitsausſtattung der Prinzeſſin, ſeiner Tochter, ausgeſtellt war. Die Herzogin gab ſich Mühe auf die Liebhabereien des Herzogs, welche ſie bereits kannte, einzugehen. Er ſchätzte nichts ſo ſehr als prachtvolle Anzüge und reichen Schmuck, er verſtand ſich auf Kleiderſchnitt und Zier beſſer als alle Schneider und hätte er noch Geſchmack beſeſſen, ſo wäre die Mode jener Zeit, welche er angab, nicht blos prächtig, ſondern auch ſchön geweſen. Er führte die Herzogin ſo lange umher, bis dieſe ermüdet war; aber trotzdem ließ ſie, um nicht die üble Laune des Herzogs von Neuem hervorzurufen, die Erſchöpfung nicht merken. Zum Schluſſe zeigte ihr Monſieur das Prachtſtück der Ausſtattung, eine Toilette, die ſo reich vergoldet war, daß die Herzogin glaubte, dieſelbe wäre aus purem Golde. Er ſah mit Vergnügen, daß ſie der Herzogin gefalle, und ſeine Wangen rötheten ſich, als ſie ihren Irrthum das ſchöne Toilettenſtück für aus Gold verfertigt angeſehen zu haben, ihm mittheilte. Nun glaubte die Herzogin, daß dieſer Spaziergang zwiſchen Stoffen, Bändern, Kleidern, Mänteln, Hüten, Schuhen, Strümpfen und Wäſchſtücken aller Art zu Ende ſei. Allein, der Herzog ſprach zu ihr: „Da Sie ſo viel Sinn für das Schöne an den Tag legen, ſo will ich Ihnen noch eine große Freude bereiten.“ Darauf reichte er ihr den Arm und geleitete ſie in ein kleines Zimmer,

in welchem auf Tischen und in Kästen eine große Menge Schmuck funkelte. Es war der Juwelenschatz des Herzogs und dabei der Schmuck, den er seiner Tochter zur Vermählung schenken wollte. Wohin man sah, gab es Diamanten, Rubine, Saphire und Perlen von großem Werthe.

Die Herzogin, deren Sinn von ganz anderen Sorgen erfüllt war, zwang sich an den Steinen Gefallen zu finden. Was hätte sie, eine Lüge ausgenommen, nicht Alles gethan, um sich dem Herzog von Orleans gegenüber gefällig zu zeigen! Schon wollte sie einige Worte, die den Zweck ihrer Reise nach Paris angedeutet hätten, an den Herzog richten, aber dieser fiel ihr abermals in das Wort und sagte: „da Eure Hoheit so großen Gefallen an diesem Schmucke finden, so müssen Sie mir erlauben, Ihnen zu gestehen, daß die Fassung fast aller dieser Stücke nicht nur nach meinen Angaben erfolgt ist, sondern daß ich eigenhändig mehrere derselben zusammengesetzt habe. Sie sehen, ich bin nicht ganz ungeschickt und nicht ganz ohne Geschmack. Wenn Sie mir deshalb Ihren Schmuck anvertrauen wollen, so werde ich Sorge tragen, daß er in derselben Art, die ich für diese Stücke angegeben habe, in kürzester Zeit umgestaltet werde."

Die Herzogin dankte artig, aber sie war so ermüdet durch die Beschwerden der langen Reise und von alledem, was sie seit zwei Stunden im Palais Royal gesehen, daß sie sich kaum mehr aufrecht halten konnte. Sie wollte sich empfehlen, da theilte ihr der Herzog mit, daß sein Bruder, der König ihn beauftragt habe, der Herzogin zu sagen, es würde ihn freuen, sie zu sehen. Er lade sie deshalb nach Fontainebleau ein, wo die Hochzeitsfeierlichkeiten der Tochter des Herzogs von Orleans stattfinden würden und habe Sorge getragen, daß die Herzogin im königlichen Schlosse wohnen könne. Die Herzogin Sophie dankte warm, denn es freute sie, daß sie Gelegenheit finden werde, den prachtvollen Festen beizuwohnen und glaubte sich nun entfernen zu dürfen. Der Herzog war jedoch mit seinen Mittheilungen noch nicht zu Ende. Er schien zu besorgen, daß die Herzogin in Fontainebleau gar zu sehr von den Gästen des Hofes abstechen könnte und fragte deshalb, welche Kleider sie zu dem Feste wählen werde, aus welchen Stoffen dieselbe bestünden u. s. w., ein Gespräch, welches von dem Herzoge so sehr bis in alle Einzelheiten geführt wurde, daß die Herzogin Sophie, als sie endlich Abschied nehmen konnte, einer Ohnmacht nahe war. Todtmüde langte sie in Maubuisson bei ihrer Schwester an. Bald aber gewann sie die Frische ihres Geistes wieder und machte sich mit der Aebtissin über die Kleinlichkeit der großen Welt auf dem kleinen Erdenrunde lustig.

III.

Nach dreitägigem Aufenthalte in Maubuisson begab sich die Herzogin Sophie nach Paris, wo sie in dem Hause einer befreundeten Dame wohnte. Kurz nachdem sie angelangt war, stellte sich ihr eine kleine Armee von

Schneidern und Schneiderinnen vor, welche der Herzog von Orleans gesendet hatte, damit diese die Toilette der Herzogin nach der neuesten französischen Mode herstellen. Die Herzogin ließ diese Kleiderkünstler willig gewähren und that ganz nach dem Willen Monsieurs. In einigen Tagen waren die Kunstwerke sämmtlich vollendet, und die Herzogin begab sich am 30. August 1679 mit ihrer Tochter und dem Gefolge nach Fontainebleau. Sie hatte kaum Zeit, Madame, ihre Nichte, zu begrüßen und mit ihr einige Worte zu wechseln, denn Monsieur, der zugegen war, reichte ihr sofort den Arm und führte sie in ein kleines Cabinet, um ihr einen prachtvollen Leibrock zu zeigen, welchen er bei der Hochzeit seiner Tochter tragen wollte und den er eben mit Diamanten besetzen ließ. Hierauf geleitete er sie in die Wohnung, die er ihr angewiesen und entschuldigte sich, daß dieselbe nicht größer und schöner wäre, da Madame von Montespan das schönste Appartement in Beschlag genommen habe. Indessen, fügte der Herzog hinzu, wenn die Herzogin ihr Incognito wahren wolle, so stehe diese Wohnung in Uebereinstimmung mit dem Auftreten, das sie sich vorgeschrieben habe.

Die Herzogin unterdrückte den Unmuth, der in ihr emporstieg, denn die Räume, welche man ihr zugetheilt hatte, waren in der That mehr als unzureichend. Sie bestanden aus zwei kleinen Zimmern für die Herzogin, ihre Tochter, zwei Damen ihrer Begleitung und die weibliche Dienerschaft. Das wäre also der glänzende Hof Ludwig XIV. dachte sie bei sich. Nun vielleicht würde der König, dessen Glanz und Größe überall so sehr gefeiert werde, ihr einen anderen Begriff von der Herrlichkeit des französischen Hofes beibringen.

Der Herzog von Orleans fragte die Herzogin, ob sie bei der im großen Empfangssaale stattfindenden Trauungs-Ceremonie seiner Tochter mit dem Könige von Spanien zugegen zu sein wünsche. Die Herzogin nahm mit Vergnügen die Einladung an und begab sich, von einigen Cavalieren geleitet, in den Saal.

König Ludwig XIV. und die Königin, alle Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt saßen rund um einen großen Tisch. Die Hochzeits-Pacte wurden vorgelesen, von dem Könige und der Königin, wie auch von allen anwesenden Prinzen und Prinzessinnen unterzeichnet. Selbst die Kinder der La Valliere und Montespan unterzeichneten die Schriftstücke. Für den König von Spanien, welcher sich durch seinen Gesandten vertreten ließ, unterzeichnete dieser: Herzog de los Balbasos. Dies Alles wurde unter zahlreichen Verbeugungen vollzogen, welche die Schönheit der Ceremonie bildeten. Die Herzogin wollte sich entfernen, aber der Herzog von Orleans trat rasch an sie heran und sagte: „Sie dürfen sich noch nicht fortbegeben, verehrte Cousine, der Hauptmoment kömmt jetzt!“

Dieser Hauptmoment bestand darin, daß sämmtliche Prinzessinnen eine

nach der anderen, ſich an dem Könige und der Königin vorbeibewegten und tiefe Reverenzen machten.

Als der Zug vorüber war, erhob ſich die Königin, machte ebenfalls eine große Reverenz und entfernte ſich.

König Ludwig XIV. wandte ſich nun gegen die Herzogin Sophie von Hannover, machte eine leichte Verbeugung und ſagte ihr, daß er für das Haus Braunſchweig, beſonders aber für ihren herzoglichen Gemahl hohe Achtung empfinde und daß es ihn freuen werde, dieſelbe bei jeder Gelegenheit an den Tag zu legen. Er fügte bei, daß der Herzog von Orleans und deſſen Gemahlin die Herzogin Sophie wahrhaft liebten und daß es ihn freue, dies ſelbſt der Herzogin ſagen zu können. Er wiſſe ſehr wohl, daß hier nicht der Ort ſei, wo er ſie eigentlich zuerſt begrüßen ſollte, daß aber die Vorbereitungen zur Hochzeit ihn zu ſehr in Anſpruch genommen hätten, um die Herzogin bis jetzt aufſuchen zu können.

Ohne eine Antwort abzuwarten, grüßte er die Herzogin und entfernte ſich.

Hierauf begab ſich die Herzogin Sophie zur Theatervorſtellung. Ihr Incognito wurde wie gewöhnlich bei ſolchen Gelegenheiten nicht ſehr ſorgſam gewahrt, denn die Diener, welche ihr vorangingen, riefen fortwährend: „Raum für Frau von Osnabrück!“ Indeſſen war der Platz den man ihr eingeräumt hatte, ihrem Incognito vollſtändig entſprechend. Man hatte ihr ſeitwärts, ziemlich entfernt von dem Könige und dem königlichen Hauſe einen Fauteuil angewieſen, während der Hof der Bühne gegenüber ſaß. Die Herzogin ſah ſo intereſſante Geſtalten vor ſich, daß ſie der Comödie ſelbſt nur geringe Aufmerkſamkeit ſchenkte. Fräulein von Fontange, die Freundin des Königs, ſaß in der Nähe der Thüre, um ihres geſegneten Zuſtandes wegen den Saal ſogleich verlaſſen zu können, wenn ein Unwohlſein ſie befallen ſollte. Der Saal war aber auch ſo überfüllt und die Hitze ſo groß, daß die Herzogin zu ihrer Begleitung ſagte: Am Hofe von Frankreich muß man wohl das Vergnügen mit dem Leben erkaufen. Während der Vorſtellung wurde zur Erfriſchung Limonade gereicht, und als die Herzogin ein Glas dieſes kühlenden Getränkes verlangte, riefen die Diener laut: „Frau von Osnabrück begehrt zu trinken!“

Die Herzogin machte leiſe ſpöttiſche Bemerkungen zu ihrer Umgebung über dieſen Vorgang, den ſie in Gegenwart des Königs höchſt ungeziemlich fand.

Ein Tag war wieder verfloſſen, ohne daß die Herzogin mit dem Herzoge von Orleans über die Angelegenheit, welche ſie ſo raſch als möglich beendet zu ſehen wünſchte, ein Wort geſprochen hätte! Ihre Ungeduld ſtieg von Stunde zu Stunde.

IV.

Am nächſten Tage fand in der Capelle zu Fontainebleau die Vermählungsfeier ſtatt. Das Gedränge war ſehr ſtark, alle Räume erſchienen überfüllt. Die Herzogin hatte ihren Platz auf einer Tribüne. Der König

sah sehr oft zu Fräulein von Fontange empor, welche sich auf einer Tribüne an der Seite, wo der König Platz genommen hatte, befand, so daß er genöthigt war, immer den Kopf zu erheben. Frau von Montespan, deren Einfluß zu Ende ging, befand sich auf derselben Tribüne, aber entfernt von Fräulein von Fontange. Während diese schöne und junge Dame in ihrem reichen Schmucke sehr gut aussah und ein heiteres Gesicht zeigte, lagerte eine Wolke von Trübsinn und Neid auf den Zügen der Frau von Montespan.

Die Königin trug ein Kleid und einen Mantel, die mit so schwerer Stickerei bedeckt waren, daß sie bei der großen Hitze sehr stark darunter litt. Die Stickereien waren noch reicher als jene der Decken, mit welchen man bei festlichen Gelegenheiten die Pferde ziert.

Der Herzog von Orleans schien im Glücke zu schwimmen. Er ging in dem Vergnügen, welches ihm das Ceremoniel bereitete, vollständig auf. Madame war nicht minder erfreut durch den Gedanken, daß ihre Tochter Königin werde.

Geringere Zufriedenheit drückte das Gesicht des Königs aus. Er langweilte sich sichtlich während der Ceremonie, denn er schloß wiederholt die Augen und öffnete den Mund. Auch den anderen Mitgliedern des Hofes bereiteten die Vorgänge große Anstrengungen; sie waren fast fortwährend gezwungen, Reverenzen vor dem Altare, dem Könige und der Königin zu machen.

Am Schlusse der Ceremonie schworen der König und im Namen des Königs von Spanien der Gesandte, indem sie die Hände auf das Evangelium legten, ewigen Frieden, dessen Unterpfand die junge, schöne Königin war. Hierauf küßte der spanische Gesandte, Herzog de los Balbasos die Hand des Königs von Frankreich, und der Hof begab sich zum Diner.

Nach dem Diner besuchte der Herzog von Orleans die Herzogin von Hannover und theilte ihr mit, daß der König ihr einen Besuch abstatten wolle. Da die Herzogin ihn nicht in ihren engen Zimmerchen empfangen konnte, so bat sie Madame, ob es nicht möglich wäre, den König in deren Appartements zu sprechen, was diese mit Vergnügen gestattete.

Der Besuch des Königs Ludwig XIV. fand in den Abendstunden statt. Zuerst trat der Dauphin ein. Die Herzoginnen erhoben sich und gingen ihm entgegen. Die Herzogin Sophie sprach ihn in der verbindlichsten Weise an.

Der Dauphin antwortete aber nur „Ja“ oder „Nein“, mehr konnte man aus ihm nicht herausbringen.

Der König erschien. Madame und die Herzogin Sophie eilten ihm entgegen. Er sagte mit lauter Stimme: „Nicht Ihnen, Madame, sondern Frau von Osnabrück gilt mein Besuch.“ Er fragte, ob die Königin nicht anwesend sei, um der Herzogin zu erkennen zu geben, daß es sein Wille gewesen wäre, die Gemahlin hier zu finden. Der spanische Stolz der

Königin hatte dies aber nicht erlaubt. Der König gab sich alle Mühe durch sein Benehmen zu zeigen, daß er sich in guter Lebensart von keinem Fürsten der Welt übertreffen lasse. Der Herzog von Orleans wollte ihm einige Worte leise zuflüstern, aber der König sagte laut: „Es ist nicht artig vor Madame leise zu sprechen."

Der Herzog von Orleans, statt durch diese Worte beschämt zu werden, fragte die Herzogin, ob sie bemerkt habe, welche Mühe sich Seine Majestät gebe, ihr seine Hochachtung auszudrücken. — Der König erinnerte hierauf die Herzogin, daß die Herzoge von Hannover ihn in einer Schlacht besiegt hätten, und daß er ihre Gegnerschaft schwer empfunden habe. Die Herzogin sagte: da die Herzoge von Hannover nicht so glücklich gewesen waren, sich der Freundschaft des Königs von Frankreich zu erfreuen, so hätten sie sich wenigstens bemüht, seine Achtung zu erwerben.

Ludwig XIV. meinte, es habe eine Zeit gegeben, wo es ihm versagt gewesen sei, sich um die Freundschaft der Herzoge zu bewerben.

„Ich bin erfreut, Eure Majestät," antwortete die Herzogin, „daß diese Zeit vorüber ist, und daß die neue Zeit den Frieden gebracht hat, den ich erst vor Kurzem beschwören sah!"

Ludwig XIV. fiel ihr rasch in's Wort mit der Bemerkung: Dem Schwur ist immer die Klausel beigefügt, daß der Friede so lange währen solle, als es das Staatswohl erheische.

„Ich hoffe," erwiderte die Herzogin, „daß der Friede recht lange dauern werde."

Der König warf den Kopf zurück und sprach: „Auch ich hoffe, daß mir die deutschen Fürsten nicht mehr den Krieg erklären werden." Dann schilderte er der Herzogin den glänzenden Stand seiner Armee, die große Macht, über welche er verfüge.

Der Herzog von Orleans bemühte sich durch beigefügte Uebertreibungen die Macht des Königs von Frankreich noch größer erscheinen zu lassen.

Ludwig XIV. fragte noch die Herzogin, ob er deren Tochter Madame oder Mademoiselle betiteln solle. Er glaube, daß die Ansprache Madame in Deutschland gebräuchlich sei. Hierauf erhob sich der König, um sich zu entfernen. Die Herzoginnen wollten ihn begleiten, er aber verbat es sich höflich.

Die Herzogin, welche in der Verwirklichung ihres Planes nicht um einen Schritt vorwärts kommen konnte, wurde am nächsten Tage auch von der Königin von Frankreich empfangen. Der Herzog von Orleans, den allein zu sprechen ihr bisher nicht gelungen war, holte sie ab und gab ihr das Geleite.

Die Herzogin verbeugte sich vor der Königin, ohne ihr, wie es dieselbe zu erwarten das Recht zu haben glaubte, das Kleid zu küssen.

Die Königin nickte freundlich mit dem Haupte und sagte: „Ich freue mich, Sie zu sehen."

Der Herzog von Orleans nahm eine Girandole, welche sich auf dem

neben der Königin ſtehenden Tiſch befand und ſagte: „Frau von Osnabrück liebt ſehr den Schmuck.“ Er forderte die Herzogin auf, ihm zu folgen und trat mit ihr vor die Glasſchränke, in welchen der Schmuck der Königin zu ſehen war.

„Iſt dieſer Schmuck nicht außerordentlich bewundernswerth?“ rief der Herzog von Orleans aus.

Die Herzogin bejahte, wend te ſich aber gegen die Königin mit der Bemerkung, daß ihr der Anblick der Herrlichkeiten kein ſo großes Vergnügen mache, als die Gelegenheit, die Königin betrachten zu können.

Die Königin wies mit ihrer kleinen Hand auf die Edelſteine und ſprach: „Sie müſſen dorthin ſehen und nicht hierher!“ wobei ſie die Hand auf ihr Geſicht legte.

Das Antlitz der Königin war ſehr weiß und in der Nähe ſchöner als aus der Entfernung. Ihr Wuchs erſchien gerade nicht vortheilhaft. Die Geſtalt war klein, der Rücken ſtark gerundet, der Hals ſehr kurz, die Lippen ſchimmerten zwar in ſchöner Röthe, aber die Zähne waren ſchwarz und ſchadhaft.

Die Herzogin mußte fortwährend faſt allein ſprechen, ſie meinte, ſie habe nie etwas Glänzenderes geſehen; eine ſpaniſche Prinzeſſin ſei allerdings an Pracht gewöhnt.

„Das iſt wahr,“ antwortete die Königin wiederholt. „Ich befinde mich hier wie zu Hauſe; der König liebt mich ſo ſehr! Ich bin ihm ſehr dankbar dafür!“

Die Audienz war bisher ganz nach dem Wunſche des Herzogs von Orleans verlaufen, und die Herzogin glaubte, ſich durch ihre Haltung ſein Wohlgefallen erworben zu haben. Sie hoffte, es werde ihr gelingen, ſpäter ein vertrauliches Geſpräch mit ihm pflegen zu können. Allein eines der kleinen Ereigniſſe, welche den Wunſch der Herzogin fortwährend vereiteln ſollten, ſtellte ſich auch jetzt ein: Die Königin ſaß auf einem Fauteuil. Der Herzog von Orleans nahm ein Tabouret und wies der Herzogin Sophie ein anderes an. Das verletzte ihren Stolz. Sie ſchützte vor, daß die Herzogin von Orleans ſie aufgefordert habe, ſie ſobald als möglich wieder aufzuſuchen, machte vor der Königin eine tiefe Verbeugung und entfernte ſich.

Der Herzog von Orleans fragte ſie, warum ſie ſich nicht niedergeſetzt habe, da ihr ein anderer Sitz neben der Königin doch nicht zuſtehe, worauf die Herzogin erwiderte: Da ihr die Kaiſerin die Ehre erwieſen habe, neben ihr auf einem Fauteuil Platz nehmen zu dürfen, ſo habe ſie es nicht gewagt ein Tabouret neben der Königin von Frankreich anzunehmen.

Der Herzog von Orleans meinte, jedes Land habe ſeine eigenthümlichen Gebräuche. Er würde es nie wagen, dem Könige zu ſagen, daß der Herzogin von Hannover ein Tabouret zu ſchlecht geweſen ſei.

Die Herzogin, welche erröthet war, antwortete darauf: „Eine ſolche Mittheilung würde kaum der Mühe verlohnen.“

Trotz dieſes kleinen Zwiſchenfalles war der Herzog von Orleans in den nächſten Tagen von faſt ungeminderter Freundlichkeit gegen die Herzogin Sophie; allein, es entging ihr nicht, daß er den kleinen Angelegenheiten und Ceremonien, auf welche er ſonſt ſo große Stücke hielt, nicht ſeine volle Aufmerkſamkeit zuwendete. Er erſchien ihr zerſtreut und ſeufzte dann und wann.

Die Herzogin fragte, was ihn bewege, ob ihn ein Unfall betroffen habe.

„Sorgen drücken meinen Geiſt darnieder“ antwortete er. Allein, da es ſich darum handelte, ihr die Wunder von St. Cloud und Verſailles zu zeigen, und der Herzog ſo viel Einladungen zu treffen, ſo viel Perſonen zu ſprechen hatte, konnte es der Herzogin nicht gelingen, den wahren Grund ſeiner Voreingenommenheit zu erfahren.

St. Cloud gefiel der Herzogin ſehr gut, auch Verſailles. In dieſem königlichen Luſtſchloſſe fand ein Diner ſtatt, an dem ſie Theil nahm. Rings um die Tafel waren auch hier Tabourets aufgeſtellt. Die Herzogin von Orleans gab ein Zeichen, daß man dem Herzoge einen Fauteuil herbeiſchaffe. Dieſer aber wies ihn zurück und nahm ein Tabouret, wobei er freundlich lächelnd die Herzogin anblickte, gleichſam um ihr anzudeuten, er beanſpruche keinen beſſeren Platz als ſie. Er trieb ſeine Höflichkeit ſo weit, daß, als ſich die glänzende Geſellſchaft von der Tafel erhob, er — der Herzogin von Hannover die Hälfte des Handtuches anbot, damit ſich dieſe zu gleicher Zeit mit ihm die Hände trockne.

V.

Die Zeit verſtrich, und Herzogin Sophie war noch immer ihrem Ziele nicht näher gekommen. Sie konnte des Herzogs nicht habhaft werden und ſah, daß er einer ernſten Unterredung mit ihr auch ausweichen würde, wenn die Obliegenheiten, ſich und die Mitglieder ſeiner Familie zu ſchmücken und den Anforderungen des Hofes mit der größten Pünktlichkeit nachzukommen, ſie erlaubt hätten. Die Herzogin war daher entſchloſſen, die erſte ſich darbietende Gelegenheit zu ergreifen, den Herzog von Orleans feſtzuhalten und ihn zu zwingen, ſie zu hören und ihren Wunſch zu erfüllen. Sie durfte nicht länger ſchweigen und weihte ihre Nichte in die Zuſtände am hannoveriſchen Hofe ein. Sie ſchilderte ihr Verhältniß zu der Gemahlin des Herzogs Georg Wilhelm, Eleonore von Olbreuſe, die Gefahren, welchen die Erbſchaft ihrer Kinder ausgeſetzt ſei, wenn ſie nicht eine Waffe in die Hand bekomme, um die ſtets ſteigenden Anſprüche der Madame von Olbreuſe in Schranken zu halten. Sie theilte der Herzogin von Orleans die Abſicht mit, um jeden Preis den Herzog zu bewegen, ſie anzuhören und ihr

die Briefe der Eleonore von Olbreuse aus der Zeit, da diese in Paris ein abenteuerliches Leben geführt, auszuliefern.

Madame machte ein bekümmertes Gesicht; allein, als ihr die Herzogin Sophie mittheilte, daß die Briefe aus einer Zeit stammten, wo sie noch nicht in Frankreich geweilt, drängte sie ihre verletzte Empfindung zurück und versprach, ihrer geliebten Tante beizustehen.

„Was aber sollen wir thun? Wie sollen wir den Herzog nöthigen, Ihnen eine längere Unterredung zu gewähren?"

„Madame werden bemerkt haben, daß er zerstreut und bekümmert ist. Erforschen Sie, welche Sorge ihn drückt. Vielleicht kann ich ihm rathen, helfen und ihn bei diesem Anlasse ungestört sprechen."

Die Herzogin von Orleans erklärte sich bereit, sogleich zu dem Herzoge zu gehen, um die erwünschten Mittheilungen zu erhalten. Sie bat ihre Tante sich zu beruhigen und eilte zu ihrem Gemahl. Nach kurzer Zeit kehrte sie zurück. Sie war fast außer Athem, so rasch war die kleine beleibte Dame geeilt, um ihre Tante auch nicht einen Augenblick länger als nöthig warten zu lassen. Ein Lächeln überflog ihre Lippen.

„Ich sehe, Sie fassen die Situation nicht zu tragisch auf," sagte die Herzogin Sophie. „Welche Sorge lastet auf Ihrem Gemahl?"

Die Herzogin von Orleans warf sich in einen Fauteuil, lachte und sprach: „Meine Heiterkeit verstößt fast gegen die Achtung, die ich meinem Gemahle zu zollen habe. Allein ich kann mich meiner Stimmung nicht erwehren. Ich fand den Herzog in seinem Arbeitscabinete. In welchem Zustande kann und will ich Ihnen nicht sagen. Er ist in Verzweiflung. Er hat mir den Grund mitgetheilt, will aber durchaus allein sein und allein bleiben. Er sagte, ich könne ihm nicht helfen, und Niemand könne es. Er allein sei im Stande das schwierige Werk, welches er vorhabe, zu vollbringen; aber sein erfindungsreicher Geist wäre in den letzten Tagen durch die Sorgen, welche ihm die Feste bei Hofe brachten, minder schöpferisch. Er finde nicht das Rechte, das Passende, das was ihm gefalle."

„Was ist es denn?" rief die Herzogin Sophie. „Sind es Schwierigkeiten mit dem spanischen Hofe, zwischen dem Könige und der jungen Königin? Ist es die Sorge um seine geliebte Tochter, die ihn beschäftigt?"

„Nein," rief die Herzogin von Orleans, „ihn beschäftigt — ein Hut."

„Ein Hut?"

„Der Hut, welchen er morgen auf dem Balle bei Hofe tragen will. Er hat sich schon seit langer Zeit vorgenommen, diesen Hut durch eine neue Form und durch neue Ausschmückung derart zu gestalten, daß er eine Revolution im Reiche der Mode hervorbringen soll. Die Form des Hutes hat er zwar gefunden, allein die Verzierung desselben, die etwas durchaus Neues dem erstaunten Auge der Welt bieten soll, ist er zu ersinnen nicht im Stande. Er versucht hin und her, zerschneidet Stoffe, Bänder, nimmt

Schnüre, befestigt und trennt sie wieder ab, setzt Diamanten hierhin, dorthin — das Werk will ihm aber nicht gelingen. Verzweifelnd, fast rasend sitzt er in einem Fauteuil, hält die Hand vor die Augen, hoffend auf die Sammlung seiner Gedanken, welche ihm das Erwünschte bringen würde. Er hat mir mit Thränen in der Stimme diese Mittheilung gemacht . . . aber trotzdem ich empfand, daß dieser Augenblick nicht geeignet sei, die Erfüllung Ihrer Wünsche, liebe Tante, herbeizuführen, wagte ich mich doch mit Ihrem Anliegen hervor und bat, Ihnen eine Unterredung zu gestatten."

„Nein, nein!" rief der Herzog. „Die Andeutungen, welche mir die Frau Herzogin vor einiger Zeit brieflich machte, haben mich unangenehm berührt. Ich kann in dieser Sache nur schwer etwas thun, und jetzt weniger als sonst. Ich habe keine Zeit, keinen Kopf für diese Angelegenheit. Morgen findet der Ball statt. Stunde um Stunde verstreicht, und ich rücke der Erfüllung meiner Aufgabe nicht näher. Ich lasse die Herzogin bitten sich in Geduld zu fassen. Ich will zwar nichts versprechen, aber später sie wenigstens hören, ihr Rath ertheilen. Entschuldigen Sie und überlassen Sie mich jetzt meinen Gedanken."

„Hat der Herzog von Orleans verboten, daß ich vor ihm erscheine?"

„Das nicht."

„Wollen Sie mir einen großen Dienst erweisen, theuere Nichte?"

„Immer, mit Vergnügen."

„Nun, dann führen Sie mich zu dem Herzoge."

„Das kann ich nicht thun! Alles, was Sie wollen, nur das nicht."

„Geleiten Sie mich wenigstens bis zur Thüre des Cabinets, in dem sich der Herzog befindet. Dürfen Sie auch das nicht wagen?"

„Das kann, das will ich. Aber wenn wir bei der Thür angelangt sind, erlauben Sie, daß ich mich sogleich zurückziehe. Er darf nicht wissen, daß ich Ihnen hülfreiche Hand geboten habe."

„Gut, gehen wir."

Die Damen begaben sich zum Cabinete Monsieurs. Vor der geschlossenen Thüre küsste die Herzogin ihre Nichte auf die Stirne. Diese wandte sich zitternd zur Flucht, und erst nachdem sie sich entfernt hatte, öffnete die Herzogin von Hannover, ohne anzuklopfen die Thüre, trat rasch ein, schloß sie hinter sich zu und stand vor dem Herzoge, der sich mit einem Aufschrei abwendete und ihr den Rücken zukehrte. Er rief nur: Madame! Madame! und deckte beschämt sein Gesicht mit seinen Händen.

Der Herzog von Orleans befand sich im Schlafrock, und eine Nachtmütze, welche mit einem feuerrothen Bande geziert war, bedeckte sein Haupt.

Die Herzogin von Hannover bat vielmals um Entschuldigung, daß sie eingetreten. Sie habe vernommen, daß der Herzog von Orleans sich in einer kleinen Verlegenheit befinde und sei gekommen, um zu sehen, ob sie nicht im Stande wäre, sich ihm bei seiner Arbeit nützlich zu erweisen.

„Madame hat Ihnen erzählt?"

„Nein, nur errathen laſſen. Nehmen Sie es nicht ungütig, Herr Herzog. Verzeihen Sie uns Beiden. Von dem aufrichtigſten Wunſche beſeelt, Ihnen zu dienen, konnte ich nicht einen Augenblick lang ſäumen, vor Ihnen zu erſcheinen. Laſſen Sie hören, laſſen Sie ſehen, und haben Sie Vertrauen zu mir. Ich diene Ihnen ja ſo gerne."

„Sie können mir nicht helfen, Sie können mir nicht rathen. Sie wollen thun, was ich nicht im Stande bin? Ich, der nie in Verlegenheit war, wenn es ſich darum handelte, die größte Zahl der verſchiedenartigſten Steine zu einem Schmucke zuſammenzuſtellen! Ich bin bekannt in ganz Frankreich dafür, daß ich Geſchmack beſitze. Nun läßt mich aber meine Phantaſie im Stiche. Alle meine Hilfsmittel ſind erſchöpft. Es fällt mir nichts ein. Wie wollen Sie meine Gedanken erſetzen, theuerſte Herzogin?"

„Bitte, laſſen Sie doch ſehen. Sagen Sie mir, um was es ſich handelt. Hier dieſer Hut, iſt er es, der Sie in Verlegenheit ſetzt?"

„Ja."

„Ich bitte, geben Sie mir die Schnüre, die Bänder, den Schmuck. Welche Gegenſtände haben Sie zur Verzierung des Hutes beſtimmt?"

Der Herzog von Orleans hatte ſich in dieſem Augenblicke umgewendet, bat um Entſchuldigung, daß er in ſolchem Anzuge vor der Herzogin von Hannover erſcheine, deutete auf den mit allerhand Schnüren, Bändern und Agraffen bedeckten Tiſch und ſagte: „Da iſt der Hut. Sehen Sie, welch ſchöne Form er hat und wie reizend er ausſieht. Aber ich bin noch nicht dazu gelangt, über die Wahl der Farben und Schnüre ſchlüſſig zu werden. Ich kann Ihnen deshalb nichts Genaues angeben."

Die Herzogin von Hannover, welche von Kindheit an, vom Elternhauſe her, gewöhnt war für ſich ſelbſt und ihre jüngeren Geſchwiſter bei der Wahl und der Anfertigung der Toilette Hand anzulegen, rückte zwei Fauteuils herbei, bat den Herzog auf einem derſelben Platz zu nehmen und ſetzte ſich neben ihn. Mit den feinen Händen und dem Scharfblicke, der Frauen von Geſchmack und Geſchicklichkeit in Toiletteſachen gegeben iſt, griff ſie zu und ordnete die auf dem Tiſche befindlichen Beſtandtheile. Es duldete ſie nicht lange auf dem Fauteuil. Sie erhob ſich raſch, ſchritt um den Tiſch herum, nahm bald dies, bald das, ſtellte Paſſendes zuſammen und entfernte Widerſprechendes und Störendes.

Der Herzog von Orleans folgte ihr mit den Augen und wurde nach und nach beruhigt. Er ſah, daß die Dame mit Geſchick alles handhabe, daß ſich das Chaos zu ordnen beginne.

In dieſem Augenblick hielt aber die Herzogin inne und ſagte: „Glauben Sie nun, Herr Herzog, daß ich die Frau bin, um Ihnen bei dem Werke dienlich zu ſein?"

„Ich vermuthe es, ich beginne an Ihre Kunſt zu glauben."

„Nun denn! Ein Dienſt erfordert den anderen, Herr Herzog. Wenn

ich den Hut zu Ihrer vollen Zufriedenheit ſchmücke, das heißt, wenn ich es ſo weit bringe, daß Sie, Herr Herzog, nach Ihrer eigenen Idee das Werk vollenden können; wenn ich Ihnen, da Sie durch die großen Anſtrengungen der letzten Tage ermüdet ſein müſſen, dabei behilflich ſein kann — wollen Sie mir eine Bitte erfüllen?"

Der Herzog von Orleans antwortete: „Sie haben mir bereits brieflich angezeigt, was Sie von wir wünſchen. Sie wollen die Briefe der Eleonore von Olbreuſe haben. Iſt dem ſo?

„Ja wohl, Herr Herzog."

„Ich kann dieſe Briefe nicht ausfolgen. Ich kann es nicht als Prinz, darf es nicht als Edelmann. Das Fräulein von Olbreuſe hat dieſe Briefe an . . . einen meiner Verwandten geſchrieben, der ſie mir zur Aufbewahrung gegeben hat. — Der Prinz lebt zwar nicht mehr, aber mein Wort lebt. Ich kann nicht."

„Nun, dann bin auch ich außer Stande Ihnen den Dienſt zu leiſten," ſagte die Herzogin und erhob ſich vom Fauteuil.

„Einen Augenblick!" rief der Herzog. „Eilen Sie nicht fort. Bleiben Sie, helfen Sie mir und laſſen Sie uns berathen. Vielleicht findet ſich ein Ausweg."

„Es giebe keinen Ausweg, Herr Herzog! Händigen Sie mir die Briefe ein und ich ziere den Hut. Oeffnen Sie ihre Hand und ich laſſe meine Thätigkeit über dieſem Tiſche walten. Halten Sie aber Ihre Hand verſchloſſen, ſo ſoll auch aus meinem Kopfe keine Andeutung darüber kommen, in welcher Art ich den Hut ſchmücken würde."

„Verlangen Sie, was Sie wollen, Frau Herzogin, nur das nicht! Kann ich Ihnen nicht in einer anderen Weiſe dienlich ſein?"

„Nein; ich bitte um die Briefe."

„Welchen Zweck verfolgen Sie dabei?"

„Herr Herzog, ich ſtehe vor Ihnen als Mutter, um für das Wohl meiner Kinder zu kämpfen. Das Glück meiner Familie zu begründen, iſt für mich die einzige Aufgabe auf Erden. Ich habe keine andere mehr zu erfüllen. Mein Gatte iſt ſorglos in dieſer Richtung. Sie kennen mich wenigſtens aus den Schilderungen meiner theueren Nichte. Sie wiſſen, ich würde nie etwas thun, was gegen Ehre und Sitte verſtoßen könnte. Dieſe Briefe ſollen nie aus meiner Hand kommen. Ich will ſie nur als Schild gebrauchen, um gegen ungerechte Angriffe mich und die Meinigen zu vertheidigen. Die Forderung, welche ich ſtelle, iſt durch mein Recht begründet. Ich kann nicht anders. Man droht mir, feierliche Verſprechungen nicht einzuhalten, man bedroht das Erbe meiner Kinder; man will uns nehmen, was man uns freiwillig gegeben. Meine Schwägerin — ich muß Eleonore von Olbreuſe nun ſo nennen — iſt meine Feindin. Ich muß ſie bekämpfen und kann es nicht wirkſamer und beſſer, als wenn ich ſie in meine Hand bekomme durch die Briefe, die über ihren Charakter Auf-

klärung geben. Ich will ihr, wenn sie bis an das Aeußerste geht, diese Briefe entgegenhalten wie ein Medusenhaupt, das sie erstarren macht. Das ist Alles."

„Das ist aber sehr viel! Das heißt von einem Manne fast Unmögliches verlangen!"

„Nun denn, Herr Herzog, ich will auch das Unmögliche leisten. Sie erklären, daß es Ihnen unmöglich ist, morgen als der Gegenstand allgemeiner Bewunderung auf dem Hofballe zu erscheinen ohne das Kunstwerk das sie in Folge der körperlichen Ermüdung nicht so herrlich gestalten können, wie es Ihnen sonst bei so vielen Gelegenheiten gelungen ist. Ich will Ihnen helfen, helfen Sie mir! Wollen Sie?"

„Wollen, wollen! Wenn nur auch das Können so leicht wäre!"

„Herr Herzog, wollen Sie und Sie können. Hier meine Hand, legen Sie die Ihre hinein. Wenn nicht, verlasse ich dieses Gemach, das Palais Royal, Paris, reise augenblicklich ab, und Sie sehen mich niemals wieder."

Die Herzogin von Hannover hielt ihre rechte Hand vorgestreckt und bewegte sich rückwärts, Schritt für Schritt der Thüre zu.

Der Herzog folgte, streckte zagend seine Hand aus, zog sie zurück, näherte sich wieder der Herzogin, bis diese mit einem raschen Griffe seine Hand faßte und ausrief: „Also abgemacht, Herr Herzog!"

„Abgemacht," lispelte der Herzog von Orleans.

„Ich habe Ihr Wort!" rief die Herzogin von Hannover triumphirend aus, ließ Monsieur stehen, eilte rasch zu dem Tische, griff nach Nadel und Bindfaden, nahm den Hut, sämmte ihn mit Bändern und umwand ihn mit Schnüren. Dann stellte sie rasch aus den einzelnen Brillantschmucktheilen, welche man nur aneinander zu fügen brauchte, damit sie eine neue Gestalt gewännen, eine prachtvolle, noch nie gesehene Agraffe zusammen und befestigte daran die wallende Feder. Mit brennenden Augen folgte der Herzog von Orleans jeder ihrer Bewegungen, während sein Gesicht sich immer mehr und mehr aufheiterte. Die Herzogin faßte hierauf seine Hände, legte dieselben auf den Hut, hierher und dorthin, damit es den Anschein gewinne, als sei ihr der Herzog bei der Arbeit behilflich und ließ ihn, nachdem er vollständig begriff, was sie wolle, die letzte Hand an den Hut legen.

Der Herzog war vor Freude außer sich.

Nach Vollendung des Werkes erhob sich die Herzogin von Hannover und sagte: „Nun, sehen Sie, Herr Herzog, mit meiner schwachen Beihilfe haben Sie gefunden, was sie suchten. Das Werk ist rasch und glücklich von Ihnen vollendet worden."

Hierauf führte sie den Herzog von Orleans vor einen Spiegel, drückte ihm den Hut auf den Kopf, und er war so erfreut, daß er das Antlitz der Herzogin, welche lächelnd hinter ihm stand, nicht einmal in dem Spiegel wahrnahm, in welchem er nur die Herrlichkeiten seines neuen Hutes bewunderte.

„Sie haben Ihr Wort gehalten, Frau Herzogin! Sprechen Sie nicht, ich empfinde zu tief, was ich Ihnen schuldig bin. Dieses Werk ist Ihr Werk. Ich halte mein Wort."

Der Herzog schritt, den Hut auf dem Haupte, in ein anstoßendes Cabinet, brachte nach kurzer Zeit ein mit goldenen Fäden umschlungenes Päckchen Briefe und legte dasselbe in die Hände der Herzogin, welche aufathmete.

„Ich danke Ihnen, Herr Herzog," sprach sie, „ich werde Ihnen ewig dankbar sein!"

Der Herzog von Orleans trat auf sie zu, küßte sie auf die Stirne und sagte gerührt: „Sie haben mich zu viel größerem Danke verpflichtet, Frau Herzogin, Sie sind eine phantasievolle Frau."

„Wissen Sie, wie diese Hutform heißen wird, Herr Herzog?"

Der Herzog lächelte und sah vergnügt vor sich hin.

„Ich habe den Wunsch gehabt, daß man diese neue Hutmode ‚Monsieur' nennen möge."

„Nun denn, von dem morgigen Hofballe an wird die ganze elegante Welt Europas die Form und Ausschmückung des Hutes ‚Monsieur' nennen. Das verspreche ich Ihnen."

Die Herzogin machte eine tiefe Verbeugung und verließ den entzückt zurückbleibenden Herzog. Sie eilte zu ihrer Nichte. Die beiden Frauen umarmten sich mit Thränen in den Augen, brachen aber gleich darauf in helles Gelächter aus.

Es geschah wie die Herzogin von Hannover gesagt. Der große Hofball am nächsten Abend war glänzend. Die Herzogin Sophie stand hinter dem Könige und der Königin. Sie glaubte das goldene Zeitalter zu sehen. Der König tanzte mit der Königin, die Prinzen mit den Prinzessinnen, die Brüder mit den Schwestern, man tanzte eben nach dem Range und weniger der freien Wahl entsprechend.

Der König und die Königin bildeten ein sehr ungleiches Paar. Ludwig XIV. sah sehr heiter und vergnügt, die Königin sehr gedrückt aus.

Als sich der Ball seinem Ende näherte, bat die Herzogin von Hannover Monsieur, er möge den König fragen, ob dieser noch einen Befehl für sie habe, da sie am nächsten Tage abreisen wolle.

Der König wandte sich gegen die Herzogin von Hannover und sagte ihr in liebenswürdigen Worten tausend Artigkeiten.

Die Königin wandte sich ebenfalls gegen die Herzogin, und da sich zwischen den beiden Damen ein Stuhl befand, so ergriff sie die Schleppe ihres Kleides mit der Hand, um sie der Herzogin zum Kusse zu bieten. Allein die Herzogin von Hannover war durchaus nicht begierig, ihre Lippen an den Seidenstoff zu drücken und stellte sich an, als ob sie die Bewegung der Königin nicht wahrgenommen hätte, indem sie eine tiefe Verbeugung machte.

Der Herzog von Orleans, überglücklich, daß durch die Bemühungen der Herzogin alle Anwesenden nur noch von „Monsieurs Hute" sprachen, hatte den kleinen Vorfall zwischen der Königin und der Herzogin wahrgenommen; aber entgegen seiner Auffassung des Ceremonienwesens lachte er und murmelte der Herzogin von Hannover zu, daß die Königin es mit ihren Kindern ebenso halte. Der kleine Herzog von Chartres habe einmal, als ihm die Königin das Kleid zum Kusse geboten, gesagt: „Glauben Sie daß ich Ihre Robe geküßt habe? — ich habe nur meine Hand geküßt."

Die Herzogin von Hannover fragte hierauf die Königin von Frankreich ob sie keinen Befehl mehr habe, da sie sich verabschiede.

„Ich habe Ihnen nichts mehr zu befehlen," entgegnete die Königin.

Die Herzogin lächelte und schwieg; sie konnte dies wohl thun, denn sie verließ am anderen Tage mit leichtem Herzen Paris. Sie hatte vieles Interessantes gesehen, und erreicht, was sie in Frankreich zu erreichen wünschte.

Musikalische Literatur.

Ludwig von Beethoven von W. J. von Wasielewski. Mit einem Portrait in Stahlstich. 2 Bände. Berlin, Verlag von Brachvogel und Ranft.

Der biographische Theil des Wasielewski'schen Buches ist eine geschmackvolle Zusammenstellung dessen, was bisher in den Werken von Schindler, Nohl, Nottebohm, Thayer u. A. zerstreut zu finden war. Wie billig ist Thayers Biographie, die leider noch immer ihrer Vollendung harrt, in allen zweifelhaften Fällen als maßgebend betrachtet worden; ebenso sind die in den letzten Jahren veröffentlichten Briefe Beethovens sorgfältig benützt und vielfach zum Abdruck gebracht worden. Selbständiges Eigenthum des Verfassers sind die kritischen und ästhetischen Raisonnements über die wichtigsten Werke des großen Tondichters, die von gesundem und scharfem Urtheil zeugen und über so manche Punkte, die bisher dunkel und zweifelhaft waren, helles Licht verbreiten. Die Analysen der Sinfonien, der Clavier- und Kammermusikwerke und namentlich des Fidelio wird nicht nur der musikliebende Laie, sondern auch der anspruchsvollere Fachmann mit regem Interesse und Nutzen lesen. Zu bedauern ist, daß dem Buche kein Register beigegeben ist, welches ein schnelles Orientiren über den weitschichtigen Stoff ermöglicht. eb.

Neue Beethoveniana. Von Dr. Theodor Frimmel. Wien, Verlag von Karl Gerolds Sohn.

Frimmels „Neue Beethoveniana" beruhen zum großen Theil auf mühsamen, langjährigen Quellenstudien. Sie bestehen aus 5 Capiteln: „Beethoven als Clavierspieler;" „Briefe;" „Aus den Jahren 1816 und 1817"; „Beethoven in Mödling" und „Beethovens äußere Erscheinung, seine Bildnisse". Die Briefe, 50 an der Zahl, enthalten zwar wenig Bedeutendes, trotzdem aber wird man es dem Verfasser Dank wissen, daß er die in verschiedenen Zeitschriften Zerstreuten gesammelt und mit interessanten Erläuterungen versehen hat; 6 Briefe werden überhaupt zum ersten Mal mitgetheilt. Von hervorragendem Werthe sind die Abhandlungen Nr. 1 und 5; namentlich die letztere ist in Bezug auf die sorgfältige Sammlung und Sichtung des Stoffes eine wahre Meisterstudie. Das mit drei Heliogravuren und drei Phototypien geschmückte, äußerst elegant ausgestattete Buch ist dem Beethovenbiographen A. W. Thayer gewidmet. ob.

Franz Liszt. Von L. Ramann. Zweiter Band. Erste Abtheilung. Die Jahre 1841—47. Leipzig, Verlag von Breitkopf und Härtel.

Daß auch dieser Band, ebenso wie der vorhergehende, von Bewunderung und Enthusiasmus für den genialen Claviertitanen überfließt, ist selbstverständlich. Fräulein L. Ramann ist nun einmal eine so eingefleischte Lisztianerin, daß sie es nicht über's Herz bringt, an ihrem Abgott irgend etwas Fehlerhaftes zu finden. Trotz alledem wird man das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Giebt es doch gerade über die Zeitepoche, in welcher der Claviervirtuose Liszt das halbe Europa in gelinde Raserei versetzte, die umfassendsten und zuverlässigsten Aufschlüsse. Uebrigens beschränkt es sich nicht wie das Titelblatt höchst ungenau angiebt, auf die Jahre 1841—47, sondern schildert auch eingehend die Erlebnisse und künstlerischen Thaten der Jahre 1839 und 40. Die Beigaben (Personenregister, Sachregister, Länder- und Städteregister, chronologisches Verzeichniß der Compositionen Liszts von 1839—47) sind mit musterhafter Genauigkeit abgefaßt. eb.

Bibliographische Notizen.

Der Kunstwart. Rundschau über alle Gebiete des Schönen. Herausgegeben von Ferdinand Avenarius. (Kunstwart-Verlag Dresden).

„Hie Idealismus!" — „Hie Realismus!" . . . Hie alle Mann, denen noch aufrichtige Liebe zu der einen keuschen Göttin der Schönheit inne wohnt, um das hochgehaltene Banner des Ideals geschaart!" . . . „Hierher zu uns, wer an

eine stetige organische Fortentwickelung der Kunst wie aller irdischen Dinge glaubt und in ihre Adern aus dem Leben und Denken der Gegenwart neues, kräftiges Blut hinüberführen will!" . . . So tönen die Schlachtrufe, die Schwerter klirren, und im polemischen Handgemenge strauchelt mancher Recke, fällt zu Boden, und die Massen setzen gleichgültig über ihn hinweg . . Und derweil hat abseits von der großen Wahlstatt Einer eine eigene Fahne aufgepflanzt, ein selbständiges Lager errichtet, in das von jenem Lärm nur der geringste Wiederhall herübertönt, von dem aus man aber den Vorgängen in beiden Lagern, in der ganzen Runde mit der größten Deutlichkeit zu folgen vermag. Und vielleicht ist es gerade diese wohlthuende Ruhe, diese Uebersichtlichkeit, welche immer größere Schaaren von Zuschauern in dieses dritte Lager lockt . . .? In der That, wir beglückwünschen Herrn Ferdinand Avenarius in Dresden aufrichtig zu dem glücklichen Gedanken, der ihn zur Gründung seines bereits im zweiten Quartal erscheinenden Halbmonatsblattes „der Kunstwart" bewog. Eine „Rundschau über alle Gebiete des Schönen" nennt er das Blatt. Der Untertitel ist ein vollständiges Programm in sechs Worten, und es wird mit den besten Kräften durchgeführt. Jede, auch die kleinste principielle Bewegung im Kunstleben, wird mit der Genauigkeit eines Seismographen verzeichnet und in streng sachlicher Weise darüber berichtet. Ein ganz vorzüglicher Gedanke ist die Zeitungsschau. Da findet man alle Artikel erwähnt, welche im Laufe einer bestimmten Zeit über künstlerische Dinge erscheinen, ein unentbehrliches Hülfsmittel für alle Freunde der Kunst. Die selbständigen Artikel sind ebenso kurz als nachdrücklich, der Grundsatz ist als oberster angenommen, möglichst viele Gedanken auf möglichst knappem Raume zu bringen. Und der Ton könnte wohl ein wenig frischer, munterer sein, minder lehrhaft, minder abstract. Wie sagt Schmock? „Man will, daß heut sein soll Alles angenehm für den Leser . . ." ca.

Geschichte Württembergs. Von Paul Friedrich Stälin. Erster Band. Erste Hälfte (bis 1268), zweite Hälfte (1268 bis 1496). (Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von Heeren, Ukert und Giesebrecht.) Gotha, Friedr. Andr. Perthes.

Der neueste Geschichtsschreiber Württembergs, Paul Friedrich Stälin, war in der glücklichen Lage, sich an das Werk seines Vaters, Christoph Friedrich von Stälin anschließen zu können, an ein Werk, welches als die bedeutendste Leistung auf dem Gebiet der deutschen Provinzialgeschichte allgemein anerkannt ist. Die Arbeit des Sohnes bestand hauptsächlich darin, die zahlreichen Forschungen der letzten Jahrzehnte zu berücksichtigen und in das geschichtliche Bild einzufügen. Von dem Werke, welches wohl auf vier Halbbände berechnet ist, liegen die beiden ersten vor, von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1496 reichend. Aber nicht bloß die politische Geschichte ist behandelt; einen Hauptwerth legt der Vfr. auf die Darlegung der Kirchen-Cultur- und verfassungsgeschichtlichen Verhältnisse, und bietet außerdem in besonderen Beilagen wichtige Beiträge für die Adelsgeschichte des Landes. Die Historiker wären froh, wenn sie für alle Provinzen des Reiches ähnliche Darstellungen besäßen wie die Stälinsche für Württemberg. lr.

Illustrirte Culturgeschichte. Band I. Haus und Hof in ihrer Entwickelung mit Bezug auf die Wohnsitten der Völker, von Friedrich von Hellwald. Mit vielen Illustrationen. Leipzig, Verlag von Schmidt und Günther.

Die Geschichte des menschlichen Wohnhauses ist ein Segment der allgemeinen Culturgeschichte. Wenn man von Cultur spricht, so denkt man dabei an ein Ineinandergreifen gewisser geistiger und materieller Momente, deren Gesammtsumme uns ein Bild von dem jeweiligen Stande der Civilisation giebt. In jedem dieser Momente spiegelt sich in verkleinertem Maßstabe das Ganze wieder. Wer uns also erzählt, wie die Wohnsitten der Menschen sich entwickelt haben von der Zeit, da der einfachste Windschirm das schützende Obdach bot, bis hinein in unsere Tage, wird uns zugleich vergegenwärtigen, welche Fortschritte auch auf allen anderen Gebieten der Civilisation stattgefunden haben. Man darf es, ohne Widerspruch zu befürchten, behaupten, daß, so alt wie das Menschengeschlecht auch die Sorge ist, sich vor den Unbilden der Witterung zu sichern. Wenn man sieht, daß selbst Thiere niederer Gattung diese Sorge kennen, dann wird man nicht mehr darüber erstaunen, daß noch kein Menschenstamm auf Erden ohne ein Obdach angetroffen worden ist. So mannigfaltig diese Stämme selbst, so verschiedenartig sie in ihrer Lebensthätigkeit oder geistigen Veranlagung sind, so ver-

ſchieden ſind auch die Formen ihres Wohnhauſes und die Mittel, es herzuſtellen. Der zur Seßhaftigkeit gezwungene Ackerbauer hat ein anderes Wohnhaus nöthig als der herumſtreifende Jäger oder der nomadiſirende Wanderhirt. Aus der beweglichen und unbeweglichen Thätigkeit der Menſchen, wenn ich ſo ſagen darf, ergiebt ſich ſofort die allgemeine Eintheilung in bewegliche und unbewegliche Behauſungen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß im letzteren Falle nur von den durch Menſchenhände geſchaffenen Wohnungen die Rede iſt; denn älter als dieſe ſind die von der Natur gebotenen Schlupfwinkel in Höhlen und in Baumſtämmen. Wenn auch jene Eintheilung hiervon nicht berührt wird, ſo iſt doch klar, daß eine Geſchichte der menſchlichen Wohnſitten von hier ihren Ausgangspunkt nehmen muß. Indem Hellwald hier einſetzt und die Entwickelung von Haus und Hof durch alle Zeiten und Länder verfolgt, bietet er eine bedeutſame Ergänzung zu ſeiner früher erſchienenen „Culturgeſchichte". Ein Capitel, welches dort nur ſkizzenhaft gezeichnet werden konnte, erfährt nun in einem eigenen Buche eine eingehende und umfaſſende Darſtellung. Man weiß, daß Hellwald einer der eifrigſten Propagandiſten der Darwinſchen Entwickelungslehre iſt, deren Sätze er auf das Gebiet der Geſchichte zu übertragen verſucht hat. Auch auf dem engen Raum, auf dem er ſich in dem vorliegenden Buche bewegt, findet er eine Beſtätigung jener Lehre; auch hier haben wir es mit einer unendlichen Stufenleiter zu thun, „deren tiefſte und oberſte Staffeln durch eine ungezählte Reihe von Zwiſchenſtufen jeweiliger Geſittungsformen mit einander verknüpft ſcheinen". lr.

Michael Haberlandt. Der altindiſche Geiſt. In Aufſätzen und Skizzen. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Der Verfaſſer bietet in dieſem Büchlein einen Strauß indiſcher Blüthen dar, welche er ſelbſt bei ſeinen Studien auf dem Gebiet der indiſchen Alterthumskunde gepflückt hat. Neben manchem Mittelmäßigen, das beſſer ausgeſchloſſen wäre, finden ſich oft in Verknüpfung mit modernen Ideen reizende kleine Bilder aus allen Bereichen des indiſchen Lebens, welche den Fachgenoſſen wie den Laien in gleicher Weiſe anſprechen werden. Der Verfaſſer zeigt ſich als gewandten Darſteller, verfällt aber in den Fehler großer Breite, welche bei dem Wohllaut ſeiner Worte ihm gewiß die Gunſt „der ſchönen Leſerin" gewinnt, den ernſteren Leſer aber zu der Bitte veranlaßt, in Zukunft etwas mehr Selbſtkritik zu üben und die Kunſt des Streichens zu erlernen. r.

Ueber Leſen und Bildung. Von Anton E. Schönbach. Graz, Leuſchner u. Lubensky.

Die ſelbſtverſtändlichen Dinge ſind bekanntlich häufig diejenigen, über die man am wenigſten nachdenkt und die doch das Nachdenken am meiſten verdienen. So iſt es mit dem Leſen, ſo iſt es auch mit dem Begriff der Bildung. Der Begriff der Bildung iſt zu verſchiedenen Zeiten ein verſchiedener; wie er etwa nach dem heutigen Zuſtande der Cultur zu diſiniren wäre, wird nicht leicht jeder anzugeben wiſſen. Die Auseinanderſetzungen Schönbachs darüber ſind außerordentlich intereſſant, anregend und ſo gefaßt, daß ſie ſich in den meiſten Punkten der allgemeinen Zuſtimmung erfreuen werden. Wichtiger aber noch iſt das, was er über das Leſen ſagt. Wir Männer kommen heute im Allgemeinen nicht viel dazu, neben unſerer Berufsthätigkeit unſre Bildung durch ernſte, ſyſtematiſche Lectüre zu fördern. Die Frauen der Geſellſchaft, die mehr Zeit übrig haben und das Leſen wie einen gewiſſen Sport betreiben, ſind wenig wähleriſch in dem Gegenſtande der Lectüre. Sie leſen Alles, was ihnen die Zeit vertreibt, beſonders aber das, was in der Mode iſt. Ob daraus für ſie und ihre Umgebung ein Gewinn erwächſt, iſt freilich fraglich. Schönbach möchte nun mit ſeinen Anregungen zu einer gewählteren, nach beſtimmten Grundſätzen geordneten Lectüre anleiten; Alles, was er über die Bedeutung des Leſens und über die Nothwendigkeit einer ausgewählten Lectüre ſagt, iſt äußerſt beherzigenswerth. Und da das Büchlein überdies in ſtiliſtiſcher Hinſicht vortrefflich iſt, ſo empfehlen wir es auf das Wärmſte. Freilich will das kleine Büchlein nicht blos mit dem Auge geleſen ſein, es will in ſeinem ganzen Gedankengange aufgenommen und beherzigt werden. rl.

Bei der Redaction von „Nord und Süd" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Altermann, Victor, Agnes von Meran. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt. Braunschweig, Schwetschke & Sohn.

Althaus, Fr., Theodor Althaus. Ein Lebensbild. Bonn, Emil Strauss.

Bibliothek der Gesammt-Literatur des In- und Auslandes. No. 180—200. Halle a. d. S., Otto Hendel.

Blätter für Kostümkunde. Historische und Volks-Trachten. Neue Folge, Dritter Band. Unter Mitwirkung von K. Ahrendts, Otto Brausewetter, Carl Breitbach, Adolf Burger (†), Ludw. Burger (†), Franz von Defregger, Julius Ehrentraut, Wilhelm Gentz, Alois Greil, W. Hasemann, F. Keller, Vinc. St.-Lerche, Jean Lalvès, Joh. Mäkloth, Franz Meyerheim (†), Heinr. Mücke, B. Nordenberg, Bernhard Pleckhorst, Carl Rickelt, Ernst Rietschel (†), Rud. Schick (†), Paul Sembtner, Franz Skarbina, Eugen Stieler, Franz Tholen, Paul Thumann u. A. herausgegeben von A. von Heyden. Berlin, Franz Lipperheide.

Daudet, Alphonse, Der Nabob. Erster Band. (Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek. Vierter Jahrgang. Band 20.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Dery, J., Hoch oben. Novellen. Stuttgart, A. Bonz & Comp.

Dislocationskarte der Russischen Armee (im europäischen Reichstheile) nebst tabellarischer Uebersicht der „Ordre de Bataille" und der Armeevorhältnisse im Frieden, in der Mobilisirung und im Kriege. Wien, Artaria & Co.

Ernst, Reinh., Aprilkinder. Gedichte. Berlin, Paul Hennig.

Fragmente einer neu entdeckten Bibel. Zürich, Verlags-Magazin.

Giesebrecht, Wilh. v., Geschichte der deutschen Kaiserzeit. Fünfter Band. Zweite Abtheilung. Friedrich I. Kämpfe gegen Alexander III., den Lombardenbund und Heinrich den Löwen. Leipzig, Duncker & Humblot.

Gutheil, Arthur, Erlebtes und Erdachtes, Novellen und Studien. Hamburg, Otto Meissner.

Hagen, Edm. von, Deutsche Sprachweisheit. Etymolog. Aphorismen. 2. Aufl. Hannover, Carl Schüssler.

Hanstein. Adalbert von, Albert Lindner. In seinem Leben und seinen Werken. Berlin, Max Schildberger.

Jahrbücher Preussische. Herausg. von H. von Treitschke und H. Delbrück. 61. Band. Viertes Heft. April 1888. Fünftes Heft Mai 1888. Berlin, Georg Reimer.

Jugendpost, Musikalische. III. Jahrg. 1888. I. Quartal. Stuttgart, Carl Grüninger.

Kastropp, Gustav, König Elfs Lieder. Eine lyrische Rhapsodie. Dritte veränderte Aufl. Stuttgart, A. Bonz & Comp.

Kirchhoff, Alfr., Länderkunde des Erdtheils Europa. Herausgegeben unter fachmännischer Mitwirkung. In 2 Theilen. Mit vielen Abbildungen und Karten. Liefg. 49. 50

Kohut, Dr. Adolph, Buch berühmter Duelle. Berlin, Alfred H. Fried.

Laverrenz, V., Der Flankirbaum. Die erste Instructionsstunde. Zwei Humoresken aus dem Soldatenleben. Mit Zeichnungen von G. Brandt. Berlin, J. L. V. Laverrenz.

Mallachow, C., Der erste Blick. Lustspiel in 3 Aufzügen. Posen, Merzbach'sche Buchdr

Müller, Ad., Doctor Fausts Ende. Tragödie in fünf Aufzügen. Blankenburg a. H., Ch. Fulda.

Müller, Wilh., Kaiser Friedrich. Stuttgart, Carl Krabbe.

Neue Musik-Zeitung. IX Jahrg. 1888. I. Quartal. Stuttgart, Carl Grüninger.

Naudrucke, Berliner. Erste Serie. Band I. Friedrich Nicolais kleyner feyner Almanach. 1777 und 1778. Erster Jahrgang. Herausgegeben von Georg Ellinger. Berlin, Gebr. Paetel.

Nauenaar, L. von, Gräfin Isolde. Schauspiel in fünf Aufzügen. München, E. Mangelsdorf (G. Franz'sche Hofbuchh.)

Oertzen, G. v., Kaiser Wilhelm. Kaiser Friedrich. Zwölf Sonette Berlin, Walther & Apolant.

Pfau, Ludwig, Kunst und Kritik. Aesthetische Schriften. Erster Band, Maler und Gemälde. Zweiter Band: Bild- und Bauwerke. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.

Pfaff, Joachim, Graf, Vorschläge zur praktischen Colonisation in Ost-Afrika. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Raab, F., Die Schreibmaterialien und die gesammte Papier-Industrie. Eine Studie. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Daniel Sanders. Hamburg, J. F. Richter.

Rechels, Georg, Bäderfahrten. Lustiges und Lehrreiches aus berühmten Bädern und Sommerfrischen. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger.

Sagenkranz, Eine Sammlung episch-lyrischer Gedichte ausgew. von Th. Beyttenmiller. Der Jugend und den Vereinen Deutschlands gewidmet. Mit 12 Original-Illustrationen v. W. Eissel. Stuttgart, E. Hänselmanns Verlag

Schwebel, Oskar, Geschichte der Stadt Berlin. Siebente Lieferung. Berlin, Brachvogel & Ranft.

Spielberg, Otto, Die Menschen-Rechte. Ein Wegweiser für diese Welt der Comödie. Zürich, Verlags-Magazin.

Thikötter, Julius, Neue Rhein-Lieder. Bremen, M. Heinsius.

Tidsskrift for Rotavidenskab udgivet af Bestyrelsen for den Stang'ske Stiftelse i Christiania. I. Aarg. 1ste og 2det Hefte 1888. Christiania, H. Aschehoug & Co.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Band XV. No. 3. Berlin, Dietrich Reimer.

Vieboff, Heinr., Die Poetik auf der Grundlage der Erfahrungsseelenlehre in zwei Bänden. Herausgegeben nebst einer biographischen Skizze: Heinrich Viehoff, aus persönlichem Umgange. Von Victor Kly. Beigegeben ist Viehoffs Portrait und ein Facsimile seiner Handschrift. Trier, Fr. Lintz'sche Buchhandlung.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Neue Folge. 93. Band, erstes Heft. Halle, C. F. M. Pfeffer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Maximilian Schmidt.

Der baierische Volksschriftsteller Maximilian Schmidt hat kürzlich bereits den 25jährigen Gedenktag seiner literarischen Thätigkeit begangen und an demselben ebenso zahlreiche wie herzliche Beweise der Liebe und Dankbarkeit seiner engeren Heimat entgegengenommen, im weiteren Vaterlande aber ist er erst seit wenigen Jahren allgemeiner bekannt und jedenfalls noch lange nicht in dem verdienten Masse gewürdigt. Für das norddeutsche und gesammtdeutsche Publicum hat es auch seine besonderen Schwierigkeiten, die Leistungen eines Autors richtig abzuschätzen, der die Vorwürfe zu seinen Werken einem in vieler Hinsicht eigenartigen, von dem gewöhnlichen, durchschnittsmässigen Bestande deutschen Wesens mannichfach abweichenden, gewissermassen noch in sich abgeschlossenen Theile unseres nationalen Culturgebiets entnimmt und dabei die mundartliche Sprache verwendet, welche zur vollkommenen Charakterisierung seiner Helden und ihrer Schicksalsgefährten unerlässlich ist. Andererseits aber ist Baiern in neuester Zeit immer inniger mit dem Reiche verwachsen und hat sich gerade unsern süddeutschen Brüdern soviel warme Theilnahme zugewendet, dass es jetzt recht an der Zeit ist, allen Deutschen denjenigen baierischen Poeten zu empfehlen, welcher mehr als irgend ein anderer dazuthut, baierisches Land und

Volksthum dem richtigen Verständniss und der herzinnigen Sympathie aller Sprach- und Stammgenossen zu erschliessen.

Maximilian Schmidt ist ein Sohn des „Baierischen Waldes", jenes von der modernen Cultur noch nicht allzuviel durchdrungenen Gebirges, das sich von Straubing und Passau nordwärts bis an die böhmische Grenze erstreckt. Hart an der letzteren liegt der kleine Marktflecken Eschlkam, wo dem damaligen Zollamtscontroleur Schmidt am 25. Februar 1832 unser Maximilian geboren wurde, der heute unter seinen zahlreichen Würden auch die eines Ehrenbürgers seines Geburtsortes trägt. In einer glücklichen Kindheit, behütet von treusorgenden Eltern, an der Seite zweier Geschwister, konnte der junge „Waldler" inmitten einer mit Naturschönheiten reichbegabten Landschaft und eines kernhaften Volksthums für Phantasie und Herz mannichfache lebendige und tiefhaftende Eindrücke und Anregungen gewinnen, die für sein späteres Dichten und Schaffen massgebend wurden. Zum Schulunterricht wurde der Knabe auf die Studienanstalten in Kloster Metten und in Passau geschickt, und als der Vater an das Hauptzollamt in Hof befördert wurde, setzte der junge Maximilian in der Heimat Jean Pauls seine Studien an der „Gewerbeschule" fort — so hiessen damals in Baiern die Realgymnasien —, um sie zuletzt in München am Polytechnikum zum Abschluss zu bringen. Er trat sodann in die militärische Laufbahn ein, der er bis zu dem ehrenvoll mitgemachten Kriege von 1866 und weiterhin — nach wiederholtem Eintritt im Jahre 1870 — bis nach Beendigung des französischen Feldzuges folgte.

Schon als Lieutenant hatte Maximilian Schmidt seine ersten literarischen Versuche mit kleinen dramatischen Dichtungen unternommen. Als Inspectionsoffizier im Cadettencorps zu München verfasste er u. a. ein paar Singspiele, die von Zöglingen dieser Anstalt bei festlichen Gelegenheiten aufgeführt wurden und dem Dichter huldvolles Wohlwollen des Königs Maximilian eintrugen.

Von dauerndem Werth und Erfolg und darum von dem Dichter selbst als der eigentliche Anfang seiner literarischen Thätigkeit angesehen war der glückliche Griff, den der Poet im Jahre 1863 that, als er mit dem „Fräulein von Lichtenegg" und dem „Lateinischen Bauer" die Reihe seiner „Volkserzählungen aus dem Baierischen Wald" eröffnete. Diesen Erstlingen seiner erzählenden Muse folgte bald „Die Christkindlsängerin", späterhin „Birgitta", „Die Glasmacherleut", ferner „Die Macht des Christbaums" und schliesslich als die bedeutendste dieser baierischen Waldgeschichten „Der Herrgottsmantel" — ein Cyklus von sinnigen, tief anmuthenden und ergreifenden volksmässigen Idyllen und Novellen, in denen Schmidt ein ungewöhnliches Talent in der Zeichnung von Natur- und Culturbildern, in der treuen und fesselnden Darstellung echten unverfälschten Volkslebens mit seinen Freuden und Leiden in wechselreichen Schickungen und Entwickelungen immer besser bewährte. War auch im Einzelnen, namentlich in den früheren Erzählungen, zuweilen in dem vorgeführten Stoffe des Guten zu viel gethan, die Handlung durch unnöthige Einflechtungen von Nebenwerk zu sehr beschwert, andrerseits auch die sprachliche Form manchmal zu sorglos behandelt, die Darstellung zu wenig gefeilt und geglättet — die natürliche, ungekünstelte Entwickelung der Handlung, der frische lebenswarme Ton, der gesunde, liebenswürdige Humor und die schlichtsittliche, tendenzlos religiöse Gesinnung des Erzählers dieser Waldgeschichten mussten alle für eine solche Richtung empfänglichen Leser gewinnen.

Trotz alledem wollte es dem nunmehr zum beliebten baierischen Volksschriftsteller gewordenen Autor noch lange nicht gelingen, die seinem Genre auf heimatlichem Boden gezogenen ziemlich engen Schranken zu durchbrechen und auch ausserhalb des Kreises seiner altbaierischen Landsleute Antheilnahme und Zuneigung für den von ihm so wacker vertretenen Literaturzweig zu erringen.

Erst im letzten Jahrzehnt, namentlich seit dem im Jahre 1880 erschienenen „Schutzgeist von Oberammergau", wurde ihm das ersehnte Glück zu Theil, grössere Erfolge zu erkämpfen, die auch ausserhalb der blauweissen Grenzpfähle mächtiger wirkten und in massgebenden literarischen Kreisen ein stärkeres Echo weckten, womit in erklärlicher Rückwirkung auch in der baierischen Heimat die Stellung und Geltung des Autors sich allmählich zu hohem Ansehen steigerte. Die glückliche Verbindung des vielbesuchten Passionsspieles in dem oberbaierischen Olympia mit einer gut erfundenen und geschickt durchgeführten Fabel, die auf echt nationalem Boden aus dem ländlichen Element auch in das städtische sociale Leben Münchens übergriff, konnte

vielseitigere Sympathien für das neue Volksbuch des patriotischen Erzählers wachrufen, und da das Werk auch in dem Feuilleton einer der angesehensten Berliner Zeitungen zum Abdruck und mehrfach im Norden Deutschlands zu günstiger Besprechung kam, so war Maximilian Schmidt nunmehr in der Leserwelt des grossen Gesammtvaterlandes in empfehlender Weise eingeführt.

Noch vor dem „Schutzgeist“ war „Das Zehnte Gebot“ (in drei Bänden) herausgekommen. Dann folgten im Laufe der achtziger Jahre — wir bürgen nicht für die genaue zeitliche Aufeinanderfolge, namentlich da Buch- und Journalausgabe auch manchmal in der Priorität wechseln —: „Die Johannisnacht“, „Der Leonhardsritt“, „Das Almstummerl“, „Die Schwanjungfrau“, „Die Miesenbacher“, „Die Knappenlisl vom Ranschenberg“, „Die Blinde vom Kunterweg“, „Der goldene Samstag“, „Die wilde Braut“, „Die Fischerrosl von Sanct-Heinrich“, „Der Zuggeist“, „Der Erbe von Pollingsried“, „Der Musikant von Tegernsee“, „Der weisse Sonntag“, „Der Bubenrichter von Mittenwald“, „Die Ameisenhexe“, endlich „'s Liserl vom Ammersee“. Auch einige kürzere Humoresken, namentlich „Der vergangene Auditor“, dürfen in der Liste der Schmidt'schen Dichtungen nicht unerwähnt bleiben. Augenblicklich ist der Poet mit einer Volksgeschichte beschäftigt, die unter dem Titel „Die Jachenauer in Griechenland“ erscheinen wird.

Auf eine nähere Angabe des Inhalts dieser grösseren, meist einen stattlichen Band bildenden Erzählungen einzugehen, ist bei solcher Fülle unmöglich, nur die hauptsächlichen Grundzüge seien kurz bezeichnet. Der Autor entnimmt dem Volksleben der baierischen Gebirgsbewohner zumeist solche Vorgänge, welche durch mehr oder minder ernste und tiefe, oft auch recht schroffe Conflicte der verschiedenen Lebensstellungen und Beziehungen, Interessen und Anschauungen bei den Betheiligten Gelegenheit geben, innerliche und äusserliche Entwickelungen und Katastrophen von psychologischer und ethischer Bedeutung vorzuführen. Dass dabei das Grundthema aller Herzens- und Lebensentwickelung: die Liebe, durch Gegensätze, Prüfungen und Nöthen mannichfacher Art hindurchgehend, sich läuternd und bewährend, die Hauptrolle spielt, ist selbstverständlich. Philosophische und religiöse Probleme durch Vertreter des Hochlandes und des Waldgebirges behandeln und lösen zu lassen, liegt dem bescheidenen Volksschriftsteller so fern wie dem Volke selbst. Indessen umfassen Schmidts Register einen grossen Reichthum an socialen und culturellen Motiven, wie ihn eben seine vollständige Kenntniss und geistige Beherrschung des Wesens und Lebens der baierischen Gebirgler, der sinnlichen und sittlichen Eigenart, der wirthschaftlichen Thätigkeit wie der Gebräuche, Sprüche, Sagen und Lieder der Menschen seines Herrschgebietes gewährt.

So sehen wir in Schmidts Erzählungen den jugendlichen Helden, den Burschen voll Kraft und „Schneid“, festen Willens, aber nicht immer Herrn seines Temperaments, allen Hindernissen trotzend, seinem Sterne folgen, den reichen Grossbauern und Hofbesitzer, fest und sicher in selbstbewusstem, stolzem Auftreten, die würdige Bäuerin, fleissig und umsichtig, in Haus und Hof der Rechte und Pflichten ihrer Herrschaft walten, die heranblühende Tochter, sittig und frohgemuth, in munterer Arbeit und sinnigem Spiel die Frühlingszeit des Lebens geniessen, Knecht und Magd bis zur ältesten Sennerin und zum jüngsten Hüterbuben bei aller Beschwerniss des gebirgswirthschaftlichen Dienstes doch auch an den Lichtseiten des ländlichen Lebens nach gutem Menschenrechte theilnehmen; wir lernen den Pfarrer, den Lehrer, den Förster, den Müller, den Gastwirth, den Schmied, den Bergmann, den Jäger, den Wildschützen, den Holz- und den Flossknecht, den Grenzpascher, den Insecten- und Pflanzensammler, den Bildschnitzer, den Musikanten und den verkommenen „Künstler“ fragwürdiger Art, den das Geschick in die Berge verschlagen — alle Elemente der seßhaften wie der vagierenden Bevölkerung des Hoch- und des Vorlandes in lebenswahren, oft wahrhaft typischen Figuren kennen. Die Scenerie aber in Berg und Thal, auf sonniger Alm, wie am düsteren Waldsee, auf steilem Felsgrat wie in dunkler Schlucht, in wohnlicher Hütte wie auf freier Höhe, in mailichem Festtagsglanze wie bei tobendem Sturmesgraus, in den beschaulichsten wie in den bedenklichsten Situationen weiss uns der Dichter in zartestem Naturssinn und schärfstem Beobachtungs- und Darstellungsvermögen allüberall in klaren Contouren und frischen Farben zu schildern; er versteht es, in knapper Darstellung, ohne jeden Wortschwulst und bei erstaunlicher topographischer Treue der Natur die Geheimnisse ihrer Schön-

heit so glücklich abzulauschen, dass wir uns stets auf festem Grunde mitten im Schauplatz und Vorgang seiner Geschichte als Miterlebende mit allen Freuden und Schmerzen derselben fühlen. Dabei lässt doch fast immer die wohldurchdachte Anlage, die treffliche Charakterzeichnung und die anmuthreiche Darstellung uns der Erzählung mit ästhetischem Behagen folgen. Da aber Schmidts Helden und Heldinnen stets auch neue Beispiele zu jener echten Lebensphilosophie darbieten, nach welcher die beste Gewähr für Bestand und Erfolg wahren Glückes in der gewissenhaften tüchtigen Arbeit, in der unerschütterlichen Herzens- und Pflichttreue liegt, von welcher glücklicherweise krankhafte Gefühlseligkeit und Schönthuerei ferngehalten wird, so gewinnen des Dichters Bartl und Martl, seine Girgl und Lindl, seine Traudl und Regerl, seine Liseis und Mirdeis unser ganzes Herz und bereiten jungen und alten Lesern, bei denen solch ein realistischer Idealismus und Optimismus den rechten Widerklang in Geist und Herzen findet, tiefinnige Erquickung.

Dass Schmidt für die Rede der in seinen Erzählungen auftretenden Personen, soweit sie dem Landvolke angehören, auch die Sprache dieses Volkes, den Dialekt, gewählt und beibehalten hat, war bei dem gesammten Wesen und Zweck seines literarischen Schaffens eine Nothwendigkeit. Die Erzählung selbst wird bei Schmidt stets in der hochdeutschen Schriftsprache geführt, und gerade die Abwechslung zwischen dieser und dem Volksidiom verleiht der Darstellung einen erhöhten Reiz und gewissermassen eine dramatische Bewegtheit. Uebrigens ist die baierische Mundart, sowohl wie sie im niederbaierischen „Wald" als wie sie im Alpenlande gesprochen wird, auch dem Nichtbaiern leicht verständlich. Bei aussergewöhnlichen Ausdrücken kommt uns der Autor mit der genügenden Erklärung in Noten oder Vorbemerkungen zu Hülfe.

Der dramatische Charakter mancher novellistischen Geschichte des Autors musste diesem den Versuch nahelegen, seiner epischen Behandlung auch die dramatische Bearbeitung folgen zu lassen, und bei seiner uns bereits bekannten ursprünglichen Neigung zur Bühnenwirksamkeit konnte Schmidt dieser Versuchung um so weniger widerstehen. Das Unternehmen fiel denn auch wiederholt glücklich aus. Sowohl „die Johannisnacht" als „der Georgithaler" und „der Leonhardsritt" — letzterer unter dem Namen „der Loder von Baierisch-Zell" — hatten sich einer günstigen Aufnahme auf baierischen Bühnen zu erfreuen. Das letztere Stück hat Schmidt mit dem Münchener Schauspieler Hans Neuert gemeinsam gearbeitet, ebenso wie das „Austragstüberl," das bei den Tournéen der „Münchener" vom Gärtnertheater, welche die baierischen Volksstücke in den grösseren Städten Alldeutschlands vorführen, als Paradestück figurirt.

Eine Sammlung kleinerer Dichtungen in gebundener Rede, ebenfalls im Dialekt, gab Schmidt unter dem Titel „Altboarische Gschichteln und Gedichteln" (1884) heraus. In buntem Strausse werden darin „Spuk, Mär und Leben aus dem Baierischen Wald," Lieder von „See und Hochland" und sonst noch „Allerhand" dargeboten. Zahlreiche minder umfängliche Producte seiner Muse, die bei verschiedenen Gelegenheiten, namentlich bei patriotischen Veranlassungen, entstanden und entweder als Monographien oder in Tageblättern und Zeitschriften gedruckt worden sind, entziehen sich der Aufzählung an dieser Stelle. Einige derselben sind dem königlichen Einsiedler auf dem Throne, dem unglücklichen Ludwig II. von Baiern, gewidmet, in welchem Schmidt einen ihm wohlgeneigten huldvollen Protector fand, der ihn auch mit dem Titel eines königlichen Hofrathes auszeichnete.

Nach diesen Darlegungen wird sich der Platz, den Maximilian Schmidt in der vaterländischen Literatur der Gegenwart einnimmt, unschwer ergeben. Wenn man ihn bei der herrschenden Neigung zu Vergleichen den baierischen Auerbach, Bitzius, Rosegger und Fritz Reuter, den „Defregger mit der Feder" und wer weiss noch wie sonst genannt hat, so wird man leicht erkennen, dass ihn von den genannten Erzählern von Dorf- und Volksgeschichten aus dem Schwarzwald, der Schweiz, der Steiermark und Niederdeutschland bei aller Verwandtschaft ihrer Dichtungsart doch auch wesentliche Verschiedenheiten trennen. Gleich freilich steht er ihnen in der Liebe zu seiner Heimat, in dem Geschicke, mit welchem er seine Landsleute darzustellen und auf sie zu wirken weiss, und in der zunehmenden Gegenliebe und Dankbarkeit, die er dafür in der engeren Heimat wie allmählich auch in den weiteren Kreisen der gesammten sich ihres Volksthums immer besser bewusst werdenden Nation findet.

Chr. Petzet.

Der Verleger der M. Schmidt'schen Schriften A. G. Liebeskind in Leipzig ersucht um Beachtung des im heutigen Hefte sich befindlichen Inserats.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1888er. Frische Füllung. 1888er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade

Sprudel . .	58·20 R.
Mühlbrunn .	40 "
Schlossbrunn	41·8 "
Theresienbrunn	17·1 "
Neubrunn . .	47·3 "
Marktbrunn .	31·5 "
Felsenquelle .	47 "
KaiserKarls-Qu.	33·4 "
Kaiserbrunn.	39·1 "

Karlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER Sprudel-Salz pulverförmig und krystallisirt.

KARLSBADER Sprudel-Seife.

KARLSBADER Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Die Füllingen am Apollinaris-Brunnen (Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen im Jahre 1887

11,894,000

Flaschen und Krüge.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,
LONDON,
UND REMAGEN A. RHEIN.

Digitized by Google

Band 46. — Heft 137.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

August 1888.

Breslau.
S. Schottlaender.

Auguſt 1888.

Inhalt.

Seite

Ida Boy-Ed in Lübeck.
Sturm. Novelle..... 139

Paul Lindenberg in Berlin.
Ludwig Pietſch..... 186

Ludwig Pietſch in Berlin.
Epigonen der Romantiker. Eine Jugenderinnerung..... 200

Jacob v. Falke in Wien.
Ideen zu einer Geſchichte des Wohnhauſes. I..... 220

Moriz Hoernes in Wien.
Der falſche Czar Peter III. Eine Epiſode aus der Geſchichte Montenegros..... 234

Wilhelm Bölſche in Berlin.
Telepathie Das Märchen von einer neuen Wiſſenſchaft..... 245

Vuk Vrčević †.
Eine unheilvolle Heirath. Serbiſches Culturbild aus der Hercegovina. Aus dem Serbiſchen von M. v. S..... 256

Bibliographie..... 264
P. K. Roſeggers ausgewählte Werke. (Mit Illuſtrationen.) — Dichtungen in Verſen.

Bibliographiſche Notizen..... 271

Hierzu ein Portrait von Ludwig Pietſch.
Radirung von L. Kühn in München.

„Nord und Süd“ erſcheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunſtbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten nehmen jederzeit Beſtellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen ſind ohne Angabe eines Perſonennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerſtr. 2/3.

Digitized by Google

Ludwig Richter

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLVI. Band. — August 1888. — Heft 137.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ludwig Pietsch.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Sturm.

Novelle.

Von

Ida Boy-Ed.

— Lübeck. —

„Sollen wir es nicht dem Vater ſagen?“

„Gleich jetzt?“ fragte Agnes bedenklich entgegen und ſchüttelte etwas das Köpfchen.

Willibald ſtrich ihr ſanft über das dunkle, glattgeſcheitelte Haar, das nach der Mode der Zeit, von den Schläfen ab die Ohren bedeckend, in dicken Locken herabfiel, während es am Hinterkopfe ſorgfältig in Puffen um einen hohen Kamm geordnet war.

„Freilich,“ ſagte er leiſe, „ich bin ein armer Offizier, und Du denkſt, daß Dein Vater Schwierigkeiten machen könnte?“

Die dunklen Augen in dem weißen Geſicht leuchteten auf.

„O nein,“ rief ſie, „wir ſind ja reich, Du ſiehſt es wohl an der Führung unſeres Lebens, und wir ſind nur zwei zu dem Vermögen, mein Bruder und ich. Das iſt es nicht.“

Der junge Offizier ſah ſich unwillkürlich im Zimmer um, und ſein Auge blieb zuletzt an der ſchlanken Geſtalt der Geliebten haften. Ja, hier ſprach Alles von althergebrachtem, ſolidem Reichthum: von den nachgedunkelten, großlinigen, mit Meſſing beſchlagenen Mahagonimöbeln, den alten Bildern an der Wand, dem Silbergeräth im Glasſchrank, bis zur vornehmen Erſcheinung des Mädchens, deren feine Glieder und zarte Haut, deren faltiges Gewand von grün und roth changirter Seide dafür zeugten, daß Arbeit und Sorge hier unbekannte Gäſte ſeien.

„Nun also was denn?“ fragte er, seinen Arm um ihre nackten Schultern legend.

Agnes lehnte das Haupt vertrauensvoll gegen seine bräunliche Wange, ergriff mit ihren beiden Händen seine herabhängende Rechte, hielt sie fest, sehr fest und sprach:

„Es sind Conflicte, die sich mehr fühlen als sagen lassen. Wird der Vater uns in diesen Zeiten das Recht zugestehen, ein eigenes, stilles Bürgerglück zu suchen, wo das Glück aller Bürger bedroht ist? Wird mein Bruder Georg, der, wie Du schon hundert Mal gehört hast, am liebsten mit der Fackel der Revolution die Geister entzündend durch Alldeutschland zöge — wird er den preußischen Offizier als Schwager willkommen heißen? Ja mehr noch, müssen wir nicht davor zittern, daß er, den wir täglich aus Wien zurückerwarten, sich hier in den Vordergrund der Ereignisse drängen wird und daß dann die Rücksichten auf Deinen Stand Dir die Verlobung mit der Schwester eines Mannes verbieten, der lieber Throne stürzen, als Deutschland länger uneins und kaiserlos sehen will?“

Willibald von Volkingen war sehr blaß geworden. Er schwieg lange. Sie standen Beide unbeweglich und sahen durch das Parterrefenster hinaus auf die Straße, wo frischer Märzwind und kühle Märzsonne die Reste eines vorher gefallenen Regengusses von den Pflastersteinen trocknete.

Endlich hob Agnes das Haupt und sah zu dem Manne empor. Eine quälende Sorge schien auf seinem bleichen Gesicht, auf seinen zusammengezogenen Brauen zu liegen — eine Sorge, die offenbar nichts mit Agnes zu thun hatte, denn in dem dunklen Auge war alles Licht der Liebeswünsche erloschen.

„Was hast Du, mein Freund?“ fragte sie besorgt.

Er seufzte schwer, hob die Stirn und murmelte:

„Das löst mir Niemand!“

Dann ward er sich Agnes Nähe bewußt.

„Geliebte,“ rief er mehr traurig als leidenschaftlich, „soll denn in den Tagen, wo kein Gefühl mehr zweifellos ist, nicht wenigstens das friedliche Wünschen zweier Herzen ganz rein und gläubig und erfüllbar sein? Was schreckt Dich das Gespenst des fernen, fremden Bruders, der seit zehn Jahren nur durch Briefe an Euch sich noch band! Die ehrwürdige und rührende Gestalt Deines Vaters wird als Retter und Schützer vor unserer Liebe stehen. Und seiner Achtung bin ich gewiß.“

„Nein,“ sagte Agnes mit ängstlichem Eigensinn, „laß unsere Liebe ein Geheimniß bleiben, bis wir Georgs Meinung erforschten.“

Willibald trat unwillig von ihr hinweg und ging mit lauten Schritten auf dem Estrich hin und her.

„Du liebst mich nicht genug,“ sprach er schmerzlich, „sonst würdest Du Dich grade fest, unentreißbar fest in meine Arme flüchten, ehe der erscheint, von dem Du Hindernisse fürchtest.“

Er hoffte, daß Agnes ſich nun mit den heftigſten Verſicherungen ihrer grenzenloſen Neigung an ihn klammern würde, ſeine Zweifel an ihrer Liebe zu beſchwichtigen. Sie aber ſtand ſinnend, von dem Gefühl der Verwunderung umfangen, daß in der That ihr Glück nicht jubelnder, ihr Herz nicht faſſungsloſer, ihre Gedanken nicht trunkener ſeien. Seit langem hatte ihr Gemüth gläubig das Wort der Liebe von dem Verlobten erwartet; ſie ſah, daß ſie von ihm begehrt war, ſeit er zuerſt ihr Haus betreten hatte. Von Herzen erwiderte ſie die ſchnell erwachte und ſtetig wachſende Neigung des jungen Offiziers. Ihre Mädchenphantaſie hatte ihr in vielen ſchlafloſen Nächten die Minute vorgeſpielt, wo er ſagen würde: „Agnes, ich liebe Dich!“ Dieſe Minute war geweſen — und anſtatt eines himmelhochjauchzenden, betäubenden Glückes war nur ein ſanfter Friede in ihr Herz gekommen. Anſtatt geblendet zu ſein von göttlichen, neuen Offenbarungen, die ihr aus dieſem Männerherzen hatten kommen ſollen, konnte ſie ruhig die praktiſchen Seiten dieſer Verbindung erwägen.

Was war das?

Und auch Willibald war betroffen. Seit Wochen hatte er in Agnes leuchtendem Auge Gegenliebe geleſen und ſich die flammenden Wonnen des Augenblicks vorgeſtellt, wo er ihr von Liebe reden und den erſten Kuß auf dieſe keuſchen, ſtolzen Lippen drücken würde. Und nun war Alles ſo liebevoll, ſo gefaßt vorübergegangen, ohne unſägliche Entzücktheit?

Was war das?

Es war der urewige Bruch zwiſchen Göttlichem und Menſchlichem; es war die Enttäuſchung, deren Opfer von hundert Liebenden neunundneunzig werden. Das Weib erwartet von ſolcher Stunde eine Neuſchöpfung ihres ganzen Seins. In ihrem reinen und von Erfahrungen nicht umgemodelten Herzen erſcheint unbewußt der Augenblick einer ſolchen Erklärung noch in ſeiner ganzen urſprünglichen Wichtigkeit für die Schöpfungen der Natur und den Fortgang ihrer Erſcheinungen. Sie fühlt, daß etwas Ungeheures ſich begeben wird, etwas Räthſelvolles; ſie ahnt, daß ſie den Geheimniſſen des Lebens näher treten, daß die Beſtimmung ihres Daſeins ſich erfüllen ſoll.

Ein fremdes Licht bricht aus ihren Augen: die ſelige Furcht vor dem neuen Sein, das beginnt, die Bangigkeit des Abſchieds von dem Frieden der Jugend. Beides macht ſie ſtumm und verwirrt.

Der Mann verſteht das fremde Licht nicht, er ſieht an ihm nur den Ausdruck künſtlich anerzogener Zurückhaltung; er iſt ernüchtert, daß ſein Blick nicht zum Funken wird, der hellere Flammen entzündet; das beſchwingte Wort hemmt ſich auf ſeiner Lippe, das Ungeſtüm ſeines Kuſſes mildert ſich, und er fühlt ſich enttäuſcht durch die Wahrnehmung, daß bei einer Liebe, die in geregelten Formen nun ſein Leben ausfüllen ſoll, ſchon die erſten Aeußerungen blaſſe Farben haben. Vielleicht huſcht dann noch die Erinnerung flüchtig ihm durch Ohr und Hirn an einen jauchzenden

Schrei der Hingabe, den er einmal von einem Weibe gehört, das ihn wild geliebt hatte und doch bald vergaß — und er versucht getröstet zu denken, daß Lauheit ein Zeichen gesunder Dauer sei.

So schwiegen Agnes und Willibald lange, von Räthselgefühlen Beide bewegt und Beide schließlich von dem dunklen Bestreben erfaßt, den Andern die unerklärliche Enttäuschung nicht fühlen zu lassen.

„Wenn Du an meiner Neigung zweifelst, Willibald, dann ist es meine Pflicht zum Beweise ihrer Kraft in jeden Kampf einzutreten," sagte Agnes sanft.

„Pflicht!" wiederholte der junge Offizier in namenlose Bitterkeit ausbrechend, „mit diesem schrecklichen Worte werden jetzt alle heiligen Hoffnungen ertödtet. Daß Du mir nun gerade um dieses Begriffs willen einen heißen Eigenwunsch erfüllen willst, schmerzt mich, wie Ironie einer wunden Seele weh thut."

„Ich verstehe Dich nicht."

„Verhüte Gott, daß Du es thätest! Hierin nicht! Versteh' meine Liebe, und ich bin zufrieden."

Agnes ergab sich darin, seine dunklen Bemerkungen ohne Fragen hinzunehmen. Ihr Vater, der weise und weltentrückt über den Stürmen der Zeit stand, hatte ihr oft gesagt: „In diesen Tagen trägt Jeder einen Abgrund von Sorgen und Wünschen in seiner Brust, den er mit neuen Ereignissen ausgefüllt sehen möchte. Wenn man einst von den Märtyrern von Achtundvierzig sprechen wird, dann werden die nicht mitgenannt, in deren Herzen das schwerste Märtyrerthum großwuchs." Sie lebte in einer Zeit, wo man gewohnt war, Jedermann erregt zu sehen, ohne daß es immer gerathen schien zu fragen „warum"; wo Jedermann sich erregte, oft ohne zu wissen weshalb; wo der Strom der Bewegung Alle mitriß; wo Lüge und Wahrheit ihre Riesenleiber gemeinsam aus der Menschenfluth emporreckten und thatendurstig ihre Schwerter schwangen.

„Wir wollen zum Vater gehen," sagte sie gefaßt.

Sie ging durch das nächste Zimmer, welches in der Einrichtung dem ersten sehr ähnlich war, und klopfte an eine Thür, die offenbar in ein drittes, ebenfalls straßenwärts gelegenes Gemach führte.

„Herein," sagte eine schwache Geisterstimme.

Agnes trat über die Schwelle, der junge Offizier folgte ihr.

„Ah, sieh da, unser junger Krieger," sagt die schwache Stimme wieder.

„Ich bin schon seit einer Stunde bei Agnes," sprach Willibald. Er beugte sich kindlich nieder und streichelte die runzelige Greisenhand, die der Alte ihm darbot.

Der Greis saß in einem hohen Lehnstuhl vor einem Schreibtisch, den man an den Pfeiler zwischen den beiden Fenstern gerückt hatte. Die ganzen Wände deckten Bücherregale, von deren oberstem Rande römische und griechische Kaiser- und Gelehrtenköpfe, in Gyps nachgebildet, herab-

ſchauten. Den Aufſatz des Schreibtiſches zierte ein Globus und eine Bronzeſtatuette Friedrichs des Großen. Ein Kupferſtich dieſes Königs hing an der Pfeilerwand darüber. So ungünſtig die Beleuchtung war, zwiſchen den gardinenloſen Fenſtern, ſo ſchien es doch, als leuchteten die großen Augen Friedrichs aus dem farbloſen Stich hervor.

Agnes ſchob den Lehnſtuhl etwas herum, ſo daß ihr Vater ſich gegen das Zimmer wenden konnte. Man ſah, der Greis war bis zum halben Leibe in Decken gewickelt und konnte ſich mit dieſen nicht allein bewegen.

„Eine Stunde ſchon — ſo, ſo, eine Stunde," ſagte der alte Mann, während ein Zug liebenswürdiger Schelmerei über ſein verwittertes Geſicht flog. „Natürlich, man beeilte ſich nicht das Alter zu begrüßen, da man ſich mit der Jugend ſo gut unterhielt."

Willibald wußte, daß der alte Profeſſor Lucanus das nicht voll Eiferſucht auf die ihm gebührende Ehrfurcht ſagte.

„Wir haben uns nicht gut, wir haben uns ernſt unterhalten, Herr Profeſſor," ſprach er mit ſeinem offenen, männlichen Tone und blickte voll Liebe auf den Greis. „Von der Zukunft unſeres ganzen Lebens ſprachen wir, und daß wir einig ſeien, zuſammen alle Freuden und Leiden zu tragen, dafern Sie es in väterlicher Güte geſtatten wollen."

Agnes ſaß auf der Armlehne des Seſſels, legte ihr dunkles Haupt auf das reiche Silberhaar ihres Vaters und fügte leiſe hinzu:

„Willibald liebt mich. Sein Vater war Dir ein theurer Freund. Du wirſt dem Sohne nicht weigern, was er begehrt."

Und dabei traf ihr Blick Willibalds Geſicht, als wollte ſie ſagen: „Sieh, daß ich Dich liebe; ich bitte ja für uns." Willibald aber hörte nur den ſchüchternen Ton und deutete ihn als Mangel an Feuer und hörte nur „Willibald liebt mich." Ein übervolles Herz hätte geſagt „wir lieben uns!"

Der Greis legte ein Buch, das er noch immer geöffnet in der Linken hielt, gewendet auf den Schreibtiſch, daß ihm die Seiten nicht verſchlugen. „Meine Kinder," ſagte er in einem Gemiſch von Bedenklichkeit und Wohlwollen, in dem das letztere die größere Stimme hatte, „ich habe das gedacht, kommen ſehen, ja, gewünſcht. Aber es kommt mir zu früh. Dieſe Zeit iſt nicht zum Freien gemacht."

„Das ſagte ich Willibald auch," rief Agnes, den Verlobten anſehend.

„Das Geſchrei nach Freiheit tönt häßlich in meinen Ohren, es ſind unreine Klänge darin. Laßt den Lärm erſt verhallen," bat der Greis.

„Nein," rief Willibald ausbrechend, „gerade jetzt laß mich den Frieden, den Halt finden am Herzen Deiner Tochter, mein Vater — in Deiner ſturmloſen Nähe!"

Der Greis ſah ihn forſchend an. Aber er verbarg die tieferen Gedanken, die er hegen mochte, unter ſeinem milden und zugleich überlegenem Lächeln und ſagte mit Humor:

„Außerdem, mein Sohn — wenn das Pathos Deiner Jugend mich

denn sogleich zu Deinem Vater ausruft — außerdem, mein Sohn ist die Einwilligung Georgs eine Nothwendigkeit."

„Immer wirft dieser Mann seinen Schatten voraus und auf mich," sprach Willibald unwillig; „ich möchte wissen, ob die Stimme des Bruders oder die des Vaters denn maßgebend für Agnes ist."

„Georg wird diese Heirath gestatten," beschwichtigte der Greis, „er wird es, wenn ich ihm sage, daß ich Dich achte, mein Sohn! Das Urtheil seines Vaters über den Werth der Menschen hat er noch stets gewürdigt, wenn er das Urtheil des alten Mannes über das Drängen dieser Zeit auch nicht annehmen will. Es ist des Geldes wegen, dessen Ihr doch für Eure Heirath bedürft, nothwendig Georg zu fragen."

Betroffen blickten die beiden Liebenden sich an.

„Du bist doch reich, Vater," brachte Agnes zögernd hervor.

„Ich — nein! Ich habe nichts," sagte Lucanus mit der größten Einfachheit.

Willibald erschrack heftig. Er sah plötzlich ein neues, wirkliches Hinderniß, die Geliebte zu besitzen. Agnes begriff nichts; sie stotterte etwas davon, daß ihr Leben, die Privatbeschäftigung des Vaters, der Besitz dieses großen Hauses in der Breitenstraße von Berlin ihr den festen Glauben geweckt habe, daß . . ."

„Aber mein Kind, Du weißt doch, daß Georg der Sohn meiner ersten Frau ist. Von ihr kommt aller Reichthum, ich habe nur die Nutznießung. Nach meinem Tode fällt es an Georg. Aber schon mehr als einmal hat Georg die Frage angeregt, eine Schenkungsurkunde aufzusetzen, die Dich zur Hälfte mit ihm theilen lasse."

Willibald begriff die unberührte Zufriedenheit des Greises nicht.

„So soll ich bei einem Unbekannten erbetteln, was ich von dem geliebten Vater ohne Besinnen genommen hätte!" rief er stolz. „Nein, lieber . . . lieber . . . lieber . . ."

O wie schnell sank sein stolzer Muth, da es galt auszusprechen: lieber entsage ich Agnes!

„Georg," sprach der Alte, sinnend vor sich hinlächelnd, „wird in der verschwenderischen Großmuth gegen die Schwester sich so sehr gefallen, daß es ihm Wollust sein wird, sie auszuüben. Gebt ihm Gelegenheit eine That zu thun, die nach etwas aussieht, und er ist Euch dankbar für Willibalds Armuth."

Agnes und Willibald begriffen diese Charakteristik des fernen, ihnen Unbekannten nicht. Sie fühlten sich sogleich getröstet.

Der Greis hub von Neuem an.

„Nicht allein um Georgs willen dränge ich darauf, Eure Verbindung, oder vielmehr die Hoffnung auf eine solche, noch ein Geheimniß unter uns dreien sein zu lassen. In Deinem Herzen, mein Sohn, ist noch in den Winkeln allerlei verborgen, das der Liebe nicht Platz lassen wird, als

ſorgenloſe Herrin ganz hinein zu ziehen. Seit langem fühle ich, daß geheime Noth Dich quält. Ich will Dir mein größtes Gut vertrauen: den Leib und die Seele meiner Tochter, und ich ſoll als Gegengeſchenk nicht Dein Vertrauen empfangen?“

„O Gott!“ rief der junge Offizier und ſchlug beide Hände vor ſein Geſicht.

„Agnes,“ ſagte der Alte mit jener würdevollen Beſtimmtheit, die es unmöglich machte, ſich ihm durch Blick oder Gedanken nur zu widerſetzen, „laß uns allein.“

Das Mädchen ſtand vor dem Geliebten und ſah ihn an. Eine große Angſt gähnte in ihr auf auf und beklemmte brennend ihren Athem. Jetzt, jetzt fühlte ſie etwas von dem, was ſie lange geträumt — ein unbändiges Vorwärtsdrängen — eine heiße Nothwendigkeit ſich an ſeine Bruſt zu werfen — ihm zuzujauchzen „und wenn Du ein Mörder wäreſt — ich liebe Dich!“

Doch er, ohne die Hand von den Augen zu laſſen, wandte ſich und lehnte ſich gegen ein Bücherbord. Es ſchien, als berge er Thränen.

Und was ſecundenlang aufzuckte in Agnes Herzen, erloſch. Still und traurig ging ſie hinaus, durch das nächſte Zimmer, um nicht in die Verſuchung des Lauſchens zu kommen, in das erſte, wo ſie ſich an ihrem Nähtiſchchen am Fenſter niederließ und die ſchlanken Finger eifrig, wenn auch mechaniſch mit Filetnadel und Elfenbeinſtab an einer Filetarbeit zu hantiren begannen.

„Was haſt Du?“ fragte der Greis ohne Erregung.

„Ich habe meine Ehre verloren. Ich bin ein Verräther,“ ſagte Willibald tonlos.

Der Alte ſah den Jungen an, der mit ſchlaff herabhängenden Armen, den Rücken gegen die Bücherwand, ein Bild des Jammers daſtand. Das dunkle Haar hing ihm in die Stirn, unter dem Schnurrbart waren die Lippen feſt zuſammengepreßt.

„Mit der That oder mit Gedanken?“ fragte Lucanus weiter.

„Wär' ich's mit der That: ich lebte nicht!“ ſprach der Offizier finſter.

Der Greis ſah ſtill zu dem Bilde des großen Königs empor. Es ſchien, als hielte er ſtumme Zwieſprach mit den leuchtenden Augen. Seine Lippen bewegten ſich murmelnd. Endlich ſeufzte er ſchwer, wandte das Geſicht wieder dem Jüngling zu und ſagte:

„Komm heran, mein Kind, es ſtrengt mich an, ſo fernhin zu ſprechen.

Geſenkten Hauptes trat der junge Volkingen näher. Neben dem Schreibtiſch, unter dem Fenſter ſtand eine niedere Polſterbank, Agnes pflegte auf ihr zu ſitzen, wenn ſie dem Vater aus dem „Tagwächter“ vorlas. Dahin deutete die zittende Greiſenhand. Willibald ſetzte ſich nieder, ſtützte die Ellbogen auf den hoch gezogenen Knieen und die Stirn gegen die

gefalteten Hände. So saß er, bereit sich die Qual seines Innern abfragen zu lassen, wie von einem Richter.

„Ich frage nicht. Sprich von selbst," sagte der Alte, als hätte er die Gedanken des Zagenden errathen.

Der junge Offizier besann sich; er war nicht der Rede so mächtig, um nun wohlgesetzt und folgerichtig Alles vorzubringen. Ja, ihm schien, als bestehe grade darin ein Theil seiner Noth, daß er nicht deutlich ausdrücken könne, worin sie bestehe.

„Du weißt, ich bin im Cadettenhause erzogen; ich habe mehr gelernt meine physischen Kräfte üben, als mich mit Nachdenken darüber zu quälen, warum die Dinge um uns so sind, wie sie sich eben darstellen. Das Quantum wissenschaftlicher Bildung, das man uns beigebracht hat, haben wir pflichtgemäß und ohne den Wunsch es zu vermehren in uns aufgenommen. Wir haben nicht gelernt uns mit Fragen „woher? warum? was dann?" abzuquälen. Und doch war diese Erziehung keine todte, mechanisch sich abhaspelnde Form. Ein großer und mächtigen Begriff lebte in ihr und ging ganz in unsern Geist über: gehorsam und im Gehorsam muthig sein, das ist die hohe Pflicht, die, wenn wir sie alle ganz erfüllen, uns alle zum Schutz und Schirm des Vaterlandes machen soll. Diese hohe Bestimmung meines Berufs hat mich sonst immer dafür entschädigt, daß ich kein Eigenleben ausleben darf; ja, ich hatte gar nicht das Bedürfniß nach einem solchen."

Wie wurde ihm leicht, während er sprach; wie fand er nun Worte, die er sonst vergebens gesucht! Ja, der alte kluge Mann wußte es, wie die Last sich mindert, wenn man Worte findet um sie auszusprechen.

„Als ich Offizier wurde und in die Welt hinaus trat, fand ich sie schon in Gährung. Aber all die fordernden Worte gingen an meinem Ohr vorüber wie leerer Schall. Volksrechte, Constitution, Preßfreiheit — — was war das mir? Ich bin nicht berufen mein Volk mit zu erziehen, zu belehren, zu beglücken — ich bin berufen zu streiten, wenn Feinde es bedrohen!"

„Recht so, mein Sohn. Blick' auf Deinen König und auf Deinen Degen und auf nichts sonst," sagte der Greis.

In diesem Augenblick schlug etwas knatternd gegen die Fenster. Der junge Offizier schrak zusammen. Der Sonnenschein draußen war erblichen, ein Hagelschauer prasselte stoßweise mit dem Frühlingssturme hernieder. Im Gemach war es grau und düster geworden.

„Aber aus dem Gelärm ringsum," fuhr Volkingen fort und hob sein schönes junges Gesicht gegen den Alten, „scholl ein Wort! Ein immer wiederkehrendes! Ich hörte es. Ich trank es mit durstiger Seele. Es brennt in mir — unauslöschlich! Ich kann es nicht vergessen! Wenn ich im Kasernenhof die Rekruten exercire, wenn mir auf den Straßen das Gewühl von Menschen begegnet, auf deren Stirnen ich Gedanken des

Aufruhres leſe, die ich verabſcheue, wenn meines Königs mildes, kluges Auge mich trifft — ja in Agnes Nähe, hier zu Deinen Füßen, immer höre ich's!"

„Das Wort . . ." ſagte der Greis mit zitternder Stimme und feuchten Augen.

Volkingen ſprang auf. Eine ungebändigte Erregung flammte auf ſeinem Geſicht.

„Das Wort, das eine, das hohe: Deutſchland! Ein einiges Deutſchland und mein König als ſein Kaiſer!"

Er warf ſich an dem Seſſel des Greiſes nieder und umklammerte die eingefallene Bruſt mit beiden Armen.

„Was ich denke, iſt Verrath an meinem Eide, denn mein König verbietet es, ſo zu denken. Dies wünſchen, heißt die Gährung dieſer Zeit gut heißen. Nein — ich heiße ſie nicht gut. Sieh — ich bin ganz von allem Verſtande verlaſſen. Ich erſehne das Ziel und haſſe den Weg!"

Ein eigenthümliches Licht ging in dem Antlitz des Alten auf. Die welke Hand legte ſich beſchwichtigend auf das dunkle Haupt an ſeiner Bruſt.

„Auf dem Wege, mein Sohn, iſt ſo viel Lüge, Verbrechen, Verrath und Eitelkeit, daß Du ihn haſſen kannſt, ohne Dein Ziel zu verleugnen. Und doch geht große Saat unter all dem Unkraut auf. Diejenigen erſt, die fern von dieſer Zeit ſtehen, werden die wahren Patrioten von den Betrügern und Betrogenen ſcheiden lernen, ſowie man fern von einem verworrenen Bilde ſtehen muß, um die Anordnung des Stoffes recht beurtheilen zu können. Und daß Du von dem Ziele träumſt, das würde Dein König Dir vergeben. Er ſelbſt . . . er iſt ein Hohenzoller!"

Er ſchaute zu dem Kupferſtich zwiſchen den Fenſtern auf.

„Du haſt es gezeigt, was für ein Geiſt in ihnen lebt. Sie müſſen! Es liegt in ihnen."

Volkingen verſtand den Gedankengang des Greiſes nicht ganz, oder war doch zu ſehr mit ſich beſchäftigt, um ihm zu folgen. Er hob den Kopf näher zum Ohr des Greiſes und flüſterte:

„Und noch eine ſchreckliche Furcht faßt mich. Sieh, die Unruhe wächſt, ein Aufruhr iſt zu erwarten — wer wird berufen ſein, ihn zu bändigen? Wir? Wer wird den Degen ziehen müſſen, Preußen gegen Preußen? Wir? Bin ich deshalb Offizier geworden, um Bruderblut zu vergießen?"

„Gott der Allmächtige wird verhüten, daß es zum Aeußerſten komme," ſagte in inbrünſtigem Wunſche der alte Mann. „Und wenn ſelbſt das geſchähe — wenn . . . wir Alle mein Sohn ſind Werkzeuge in der Hand des Höchſten. Ein langes Leben und ein tiefes Studium der Geſchichte haben mich gelehrt, mit dem einzelnen Ereigniß nicht zu murren, ſondern immer die Lehre abzuwarten, die ſich aus ihm ergab."

Aber wann hätte die erhabene Weisheit des Alters, die Qual einer Jünglingsbruſt zu bändigen gewußt? Es iſt das Recht, das Leid und

das Glück der Jugend, sich selbst erst Wunden zu holen, ehe sie sich des Mitkämpfens begiebt.

Volkingen sprang auf und lief heftig im Zimmer hin und her. Nur als die schwache Stimme sich wiederholte, hemmte er den Schritt; er wußte, daß man still und aufmerksam verharren mußte, wenn den Greis das Sprechen nicht ermüden sollte.

„Wir leben in einer wunderbaren Stimmung," sprach der Alte. „Die nivellirende Zeit der französischen Herrschaft, die von Napoleons Tagen her, wenn ich sagen soll, moralisch noch bestand, vielleicht nur, weil seit Napoleons Sturz nichts Welterschütterndes sich begeben hat und das letzte Ereigniß für naive Gemüther auch immer das größte Ereigniß bleibt — diese nivellirende Zeit ist vorbei. Die Völker verschanzen sich in ihrer Nationalität, ihrer angestammten Sprache, ihrer überkommenen Religion. Alte Feindschaft wacht auf. Weltbürgersinn wird verspottet. Und doch führen die neuen Eisenstraßen, die Dampfschiffe die Völker immer näher zu einander; während der Nationalitätenhaß wächst, wachsen zugleich Handelsverbindungen. Das erzeugt die Eifersucht, es einander zuvorzuthun. Auch im Lärmen gegen die Gewalt. Aber glaube mir, mein Sohn, aus dieser Krisis wird Preußen, wie schwer sie auch werde und wie lang sie sei, doch größer hervorgehen. Wer zu lesen versteht in den Büchern der Geschichte, der weiß, daß seit den Tagen des großen Kurfürsten Deutschlands Zukunft in Preußens Händen liegt. Träume nur Deinen Traum weiter vom einigen Deutschland. Du darfst es, auch als Deines Königs Offizier. Vielleicht wirst Du es noch mit erkämpfen — meine Augen werden so Großes nicht mehr sehen. Aber ich habe auch Großes gesehen: den größten Menschen aller Zeiten. Ich habe den großen Friedrich noch erblickt."

Und er nickte mehrmals vor sich hin, mit den geistigen Augen eine ferne, ferne Erinnerung frühester Jugend suchend. Ein Schauer von Ehrfurcht wallte in dem jungen Offizier auf.

Er küßte die welke Hand, die sich prophetisch erhoben hatte. So stand er noch voll Scheu und bewundernder Liebe da, als die Thür jäh aufgerissen ward und Agnes mit allen Merkmalen großer Angst im Gesicht hereinstürzte.

„Karsten kommt eben heim, er hat die Vossische geholt — er sagt — auf den Straßen — o mein Gott!"

Der letzte Ausruf kam aus dem Munde wie ein Schrei, und zugleich neigte sich der Mädchenkopf lauschend gegen das Fenster.

Ein dumpfes, unbestimmtes Geräusch war fern zu hören, schwoll aber in der Secunde, da Alle lauschten, schon brausend näher.

Karsten, der junge Diener des Hauses, stand auf der Schwelle und hielt die neueste Nummer der Zeitung in der Hand. Ein breitschultriger,

ſtrammer Märker mit blonden Haaren und waſſerblauen Augen ſtand er da, im intelligenten Geſicht einen Zug von überlegener Schlauheit.

„Was bedeutet das?“ fragte Profeſſor Lucanus.

„Auf dem Schloßplatz und beim Luſtgarten ſind tauſende von Männern verſammelt. Sie brüllen nach dem König. Ich mache mich eilig davon.“

Volkingen ſtöhnte auf. Die Stunde war da! Agnes umſchlang furchtſam den Verlobten. Indeß das Getöſe lauter ſchwoll, fragte der Greis:

„Und wie kamſt Du nach dem Luſtgarten?“ Karſten hatte nur die Zeitung holen ſollen, aus dem ſchräg gegenüber liegenden Hauſe der Druckerei. Da er nun aus Erfahrung wußte, daß er bei ſeinem Herren mit kecken Wahrheiten ſehr gut und mit leeren Ausreden ſehr ſchlimm weg kam, antwortete er:

„Ich machte mit der Zeitung einen kleinen Umweg, um ſie zu leſen. Unſereins will auch wiſſen was vorgeht. Denn wenn die neue Verfaſſung kommt, hat unſereins auch ſeine Meinung zu ſagen.“

„Das verhüte Gott, oder er mache Dich zuvor klüger,“ ſagte der Alte lächelnd. „Alſo eine Zuſammenrottung.“

„Es hieß, daß Militär . . .“

Weiter kam Karſten nicht. Ein toſender Lärm verkündete, daß ſich die Bewegung oder ein Theil von ihr durch die Breiteſtraße zu ergießen beginne.

Der junge Offizier ſtürzte hinaus, ergriff im Vorbeieilen ſeinen Degen, den er im erſten Zimmer abgelegt, und hinter ihm lief Agnes mit Rufen tiefſter Sorge. Am Hausthor erfaßte ſie ihn und klammerte ſich an ſeinen Arm.

„Bleibe, bleibe!“ flehte ſie.

Karſten war ſchon neben ihr und ſagte, daß der Herr Lieutenant gewiß beſſer thäten, im Hauſe zu bleiben. Dabei aber verführte doch ſeine Neugier ihn, die Hausthür zu öffnen. Hinauszutreten wäre unmöglich geweſen.

Dicht aneinander gedrängt ſchoben die Menſchen ſich vorbei, ſich an den Häuſerwänden und ihren Nachbarn preſſend. Ein rohes Gejohle ward durch gelle Pfiffe übertönt, zuweilen ſchien es, als ſuche eine ſonore Männerſtimme ein Mahnwort zur Ruhe auszuſtoßen. Papierfahnen flatterten kniſternd über den Häuptern dieſer Menſchenmenge, die mit unheimlicher Geſchwindigkeit vorwärts trieb, als quetſche eine noch unſichtbare Macht ſie durch den engen Canal der Häuſermauern. „Preßfreiheit! Es lebe die Conſtitution!“ ſtand in ſchwarzen Lettern auf dem Papierfetzen.

„Es lebe die Conſtiduſchion!“ ſchrie Karſten in der Hausthür.

Agnes rang hinter derſelben mit Volkingen, der den unnützen Schreier zurückreißen wollte.

Das Schreien wurde wilder, das Vorwärtsſchieben ein todesbanges Drängen. Pferdegetrappel, Trompetenſignal übertönte Alles.

Der junge Offizier, blaß wie ein Sterbender, ſtand nun, die eine Hand an der Thürkante, in der andern Hand den Degen und ſtarrte in den Lärm hinaus, während Agnes auf den Knieen lag und betete: „Gott ſei barmherzig — erbarm' Dich unſer."

Die Arme erhoben, in durchdringendem Angſtgeſchrei, mit wahnſinnigen Rufen der Empörung, wurden die Menſchen vorbeigeſtoßen. Arbeiter, Vagabunden, Bürger, Studenten, ja — o Schrecken — ſelbſt Frauen. Und dazwiſchen, mit blankem Säbel, hoch zu Roß die erſten Dragoner!

Da war die Stunde! Preuße gegen Preuße!

Volkingen ſchrie auf, ſeine Hand ließ die ſtützende Thürkante los, er taumelte zurück.

Da, dicht vor den Hufen eines ſich aufbäumenden Dragonerpferdes hatte ſein Auge mit Blitzesſchnelle zwei ſchöne, zarte Jünglinge geſehen — — die Häupter mit den wallenden Blondlocken und den ſchwarzen Sammetmützen eng aneinander geſchmiegt, die Arme um die Schultern verſchränkt . . . zwei aus ſeinem Geſchlecht, zwei von ſeinem Blut. Junge, liebe Burſchen, die hier ſtudirten und dem Vetter in Anhänglichkeit ergeben waren. Und Morgen vielleicht hieb er auf ſie ein . . . Bruder gegen Bruder . . .

Krachend fiel das Hausthor zu. Karſten war auf die Straße gegangen, um hinter den Dragonern hinlaufend, den weiteren Gang des Aufruhrs zu verfolgen. Der Pflichten ſeines Dienſtes glaubte er ſich in ſolchen Stunden ohne Weiteres entledigt.

Wie ein Betrunkener taumelte Volkingen in das Gemach des Greiſes zurück.

Der ſaß, mit der Zeitung auf den Knieen und ſah ſtill in den ſinkenden Abend hinaus. Agnes hockte ſich auf das Polſterbänkchen hin und weinte bitterlich.

„Vater!" ſagte der junge Offizier mit erſtickter Stimme,

„Troſtloſe, zaghafte Jugend! murmelte der Alte, den Kopf ſchüttelnd. Dann hob er das Blatt, es zitterte in ſeiner unfeſten Hand. Aber der Blick ſeiner Augen war noch adlerſcharf wie in früheren Tagen.

„In Hamburg und in Bayern iſt am ſiebten März Preßfreiheit bewilligt. Und hier dies: am ſiebten iſt auch von Königsberg eine Petition an Seine Majeſtät abgegangen, hört! „Die Staatsumwälzungen in Frankreich, herbeigeführt durch ein freiheitsfeindliches Miniſterium, und das bevorſtehende Einrücken ruſſiſcher Truppen in das Herz Deutſchlands gefährdet von Oſten und Weſten die Grenzen unſeres Vaterlandes In ſo verhängnißvollen Zeiten nehmen wir keinen Anſtand, uns offen und frei an Ew. Maj. zu wenden und gegen Ew. Majeſtät es auszuſprechen, daß nur ein in freieren Inſtitutionen erſtarktes und dem Intereſſe Deutſchlands ſich hingebendes Preußen uns Schutz bieten kann. Durch wahre, aus allen Ständen des Volks hervorgegangene Volksvertretung, durch die Her-

ſtellung eines deutſchen Parlamentes, durch unbedingte Preßfreiheit allein erlangt Deutſchland die Kraft, allen Feinden zu widerſtehen. Uns beſeelt aufrichtige Liebe zum Vaterlande. Möge Ew. Maj. dem Volke vertrauen und uns das gewähren, was uns allein retten kann."

Die altersſchwache Stimme war von der langen Vorleſung ganz tonlos geworden. Die beiden jungen Zuhörer ſchwiegen. Sie hatten hier keine Meinung. Hülflos bebten ihre Herzen, und ihre Gedanken trugen ſie nicht über den Schrecken der Stunde hinaus.

„Sie ſollten ihn nicht drängen," murmelte Lucanus vor ſich hin. „Er verſteht die Zeit! Sie ſollten ihm Ruhe laſſen, die rechten Aerzte für ihre Krankheiten zu finden."

Es war ganz dunkel geworden im Zimmer.

„Weine nicht," ſprach der alte, ſonderbare Mann, „ſteh' auf, zünde mein Licht an, damit ich das Bild des großen Friedrich ſehe.

Agnes that, wie ihr geheißen war. Sie ſchob den Seſſel des Greiſes wieder nah an den Schreibtiſch. Ihrer Gegenwart offenbar nicht mehr eingedenk, ſaß der Alte ſtill. Auf ſeinem Geſicht lag ein ſeltſam Leuchten. Der Lärm der Gegenwart war längſt in ſeinem Ohr verhallt. Sein ruhevoller Geiſt ſpann goldene Fäden aus der glorreichen Vergangenheit in eine dämmernde Zukunft hinein.

Das Mädchen und der Offizier ſtahlen ſich ſachte hinaus.

Im Dunkel des Wohngemaches umfing Volkingen die zarte Mädchengeſtalt.

„Du hatteſt Recht, Geliebte," ſagte er ſchmerzlich, „in dieſen Tagen dürfen wir nicht laut Glückshoffnungen in die Welt hinausjubeln. Ich gehe . . . ach, hoffnungslos, denn wird nicht der Sturm dieſer Zeit die Blume unſerer Liebe zerknicken?"

Agnes ſchwieg und duldete ſeinen Kuß.

„Komm morgen wieder, ſagte ſie noch mit matter Stimme.

Sie blieb im Dunkel. Ein eigener Zuſtand von Unempfindlichkeit lähmte ihr Sein. Der Sturm der Leidenſchaft fegte über alle Lande und durch alle Herzen. Nur ihr Loos war, Zuſchauerin zu bleiben. Der Wunſch nach etwas Großem, Ungeheurem ſtieg auch in ihr auf. Ach — daß es ſich ihr nicht in Willibalds erſtem Kuß offenbart hatte! Ach — daß auch er nur den Antheil eines Zuſchauers hatte!

So ſaß ſie lange.

Da kam Karſten und ſetzte die große Moderateurlampe auf den dunkelglänzenden Mahagonitiſch. Während er die grünen Rouleaux herabließ, erzählte er begeiſtert:

„Ach Fräulein, als die Cavallerie die Menſchen auseinandergetrieben hatte, ging ich hinter den beiden Vettern des Herrn Lieutenants in die Studentenkneipe mit 'rein. Da haben ſie ein ſchönes neues Lied geſungen. Den erſten Vers weiß ich auswendig.

Agnes antwortete nichts.

Mit der Vertraulichkeit, die Karsten sich neuerdings gegenüber seiner Herrschaft angewöhnt hatte und welche diese gelassen duldete, stellte er sich mitten im Zimmer hin und declamirte in schauderhaftem Berliner Dialect:

Herr Gott vom Himmel, sieh darein!
Verjag' den Geist der Lügen!
Wie Du, muß Wahrheit ewig sein
Trotz allem list'gen Trügen!
Vernichte jede Unnatur,
Den Servilismus, die Censur
Und was dazu gehöret!"

„Geh hinaus," fuhr Agnes ihn an. Eine furchtbare Erregung befiel sie. Selbst dieser Knecht begeisterte sich!

Mit einmal wußte sie's, was die große Flamme zwischen ihr und dem Geliebten nicht emporlodern ließ.

Er gehörte sich nicht selbst, seine Gedanken waren unfrei, sein Handeln unselbständig. Er durfte kein Mensch sein wie andere, nicht wie sie begehren, fragen, richten. Ein stummes blindes Werkzeug eines Höheren! Der Sclave eines Eides! Seines Königs Diener!

Nur sein Herz durfte er verschenken, nicht sein ganzes geistiges Wesen. Fühllos und wunschlos stand er im Sturm!

So konnte auch sein Weib ihm nur das Spielzeug für dienstfreie Stunden sein. Nicht zusammen Schulter an Schulter, Hand in Hand durften sie beide die Ideale ihres Volks mit erstreben, die Irrthümer mit bekämpfen! Sie sollten ihre Leiber, aber niemals ihre Seelen vereinigen!

Und im Jammer dieses ungeheuren Irrthums warf Agnes sich nieder und weinte am Boden um die Armuth in ihrer Liebe.

Sonne und Wolken stritten sich auch am folgenden Tag. Der veränderliche Himmel drohte bald gewittergrau auf die Straßen Berlins herunter, bald lachte sein heiterstes Blau über die Menschengruppen, die sich auf allen Straßen und Plätzen immer wieder ansammelten, so oft auch Polizeimannschaften sie vertrieben. Die preußische Allgemeine Zeitung war um Mittag mit der Bekanntmachung erschienen, der König ordne die Zusammenberufung des vereinigten Landtages auf den 27. April an; dieser Umstand mußte besprochen werden.

Das späte Datum, das noch mehr als einen Monat Geduld forderte für die Berathung neuer Verfassungen, wurde mit heftigen Mißfallen erörtert. Andere wieder jubelten freudig auf über des Königs Verheißung dem Landtage entgegentreten zu wollen mit der Devise „freie Fürsten, freie Völker".

Doch der Jubel erstarb, wenn der dumpfe Tritt vorbeiziehender Infanteriecolonnen erdröhnte, oder eine Schwadron Cavallerie langsam die Straße herabritt.

Eine ungewiſſe Schwüle lag in der Luft, und trotz der Märzkühle brannten die Stirnen, trockneten die Lippen, klopften die Herzen, wie bei Gewitterluft im Hochſommer.

Auch auf dem Hauſe Lucanus lag dieſer unerträgliche Druck. Flüchtig war nur auf Minuten Volkingen erſchienen: ein ſcharfer Dienſt hielt ihn den ganzen Tag fern. Sein ſchönes Geſicht war ausdruckslos und todt geworden, wie verlaſſen von allem geiſtigen Leben. Mit mattem Lächeln hatte Agnes ihn begrüßt, und ohne warmen Blick und Ton waren ſie geſchieden.

Der Greis ſchien vergeſſen zu haben, daß man auf einem Vulkan lebte. Er las in einer neuen Schrift Alexander von Humboldts, ließ ſich gegen Abend von Agnes ſeine Kupferſtichſammlung Blatt für Blatt vorlegen, und nur zuweilen flog ein forſchender Blick ſeiner Augen über Agnes ſchmales Geſicht.

Jedes Mal wenn die Thür ging und die Hausthürglocke mit ihrem altmodiſchen Ton lange nachbimmelte, horchten Beide in unausgeſprochener Spannung auf.

Wenn das Georg wäre!

Seit zehn Jahren war der Sohn und Bruder dem Hauſe fern geblieben. In London, Paris, Italien hatte ſein ungeſtümer Drang nach Neuem ihn, den Unabhängigen, umhergetrieben. Er, der Dreißigjährige, hatte die kleine Schweſter ſeit ihrem zehnten Jahre nicht mehr geſehen, er war für ſie fremd und geheimnißvoll wie der Prinz im Märchen. Und bei ihm ſtand die Entſcheidung über ihre und Volkingens Vereinigung!

Agnes ſuchte endlich in Geſprächen über den Erwarteten die unerträgliche Spannung zu löſen.

„Vater," ſagte ſie, „ich kann die Daten Deines Lebens nie ganz genau zuſammenbringen. Wann heirathete ſt Du Georgs Mutter, Deine erſte Frau? Und wann Deine Zweite, meine Mutter?"

„Hängſt Du an Daten, wo Du Dich noch am Inhalt freuen kannſt, ja, ſelber ein Theil von ihm biſt?" ſagte Lucanus, milde wie immer und doch mit einem Schatten von Mißbehagen über der weißen Braue. „Nun, ich war kein Jüngling mehr, als ich mein erſtes Weib heimführte, ſchon fünfundvierzig."

Agnes glaubte, daß der Vater das genaue Lebensjahr vergeſſen habe und mochte durch nochmaliges Fragen nicht ihn zum Bewußtſein einer Altersſchwäche bringen.

„Aber Deine erſte Frau ſtarb ſchon, als Georg das Licht der Welt ſah?"

„Nein, ſpäter. Nach einigen Jahren. Georg war ſchon fünf oder ſechs."

Agnes ſchüttelte den Kopf. Jedesmal wenn von dieſer Zeit geſprochen wurde, ſchienen ihr die Daten anders, und wenn ſie ſich einmal ausrechnete,

daß ihr Vater ſieben Jahre Wittwer geweſen, ehe er ihre theure, nun auch längſt verblichene Mutter lieben lernte, ſo kamen ein anderes Mal nur fünf Jahre Einſamkeit heraus. Sie gab es auf und ſuchte den Vater nun zu einer Charakteriſtik Georgs zu bewegen. So plauderten ſie ſich über den dumpfen, inhaltloſen Abend hinweg.

Aber auch am nächſten Tage ſchien der Druck nicht weichen zu wollen.

Vormittags kam Volkingen, haſtig, mit heißen Wangen vom Laufen.

„Ich bin du jour," ſagte er, „aber heute Abend komme ich. Und Georg?"

„Er iſt noch immer nicht da."

„O — mir iſt, als ſollte ſeine Ankunft mein Leben entſcheiden. Wie biſt Du bleich, Geliebte!"

„Jetzt blühen keine Roſen — auch nicht auf Mädchenwangen."

„Wie bitter Du das ſagſt."

„Ich kann mich jetzt nicht freuen."

Das „ich" war ſchwer betont; wie tauſend Vorwürfe ſprach es aus, daß er nicht mit empfinde, was Allen mit bleierner Sorge die Lebensfreude dämpfte.

„Aber mich tröſten ſollteſt Du können," ſagte der junge Offizier.

„Bedarfſt Du deſſen?" fragte ſie herb.

Seine Antwort wurde ihm durch den alten Lucanus abgeſchnitten, der eben, ſchwer auf einen Stock geſtützt hereinkam und fragte, ob man die Stunde vergeſſen habe, wo er ſeinen Eierwein trinke.

Betroffen eilte Agnes die verſäumte Pflege nachzuholen, und Volkingen mußte gehen, ohne ein gütiges Wort empfangen zu haben.

Nach dem Frühſtück, welches für den einfach lebenden Greis eben nur aus dem vergeſſenen Getränk und etwas Weißbrod beſtand, pflegte er ſein Schläfchen zu machen. Stille ſenkte ſich dann über die weiten Räume des vornehmen Bürgerhauſes, ſelbſt die Dienſtboten in den hinteren Räumen lachten und ſchwatzten leiſer miteinander, obwohl es längſt erwieſen war, daß den geſunden, lebenerhaltenden Schlaf des Greiſes kein Lärm zu ſtören im Stande war.

Agnes ſaß im erſten Zimmer und ſtickte mit bunten Fäden eine Landſchaft auf ein kleines Stück weißer Seide — ein Albumblatt für eine Freundin, die ſich demnächſt verheirathen wollte. Das überſchwängliche Glück Mariens ſtieg vor ihrem Geiſt wie ein Zauberbild empor; jedes jubelnde Wort der Freundin fiel ihr ein, denn dieſe Marie, ſelbſt voll Talent und ſehr beleſen, fand ihre höchſten Zukunftshoffnungen darin, an dem Beruf des Erwählten fördernd und genießend theilzunehmen, der Privatdocent und vielfach ſchriftſtelleriſch thätig war. Noch in dieſen Tagen hatte Jener ein vielbelobtes Gedicht veröffentlicht, das Königstreue und Vaterlandsliebe mit ſeltenem Takt und überzeugender Wahrheit vereinte.

In den See aus bläulichen Seidenfäden, in den Agnes eben einen Schwan hineinſtickte, fiel eine Thräne.

Das Mädchen ſchluckte die andern tapfer nieder und ſtickte weiter. Alles war ſtill. Die Häuſerwand gegenüber lag im grellen Sonnenſchein, der Schatten, der noch am Fenſter Vorübergehenden fiel nicht verdunkelnd auf Agnes Arbeit. Sie achtete nicht auf die wenigen Geſtalten, die wie Silhouetten vorüberglitten, und horchte nicht nach dem Schritt der ſich Entfernenden nach. Das geringe Leben auf der Straße fiel ihr nicht auf. Es war wohl eben für Jedermann das Klügſte, ſich in den Häuſern zu halten.

Durch die brütende Stille klang jetzt die Hausglocke, jäh anſchlagend und lang nachbimmelnd, wie ſie pflegte, wenn Jemand die Thür heftig aufriß.

Agnes horchte auf. Sie hob das Köpfchen nach der Männerſtimme, die draußen laut mit Karſten verhandelte. Die Freunde ihres Vaters, greiſe, maßvolle Männer wie er, hatten nicht dieſen Ton und pflegten auch um dieſe Zeit nicht anzuſprechen.

Eine freudig bange Ahnung beklemmte ihr Herz und machte ihr die Füße ſchwer. Da wurde auch ſchon die Thür aufgeriſſen. Agnes erhob ſich zitternd. Auf der Schwelle erſchien ein großer, blondlockiger Mann, er breitete die Arme aus und rief:

„Kleine Schweſter!“

Aber da ſie ihm zagend entgegenſchritt und halben Wegs ſtehen blieb, ſanken ihm die Arme am Leibe nieder. Sie ſahen ſich ſtumm an — ſtumme Secunden, die eine Ewigkeit erſcheinen, weil man in ihnen mit Auge und Herz ſoviel erfaßt, daß für das ganze Leben die Seele davon erfüllt iſt.

In das friſche, wohlgebildete Geſicht des Mannes ſtieg eine langſame Röthe, ſeine blauen Augen blitzten.

„Biſt Du das wirklich, kleine Agnes? So ſchön, ſo ſchön, ſo unbegreiflich ſchön!“

„O Georg,“ ſagte ſie und Thränen traten in ihre Augen. Und da lag das dunkle Köpfchen auch ſchon an der breiten Bruſt, und die Stimme über ihr — es war die metalliſche, bezwingende Stimme eines Mannes, der zu reden und durch ſein Reden zu gewinnen gewohnt iſt — die Stimme über ihr ſprach zärtlich in ſie hinein.

„Wie begreif' ich's nun, daß ich ſo lange in der Ferne mich umtreiben konnte! Aber ſieh, das Vaterland braucht jetzt freie und muthige Männer. Es konnte auch mich nicht entbehren. Nun ſoll die Freiheit ihre Fackel auch nach Preußen tragen — ich komme als ihrer Herolde einer. Und Du, Mädchen — ſo ſüß erblüht in dieſer wilden Zeit?! Augenfreude des Vaters — ich muß ihm ſie neiden. Unſer Vater iſt geſund, er ſchläft — Du ſiehſt, ich habe mich bei dem Menſchen da draußen

nach Allem erkundigt. Agnes — komm — hebe das Köpfchen — laß mich Deine Augen ſehen, daß ich in der Seele meiner Schweſter leſe, ob ſie den fremden, wilden Bruder lieben mag."

Er hob ihr das Kinn, ihr zagendes Auge ſchlug voll zu ihm empor. Ihr war ſo bang, und ſeine Zärtlichkeit ſchreckte ſie, wie die eines fremden Mannes. Und doch wallte eine heiße Bewunderung in ihr auf. Seine ſtolze, muthige Perſönlichkeit überwältigte ſie.

Er ſah tief und lange in das dunkle, ſcheue Auge; er fühlte den ſchlanken Mädchenleib in ſeinem Arm erzittern. Und die Scheu aus ihrer Seele pflanzte ſich in die ſeine hinüber. Er ließ das Mädchen los. Sie ſchwiegen Beide.

Dann fragte Georg Lucanus im Ton eines Menſchen, der ſo verlegen iſt, daß er nicht weiß, was beginnen:

„Und könnte ich Vater wecken, oder meinſt Du, daß ich mir's erſt in meinem Zimmer oben bequem mache? Sie ſeien bereit, ſagte mir der Diener."

„Vater würde zürnen, daß wir ihm dieſe Minuten entziehen, denn ſeit Wochen horcht er, ob Du es nicht biſt, der eintritt," antwortete Agnes leiſe.

„Wo?"

„Hier nebenan."

„Und iſt von dem Lärm nicht erwacht?" lachte Georg, ſich mit dem Zeigefinger gegen die Bruſt klopfend, „nun, dann iſt er noch jünger wie ich, denn ſo feſten Jugendſchlafes erfreue ich mich nicht."

„Das macht wohl, weil er unbefangen iſt, wie ein Kind," ſagte Agnes, ihre freie Stimmung wiederfindend.

Sie öffnete leiſe die Thür, Georg folgte ihr behutſam. Sitzend ſchlief der Greis, den ſtets frierenden Unterkörper in die gewohnten Decken gehüllt. Er athmete ſanft, und ein heiterer Friede lag auf ſeinem Angeſicht.

Georg hielt Agnes am Arm feſt, ſie ſollte ihn noch nicht wecken. In tiefer Rührung ſchaute er auf das ehrwürdige Bild. O, wie leicht hätte es doch geſchehen können, daß dieſe Augen ſchon von der Hand des Todes ſo geſchloſſen geweſen wären! Dann hätte er zu den Füßen des geliebten Greiſes nicht mehr den tiefen Herzensdank niederlegen können, der ihn ganz erfüllte. Ergriffen fühlte er das Glück, noch einen Vater zu beſitzen.

Agnes, die ihn wie gebannt anſah, las die ſchöne Bewegung ſeiner Seele auf ſeinem offenen Antlitz. Das zwang ſie unwillkürlich ſeine Hand zu ergreifen. Er preßte die kleinen Finger mit leidenſchaftlichem Druck.

Auch ſie, dies holde, zarte Weſen hatte er ihr zur Schweſter gegeben. Eine göttliche Erbſchaft für den Sohn, die Zarte einmal beſchützen zu dürfen!

Georg beugte ſich nieder und küßte den ſilbernen Scheitel des Greiſes.

Dieſer erwachte und ging mit der ihm eigenen Plötzlichkeit aus feſteſtem Schlaf in geſammelt klares Wachen über. Die alten Augen leuchteten auf.

„Mein Georg!“ flüſterte er beglückt.

„Mein Vater,“ rief dieſer vor ihm knieend, „ſegne den Heimgekehrten. Segne ihn zwiefach, denn er bringt Heilsbotſchaft.“

„Welche?“ fragte der Greis, nachdem er den Sohn zärtlich geliebkoſt.

Georg ſprang auf in der ganzen Höhe ſeiner ſtattlichen Geſtalt — da ſah er wie Jung Siegfried aus.

„Metternich iſt gefallen! Das öſterreichiſche Volk hat ſich ſein Recht erfochten! Ich und noch mehrere ſind augenblicklich abgereiſt, die Kunde hier zu verbreiten.“

Wenn Georg hiernach dachte, einen Ausruf des Erſtaunens, einen Ruf der Freude, des Schreckens, kurz irgend eines Antheils zu vernehmen, ſo täuſchte er ſich.

Der alte Lucanus wunderte ſich über nichts. „Das war gerecht vom Geiſt der Geſchichte,“ ſagte er nur. Und dann, nach einer Pauſe: „Erzähle mir erſt nachher, wie das kam. Laß mich jetzt meine Selbſtfreude haben, die des Vaters am heimgekehrten Sohn.“

Er taſtete mit ſeinen Händen an dem blondlockigen Kopf des Sohnes umher.

„Du junges, ungeſtümes Haupt! Aber ich muß Dich lieben — trotz alledem,“ ſagte er innig.

„Und was ſagſt Du zu ihr?“ fuhr der Greis fort, da Georg gerührt ſchwieg.

Die Augen des Sohnes flammten zu Agnes hinüber. Agnes erglühte.

„Mein Herz war faſt erſchrocken, als ich ſie ſah. Vater, Deine Tochter iſt ſehr ſchön!“

„Soll ich — ſoll ich nicht,“ ſtotterte Agnes, „den Befehl geben, daß man heute das Mahl früher rüſte?“

„Ja, ja,“ rief Georg und ſchien ſich plötzlich auf hunderterlei zu beſinnen, „ich kann nur wenig Stunden weilen. Freunde erwarten mich. Aber am Abend kehre ich wieder.“

Agnes lief hinaus.

„Vater,“ ſprach Georg feurig, „eine ſolche Schweſter hätt' ich mir nicht träumen laſſen. Mit Stolz werd' ich der Beſchützer ihrer Jugend ſein.“

„Setz' Dich her zu mir — höre. Wir werden dies holde Kind nicht lange mehr zu beſchützen haben, ſie wird geliebt und liebt,“ erzählte der Greis.

Georg erſchrak. Seltſam, ſchmerzlich. Eine heftige Mißempfindung rann durch alle ſeine Nerven. Schnell ging er auf und ab.

Aber das hätte er ſich ja denken können, das war doch ſo natürlich. Ein Mädchen ſucht ſich immer einen anderen Beſchützer als den eigenen Bruder. Freilich, er hätte ſich gern erſt ihrer Schweſterliebe gefreut, ihre anmuthige Gegenwart im Hauſe genoſſen. Doch die düſtere Falte auf der Stirn löſte ſich bei all dieſen Erwägungen nicht.

Eine eifersüchtige Empfindung, die in Zorn gegen den noch Unbekannten aufwallte, bemächtigte sich seiner.

Mit bitterer Stimme sagte er:

„Ich hatte recht gehofft, nachdem ich seit zehn Jahren nicht mehr weiß, was Familie ist, mich häuslichen Glückes zu freuen. Nun können wir beiden Einsamen bald ein ödes Junggesellenleben anfangen."

„Es ist Agnes' Herzensrecht," sprach der Greis bittend.

„Ja, ja," stieß der jüngere Lucanus hervor, „ich begreife das. Wer ist denn der glückliche Sieger?"

„Willibald von Volkingen, der Sohn meines Jugendfreundes. Er ist ehrlich, feinfühlend, ein Edelmann im höchsten Sinne des Wortes."

„Ein Edelmann!" sprach Georg etwas spöttisch nach, „das wiegt heute nicht schwer."

„Und arm," setzte der alte Lucanus hinzu.

„Und arm?" fragte Georg, sein stürmisches Hin- und Herlaufen, das dem Greis das Sprechen so erschwerte, plötzlich aufgebend. Ein Chaos von Vorstellungen wälzte sich ihm entgegen. Agnes blieb bei ihnen — noch lange — vielleicht immer, denn dies war nicht die Zeit Existenzen zu gründen. Der Baugrund bebte.

„Wenn Du Dich nicht entschließt, Agnes einen Theil Deines Vermögens abzutreten, werden sie aufeinander verzichten müssen und sehr unglücklich sein."

Ah — daran hatte er nicht gedacht, daß es in *seiner* Hand stand. Er athmete schwer auf. Das Kind mit den scheuen dunklen Augen hatte vertrauensvoll auf ihn gewartet um von seiner Großmuth das Glück zu begehren.

„Nehmt Alles — Alles — ich habe keine Bedürfnisse. Ihre zarten Füßchen sollen sich nicht an den Steinen des Weges stoßen. Nehmt Alles!" rief er, mit den Händen winkend, als wollte er Geld, Glück und Schwesterliebe gar nicht mehr haben.

Der Greis lächelte still. Er hatte gewußt, daß Georg so sprechen würde.

„Es wird eine Summe genügen, die bescheiden ist gegen das Vermögen Deiner Mutter. Agnes bedarf nur des sogenannten Commißvermögens."

„Also ein preußischer Lieutenant!" schrie Georg.

„Ja. Ein preußischer Lieutenant, mit einem warmen deutschen Herzen," sprach der Greis fast drohend.

„Ist es erhört! Ist es erhört! Die Schwester von Georg Lucanus heirathet einen . . ."

„Halt!" fiel der Alte ihm kräftig ins Wort. „Sprich das wahnsinnige Wort nicht aus. Trage nicht in den Frieden meines Alters den Lärm und Haß der Zeit. Aber laß Dir sagen, was ich meine: Die Armee,

das ist Preußen, das ist das einige Vaterland, nach welchem Ihr ruft! Sie wird immer den Thron und damit die Ordnung bewachen."

„Ordnung . . . mit dem zahmen Wort wird die Freiheit nicht geboren! Das Alte stürzt, und neues Leben blüht aus den Ruinen!" rief Georg.

Da sprach der Alte mit seinem klugen Munde, ganz sacht und sanft:

„Siehst Du, das ist es. Ihr denkt Alle mit fremden Gedanken, weil Eure eignen Euch sonst manchmal soviel Besonnenheit ließen, die Comödianten um Euch zu erkennen. Nun, ich kann auch citiren, freilich nicht Schiller, sondern den von Euch so geschmähten Pfizer: dem wahren Wesen der Freiheit ist gewaltsame Zerstörung und despotisches Nivelliren fremd. — Und weil nun einmal die Stunde des Wiedersehens gestört ist, so erzähle mir von Wien. Doch will ich mir den Commentar dazu allein machen. Zuvor aber sage mir: willst Du Deiner Schwester das Geld schenken?"

Wie hätte Georg vor dem gewittergrauen Auge des Greises gewagt, sein Wort zurückzunehmen; wie es vor sich selbst gewagt, imgroßmüthig zu sein, weil es sich um einen Feind handelte?

„Es sei," sprach er düster.

Aber gleich nach dem ersten Mahle im Vaterhause verließ Georg die Seinen.

Beklemmt, schweigsam blieben der Greis und das Mädchen zurück. Es schien ihnen plötzlich leer und todt im Hause. Die flammende Redeweise, die tönende Stimme Georgs hatten zuvor die stillen Räume gefüllt, wie mit der körperlichen Gegenwart von hundert neuen, fremden Gestalten. Es war, als ob an den geschützten Uferwinkel, von welchem aus der Greis bisher den Wogen der Zeit zugeschaut hatte, nun brausender Wellengischt geschlagen sei.

Und doch war das Bangen in beiden Herzen tief durchsättigt von leuchtendem Stolze. Sie begriffen, daß nur überschäumende Kraft so lodern, so irren konnte, und sie sahen, daß er kein Betrüger, sondern ein Wahrhaftiger, Maßloser war. Wie leicht verzeiht ein liebendes Vaterherz, wenn es in sich das Vermögen fühlt, den Zügellosen mählich zu besänftigen.

Aber — wie befremdend bei dem ganz vertrauenden Zusammenleben dieses Vaters und dieser Tochter! — sie fanden Beide nicht das offene Wort, sich über Georg auszusprechen. Der Vater wagte nicht zu sagen: „wie ist er schön, kraftvoll, jung und verirrt;" Agnes wagte sich selbst nicht die erstaunten Gedanken in Worte zu kleiden: „wie gährt Alles bei ihm auf — selbst die Liebe zur Schwester drängt wie Sturm."

Aus tiefster Versenkung in Georgs Wesen und Werth riß sie ein — ach, nicht mehr ungewohntes! — Lärmen auf der Straße. Es war gerade,

als die Magd Licht brachte, daß eine schreiende Horde sich an den Parterrefenstern vorbei drängte. Mit rascher Angstaufwallung blies Agnes das Flämmchen aus.

„Schließe erst die Vorhänge. Ist das Hausthor verschlossen? Karsten soll auf dem Flur wachen. Ich bitte Dich, Vater, laß uns oben in Deinem Schlafzimmer sitzen."

„Nein," sagte der alte Lucanus, „nein, mein Kind. Wir bleiben hier unten, laß die Vorhänge offen und die Lampe brennen. Man mag von draußen sehen, daß es noch friedliche Bürger in Berlin giebt. Und lies mir aus den Mémoires pour servir à l'histoire de Brandebourg vor. Ich habe heute nöthig, mich am großen Friedrich festzuhalten."

Agnes war ungehorsam, sie ließ doch die Vorhänge nieder und lief mit der Magd hinaus.

„Karsten — Karsten!" scholl es durch das Haus. — Niemand antwortete.

Dann der Ruf nach der zweiten Magd:

„Mine, Mine." — Wieder keine Antwort!

„Wir sind ganz allein," jammerte die Magd; „Karsten sagte schon vorhin: ich muß dabei sind, wenns los jeht! Und die Mine ihr Schatz ist Gardekürassier — sie hatte auch keine Ruhe nich."

Agnes kettete mit ihren zarten Händen die schweren eisernen Gehänge innen vor die Thür.

„So, wer herein will, kann läuten."

Als sie Miene machte, ins Zimmer zurückzukehren, faßte die Magd sie am Kleide.

„Ach Fräulein, ich graule mir draußen allein."

„So sitze bei uns. Aber nimm Dein Strickzeug."

Und nach weiteren fünf Minuten saß der Greis behaglich im tiefen Sopha, die Hände auf der rothen Kniedecke gefaltet; vor ihm auf dem blanken Tische braunte die Moderateurlampe, ihm gegenüber saß Agnes vor einem aufgeschlagenen Folianten. Das Licht fiel auf die elfenbeinweißen Schultern, die aus dem Kleide von schottischer Seide sich zart hoben, während die Arme ganz von weiten, am Handgelenk geschlossenen Aermeln bedeckt waren. Das dunkle Haupt war leise über das Buch geneigt, so daß die schwarzen Seitenlocken über die Wangen fielen. — Im Hintergrunde, in sicherer Ferne vom Fenster, saß die Magd auf einem Stuhl und strickte.

Draußen schwoll und sank der Lärm, stieg und schwieg das Geschrei; Pferdegetrappel erschütterte das Haus, daß die Lampenkuppel leise klirrte. Man verstand zuweilen Rufe, man hörte die Worte: „Barrikaden" — „Bürgerbewaffnung" — „stürmt die Wachen" — „hoch die Freiheit" — „Metternich ist schon gefallen, vivat sequens"; und in der Richtung nach dem köllnischen Rathhause zu schien der Lärm am ärgsten zu wüthen.

Und dabei klang durch das ſanft erhellte Zimmer immerfort die Mädchenſtimme, die in vorzüglichſtem Franzöſiſch aus dem Buche Friedrichs des Großen vorlas. Der Greis hörte weltentrückt zu, und die Magd ſaß mit offenem Munde dabei. Sie verſtand weder das fremde Kauderwälſch, was ihr Fräulein las, noch den wüſten Lärm da draußen.

Da pochte eine Hand an das Aſyl des Friedens. Schnelle Fauſtſchläge gegen die Thür — dann, als der Draußenſtehende begriffen hatte, daß ſie verhängt war, zog er an den Glockenknopf.

Agnes eilte um zu öffnen. Schon an der Thürſpalte hörte ſie Volkingen raunen:

„Ich bin es.“

Die Magd ſeufzte beglückt. Gott ſei Dank, eine Mannsperſon und noch dazu eine mit Waffen!

Er war ſchon drinnen und umarmte die Geliebte.

„Wart Ihr beſorgt?“

Sie lächelte. Die letzten Leſeſtunden hatten auch ihr etwas von dem Gleichmuth ihres Vaters zurückgegeben.

„Kennſt Du uns ſo wenig?“

„Stolzes Mädchen.“

„Aber Du — haſt Du keinen Dienſt?“

„Den ganzen Tag gehabt. Und die Nacht wieder. Alle Truppen ſollen in Bereitſchaft bleiben, doch ſoll Gewalt erſt nach ernſter Widerſetzlichkeit erfolgen. Jetzt hat der Commandeur einigen von den Kameraden erlaubt, nach den Ihrigen zu ſehen. Ich habe zwei Stunden für mich. Wir ſollten vorſichtig ſein, hieß es — aber ich wollte meinen Rock nicht ablegen — jetzt nicht!“

Er warf eine dunkle Chenille, die ſeine Infanterieuniform verdeckt hatte, ab und zog die Geliebte wieder an ſich.

„Georg iſt da,“ ſagte ſie plötzlich.

Er verſtummte. Agnes war's, als ob irgend eine Regung in ihrem Gewiſſen ihr verböte, ihm jetzt in die Augen zu ſehen. Als willkommene Ableitung diente ihr die Magd, die noch immer auf dem Flur neben der Verlobten ſtand. In andern Tagen hätte ſie dieſe Unbeſcheidenheit, die aus Furcht und Neugier entſprang, nicht gewagt.

„Richte den Abendtiſch zu,“ ſagte Agnes, der junge Herr kommt gewiß auch gleich. Er hat es feſt verſprochen,“ ſetzte ſie hinzu und ſah nun Willibald an.

Der nahm ihre Hand und führte ſie in das zweite Zimmer vor das Angeſicht des Greiſes. Die Frage, die auf ſeiner Lippe brannte, wagte er nicht laut werden zu laſſen. Der Greis erſparte ſie ihm.

„Georg wird Agnes das Vermögen abtreten, welches Ihr zur Caution und darüber hinaus zu Wahrung der Lebensformen braucht, die Agnes gewohnt iſt.“

Agnes Hand zitterte in der Hand Willibalds.

Und er, der den ganzen Tag ſich an den Rettungsgedanken geklammert hatte: „dieſe Gewißheit wird mich muthig und glücklich machen" — er fühlte keinerlei Aufwallung als die des Unwillens darüber, daß er eine Dankesſchuld gegen einen Fremden auf ſich nehmen ſollte.

„That er es willig?" fragte er mißtrauiſch.

„Die angeborene Großmuth zwang ihn dazu," ſagte der alte Lucanus, der ſich ſelbſt nicht ganz klar war, welche Motive Georg beſtimmt hatten. „Er that es vielleicht gerade, weil er Dir feindlich geſinnt iſt — wer kann mit ſicherem Blick eine Seele ergründen, die ruhelos iſt, wie ſpielender Feuerſchein!"

„Und iſt er Dir, der Schweſter denn mit Liebe entgegengekommen?" fragte der junge Offizier weiter.

Mit einer unerwarteten Gebärde — war es Liebe? Grauen? Hülfloſigkeit? — warf Agnes ſich in Willibalds Arme. Mit Liebe entgegengekommen? — wie eine Feuerwolke war ſeine Bruderneigung auf ſie gefallen.

Willibald ſchloß Agnes feſt an ſich. Er glaubte in dieſem Anſchmiegen das Bekenntniß zu ſehen, daß Agnes trotz aller brüderlichen Einſprache feſt an ihm halten werde und daß ſie vielleicht ſchon von Feindſeligkeiten gelitten habe. In Gegenwart des Greiſes mochte er nicht weiter fragen.

Schon die nächſte Viertelſtunde brachte ihm Gelegenheit ſelbſt zu beobachten, ob Georg der jungen Schweſter wohl geſinnt ſei oder nicht. Er kam, von der vorſichtig erſt dreimal „wer iſt da?" fragenden Magd eingelaſſen, und trat auf die Schwelle wie am Morgen; gebietend, im Vollbewußtſein einer ungewöhnlichen Perſönlichkeit, leuchtende Freude im Angeſicht.

Willibald war ſehr betroffen. Das kleine Oelbild, welches Lucanus von dem Sohne beſaß, hatte ihm nicht entfernt den Zauber dieſes Mannes gezeigt. Es war etwas Ungewöhnliches an und in ihm, und der junge Offizier hatte das Gefühl, als würde die Stube heller als zuvor und zugleich zu eng für ſie beide.

Georg ſah ihn nicht. Er ſah nur Agnes und nahm ihre beiden Hände einen Augenblick zwiſchen die ſeinen. Dann küßte er den Scheitel des Greiſes.

„Hier iſt Agnes' Bräutigam. Komm, Willibald, reiche meinem Sohn die Rechte. Die Liebe zu Agnes vereine Euch!"

Trotzig trat Willibald aus dem Schatten hervor. In kühlem Händedruck vereinten ſich die Männer. Georg, der Mann der ſchnell entſchiedenen Empfindung, hielt dieſes unwahre Entgegenkommen nur eine Secunde aus. Er zog die Hand zurück und ſah den ſchlanken, braunhaarigen Lieutenant finſter an.

So alſo mußte der ausſehen, der von Agnes geliebt ſein wollte!

Willibald deutete sich den Blick anders. Er kannte die Beziehungen, welche aufrührische Bürger für die königstreuen Offiziere hatten.

„Er haßt mich — nicht mich den Menschen, den Volkingen — nein, den preußischen Offizier!“

Nach diesem flüchtigen Händedruck schien für Georg nur noch der Alte im Zimmer zu sein. Er erzählte, während die Magd Tischgedeck und kalte Speisen herzutrug, von dem wachsenden Aufruhr in den Straßen; daß eine Schutzcommission von Bürgern gegründet sei, wobei das Volk im Unklaren bleibe, ob diese nach Art der englischen Constabler gebildeten Schutzmänner das Volk vor den Soldaten, oder die Soldaten vor dem Volke schützen sollten; daß die Erbauung von Barrikaden noch unterblieben sei, weil man dem König eine letzte Frist bewilligen wolle und Gerüchte umgingen, daß morgen das Ministerium entlassen werden solle.

Kurz, er zeigte sich in der ganzen Bewegung so zu Hause, als habe er ihr allmähliches Wachsen nicht bloß mitgesehen, sondern auch mitgeleitet und sei nicht erst vor zehn Stunden angekommen. Dazwischen aß und trank er mit bestem Appetit und schien alles Geschehene als ganz naturgemäß anzusehen, während Willibald, bleich und nervös, vor Herzklopfen keinen Bissen herabwürgen konnte.

Und dabei beobachtete er, daß Agnes sich um seinen leeren Teller wenig bekümmerte, aber mit geschäftiger Hand dem Bruder Alles reichte, noch ehe selbst dessen Blick es gefordert. War das bei Agnes der Dank für die brüderliche Großmuth? Oder imponirte ihr der Mann so, dessen Worte wie Zündgranaten flogen? Und er, er war verdammt zu schweigen, immer zu schweigen! Aus kluger Zurückhaltung, wie sie ihm seit Langem von seinen Vorgesetzten zur Pflicht gemacht worden war, durfte er nicht streiten, dem nicht widersprechen, was ihn empörte; und doch konnte er auch jetzt nicht „schweigend fortgehen“, wie es ihm für solche Fälle empfohlen war. Und am wenigsten konnte seine gequälte Brust aufschreien . . . „ja, in Einem habt Ihr Recht — Deutschland muß ein großes Vaterland sein!“

Zusehen, und den Strom der Zeit am befestigten Ufer vorüberfließen lassen — das war seine schwere Pflicht.

So oft Agnes Hand den Bruder bediente, war es, als ergriffe diesen eine kurze Unruhe.

„Laß, laß nur,“ murmelte er einige Male, seine laute Rede unterbrechend.

Und zuweilen, mitten im erregten Vortrage, wenn man annehmen mußte, daß seine Gedanken alle bei seinem Gegenstande waren, streifte ein Blick, ein langer, unerklärlicher Blick das junge Mädchen.

Während dessen stieg die Erregung in Willibald. Er wollte nicht mehr schweigen! Das Bedürfniß, den trotzigen Blondkopf da ihm gegenüber gründlich zu erzürnen, wuchs immer stärker und unabweisbarer in ihm.

Als nun Georg im Geſpräch das Schlagwort hinwarf: „Der Deutſche gleicht der Rebe, den wahren Geiſt erhält er erſt wenn er gepreßt wird," bemerkte Volkingen mit ſpöttiſch geſchürzter Lippe:

„Der wahre Geiſt der Deutſchen ſcheint mir doch die Geduld zu ſein. Seit Jahren haben ſie Alles getragen, was ihnen nun auf einmal als unerträglich eingeredet werden ſoll. Sie werden die Geduld ſchon wieder finden müſſen."

Georg brauſte nicht auf. Er erwiderte mit einer Melancholie, die ihm wunderbaren Zauber gab:

„Ihr nennt es niedrig, feig und feil,
Daß wir ſo lang am Narrenſeil
Uns führen laſſen mochten?
Es war kein Neid gemeiner Art;
Das Narrenſeil war aus dem Bart
Des Kaiſers ſelbſt geflochten!"

Da klirrte ſie an, die verwandte Seite; da war das hehre Wort vom einigen Deutſchland erklungen! . . . Willibald ſeufzte tief, und in plötzlicher Vergeſſenheit ſchlug er die Hände vor ſein Geſicht und ſaß mit aufgeſtützten Ellbogen, wie ein Weinender da. Er barg die brennenden Augen, daß der Andere nicht den Blitzſtrahl der verwandten Wunſches darin erblicken möchte.

Agnes ſah auf den Verlobten und ſah auf ihren Vater. Das Greiſenauge ſchaute ſie beredſam an. Es ſchien ihr etwas zu erzählen. Alſo litt Willibald auch — alſo empfand er ſie doch mit, die Schmerzen dieſer Kämpfe? Agnes brauchte ſich alſo vor dem heißblütigen Bruder ihrer Wahl nicht zu ſchämen?

„Willibald!" ſagte ſie.

Es lag eine beſchwörende Zärtlichkeit in den Lauten, den erſten, welche Agnes in Georgs Gegenwart an den Verlobten richtete.

„Geliebte!" flüſterte er und reichte ihr die Linke, ohne noch die Rechte von den Augen zu laſſen.

Georg war dunkelroth geworden. Es regte ſich gewaltthätig in ihm. Er fühlte jetzt deutlich, daß er den jungen Volkingen haßte.

Dieſer ſtand auf und ſagte, daß ſeine Zeit um ſei. Er hüllte ſich in die Chenille und verabſchiedete ſich ſtumm von den Männern. Agnes begleitete ihn an die Hausthür.

Sie wagte nicht zu fragen, ob ihm der Bruder gefallen habe, denn ihr weiblicher Scharfſinn hatte bald den Groll geſpürt, der zwiſchen Beiden großwuchs. Aber er ſagte bedrückt:

„Georg Lucanus und ich, wir können niemals uns als Glieder einer Familie fühlen. Selbſt nicht um Deinetwillen. So lange er bei Euch iſt, konnte ich nur, wenn ich ihn fern weiß, und wer weiß, ob ich überhaupt

noch komme. Morgen kann der Bruderkrieg da ſein. Ich werde meine Pflicht erfüllen, aber in ihr den Tod ſuchen. Lebewohl.“

Seine einförmige, matte Stimme, das ſchreckliche Wort des Abſchieds, die Angſt, ihn vielleicht auf ewig zu verlieren, zerriß die Bande der Zurückhaltung um Agnes Herz: eine ſchmerzliche Leidenſchaft brach hervor und ſuchte in tauſend erregten Worten Ausdruck. Was ihr geſtern nicht die beengte Seele füllen wollte, jetzt war es da, das Gefühl einer langen, unfaßlichen Glückſeligkeit. Das kam über ſie wie ein Wogenſturz, und mit klammernden Armen ſuchte ſie am Manne Halt.

Der Himmel öffnete ſich über Willibald. Alſo war er dennoch ganz, namenlos geliebt?!

„Gott ſegne Dich, mein Mädchen!“ ſtammelte er endlich, ſich losreißend. „Das Gedächtniß dieſer Stunde wird mir Muth geben. Ich bin wieder ein Mann. Dein Vater hat Recht: Den Thron ſchützen heißt das Vaterland ſchützen. Segne meinen Degen!“

Im Ueberſchwunge höchſter Begeiſterung küßte Agnes das Degenkreuz, das der Geliebte ihr entgegen hielt.

„Leb' wohl, leb' wohl! Mein König ruft! Bei ihm ſein, heißt über Dich wachen! Leb' wohl!“

Ein Abglanz neuer Offenbarung lag auf Agnes Angeſicht, wie Sonnenſchein auf einer weißen Roſe, als ſie wieder zu den Männern trat.

Den Bruder dem Verlobten zu verſöhnen, zwei herrliche Männer ſich verſtändig begegnen zu ſehen, das war der Wunſchgedanke, der ſie trieb, die Arme zärtlich um des noch ſitzenden Georg Schultern zu legen.

Als er die weiche Wange ſchmeichelnd an der ſeinen fühlte, fuhr er jäh zurück. Dann ſah er Agnes an, als erſchrecke er über die eigene, unbewußt gethane Bewegung.

Ihre Lippen glühten noch von Willibalds Kuß.

„Was willſt Du,“ ſprach er heftig, „laß mich doch.“ Und er ſtand auf und ging hinaus.

Ein heiterer Himmel blaute über der Stadt.

„Du kannſt heute ausfahren,“ ſagte Agnes am Morgen zu dem Greiſe. Und zum Bruder gewandt, ſetzte ſie erklärend hinzu: „Der Arzt beſteht darauf, daß Vater, ſo wie das Wetter nur ein Bischen freundlich iſt, an die Luft kommt.“

„Darf ich mitfahren?“ fragte Georg, der von einer unerklärlichen, faſt ſchwermüthigen Sanftmuth war.

Agnes ſah verlegen weg. Die Nähe Georgs laſtete wie ein Druck auf ihr. Sie konnte ſich nicht ſagen weshalb, aber ſie empfand es bänglich. Der Greis ſagte erfreut, daß er glücklich ſein werde, einmal ſeine beiden Kinder mit ſich zu haben.

So fuhren sie denn in der warmen Mittagsstunde über den Schloßplatz, die Linden entlang, zum Brandenburgerthor hinaus. Nichts auf den Straßen, keine ungewöhnliche Lebhaftigkeit des ganzen Verkehrs, noch das Gebahren des Einzelnen verrieth, daß die abendliche Nebenbeschäftigung der Bürger zur Zeit war, das Präludium der Revolution zu spielen. Alle Welt schien gleichmüthig ihren Zwecken nachzugehen, hießen diese nun: Arbeit, Beamtenpflicht, Vergnügen oder schlendernder Müßiggang.

Unter dem braunen Geäst der Parkbäume ergingen sich friedlich im Frühlingssonnenschein eine Menge Leute. Die Gestalten der Damen, mit ihren bunten Kleidern, ihren farbigen Mänteln und rosa oder grünseidenen Capotten, bildeten ein munteres Farbengegenspiel zum braunen Erdboden und laublosen Gezweig. Die Männer, mit ihren Cylinderhüten und langtaillegen Röcken, deren faltige Schöße auf die hellen Beinkleider fielen — die Männer schienen sich ebenso sorgenlos des ersten warmen Tages zu freuen, wie das andere Geschlecht. Die Spatzen lärmten auf den Fahrwegen und stoben piepsend auseinander vor den nahenden Pferdehufen. Vor den Zelten, an denen die Familie Lucanus vorbeifuhr, saßen schon Leute im Freien und tranken einen Knickebein oder ein Glas Warmbier.

Der alte Lucanus ließ fröhlich seine Augen umhergehen.

„Noch habt Ihr den Frieden nicht aus der Welt raisonnirt," sagte er behaglich.

Georg hatte keine Antwort. Er saß schweigend und sah Agnes an, deren schmale Wange sich in der Märzluft röthete.

Dieser unverwandte Blick peinigte sie unsäglich. Bei der Rückfahrt kamen sie gerade in dem Augenblick an der Wache am Kastanienwäldchen vorbei, als Volkingen sich derselben mit seinem Hauptmann näherte.

Der junge Offizier grüßte mit glücklichem Gesicht. Agnes Augen leuchteten auf, wie Georg sie noch nie leuchten gesehen hatte. Sein Blut wallte und goß sich bleischwer durch seine Adern. Und der Haß gegen Volkingen stieg und stieg.

Er hielt sich ungewöhnlich viel zu Hause. Erst als Agnes auf eine Frage des Greises erzählte, daß Volkingen in diesen Tagen nicht herkommen werde, ging er, um seine Gesinnungsgenossen aufzusuchen.

Kaum sah sich Agnes mit dem Greise allein, so quälte sie ihn mit leidenschaftlichen Klagen.

„Ich fühl' es tief, Georg haßt Willibald. Wie sollen diese beiden je als Brüder zusammen sich finden? Und wird Georg nicht sein Wort zurücknehmen, wird er nicht zögern den Schenkungsact zu vollziehen? Ja, kann Willibald noch ein Glück annehmen, das eine widerwillige Hand reicht und ein ungünstiger Blick ihm mißgönnend bewacht?"

„Sei ruhig," beschwor sie der Greis, „ich kenne Georg. Er hat sein Wort gegeben. Kein Gefühl wird ihn je bestimmen, es zu brechen."

„Georg ſoll meine Wahl achten," rief Agnes flammend, „oder ich vergelte Haß mit Haß."

Der Alte ſah ſein Kind an. Wie? auch ihr ſanftes Gleichmaß war erſchüttert? auch ihre Seele vom Sturm erfaßt? Wie war dieſe Erregtheit ihrem früheren Weſen ſo unähnlich!

Am ſpäten Abend, als Georg ſich endlich aus dem Tumult der Straßen, der wieder wie am Tage zuvor mit bedrohlichem Gebahren ſich um's königliche Schloß drängte, in den Frieden des väterlichen Hauſes flüchtete, ſchickte der alte Lucanus ſeine Tochter alsbald zu Bett. Sogleich ſah Georg darin die Vorbereitung zu einem Geſpräch unter vier Augen.

Er war auf Bitten gefaßt, ſich von dem politiſchen Gamins ſeruzuhalten und lieber abzureiſen, als das Haus Lucanus in Mitleidenſchaft mit dieſen beklagenswerthen Ereigniſſen zu ziehen. Aber die Bitte, die er hörte, lautete anders.

Sein Vater ſtellte ihm vor, daß er das Agnes gegebene Wort noch nicht ganz erfülle, wenn er ihr ein Vermögen ſchenke. Werth könne dieſe Schenkung erſt erhalten durch Beweiſe, daß ſie gern gegeben ſei. Georg möge ruhigere Tage abwarten, um in ſolchen die Liebenswürdigkeit und den Charakterernſt des jungen Volkingen ſchätzen zu lernen.

Georg hörte finſter zu und ſagte, daß Agnes morgen den Beweis erhalten ſolle, wie er ihr mit Vergnügen all ſein Hab und Gut hingeben werde.

Seufzend ergab ſich der Greis. Er fühlte, daß er nichts, gar nichts erreicht hatte, als den Vorſatz bei Georg, irgend einen überflüſſigen, unbedachten, ja theatraliſchen Großmuthsact in Scene zu ſetzen.

Am andern Vormittag ſah man nichts von Georg. Karſten, der vor dem jungen Herrn einen faſt fanatiſchen Reſpect hatte, berichtete, daß dieſer mit einer Mappe voller Papiere am frühen Morgen ausgegangen ſei.

„Was hat er vor? Was wird er thun?" So fragte ſich Agnes den ganzen Morgen. Sie ſchrieb dem Verlobten einen kurzen, ſorgenbewegten Brief, empfing von ihm einige ſehnſuchtsvolle Zeilen und verſuchte ihre Hoffnungen gläubig aufzurichten.

Erſt in der Abenddämmerung kehrte Georg heim.

„Verzeiht," ſagte er kurz, „zu eigenen Geſchäften geſellten ſich nothwendige Berathungen mit politiſchen Freunden."

„Wie ſtehn die Sachen?" fragte Lucanus.

„Sehr gut. Der König — wie wir aus ſicherſter Quelle wiſſen — hat ſich entſchloſſen, dem Volke die erſehnte Verfaſſung zu geben. Morgen, ſo heißt es, ſoll ſie verkündigt werden."

„Gott ſei Dank," ſagte der Greis aus tiefſtem Herzen. Sein Blick ging zum alten Fritz empor und er fügte hinzu: „So braucht Preußen nicht vor Dir zu erröthen!"

„Kann ich einen Trunk Wein bekommen?" fragte Georg.

„Sogleich sagte Agnes und ging hinaus.

Als sie, mit dem Brett, auf dem Flasche und Glas stand, durch die beiden vorderen Zimmer in das letzte, das des Greises zurückkehren wollte, fand sie Georg schon im mittleren Gemache vor.

Es war noch hell genug, um jede Miene in seinem Gesicht zu lesen. Er stand nahe am Fenster und hielt ein großes Blatt Papier — ein Actenstück offenbar — in der Hand.

„Komm her," sagte er mit unsicherer Stimme, „ich will Dir etwas zeigen."

Erzitternd setzte Agnes ihre Bürde auf den Tisch nieder und trat zu ihm.

„Hier," sprach er, mit dem Zeigefinger den geschriebenen Zeilen nachdeutend, „hier steht es: Ich, Georg Lucanus, trete an Agnes Lucanus, Tochter des Professors Adalbert Lucanus, die Hälfte desjenigen Vermögens ab, über welches ich heute schon frei verfüge. Ohne alle Vorbehalte erkläre ich sie damit zur Eigenthümerin von einmalhunderttausend Thalern. Ferner soll sie zur Hälfte an dem Vermögenstheil participiren, welcher noch an mich fällt, nach dem Tode des Professors Lucanus. Auch bestimme ich, daß Agnes Lucanus im Fall meines Todes meine alleinige Erbin sei. — Bist Du zufrieden?"

Agnes trat zurück.

„Es ist zu viel!" stammelte sie, Schritt um Schritt zurückweichend, während Georg ihr erregt folgte. Endlich stand sie mit dem Rücken gegen den Sekretär und Georg stand nah vor ihr, so nah, daß ihr bangte.

„Zu viel? — für Dich! — Das Geld ist nichts. Ja, wenn Du bei uns bleiben wolltest! Dann könnte ich Dir mein Leben geben. Das wäre mehr," sagte er heiß.

„O Georg — Du bist so sonderbar," stotterte Agnes, „ich sehe, daß Du mich wohl lieb hast. Und doch — Deine Schenkung ist so tödtlich kalt. Du hast mich darin nicht einmal ‚Schwester' genannt!"

„Ich konnte nicht — ich dachte nicht daran," sagte er, nach Gründen dafür suchend, um sich und ihr diesen Umstand zu erklären.

Sie blickten sich an. Nicht fremd, nicht feindlich, auch nicht liebevoll, sondern erstaunt, wie man ein unlösbares Räthsel ansieht.

„Wie ungewohnt," dachte Agnes, „ist dem Herzen dieses Mannes die Geschwisterliebe. Er will mir Alles geben, selbst sein Leben, und mißgönnt mir doch den, der mein Glück ist."

Aber wie doppelt groß und selbstlos erschien dann seine verschwenderische Handlung.

In aufwallendem Dankesgefühl für diese schlang Agnes ihre Arme um Georgs Hals und küßte seinen Mund.

Ein himmlischer Schrecken durchbebte ihn. Wild wie ein Löwe, der seinem Kerker entspringt, fühlte er's durch seine Adern tosen. Er preßte

das Mädchen an ſich, er bedeckte ihr Geſicht, ihre Schultern, ihre Hände mit wahnſinnigen Küſſen.

„Bruder!“ ſchrie ſie auf.

Da taumelte er zurück.

„Agnes!“ ſtöhnte er. Und lauter, immer lauter, wilder: „Agnes — Agnes!“

Sie aber floh entſetzt, wie vor dem Ueberfall eines Verbrechers hinaus und hinauf in die Sicherheit ihrer Mädchenſtube.

Der große Mann ſaß, zuſammengeſunken wie ein Verzweifelter, auf dem Stuhl am Fenſter und barg ſein blondes Haupt in den Armen auf der Fenſterbank. Fieberkälte ſchüttelte ihn. Seine Knie waren lahm. Mehrmals verſuchte er aufzuſtehen, ehe ſie ihn endlich in das ſtille, dunkle Gemach des Greiſes trugen.

„Vater,“ ſagte er hohl, „Vater, wachſt Du?“

„Ja, ja,“ ſprach der Alte, aus dem Halbſchlummer auffahrend.

Georg ſchritt zu ihm hin, ſchwer und tappend wie ein Blinder.

„Vater,“ ſagte er heiſer, „dieſe Zeit, die ſtürmend alles umwälzt, was der blinden Gewohnheit recht und heilig ſchien, dieſe Zeit hat in mir ein Ungeheures geboren.“

„Mein Sohn!“ rief der alte Lucanus tief geängſtigt durch dieſen Ton voll Verzweiflung. „Du kannſt Irrthümer, aber kein Verbrechen begehen. Was iſt Dir?“

„Verbrechen? Kein Verbrechen!“ ſprach der fiebernde Mann nach; „o nein, es gab ferne, ſagenhafte Tage, wo das, was ich fühle, kein Verbrechen war!“

Plötzlich wandelten ſich ihm die Todesſchauer in lodernde Gluthen.

„Wir ſind Knechte der Gewöhnung! Und ſoll ich's nicht als ein Mahnen erfaſſen, daß nicht nur freie Staatsbürger, daß auch freie Menſchen wieder erſtehen müſſen? Wenn die Kirche mich glauben machen will, daß jenes Menſchenpaar im Paradieſe das erſte ſeiner Art war, ſo kann ſie mir nicht verbieten, was ſie den Kindern jenes Paares nacherzählt. Ich will die Welt zwingen zu fühlen, daß es kein Verbrechen iſt!“

Die Phantaſien, die unverſtändlichen, ſeines Sohnes, erdrückten den armen Greis. Sein Geſicht ſuchte vergebens irgend einen Sinn in dieſen wilden Ausrufen.

„Mein Sohn,“ ſagte er mit ſeiner ſchwachen Stimme, „ſei deutlicher. Was haſt Du?“

Hart, grauſam, von einer bösartigen Wolluſt an dem Entſetzlichen erfüllt, ſprach Georg:

„Ich liebe meine Schweſter.“

„Georg!“ ſchrie der Greis.

„Und jeder Blutstropfen in mir iſt erfüllt von dem Begehren, ſie ganz zu beſitzen,“ fuhr der ſchreckliche Mann fort.

„Georg!“ tönte es noch einmal verhallend. Dann eine lange, fürchterliche Pause.

In dieſe hinein hob ſich wieder die leiſe Stimme, die jetzt hohl und mühſam wie aus der Bruſt eines Sterbenden zu kommen ſchien. Sie ſprach zu dem erſtarrt daſtehenden Manne, deſſen große Geſtalt gleich einem dunklen Koloß in die tiefe Dämmerung ragte.

„Ich muß Dir das Unerwartetſte ſagen, mein Georg. Agnes iſt nicht Deine Schweſter — Du biſt nicht mein Sohn.“

„Vater!“

Der Greis hörte es wohl — es war ein wilder Jubelſchrei. Ein wunderliches Lächeln ging über ſein Geſicht. Georg jubelte über die Kunde, daß der geliebte Greis nicht ſein Vater ſei — vor wenig Tagen noch hätte dieſelbe Kunde ihn getroffen wie ein Donnerſchlag. Wie grauſam, wie barbariſch die Begehrlichkeit nach einem Weibe einen Mann machen kann, gegen Alles was ihm ſo lange ein Heiligthum geweſen iſt! Dieſe Rückſichtsloſigkeit der Natur erſcheint als dämoniſche Tücke eines Teufels, wenn ihr ironiſcher Zweck die Zerſtörung einer Menſchenexiſtenz iſt; ſie erſcheint als geheimnißvolle Erhabenheit, wenn ihr ſchöpferiſcher Zweck die Vereinigung zweier Weſen iſt, die ſich für einander beſtimmt fühlen!

Während dieſer Gedanken des Vaters hatte Georg ſein faſſungsloſes Entzücken ſoweit geſammelt, daß Fragen nach den Thatſachen der Vergangenheit ſeinem Munde entſtürzten.

„So war meine Mutter nicht Dein Weib? Oder ich war nicht der Sohn Deiner Gattin? Wie geſchah Alles? Und Agnes? Sie iſt doch Dein Kind? Ich entſinne mich des Tags, da ſie geboren wurde. O, ich beſchwöre Dich — haſt Du unwiderlegliche Beweiſe?“

„Dort, in meinem Schreibtiſch.“

Mit zitternden Händen ſchlug Georg im Feuerzeug den zündenden Funken, machte Licht und zerrte die Schieblade aus dem Schreibtiſch, daß ſie heraus und zu Boden fiel. Zahlloſe Papiere verſtreuten ſich. Er knieete nieder und ſuchte darin umher. Dazu warf das Wachslicht vom Schreibtiſche einen flackernden Schein auf den blonden Männerkopf und den gebückt ſitzenden Greis.

„Deine Mutter war zweimal vermählt. Du biſt der Sohn ihres erſten Gatten. Sieh — das gelbe große Document — das muß ihr Trauſchein ſein; darin wird der Todtenſchein des von ihr ſo tiefgehaßten Mannes liegen; auch Dein Tauſzeugniß haſt Du?“

Sie ſahen zuſammen hinein, der noch knieende junge Mann und der Greis, der in dieſem Augenblick von nichts ſo ſehr beſchäftigt ſchien, als von der Sorge den Inhalt ſeiner Schieblade wieder in die gewohnte Ordnung kommen zu ſehen.

„Räume mir ja alles genau wieder ein! Siehſt Du, da ſteht es. Du biſt jenes Mannes Sohn. Die Familie Deiner Mutter hatte ſie ihm

verkauft, obſchon die Aermſte mich liebte. Als Du ein Jahr alt warſt, erlöſte der Tod des laſterhaften Mannes ſie von allen Leiden. Sie theilte ſich mit Dir in den Reichthum, der ſie bis dahin ſo elend gemacht hatte. Nichts ſtand nun unſerer Verbindung im Wege, wir heiratheten ſofort nach Ablauf der Trauerzeit. Das Document mit dem blauen Bande . . o vorſichtig, vorſichtig, in dem Käſtchen iſt eine Locke Deiner Mutter! . . gieb das Document."

Der Greis ſah mit peinlicher Genauigkeit auf Georgs Hände, die ihm zu haſtig zwiſchen den Papieren wühlten.

„Dies iſt unſer Trauſchein. Aber Deine Mutter wollte nicht, daß Du den Namen jenes Mannes tragen ſollteſt. In Zwang und Haß hatte ſie Dich empfangen müſſen; geiſtig ſollteſt Du mein Sohn werden — auch bürgerlich. Ich adoptirte Dich — da, lies ſelbſt. Und ich habe meinem ſterbenden Weibe geſchworen, Dir nur in äußerſter Noth Deine Abkunft zu enthüllen. Und jetzt war die Stunde gekommen.

Selige Schauer durchfieberten den jungen Mann. „Agnes — mein! mein!"

Das Daſein Volkingens war ganz aus ſeinem Gedächtniß geſchwunden.

„Bin ich Dir ein wahrer Vater geweſen?" fragte der Greis weich.

Da übermannte es Georg. Er umſchlang den Greis und weinte Dankesthränen an ſeinem Herzen. Die himmliſche Geduld, die über dem Uebermuth ſeiner Jugend gewacht hatte, die verzeihende Liebe für begangene Thorheiten, der unfaßbare Schatz geiſtigen Lebens — alles, alles, was er von dieſem Vater empfangen, erſtand in dieſer Stunde rieſengroß vor ihm.

„Mehr als Vater! Der Schöpfer meiner Seele!"

„Alſo ich ſoll der Schöpfer und Verantwortliche ſein für den Sturm in dieſem Kopfe?" fragte zärtlich der Alte, indem er zugleich das Haupt ſchüttelte. „Und doch, aus der Saat der Philoſophie geht die Ernte der Revolution hervor, wenn die Zeit dazu den Boden düngt."

„Merkwürdig," dachte Georg, „iſt das nun die Armuth, oder der Reichthum des Alters? ſelbſt das perſönliche, unſere ganze kleine Familie umwälzende Geſchick ſeiner Kinder läßt die Augen des Greiſes ſo klar, daß er immer nach ewigen Wahrheiten ſucht. Nein wahrlich — in ſeinem Haupte ſtürmt es nicht mehr!"

„Und was denkt mein Sohn nun zu beginnen?" fragte Lucanus.

„Zu ihr — zu ihr — um ſie in meinen Armen zu halten, wenn dieſe Erſchütterung ſie zu Boden ſchlägt," rief Georg.

„Soll ich ihr nicht die Wahrheit ſagen? Soll ſie ihr überhaupt geſagt werden? Dir konnte ich ſie nicht vorenthalten, damit Deine Seele nicht von der ſchweren Laſt vermeintlicher Todſünde erdrückt würde. Aber Agnes? Sie liebt und wird geliebt! Eine Braut kannſt Du Dir in ihr nicht erringen. Erhalte Dir denn die Schweſter."

„Ich — ſie nicht erringen?" brach Georg aus, während das Bewußt-

ſein weltſtürmenden Muthes kraftvoll in ſeinen Adern ſchwoll. „Ich — ſchweigend verzichten? Nein, das kann Georg Lucanus nicht.“

„Wirf in den Frieden ihrer Seele nicht den Brand des Zweifels an ihren eigenen Gefühlen,“ mahnte der Greis.

„Nein, keine Zweifel. Sondern die Gewißheit, daß das, was ich empfinde, was ſich ihr durch mich offenbaren wird, die Götterluſt der Liebe iſt, und daß ihr ſchwächliches Empfinden für dieſen Volkingen nur laue Freundſchaft war!“

„Ringt Eure Kämpfe denn ſelbander aus. Ihr ſeid jung — Ihr ſteht noch in Waffen gegen die Entſagungen des Lebens. Das iſt Euer Jugendrecht! Holt Euch Wunden oder Kronen. Eines Tags werdet Ihr ihn doch zurückgelegt haben, den weiten, weiten Weg, der noch von Euch zu mir iſt,“ ſprach der Alte vor ſich hin.

Georg durchſtürmte das Haus. Er fand von Agnes keine Spur, und ihr Mädchenſtübchen war verſchloſſen.

Den ungeſtümen Schreckensgedanken, daß ſie entflohen ſein könnte, beſchwichtigte die Meldung des biederen Karſten, Fräulein Agnes habe ſich eingeſchloſſen und geſagt, man ſolle erſt dann nach ihr rufen, wenn der Herr Lieutenant kämen.

Er — immer er! Aber ruhig — Agnes wußte ja noch nicht . . . was Wunder, daß ihre Gedanken ſich noch an das alte Phantom klammerten!

Es ward Mittag des andern Tages, ehe Agnes wieder herabſtieg aus ihrer abgeſchloſſenen Klauſe.

Sie fand den Vater und den Bruder am Mittagstiſche ihrer harrend. Und der Erſte zeigte zu ihrem Erſtaunen gar keine Neugier nach dem Grund ihres befremdeten Benehmens.

Dem Auge Georgs wagte ſie nicht zu begegnen; ihre Wange erblaßte, als ſie die erſten Worte aus jenem Munde vernahm, der ſie geküßt mit ſo entſetzensvoller Gluth. Und dieſe Gluth hatte eine Flamme in ihr entzündet — eine Flamme . . .

Mit inbrünſtiger Seele hatte ſie zu Gott um Frieden gefleht. Aber dieſer Friede war nicht gekommen, und eine verzehrende, unbeſtimmte Sehnſucht brannte in ihren Nerven.

Die Welt ſchien ihr dem Untergange nahe zu ſein. Das Schrecklichſte hätte ſich begeben können — Agnes hätte nicht geſtaunt.

Aber in dieſer Stimmung dem Zwange der Alltäglichkeit zu gehorchen und mit den Andern zu ſpeiſen, als ſei die Welt, wie ſie geſtern und vorgeſtern geweſen, das war ihr nicht möglich.

Sie ſtand vom Tiſche auf, ſchroff, wie Jemand, der ſich einer Unmöglichkeit ergiebt.

Schon war Georg neben ihr.

„Agnes," ſagte er mit möglichſt ruhiger Stimme, „Du hätteſt das erlöſende Wort ſchon geſtern hören können."

Es war, als läge alle ihre Qual offen vor ihm; und er taſtete ruhig, in Gegenwart des Vaters daran!

„Ein erlöſendes Wort?" Ihr Blick irrte bei dieſer Frage hülfeſuchend ſeitwärts zu dem Vater. Auch Georg ſah zu ihm hin. In ſeiner Gegenwart, ſo ſchweigend ſie war, fanden ſie doch beide Halt.

„Ja — dies! Dein Vater gab mir ſeinen Namen, ſeine Liebe — aber ſein Blut gab er mir nicht. Ich bin nicht Dein Bruder," ſagte er langſam, mit einer Faſſung, die den Greis faſt ängſtigte, denn ſie war für Georgs Art nicht natürlich.

Agnes blieb ſtumm. Ihr Auge wurde weit und dunkel, ihr Geſicht blaß wie der Tod. Ihre Hände ſanken ihr am Leibe nieder und alles Leben in ihr ſchien auszuſetzen.

Georg ſank zu ihren Füßen nieder. Er drückte ſein Haupt gegen ihr Gewand, umſchlang ihre Kniee und rief:

„Ich liebe Dich, Du mußt die Meine ſein."

Sie ſah entgeiſtert zu ihm nieder.

Das war nicht ihr Bruder, das war ihr ein Mann, wie Volkingen, mit dem Rechte der Natur ſie liebend zu umwerben? . . . Und dieſe ſtammelnden Lippen hatten brennend auf den ihren geruht . . . ſo bremend, wie ſie nicht gewähnt, daß Menſch am Menſchen ſich entflammen könne . . . und doch . . . ſo, von ſolcher himmelsſtürmenden Liebe hatte ſie geträumt . . . ſolche Wunder von dem Augenblick erſehnt, wo Willibald ihr ſagen würde: ich liebe Dich!

So war das, was ihn und ſie zuſammengeführt hatte, nur mattes Wiederſpiel einer mächtigeren Wirklichkeit geweſen, die ſich ihr hier, aus Georgs lodernden Augen offenbarte?

Aber in jener Abendſtunde des langen Abſchieds von drei Tagen, als Volkingen von ihr ging, da war es doch wie ein Wunder über ſie gekommen. Da ſchien es doch, als ob eine große Flamme in ihrem Herzen emporſchlüge und Willibald umloderte. Lähmendes Entſetzen erfaßte ſie. Es kam ihr, als ſei es nicht Willibald, als ſei es Georg geweſen, den ſie da geküßt. War denn Alles Betrug?

„Ich werde Volkingens Weib. Ich — ich — liebe ihn," ſagte ſie tonlos.

Georg ſprang empor. Eine jähe, furchtbare Veränderung ging in dem muthvollen Männergeſicht vor. Alle höhere Schönheit, die eine großmüthige, ſtolze und feurige Seele darauf gemalt hatte, entfloh und ein Zorn ohne Maß, eine Wuth ohne Schranken zerſtörte die Menſchlichkeit der Züge.

Aber noch ehe dem halbgeöffneten Mund ein Ausruf des wahnſinnigſten Schmerzes ſich entrang, ſtörte der Lärm der Außenwelt die Beiden aus der Entrücktheit der Leidenſchaft auf.

Die Thür ward aufgerissen. Zwei Männer, Nachbarn des alten Lucanus, stürmten fast herein, Karsten folgte ihnen auf dem Fuße. Die Männer, Bürger in mittleren Jahren, mit Gesichtern, die sonst das Gepräge pedantischer Wichtigkeit haben mochten, die aber jetzt erhitzt glühten, hielten Jeder ein Blatt in der Hand.

„Das Neueste, das Neueste!" rief der Eine.

„Ein Extrablatt der Allgemeinen Zeitung," der Andere.

„Die Verfassung ist bewilligt," wieder der Erste.

„Lassen Sie mich doch erzählen," heftig der Andere.

Agnes sank auf den nächsten Stuhl. Die Erregung, nicht über das, was sie vielleicht hören sollte, was kommen könnte, nein, über den Inhalt der letztvergangenen Minuten hatte alle ihre Kraft gebrochen.

Georg athmete schwer. Sollte noch ein Wassersturz in das wogende Meer seiner Leidenschaft hineinschäumen?

„Was ist?" rief er und riß dem Einen das Blatt aus der Hand.

„Verkünde Du es," sagte Lucanus.

Und mit bebender, sich überstürzender Hast las Georg den Inhalt des Blattes vor, jedes Zwischenwort überschlagend, nur das Wesentliche heraushebend, als zähle er die Gipfel einer Bergkette.

„Beschleunigte Einberufung des Landtages — Erleichterungspläne — Verwandlung des deutschen Staatenbundes in einen Bundesstaat — Vertretung der Völker beim Bundestag — allgemeine Wehrverfassung — Bundesfeldherr an der Spitze — Bundesflagge — Flotte — Bundesgericht — allgemeiner Zollverein — gleiches Maß, Gewicht, Münzsystem — am zweiten April Berathung des Landtages über die besondere Verfassung Preußens."

„Das heißt ein einiges Deutschland schaffen!" rief der Greis mit feuchten Augen. „Es lebe mein König!"

„Es lebe der König!" riefen die Nachbarn und Karsten.

„Und hier," las Georg schwungweise weiter, „hier ein vollständig ausgearbeitetes Preßgesetz — aber was ist das — die Herausgeber sollen Bürgschaftssummen hinterlegen — fremde Zeitungen sollen doch noch verboten werden können — Blendwerk, Blendwerk ist diese Preßfreiheit!"

Das Letzte hörten die Männer nicht.

„Auf, nach dem Schlosse, dem König zu danken!" riefen sie.

„Halt," schrie Georg, „hört, lest: das ganze Ministerium hat unterschrieben. Lüge, Lüge! Wenn sie halten wollen, was sie hier verheißen, so logen sie uns gestern; und wenn sie gestern nach ihren Ueberzeugungen handelten, dann lügen sie heute. Traut den Verheißungen nicht!"

„Ach was," sagte der Aeltere von den Nachbarn, „der König wird die Minister schon der alten Verfassung nachschicken. Alles wird sich finden. Wenn der König es verspricht, glaube ich's. Sein Wort ist mir ein Evangelium.

„Herr Lucanus hat Recht . . . Vorsicht . . . Vorsicht . . . Sie sind wie eine Fahne im Winde, Herr Nachbar, Sie drehen sich, so wie's von oben gnädig weht," eiferte der andere Nachbar.

Hierauf stritten sich die Beiden auf das Bitterste. Georg umarmte seinen Vater.

„Hüte mir Agnes und sprich für mich. Ich muß hinaus."

„Zum König, zum König!" schrie ein draußen vorüberziehender Volkshaufe.

„Zum König!" riefen die in der Stube nach und drängten hinaus.

In der Thür wandte Georg sich noch einmal um. Sein Auge begegnete dem starren Blick der Geliebten. Er stürzte zu ihr zurück und preßte sie noch einmal mit wilder Inbrunst an sich.

Wie leblos entsank sie seinen Armen.

Draußen wuchs das jubelnde Geschrei. Hier im stillen Zimmer kniete ein hülfloser, zitternder Greis neben einem ohnmächtig daliegenden Mädchen.

„Meine Agnes," flüsterte er, ihr kaltes Gesicht streichelnd, „so hat er auch Dich umgeworfen, der Sturm der Zeit?"

Im Mittagssonnenschein drängten sich Tausende und aber Tausende vor dem königlichen Schlosse. Aus dem bunten Gewühl ragten die grauen, riesigen Mauern in schweigendem Ernst. Und zu Füßen zog sich um diese Mauer ein bunt und blank aufglitzender Wall — ein Wall, aus Soldatenleibern. Starke Abtheilungen von Gardetruppen standen in ehernem Ernst rings um das Schloß. Wie ein Meer nach dem Sturme, in unruhiger und doch nicht fortfluthender Bewegung, wogte die Menschenmenge zwischen Lustgarten und Schloß, drängte sich, von den Häuserwänden der Schloßfreiheit eingefaßt, der Stechbahn zu und staute von dort zurück vor dem aus der Königsstadt und Alt-Cölln sich ergießenden Menschenstrom.

Tosender Lärm stieg in die Luft empor. Aus den Fenstern der Häuser an der Schloßfreiheit und am Schloßplatz, lagen mit dem Oberleibe Menschen, die ihr Geschrei dem Rufen derer da unten gesellten. Tausende schrieen, die Herzen zersprengt von Dank- und Erlösungsgefühlen ein Hoch ihrem König; Tausende schrien im Fanatismus der Gier nach Empörung: „Militär fort!" „nieder mit dem Ministerium!" und wieder Tausende schrieen, angesteckt von dem Fluidum der Erregung, ohne zu wissen warum oder aus Lust am Lärm.

„Der König! Der König!"

Dieser Ruf siegte schließlich über allen Lärm und ward das Losungswort der Massen. Die Hände hoben sich, die Gesichter wandten sich zum Balcon empor, und als die breiten Glasthüren, die von innen auf denselben führten, sich öffneten, ward das Geschrei zum infernalischen Jubelgetöse.

Der König und der Prinz von Preußen erschienen.

Der König, bleich und tief ergriffen, sprach. Man verstand ihn, obschon man kein Wort hörte. Er bestätigte mündlich, was er versprochen hatte.

Heiße Gelöbnisse erneuter Treue flammten ihm aus zahllosen Herzen entgegen, Männer weinten und umarmten sich, Tücher wehten, stammelnde Lippen sprachen ungehörte Dankgebete.

Die Heiligkeit dieses Augenblickes erdrückte Alle. Es war, als wenn ein Engel des Friedens unsichtbar über den König und sein Volk schwebte, auf Beide den gleichen Segen ausgießend.

Stumm und geknickt stand Georg in der Menge. Seine Seele war erschüttert, sie war weich, sie war bereit, dem Königswort zu glauben. Das Hin- und Herdrängen der Menge hatte ihn so geschoben, daß er, der fast Alle überragte, den Truppen ziemlich nahe gegenüberstand.

Mit einem Mal fiel sein Auge auf Volkingen, der mit gezogenem Degen, wie beim Parademarsch, vor der Front seiner Compagnie stand.

Die Erschütterung seiner Seele erstarrte in dem aufgährenden Haß. Der feierliche Augenblick verlor jede Bedeutung für ihn. Man hätte ihm in diesem Augenblick sagen können: Europa ist eine Republik, sei Du ihr Präsident — er hätte nicht darauf gehört!

Dieser da, in dem verhaßten Rock der Tyrannei, dieser da, einer von denen, die sich selbst jetzt zwischen das Herz des Monarchen und das Volk stellten, dieser da hatte ihm das Weib geraubt, das er begehrte, wie er noch keines zuvor begehrt hatte!

Mit bebenden Händen tastete er an seine Brust. Ja, da hinter dem grünen Tuche des Rockes stak das Terzerol . . . o, könnte er's auf dieses Haupt richten, das sich da unter der Pickelhaube so stolz hob!

In dieser schrecklichen Minute kam eine neue Bewegung in das Volk. An der Stechbahn waren Dragoner aufgeritten und drängten gegen die Massen. Der Ruf „Militär fort!" wurde wieder laut.

„Ja, fort, fort, fort!" schrie Georg besinnungslos und sah nur den einen Krieger, dem er Tod wünschte. Schon lag das Terzerol in seiner Hand, schon hob er es zielend.

Ein drängender Vorruck ging zugleich durch die Menge und traf auch Georg.

Ein Schuß krachte — ein Bürger sank getroffen nieder.

Wahnsinniges Geheul antwortete diesem Schuß. Gedankenschnell wandelte sich das Bild, und wo eben noch friedliche Geister versöhnend geschwebt, da flogen auf dunklen Fittichen jetzt die Furien des Aufruhrs umher.

Das Volk stürzte sich auf die Truppen. Diese machten von ihren Waffen Gebrauch.

Und wieder siegte ein Losungswort über den Höllenlärm.

„Baut Barrikaden!"

Durch die Straßen ergoſſen ſich die Schaaren der Tobenden. Bange Bürger flohen in ihre Häuſer und ſchloſſen ſie hinter ſich. Aus anderen Hausthoren ſchleppte man Tonnen, Balken, Stühle. Von Straße zu Straße wälzte ſich der Strom dieſer Baulente des Todes; in wenig Stunden waren über fünftauſend Barrikaden entſtanden.

Der dumpfe Tritt aufziehender Militärcolonnen dröhnte in den Gaſſen wieder. Flintenſchüſſe knatterten. Hier wurden ſie von den Dächern und aus den Fenſtern der Häuſer beantwortet, dort hatte man ſich vor Schall und Schuß geſchützt, indem man Fenſter dicht verhängte, Thüren feſt verrammelte.

Hinter den Barrikaden, in den Gruben, die durch das Aufreißen des Straßenpflaſters entſtanden, ſaßen Knaben und goſſen aus bleiernen Fenſtereinfaſſungen Kugeln. Weiber ſchleppten ſiedendes Waſſer und Steine herbei. Schwarzrothgoldene Fahnen wehten von der Höhe dieſer Straßenwälle.

Die Schweſter des Muthes, die Verzweiflung focht dicht auf den Schanzen, welche der Wahnwitz errichtet hatte.

Der Aufruhr klopfte auch an das Thor des alten Lucanus. Er brach ihm die Thür ein und ſchickte zeternde Weiber und polternde Männer in ſein Haus.

Geräth verlangten ſie, die Stühle vom Flur, die Waſſertonne aus der Küche, den Handwagen vom Hof. Und Karſten ſchleppte herzu, was er fand. Sein Kopf brannte, um die Schulter trug er eine alte Flinte, die er auf dem Boden gefunden.

Da that ſich die Stubenthür auf, und auf der Schwelle, die etwas über dem Flur erhöht war, erſchien der alte Lucanus. Die Schwäche des Alters war von ihm gewichen.

„Hinaus," ſagte er laut und heiſer, „von meiner Habe ſei kein Balken Euer!"

„Wir wollen am köllniſchen Rathhauſe eine Barrikade bauen," rief eine helle Stimme.

„Hinaus!" ſagte der Greis noch einmal, „ich habe für meinen König gelebt, ihm treu will ich ſterben."

Von der Majeſtät des Alters umwittert, von der Gewalt des Muthes über ſie erhoben, ſtand der Greis da — die eben noch ſo Frechen ſenkten die Köpfe.

„Laßt den Alten," murmelte Einer, „es iſt der alte Lucanus. Ehrt ſein weißes Haar!"

Die unnatürlich aufgeflackerte Kraft des Greiſes fing ſchon an, der früheren Schwäche Platz zu machen.

„Es — es — lebe der König!" ſagte er mit ſinkender Stimme und wandte ſich halb, um ſeinen Arm auf Agnes Schulter zu ſtützen. Die ſtand hinter ihm, gelähmt von Entſetzen, gefaßt darauf, daß die nächſte Minute ihr Tod ſein könne.

Schweigend drängten sich die Menschen wieder hinaus, es fiel weder dem Alten noch Agnes auf, daß Karsten sich mit ihnen entfernte.

Nun war das Thor wieder geschlossen zwischen ihnen und dem Aufruhr draußen. Nun konnte sie sich wieder im Frieden ihres Hauses ausruhen.

Frieden? Ach, ruhelos durchwanderte das bleiche Mädchen die Räume. Jeder Flintenschuß, dessen dumpfer Nachhall bis hierher drang, schreckte ihr Herz.

Wenn der Eine ihn gegen den Andern gerichtet hätte! wenn der Andere fiel — fiel . . .

Der ganze Kampf ward für sie nur von zwei Männern geführt; aus allem Waffenlärm hörte sie nur die Stimme des Verlobten, aus allem Volksgeschrei die Stimme Georgs heraus.

Wenn sie einander begegneten? Wer von ihnen würde sein Leben lassen müssen? Und — schrecklichste Frage . . . wem sollte sie Tod, wem Leben erflehen?

Fieberschauer jagten durch ihre Pulse, wenn die Erinnerung an Georgs loderndes Werben sie überwältigte.

Das dumpfe Gefühl, daß sie durch irgend eine unerklärliche, unbeschreibliche Empfindung einen Treubruch an Willibald begangen habe, brachte sie an den Rand der Verzweiflung.

Todesbange Sehnsucht ergriff sie.

Sprach der Greis ihr von Willibald, so lechzte ihr Herz darnach, daß er nach Georg rufen möge.

Und bangte ihn um diesen, dann schwoll in ihr Eifersucht für Willibald empor.

So verzehrte sie sich in wilder Angst, sich selbst ein peinigendes Räthsel.

Der Abend sank, die Nacht fiel hernieder. Ob es in der Stadt stiller und stiller geworden, ob die schlecht bewaffneten, disciplinlosen Schaaren ihre Barrikaden schon längst an das rücksichtslos vorgehende Militair verloren haben, das konnten sie nicht ermessen. In ihrer Nähe, am cöllnischen Rathhause tobte wüthender Kampf.

Leiber erschossener Soldaten und Offiziere wurden vorbei getragen, immer neue Truppen rückten an; die ganze Straße vom Schloßplatz bis zur Scharrnstraße war voll Militair. Unfern dem Hause des alten Lucanus standen quer über die Straße Kanonen. Jede Kartätschensalve die sich entlud, beantwortete Agnes mit einem Nothschrei zu Gott.

Und endlich rückte das Militär vor, der Kampf entfernte sich, die Barrikade war gefallen.

Darüber aber drangen andere Töne zu ihnen, die vorher der nahe Schlachtenlärm verschlungen hatte. Glockengeläut stürmte durch die Nacht; vom Bodenfenster des Hauses sah man Feuerschein am Himmel.

Nun wagten sich auch Nachbarn über die Straße und brachten Berichte,

daß es auf dem Alexanderplatz brenne, daß die Eisengießerei in Flammen stehe, daß man den Wagenschuppen des Geschützwesens angesteckt habe.

Andere kamen später und erzählten, daß Bürger wie Soldaten mit Löwenmuth gefochten. Einige wußten Beispiele, daß Bruder gegen Bruder gekämpft habe.

Dann kam auch die Kunde, daß der Bischof Neander sich mit einer Deputation von Bürgern zum König begeben habe, um Worte des Friedens zu sprechen. Und Niemand wisse, wer den Befehl zum ersten Schuß gegeben habe, ob überhaupt ein Befehl ergangen, ja wo der Schuß gefallen sei und von wem. Ein ungeheures Mißverständniß habe sich in dem größten und feierlichsten Augenblick todtbringend zwischen König und Volk geschoben!

Nur von Georg kam keine Kunde. Lebte er? Kämpfte er mit auf den Barrikaden?

Auch diese Nacht, die schrecklichste, welche Berlin jemals gesehen, ging zu Ende. Morgens zwischen fünf und sechs erlosch der Feuerschein, erstarben die Schüsse. Die Soldaten zogen in ihre Kasernen zurück.

Die Angst in dem Herzen des Mädchens war bis zum Wahnsinn gesteigert.

„Ich will ihn suchen!" rief sie und wußte selbst nicht, ob sie Georg oder Willibald meinte.

Keine Bitte des Greises vermochte etwas über sie; allein, ohne Schutz ließ sie ihn zurück und floh in die Straßen hinein, auf denen nach kurzer Pause ein neues Leben erwachte. Agnes irrte unter den Linden umher. Vor dem Palais des Prinzen von Preußen stand eine Menschenmenge und sah zu, wie ein Arbeiter daran schrieb „Nationaleigenthum". Das Zeughaus war geöffnet, Bürger strömten hinein und nahmen die vorher heftig geforderten und nun bewilligten Waffen in Empfang. Und nirgends eine Spur von ihm!

Ihre wankenden Füße trugen sie wieder in die Gegend des Schlosses zurück. Und da hemmten sie sich vor etwas Furchtbarem.

Auf offenen Bahren trug man Leichen heran.

Ein Schrei, eine gräßliche Ahnung — wenn er, er dazwischen wäre?

Sie lief, sie kam in das Gewühl, sie drängte sich hindurch, ihr Gewand ließ Fetzen, ihr Shawl ward ihr abgerissen: Weiter, weiter! Heran an diesen Zug des Todes, der sich in langer, dichter Reihe in den Schloßhof hinein bewegt! Und da ist sie mit darin. Düster umschranken die vier hohen Mauern das traurige Schauspiel. Der graue Himmel blickt drohend herein. Stumm wühlt die Menge durcheinander.

Da — da — jenes blonde Lockenhaupt, jene große Gestalt, deren markige Linien sich unter der Tricolore abzeichnen, die sie bedeckt — —

Ihre Hände zerren an dem herabhängenden Fahnentuch. Ihre Augen sind verglast.

Dieser halbgeöffnete Mund ist es ja, der ihr noch gestern zuflüsterte

„sei mein;“ dieſes blonde Haupt, aus dem ein rothes Brünnlein ſickerte, hat beſinnungslos vor Liebe geſtern in ihrem Gewande geruht!

„Er iſt mein — mein!“ ſchreit ſie und packt die Träger an den Armen.

Die achten nicht auf ſie. Alle Geſichter wenden ſich nach oben: der König und die Königin ſind auf dem Balcon erſchienen. Die Königin ſinkt — die Herzen erſtarren.

Da hebt ſich ein Ton, ein frommer, kräftiger Ton. Eine rauhe Männerſtimme ſingt:

„Ein' feſte Burg iſt unſer Gott.“

Der König entblößt ſein Haupt vor dem Herren aller Fürſten und aller Völker.

Und mächtig ſchwillt es empor zwiſchen den Mauern und ſteigt auf zum Himmel wie eine Bitte um Frieden:

„Ein' feſte Burg iſt unſer Gott.“

Tauſende ſingen es und Tauſende ſinken weinend in die Knie.

Da bittet das blaſſe Mädchen mit den feinen, zerfetzten Kleidern den blutbefleckten Studenten, der die Leiche des blonden Mannes mitträgt:

„Tragt ihn in mein Haus. Er hat mich ſehr geliebt. Ich will bei ihm Todtenwacht halten.“

Vor dem alten Lucanus ſtanden vier Männer. Der Eine trug eine Blouſe und ein Halstuch mit flatternden Enden, ein Bart zog ſich ihm von Ohr zu Ohr unterm Kinn herum und rahmte ein verbiſſenes Geſicht mit ſtechenden Augen ein. Zwei hatten ihre Cylinderhüte in der Hand, an denen ſchwarzrothgoldene Cocarden ſaßen, und trugen zu ihren braunen Tuchröcken lebhaft carrirte Weſten. Den Vierten endlich verrieth der verſchnürte ſchwarze Rock, und die viereckige Tuchmütze auf den glatten, langen Haaren als einen der Polen, die Tags zuvor aus dem Moabiter Gefängniß entlaſſen waren.

Zu dieſen Vieren ſprach der Greis. Er ſtand neben ſeinem Lehnſtuhl, deſſen ſich die zitternde Linke als einer Stütze bediente; die Rechte hatte er abwehrend ausgeſtreckt.

„Nein,“ ſagte er feſt, „niemals!“ Das Leben meines Sohnes war eine Demonſtration gegen die Ordnung. Er konnte mit dieſem ſeinem Leben verfahren nach eigener Wahl, denn er war ein freier Mann und mir nicht anders unterthan als durch Liebe. Aber ſeine Leiche gehört mir. Der Todte ſoll nicht benutzt werden, um Demonſtrationen fortzuſetzen, die er ſelbſt vielleicht nach dieſen ſchrecklichen Tagen nicht mehr gebilligt hätte. Ich werde meinen Todten ſelbſt begraben. Auf dem Gensdarmenmarkte ſoll ſein Sarg nicht mit aufgeſtellt, nicht im traurigen Triumphzuge durch die Stadt getragen werden. Das ſagt Denen, die Euch geſchickt haben.“

„Aber Herr Profeſſor!“ wagte der Eine mit dem braunen Tuchrock noch bittend einzuwerfen.

„Mein Entſchluß iſt unerſchütterlich,“ ſchloß der Greis und winkte, daß man gehen möge.

In mürriſchem Schweigen zogen ſich die Männer zurück. Als ſie durch das erſte Zimmer gingen, traten ſie leiſe auf.

Da ſtand, von Blüthen, Grün und Ticolore bedeckt, ein aufgebahrter Sarg. Und das Mädchen daneben hatte ſein dunkles Haupt tief auf die gefalteten, auf dem Kopfende des Sarges ruhenden Hände gelegt.

Sie bemerkte nicht, daß Fremde vor ihr vorüberſchritten, ſie bemerkte nicht, daß Karſten hereinkam und mit ſeiner Linken einen Kranz auf den Sarg legte; die Rechte trug er im Verbande. Sie bemerkte auch nicht, daß die Thür ſich langſam, ſehr langſam aufthat und Jemand hereinkam, deſſen liebes, junges Geſicht ihr früher ſo oft ſchon von der Schwelle her freudig entgegen geleuchtet hatte. Heute freilich ſah es verfallen, faſt ſcheu aus.

War es der angeſtrengte Dienſt der letzten Tage, der Volkingens Geſicht ſo entfärbt und gealtert hatte? Und was zögerte er, ſich zu Agnes Füßen zu werfen? Fünf lange, ſchreckliche Tage, fünf Tage, in denen das Ungeheuerſte ſich begeben, hatte er die Geliebte nicht geſehen.

Mit ſchweren Füßen ging er an den Sarg heran. Er ſtützte die Fauſt auf die Kante desſelben, er ſuchte ſein raſendes Herzklopfen zu überwältigen. Umſonſt, die Pulſe klopften ihm am Halſe hinauf.

„Agnes!“ ſagte er endlich mühſam.

Die Stimme erweckte ſie. Sie fuhr empor und ſchaudernd zurück.

Seine Arme öffneten ſich.

„Nein,“ ſtammelte ſie, „nein! Ich darf nicht! Ich bin Dir treulos geweſen. Dieſer da war nicht mein Bruder, und in den Stunden des Kampfes hab' ich mehr um ihn gebangt als um Dich! An ſeinen Kuß hab ich gedacht, nicht an den Deinen!“

Fieberflecke glühten ihr roth auf den Wangen.

„Nicht Dein Bruder!“

Er athmete tief auf.

„Nicht Dein Bruder!“ Und faſt klang es aus ſeiner Stimme, als ſei ihm das die höchſte Glücksbotſchaft.

„Haſſe mich — ich bin auf Deinen Haß gefaßt,“ ſprach ſie heftig.

„Nicht Dein Bruder!“ wiederholte er wie träumend. Dann ſagte er ſanft. „Du fieberſt, Geliebte, was auch immer dieſer Mann Dir geweſen, ich glaube nicht, daß ſein Andenken uns trennen wird. Doch Dein Vater ſoll der Richter ſein zwiſchen dieſem und uns!“

Er trat von Agnes hinweg und wandte ſich dem Gemach des Greiſes zu.

Sie ſank in ihre vorige Stellung zurück. Aber ihre Schmerzverſunken-

heit war zerstört; mit leidenschaftlicher Sorge dachte sie, daß in diesen Minuten ihres Lebensgeschickes Würfel fielen.

Der Greis saß in seinem Stuhl und mühte sich umsonst ab, seine Decken in die gewohnte Ordnung und seinen Stuhl in die gehörige Tischnähe zu bringen. Er ächzte und seine Stirn tropfte.

Ueber Willibalds Erscheinen zeigte er sich nicht so bewegt, wie dieser es nach solchen Ereignissen erwartet hatte.

„Wie gut, daß Du kommst. Ich armer alter Mann fühle jede Stunde, daß in solchen Zeiten schwache Greise zum Menschheitsplunder geworfen werden. Meine Knie frieren so — komm, stecke die Decke fest ein. Das arme Mädchen vergißt ihren Alten. Alles zeigt mir, daß ich jetzt besser in's Grab, als in die Welt passe."

Volkingen hockte nieder und wickelte den Greis ein.

„Und doch," begann er, sich wieder erhebend, „ist Deine Gegenwart in der Welt noch unentbehrlich. Bei Dir ruht das Geschick Deiner Kinder. Du hast zu bestimmen über ihr Leben oder ihren Tod."

„Tod — o, das Wort hören wir immerfort. Meinen herrlichen Georg hab' ich hingegeben. Soll mir noch mehr geraubt werden? Diesen Verlust werde ich nicht mehr verwinden."

Volkingen senkte das Haupt. „Dann ist meine Sache hoffnungslos," sagte er leise.

„Euch soll mein Gram nicht verhindern an Glück zu denken," sprach der Greis mit seiner himmlischen Milde. „Grade in Eurem Glück wollen meine Augen noch die Verheißung einer besseren Zukunft sehen."

„Vater," rief der junge Offizier, „laß mich mein Herz vor Dir entfalten, wie ich Dir schon einmal an dieser Stelle von der Qual meines Innern sprach."

„Wie?" fragte der Greis aufmerkend, „ist es möglich, daß sich nach diesen Tagen noch der Zwist in Deinem Innern fortsetzen kann?"

„Nein!" fuhr Volkingen in höchster Leidenschaft fort, „diese Tage haben meinem Pflichtgefühl Bande von Eisen umgeschmiedet. Es kann durch keine Zweifel mehr zersprengt werden. Laß Dir erzählen: am Schlosse standen wir und bewachten unsern König. Vor uns wogte die Menge. Einmal war es mir, als sähe ich noch vor mir einen bekannten, blonden Kopf. Doch kann ich das nicht gewiß behaupten. Ein Schuß fiel, der teuflische Schuß, der die Menge zu wüthenden Tigern wandelte. In Gefechtsordnung rückten wir ab. Kämpfend kamen wir über die Straßen — Gerüchte drangen uns schon entgegen, daß man die Kasernen stürmen wolle, auch die Kaserne des Alexanderregimentes. Den Waffenvorrath unseres Regiments zu vertheidigen stürmten wir vorwärts. Als unsere Compagnien ankamen, erlagen die in der Kaserne consignirt gewesenen Mannschaften schon dem rasenden Angriff einer überlegenen Menge, die nicht blos mit Waffen, die mit siedenden Oelgüssen, mit Schleudersteinen,

mit Sandwürfen focht. Ich konnte nichts denken. Mein ganzer Menſch war die eine thatgewordene Empfindung: mit Gott für den König! Die Raſerei hatte aus mir, wie aus den Leibern unſerer Angreifer, jedes Erbarmen mit Menſchlichem fortgefegt. Meine Nebenleute fielen, auf den Leichnam meines liebſten Kameraden ſah ich ein entmenſchtes Weib den Fuß ſetzen. Ich ſchoß das Weib nieder. Das Wuthgeheul der Aufrührer antwortete. Der betäubende Lärm der Schüſſe, des Geſchreis durchſchallte die Straße. Vor Pulverdampf ſah man kaum das Nächſte. Schon wichen die Aufrührer zurück, ſchon ſchien ihr Muth zu erlahmen. Da erſchien ein Mann auf der Barrikade, ſeine mächtige Geſtalt, ſein donnernder Befehl entflammte Alle auf's Neue. Die Fahne in ſeiner Hand ſchwenkte ſich. „Es lebe die Freiheit!" rief er. Und da — da — wie ein Blitz durchfuhr es mich: dies iſt nicht die Freiheit, dies iſt eine ſchlimmere Tyrannei als aller Fürſten despotiſcher Wille; dies iſt nicht der Weg zum deutſchen Kaiſerreiche, und dieſe, deren Blut ich vergieße, ſind nicht meine Brüder! Ihr Wahnſinn hat ſie von mir geſchieden. Und über das Knattern des Schüſſe hinweg, rief der Mann noch einmal: ‚Es lebe die Freiheit!' Da ſchrie ich auf und zielte und ſchoß . . . und der Mann fiel vornüber von der Barrikade hinein in unſere Reihn. That ich Recht, mein Vater? Oder bin ich ein Brudermörder?"

Mit flammendem Angeſicht und keuchender Bruſt ſtand der junge Offizier vor dem Greis. Die Frage war nicht eine von den Fragen, die Antwort heiſchen. Man ſah, ſein ganzes Weſen war durchglüht von dem Bewußtſein, daß er nach einem furchtbaren, aber heiligen Rechte gehandelt hatte.

„Du haſt in herber Nothwendigkeit Deine Pflicht gethan. Nicht Du, mein Sohn, biſt für das Blut verantwortlich, das durch Deine Hand gefloſſen," ſagte der alte Lucanus, mit dem Ernſte eines Prieſters auf der gefurchten Stirn.

„Und dieſer Mann," ſprach Volkingen, mit ausgebreiteten Armen vor dem Greiſe knieend, „dieſer Mann war Dein Sohn!"

Der Greis legte ſein Haupt zurück und ſchloß die Augen. Wie ſcharf auch der Blick des jungen Mannes ſein Geſicht durchforſchte, er konnte in den Zügen des Alten nicht leſen, was in deſſen Seele vorging.

Willibald faltete ſeine Hände auf dem Knie des Greiſes. So verharrten ſie lange.

Dann aber ſchlug der Greis die Augen auf. Der Abglanz einer höheren Welt war darin ſichtbar.

„Du haſt Größeres überwunden," ſagte er leiſe, zu dem Bilde Friedrichs gewandt; „lehre Du mich gerecht ſein."

Willibald wagte nicht zu athmen.

Der Greis legte ihm ſchwer die Hand auf die braunen Haare.

„Nicht Du biſt für das Blut verantwortlich, das durch Deine Hand gefloſſen iſt", wiederholte er feierlich.

Die Erregung des jungen Offiziers brach sich in Thränen Bahn.

Sie brauchten Beide lange Zeit sich zu sammeln, dann sagte der Greis:

„Erschüttere nicht Agnes Seele mit dieser Kunde. Ihr Wesen ist ohne das aus den Fugen. Der Sturm, der von ihm ausging, hat ihr alle Fassung geraubt."

Volkingen sprang auf.

„Ich dachte, daß ich meine Hand nicht mehr nach einem Weibe ausstrecken dürfe, dem ich verwandtes Blut vergossen. Ewigen Abschied zu nehmen kam ich her. Heute Abend verlassen wir ohnedies, die letzten aller Truppen, die Stadt. Ein zu unbegreiflicher Befehl ist ergangen, als daß ich zu wagen glaube, er komme direct, ohne Mißverständniß vom König. Nur die Bürger sollen ihn beschützen, alles Militär zieht ab! — Wer kann auf ein Morgen bauen! Und nun sagte mir Agnes ein Wort — der Todte war also nicht Blut von Deinem und ihrem Blute? Er war nicht ihr Bruder und nicht Dein Sohn? So darf ich noch hoffen — so wird niemals, niemals in Agnes Seele der fürchterliche Gedanke Wurzel fassen, ich sei ihres Bruders Mörder und sie selbst dieses Mörders Gattin?" So rief Volkingen.

Mit schmerzlichem Lächeln sagte der Greis:

„Wie doch die Jugend sich immer an die Form der Dinge hält, und nicht das Wesen erkennt. Wenngleich Georg nur mein Adoptivsohn war, stand er meinem Herzen doch nahe wie ein leibliches Kind, und so ist mir sein Verlust überwindlich grausam zu tragen wie der eines Sohnes. Aber auch wenn er nicht nur durch Gewöhnung, wenn er von Natur mein gewesen wäre, dennoch hätte ich Dir gesagt: Du bist nicht der Verantwortliche für seinen Tod, nur der Arm des Gerichts bist Du, das er selbst sich heraufbeschworen."

„Wie kann ich mit diesem Bewußtsein neben Agnes hinleben!" rief Volkingen von Jammer übermannt.

„Du weißt nicht Alles. Georg war in Liebe zu ihr entbrannt. Da enthüllte ich ihnen, daß sie keine Geschwister seien. Sein Ungestüm glich immer dem Ungestüm stürzender Gebirgswasser, lärmend, schön und nutzlos! Dieses Ungestüm überfiel ihre keusche Seele und versetzte sie in Aufruhr. Ich kann nur ahnen, was in ihr Alles erwachte. Schone sie, wenn Du das Gefäß ihrer Gedanken nicht überfüllen und zerstören willst."

Volkingen stand wie entgeistert. In solchen Gefahren war sein Glück gewesen? Seine Liebe hatte ihm Jener rauben wollen? Schonungslos dem schnell erwachten Gelüste folgend? Ebenso wild und rücksichtslos, der Rechte Anderer nicht achtend, wie nach der „Freiheit" und dem „einigen Vaterland", ebenso hatte er nach dem Weibe gestrebt, das nicht mehr mit freiem Herzen vor ihm stand?

„Das war Gottes Gericht!" sagte er dumpf.

„Wenn Du es so nennen willst — ja," sprach der Greis. „Für mich ist es der Geist der Geschichte, der sich auch im Einzelschicksal sein Recht verschafft."

„Nein," murmelte der junge Offizier vor ſich hin, „nein, nicht noch ſchwerer ſoll ihr Frieden geſtört werden. Dieſer Wunſch giebt mir die Kraft, es ewig vor ihr zu verſchweigen, daß er durch meine Hand fiel".

„Komm zu ihr."

Willibald hob den Alten faſt aus dem Stuhl und führte ihn an ſeinem Arm in das Gemach, wo Agnes noch am Sarge ſtand.

„Sieh, mein Mädchen," ſprach der Greis mit jenem Humor, der ein Gewand der Barmherzigkeit iſt, „ich habe noch einen ſtarken, feſten, jungen Arm, an welchem ich noch ein gut Stück Leben ſicher gehen kann."

„Meine Agnes!" rief Willibald ſchmerzlich.

Sie wandte das gramzerſtörte Antlitz ihm zu.

„Vergiebſt Du mir, daß ein Theil meines Herzens ſich von Dir zu dieſem wandte, daß er ihm ewig gehören wird?" fragte ſie.

Er nahm die arme kalte Hand von dem düſteren Bett fort, darauf ſie ruhte.

„Geliebte," ſagte er mit thränenverſchleierter Stimme, „das Wort Vergebung wird ein Höherer über uns allen ausſprechen, und wer ſich ihrer bedürftig fühlt, der mag ſich daran laben. Du und ich, wir wollen nicht mit einander abrechnen. Der Sturm hat unſer Haus in Trümmer geworfen, der Baugrund aber iſt nicht erſchüttert. Wir wollen den Muth faſſen, uns ein neues Leben und ein neues Glück aufzurichten."

Weinend lag ſie an ſeiner Bruſt, in welcher, ſie fühlte es troſtreich, ein feſter und unerſchütterlicher Sinn durch den Sturm ſich durchgerungen hatte und zur vollen Reife gelangt war.

Die Augen des Greiſes waren feucht geworden.

„Und Du, mein Sohn," ſagte er, das Geſicht zum Sarge hinabneigend, „Du, mein ſtiller Schläfer, fahre wohl! Die flammenden Irrthümer dieſer Zeit werden in Aſche zerfallen, wie Du. Aber wie Deine Seele unſterblich iſt, ſo iſt auch ein Unſterbliches in der Bewegung dieſer Zeit. Immer wieder wird es auferſtehen, und ein Tag wird dennoch kommen, an dem Preußens König deutſcher Kaiſer iſt. Und erſt an dieſem Tage wird der Geiſt des großen Friedrich Fürſten und Völkern vergeben, was ſie geſündigt haben!"

Ludwig Pietsch.

Von

Paul Lindenberg.

— Berlin. —

Der furchtbare Schlag, welcher Deutschland durch den Tod seines zweiten Kaisers von Neuem getroffen und uns wiederum mit dem Gefühl wehmüthiger Trauer erfüllte, er hat auch so mancherlei Hoffnungen und Erwartungen unerfüllt gelassen, welche die deutsche und im Speciellen die Berliner Presse aller Parteischattirungen auf die Regierung Kaiser Friedrichs gesetzt hatte. Es ist ja hinlänglich bekannt, mit wie regem und aufrichtigem Interesse der von einem jähen Schicksal so früh dahingerafften Monarch die Entwickelung der Tagesliteratur verfolgt, welche Bedeutung er der letzteren zugemessen und wie zwanglos und leutselig er mit ihren Vertretern verkehrt hat. Er wußte den schwierigen und aufreibenden Beruf der Journalisten wohl zu würdigen, und manch hübsches, kaum in die Oeffentlichkeit gelangtes Geschichtchen legt davon Beweis ab. So bemerkte er einst bei irgend einer Eröffnungsfeierlichkeit in Berlin, daß der den Repräsentanten der großen Blätter zugewiesenen Platz ein herzlich schlechter war. Sofort wandte er sich an die Comitémitglieder mit nicht mißzuverstehenden Worten, deren letzte lauteten: „Diese Herren hier sind weit nothwendiger als Sie; denn wenn sie nichts darüber schreiben, erfährt die Welt überhaupt nichts von Ihrem Unternehmen, und Sie hätten dasselbe gar nicht veranstalten brauchen!“

Ein Berliner Schriftsteller aber erfreute sich des ganz besonderen Wohlwollens des Kaisers — es war Ludwig Pietsch, und noch kurz vor dem Tode des Herrschers erhielt er einen neuen Beweis davon in Gestalt einer persönlichen Einladung zur Vermählung des Prinzen Heinrich. Pietsch

konnte derſelben nicht nachkommen, da er fern von der deutſchen Heimat auf türkiſchem Boden weilte, und er ſollte lebend ſeinem hohen Beſchützer nicht mehr danken können — auf der Todtenbahre erſt fand er ihn wieder! Ergreifend beſchreibt er dies Wiederſehen im Sterbezimmer des Schloſſes Friedrichskron: „Das Antlitz erſchien noch immer in ſeiner ganzen Herrlichkeit. In ruhigem Schlummer ſchien es dazuliegen. Gelblich von Farbe, aber ohne eine Spur der Entſtellung durch die langen furchtbaren Leiden, von denen er endlich Erlöſung fand und ausruht. Der bräunliche Bart wallte, von keinem Tuch verdeckt, über den Hals hin. Die erhabene, ernſte Majeſtät des Todes war wohl über dies Heldenantlitz ausgegoſſen. Aber ein Schimmer jener, der gütigſten Seele entquellenden Freundlichkeit, welche dieſe Züge während des Lebens verklärte, war auch vom Tode nicht ganz verwiſcht und milderte deſſen Starrheit. Das ſtrahlende blaue Auge aber war geſchloſſen für immer, das wir ſo oft im heiligen Feuer Blitze ſprühen, ſo oft in erquickender Heiterkeit leuchten und lächeln ſahen! . . . Und mit meines Geiſtes Augen ſah ich dieſes Antlitz, dieſe Geſtalt wieder lebendig vor mir in all' den größten Momenten dieſes nun erloſchenen Heldenlebens, am Abend von Wörth, am Abend von Sedan, am Tage von Verſailles . . . . Und ſo mußte es enden!" — —

Die Auszeichnung, welche Ludwig Pietſch bei jeder ſich darbietenden Gelegenheit während vieler Jahre durch den Kronprinzen genoſſen hat, ſie charakteriſirt vortrefflich die bedeutende Poſition, welche die Perſönlichkeit dieſes liebenswürdigen Menſchen und Schriftſtellers in der geſelligen, künſtleriſchen und literariſchen Welt der Reichshauptſtadt einnimmt. In ſeltener Weiſe iſt Pietſch mit Berlin, mit der Stadt ſowohl wie mit ihrer geſellſchaftlich tonangebenden Bevölkerung, verſchmolzen. Er mag für Viele, die nie mit ihm in directe Berührung gerathen ſind, und zumal für Diejenigen, welche ihre Kenntniß des Berliner Lebens nur aus den Zeitungen ſchöpfen, gar nicht mehr eine Perſon von Fleiſch und Blut ſein, ſondern mehr ein Begriff für die aufmerkſamſte, unterhaltendſte, gewiſſenhafteſte Berichterſtattung über all' Das, was den kaleidoskopartigen, täglich neue, anziehende Ueberraſchungen bringenden Jahreslauf einer Weltſtadt ausmacht. Dieſe originelle Vielſeitigkeit, welche doch niemals etwas Oberflächliches an ſich hat, läßt auch Pietſch einen bevorzugten Platz unter den Schriftſtellern ſelbſt einnehmen, denen es ja, wie jedem anderen Stande, an einer gewiſſen Rangordnung nicht fehlt. Er iſt eben in keine beſtimmte Kategorie einzureihen, weder in die des Kunſt- oder Reiſeſchriftſtellers, noch in die des ſpecifiſchen Berliner Schilderers oder des flüchtigen Feuilletoniſten; er iſt dies Alles zuſammen und jedes zu ſeiner Zeit, mit Hingebung, mit Eifer, mit ſicherem Verſtändniß. Nicht minder ſchwer ſind ſeine Arbeiten zu definiren. Es ſind keine grundlegenden Berichte und auch keine leicht hingeworfenen, ſchnell verwehten Feuilletons; ſie erſcheinen uns immer wie ein anmuthig und graciös geformtes Werk aus edlem Metall, welches nur der flüchtige Betrachter mit

hübschen billigen Modeschöpfungen verwechseln kann, dessen sorgfältige und gediegene Herstellung aber derjenige sofort erkennt, der mit Verständniß näher hinschaut und nicht achtlos daran vorüberwandelt.

Einen ausgeprägten Reiz erhalten Pietsch's Arbeiten dadurch, daß in jeder von ihnen, welches Gebiet sie auch berühren mögen, ob das einer Kunstausstellung, einer Sammlung kunstgewerblicher Erzeugnisse, eines fernen Landes und Volkes, einer Lebensbeschreibung, einer Erinnerung an frühere Zeiten, einer Schilderung eines Festes, Balles, künstlerischen Aufzuges oder dergleichen — seine persönlichen Empfindungen und Gefühle starke Geltung haben und sich derart warm und herzlich dem Leser mittheilen, daß dieser sie alsbald als einen Theil seines eigenen Ich betrachtet und wachsendes Interesse denjenigen Gegenständen schenkt, die nach seiner Individualität für ihn eigentlich von größter Unwichtigkeit sind, und die er bisher niemals einer Beachtung für werth gehalten hat.

Ein derartiger Erfolg — nach unserer Ansicht der schönste, den sich ein Schriftsteller wünschen kann — vermag natürlich nur von einer ganz eigenartigen, von der gütigen Mutter Natur besonders beanlagten Persönlichkeit auszugehen. Bei Pietsch finden wir denn auch nichts Unfertiges und Halbes, nichts Falsches und Gemachtes; sein ganzes Wesen ist durch und durch gesund, ihm haftet nichts Manierirtes und Gekünsteltes oder Ausgeklügeltes an. Trotz der Zahl seiner Jahre, die sein Haar schon gebleicht, hat er sich körperlich wie geistig die denkbar größte Frische und Ursprünglichkeit zu bewahren, hat er sich eine seltene Lebensfreudigkeit zu erhalten gewußt. Erfüllt von warmer, hingebungsvoller Begeisterung für alles Schöne und Gute, Wahre und Edle, tritt er überall mit beredter Sprache für die idealen Güter des Lebens ein, mit Innigkeit, mit Leidenschaft das verfechtend, was seine Sympathie gefunden, der treueste Freund seiner Freunde, stets bereit, mit Rath und That für sie einzutreten und ihnen überall helfend zur Seite stehend; er selbst dabei von einer rührenden Bescheidenheit, niemals sich hervordrängend, niemals in eigenen Angelegenheiten das Wort ergreifend. Obwohl er die halbe Welt durchwandert hat, ist ihm darüber nicht der frohste Naturgenuß verloren gegangen: er, der die glühende Farbenpracht des Orients kennen gelernt, der „vieler Menschen Städte gesehen und Länder erforschet", der die blutigen Gräuel des Krieges erlebt und fast allen welthistorischen Ereignissen der letzten Decennien beigewohnt hat, er empfindet die ungetrübteste Freude und Bewunderung über einen blühenden Baum, über eine frisch grünende Wiese, über ein Stückchen Himmelsblau und einen lächelnden Sonnenstrahl.

All' dies, von einer umfassenden Bildung, von einer weitsichtigen Menschenkenntniß unterstützt, kommt in seinen Schriften zum lebhaften Ausdruck. Was Wunder, daß dieselben den verdienten Erfolg finden, daß ihm Jeder gern lauscht und willig seinen Berichten, wohin sie uns auch führen mögen, folgt. Wie Pietsch persönlich der beste, der unterhaltendste Gesell-

schafter ist, wie man nie müde wird, seinen Erzählungen zuzuhören, so ist er es auch mit der Feder — flott, anregend, amüsant, stets kurzweilig, lebensfroh, eben stets er selbst! Dazu kommt die Leichtigkeit seines Stils, die Gefälligkeit seiner Ausdrucksweise. Niemals schlägt er einen trockenen, pedantischen Ton an, seine Sprache ist durch und durch natürlich, man merkt sogleich, daß er das, was und wie er schreibt, selbst empfindet. Auf dem Gebiete der Kunstkritik hat es Pietsch schnell zu autoritativem Ansehen gebracht. Hier unterstützte ihn besonders sein früherer Beruf als Zeichner und Maler, nicht minder sein scharfes Auge und sein eben hervorgehobenes feinsinniges Naturempfinden. Niemals hat Pietsch — hier deckt sich eben wieder der liebenswürdige Mensch mit dem Schriftsteller — sein Ansehen als Kunstkritiker mißbraucht, niemals hat er durch jene „Schneidigkeit" imponiren wollen, die sich in höhnendem Tadel äußert und beißenden Spott über den Künstler und sein Werk ergießt; ruhig und sachgemäß ist sein Urtheil stets gewesen. Wo er die Spuren eines bedeutenden Talentes entdeckt, da findet dasselbe in ihm einen eifrigen Verfechter; wo er sein Mißfallen äußern muß, thut er es in milder, nicht verletzender Form, mit sicheren Worten auf die Fehler hinweisend und dabei vielleicht doch noch diesen und jenen, wenn auch noch so kleinen Vorzug entdeckend, der den Getadelten nicht ganz entmuthigt läßt. Viele Künstler verdanken hierdurch Pietsch ihre ganze Existenz, viele haben durch ihn erst ihre Eigenart erkennen gelernt, sind zur Einsicht ihres Talentes gekommen, und unter ihnen befindet sich Mancher mit klangvollem, weitlönendem Namen.

Als Kunstkritiker verdiente Pietsch seine ersten literarischen Sporen, und zwar genau vor dreißig Jahren. Im August 1858 bat ihn Wilhelm Lübke, an seiner Stelle, da er eine Reise nach Paris beabsichtigte, die eingehende Berichterstattung über die große Berliner Kunstausstellung für die Haude- und Spener'sche Zeitung zu übernehmen, und mit aufrichtiger Freude kam Pietsch, der bis dahin fast ausschließlich mit dem Zeichenstift thätig gewesen war, dieser Aufforderung nach. Drei Decennien sind seitdem verflossen; der damalige Neuling mit der Feder, dessen Initialen „L. P." unter seinen ersten, zagend geschriebenen Kunst-Referaten Niemand kannte, ist zu weitem Ruf gelangt, und wenn er heute zurückblickt auf die dreißig Jahre, die so gewaltige Umwälzungen im Gefolge gehabt, die aus jenem Berlin mit noch nicht einer halben Million Seelen eine viel beneidete Kaiserstadt mit fast zwei Millionen Einwohnern geschaffen, so darf auch er, der heute hochgeachtet inmitten des geistigen Berliner Lebens steht, mit dem, was er errungen und erzielt, wohl zufrieden sein.

In seinen kühnsten Jugendträumen hatte wohl Pietsch nie geahnt, daß man ihn einst zu den berühmten Schriftstellern zählen würde. Zu den berühmten Malern, ja, das war etwas Anderes, denn früh stand es bereits in ihm fest, daß er sich der Kunst Raphaels zuwenden wollte. Die alte Hansestadt Danzig, in der er am 25. December 1824 geboren ist,

sie machte mit ihren alterthümlichen Häusern und Straßen einen tiefen Eindruck auf das empfängliche Gemüth des Knaben, und auch die Erzählungen des Vaters, der als einer der ersten Nationalfreiwilligen in das York'sche Regiment eingetreten und in der Schlacht an der Katzbach schwer im Gesicht und am Hinterkopf verwundet worden war, sie mögen mit ihren Berichten aus den Tagen der Volkserhebung und der Abschüttelung des Fremdenjoches rege auf seine Phantasie eingewirkt und sie mit Plänen zu bildnerischer Darstellung dieser Kämpfe erfüllt haben. Die ganze Jugendzeit war eine glück- und freudenreiche; die Knaben genossen im elterlichen Hause viele Freiheit, ungehindert konnten sie die herrliche Umgebung Danzigs durchstreifen und in den Ferien weite, einsame Fußtouren zu ostpreußischen Verwandten unternehmen. Besonders gern hielten sie dann Einkehr bei der Familie des Pfarrer Weber in Döbern, der merkwürdigsten zweiten Auflage der Pfarrhäuser zu Wakefield und Sesenheim. Einen wichtigen Einfluß gewann auf Pietsch während seines Besuches der Realschule zu St. Peter in Danzig der 1837 als Director dorthin berufene Professor Strehlke, und in bewegenden, dankerfüllten Worten erzählt noch heute Pietsch, daß Alles, was sein Geistesleben Erfreuliches zu Tage gefördert, zum Haupttheile aus Samenkörnern hervorgegangen sei, die jener wahrhaft einzige Mensch in die jugendliche Seele gelegt habe.

Vom zwölften Jahre an machte sich das Zeichentalent des Knaben bemerkbar; und je mehr er allmälig in die Schönheiten unserer Dichterwerke eindrang, die sein ganzes Innere mit den Figuren der Tragödien und Epen erfüllten, je mehr äußere Anregung er durch den Anblick von Stichen und Gemälden empfing, desto schneller entwickelte sich bei ihm eine immer klarer hervortretende Befähigung zum Componiren historischer oder legendenhafter Ereignisse. Als er nun gar um das Jahr 1840 die ersten Blätter nach den Schöpfungen eines Cornelius, Kaulbach, Schnorr und der anderen Münchener Romantiker erblickte, da wurde seine Begeisterung auf das höchste entflammt; diesen Meistern nachzueifern, schien ihm das idealste Ziel zu sein, und mehr als je handhabte er den Zeichenstift und erging sich in großen künstlerischen Plänen. Seine Befähigung blieb nicht verborgen, man sprach von dem Talent des Jünglings, und in der reichen Handelsstadt fanden sich genug Männer — sie gehörten der Friedensgesellschaft an — welche ihren jugendlichen Landsmann unterstützen und ihm zur Verwirklichung seiner Pläne, ein berühmter Künstler zu werden, verhelfen wollten.

So kam es, daß Pietsch 1841 nach Berlin gelangte, um die Kunst-Akademie zu besuchen und die ersten Stufen der erträumten Ruhmesleiter zu erklimmen. Die preußische Residenz hatte damals wenig von ihrem jetzigen glänzenden Gewande aufzuweisen, sie war noch theilweise von gutem provinziellem Schlafe umfangen und ahnte wahrlich nichts von der blendenden Metamorphose, die ihr in der Zukunft bevorstand. Wohl gab

es, durch die französischen Vorgänge veranlaßt, mancherlei mehr oder minder heftige politische Discussionen, aber die weiteren Schichten des Bürgerstandes blieben von denselben unberührt. Ein etwas regeres Leben herrschte auf literarischem und künstlerischem Gebiet. Auf ersterem machte sich noch die Tieck-Schlegel'sche Richtung geltend, fand aber doch schon lebhafte Gegenströmungen; auf letzterem erwartete man nach der so hoffnungsvoll begrüßten Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV., von dem man die höchste Förderung der Kunst, ein edles Mäcenatenthum erhoffte, viele und tiefgehende Umwälzungen. War doch bald nach dem Regierungsantritt schon Cornelius nach Berlin berufen worden, „um die große und heilige Münchener Kunst auf den Boden der glaubenslosen preußischen Hauptstadt zu verpflanzen."

Von eingehenden künstlerischen Studien aber war vorläufig für Pietsch nicht die Rede. Er war theils noch ganz in idealen Ansichten befangen, theils drang er erst jetzt tiefer in den Geist der Goethe'schen, Shakespeare'schen und Jean Paul'schen Werke ein, die eine neue Zauberwelt vor ihm erschlossen, theils nahm seine freie Zeit ein gewisses geniales Bummelleben in Anspruch, die Freundschaft und Zusammengehörigkeit mit allerlei seltsamen Käuzen und excentrischen Talenten und Halbtalenten, jenen Menschen, die er uns so liebenswürdig in diesem Heft als „Epigonen der Romantiker" schildert. Von jenem für uns moderne Berliner nur noch schwer vorstellbaren wildgährenden und doch nur wenig zu Tage fördernden Leben und Treiben in den an Mäusen und anderen unangenehmen Thierchen reichen, halb zerfallenen Stuben und Kammern der alten Häuser in der Friedrich- und Behrenstraße, an deren Stelle sich heute stolze Paläste erheben, zog sich Pietsch langsam zurück, als er 1843 in das Atelier des damals als Portraitmaler beliebten Professors Otto eingetreten war. Otto bewohnte in einer schmalen Straße im ältesten Theile Berlins ein einstöckiges, der Spree zugekehrtes Haus, in welchem zwei Räume als Schüler-Ateliers benutzt wurden.

Otto genoß bei den Besuchern der Akademie ein bedeutendes Ansehen. Er stand in dem Rufe, seine Schüler binnen Kurzem in die geheimsten Tiefen der Malerei blicken zu lassen und ihnen somit bald die Wunderthore des Ruhmes zu eröffnen. Vielleicht hatte diese geheimnißvolle Kunde darin ihren Grund, daß er es als wichtigste und liebste Aufgabe seines Lehramtes betrachtete, seinen Schülern lange Vorträge voll mystischen Wortschwulstes und ungereimter Belehrungen „über das geheime Gesetz der wahren Zeichnung, nach welchem auch die Natur bei der Formation ihrer organischen Gebilde verführe," zu halten. Die jungen Raphaele hörten ihm gläubig zu und sahen mit Hochmuth auf ihre Collegen herab, da sie meinten, mehr als all' die Anderen in die Tiefen der Kunst eingeweiht zu sein. Erst allmälig, nach Jahren, merkten sie ihre eigene Unfähigkeit sowie die ihres Meisters; fast immer war es dann zu einer Un-

kehr zu spät und sie schritten auf dem seichten Geleise weiter; ein nennenswerther Künstler ist aus dem Otto'schen Schülerkreise nicht hervorgegangen.

Das Jahr 1848 mit seinen plötzlich daherbrausenden Stürmen entriß Pietsch diesem Kreise. In jugendlichem romantischem Drange erblickte er wie so viele seiner Freunde in dem frischen Luftzuge, der Deutschland durchwehte, die endliche Erfüllung manches sehnsüchtig geäußerten Wunsches; mit Enthusiasmus vernahm er die Klänge der Revolutionsdichtungen, und die Märztage sahen ihn im wildesten Volkstrubel. Die Ernüchterung blieb freilich nicht aus, und mit anderm Verständniß las er später Lamartine's „Histoire des Girondins", welche damals sein Evangelium war. Dasselbe Jahr brachte noch mancherlei Veränderungen in Pietsch's Leben hervor. Sein Vater wurde ihm genommen, und gewissermaßen als Ersatz für die schmerzliche Lücke führte er bald darauf ein schönes siebzehnjähriges Mädchen zum Altar, freilich wohl ohne sich vorher überlegt zu haben, daß die Ehe auch doppelte Verpflichtungen auferlege. Mancherlei Beschwerde und bittere Drangsal blieb nicht aus, die Noth klopfte häufig mit hartem Finger an die Thür des jungen Haushaltes, und es gab schlimme, bittere Tage und Wochen zu überstehen. Unentwegt, arbeitsam harrte die Lebensgefährtin an der Seite des Gatten aus, der für die Familie durch Zeichnen und Lithographiren den kargen Unterhalt erwarb. Bitter lächelnd mag er oft genug an die einstigen hochfliegenden künstlerischen Pläne gedacht haben! —

Endlich, 1853, besserte sich ein wenig seine sorgenvolle Lage. Pietsch lernte Franz Duncker, den einflußreichen Besitzer der „Volks-Zeitung", kennen und fertigte für ihn und dessen Bruder Alexander Zeichnungen nach plastischen Werken an. Duncker zog den Künstler auch zugleich in sein gastfreies Heim, welches der Sammelpunkt aller liberalen Elemente (zu denen damals die bedeutendsten Männer der Literatur, Kunst, Wissenschaft, Publicistik, ja sogar, wenn auch mehr oder minder heimlich, der Justiz und Beamtenwelt gehörten) war und viele Jahre hindurch geblieben ist. Pietsch schloß hier viele Freundschaften für das ganze Leben und lernte eine stattliche Reihe von Menschen kennen, deren Namen den tönendsten Klang besitzen und die eine einschneidende Rolle im Leben unseres Staates und Volkes spielten. Aber eine männliche Gestalt hat doch auf ihn den tiefsten und unauslöschlichsten Eindruck hinterlassen. Pietsch selbst erzählte gelegentlich davon: „An einem Spätherbsttage des Jahres 1857 sah ich Jenen zum ersten Mal. In einem schmalen Cabinet empfing die Hausfrau gewöhnlich ihre Freunde zur Kaffeestunde. Dort, nach längerer Abwesenheit auf einer Reise, eintretend, sah ich sie sitzen und aufmerksam der Vorlesung lauschen, welche ihr ein junger Mann von etwa dreißig Jahren aus Ariost's „Rasendem Roland" hielt. Welliges, kurzkrauses, dunkelblondes Haar bedeckte bürstenartig aufstehend seinen Scheitel über einer hohen, prachtvoll gemeißelten buckelreichen Stirn, unter deren beschattenden Bogen ein Paar lichtblau-

graue Augen mit fascinirendem Glanze hervorblickten. Das vornehm geformte, blasse Gesicht mit der, die orientalische Stammesheimat nicht völlig verleugnenden, fein gebogenen Nase und dem von einem dünnen Schnurrbart überschatteten, schön gezeichneten Munde schloß nach unten hin ein mächtiges Kinn wie ein Felsen ab. Dies ganze Antlitz war wie die Verkörperung der höchsten Intelligenz und der gewaltigsten Energie. Der so gestaltete Kopf saß auf ziemlich langem Halse — gleich jenem, auf welchen Vansen an Egmont hinweist — über ziemlich schmalen Schultern. Die Hausherrin stellte uns einander vor — sein Name war: Dr. Ferdinand Lassalle."

Pietsch genoß lange den anregenden Verkehr Lassalle's, auch zu dem großen Nationalökonomen Prince Smith trat er in nähere persönliche Beziehungen; daneben aber wurde fleißig und unermüdlich gearbeitet, denn seine Familie hatte Zuwachs gewonnen, und der Kampf um das tägliche Dasein ließ ihn nicht zum Ausführen größerer künstlerischer Ideen kommen. Neben der Verbindung mit Alexander Duncker, für dessen Verlag er umfangreiche zum Farbendruck bestimmte Wandblätter, wie beispielsweise „Rauch in seiner Werkstatt", zeichnete, hatte er auch einen ziemlich regelmäßigen Verkehr mit der „Illustrirten Zeitung" in Leipzig angeknüpft, für welche er die in den Berliner Bildhauer-Ateliers und den bedeutsamsten Gießereien entstehenden Denkmäler, Statuen, Büsten, Gruppen 2c. skizzirte. Daneben illustrirte er Erzählungen (Storm's „Immensee"), Romane und Jugendschriften und porträtirte in Kreide, Lithographie und Oel; zugleich fing er aber auch an, mit der Feder thätig zu sein, indem er Texte zu einigen kunstgeschichtlichen photographischen Albums für Gustav Schauer's Verlag schrieb.

Schwer, wie so viele anderen Künstler, hat sich Pietsch durchringen müssen, und es mag nicht an Momenten gefehlt haben, wo er mit Verzweiflung in die Zukunft blickte und finsteren Gedanken sich hingab. Aber waren die trüben Stimmungen vorüber, so stellte sich auch wieder der alte freudige Lebensmuth bei ihm ein. War er auch nicht zum großen Meister berufen, der die Kunst in neue Bahnen lenken sollte — ein echtes, rechtes Künstlergemüth, das nicht so leicht verzagt und immer wieder seinem guten Stern vertraut, das hat er stets besessen und besitzt es auch noch heute!

Nachdem Pietsch 1858 für die Spener'sche Zeitung die ersten Berichte über die Berliner Kunstausstellung geschrieben hatte, wandte sich sein Interesse mehr und mehr der Schriftstellerei zu; er sah dieselbe aber vorläufig doch nur als einen sehr erwünschten und gut verwendbaren Nebenerwerb an. Hätte er sich damals auf seine Feder allein verlassen müssen, er würde bald verhungert sein, denn das gediegene Feuilleton, wie es eben durch Pietsch so sehr zu Ansehen gelangt ist, wurde von den Zeitungen fast gar nicht gepflegt und, wo da der Fall war, sehr gering bezahlt. Ein Thaler, das

war das Honorar, welches Pietsch von einer Danziger Zeitung für jeden Berliner Aufsatz erhielt! Heiß willkommen waren daher für ihn größere Aufträge, die auch sein Compositionstalent wieder erweckten; so zeichnete er für den schon erwähnten Alexander Duncker zwei umfangreiche Kunstblätter: „Schiller bei den Seinen" und „Goethe im deutschen Hause"; ferner bildeten Scenen aus Goethe's Leben die Motive zu einer ganzen Reihe bildnerischer Darstellungen für die „Illustrirte Zeitung".

Im April 1863 erfüllte sich Pietschs sehnlichster Wunsch — er konnte durch die Unterstützung Befreundeter einen für ihn sehr werthvollen dreimonatlichen Aufenthalt in Paris nehmen. Freilich hieß es auch hier unermüdlich arbeiten und thätig sein, denn es galt die in Berlin gebliebene, aus Gattin und sechs Kindern bestehende Familie zu ernähren. Während er Vormittags in Gleyre's Atelier Mal- und Naturstudien oblag, Mittags im Louvre copirte und Nachmittags für deutsche Journale zeichnete, schrieb er Morgens und Abends, oft auch Nachts, für die Spener'sche sowie für die Berliner Allgemeine Zeitung Feuilletons und Kunstberichte aus der leichtlebigen Seinestadt. In der letztgenannten erneuerte er die 1847 in Berlin mit Turgenjew geschlossene Freundschaft, die bis zu dem Tode des Dichters eine überaus innige und vertraute geblieben ist. Fast kein Jahr ist seitdem vergangen, ohne daß er einige Zeit in dem schönen Baden-Baden mit Turgenjew und dessen kunstsinniger Freundin Frau Viardot-Garcia verbracht hätte. Nach Berlin zurückgekehrt, mußte er zu seinem Leidwesen die Palette an den Nagel hängen und sich wieder dem Illustriren von Klassikern und neueren Schriftstellern — u. a. Reuter's „Stromtid" — sowie dem Zeichnen für illustrirte Zeitschriften widmen.

Seine fortgesetzte literarische Thätigkeit, die anmuthige, einsichtsvolle Art seines Kritisirens, sein anregendes, mit liebenswürdigem Humor durchsetztes Plaudertalent hatten allmählich auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ihn gelenkt und die Redaction der „Vossischen Zeitung" bewogen, mit ihm 1864 in nähere Verbindung zu treten, die seitdem von Jahr zu Jahr eine festere wurde. Trotzdem er aber jetzt einen Theil des Tages nur die Feder führte, legte er den Zeichenstift doch nicht bei Seite, und noch 1867, als er von der „Vossischen" zur Weltausstellung nach Paris gesandt war, zeichnete er dort viel für das „Daheim" und andere Blätter. 1868 schloß er ein zweites dauerndes literarisches Band und zwar mit der „Schlesischen Zeitung", für die er an Kossak's Stelle die regelmäßigen „Berliner Briefe" schrieb und noch schreibt, aber auch in anderer Hinsicht vielfach thätig war und ist.

Von dem zuletzt genannten Jahre an datirt Pietsch's rastloses, an Abwechselungen überreiches Wanderleben, dem wir so viele enthusiastische, stets von der liebevollsten Betrachtung zeugende Berichte verdanken, die in ihrer Farbenpracht und begeisterten Stimmung eine Ergänzung zu den Eduard Hildebrandt'schen Aquarellen bilden können. Im April 1869 lernte er

zum ersten Male den Orient kennen. Herrliche, unvergeßlich holde Frühlingstage waren es, die er in Venedig, Triest, Corfu, Athen, Constantinopel verlebte, und der Zauber der südlichen, wunderbaren Natur, der ganze tiefe seelische Genuß einer solchen Reise spiegeln sich in seinen als Buch unter dem Titel: „Nach Athen und Byzanz" gesammelten Aufsätzen wieder.

Die leidenschaftliche Sehnsucht, welche wohl Jeder hegt, der einmal im Orient war, diesen nochmals zu besuchen, sollte sich bei Pietsch rascher als er vermuthete erfüllen. Als im October desselben Jahres die Eröffnung jenes Riesenwerkes menschlicher Thätigkeit und Kraft, des Suez-Canals, bevorstand, wurde er zu derselben als Vertreter der „Vossischen Zeitung" vom Khedive eingeladen. In Port-Said traf er den damals noch preußischen Kronprinzen, dem er bereits 1863 auf einem Maskenballe in dessen Palais zu Berlin vorgestellt worden war, und und gleich darauf zum zweiten Male in Ismaila, der Stadt am Timsachsee, in der Mitte der Länge des Canals, wo die Hauptfeste stattfanden. Hier lud der preußische Thronfolger Pietsch ein, ihn auf seiner Nilreise bis zu den Katarakten zu begleiten. Freudig wurde dies Anerbieten angenommen, aber der schöne Plan sollte nur — Plan bleiben. Auf der Rhede von Suez, wo das Schiff, welches Pietsch benutzte, später anlangte als des Kronprinzen „Grille", wurde das Boot, auf dem der unternehmungslustige Schriftsteller in Gesellschaft dreier Marinecadetten der „Hertha" an das Land fahren wollte, von einer ägyptischen Dampfbarkasse überfahren und zerschellt. Pietsch sank sofort in die Tiefe, kam nochmals in die Höhe und wurde von einem jener Cadetten, der an Bord des Dampfers geklettert war und ein Boot ausgesetzt hatte, durch Hinreichen eines Bootshakens gerettet. Der Kronprinz war aber unterdessen schon nach Cairo abgedampft. In durchnäßten Kleidern, denn auch der Inhalt seines Koffers war vollständig durchgeweicht, mußte Pietsch die Nachtfahrt eben dorthin antreten. Als er in früher Morgenstunde vor dem Schloß Kasr el Nil ankam, erfuhr er, daß der Kronprinz, der die ganze Nacht hindurch auf sein Eintreffen gewartet hatte, kurz vorher abgereist war. Nach mehrtägigem Aufenthalt in Cairo machte Pietsch mit den übrigen Gästen des Khedive auf einem vicekönigl ichen Dampfer die Nilreise bis zum ersten Katarakt.

Hatte hier Pietsch den Anschluß an den Kronprinzen verfehlt, so sollte er ihn bei einer anderen, allerdings viel ernsteren Gelegenheit desto besser erreichen. Als sich im Juli 1870 die dräuenden Kriegswolken so überraschend schnell entluden, war Pietsch gerade erst aus Paris nach Berlin zurückgekehrt. Sofort hieß es, im Dienste der „Schlesischen" und „Vossischen Zeitung" den Koffer von Neuem packen und die deutschen Heere gen Frankreich begleiten. Im Trubel jener stürmischen Tage durfte er nicht hoffen, noch im letzten Augenblick offizielle Papiere zu erhalten, und so fuhr er denn am 1. August ohne Paß und Erlaubnißschein oder dergleichen ab. Der Anfang war wenig ermuthigend, denn von Eisenach bis Frankfurt

legte er, aus Gnade mitgenommen, die Reise in einem von Garde du Corps und deren Rossen besetzten Güterwagen zurück. In entsetzlicher Hast und Aufregung ging es dann weiter nach Speyer, Landau und Weißenburg; die Schlacht war gerade geschlagen, und ermüdet, bestaubt, hungernd und durstend mußte Pietsch seinem Beruf nachkommen und seine Erlebnisse und Eindrücke berichten. Am Tage von Wörth kam er, von einem Postwagen des 11. Corps mitgenommen, auf das Schlachtfeld, wo der Kronprinz, ohne ihn zu sehen, an ihm vorüberritt. „Im ruhigen Schritte seines Fuchses kam er uns bergab entgegen im letzten Abendschein: still und freudig, gehoben und demüthig vor dem gewaltigen Schicksal." Die Nacht, während welcher der Regen in Strömen herniedergoß, mußte Pietsch zwischen den Todten und Verwundeten zubringen, vom ersten Morgengrauen an inmitten entsetzlicher Verwüstung wieder schreibend und zeichnend; hungrig marschirte er Abends zu Fuß die zwei Meilen nach Sulz zurück, wo er die Nacht auf der Diele des Wirthshauses campirte. Am kommenden Morgen regnete es in Strömen, endlose Truppenmassen, jeden Weg versperrend, schoben sich dahin, und Pietsch sah jede Möglichkeit abgeschnitten, ohne Passierschein als Civilperson weiterzukommen. In trüber Stimmung hatte er sich bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht, in die Heimat zurückzukehren, da entsteht plötzlich unter den vorbeimarschirenden Truppen eine lebhafte Bewegung, stürmische Hurrahrufe werden hörbar und schwellen brausend an: der Kronprinz, „unser Fritz", verläßt an der Spitze des Hauptquartiers Sulz, um neuen Siegen entgegenzureiten. Auf seinem Fuchs, demselben, den er in der Schlacht von Wörth geritten (und der am Beisetzungstage seinem Leichenwagen folgte), sitzt er da in strammer Haltung, die Mütze auf dem Haupte, den schwarzen Regenmantel über dem einfachen Uniformrock mit Stern, die hohen Reiterstiefel bis zu den Knien emporgezogen. Ernst und doch freundlich schweifen seine Augen über die jubelnden Truppen, und inmitten des Gedränges, der Colonnen, der Reiter, der Offiziere, der Gefangenen fällt sein Auge auf den fernstehenden Kriegsberichterstatter. Er lenkt sein Pferd zu ihm hin und reicht ihm mit kräftigem Druck die Hand. „Haben Sie einen Wagen?" Pietsch weist melancholisch auf einen Hafersack, der seinen Sitz in einem Marketenderwagen gebildet. Darauf der Sieger von Weißenburg: „Kommen Sie sofort in meinen Wagen," und zu einem Ordonanz-Offizier: „Sorgen Sie, daß Pietsch einen Passagierschein erhält! — Auf Wiedersehen!" Wer war glücklicher, als unser aus allen Nöthen gerissener L. P.! Und noch eine freudige Ueberraschung war ihm aufgespart; als er den Schlag des königlichen Wagens öffnet, trifft er in demselben — Gustav Freytag, mit dem er gut befreundet war. Von dieser Stunde an machte Pietsch den Feldzug im kronprinzlichen Hauptquartier mit, stets ein gern gesehener Gast am Tische des ritterlichen Königssohnes und all' den welterschütternden Ereignissen — der Schlacht von Sedan, der Kaiserkrönung zu Versailles, dem Einzuge in Paris ꝛc. — in unmittelbarer Nähe beiwohnend. Am 15. März 1871

langte er wieder in Berlin an; seine fesselnden, inmitten der Kriegsstürme geschriebenen und dieselben auf das lebendigste und treueste schildernden Berichte erschienen als stattlicher Band unter der Gesammtbezeichnung: „Von Berlin bis Paris," wie er schon vordem seine vielfach zerstreuten Feuilletons unter dem Titel „Aus Welt und Kunst" herausgegeben hatte.

Nach dem Feldzuge ließ Pietsch's zeichnerische Thätigkeit, die er während desselben noch eifrigst ausgeübt hatte, fast ganz nach. Er skizzirte von nun an nur zur eigenen Freude, manches schöne und denkwürdige Blatt bewahren seine Sammlungen auf. Den Winter verlebte er von nun an zumeist in Berlin, stets im Trubel der rauschendsten Feste, der Ausstellungen, Bazare, kurz aller Veranstaltungen, die das schimmernde Gewand einer Weltstadt bilden; der übrige Theil des Jahres sah ihn, mit kleineren oder größeren Unterbrechungen, auf Reisen, für die eine oder auch für beide seiner Zeitungen unternommen. Wo irgend etwas Besonderes „los war," wie der Berliner sagt, da war auch Ludwig Pietsch zugegen, um all' die glänzenden, leider so rasch vergänglichen Bilder mit der Feder festzuhalten und in eleganter, espritreicher Form seinen Lesern vorzuführen. So weilte er bei festlichen Anlässen in Holland, London, Petersburg, Moskau und Wien (Weltausstellung und Besuch Kaiser Wilhelm's), fuhr bald darauf, zum zweiten Male, im Gefolge des deutschen Kronprinzen nach Petersburg und Moskau zu den Hochzeitsfeierlichkeiten der Herzogin von Edinburg, besuchte im Sommer 1874 Italien bis Catania, ging im December nach Paris zur Eröffnung der Großen Oper, 1875 wieder nach Rom und, nachdem er in Schlesien den Kaisermanövern beigewohnt, nach Mailand, woselbst sich der deutsche Kaiser als Gast Victor Emanuels aufhielt. Der April 1876 sah ihn in Olympia, über den Stand der dortigen deutschen Ausgrabungen berichtend — reiche Frucht dieser Reise sein Buch „Wallfahrt nach Olympia" — und von da ging er über den Peloponnes nach Corinth und Athen und zurück über Neapel, Rom, Florenz und Venedig, um später die Kunstgewerbe-Ausstellung in München und die Nibelungen-Tetralogie in Bayreuth zu besuchen.

Der Frühling 1877 führte Pietsch noch weiter als bisher. Er schloß sich der deutschen Gesandtschaft an, welche dem Kaiser von Marokko eine Anzahl werthvoller Geschenke des deutschen Kaisers überbrachte, und erreichte über Paris, Marseille, Gibraltar, Tanger das Ziel der Reise, Fez, wo die aus dem deutschen Ministerresidenten in Tanger und mehreren deutschen Offizieren bestehende Expedition drei Wochen am Hofe des Kaisers blieb. In glühenden Junitagen wurde die Rückkehr über Spanien und Frankreich gemacht, und Pietsch hatte seine Erinnerungen um eine der eigenartigsten bereichert. Seine zuerst in der „Vossischen Zeitung" erschienenen, dann in Buchform unter dem Titel: „Marokko. Briefe von der deutschen Gesandtschaftsreise nach Fez" herausgekommenen Berichte gehören zu den interessantesten Erscheinungen auf diesem Gebiet der Literatur und haben auch von ge-

lehrter Seite wegen ihrer Gründlichkeit und Gediegenheit die verdiente Anerkennung gefunden.

Es würde uns zu weit führen, alle Reisen die der unermüdliche Feuilletonist noch seit seiner Marokko-Fahrt unternommen hat, hier auch nur flüchtig zu berühren; nur die Hauptstationen seien erwähnt: Paris (Weltausstellung), Algier, Brüssel (Jubiläum der Unabhängigkeitserklärung), Köln (Dombaufest), Tirol, Schweden, Schlachtfeld von Sedan, Amsterdam (Colonialausstellung), Petersburg und Moskau (Kaiserkrönung), Schweiz, Turin, von da über Genua, Livorno, Florenz, Venedig nach Pola und Fiume, Antwerpen, Pest (Ungarische Landesausstellung), Skiernewice (Kaiserzusammenkunft), Besuch der bayerischen Königsschlösser, Wien, Belgrad, durch Bulgarien nach Sofia (gerade während des Staatsstreiches gegen den Fürsten Alexander von Battenberg), Bukarest und Sinaia, Venedig und Florenz (Maifeste 1887) und schließlich vor Kurzem zur Eröffnung der neuen serbisch-türkischen Bahnlinien nach Belgard und von dort nach Salonichi.

Man sieht, Ludwig Pietsch hat ein tüchtiges „literarisches Nomadenthum" hinter sich; aber er hat dieses an Abwechselungen so reiche Leben nicht allein genossen, er hat es, wenn auch indirect, Tausende und Hunderttausende mitgenießen lassen. Nur mit ehrlichster Bewunderung, mit aufrichtigstem Anerkennen kann man Pietsch's Laufbahn verfolgen, und wir, die wir von demselben Berufe sind, thun es außerdem mit gerechtfertigtem Stolze. Die Leser mögen ihn oft genug bei der Lectüre seiner heiteren, farbensprühenden Plaudereien und Reiseskizzen beneiden, daß er all' das Schöne und Prächtige, von dem er ihnen in so gefälliger Form berichtet, mit eigenen Augen sehen darf. Sie kennen freilich nicht die Kehrseite der Medaille, sie wissen nicht, welch' eine Summe von körperlicher und geistiger Elasticität, von Liebe und begeisterter Hingabe zu dem erwählten Berufe gehört, um eine Thätigkeit, wie die Ludwig Pietsch's es ist, auf die Dauer so auszuüben, wie er sie nun schon seit länger als einem Menschenalter ausübt. Das liest sich nachher so schön und so glatt, aber unter wie vielen Entbehrungen und Strapazen, unter wie mißlichen Verhältnissen und Sorgen, in wie vielen durchwachten Nächten ist der Text entstanden, der die mannigfachen Eindrücke des Tages berichtet und der doch nichts von der Ermüdung des Schreibenden und von so mancher Enttäuschung, die unausbleiblich ist, enthalten darf!

Eine seltene, überraschende Frische und Ursprünglichkeit hat sich Pietsch zu bewahren gewußt, um die ihn manch junger, berühmter Schriftsteller beneiden kann. Auf den hastigsten Reisetagen weiß er sich das Gesehene umfassend einzuprägen und findet stets trotz aller Eile Zeit zu umsichtigen Studien und Beobachtungen, unterstützt durch ein ausgezeichnetes Gedächtniß. Nie schreibt Pietsch „nach der Schablone"; nur seine eigensten Eindrücke giebt er wieder, nur das, was er selbst gesehen und erfahren, niemals sich auf die Berichte eines Dritten verlassend. So anregend Pietsch's

Schreibweiſe iſt, ſo anregend iſt auch, wie wir ſchon Anfangs erwähnten, der perſönliche Verkehr mit ihm. Sein im Weſten Berlins gelegenes, kunſtgeſchmücktes trauliches Heim iſt der Sammelpunkt einer erleſenen, für Kunſt und Literatur intereſſirten Geſellſchaft, unter der ſich die erſten Künſtler und Schriftſteller befinden. In den Wintermonaten ſind es die Sonntagabende, welche die Mitglieder jenes Kreiſes in dem gaſtfreien Hauſe verſammeln, und dieſes geſellige abwechſelungsreiche Durcheinander iſt von beſonderem Reiz. Iſt durch irgend einen Zufall, vielleicht in Folge einer anderen, auf denſelben Abend fallenden größeren Feſtlichkeit, der Cirkel ein kleinerer, ſo erzählt wohl, dazu aufgefordert, der Hausvater dies und jenes Capitel aus ſeinem bewegten Leben. Jeder, der ihm zuhört, wird ſich eine derartige Stunde unvergeßlich einprägen, denn mit derſelben Meiſterſchaft, mit der er die Feder handhabt, weiß er auch mündlich zu berichten. Als Schriftſteller wie als Menſch gleich geachtet und verehrt, darf Pietſch jetzt, wo dreißig Jahre unermüdlicher literariſcher Arbeit hinter ihm liegen, mit inniger Genugthuung auf ſein Leben zurückblicken, und zumal wir „Leute vom verfehlten Beruf" dürfen mit Freuden auf ihn als den Unſeren ſehen. Denn wie Ludwig Pietſch ſeinen Beruf verfehlt hat, das wiſſen ja am Beſten die Leſer dieſer Zeitſchrift, denen er im Laufe der Zeit ſicherlich ein lieber Freund geworden iſt.

Epigonen der Romantiker.

Eine Jugenderinnerung.

Von

Ludwig Pietsch.

— Berlin. —

Auf der Stelle der Berliner Behrenstraße, welche gegenwärtig der westlichste Theil der Südfront des großen Gebäudecomplexes Passage einnimmt, stand während der vierziger Jahre ein echt altberlinisches zweistöckiges Wohnhaus mit kahler schäbiger gelbgestrichener Façade. An seinem schräg ansteigenden Dach traten unmittelbar über der Blechrinne in gleichen Abständen Mansardenfenster von der simpelsten, schmucklosesten Art heraus. Das Haus hatte die Nummer 50. Dies ganze Obergeschoß unter dem Dach, gegen die Treppe hin durch eine Glasthür verschlossen, mit einem mittleren Gange zwischen den nach der Straße und den nach dem Hof zu gelegenen Stübchen und Kammern wurde im Jahre 1842 von einer Wittwe Schulz und ihren zwei Töchtern bewohnt, welche die Mehrzahl jener Zimmer an einzelne Herren möblirt vermiethete. Das kleinste derselben hatte ich, damals seit einem Jahre in Berlin und Schüler der Kunstakademie, im April 1842 gemiethet. Ein winziges Loch von einer Stube, dessen eines Dachfenster gegen den Hof hinaus lag. Zu beiden Seiten dieses Fenstervorbaues stieg die Nordwand, der Richtung des Daches entsprechend, schon von höchstens drei Fuß über dem Boden ab im stumpfen Winkel zur niedrigen Decke an. Der Raum genügte gerade, um eine birkenholzne Kommode vor jenem Fenster, ein schäbiges mit verblichenem braunem geblümtem Kattun bezogenes, wackliges Sopha an der Ostwand, einer Bettstelle aus „Kienenholz" an der Westwand, einen mit Wachstuch bezogenen Tisch und zwei Rohrstühle zwischen beiden Möbeln und ein gebrechliches Berliner Waschtischchen zur Rechten der Thür aufzustellen, zu

deren linker Seite der unentbehrliche Kachelofen stand. An den blaßblau gestrichenen Wänden fehlte nicht der in den damaligen Chambres-garnies unvermeidliche fragwürdige Schmuck gewisser eingerahmter erbärmlicher Stahlstiche, welche „die berühmtesten Personen der Weltgeschichte" in wunderbaren Phantasiegestalten darstellten. Außerdem prangte über dem Sopha noch ein, mit einer ganz von Fliegenspuren bedeckten Goldleiste eingerahmter winziger Stahlstich, nach dem Abendmahl von Lionardo da Vinci. Ueber die Wände hin hatten die zu jener Zeit fast in allen bescheideneren Wohnungen Berlins traulich eingenisteten Hausthiere, die Wanzen, ihre unverkennbaren Daseins- und Todesspuren hingezogen. Ihre Nester bildeten theils die Wandrisse, theils die Hinterseiten und die Rahmenecken jener Stahlstiche. Der täglich fortgesetzte Vernichtungskrieg gegen diese Mitbewohner unseres Daheim blieb gänzlich fruchtlos. Man gewöhnte sich schließlich an sie wie an die Mäuse, welche unbefangen und sorglos unter dem Ofen und Bett hervor lugten, die hingestreuten Brosamen verzehrten und gelegentlich in dem Tischschubkasten oder meinen Filzschuhen ihre Wochenbetten abhielten.

Das Fenster gewährte die schönste Aussicht über die nächsten niedrigen Hofgebäude der Behrenstraße auf die Hinterhauser der Linden. Indem einen von hier aus sichtbaren sollte Bettina von Arnim wohnen. Dieser Umstand ließ dasselbe unserer, eben durch die Lectüre des „Briefwechsels Goethes mit einem Kinde" tief erregten und entzückten, Seele mit einem geheimnißvollen romantischen Schimmer umkleidet erscheinen, der einen verschönenden Abglanz sogar in meine elende Dachkammer warf. Es waren für mich eben noch jene glücklichen Tage, wo „man hatte nichts und hatte doch genug: den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug."

Es bedurfte jener Aussicht nicht; auch ohne sie, wären mir die dort verlebten Monate kaum minder reich an glückseligen Stunden gewesen, als sie es waren. —

In den nach der Behrenstraße zu an der Front des Hauses gelegenen Dachstuben hausten, als ich bei Frau Schulz einzog, ein paar mir noch unbekannte, „möblirte Herren". Ich hörte, daß zwei davon sehr gelehrte Leute seien; der eine studirte Naturwissenschaften, der andere Philologie. Junge Männer, mit fast röthlichen hellblonden Haaren, die bei dem ersteren dünn, glatt und spärlich kaum das Oberhaupt bedeckten, das des anderen aber in üppigem Gelock schmückten. In zwei andere der hier zu vermiethenden Vorderkammern zogen später, durch mich verlockt, zwei ostpreußische befreundete Landsleute ein, ein Maler und ein — Dichter, jeder um mehrere Jahre älter als ich, der ich damals siebzehn Jahre und einige Monate zählte.

Auch meine Kammer, so klein sie war, nahm im Herbst noch einen Stubenkameraden, gleichfalls Westpreußen, auf. Sein Gepäck und gesammter Besitz war, wenn möglich, noch ein ganz Theil leichter und kleiner als die

meinen und konnte den winzigen Raum in keiner Weise verengen. Nur die Fülle seiner dunklen Lockenhaare, die sein in zarten blühenden Farben prangendes Antlitz mit der hohen, breiten, schön gewölbten, leuchtenden Stirn üppig umwallten oder eigentlich umstarrten, war enorm; ebenso groß sein Reichthum an Intelligenz, an Talent, an tollem, phantastischem, aberwitzigem Humor und an den überraschendsten verrückten Einfällen, die plötzlich blitzartig hinter jener prächtigen Stirn hervorsprühten. Was er (damals 18 Jahre alt) trieb und studirte, ist schwer mit einem Wort zu sagen. Er war der echteste Bohémien im Sinne jener romantischen Tage, hinausgeschleudert in früher Jugend schon auf das hohe Meer des Lebens in die fremde Stadt mit dem Gebot: hilf Dir selbst und lerne schwimmen, oder geh' unter. Die Planke, an die er sich zuletzt geklammert hatte, war ein wunderliches Ding. Für einen Souffleur des K. Schauspiels schrieb er Bühnenstücke, die als Manuscript an die verschiedenen Theaterdirectionen versendet wurden, sauber und reinlich ab. Für den Bogen Abschrift sollte er an Honorar — 1 Silbergroschen erhalten. Aber dieser glänzende Lohn wurde ihm selten ganz unverkürzt ausgezahlt, und in dem Zimmer bei jenem Auftraggeber, in welchem er während gewisser Tagesstunden dieser anmuthigen Thätigkeit oblag, sparte die ökonomische Hausfrau während der kalten Wintertage gerne das Heizmaterial, um den jungen Mann nicht zu verweichlichen. Unter solchen Bedingungen hat er unter Anderm den „Sohn der Wildniß", das damals sehr beliebte vielgespielte fünfactige Drama Fr. Halms, nicht weniger als zwanzig Mal abgeschrieben, fünfundzwanzig Mal Nestroys Posse „Einen Jux will er sich machen." Zuweilen stieß er dabei einen Schrei der Verzweiflung aus: „Pietsch, ich werde verrückt!" Die Halm'schen Jamben, die Nestroy'schen Witze und Couplets hatten sich schließlich durch das immer wiederholte Niederschreiben so in sein Gehirn eingedrängt und mit Hinwegschiebung anderer Gedanken darin so breit und bequem eingerichtet, daß er zuweilen kaum noch anders als in diesen Versen zu sprechen vermochte. Auch mir hatten sie sich durch das immerwährende Hören so fest eingeprägt, daß sich die heute gewiß nur noch von sehr Wenigen gekannten Texte jener Couplets mir immer noch im Gedächtniß abschnurren, sobald ich mir nur die ersten Worte derselben sage, wie z. B. „Es sind g'wiß in unsr'er Zeit die meisten Menschen Handelsleut', und wer das Ding recht ergardirt, muß soag'n: der Handelsstand florirt" ꝛc. Welcher Fond von Talent, von zäher Widerstands- und Geisteskraft, von Energie des Willens und Verstandes, — damals von uns Allen kaum geahnt, — in diesem Genossen unsrer Gesellschaft von nachgeborenen Romantikern steckte, das hat seine spätere überraschende Laufbahn glänzend bewiesen. Nicht nur als phantasievoller Märchen-, Novellen- und Kinderliederdichter, als Meister geistreicher Gelegenheitsdichtung, als Kritiker und politischer Publicist hat er sich vielfach hervorgethan und ausgezeichnet. Seit Jahrzehnten ist er eine berühmte Leuchte der Advocatur, ein hochgeschätzter, ebenso beredter, als

pflichteifriger, arbeitstüchtiger, geschäftskundiger „Vater der Stadt“ und Parlamentarier.

Seine Lockenfülle freilich ist ihm dabei abhanden gekommen. Aber er ist nicht hochmüthig durch seine Erfolge geworden. Er drückt mir, seinem alten Stubengenossen, trotzdem ich es nur zum Journalisten und „Berufsverfehler“ gebracht habe, noch immer freundlich die Hand, wo wir uns begegnen, und murmelt auch wohl verständnißinnig unter beiderseitigem Augurenlächeln — ein Räthsel den uneingeweihten Zeugen! — bedeutende Nestroy'sche Worte, die in meiner Seele den Widerhall erwecken und die Bilder der alten Tage lebendig in ihr aufsteigen lassen, Strophen wie: „'S versetzt ein Vater sein' Capott und führt drei Töchter auf d' Redout', damit man sagen soll: wie fein! Nu, das wird doch g'handelt sein?!“ —

Mein Landsmann, der Maler, der sich jenseits des Ganges in dem einen der vorderen Dachzimmer einrichtete, gehörte zu den längsten Menschen und seltsamsten phantastischen Käuzen die ich je kennen gelernt habe. Er führte denselben Namen wie der berühmte Geschichtsschreiber der Stadt Rom: Gregorovius. Sein Vater war ein sehr tüchtiger, vielfach begabter Decorations- und Perspectivmaler in meiner Heimatstadt Danzig. Das Talent hatte er auf seine drei Söhne vererbt, von denen jener der Aelteste (1819 oder 20 geboren) war. Auf der Danziger Kunstschule, die von dem Architekturmaler Schulz geleitet wurde, galt er frühe schon als ein Genie. Besonders die tausenderlei kleinen „Einfälle“, reizende weibliche Köpfchen und Phantasiegestalten, welche er auf die Ränder seiner Studienzeichnungen zu kritzeln pflegte, erregten lebhafte Bewunderung bei uns jüngeren Knaben. 1840 kam er nach Warschau und von dort zu reichen polnischen Gutsbesitzern, für die er Zeichnungen und Aquarellen ausführte. Für fast drei Jahre unterbrach dieser Aufenthalt, während dessen der schöne schlank und hoch aufgeschossene junge Künstler manche berückenden abenteuerlichen Erfahrungen machen mußte, seine Studien und seine Laufbahn. Die schlimmen Folgen dieser Unterbrechung ist er bei seinem unentschlossenen zur Schlaffheit neigenden Charakter nie wieder los geworden. Die ihn völlig beherrschende Leidenschaft für die Musik und die Schauspielkunst zersplitterte ihn noch mehr. Seit er im Winter 41—42 nach Berlin gekommen war, malte er zum Broterwerb sehr zierlich durchgeführte Aquarellen von pittoresken Architekturen Warschaus und des alten Berlin, die er mit großem Geschick nach der Natur aufgezeichnet hatte. König Friedrich Wilhelm IV. kaufte ihm häufig derartige Blättchen ab. Früh geübt in der Technik der Lithographie, speciell in der Federzeichnung auf Stein, wie sie der, damals schon von ihm wahrhaft vergötterte, junge Adolf Menzel mit so unerreichter Meisterschaft ausübte, zeichnete Gregorovius gleichzeitig verschiedene größere Gelegenheits-Kunstblätter, die er in den Handel gab, z. B. Franz Liszt am Clavier, umschwebt von den Gestalten und Traumgebilden, die sein Spiel in der Phantasie der Hörer zum Leben

erweckte; den gothischen Ehrentempel für Seydelmann, den großen Schauspieler (den dritten seiner „Götter" neben Menzel und Franz Liszt), mit dessen Büstenzeichnung in der Mittelhalle und allen von ihm dargestellten dramatischen Charakterfiguren in den Baldachin-Nischen der lustigen Architektur; oder die große Gestalt Seydelmanns als Alba, umgeben von kleinen Federzeichnungen, den Scenen aus Egmont.

Außer mir hatte er in Berlin noch einen andern Jugendfreund und Kunstschulgenossen aus Danzig wiedergefunden, der bereits ein Jahr zuvor hierher gekommen war und sich mit dem Zeichnen und Malen von Portraits für sehr bescheidene Honorare durchschlug. Im Alter Gregorovius ziemlich gleich, war der „kleine Oertel" von diesem in Bezug auf sein Körpermaß um so gründlicher verschieden. Er war ein echter richtiger Zwerg in der vollen Bedeutung des Wortes, kaum drei Fuß hoch, dabei vollkommen wohl proportionirt mit zierlich geformtem Kopf, Gliedern, mit blondem Kinn- und Schnurrbärtchen und einer von Natur schon ziemlich tiefen, künstlich und mit Absicht noch immer mehr und mehr herabgeschraubten Stimme, die er mit Vorliebe und nicht ohne musikalische Anlage zum lauten Gesange sentimentaler Lieder im Zimmer wie auf der Gasse verwendete. Seltsamerweise ließ er das Bewußtsein seiner Zwergenhaftigkeit nicht gern in sich aufkommen. So wenig, daß er sich am liebsten gerade den körperlich größten Menschen möglichst nahe gesellte. Seine häufig ausbrechende Liebesschwärmerei und -Leidenschaft galt immer nur weiblichen Wesen von ungewöhnlich mächtigem Format nach der Höhe und Breite hin. Seine glühende Freundschaft, menschliche und künstlerische Verehrung für Gregorovius wurde durch dessen übergroße Körperlänge noch gesteigert. Es gewährte einen überwältigend komischen grotesken Anblick, wenn Beide zusammen auf der Straße erschienen, Oertel mit seinen winzigen Beinchen so weit als möglich ausschreitend, dicht neben dem über sechs Fuß hoch aufgeschossenen Freunde daherkam, welchem die Spitze seines Hutes noch nicht bis zum Ansatz des Oberschenkels reichte, lebhaft mit den Händchen perorirend, mit dem Stöckchen fuchtelnd und laut in den tiefsten Bruströgistern sprechend, damit ihn die Begegnenden nur ja auch für einen Mann und keinen Knaben ansähen. Der Kleinheit seiner Gestalt entsprach übrigens die seines Talents. Wie zu dem hoch über ihm aufragenden schönen schmalen nervösen Jünglingsantlitz seines Freundes, so blickte er auch in neid- und kritikloser Bewunderung zu dessen vermeintlichem Genie empor.

Gregorovius' hoher Begabung aber gebrach es in Wahrheit ebenso an dem eigentlichen Mark, an der productiven Kraft, wie seinem Körper an Widerstandsfähigkeit und Dauerbarkeit. Im 34. Lebensjahr ist er (1853) an der Schwindsucht verstorben. Desto stärker, desto reicher entwickelt war in allen künstlerischen Dingen sein Erkenntniß- und sein Empfindungsvermögen.

Für die Natur, die Musik, die Poesie war er mit dem feinfühligsten Organen und mit einem erstaunlich früh gereiften, ebenso eindringenden Verständniß ausgestattet, wie für die bildende Kunst. Für mich, der ich damals noch tief und blind verrannt in der kindlichsten Cornelius- und Kaulbach-Anbetung steckte und nicht müde wurde „in diesem Sinne" zu componiren, für meine hohen Ideale und künstlerischen Anschauungen hatte der ältere reifere Freund nur noch gutmüthigen Spott. Vorläufig gelang es ihm nicht, mich ihnen dadurch abwendig zu machen. Desto williger aber begleitete ich ihn auf seinen Begeisterungsflügen in die sublimsten Regionen der Poesie, besonders Shakespeares, der mir damals erst seit Kurzem aufzugehen begonnen hatte durch unseren fünften Genossen und Landsmann, den Dichter.

In die Tertia der Realschule zu St. Petri in Danzig war, als ich in derselben saß, ein wohl vier Jahre älterer Schüler eingeführt worden, man wußte nicht recht, woher er kam. Ein gewisses Geheimniß umgab seine Person, seine Geburt, seine Familienbeziehungen. In allen Schulkenntnissen war er für sein Alter weit zurückgeblieben. Aber im selbstständigen Denken, im Beobachten der Menschen und Dinge und in der Originalität und Mannigfaltigkeit des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks war er allen Mitschülern auch der oberen Klassen weit voraus. Wie ein unverstandenes Wesen aus einer fremden Welt saß er in seinem grünen Flausrock mit dem Pelzkragen und bewegte er sich zwischen uns anderen Jungen, die er meist halb spöttisch von oben herab behandelte und die doch bei aller Lust, ihn seiner seltsamen und komischen Seiten wegen zu verlachen und zu foppen, durch eine eigenthümliche Scheu zurückgehalten wurden, dieselbe zu befriedigen. Sein rundliches Gesicht behielt auch später eine gewisse Kindlichkeit der Form. Die von weichem, gekräuseltem, dunkelblondem Haar umlockte, hohe und breite Stirn zeigte die vollkommenste Wölbung. Die ein wenig vorliegenden, kurzsichtigen, blaugrauen Augen hatten einen eigenthümlichen hellen feuchten Glanz; sie waren meist von einem seltsamen träumerischen Lächeln umspielt und schienen an den Menschen vorbei in's Leere zu schauen oder den Blick in seine innere Traumwelt zu versenken. Wenn sie aber den, mit dem er sprach, anblickten, so geschah es fast nur aus den Winkeln heraus. Die Heimat dieses jungen Menschen, welcher sich Otto von Skepsgardt nannte, war ein Landgut in dem ostpreußischen Litthauen. Seine und seiner Schwester Olga Mutter hatte sich nach dem Verlust ihres ersten Mannes mit einem zweiten verheirathet, der, wie man aus gelegentlichen Andeutungen des Sohnes schließen mußte, sich als kein besonders würdiger Gatte und ein nichts weniger als zärtlicher Stiefvater bewies.

Skepsgardt, dessen ganzes Wesen und Geistesleben mit seinen Aeußerungen den Lehrern kaum minder befremdlich, ungewohnt und räthselhaft erscheinen mochte, als uns Mitschülern, blieb übrigens nicht lange auf dieser Schule.

Er wurde auf das Gymnasium gegeben, und ich verlor ihn für ein paar Jahre aus den Augen. Dann aber kamen mir von befreundeten Primanern jener Anstalt merkwürdige überraschende Nachrichten über ihn. Sein Vormund habe ihn, da keine Mittel zur weitern Ausbildung des jungen Menschen vorhanden seien, vom Gymnasium genommen und zu einem „Chirurgus" alias Barbier und Heilgehülfen, in die Lehre gethan. Trotzdem habe sich mehr und mehr seine ungewöhnlich dichterische Begabung offenbart, von welcher man schon auf dem Gymnasium manche überraschende Beweise empfangen hätte. Zu den beredtesten jugendlichen enthusiastischen Aposteln und Verbreitern dieses jungen Dichterruhmes gehörte unter Andern auch der Primaner Foß, dessen Fleiß und Wissen die größten Erwartungen von seiner Zukunft erweckte, welche der spätere Berliner Professor Foß, der bekannte Schulmann und Historiker, denn auch, wie man weiß, im ganzen Umfang erfüllt hat. Unter den Schülern der Oberklassen circulirten Abschriften Skepsgardt'scher Gedichte, welche in uns allen helle Begeisterung entflammten, trotzdem sie durchaus nicht auf den Ton gestimmt waren, welcher sonst in noch halb knabenhaften Seelen den mächtigsten Widerhall zu erwecken pflegt. Das „tönende Erz und die klingende Schelle" waren in diesen Jugendgedichten schon sehr wenig vernehmbar; wohl aber Töne der tiefen und wahren Empfindung. Ein bizarrer Humor und ein Hang zu nachdenklichen, schwermüthig und bitter gefärbten Betrachtungen machten sich nicht minder in ihnen geltend.

Skepsgardts entschiedene poetische und auch sonstige ungewöhnliche geistige Begabung hatte allmählich die Aufmerksamkeit einiger wohlwollenden und vielvermögenden Männer Danzigs auf ihn gelenkt und ihre lebhafte Theilnahme an seinem Geschick erweckt. Man bemühte sich eifrig, ihm den Zugang zu einer seinen Anlagen entsprechenderen höheren Lebenssphäre zu eröffnen, ihm das Studium auf der Universität und die volle Ausbildung seines Talentes zu ermöglichen. Ein genügender Fond wurde zusammengebracht, um ihn dazu in Stand zu setzen. Skepsgardt sollte, damit ausgerüstet, nach Berlin gehen, hier zunächst als „Immaturus" an der Universität eingeschrieben werden und, wie er es freudigen und hoffenden Herzens versprach, nachträglich die Abiturientenprüfung abzulegen streben. Es blieb seiner Wahl überlassen, entweder Philosophie und Geschichte oder Medicin zu studiren.

So war er mit seinen jungen Danziger Freunden und Bewunderern, die um Ostern 1841 ihr Abgangsexamen am dortigen Gymnasium bestanden und sich für Berlin entschieden hatten, mit Foß, Woyke und Anderen, hierher gekommen, wo auch ich eben eingetroffen war, um — ein Maler zu werden. Hier hatten wir uns denn auch bald wiedergefunden und uns inniger aneinandergeschlossen, als es in Danzig geschehen war.

Es wehte damals eine ganz eigenthümliche geistige Frühlings- oder Vorfrühlingsluft in Berlin. Die großen Reden und Kundgebungen Friedrich

Wilhelms IV. bei seiner Thronbesteigung und den Huldigungsfesten zu Königsberg und Berlin im vorangegangenen Sommer und Herbst hatten die lange gleichsam begraben gewesene, frische junge Saat der deutschen Hoffnungen wieder lustig ins Kraut schießen lassen. Man legte sich jene vieldeutigen blumenreichen hochtönenden Königsworte den eigenen Wünschen entsprechend aus, ohne sich vorläufig auch durch die zahlreichen kaum mißzuverstehenden, wenig ermuthigenden deutlichen Zeichen, daß man sich in dieser Auffassung gründlich täuschte, darin irre machen zu lassen. Die Philosophen sogar von den Kathedern, die Journalisten in den Zeitungen, die Romandichter in ihren Novellen, die Lyriker in ihren Liedern, die Dramatiker in ihren Schauspielen und Tragödien, die Redner in den Kammern der kleinen deutschen Staaten verkündeten unermüdlich das Evangelium vom nahe bevorstehenden Aufgehen des hohen hellen Tages der „neuen, treuen, freien Zeit", deren Morgenroth bereits den Horizont goldig und purpurn färbte. Die Hegel'sche Philosophie, bis dahin gleichsam königlich preußisch privilegirt und in unserm Staat als die allein selig machende erklärt, sah sich plötzlich aus dieser officiellen Machtstellung in das Lager der Opposition herübergedrängt, ins Unrecht gesetzt, genöthigt sich ihrer Haut gegen die wider sie anstürmende kirchliche Orthodoxie und die neue, gleichsam zu ihrer Bekämpfung erfundene, Schelling'sche „Philosophie der Offenbarung" zu wehren. Dasselbe philosophische Rüstzeug, welches so lange als das staatlich aprobirte bei der Vertheidigung des Bestehenden, Wirklichen gegen die daran rüttelnden Parteien, gegen den sogenannten „seichten Liberalismus und Rationalismus" in Staat und Kirche gegolten hatte, war zur schneidigen Waffe in der Hand der verwegenen Reformer und Vorfechter der „Umsturzparteien" geworden. Von dem Verdacht, ihnen anzugehören, blieben unter dem Ministerium Eichhorn auch die bisher erprobtesten Säulen der officiellen Wissenschaft, die ruhigsten loyalsten Althegelianer nicht mehr gänzlich befreit. „Die Posaune des jüngsten Gerichts wider Hegel, den Atheisten und Antichristen" war einmal erklungen; und vergebens waren die Betheuerungen und Proteste seiner ältern Schüler und Apostel gegen jene anklagenden „Weckstimmen", welche den Meister mit den entarteten jüngsten Jüngern zusammenwarfen und für deren Sünden und Verbrechen verantwortlich machen wollten.

Wie Schelling, so waren auch andere deutsche Geistesgrößen, deren Bildung und Bedeutung aber in einem ganz anders gearteten Zeitalter wurzelte, durch den neuen König nach Berlin berufen worden, in der Hoffnung, sie durch ihre lehrende oder schöpferische Thätigkeit an der Aufrichtung eines Dammes gegen die immer gefährlicher erscheinende andringende Fluth der neuen Ideen wirksam mitarbeiten zu sehen. Ludwig Tieck von Dresden hierher übersiedelt, wurde der intime Günstling und Berather des Monarchen in allen literarischen und theatralischen Dingen. Friedrich Rückert docirte Geschichte der orientalischen Poesie an der Universität. Peter v. Cornelius

traf in dem Monat unserer eigenen Ankunft in Berlin ein. Der König hoffte von ihm die Begründung einer neuen romantisch-kirchlich-monumentalen Malerei in dem skeptischen, spöttischen, liberal-philosophischen „Berlin, mit seinem dürren Sande, mit seinen dünnen Thee und witz'gen Leuten, die Gott, die Welt und was sie selbst bedeuten, begriffen längst mit Hegel'schem Verstande." Der Verfasser des „Lebens Jesu", David Strauß, sandte in seinen Epigrammen unter dem Eindruck dieser Berufungen unter andern auch jenen treffenden satirischen Pfeil gegen den König: „Manches Seltsame sah ich am christlichen Hofe zu Potsdam. Ueber eines jedoch war ich am höchsten erstaunt: Denkt nur, aus aller Welt verschrieb man niedergebrannte Kerzen um höheren Preis, als man für ganze bezahlt; diese nur sollen erleuchten die Welt" ꝛc.

In diese aufgeregte Welt sahen wir Jungen uns aus der stillen alten Heimatstadt plötzlich hineingeworfen. Meine studentischen Freunde und ich selbst, die wir noch mit naiver Wonne im Fahrwasser der Romantiker plätscherten, blieben freilich während des ersten Jahres noch wenig berührt, geschweige denn ergriffen, von der neuen kritischen, antiromantischen, der Revolution vorangehenden Bewegung der Geister in Berlin und Deutschland. Wir sangen die Lieder von Arndt, Schenkendorf und Follen zum billigen Rumpunsch oder dünnen, mit Zimmet (grauenvolle Erinnerung!) gewürzten Chambregarnistenthee, träumten von der Auferstehung der im Kyffhäuser noch begrabenen alten Herrlichkeit des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, drängten uns im Auditorium Rückerts, mehr um andachtsvoll zum greisen lockenumwallten Haupte „Freimmd Reimars", des Sängers der geharnischten Sonnette und der Gräber von Ottensen aufzublicken, als um uns mit der von ihm vorgetragenen Geschichte der orientalischen Poesie vertraut zu machen; gingen nicht ohne einen heiligen Schauer der Ehrfurcht und Begeisterung an dem von Cornelius bewohnten Hause Lennéstraße 2 und an dem Ludwig Tiecks in der Friedrichstraße zwischen Zimmer- und Mauerstraße vorüber, in der unbestimmten süßen Hoffnung, daß uns einmal das Glück walten würde, den gewaltigen Zeichner der Nibelungen und den Dichter des Kaiser Octavianus, des Blaubart, des Phantasus selbst von Angesicht zu Angesicht zu erschauen. Erst im folgenden Jahr 1842 begann in uns die Wandlung und die alten Ideale geriethen auch für uns mehr und mehr ins Schwanken, ebenso durch literarische, künstlerische, persönliche Einwirkungen der mannigfachsten Art als durch das von ihnen erweckte und angeregte, eigene Denken.

Skeps gardt hat nie, weder vor noch nachher, das gleiche Lied mit uns gesungen. Er wandelte seine eigenen Wege, hielt sich fern von der allgemeinen herrschenden Bewegung und vom Cultus unserer Ideale. Er hörte mit Eifer philosophische Collegia, Logik und Geschichte der Philosophie bei Werder, Aesthetik bei Hotho, Geschichte bei Ranke, der uns in diesen Jahren durch sein lebendiges Wort in seinen Collegien und durch seine,

von uns verſchlungenen, hiſtoriſchen Schriften, — beſonders die „deutſch-italieniſchen Geſchichten", — die „Geſchichte der Päpſte" und die „Geſchichte Deutſchlands im Zeitalter der Reformation," — entzückt und begeiſtert hatte; conſumirte ein ungeheures Quantum poetiſcher und philoſophiſcher Literatur; entwarf dichteriſche Pläne, ſchrieb Lieder, Anſätze zu Romanen und Dramen nieder. Aber die übernommene Verpflichtung, nachträglich an der Erwerbung ſeiner Maturität zu arbeiten, ſchlug er ſich bald gänzlich aus dem Kopf. Alle Mahnungen der correcteren Freunde wies er von ſich. Die für ihn ſehr üble und empfindliche nächſte praktiſche Folge davon war das Ausbleiben des ihm bewilligten Stipendiums. Er ſah ſich auf ſich ſelbſt und Hülfe befreundeter Landsleute, zumal von Studenten gewieſen, welche ohne Ausnahme nur über ſehr beſcheidene Monatwechſel verfügten.

Aber ſein unverhohlenes ketzeriſches Verhalten gegen das, was ihnen als das „Höchſte und Heiligſte" galt, ſeine cyniſche Verſpottung ihres ſtudentiſchen Maskenſpiels, ihres Comments, ihrer Burſchen- und Freiheitslieder, die er für die elendeſten Versmachereien erklärte, ihrer Ceremonien, ihres Glaubens, ihrer Vaterlandsliebe, ihres Deutſchthums, ihrer Hoffnungen und zur Schau getragenen Schmerzen um das „ſtattliche Haus", in dem ſie „auf Gott vertrauet trotz Wetter, Sturm und Graus" zu haben in lauten Chorgeſängen immer wieder von Neuem betheuerten, — das Alles entfremdete ihm mehr und mehr dieſe Burſchen-Gemüther. Während er ſich von den Kreiſen ſeiner ehemaligen Schulgenoſſen zurückzog, ſchloß er ſich deſto näher an unſere Malergruppe an. Er bezog mit dem kleinen Oertel ein gemeinſames Quartier. Bei den jungen Künſtlern fand er weniger Zunftgeiſt, größere Vorurtheilsfreiheit, geringere Befangenheit in politiſchen Anſichten und patriotiſchen Tendenzen, die ihm gänzlich fern lagen, als bei den Studenten, und andrerſeits doch eine ebenſo ſtarke Begeiſterungsfähigkeit für die Gegenſtände, welche ihm die Theuerſten waren. Sein oberſter Gott aber war und blieb Shakeſpeare. In Bezug auf dieſen hat mir Skepsgardt damals, ſo jung ich war, den gleichen für das ganze feruere geiſtige Leben Epoche machenden, Dienſt erwieſen, wie der Goethe'ſche Jarno dem Wilhelm Meiſter. „Bald lebten und webten" auch wir „in der Shakeſpeariſchen Welt" und „mit unbekannter Bewegung wurden tauſend Empfindungen und Fähigkeiten in uns rege, von denen wir keinen Begriff und keine Ahnung gehabt hatten."

In ſeinen Unterhaltungen — eigentlich wareu es vielmehr Monologe oder Predigten, welche mir und den anderen die ganze Herrlichkeit Shakeſpeare'ſcher Dichtung erſchließen ſollten — entfaltete Skepsgardt eine glühende hinreißende Beredtſamkeit, deren Eindruck ſelbſt durch eine gewiſſe Komik des Klanges ſeiner Worte nicht verringert wurde, welche er im unverfälſchteſten oſtpreußiſchen Heimatsdialekt ſprach. In ſeinem oder meinem Zimmer, wie auf langen Abendſpaziergängen im Thiergarten, wurde er nicht müde, in immer wieder neuen redneriſchen Ergüſſen ſeine Gedanken, Anſchauungen und Empfindungen

über jedes einzelne Drama, jede Gestalt, jeden Satz desselben in meine empfängliche Seele auszuschütten. Bald konnte ich mit ihm und Gregorovius in der „Shakespearefestigkeit" wetteifern; jeder stand dem anderen, der ihn in Shakespeare'schen Worten ansprach, in Shakespeare'schen Worten Rede und Antwort. Ja man ruhte nicht, als bis man einzelne unserer Lieblingsdramen — Richard III., Heinrich IV., Hamlet, Lear, Was ihr wollt, Macbeth — von Anfang bis Ende dem Gedächtniß einverleibt hatte und sie ohne Stocken mühelos hersagen konnte.

Je heimischer wir in dieser poetischen Welt wurden, desto fremder blieb uns die wirkliche. Verkehr in Familien, in geselligen Häusern kannten wir kaum und mieden ihn viel mehr, als daß wir ihn gesucht hätten. In diesem seltsamen Berliner „Vie de Bohême" fehlte dabei das ewig Weibliche fast gänzlich. Keiner konnte sich einer Geliebten oder auch nur einer sentimentalen Flamme rühmen. Die Bierkneipe war für uns in jener Zeit (bis 1845) ein unbekannter Begriff. Dies Getränk selbst berührte nie unsere Lippen; die meinen ebensowenig eine Pfeife oder Cigarre; unsere Hände keine Spielkarte, unser Fuß die Schwelle keines Tanzsaals. Unsere Genüsse waren ein Besuch der Galerie des Schauspiel- oder Opernhauses und des Königstädtischen Theaters — viel später erst der Concertgärten und Säle, in welchen man klassische Musik für 25 Pf. Eintrittsgeld von erträglichen Capellen ausgeführt, hörte — und gemeinsame Lectüre, und Unterhaltung, die häufig in phantastische Tollheiten echt Hoffmann'schen Genres auslief, wobei der dünne Theeaufguß der Zimmervermietherin das einzige Erquickungsmittel für die trocken werdenden Kehlen bildete.

Skepsgardt allein begann indeß mehr und mehr die Nothwendigkeit einer intimeren Beschäftigung mit dem wirklichen Menschenleben zu erkennen und suchte mit wachsendem Eifer die Gelegenheiten zu dessen Beobachtung und zu eigenen Erfahrungen auf.

Die Richtigkeit des Goethe'schen Wortes:

„Alles weg, was Deinen Lauf stört,
Nur kein düstres Streben,
Eh' er singt und eh' er aufhört,
Muß der Dichter leben"

empfand Niemand stärker und inniger als er. Im Winter 1841 zu 42 ging er mit einem hier neugekommenen Bekannten, einem sehr gelehrten Studenten, zum Besuch in dessen ländliche Heimat, mit der bestimmten Absicht und dem festen Entschluß, Romane zu erleben, ein wirkliches Drama einzufädeln und anzufangen, dessen Ausgang es je nach der Entwickelung, welche die Dinge nehmen würden, zu einem Lustspiel oder einer Tragödie machen wollte. Er verfuhr darin ähnlich wie Jean Paul, dessen verschiedene Geliebten es nicht ahnten, daß der Dichter sie nur dazu machte, um an ihnen, als seinen in diese Situation versetzten Modellen, die Wirkungen

der Leidenſchaft behufs der Verwerthung in der eben von ihm in Angriff genommenen Romandichtung zu ſtudiren.

Skepsgardts Abſicht ſchien nur zu gut erfüllt, der Verſuch ganz programmgemäß ausgeführt und nach Wunſch gelungen zu ſein. Triumphirend erzählte er das bei ſeiner Rückkehr. Sofort ging er denn auch an die Verarbeitung des Erlebten. Was er niederſchrieb, war in der erſten Faſſung eine ziemlich einfache Erzählung der alten Geſchichte, die ewig neu iſt, von Liebe und Leid, vom Scheiden und Meiden, von Eiferſucht, Untreue, Trennungsſchmerz, Reue und bitterem Herzensjammer. Es fehlte nicht an fein beobachteten Scenen und Charakteren, wahr und aufrichtig empfundenen Partieen, lebendigen, zarten, ſtimmungsvollen Schilderungen darin. Viele ſeiner beſten älteren lyriſchen Poeſieen waren in die Erzählung mit eingeſtreut, wie es Möricke im „Maler Nolten“ gehalten hatte. Manches neue Lied war noch hinzugekommen. Eins von den letzteren, in welchem mir der Volksliedton ſehr gut getroffen ſcheint, klingt mir noch, immer im Gedächtniß. Es mag hier ſeinen Platz finden:

„Im Sommer iſt gut wandern,
Da ſcheint die Sonne warm.
Mein Schatz, der wandert nach Andern;
Ich bin ihm viel zu arm!

Ach hätt' ich tauſend Thaler,
So kauft' ich mir ein Haus
Mit vierundzwanzig Fenſtern,
Zum oberſten ſäh' ich hinaus.

Und meine Thränen fallen.
Auf einen breiten Stein.
Darauf ich einſt geſtanden
Wohl mit dem Liebſten mein.

Und meine Thränen fallen
Auf einen Apfelbaum;
Ich glaub', er trug einſt Blüthen;
Mir iſt's als wie im Traum.

Ich glaub', er trug einſt Blüthen;
Sie fielen ab im Mai,
Mit ihnen iſt gefallen
Auch meines Liebſten Treu!

Die Blüthen ſind gefallen —
Die Frucht, die laſtet ſchwer! . . .
Traut nicht den jungen Burſchen.
Ihr Mädchen, allzuſehr!

Wie roth und weiße Aepfel
Mit ſchwarzen Kernen drin,
So ſind die jungen Burſchen
Sie hegen falſchen Sinn.“

Gregorovius verſprach den kleinen Roman mit Federzeichnungen zu illuſtriren. Skepsgardt wiegte ſich in kühnen Hoffnungen von ſeinem Erfolge. Aber jene urſprüngliche einfache Geſtalt der Erzählung befriedigte ihn ſchon nicht mehr, als er ſie kaum niedergeſchrieben hatte. Shakeſpeare war nicht ganz ohne Nebengötter in unſerer Seele geblieben. Einer der verehrteſten von dieſen aber hieß Yorick-Sterne. „Das Leben und die Meinungen des Herrn Triſtram Shandy“ erregten unſer ganzes Entzücken. Wir konnten uns nie ſatt an ihnen weiden, laſen ſie mit immer erneutem Enthuſiasmus. Die darin beliebte Form oder Formloſigkeit der Erzählung mit ihren ſteten Abſchweifungen, Einſchaltungen, phantaſtiſchen Arabesken, Monologen des Erzählers an den Leſer, übte einen ebenſo unheilvollen Einfluß

auf Skepsgardt, wie vor ihm auf Jean Paul und Immermann. In gleicher Art begann er seinen Roman umzuarbeiten und damit mehr und mehr zu schädigen, indem er sein natürliches ursprüngliches Geflecht gleichsam aufdröselte, mit allerlei überflüssigen närrischen bunten Fäden durchflocht und aus der Façon brachte.

Inzwischen war Skepsgardt, ich weiß nicht mehr auf welchem Wege, mit Ludwig Tieck persönlich bekannt geworden. Dem verehrten alten Haupt der romantischen Schule las er Stücke aus seiner Erzählung vor, welche dieser freundlich und nachsichtig aufnahm. Skepsgardts dringender Wunsch war darauf gerichtet, daß Tieck ihm eine Vorrede schreiben und dies Erstlingswerk des jungen Dichters empfehlend bei dem deutschen Publikum einführen möchte. Eine solche Vorrede von L. Tieck war in jener Zeit noch immer eine sehr wichtige und wirksame Beigabe einer neuen Erscheinung der poetischen Literatur. Eifrig warben die deutschen Schriftsteller darum, daß ihren Geisteskindern eine solche Gunst von dem Altmeister der romantischen Poesie zu Theil werde. Skepsgardt glaubte verstanden zu haben, daß derselbe auch ihm die Zusage gemacht habe, eine Vorrede zu seinem Roman schreiben zu wollen, rechnete sicher darauf und versprach sich die besten Wirkungen davon auf Verleger und Publikum. Auch Friedrich Rückert hatte er sein Manuscript vorgelegt. Von diesem schien es wirklich gelesen worden zu sein. Ein freundlich anerkennender Brief an den Verfasser, womit jener das nach einiger Zeit zurückgesendete begleitete, ließ darauf schließen.

Inzwischen hatte Skepsgardt einen Entschluß ausgeführt oder geschehen lassen, der für sein kurzes folgendes Leben verhängnißvoll werden sollte. Seine Schwester, an der er mit wahrhaft fanatischer Zärtlichkeit hing, war ihm nachgekommen und von ihm in Berlin einquartiert worden. Erst 1843 bezog er mit ihr eine gemeinsame Wohnung. Die Erscheinung des dunkeläugigen, rundwangigen, schlanken etwa 17-jährigen Mädchens schien uns den enthusiastischen Schilderungen des Bruders von ihrer Schönheit nicht ganz zu entsprechen. Seine Liebe für dasselbe aber steigerte sich nur mehr und mehr bis zu einem wahrhaft unheimlichen Grade über den durchschnittlichen Wärmegrad der geschwisterlichen weit hinaus. Die Sorge für die Schwester erfüllte ihn ganz und gar. Für sie wollte er arbeiten und erwerben, baute er die kühnsten und glänzendsten Schlösser — in die Luft. Auf das nächstliegende Erwerbsmittel, die journalistische Thätigkeit, freilich ist er seltsamer Weise nie verfallen. Immer sollte es der reiche Ertrag seiner Dichtungen sein, der ihn befähigen werde, der Schwester ein goldnes Loos zu bereiten. Der Roman sollte den ersten wuchtigen Grundstein zu ihrem Glück legen helfen. Aber die Schwester selbst würde zu der Verwirklichung der gemeinsamen Träume thätig mitarbeiten. Hatte der Bruder doch in ihr ein außerordentliches Talent für die Bühne entdeckt. Er stellte sie Ludwig Tieck und dem damaligen Generalintendanten der Königlichen Schauspiele

vor, bekam einige Höflichkeiten zu hören und glaubte darin die sichere Bestätigung seiner eigenen Ueberzeugung von der Begabung und dem Beruf seiner Olga empfangen zu haben.

Nun endlich war der Roman in seiner neuen Bearbeitung vollendet und Skepsgardt wandte sich an Ludwig Tieck mit der Bitte, das gegebene Versprechen zu erfüllen und die Vorrede zu schreiben. Die Antwort lautete niederschmetternd für ihn. Er, Tieck, sei sich nicht bewußt, jemals eine solche Zusage gegeben zu haben. Skepsgardt hätte irgend eine Aeußerung von ihm ganz falsch gedeutet. Er könne ihn nur ersuchen, von dieser Idee zurückzukommen und seinen Roman ohne eine Vorrede von Tieck zu veröffentlichen.

Der Zusammenbruch der auf diesen gesetzten Hoffnungen verstörte den Aermsten zunächst ganz und gar und versetzte ihn in eine verzweifelte und ingrimmige Stimmung. Vergebens suchten seine Freunde dieselbe zu bannen. Vergebens stellten wir ihm vor, daß sein Erfolg nicht von einer Vorrede des alten Tieck abhängen könne und ebenso, daß nicht dieser ihn, sondern er selbst sich getäuscht haben werde. Skepsgardt ließ sich von seiner Meinung nicht abbringen.

Indem er sich immer mehr dem Brüten über sein Unglück überließ, kam er auf den verrückten Gedanken, Tieck habe ihn aus Neid, und um sein Talent nicht aufkommen zu lassen, verrathen. Dafür sollte derselbe von ihm seine grausame literarische Züchtigung erhalten. Noch einmal nahm er seinen Roman vor, von dessen ursprünglicher Gestalt bereits so wenig mehr übrig geblieben war, und flickte von Neuem ein Motiv und ein Capitel daran, das mir nach Inhalt und Form durchaus verwerflich, thöricht und lächerlich erscheinen wollte. Er verlor sich völlig in die schattenhafteste Allegorie, versuchte Tieck als Mensch und Dichter öffentlich zu brandmarken, ihm eine infernalische Handlungsweise zur Schädigung des Verfassers und des unglücklichen Mädchens anzudichten und in ihrer ganzen Bosheit darzulegen, und gefiel sich darin, alle seine Schmerzen in wilde Klagelaute vor dem Publikum zu ergießen.

In Achim von Arnims phantastisch-wundersamer Erzählung „Isabella von Aegypten" — dieser exotischen, prächtigen Blüthe der Romantiker-Poesie — werden wir mit den grauenhaften Wesen, den „Golems", bekannt gemacht. Es sind aus Thon geformte Gebilde, welche von einem zauberkundigen teuflischen jüdischen Meister in vollkommenster Aehnlichkeit mit bestimmten wirklichen Personen hergestellt werden. Sie leben, bewegen sich, sprechen, täuschen die Menschen, sind aber ohne Seele. Sie haben ein den Menschen verborgenes Auge im Nacken, mit dem sie sehen können, was hinter ihrem Rücken geschieht. Auf ihrer Stirn, unter dem hereingezogenen Haare sorglich verborgen, steht hebräisch das Wort „Wahrheit" geschrieben. Wenn man den Golem als solchen erkennt, diese Haare zurückstreicht, und, wie er sich

auch sträuben möge, dies Wort auslöscht, so fällt die ganze scheinbar lebendige Gestalt wieder zu einem Haufen todten Lehms zusammen.

Als einen solchem „Golem" führte Skepsgardt den armen Tieck ein! Ganz wüstes unheimliches Zeug ließ er ihn begehen und erleben. Die Schwester mußte nun auch noch mit in diesen allegorisch-spukhaften Theil der Geschichte hineingezogen werden. Das Ganze war ein literarisches Verbrechen des Verfassers gegen sich selbst, wie gegen die gesunde Vernunft. Aber unsre Proteste und Warnungen blieben unbeachtet. Nun setzte er noch gar statt der ausgefallenen Tieckschen Vorrede den älteren freundlichen Brief Fr. Rückerts an ihn an die Spitze des Buches. Der gewählte, gesuchte und schwerfällige Titel in Jeans Pauls Manier lautete schließlich: „Drei Vorreden, Rosen und Golem Tieck." Alexander Duncker in Berlin, der sich Skepsgardts in gütiger liebenswürdiger Weise wiederholt schon angenommen hatte, bewies ihm seine Theilnahme nun auch noch dadurch, daß er diese romantische Mißgeburt von einem Roman drucken ließ und verlegte.

So viel ich weiß, erregte das dem Publikum theils völlig unverständliche, theils langweilige Buch, das gleichsam einem versunkenen literarischen Weltalter zu entstammen schien, keine Spur von der in jenen Tagen unerläßlich geforderten Tendenz zeigte, nichts „Zeitgemäßes" hatte, und zudem noch die Goldstufen echter Poesie unter wüsten Schlacken völlig vergraben enthielt, nicht einmal das sicher erwartete Aufsehen. Mir ist keine einzige öffentliche Besprechung desselben zu Gesicht gekommen. Sogar der literarische Skandal blieb aus, zu welchem doch die, ob auch in allegorische Formen gekleideten, schmählichen Anklagen gegen eine Berühmtheit wie Ludwig Tieck mehr als genügenden Anlaß boten. Skepsgardt stand dieser Gleichgültigkeit des Publikums wie einem unlöslichen Räthsel gegenüber. „Entweder die Welt ist verrückt, oder ich bin verrückt," hörte ich ihn sagen. Ach und ich mußte im Stillen hinzufügen: mein armer Freund, in diesem Falle bist es unzweifelhaft Du! —

Als er in jenes Dachzimmer Behrenstraße 50 einzog, hatte er den Schmerz der Enttäuschung bereits ziemlich überwunden und sich in neue dichterische Pläne und Arbeiten versenkt. „Denn darum schlägt das Schicksal ja den Dichter, daß ihm das innere Saitenspiel erklinge. Ist doch das Lied jedweden Leids Vernichter —" so hieß es in einem seiner in jenen Leidenstagen geschriebenen Gedichte. Die Wahrheit dieses Satzes schien sich an ihm zu bewähren. Ein großes Drama war es, worin er sich eingesponnen hatte.

Cola Rienzi, der letzte der Tribunen, war der Held desselben. Leider hatte unseres Poeten leidenschaftliche Beschäftigung mit dem Studium der Hegel'schen Philosophie ihm die Naivetät im dichterischen Schaffen bereits sehr merkbar zu zerstören begonnen. Es ging schon von der „Grundidee" aus. Jede Gestalt seines Dramas sollte die Verkörperung eines abstracten

Begriffs sein und empfing dadurch etwas Schattenhaftes, Blutloses. Aber gerade auf diese Krankheit seiner Schöpfung war er besonders stolz. Eine der handelnden Hauptpersonen, für die er noch keinen Namen gefunden hatte, sollte z. B. die „Verkörperung der Zeit" darstellen. Mit freudiger Beredsamkeit wußte der Dichter es uns auseinander zu setzten, wie fein und tiefsinnig er das in allem Thun und Reden dieses Charakters durchgeführt hätte. An „schönen Stellen", schienen mir die Fragmente, die er uns gelegentlich vorlas, sehr reich zu sein. Seine Virtuosität in der Behandlung aller Versformen bewies er glänzend darin. Der fünffüßige Jambus war das vorherrschende Versmaß. Aber häufig waren Partien in sehr verschiedenen mannigfachen Rhythmen darin eingeflochten. Im Gedächtniß blieb mir noch dunkel ein Bruchstück eines Nachtgesanges, welchen der ritterliche Geliebte der Schwester Rienzis (das Schwestermotiv war das Haupt-Leitmotiv der ganzen Dichtung) am Abend eines Kampftages vor dem Fenster seiner Schönen anstimmt:

. . . „Laß mich ein nach der tosenden Schlacht. Auch der Tag ja, der Held, freut sich der Ruh' in der Kammer der Nacht. Den flammenden Schild des Streites, roth von Blut, Ihn kühlt ihm die Nacht, die Geliebte, mit Perlthaufluth . . ."

. . . Ich sehe und höre ihn noch immer, wie er mit seltsamem verklärtem Lächeln, wie von dem Tonfall der eigenen Verse, zumal des letzten Worts, gleichsam berauscht, im reinsten ostpreußischen Dialect, der fast eben so komisch wirkt, wie der reine sächsische, diesen Gesang in meiner Dachkammer vor uns recitirte, während seine blauen feuchtglänzenden Augen ganz in die Ecken gedreht und aus diesen Winkeln hervorschauend, mich von der Seite her fragend anblickten.

Ach, diese Vorlesungen seiner eigenen Poesien und der Shakespeareschen Dramen, und diese sich daran schließenden Nachtsitzungen der ganzen Gesellschaft in meiner von der armseligen Studentenlampe nothdürftig erhellten Dachspelunke; mit den flammenden Gesprächen, der hochfliegenden Begeisterung, dem phantastischen humoristischen Aberwitz! Der sogenannte Thee und das Brot und Butter standen auf der birkenen Commode vor dem Dachfenster, während die Tischplatte noch zum Sitz für ein paar Genossen dienen mußte, da Sopha, Bett und die beiden Stühle für die Gesammtheit der Theilnehmer, den dünnhaarigen Naturforscher, den blondlockigen Philologen, den langen Gregorovius, den kleinen Oertel, Skepsgardt, meinen Stubenkameraden, mich und einen hier bisher noch nicht genannten Freund, den Musiker O., nicht ausreichten! Wie oft im spätern Leben sind mir die Bilder dieser Abend- und Nachtstunden von einem seltsamen Glanz umstrahlt, vor meines Geistes Aug' wieder aufgetaucht! Wie oft haben sie der alternden Seele den Seufzer entlockt: O gieb mir jene Zeiten wieder! Gieb sie mir wieder — trotz ihrer Armuth, ihrer Lebensnoth und aller kindischen Thorheit im Denken und im Handeln!

Der Musiker war mit Gregorovius in Warschau bekannt geworden; ein geborener Böhme. Von seinem Talent hatte uns jener bereits Wunderdinge berichtet. Nun, im Herbst 1842, kam er nach Berlin, um seine mit großem Ernst betriebenen Studien hier unter Dehns Leitung fortzusetzen. Durch ihn, der mir im folgenden Jahr sehr nahe trat und innig befreundet wurde, lernte ich dann seinen später so berühmt gewordenen Studiengenossen Friedrich Kiel kennen, dessen Begabung uns ziemlich gering im Vergleich zu dem „Genie" erscheinen wollte. Genie glaubten wir ihm schon allein aus dem mächtigen, großen, tiefen, bald träumerischen, bald heiß aufblitzenden, dunkelbraunen Augen in dem hageren vollippigen Gesicht lesen zu können, dessen breite weiße leuchtende Stirn schlichtes dunkelblondes seidenweiches leicht gewelltes Haar umschmiegte. Seine hagere Gestalt hielt sich leicht vorgebeugt. Seine Sprache hatte einen ganz eignen slavisch gefärbten Klang, der auf mein Ohr einen seltsamen, kaum erklärlichen Zauber ausübte. Was er sprach, war so ganz anders, als wir es gewohnt waren. Ein tiefer, origineller überlegener Künstlergeist schien sich darin zu offenbaren. Mit kaustischem Humor behandelte und zerpflückte er Manches, was uns andern noch groß und wichtig dünkte. In der Shakespearekenntniß und der Shakespeare-Begeisterung kam er uns ziemlich gleich. Zugleich aber hatte er sich den allersonderbarsten Nebenheiligen erkoren: den mystischen Schuster von Görlitz, Jacob Böhme, in dem er den Urquell göttlicher Weisheit erkannt haben wollte. Ich besitze noch das kleine Exemplar der „Morgenröthe im Aufgang", das ich, begierig gemacht, auch meinerseits von diesem Weisheitsquell zu kosten, mir — Dank einem glücklichen Zufall, der es mich bei einem kleinen Antiquar entdecken ließ, — in jenen Zeiten für wenige Groschen erstand. Aber vergebens vergrub ich mich in diese Lectüre. Mir ist der Fels immer verschlossen geblieben, und der Quell wollte mir niemals fließen. Desto besser gelang es mir die Wonne zu verstehen und zu theilen, die ihm ein anderer, ein moderner Schriftsteller gewährte: Washington Irving, dessen klarer heiterer, vornehmer Geist, poetischer Humor, reiner Natursinn, kluger Weltverstand vollendetes Formengefühl, Geschmack und Stil ihn zum äußersten Gegensatz des Görlitzers machen. Aber in O.'s Kopf und Herzen wohnten die disparatesten Lieblinge und Ideale friedlich neben einander. Ich danke dieser damals begonnenen immer intimer gewordenen Bekanntschaft mit dem großen amerikanischen Erzähler und Humoristen eine reiche Fülle der schönsten Geistesfreuden. Er hat auch im späteren Leben einen starken und dauernden Einfluß auf meine innere Bildung geübt, der für mich von höchster Bedeutung und Wichtigkeit geworden ist.

In seiner Haupteigenschaft als Musiker sollte ich O. einen Monat nach unserer ersten Begegnung kennen lernen. Mit meinem Stubengenossen, dem Juristen im Keime, war ich überein gekommen, unsere Dachkammer aufzugeben und gemeinsam ein anderes, wenn auch nicht eben schöneres

Zimmer in einem Hofgebäude der Karlsstraße zu beziehen. In den von uns verlassenen Raum zog O. ein. Er trat ahnungslos über dessen Schwelle, wie Egmont über die des Alba'schen Hauses. Keine innere Stimme warnte ihn und schreckte ihn von dem Orte zurück, der für ihn so schicksalsvoll werden und den kläglichen Schiffbruch seines Lebens verschulden helfen sollte.

Statt des Tisches ließ er zwischen dem alten Sopha und dem Bett ein geliehenes tafelförmiges Clavier aufstellen. Auf diesem hörte ich ihn im December jenes Jahres zum ersten Mal spielen, eigene Compositionen, die mich tief ergriffen und mir ganz herrlich erschienen. Zum ersten Mal auch von ihm gespielt eine Beethoven'sche Sonate. Mit 18 Jahren war mir diese ganze Musikwelt noch ein völlig unbekanntes Land geblieben! Ich werde nie die beglückte Stunde und nie den völlig überwältigenden Eindruck vergessen, den dies Werk und dies Spiel auf meine junge Seele hervorbrachte. Es war eine der frühesten Sonaten Beethovens, die kleine in F moll Op. 2. Man blickt heute, ich weiß es wohl, etwas geringschätzig auf diese Sonaten der ersten Periode von der Höhe der gewaltigen späteren Schöpfungen des Meisters herab. Aber mir ist es immer so erschienen, als sei gerade jenes Jugendwerk eine ganz wundervolle und mächtig hinreißende, beglückende und erschütternde Offenbarung desselben Geistes und derselben Leidenschaft, welche in den großen späteren Tongebilden des Meisters leuchten und glühen. Im diesjährigen April hörte ich sie einmal wieder in der Singakademie spielen, von keinem Geringeren als Hans von Bülow. Selbstverständlich — in tadelloser Vollendung. Aber auch da hatte ich die Empfindung: das ist sie dennoch nicht, was sie mir war, als O. sie mir spielte und mir aus den bekannten fortstürmenden Tonfolgen im letzten Satz immer die Worte eines Skepsgardtschen Gedichtes dröhnend und mit herzergreifender Gewalt in dem gleichen Rhythmus zu erklingen schienen: „und der Schmerz stampft trotz'gen Fußes meiner Seele Nachtgefild!" —

Die Shakespeare- und Gesprächsabende wurden den ganzen Winter hindurch nun in O.'s Zimmer fortgesetzt. Sie gewannen noch bedeutend an Reichthum und Interesse. Trat nun doch die Musik zu den poetischen Begeisterungsquellen hinzu, um die Geister doppelt zu exaltiren.

Aber jede derartige Gemeinsamkeit mit den Genüssen, die sie den zu ihr Gehörigen bietet, ist wie alles Lebendige dem Gesetz des Werdens, Wachsens und Welkens unterworfen, und auch ihr endliches Geschick ist die Auflösung. Im April 1843 sagte ich mir: nun ist es hohe Zeit ernstlich an's Lernen und Arbeiten zu gehen! Ich trat in das Atelier des in jenen Jahren als Maler und Lehrer über Gebühr geschätzten Professor Otto ein, das, in Neu-Cölln am Wasser gelegen, mich nöthigte, auch meine Wohnung weit fort von der Behrenstraße nach der Wallstraße zu verlegen. Mein Stubenkamerad gab die Abschreiberthätigkeit auf und übernahm eine kleine Hauslehrerstelle.

Gregorovius verließ gleichfalls den bisherigen Romantikerbau. Skepsgardt bezog mit der Schwester gemeinsam ein möblirtes Zimmer in der Alexanderstraße. Er, sein ganzes Dasein und Dichten, nicht zum wenigsten auch dies Geschwisterverhältniß, waren mir unheimlich geworden. Wir sahen uns nur noch selten. Desto häufiger unsern Musiker, der allein noch als einzige Säule, die von verschwundener Pracht zeugte, unter dem wanzenfreundlichen Dache zurückgeblieben war; dann auch Gregorovius und Oertel. Letzterer verschwand mir aber wenig später völlig aus dem Gesichtskreise. Des langen Freundes abenteuerliches, an unerhörten Glücksfällen und bittern Elend überreiches, ferneres Leben aber habe ich bis zu seinem letzten Ende am 22. Februar 1853 aus nächster Nähe sich abspielen sehen und gleichsam mitgelebt.

Das Jahr 1844 brachte ich in meiner Danziger Heimat und bei lieben Verwandten in Ostpreußen zu. Im Herbst dort schwer erkrankt, erhielt ich zwei Briefe aus Berlin, den einen von Gregorovius, den andern von dem Musiker. Der des letzteren, in der räthselvollen Sprache eines frommen Mystikers gehalten, verkündete mir die Thatsache seiner inzwischen erfolgten inneren Erleuchtung und Bekehrung. Er habe das Licht und den Frieden der Kinder Gottes gefunden und sich für immer abgewendet von den Freuden der Welt und ihrer Thorheit. Leider habe er sich einer schweren Sünde aus den Tagen, da er noch in der Finsterniß wandelte, anzuklagen. Die eine Tochter unserer Stubenwirthin (ein armes mit ewigem Stockschnupfen behaftetes junges Frauenzimmer von nur zu zärtlichem Gemüth, für das wir Alle immer wenig Mitgefühl, aber desto mehr ziemlich grausamen Spott übrig gehabt hatten) sei das Opfer dieser Sündhaftigkeit geworden. Aber er werde das Vergehen binnen Kurzem sühnen. Alle Schritte seien bereits gethan. In nächster Zeit würde er das Mädchen zum Altar führen. — Diese Nachricht wirkte tief schmerzlich auf mich. Deutlich stand mir in demselben Moment das ganze unabwendbare Elend, die Verkümmerung dieses Künstlerlebens vor dem inneren Blick, das so vielverheißend begonnen hatte. O. — verheirathet mit Fräulein S.! und O. zugleich verstrickt in jene geistigen Bande, die seine frische Kraft noch stärker zu hemmen, noch sicherer zu zermürben drohten, als selbst eine solche Ehe! Ich mußte weinen, wie um einen Verlorenen.

Auch Gregorovius sprach sich in seinem Briefe in ähnlichem Sinne über das Schicksal und Beginnen des gemeinsamen Freundes aus. Dann aber folgte eine Nachricht, die mich noch ganz anders packte und erschütterte, als diese. Skepsgardt, so schrieb er, ist wahnsinnig geworden, und tobsüchtig nach der neuen Charité gebracht! . . . . .

Ein paar Monate später, — ich verweilte immer noch in Danzig — bekam ich eines Tages eine Nummer der Augsburger Allgemeinen Zeitung zur Hand. Mein erster Blick fällt auf eine Correspondenz aus Berlin, und ich lese ungefähr Folgendes: ein jüngerer sorgsamer Schriftsteller, welcher

durch seine, wenn auch etwas krankhaften und phantastischen Dichtungen die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, wurde vor mehreren Monaten vom Wahnsinn befallen und in die Charité aufgenommen. Als er neulich, anscheinend bereits völlig wiederhergestellt, unbeaufsichtigt in seiner Zelle gelassen war, hat er, wahrscheinlich in einem neuen Anfall der geistigen Verstörung, Hand an sich gelegt und sich mit dem Handtuch am Fensterriegel aufgeknüpft . . .

Also hatte ich doch Recht behalten. Nicht „die Welt" war verrückt gewesen.

Als ich nach zehnmonatlicher Abwesenheit nach Berlin zurückkehrte, konnte ich nicht einmal in Erfahrung bringen, wohin die Schwester und wohin der ganze literarische Nachlaß gekommen sei. Vor etwa zwei Jahren las ich in einer Berliner Zeitungsbeilage die Anzeige des Todes eines Frl. O. v. Skepsgardt.

Der lange Gregorovius und der Zwerg Oertel sind traurig verdorben und gestorben. Der Musiker O. führte hier während mancher Jahre ein armseliges kümmerliches Leben an der Seite einer ihm fest anhängenden, beschränkten, fleißigen, keifenden, wenn auch gutmüthigen Frau, die mit Waschen und Plätten ihre durch die Arbeit, das Musikunterrichtgeben und Componiren des Hausvaters allein nicht wohl zu erhaltende Familie ernähren half. Er wurde nie ein kirchengläubiger, orthodoxer Frommer, sondern zeigte sich immer nur von einer freudigen und demüthigen Gottergebenheit erfüllt, die ihn ein sehr bescheidenes, oft hartes schweres Loos mit einer gewissen stillen Heiterkeit ertragen ließ. Er hat auch Manches componirt. Aber wie in seinem Leben war auch in seinem Kunstschaffen „der stolze königliche Wuchs des ersten Schusses" für immer dahin. Später soll O. sich wieder nach Polen gewendet haben. Für uns ist er dort völlig verschollen.

Unser Naturforscher, soll, wozu er immer schon eine entschiedene Anlage zeigte, das Schicksal Skepsgardts wenigstens insoweit getheilt haben, als er von einer schweren nicht wieder geheilten Gehirnkrankheit ergriffen wurde, oder — in der gemeingebräuchlichen Sprache zu reden — seinen Verstand verlor.

Nur wir drei, der blonde Philologe, der heute eine Professur für neuere Sprachen an einem berühmten staatlichen Erziehungs- und Bildungsinstitut in der Nähe Berlins bekleidet, der Justizrath, mein einstiger Stubenkamerad, und ich selbst, wir haben nicht nur aus allen Stürmen und Fluthen der folgenden Jahre das Leben, sondern — so glauben wir wenigstens — auch den Verstand bis jetzt noch glücklich aus allen Gefährdungen gerettet, welche wohl alle Geistesarbeiter, zumeist aber diejenigen bedrohen, die der Phantasie eine zu ausschließliche Herrschaft in ihrem Geistesleben einräumten, die Romantiker und ihre Epigonen.

Ideen zu einer Geſchichte des Wohnhauſes.

Von

Jacob v. Falke.

— Wien. —

I.

Ideen — das will ſagen, Gedanken in ſkizzenhafter Geſtalt vorgetragen, den Gang in großen Zügen darſtellend, wie ſie einmal als Grundlage einer ausgeführten Geſchichte des Wohnhauſes dienen können. Eine ſolche Geſchichte haben wir leider noch nicht. Wir haben wohl Abbildungen von dem Aeußeren vieler Wohnhäuſer und Paläſte, auch vieler und origineller Land- und Bauernhäuſer, ſelbſt wohl, doch ſeltener, mit ihren Grundriſſen; wir haben viele und gelehrte Abhandlungen über das griechiſche und römiſche Haus — aber wie das alles in Zuſammenhang zu bringen, in Beziehung zu einander zu ſetzen ſei, das anzugeben hat eigentlich noch niemand verſucht. Niemand hat eine Unterſuchung darüber angeſtellt, wie das heute ſo mannigfach geſtaltete Wohnhaus aus ſeinem offenbar doch einfachen Anfange ſich entwickelt hat, wie es zu all den verſchiedenen Formen und Geſtalten gelangt iſt, welche für Land und Stand, für Leben und Sitte ſo charakteriſtiſch erſcheinen.

Wenn ich den Verſuch machen will von all dieſer Mannigfaltigkeit eine Erklärung zu geben und ihre Entſtehung und ihren Zuſammenhang aufzudecken, ſo kann es ſich nicht um die Ausführung, ſondern nur um die leitenden Gedanken handeln, um allgemeine Züge, die auch in dieſer Menge und Vielartigkeit der Erſcheinungen die Einheit aufweiſen.

So unvollkommen unſere Kenntniß von dem prähiſtoriſchen Menſchen iſt, d. h. von dem Menſchen vor der Zeit, in welcher Aufzeichnungen irgend einer Art von ihm reden — ſo wiſſen wir doch das Eine, oder

können es wenigſtens mit Fug und Recht behaupten, daß ſeine erſte Wohnung, wenn wir ſchon dieſen Ausdruck gebrauchen wollen, in Höhlen beſtand. Er ſuchte die Höhlen auf, wo ſie im Geſtein vorhanden waren, und grub ſie anderswo, wo er ſie nicht fand, tief in die Erde. Solche Höhlen letzterer Art giebt es z. B. in jenen leichten Anhöhen, welche die March bei Stillfried begleiten. Noch bei den Germanen der erſten römiſchen Kaiſerzeit, wie ſie Tacitus in der Germania ſchildert, ſind die nachlebenden Spuren dieſer erſten und urſprünglichen Behauſung erkennbar.

Was war es nun, das die früheſten Menſchen zwang ſolche Stätten aufzuſuchen und ſodann, als ſie die Höhlungen verließen, ſich wirkliche Wohnſtätten zu erbauen? Ohne Zweifel in erſter Linie das Klima und ſodann der Schutz vor den Feinden, das iſt zunächſt vor den wilden Thieren. Nun iſt aber das Klima je nach der Lage auf unſerem Erdtheil in Art und Wirkung verſchieden. Während im Norden Kälte, Regen, Schnee und Eis den Menſchen veranlaſſen das Freie zu fliehen und unter Dach und Fach Schutz zu ſuchen, geſtattet die Milde und Gleichmäßigkeit des ſüdlichen Klimas den ununterbrochenen Aufenthalt unter offenem Himmel. Und hier mag es denn der Schrecken der wilden Thiere, die damals zahlreicher und gewaltiger hauſeten, vor allem geweſen ſein, welcher die Menſchen zwang ſich eine Sicherheit zu ſuchen und zu ſchaffen.

Auf dieſem Unterſchied des Klimas und der geographiſchen Beſchaffenheit beruht ein Unterſchied in der Anlage der Wohnung, welche in der ganzen nachfolgenden Geſchichte des Wohnhauſes bis auf den heutigen Tag erkennbar bleibt, ja dieſe Geſchichte recht eigentlich beherrſcht und das leitende und wirkende Grundprinzip unter allen Veränderungen iſt. Es iſt auch der Grundgedanke, der dieſe Darſtellung leitet.

Das Haus des Nordens entſteht als Hütte, d. h. als ein von vier Wänden umgebener, mit einem Dache gedeckter, völlig geſchloſſener Raum. Das Haus des Südens entſteht als offener Hof, d. h. als ein offener, ungedeckter, von einem Zaune oder vier Mauern umgebener Raum. An dem nordiſchen Hauſe geht die Veränderung unter dem einen, alles überſpannenden Dache vor ſich; bei dem ſüdlichen Hauſe lehnt ſich die ganze Entwickelung an die Innenſeite der vier Mauern an, und zwar ſo, daß der offene Hof ſtets gewahrt bleibt und die Mitte und den Mittelpunkt des Hauſes bildet. Er theilt das Licht an die verſchiedenen, neu entſtehenden Räume aus, während das nordiſche Haus ſein Licht von außen her durch das Dach oder durch Fenſteröffnungen erhält.

Man muß dieſen Unterſchied, dieſen totalen Gegenſatz des nordiſchen und des ſüdlichen Hauſes feſthalten; er wird unter allen zahlloſen Formen und Varianten des Wohnhauſes, wie ſie die wachſende Cultur, dann nationale Eigenthümlichkeiten, dann die wechſelnden Epochen der Kunſt hervorgerufen haben, den Gang der Entwickelung völlig klar machen.

Um einen kurzen Ausdruck der Bezeichnung zu haben, welcher die

charakteriſtiſche Weſenheit beider in ſich enthält, nenne ich das nordiſche Haus das Hallenhaus, weil es von der Halle als dem einen und einzigen geſchloſſenen Raume ausgeht, und das ſüdliche Haus das Hofhaus, da es ja niemals den Hof, der ſeinen Ausgangspunkt bildet, als ſeine Mitte verliert.

Hofhaus und Hallenhaus, das ſind alſo die Gegenſätze von Süd und Nord, zwiſchen denen der Zug der Alpen die urſprüngliche Scheidung macht. Dem ſcheint nun zwar zu widerſprechen, daß in italiſchen Grabſtätten, wie gleicher Weiſe in verſchiedenen Gegenden Norddeutſchlands Urnen gefunden worden ſind (ſogenannte Hausurnen), welche offenbar Wohnhäuſern nachgebildet und als uralte Modelle derſelben zu betrachten ſind, d. h. viereckige mit einem Dache geſchloſſene Hütten, wie jene, von denen das nordiſche Hallenhaus ſeinen Anfang genommen hat. Ebenſo laſſen die Reſte der Pfahlbauanſiedelungen am Po in der ſogenannten Terramare auf ähnliche Wohngebäude ſchließen. Nun wiſſen wir aber, daß dieſe Anſiedlungen in Nord-Italien Völkerſchaften angehören, die vom Norden eingewandert ſind, und daß ja auch die Rhäter und Etrusker aus den Alpen oder über die Alpen nach Italien kamen. Sie hatten alſo die geſchloſſene Hütte, wie ſie ſich in jener Aſchenkiſte darſtellt, aus der nordiſchen Heimat mitgebracht, ſo daß ſich ſtatt eines Widerſpruchs nur eine Beſtätigung unſerer Auffaſſung in ihnen findet. Daß Häuſer oder Hütten dieſer Art überhaupt in den Alpen und nordwärts derſelben heimiſch waren, erkennt man noch an ihren Reſten bei den Pfahlbauten der Schweizer Seen und ſieht man auf der Antoninsſäule, wo die Dacier ihre kleinen viereckigen oder auch runden, mit Stroh gedeckten hölzernen Häuſer anzünden.

Wie die ſüdliche Cultur der nördlichen um Jahrtauſende voranſchreitet, ſo war auch das Hofhaus dem Hallenhauſe in ſeiner Entwickelung um Jahrtauſende vorangegangen. Theoretiſch betrachtet iſt der Gang in der Geſchichte des Hofhauſes der folgende. Die vier Mauern erhalten nach innen ringsum ein von vier Pfeilern oder Säulen geſtütztes Dach, das ſich nach innen ſenkt und einen viereckigen offenen Raum, alſo den Hof, in ſeiner Mitte frei läßt. Der gedeckte Umgang dient zum Schutze gegen den Sonnenbrand oder ſonſtige Unbilden des Wetters. In der Mitte des Hofes befindet ſich der Herd, der bei fortſchreitender Ausbildung des religiöſen Bedürfniſſes zugleich zum Altare wird und damit auch den Charakter der Heiligkeit annimmt. Er iſt, wie local, ſo nun auch geiſtig der Mittelpunkt des Hauſes, an dem ſich die Familie verſammelt und das Mahl einnimmt, auf dem das Haupt der Familie das heilige Feuer anzündet und den Göttern die Opfer darbringt.

Zu der Zeit aber, da ſich die Cultur ſoweit erhoben hat, iſt auch das Haus ſchon weiter in ſeinem Bau, in ſeiner inneren Geſtaltung vorgeſchritten. Die Civiliſation hat das Zartgefühl geweckt, das Bedürfniß der Intimität der Abgeſchloſſenheit hervorgerufen; die Cultur ſonderte die Geſchlechter, die Entſtehung des ſtaatlichen Lebens trennte den Herrn und den Diener, den Freien und den Sclaven. So wurde der Raum unter dem Dache,

der viereckige Umgang durch innere Wände geſchloſſen und vom Hofe getrennt, doch ſo, daß das Dach nunmehr auf's Neue vortrat und einen neuen Umgang zwiſchen den neu entſtandenen Gemächern und dem Hofe bildete. Das Hofhaus hatte in dieſer Geſtalt wiederum ſeinen urſprünglichen Charakter bewahrt. Der geſchloſſene Raum konnte durch Querwände in einzelne Gemächer getheilt werden, je nach Größe und Bedürfniß, von denen eines und das andere den Dienern oder Sclaven, ein anderes wieder der Familie zugetheilt wurde, ein drittes auch wohl den Kochherd aufnahm und einſtweilen noch zum Speiſen diente, während der Herd als Altar noch längere Zeit die Mitte behauptete. Ihr Licht erhielten dieſe Gemächer nicht von außen her, ſondern vom Hofe durch die Thüren oder Fenſter über denſelben, welche auf den gedeckten Umgang hinaus ſich öffneten. Fenſter, die ins Freie gingen — nach der Straße hinaus, wenn man ſich ſchon eine ſtädtiſche Anlage denken will — erſcheinen erſt auf einer ſpäteren Stufe der Entwickelung und ſind und bleiben immer, wie heute noch im mohammedaniſchen Hauſe und Palaſte, etwas Nebenſächliches.

Das ſüdliche Haus war alſo auf dieſem Standpunkte ein von Gemächern und einem inneren Umgang geſchloſſener Hof mit ſeinem Heiligthum in der Mitte. Mit der Außenwelt hatte es keine weitere Beziehung als den Eingang und die Thüre. Da Gemächer rings den Raum umſchloſſen, ſo führte zwiſchen denſelben ein Gang von der Thüre in den Umgang und in den Hof. Nun aber in dieſer Geſtalt vermochte das Haus wohl der gewöhnlichen Familie zu genügen, nicht aber reicheren und vornehmeren Verhältniſſen, zumal bei der eigenartigen Entwickelung, welche das häusliche wie das ſtaatliche Leben im Orient annahm. Zum Theil war es die Abſchließung der Frauen, welche eine Trennung, eine Abſchließung ihrer Behauſung von derjenigen der Männer verlangte, zum Theil die ſtaatliche und politiſche Bedeutung des Mannes und ſeiner Stellung im Leben, welche ihn zwang, viele Leute in ſeinem Hauſe zu empfangen. Dieſem letzterwähnten Bedürfniß hätte nun wohl die Vergrößerung der Dimenſionen genügt, und ſie trat auch ein. Dadurch verwandelte ſich der Umgang, deſſen ſich herabſenkendes Dach bisher auf den vier Eckpfoſten geruht hatte, in einen von Säulen getragenen Portieus, in ein Periſtyl, wie er ſpäter im griechiſch-römiſchen Hauſe genannt wurde. Dieſe Vergrößerung befriedigte aber nicht die verlangte Intimität für die Frau und die Familie. Sowie das Haus des vornehmen Mannes zugleich dem öffentlichen Leben zu dienen hatte, erhielt die Familie ihre eigene Behauſung und zwar in ganz gleicher Geſtaltung, indem ein zweites Hofhaus hinter das erſte gelegt wird, oder auch ſeitwärts, wenn etwa das in der Enge der Stadt gegebene Terrain oder die Beſchaffenheit des Bodens ſolche Abweichung von der Regel verlangt. So entſtand das Doppelhaus, das wir als die Grundlage des griechiſch-römiſchen Hauſes alsbald wieder erkennen werden.

Dem wachſenden Reichthum, der wachſenden politiſchen Bedeutung ver-

mochte aber auch dieſe Geſtaltung nicht immer zu genügen. Der Herr wurde zum Fürſten, zum Herrſcher; es ſammelten ſich die Sclaven; die Dienerſchaft wurde zum Hofſtaat; es kamen die Beamten, die Clienten, das bewaffnete Gefolge, die Leibwache mit allen den zahlloſen Bedürfniſſen eines orientaliſchen Luxus. Alsdann erweiterte ſich der Raum; aus dem Doppelhauſe wurde ein vielfaches Haus; ein Hof legte ſich an den andern, ein jeder von Gemächern umgeben, bis das Geſammthaus, nunmehr der Palaſt, eine weite Bodenfläche bedeckte. Darin hatte jede bedeutende Perſönlichkeit ihren eigenen Hof, der Herr den ſeinen, die Fürſtin den ihren, desgleichen wohl die Söhne und Töchter, wenn ſie herangewachſen waren und ihre eigene Dienerſchaft erhielten, desgleichen der Hofhalt, die Leibwache u. ſ. w. Alle dieſe Hofhäuſer hingen räumlich mit den Zwiſchenwänden aneinander, waren durch Gänge verbunden und bildeten ſo nur ein Ganzes, das ſich an der Außenſeite durch eine umgebende Mauer vielmehr abſchloß, als daß ſie durch eine glänzende, fenſterreiche Façade ſich ihr geöffnet hatte.

Hierbei iſt noch Eines als weſentlich zu bemerken. Dieſer ganze weite Palaſt breitet ſich zur ebenen Erde aus, Hof legt ſich an Hof mit ſeinen Baulichkeiten als Erdgeſchoß. Das iſt durchaus die Regel und die urſprüngliche und erſte Geſtaltung. Es iſt, wenn nicht grade Ausnahme, doch im Gange der Entwickelung das Zweite, wenn ſich ein zweites Stockwerk über das erſte legt oder gar das Haus in einer Reihe von Geſchoſſen emporſteigt. Es konnte die Enge des Raumes dazu zwingen, wie bei den theuren Preiſen des Bodens in den Großſtädten des Alterthums oder innerhalb der ummauerten Bergfeſte, wo Ausdehnung über den Felſen hinaus unmöglich war. Es konnte auch wohl, ſo bei der Villa, das Bedürfniß nach freierer Luft oder die Luſt der Fernſicht dazu veranlaſſen, daß einzelne Theile thurmartig emporgeführt wurden.

In dieſer Weiſe iſt, theoretiſch erörtert, das ſüdliche Haus, der ſüdliche Palaſt zur Ausbildung des Princips, zur vollendeten Geſtaltung gekommen. Wenn wir aber dieſen Gang an den Monumenten oder den Ueberreſten ſelber geſchichtlich verfolgen wollen, ſo ſind wir einerſeits auf Combinationen angewieſen, andererſeits ſtoßen wir auf Varianten, auf locale und nationale Veränderungen und Beugungen des Princips, auf individuelle Geſtaltungen, in denen man jedoch das Grundprincip, wenn man einmal demſelben Glauben ſchenkt, ohne Schwierigkeit wiedererkennt. Die leichten und urſprünglichen Bauten älteſter Zeiten ſind überall zu Grunde gegangen; über die Stätten einfacher Behauſungen, welche uns zunächſt den erſten Gang der Entwickelung hätten darſtellen können, iſt ungezählte Male die zerſtörende Zeit langſam oder gewaltſam hinweggeſchritten. Was geblieben, was der vernichtenden Gewalt der Jahrtauſende entgangen iſt, das ſind die Rieſenbauten, die dem Cultus errichtet waren, die Totenſtätten, die Tempel der Götter. Gerade ſie aber ſtehen in ihrer Art der bürgerlichen Behauſung entgegen und ſcheinen in ihrem mächtigen,

völlig geschlossenen Bau unserer Theorie zu widersprechen; und doch werden auch sie für uns zeugen, wenn man über diese Schöpfungen einer vollendeten Kunst und einer hohen Cultur hinausgehn und ihre Geschichte bis auf den ersten Ursprung zurückverfolgen will.

So z. B. um mit den Monumenten der ältesten Cultur anzufangen, was kann in größerem Contrast mit unserem Hofhause stehen, als die Pyramiden mit ihren engen Gängen und winzigen Kammern in den colossalen Steinmassen? was steht ihm ferner als die schweren, lichtlosen, mit flacher Steindecke geschlossenen Tempelhallen, wie wir sie uns aus den Ruinenstätten von Karnak und Luksor reconstruiren? Und doch weisen die weiten mit Säulen umgebenen Vorhöfe, denen die Tempel nur zum Schlusse als Opferstätten oder Aufnahmeorte des höchsten Heiligthums dienten, darauf hin, daß auch die ganze gewaltige Tempelanlage der Aegypter, gleich der späteren muhammedanischen Moschee, von einem rings geschlossenen Säulenhofe ausgegangen ist, in dessen Hintergrund das Heiligthum seine Stellung erhielt.

Aber ganz anders als diese Tempel und Tempelanlagen waren die Wohnhäuser und Paläste der Aegypter. Ein hochcultivirtes, heiteres, lebenslustiges, den Freuden der Geselligkeit hingegebenes Volk, erbauten sie sich in ihren Wohnsitzen Stätten des Vergnügens und eines heiteren Lebensgenusses. In den fruchtbaren Niederungen des Nil, an den Ufern des Flusses, an den Canälen, welche überall die Ebene durchschnitten und die Felder bewässerten, erbauten sie sich Häuser, Villen und Paläste. Es sind freilich die Spuren desselben rings vernichtet; nicht einmal von den Grundmauern ist etwas übrig geblieben, aus dem wir auch nur den Grundriß uns aufzeichnen könnten. Aber die Bilder an den Wänden der Totenstätten geben uns Darstellungen genug, aus denen wir, die Kunstzeichensprache der Aegypter in die unsere übersetzend, uns die ägyptischen Wohnstätten, wie sie schon einige Jahrtausende vor Christo beschaffen waren, wieder erbauen können.

Darnach waren die reicheren Wohnsitze und Paläste, wo sie Freiheit hatten sich auszubreiten, also auch dem Principe treu zu bleiben, regelmäßig Anlagen zur ebenen Erde. Ein viereckiges Gebäude von gleicher oder ähnlicher Gestaltung lehnt sich an das andere, durch Gänge verbunden, die sich als Säulenhallen, den Hof umschließend, fortsetzen. Der Hof aber war bereits in den Garten verwandelt, dessen Mitte ein viereckiges Wasserbecken einnahm. Sykomoren und Platanen umstanden dasselbe in gleichmäßigen Abständen, der Lotus wiegte an schlanken Stengeln seine breiten Blätter und weißen Blüthen auf der Wasserfläche, bunte Schifflein lagen bereit zur Lustfahrt. Alles deutet an, daß die Civilisation, Jahrtausende bevor das nordische Hallenhaus seine Entwickelung begann, sich hier bereits eine Stätte der Ruhe, des Friedens, des heiteren Glückes geschaffen hatte. Das ursprüngliche einfache Hofhaus war zu einem complicirten und reich

geſchmückten Gebäude des Luxus und der Kunſt geworden, aber das alte Princip der Anlage iſt vollkommen erhalten geblieben.

Ebenſo findet es ſich wieder ein Jahrtauſend ſpäter im altgriechiſchen Königspalaſte und wieder ein Jahrtauſend ſpäter im griechiſch-italieniſchen Wohnhauſe; ja ſo deutlich, daß gerade an den größeren und kleineren, den reicheren und ärmeren Häuſern Pompejis ſich der Gang der Geſchichte nachweiſen läßt.

Ueber den altgriechiſchen Königspalaſt der Heroenzeit iſt viel Streit geweſen. Homer ſelbſt giebt in der Odyſſee keine Schilderung weder des Palaſtes von Ithaka, noch desjenigen des Königs Menelaos zu Sparta. Er deutet nur an und nennt die Theile, wie eben der Lauf der Begebenheiten, die er beſingt, ihn zur Erwähnung des einen oder des anderen Theiles gelegentlich hinführt. Wo lag das Megaron, die Halle der Männer, in welcher die Freier ſich aufhielten? wo der Vorhof, in welchem ſie ihre Spiele hatten? wo und wie die Gemächer der Frauen, das Obergeſchoß, aus welchem Penelope zu den Freiern herabſtieg? wo die Waffen und Vorrathskammer und die Räume der dienenden und arbeitenden Mägde? wo das Eingangsthor und die verſchiedenen Ausgänge? Unter all dieſen bei Homer erwähnten Räumlichkeiten wird man ſich unſchwer zurecht finden, wenn man eine klare Vorſtellung von dem Hofhauſe hat, und nur annimmt oder zugiebt, daß die Zeit den Grundplan weiter gebildet, auch wohl an ihm geändert hat, und auch das Bedürfniß der fürſtlichen Familie und die Beſchaffenheit des Locales Varianten an ihm hervorrufen konnten. Das Haus des Odyſſeus begann mit dem ſäulenumgebenen Hofe, deſſen Vorderſeite den hallengleichen Eingang bildete; in ſeiner offenen Mitte ſtand der Altar, und ſeine Rückſeite bildete der Männerſaal, und zwar an jener Stelle, wo das ſpätere griechiſch-italiſche Haus das Tablinum zeigt. Hinter dieſem lagen die Gemächer der Frauen, der herrſchenden wie der dienenden, ohne Zweifel gleicherweiſe einen Hof umgebend, mit einem Obergeſchoß, das der Königin ſpeciell zur Wohnung diente. Es konnte auch ſein, daß das Frauenhaus ſo zu ſagen, der Complex ihrer Gemächer, zur Seite lag, wenn anders die Beſchaffenheit des Bodens der Längenausdehnung widerſtrebte.

Dieſe Annahme über die Anlage eines königlichen Palaſtes der griechiſchen Heroenzeit hat erſt in allerjüngſter Zeit die vollkommenſte Beſtätigung erhalten. In der Königsburg von Tiryns, welche Schliemann in dieſen letzten Jahren vom Schutte der Jahrtauſende freigemacht hat, liegt der Grundplan in völliger Klarheit vor uns. So ſehr hier auch die Bodenbeſchaffenheit dem Grundſchema Zwang angethan hat, indem ein ſchmaler, ſich abwärts ſenkender Felſen die Wohnräume alle, wie es ſcheint, auf dem höchſten Punkte, in der „Oberburg", zuſammendrängte, ſo iſt es doch das alte Princip, welches die ganze Anlage beherrſcht. Das Centrum iſt wiederum der ſäulenumgebene Hof mit hallenartigen Propyläen als Eingang und dem Männerſaal an

der entgegengesetzten Seite, mit einer Vorhalle angelehnt an den Säulenumgang. Der Hof hat einen Altar unter freiem Himmel, der Männersaal, dessen Dach sich auf vier Säulen stützt (gerade wie das Atrium des alten römischen Hauses) einen Herd in seiner Mitte. Ob das Dach sich darüber zog oder der Raum innerhalb der vier Säulen ein offener war, ist nicht zu entscheiden. Wahrscheinlich ist das letztere, und nicht bloß aus der Analogie des späteren griechisch-römischen Hauses, sondern auch wegen der Stellung des Herdes, dessen Rauch sonst den ganzen Saal erfüllt hätte. Von hier aus erhielt auch der Saal sein Licht. Das Haus des Odysseus hatte einen Herd an gleicher Stelle, auf welchem die Freier der Penelope die Ochsen und Ziegen zu ihrem Schmause zurichteten und brieten.

Diesen, dem Leben der Männer gewidmeten Räumen liegt auf der Burg von Tiryns die Frauenwohnung zur Seite; der absteigende Fels verhinderte sie hinter jenen zu errichten. Ihre Anlage ist fast wie eine Wiederholung der Männerwohnung, nur in verkleinertem Maßstabe; es ist kein einzelnes Gemach, sondern eine Anlage: ein säulengeschmückter Vorhof, an den sich rückwärts ein Saal oder ein großes Zimmer mit einer Vorhalle anlehnt. Auch dieses Zimmer hat einen Herd in seiner Mitte, nur ist es ohne Säulen. Wie es gedeckt war, wie es sein Licht erhielt, ob durch die Thüre allein, ist heute nicht mehr zu bestimmen. Rings um den Männer- und den Frauensaal liegen noch eine große Anzahl anderer Gemächer, Badezimmer, Schlafzimmer, Corridore, selbst noch ein dritter Hof, das Ganze ziemlich unregelmäßig, wohl nach und nach aus dem Bedürfniß entstanden und dem verfügbaren Raume angepaßt. Unter all diesem Nebeneinander aber ist das Grundprincip der Anlage klar erkennbar. Es bleibt auch dem geschichtlichen Hause der Griechen wie der Römer.

Ueber die Anlage des griechischen wie des römischen Hauses in geschichtlicher Zeit nämlich herrscht kaum ein Zweifel. Außer den Beschreibungen der Alten, z. B. bei Vitruv, giebt es ja die aufgegrabenen Städte Unter-Italiens, Pompeji zumal, und so viele Häuser und Paläste und Villen, deren Ueberreste in Rom wie im ganzen römischen Reiche wieder an das Licht gebracht worden sind. Danach ist der Grundplan des griechischen wie des römischen Hauses in seinen allgemeinen Zügen ein und derselbe. Zwar giebt es Verschiedenheiten, über welche auch wohl noch Streit unter den Gelehrten obwaltet; aber sie sind für das Ziel, das in dieser Untersuchung verfolgt wird, unwesentlich und bedeutungslos.

Wie der Palast auf der Königsburg der Heroenzeit zerfällt auch das griechisch-römische Haus in zwei Theile, in eine Männerwohnung und in eine Frauenwohnung; oder anders ausgedrückt, in einen Theil, welcher dem Leben und Treiben der Männer, und in einen zweiten Theil, welcher dem Leben der Familie, den Frauen und Kindern, auch wohl der häuslichen Geselligkeit gewidmet war. In der Regel, wenn nicht der gegebene Raum

es anders verlangte, lag die Frauenwohnung hinter derjenigen der Männer. Auf kleinem Raume, in kleinen Verhältnissen mochte auch die Frauenwohnung ein Obergeschoß einnehmen und in dürftiger Lage ganz hinwegfallen. Wir halten uns indeß, der gestellten Aufgabe entsprechend, nur an die Regel.

Also das Haus zerfällt in zwei Theile, welche einer hinter dem anderen liegen; und diese Theile folgen der gleichen Anlage, und diese Anlage ist genau so, wie wir sie in der theoretischen Erörterung aus dem geschlossenen Hofe haben entstehen lassen. In der Mitte ist der offene, vierseitige Raum, der nach allen vier Seiten hin in den gedeckten Umgang und in die diesen wieder umgebenden Räume sein Licht hin verbreiten muß. Fenster nach außen sind wie Ausnahmen; alle Thüren und lichtgebenden Oeffnungen führen auf den Umgang. Das Dach des Umgangs ist ursprünglich auf die vier Pfosten in den Ecken gestützt gewesen; aus den vier Pfosten sind Säulen geworden in kleinerer oder größerer Zahl bis zu dreißig und vierzig, und der kleine Umgang ist zu einem wahren Säulengange, einem Peristyl, herangewachsen. Der Herd in der Mitte, der ursprünglich Herd und Altar zugleich war und mit seinem Rauche Säulen, Wände und Decken schwärzte und so dem Hof zu seiner Bezeichnung als Atrium, d. i. schwarzer Raum (von ater schwarz) verholfen hat, dieser Herd hat seinen Platz verlassen müssen. Das Haus hat nunmehr am Ende der Frauenwohnung oder hinter derselben eine Küche erhalten. Mit dem Herde sind auch die Heiligthümer, die Bilder der Penaten gewandert, welche sonst am Herde als dem Altare ihren Platz hatten. Für sie und andere Heiligthümer und Erinnerungen des Hauses ist ein eigenes Gemach bestimmt worden, das Tablinum, gerade die Mitte des Hauses, jenes Gemach, welches zwischen dem vorderen und hinteren Theile des Hauses liegt und nach beiden Seiten offen (wenn nicht durch Vorhänge geschlossen), auch nach beiden Seiten einen Einblick durch das Haus gestattet. Wie der Herd das Atrium verlassen hat, ist seine Stelle, d. h. der innere offene Raum zwischen den Pfosten oder Säulen, zu einem Hausgarten geworden; er hat ein Wasserbecken und einen Brunnen erhalten, ist mit Rasen und Blumen und Gesträuchern umgeben worden und die Kunst hat ihn auch wohl mit Statuen geschmückt. Und wie in dieser Weise das Atrium verwandelt worden, so ist es auch dem zweiten Theile des Hauses, dem Peristyl oder Cavädium, geschehen, oftmals noch in reicherem Maße. Denn wie bei fortschreitender Ausbildung des bürgerlichen und staatlichen Lebens das Atrium für den Herrn zum Verkehr mit der Außenwelt dienen mußte, so wurde das Cavädium die Stätte einer Geselligkeit, von welcher die Frauen nicht ausgeschlossen waren. So war ein gewisses System auch in der Art der Bewohnung des Hauses. Zuerst in den nach der Straße zu gelegenen, aber nach innen auf das Atrium sich öffnenden Gemächern lag die Wohnung der wartenden und dienenden Sclaven. Zwischen diesen Gemächern hindurch führte vom Vestibul ein Gang geradeaus in das

Atrium. Dann rechts und links lagen die Räume, welche dem Herrn und ſeinem Verkehr mit der Außenwelt gewidmet waren. Dann folgte gegenüber dem Eingang das Tablinum mit einem Gange (fauces) zur Seite, welcher beide Theile des Hauſes, Atrium und Cavädium, mit einander verband. Im Cavädium nun lag die Wohnung der Frau, die Familienzimmer, das oder die Speiſezimmer, das Geſellſchaftszimmer, die Exedra, unſer Salon, und hinter dem Cavädium endlich, auch wohl noch dazu gehörend, die Küche und die Wirthſchaftsräume und etwa noch ein kleiner Garten.

Dergeſtalt zeigt die ganze Anlage des griechiſch-römiſchen Hauſes die logiſche Conſequenz des Princips, die vollendete Durchbildung des Hofhauſes. Locale Schwierigkeiten, die Enge und Unregelmäßigkeit des verfügbaren Raumes, die Dürftigkeit und Unzulänglichkeit des Vermögens, konnten Aenderungen in der Anlage hervorrufen, wie man das häufig genug in Pompeji ſieht; aber nirgends verleugnet ſich das Princip. Selbſt in Rom, wo die Enge und der theure Preis des Bodens die Miethhäuſer (insulae) bis zu zehn Stockwerken hinauftrieb und dieſe in Einzelwohnungen zerlegte, bleibt das Princip inſofern gewahrt, als auch ſie um einen Hof herum angelegt ſind. Die Inſula iſt immer noch ein Hofhaus, wenn auch für viele, meiſt ärmere Familien beſtimmt. Wo aber Freiheit war, im Palaſt, auf dem Lande in der Villa, in der Luxusvilla, ſo groß und phantaſtiſch ſie ſein mochte, da legt ſich Hofhaus an Hofhaus zu einem Ganzen zuſammen und umſchließt Garten und Brunnen und Teiche. Auch die Villa rustica, der Meierhof, ſo ſehr er praktiſcher Verwendung dient, bewahrt das Princip: die vierſeitige Anlage um einen Hof herum.

Wie anders nun, wie völlig im Gegenſatz hierzu das nordiſche Haus, das Hallenhaus, in ſeiner urſprünglichen Form und in ſeiner Entwickelung! Wenn ich ſage: das nordiſche Haus, ſo meine ich damit nicht allein das ſkandinaviſche Haus, ſondern ich nehme den Norden im weiteren Sinne als Gegenſatz gegen den Süden; und wenn ich es das Hallenhaus nenne, ſo geſchieht es, weil es in ſeiner urſprünglichen Geſtalt eine einzige Halle bildete und weil es in dieſer Geſtalt ſchon in alter Zeit ſo genannt wurde. Halle (halla oder sal, was dasſelbe bedeutet) iſt ſo alt wie das Haus ſelbſt, und das Wort iſt bis auf unſeren Tag, wenn auch in veränderter Anwendung, bedeutſam geblieben. Die Geſchichte der Halle iſt die Geſchichte des Hauſes im Norden.

Das nordiſche Haus beginnt alſo als ein einziger durch Zwiſchenwände nicht abgetheilter Raum, der mit einem Dache von Stroh oder Baumrinde überdeckt iſt. Wie es in der Natur der Sache liegt, iſt der Raum viereckig. Daß dieſes urſprüngliche Haus manchmal aber auch runde Geſtalt gehabt hat, wird ſowohl durch die in Grabſtätten gefundenen Hausurnen wie auch durch die Darſtellungen auf der Antoninsſäule erwieſen; für die weitere Entwickelung hat die runde Form keine Bedeutung. Inmitten

dieſes Hauſes ſtand ein Herd, deſſen Rauch durch Thür und Dach ſeinen Ausgang nahm. Es giebt heute noch Wohnſtätten, wo es nicht anders iſt.

Aus dieſer Urform nun geht nun im Laufe der Geſchichte die ganze vielgeſtaltige Menge der Haus- und Palaſtformen des Nordens hervor, und zwar ſo, daß alle auch noch ſo mannigfache und verſchiedenartige Gliederung unter einem gemeinſamen Dache erfolgt und alle nunmehr neu geſchaffenen Gemächer ihr Licht *von außen her* durch die Fenſter, und nicht von einem rings umſchloſſenen Hofe erhalten. Das iſt, wie ſchon angegeben, der weſentliche Unterſchied vom antiken ſüdlichen Hofhauſe. Das nördliche Haus ſteigt *empor* mit ſeinem ſpitzen Giebeldache und hat das Beſtreben, alles unter dieſem Dache zu ſammeln und zu vereinen. Bei dem Hofhauſe dagegen *fällt* das Dach rings nach innen *ab*, und jeder neue Theil, den das wachſende Culturbedürfniß ſchafft, lagert ſich neben den anderen. Es iſt ein größerer formeller Gegenſatz in Anlage und Bau kaum denkbar.

Den erſten Gang der Entwickelung beim nördlichen Hauſe an den Monumenten, d. h. an erhaltenen Wohngebäuden jener frühen Zeit nachzuweiſen, iſt noch viel ſchwieriger als bei dem ſüdlichen Hauſe, obwohl die Entwickelung erſt um Jahrtauſende ſpäter beginnt. Wir müſſen ſchon die ſchriftlichen Quellen, die Sagen und Erzählungen des Nordens zu Hülfe nehmen, und uns nach heutigen Wohnſtätten umſehen, welche alte und urſprüngliche Typen erhalten zu haben ſcheinen. Solche finden wir nicht mehr in der ganzen Mitte Deutſchlands, wo die freie Theilung und Zerſplitterung des Grundbeſitzes kleinliche Verhältniſſe und darum auch leichte Veränderlichkeit herbeigeführt hat; wohl aber im deutſchen Norden, an den Küſten der Nord- und Oſtſee und weiter hinauf. Und insbeſondere ſind es zwei Arten des nördlichen Hauſes, das niederſächſiſche Bauernhaus und die Sitze der nordiſchen Helden, wie ſie in den Sagen und Liedern geſchildert werden, welche, einander nahe verwandt, das Hallenhaus in ausgebildeter und doch urſprünglicher Geſtalt erkennen laſſen. Ihre Schilderung wird den Gegenſatz zum ſüdlichen Hofhauſe klar machen.

Wir haben geſagt, daß das Hallenhaus das Beſtreben hatte Alles unter einem und demſelben Dache zu vereinen, was zum Hauſe gehörte; alles Lebende und Alles, was die Ernte brachte. Und ſo war es auch von Anfang an. Andrerſeits hat aber die Cultur das Beſtreben auszuſcheiden, was widerſtrebt, und alsdann erſt, nachdem das Ungehörige ausgeſchieden, in der Ausbildung des Hauſes weiter zu gehen. Auf jener Stufe vor der Ausſcheidung iſt das niederſächſiſche Haus in der Hauptſache ſtehen geblieben, indem es Pferde und Kühe und die ganze Frucht des Feldes in ſich aufnimmt, während es heute einen Abſchnitt des Raumes bereits in Wohngemächer eintheilt. Das nordiſche Herrenhaus hingegen hat die Ausſcheidung vollzogen, zu jener Zeit aber, das iſt etwa im zehnten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung, die Abtheilung in Gemächer noch nicht durchgeführt.

Das niederſächſiſche Bauernhaus, der Sitz höchſt wohlhabender, ihres Reichthums wohl bewußter Leute (ich ſchildere aus eigener Anſchauung in treuer Erinnerung aus der Jugendzeit), ſtellt ſich von außen dar als ein mächtiges, längliches Viereck mit ſehr niedrigen Seitenwänden und gewaltigem, hohem, ſtrohgedecktem Satteldache. In einem Hofe gelegen, der gewöhnlich noch Nebengebäude enthält, kehrt es ſeine ſchmale Giebelſeite der Straße zu. Auf dieſer vorderen Giebelſeite befindet ſich ein Thor, ſo groß und breit, daß der kornbeladene Leiterwagen auf die Tenne hineinfahren kann, um ſeine Laſt direct unter das Dach abladen zu laſſen. Der weite Raum nun, den die Halle bildet, birgt die Menſchen und das Vieh, letzteres wohl abgetheilt, wenn nicht mit Wänden, ſo doch mit Pfoſten, Pfeilern und Brüſtung. Zwei Reihen Pfeiler, die als Stützen des Dachbodens dienen, ziehen ſich etwa zwei Drittel oder auch mehr des Raumes hinab und bilden ſo gewiſſermaßen drei Schiffe, von denen das Mittelſchiff eben die breite Tenne iſt, die zwei Seitenſchiffe aber, kleine Gelaſſe für die dienenden Knechte und Mägde übrig laſſend, zur einen Seite von den Pferden, zur anderen von den Ochſen und Kühen eingenommen werden. Das letzte Drittheil, alſo die hintere Giebelſeite, iſt heute durch eine Wand von der Tenne getrennt und in wenige Wohngemächer abgetheilt. Vor dieſer trennenden Wand aber nach der Tenne zu befindet ſich offen ſtehend der Herd mit dem Sitz der Hausfrau, welche ſomit das ganze Haus mit ſeinem ganzen Inhalt von ihrem ſtändigen Platze aus überſieht.

Dieſe Gemächer an der hinteren Giebelſeite ſind offenbar eine Zuthat ſpäterer Civiliſation, hervorgerufen durch das Bedürfniß, erſt die Herrſchaft von den Dienenden, dann das Schlafgemach vom Wohnzimmer abzutrennen. Urſprünglich war dieſer letzte Raum der Aufenthalt der Frau und der Kinder, ſo offen wie die Tenne und alles Uebrige. Der Herd mit dem Sitze der Frau daneben befand ſich ganz am Schluß. Sein offenes Feuer entſendete den Rauch durch die ganze Halle. Der Rauch ſchwärzte die Balken und mußte ſich ſeinen Weg durch das Dach, durch das große Thor oder die ſchmalen Seitenthüren ſuchen, die ſich heute noch rechts und links vom Herde befinden. Und dieſe frühere Anlage ohne Gemächer, auf welche uns die Logik hinführt, wird in der That noch heute durch Häuſer beſtätigt, welche ihr genau folgen. Die erſte Stufe iſt damit angedeutet, die Halle hat ihre erſte innere, aber noch überall offene Eintheilung erhalten. Sie ſcheidet die Thiere von den Menſchen, weiſet jenen die beſtimmten feſten Standplätze an, ſcheidet ſie aber von der Tenne, von der aus ſie gefüttert werden, durch einen Brüſtungsbalken.

Dieſe Trennung, die Ausſcheidung der Thiere, hat das Hallenhaus der nordiſchen Helden in der älteſten Zeit, von welcher unſere Nachrichten zu melden wiſſen, bereits vollzogen. Die Stallungen ſind vollſtändig vom Wohngebäude getrennt. Ja mehr noch: ſelbſt die Schlafſtätte, die Wohnung der Frauen, iſt abgetrennt; desgleichen das Backhaus, die Küche, ja jede

Verrichtung, die einen eigenen Raum erfordert, hat auch, nicht ein eigenes Gemach, aber ein eigenes Haus erhalten, innerhalb deſſen keine weitere Scheidung ſtatt findet. Im Schlafhauſe ſchläft Alles in einem und demſelben Gemach, Herrſchaft wie Dienerſchaft, Männer wie Frauen. So iſt die Anſiedlung eines nordiſchen Fürſten oder vornehmen und reichen Mannes ein Haufe einzelner, von einem Wall oder Zaun umſchloſſener Gebäude, welche alle von der Halle oder dem Hallenhauſe in ihrer Mitte überragt werden.

So iſt das Hallenhaus, der Tagesaufenthalt der Männer wie auch der Frauen, nicht bloß an Größe und Ausſtattung das bedeutendſte Gebäude in der ganzen Anlage, ſondern auch inſofern, als es die geſchichtliche Beſtimmung hat und auch vollzieht, alle die abgetrennten und doch zu ihm gehörigen Theile, mit Ausnahme der Ställe und der Scheunen, wieder unter ſeinem mächtigen Dache zu vereinen.

Dieſes Dach überſpannt ein großes längliches Viereck, grade wie es bei dem niederſächſiſchen oder altſächſiſchen Bauernhauſe der Fall iſt; nur daß der Eingang oder vielmehr die zwei Eingänge, welche einander gegenüber liegen, mit Vorhallen verſehen ſind. Sie dienten als Vorrathsräume für den Heizbedarf, aber auch ſicherlich als Schutz, um die kalte Luft des Winters nicht unmittelbar in die Halle eindringen zu laſſen. Die Halle iſt, gleich dem Bauernhauſe, durch Holzpfeiler dreiſchiffig getheilt; von den Pfeilern ragen zwei, welche den Hochſitz in ihrer Mitte haben, mit ihren Köpfen reich geſchnitzt hoch über das Dach empor. Dieſe Eintheilung iſt offenbar der Ueberreſt aus jener Zeit, da Pferde und Kühe noch ihren Stand in den Seitenſchiffen hatten. Das breite Mittelſchiff, die Tenne, die Diele oder Flur, im Norden auch der „Golf" genannt, iſt als Aufenthalt der Männer eingerichtet. Rechts und links ziehen ſich der Länge nach Bänke hin, in deren Mitte ſich einerſeits der Hochſitz des Herrn, gegenüber ein zweiter Ehrenſitz befindet. In der Mitte bietet ſich Raum genug zu einem oder mehreren offenen Feuern aus großen Scheitern, welche die Halle erwärmen und zugleich beleuchten. Der Fenſteröffnungen ſind noch wenige, wenn überhaupt vorhanden; der Rauch entweicht durch eine Luke im Dachfirſt, die durch einen Schieber geſchloſſen werden kann, oder durch die Thüren. Wo es Fenſteröffnungen gab, hatten ſie Läden zum Schließen, ſo daß zur Winterszeit große Dunkelheit in der Halle herrſchte. Querüber, dort wo im altſächſiſchen Bauernhauſe der Herd mit dem Sitze der Frau und heute die Abtheilung der kleinen Gemächer ſich befindet, war der Aufenthalt der Frauen, eine etwas erhöhte, mit einem Gitter abgetrennte Bühne. Hier arbeiteten auch die dienenden Mägde, ſpannen und webten. So waren die Frauen gegenwärtig bei den Gelagen und Geſchäften und Geſprächen der Männer und doch getrennt von ihnen. Es entſprach alſo auch dieſer Raum, wenn auch bereits mit einer gewiſſen Kunſt zu ſeiner Beſtimmung hergerichtet, dem altſächſiſchen Bauernhauſe. Doch nicht dieſer

iſt es, welcher in der Weiterentwickelung des Hallenhauſes die zerſtreuten Glieder wieder ſammelt und in ſich aufnimmt, ſondern, wie es ſcheint, vor allem die von dem Hausvieh verlaſſenen Seitenſchiffe, welche, ſowie bei wachſender Civiliſation das Bedürfniß nach beſonderen und doch verbundenen Gemächern ſich zeigte, zu Zimmern eingerichtet wurden. Dieſe Zimmer erhielten alsdann auch ihr Licht von außen her durch Fenſteröffnungen.

Mit dieſem Schritte beginnt dann erſt das moderne Wohnhaus; zugleich aber auch die Vielgeſtaltigkeit ſeiner inneren Eintheilung, bei der es ſchwer, oft ſehr ſchwer wird den Weg rückwärts von der gegenwärtigen Mannigfaltigkeit zum einfachen Grundprincip zu gehen und die einzelnen Stufen und Stationen zu erkennen. Aus Mangel an älteren Monumenten der Privatarchitektur, aus Mangel der ſchriftlichen Quellen oder aus Mangel ihrer ausreichenden Benützung durch die heutige Wiſſenſchaft fehlt uns das Material, um dieſe Zwiſchenſtufen alle und überall aufdecken zu können.

Der falsche Czar Peter III.

Eine Episode aus der Geschichte Montenegros.

Von

Moriz Hoernes.

— Wien. —

Kürzlich sahen wir ein Bild des Fürsten Nikolaus von Montenegro, welches — offenbar aus jüngster Zeit stammend — uns fast wehmüthig berührt hat. Noch trägt der „erste Ritter der Schwarzen Berge" die angestammte bunte Nationaltracht, an der sein Volk und er selbst so unverbrüchlich festhält, wie am cyrillischen Alphabet, der orthodoxen Kirche und — den russischen Sympathien; aber das goldgestickte cylindrische Barett steht ihm mehr zu Gesichte, wie das Hauskäppchen eines guten Familienvaters. Haar und Bart sind ergraut; das Antlitz, in dem früher die Nase und die Backenknochen so energisch vorsprangen, ist voll und fett geworden, und selbst die früher so heldenmäßig dreinblitzenden Augen schauen jetzt gutmüthig und behäbig, wie es am Ende natürlich ist, wenn man zehn Jahre in Frieden gelebt hat und inzwischen Großvater geworden ist. Gern möchte man in dieser Veränderung, welche allerdings den romantischen Hauch jener Fürstengestalt zerstört hat, aber dafür eine sehr gesunde und angenehme Wirklichkeit zu bezeugen scheint, ein Symbol des Umschwungs erblicken, den Montenegro früher oder später durchzumachen hat, ja, in den es vielleicht schon eingetreten ist. Wenn nicht alle Zeichen trügen, ist dieses Land schon seit Jahrzehnten auf dem Wege, die Ausnahmestellung aufzugeben, die es bisher in der Reihe der europäischen Staatengebilde eingenommen hat und noch heute einnimmt.

Montenegro gewährt uns ein interessantes lebendes Beispiel jener alterthümlichen Culturen, welche durch die ungebrochene Herrschaft der Naturgewalt über den Menschengeist gekennzeichnet sind. Lebensgewohn-

heiten und Volksanschauungen stehen hier noch ganz unter dem übermächtigen Einfluß, welchen die Beschaffenheit des Bodens, des Klimas und der allgemeinen Naturerscheinung, theils fördernd, theils schädigend, stets aber beschränkend auf die Bewohner ausüben. Die durchgehende Dürftigkeit des Bodens verhinderte von Anbeginn die rasche Erwerbung und somit die ungleiche Vertheilung von Wohlstand. Dies ist eine Hauptquelle des stolzen Selbstbewußtseins, welches den hervorstechendsten Charakterzug der Bevölkerung Montenegros bildet. Auch zwang diese Kargheit das Volk in früherer Zeit seinen Unterhalt vorwiegend in Fleischnahrung, und zwar in stetigen Beutezügen auf Kosten anderer, zu suchen. Daher jener mit Grausamkeit und Edelmuth gepaarte kriegerische Geist, der die Bewohner auszeichnet, und der durch die Natur ihrer schwer zugänglichen Wohnsitze wesentlich unterstützt wurde. Minder allbekannt ist der Ruhm Montenegros und der angrenzenden halbfreien Gebiete als der Heimstätten jener fesselnden und oft hinreißenden Volkspoesie, welche Vuk Stephanović Karadžić (von montenegrinischer Abstammung) und seine Uebersetzer auch unter uns verbreitet haben. Diese eigenthümlich-archaische, vielfach an Homer erinnernde Epik*) wurzelt nicht nur in den wirklichen Heldenthaten des Volkes, das dem Sänger allerdings ein unerschöpfliches Füllhorn von Stoffen in den Schooß geschüttet hat, sondern ebenfalls wieder direct in der Natur des Ländchens, in dem gefährlichen und rauhen, an erhabenen und schauerlichen Scenerien, wie an gewaltigen und verheerenden Erscheinungen (Schneestürme, Karstphänomene) reichen Charakter desselben, welcher die Mächte der Phantasie in der Brust des Volkes frühzeitig geweckt und — vielleicht auf Kosten der logischen Functionen — unaufhörlich genährt hat.

Dies genüge, um an die Hauptzüge des montenegrinischen Stammescharakters zu erinnern, bevor wir uns einer tragikomischen Episode zuwenden, welche dieselben schlagend illustrirt, und die sich vor etwas mehr als hundert Jahren abgespielt hat.

Die Geschichte Montenegros ist höchst ruhmvoll, aber auch höchst eintönig. Sie ist fast auf jedem Blatte voll von Turkenkämpfen, kleinen Fehden und großen Kriegen, die manchmal von einem vorübergehenden Erfolge der osmanischen Waffen gekrönt, meist aber von einem erheblichen Verlust der Sultanskrieger und einer ebenso namhaften Steigerung des Selbstgefühls ihrer christlichen Gegner begleitet sind. Interessanter, als die Aufzählung dieser durch ihre Anzahl ebenso erstaunlichen, als durch ihre Gleichförmigkeit ermüdenden Waffenthaten, sind die Beziehungen des kleinen Landes zu den auswärtigen

*) Eine ausgesponnene Vergleichung der homerischen Griechen und der Montenegriner, welche die dreifache Aehnlichkeit des täglichen Lebens, des Heldenthums und der Volkspoesie mit lebendiger Wärme ins Auge faßt, s. bei Kohl, Reise nach Istrien, Dalmatien und Montenegro I. S. 300 ff. Heute, wo wir die materielle Cultur der homerischen Griechen um Vieles genauer kennen (s. Helbig, das hom. Epos aus Denkmälern erläutert), dürfte die Parallele noch erheblich zutreffender ausfallen.

christlichen Mächten, seine Reibungen mit der venetianischen Republik, mit Oesterreich und Frankreich, und seine fanatische Hingabe an die Sache Rußlands. Ohne Zweifel hat die räumliche Entfernung der russischen Grenzen diese kindliche Sympathie nicht minder begünstigt, als die große und gefährliche Nähe der venetianischen, später vorübergehend der französischen und endlich der österreichischen Grenzen für die Antipathie der Montenegriner gegen diese Mächte entscheidend gewesen ist. Hier ist wieder die Hinneigung der Montenegriner zum Phantastischen, die Stärke ihrer Einbildungskraft im Spiele. Diese beschäftigt sich am liebsten mit dem Entlegenen, Unbekannten; zu diesem fühlt sie sich hingezogen, dabei verweilt sie am liebsten. Auch in dieser Hinsicht war also Rußland geeignet, den großen Freund und Beschützer des wehrhaften kleinen Ländchens abzugeben*).

Vom Beginne des 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts wurde Montenegro theokratisch regiert.

Die Identität der geistlichen mit der weltlichen Macht war die natürliche Folge des rastlosen Kampfes, welche die Montenegriner nicht nur um ihr Land, sondern auch um ihren Glauben gegen den türkischen Erbfeind geführt haben. Der Vladika (Bischof) erscheint als der natürliche Führer der Christen in diesem Glaubenskampfe, welcher manche Aehnlichkeit mit dem von den Spaniern gegen die Saracenen geführten Vernichtungskriege aufweist.

Auch hier finden wir, wie in den Bergen Asturiens, bei den bedrängten Christen die höchste Neigung zu abergläubischen Vorstellungen und aller Art wunderbaren Auslegungen. Wohl das crasseste Beispiel dieser frommen Leichtgläubigkeit bildet das Auftreten und die Herrschaft des falschen Czaren Peters III. in Montenegro.

Im Jahre 1766 starb der Vladika Vasilje Petrović Njegoš zu St. Petersburg, wohin er gereist war, um Katharina II. zur Thronbesteigung zu beglückwünschen und von ihr die Investitur zu erhalten.

Wir besitzen noch den Ukas, welchen die Kaiserin aus diesem Anlasse an die Christen der westlichen Balkanländer erließ und worin sie „die edlen und ehrsamen Herren der serbischen Gebiete in Macedonien, Albanien, Montenegro und der Meeresküste, die Gouverneure, Wojwoden, Fürsten, Hauptleute, sowie die übrigen geistlichen und weltlichen Vorsteher des montenegrinischen Volkes" abermals ihres selbstherrscherlichen Wohlwollens versichert und mit neuen Gnaden überhäuft. Wir erfahren aus diesem Ukas, daß die Jahressubvention Rußlands an den Vladika damals nur 500 Rubel

*) Durch diese und ähnliche Betrachtungen widerlegen sich wohl die oberflächlichen Urtheile eines Schwätzers wie Gustav Rasch, der da meint, daß Oesterreich, wenn es den südslavischen Stämmen gegenüber eine andere Politik befolgt hätte, „alle die Sympathien besitzen könnte, welche sich jetzt Rußland zugewendet haben." (Rasch, die Türken in Europa, II. S. 258 f.)

betrug; außerdem wanderte jedoch ab und zu ein Bildniß des Selbſtherrſchers aller Reußen, garnirt mit tauſend Dukaten „für das Volk", Brillantenkronen, koſtbare Chriſtusbilder, Meßgewänder und dergleichen für die Geiſtlichkeit, nach Montenegro. Dagegen wurde von beiden vorausgeſetzt, daß ſie ſich der fortwährend bewieſenen kaiſerlichen Mildthätigkeit aus allen Kräften würdig erzeigen und zum Dienſte Rußlands mit ſchuldiger Treue und Opferwilligkeit für alle Fälle bereit halten würden.

Unter dieſen Umſtänden erſchien 1767 zuerſt im venetianiſchen Küſtenlande, dann in Montenegro ein Mann, der nach ſeiner Körpergeſtalt Stephan der Kleine (mali) genannt wurde, und über deſſen Herkunft Dunkel gebreitet war. Später vermuthete man in ihm einen öſterreichiſchen Deſerteur aus der croatiſchen Lika. Er war ungefähr 30 Jahre alt, wohlgebaut und hübſch, von brauner Geſichtsfarbe, mit ſchwarzem Haare und Backenbart. Seine Bildung war ſehr gering; wenn er wirklich leſen und ſchreiben konnte, wußte er das wenigſtens gut zu verheimlichen.

Bosnien ſchien er zu kennen; das Serbiſche ſprach er nach Art der Likaner und Norddalmatiner, welches die Bewohner Süddalmatiens von ihrer Mundart genau zu unterſcheiden wiſſen. Im Reiten zeigte er gute Fertigkeit, außerdem ſtete Aufgelegtheit zu Spiel und Scherz und große Vorliebe für Wein und Branntwein. Politiſche oder Geſetzeskenntniß konnte man nicht an ihm bemerken.

Anfangs diente er als Knecht im Hauſe eines gewiſſen Vuk Marković zu Crnčani, Gemeinde Maina, bei Budua und zog nebenbei als Kurpfuſcher auf den Märkten des Küſtenlands umher. Plötzlich eröffnete er ſeinem Herrn das große Geheimniß: er ſei der ruſſiſche Kaiſer Peter III.!

Die Geſchichtsſchreiber Montenegros laſſen es unentſchieden, ob dieſe Idee ſeinem eigenen Kopfe entſprang oder eine Eingebung der auf den ruſſiſchen Einfluß eiferſüchtigen Venetianer war. Der Erfolg war vollſtändig. Zunächſt erfüllte die Enthüllung den biederen Vuk Marković mit der größten Ehrfurcht vor ſeinem Diener; aber noch blieb die Sache ein Geheimniß. Als jedoch Vuk einmal bei einem Hochzeitsmahle zu Njeguši in Montenegro den kleinen Stephan das Glas zum Munde führen ſah, überwältigte ihn der Reſpect: er erhob ſich und lüftete die Mütze. Die Montenegriner lachten über den Spaß und riefen ihm zu: warum giebſt du deinem Diener kein Staatskleid, wenn du ihn ſo hoch verehrſt, warum giebſt du ihm keine Waffen? Häng' ihm wenigſtens einen Stecken an, wenn du keinen Säbel haſt" u. dgl. Allein ſo kam es doch auf, daß der Kaiſer von Rußland im Küſtengebiet weile, und bald fand das Märchen allgemeinen Glauben. Die Bocheſen, Volk und Signori, ſtrömten herbei ihn zu begrüßen und ihm zu huldigen, aus Ragusa, der Herzegovina und Bosnien kamen Schaaren begeiſterter Anhänger; die Kuči, Piperi, Bjelopavlići und andere Geſchlechtsverbände des vergrößerten Montenegro von heute warfen das Türkenjoch ab und erklärten ſich für den „Czaren".

In Montenegro, wohin sich dieser alsbald begab, wurde er mit Jubel aufgenommen und fast ohne Widerrede als Gospodar anerkannt. Er erzählte die wunderbare Geschichte seiner Rettung aus dem Gefängniß, wohin ihn sein treuloses Weib Katharina II. verstoßen hätte, und erregte damit den unbegrenzten Enthusiasmus der loyalen Bevölkerung.

Der serbische Patriarch von Ipek, welcher früher die Einweihung der Fürstbischöfe von Montenegro vornahm, sandte ihm ein schönes Pferd zum Geschenke und mußte, als dies im Türkenlande ruchbar wurde, selbst nach Montenegro flüchten.*) In Risano an der Bocche kam es sogar zu einem Gefechte zwischen den Einwohnern und venetianischen Truppen.

Einer der Vornehmen dieser Stadt, Peter Djaja, der früher selbst in Rußland gewesen, sandte dem falschen Czaren Waffen und Kleider, um deren huldvolle Annahme er brieflich bat. Diese Kundgebung erschien den Venetianern bedenklich, und da die Hauptleute von Risano ihren Vorstellungen kein Gehör schenkten und auf wiederholte Vorladungen nicht erschienen, sandte man Soldaten, welche aber von der wehrhaften Jugend, — „den Kindern", wie sich die Gemeinde später mit südslavischer Schlauheit entschuldigte — aus der Stadt hinausgeschlagen wurden. Man verzieh den Risanoten nachmals gegen das Versprechen, sich mit gleichem Eifer für den Dogen zu schlagen.

Ohnmächtig gegen den kühnen Abenteurer, überdies alt und unfähig, zog sich der Vladika Sava unter Protest in das Kloster Stanjevići zurück; auch sein von ihm als Nachfolger bezeichneter Schwestersohn Arsenije Plamenac aus Crmnica gelangte nicht zur factischen Herrschaft und starb nach drei Jahren im Kloster Vrčela. Auch Stephan — da es nun einmal ein Geistlicher sein mußte, der als „schwarzer Mönch" das Land beherrschte — schlug seine Residenz in einem Kloster zu Crmnica auf. Die Bewegung zu seinen Gunsten schien Sultan Mustapha III. im Hinblicke auf Bosnien und die Herzegovina so gefährlich, daß er die Paschas von Bosnien, Albanien und Rumelien beorderte, Montenegro von drei Seiten anzugreifen, während die Venetianer im Küstenlande von Spica bis Grahovo einen Grenzcordon zogen, um den in früheren Kriegen massenhaft erfolgten Uebertritt flüchtiger Montenegriner zu verhindern; gleichzeitig verboten sie ihren Unterthanen bei Todesstrafe, den Montenegrinern

*) Der serbische Dichter und Geschichtsschreiber Montenegros, A. Andrić, schreibt die Flucht des Patriarchen Vasilije Ivanović Brkić griechischen Ränken zu. Als der in Cypern verbannt gewesene Patriarch nach Hause entlassen wurde, bedeutete man ihm, der Sultan wolle keinen Kirchenvorsteher in Ipek haben, der dem Patriarchen von Constantinopel nicht unterworfen sei und die Raja zur Waffenergreifung gegen die Türken aufhetze, d. h. mit anderen Worten: Die Griechen wollten kein serbisches Patriarchat dulden. Geheime, von Constantinopel entsandte Begleiter gingen dem Vasilije nach, um ihn in Ipek zu enthaupten. Hiervon unterrichtet entsprang der Patriarch in einer Nacht aus dem Bette und flüchtete zum Vladika Sava von Montenegro.

Pulver zu verkaufen. Das Aufgebot der drei Veziere betrug 120 000 (nach anderen ſogar 180 000) Mann, wogegen die Crnagora nur 10 000 Krieger in's Feld ſtellen konnte. Von Nikšići, Podgorica und Plavnica aus drangen die feindlichen Heerſäulen in das Land; größer als je zuvor war die Gefahr; als aber die Türken die Auslieferung des falſchen Czaren verlangten, überſandte man ihnen deſſen Leibroß mit der Verſicherung, er ſelbſt ſei im Kampfe gefallen. Dies hielt die Angreifer natürlich nicht auf; die Montenegriner wehrten ſich wie Löwen, aber bald ging ihnen der Schießbedarf aus. Sie mußten nun den Türken einige Ortſchaften zur Plünderung überlaſſen und ſich mit der Munition behelfen, die ſie vom Feinde ſelbſt durch Ueberfälle auf ſeine Zufuhr erbeuten konnten. Für eine Patrone zahlte man damals in Montenegro einen Dukaten. Einmal gelang es einem chriſtlichen Heerhaufen 60 Saumlaſten Pulver auf einen Streich zu erbeuten. Solche Glücksfälle belebten den Muth der Abwehr, und ſiegreiche Gefechte, in deren einem die Türken nach dem Volksliede 20 000, die Montenegriner aber nur 215 Todte verloren haben ſollen*), ſteigerten ihn zu wahrem Freudentaumel. Ebenſo märchenhaft klingt die Nachricht, daß zwei Tage ſpäter zur ſelben Stunde ein Blitzſtrahl in den türkiſchen Pulverthurm zu Crnnica und ein zweiter in den der Venetianer zu Budua gefahren ſei und unter Vernichtung zahlreicher Mannſchaft beide in die Luft geſprengt habe. Aus Schrecken hierüber ſei der Reſt dieſes türkiſchen Heerlagers nach Skutari, die venetianiſchen Grenztruppen ebenſo nach Cattaro entwichen. Thatſächlich ſchlug man ſich zwei Monate lang herum, ohne daß die Türken Cetinje erreichen konnten; Der Anbruch des Winters, der in Montenegro früh und mit großer Strenge auftritt, zwang ſie zur Umkehr.

Während dieſes Krieges, den ſein Erſcheinen heraufbeſchworen, that der falſche Czar nichts, um ſich in den Augen Derer, die ſich für ihn ſo tapfer ſchlugen, auszuzeichnen. Er beſchäftigte ſich Anfangs damit, bei Oſtrog zur Deckung von Bjelopavlići Schanzen aufzuwerfen, die noch heute nach ihm benannt werden. Als die Türken heranmahten, entwich er nach Čevo und von da nach Crnnica, wo er im Kloſter Vrčela eine geheime

*) Zu den numeriſchen und ähnlichen Angaben der ſüdſlaviſchen Epik bemerkt einer ihrer deutſchen Ueberſetzer S. Kapper (Chriſten und Türken, II S. 224 f.), „daß der ſüdſlaviſche Sänger die Macht des türkiſchen Gegners immer möglichſt, oft bis in's Fabelhafte, erhöht, die eigenen Mittel aber möglichſt verkleinert, dem Feinde alle möglichen Vortheile der Stellung und Bewaffnung zutheilt, den eigenen Helden dagegen mit allen möglichen Verlegenheiten und Hinderniſſen überhäuft, damit nur ſein Sieg um ſo wunderbarer, ſtaunenswerther erſcheine . . . Wer ſeinen Helden ſiegen ließe, ohne ihn erſt in die deſperateſte Situation zu verſetzen, würde ſich wenig Beifall zu erwerben im Stande ſein.“ Unter dieſem Geſichtspunkt ſind die obigen, in anderer Hinſicht genauen und zuverläſſigen poetiſchen Kriegsberichte anzuſehen. Das Weſentliche über den combinirten Angriff der türkiſchen Statthalter auf den „kleinen Stephan“ wird auch von nüchternen abendländiſchen Quellen (Brognard) beſtätigt.

Zuflucht fand und von seinen Getreuen gut behütet wurde. Man bemerkte wohl den Abstich dieser Aufführung gegen die Gewohnheiten der angestammten geistlichen Herrscher, die sich mit dem Crucifix in der einen, dem Handžar in der andern Hand an der Spitze ihrer Gläubigen beim Sturmangriff auf den Feind zu stürzen pflegten; aber man begriff wahrscheinlich, daß ein, wenn auch entthronter, Monarch aller Reußen andere Rücksichten zu nehmen habe, als ein armer Metropolit.

Während die Nachricht von diesem Kriege auf dem Wege durch das nationale Volkslied in Montenegro zur Darstellung einer der wunderbarsten und ruhmvollsten Begebenheiten in der Geschichte des Landes emporgedieh, gelangte sie nach Constantinopel in ganz entgegengesetzter Gestalt. Dort wurden schon am 18. October 1768 bei Gelegenheit der feierlichen Installirung des neuen Tatarchanes Krimgirai 40 eben angekommene Köpfe von Montenegrinern aufgesteckt; zugleich mit diesen hatte der Statthalter von Bosnien Mohammed-Pascha eine allgemeine Bittschrift der Bewohner Montenegros eingesandt, worin sie die Allgewalt des großen Padischah, dessen Heere das Land verwüsteten und die Einwohner tödteten, anerkannten, auf das Heiligste schwuren, die Aufwiegler Stephan und Vasilje, wenn sich dieselben unter ihnen weiter zeigen sollten, auszuliefern und bei dem Grabe des Propheten und dem Blute Christi um Wiederannahme zu getreuen Unterthanen baten. An der hohen Pforte wußte man wohl, was man von diesem Schriftstück zu halten habe. Zudem drängten jetzt ernstere Sorgen den „allgewaltigen" Padischah; acht Tage vor der Aufsteckung jener Köpfe war nämlich der Krieg an Rußland erklärt worden, wozu der Mufti ungern das Fetwa gegeben hatte. Den Vorwand bildete die gewaltthätige Parteinahme Rußlands für die polnischen Dissidenten, welche den vor vier Jahren mit der Pforte geschlossenen Verträgen zuwiderlief. Doch war der Sultan längst auf diesen Krieg bedacht, den er nur unvorsichtig um sechs Monate zu früh erklärte. Während des Winters rüsteten die Russen aus aller Kraft und griffen im Frühjahre das osmanische Reich mit überlegener Macht von drei Seiten an. Am 29. Januar 1769 erließ Katharina einen langen, sehr ausführlichen und verheißungsvollen Ukas an die christlichen Balkanvölker, an „die hochwürdigen Metropoliten, Erzbischöfe, Bischöfe und alle sonstigen geistlichen Behörden, die edlen und tapferen Fürsten, Wojwoden, Erdaren, Arambaschen, Hauptleute, Armatolans und sonstigen Militär- und Civilbefehlshaber, sowie alle christliebenden Gemeinden unserer Glaubensgenossen des ehrwürdigen, heiligen, morgenländischen Religionsbekenntnisses und der griechischen und slavischen Völker." Nach huldvollen Versicherungen und einer Darlegung des Conflicts, sowie der Rechtmäßigkeit der russischen Sache, wird den Balkanvölkern das Ziel gezeigt, welches „alten Kriegern und rechtschaffenen Männern aus dem besseren Theile der ehemaligen Welt" — d. h. aus der östlichen Hälfte des römischen Reiches — „vorgesteckt ist: die Einnahme Constantinopels und die Wiederaufrichtung

des Kreuzes an dieſem alten Sitze der Orthodoxie. „Dieſer Ruhm gebührt nur Euch, und der Allerhöchſte wird ſelbſt Euer unſichtbarer und unbeſiegter Führer ſein.“

Fürſt Georg Wladimirović Dolgoruki überbrachte das Manifeſt, welches hauptſächlich auf die Montenegriner berechnet war und am 6. Auguſt 1769 in Cetinje feierlich verleſen wurde. Das Erſcheinen dieſes Geſandten hatte außerdem den Zweck, durch eine unzweideutige Erklärung den falſchen Czar Peter zu beſeitigen und die Dynaſtie Petrović Njegoš wieder in die Herrſchaft einzuſetzen. Die verſammelten Häuptlinge aller Geſchlechtsverbände nahmen die kaiſerliche Botſchaft mit Begeiſterung auf und unterwarfen ſich gläubig der Verſicherung, daß Czar Peter III. geſtorben und der kleine Stephan ein großer Betrüger ſei. Man gab ſich allſeitig das Verſprechen, ihn nicht mehr als Oberhaupt anzuerkennen. Aber noch war die Verſammlung nicht auseinandergegangen, als Salutſchüſſe die Ankunft Stephans und ſeines Geleits verkündigten. Auf dieſes Zeichen ſchoſſen auch die um den ruſſiſchen Sendboten geſchaarten Kapetani fröhlich ihre Flinten ab, liefen dem „Kleinen“ entgegen und ſchrieen aus vollem Halſe: „Glück uns für heute und immerdar! Da kommt unſer Herr!“ Trotz ſeines Aergers mußte Dolgoruki lachen. Es gelang ihm dann, den falſchen Kaiſer im Obergeſchoß des Hauſes, das er ſelbſt bewohnte, gefangen zu ſetzen und einige Montenegriner zur Bewachung desſelben aufzuſtellen. Der kleine Stephan aber unterhielt ſich mit den Leuten, die ihn bewachten, in aller Gemüthsruhe. „Seht Ihr,“ ſagte er, „daß Dolgoruki ſelbſt mich als Kaiſer anerkennt; ſonſt würde er mich nicht oberhalb, ſondern unterhalb ſeiner eigenen Wohnung einquartirt haben.“ Dieſes Argument machte auf die biederen Bergbewohner ſo tiefen Eindruck, daß ſie den kecken Schwindler nicht weiter behelligten, ja in ihrer Ehrfurcht nur noch mehr beſtärkt wurden. Zwei Monate weilte Dolgoruki in Montenegro, ohne daß es ſeinen und Savas vereinten Bemühungen gelang, das Völkchen aufzuklären. Als er ſich von der Nutzloſigkeit aller dieſer Anſtrengungen überzeugt, that er das Beſte, was ihm übrig blieb: er verehrte dem kleinen Stephan eine ruſſiſche Stabsoffiziers-Uniform und gab ihm eine Art Vollmacht zur Mitregierung. Dann empfahl er dem Volke, in Gottesnamen auch ſeinem Liebling Gehorſam zu leiſten, reiſte ab und hinterließ den Montenegrinern nichts als jenes Manifeſt und einen Krieg mit den Türken auf eigene Rechnung wie bisher*).

Geſchweige, daß ſich die Hoffnung auf Conſtantinopel verwirklichte, ſcheinen die Montenegriner in dieſem Kriege, wenn ſie an denſelben über-

*) So Andrić (Geſchichte des Fürſtenthums Montenegro, S. 53) der hinzufügt: „Hätte er ihnen doch wenigſtens Pulver, Blei und Waffen hinterlaſſen!“ Nach ruſſiſcher Darſtellung (ſ. Hammer, Geſch. des osmaniſchen Reiches IV. S. 588) wurden die Montenegriner zu dieſem Kriege mit Geld, Geſchützen, Munition und Offizieren ausgerüſtet.

haupt ernstlich theilgenommen, nichts Nennenswerthes ausgerichtet zu haben. So heiß und folgenschwer das Ringen an der Donau und am schwarzen Meere gewesen ist, das serbische Volkslied in der Crnagora schweigt völlig von dem Kampfe und dem Frieden, welchen der Geschichtschreiber des osmanischen Reiches den Ursprung des Zerfalls der Türkenmacht in Europa nennt. Vielleicht hieß es auch hier, „point d'argent, point de Monténégrins". Von Rußland nicht unterstützt und mit Venedig seit dem letzten Kriege gänzlich überworfen, blieb ihnen nichts übrig, als ruhig zu harren, was das Schicksal bringen würde. Zu dieser Zeit entwickelte der kleine Stephan große Energie nach einer Richtung, die man von ihm vielleicht am wenigsten erwarten durfte. Er trat der überhandnehmenden Unsicherheit des Eigenthums mit kräftigen Mitteln entgegen, ließ einige Montenegriner wegen Diebstahls erschießen und brachte es so dahin, daß ein wahrhaft exemplarischer Rechtszustand im Lande eintrat. Wie es heißt, legte er zehn Dukaten und ein Paar mit Silber beschlagene Pistolen auf einen Stein am Rande des Weges von Cetinje nach Cattaro und ließ sie erst wegnehmen, als durch einige Wochen constatirt worden war, daß Niemand diese Sachen anzurühren gewagt hatte.

Diese Seite seiner Thätigkeit läßt uns beinahe das traurige Schicksal beklagen, welches den seltsamen Menschen bald nachher betraf. Nicht im Kriege, wo er sich vorsichtig zurückhielt, noch durch die Macht der Wahrheit, gegen die er so glücklich kämpfte, ereilte ihn das Verhängniß, sondern bei einem friedlichen Segenswerk. Bei einer Felsensprengung zum Straßenbau wagte er sich unbedacht in die Nähe einer brennenden Mine; sie flog auf, und von zahlreichen Felsenstücken getroffen, an beiden Augen geblendet und mit 62 Wunden bedeckt, erfuhr er zum ersten Male den Rückschlag der Schicksalsmächte. Aber auch in diesem Elend sah er sich von dem treugläubigen Volke nicht verlassen. Blind, aber von seinen Wunden geheilt, saß er noch vier Jahre im Kloster Brčela, und seine bloße Anwesenheit erschien dem Pascha von Skutari Mehemed Bušatli so störend für seinen Angriffsplan auf Montenegro, daß er sich eines Meuchelmörders bediente, um ihn zu beseitigen, sowie man etwa dem Feinde irgend ein Heiligthum oder göttliches Unterpfand entwendet, um seine Siegeszuversicht zu schwächen. Er bestach den Diener Stephans, einen Griechen, und dieser ermordete seinen schlafenden Herrn; dann schloß er das Gemach und sagte den außen harrenden Leuten, sie sollten bis zu seiner Rückkehr weder eintreten noch Lärm machen, sein Herr habe sich ein Heilmittel auf die Augen gelegt und bedürfe der Ruhe. Nach einigen Stunden, während der Grieche über Seoce nach Skutari entfloh, erbrach man die Thüre und fand den kleinen Stephan mit durchschnittener Gurgel, in Blut gebadet auf seinem Bette liegend. Er wurde in der Klosterkirche St. Nikolaus begraben, und da der Traum von einem russischen Kaiser im Mönchsgewand nunmehr ausgeträumt war, übernahm Vladika Sava wieder die unbestrittene Herrschaft über sein Land.

Die Geschichte des falschen Czaren Peter III. zeigt, wie wenig bei der Geistesrichtung und dem Bildungsgrade, welche vor 100 Jahren in Montenegro herrschten, dazu gehörte, um dieses Ländchen im Sinne seiner historischen Mission erfolgreich zu regieren, ja die Montenegriner ihren Feinden noch furchtbarer zu machen, als sie es unter ihren angestammten Herrschern jederzeit gewesen sind. Diesem Manne stand die unerschütterliche Macht der menschlichen Einbildungskraft zur Seite bis ans Ende, und es darf dreist behauptet werden, daß es einem wirklichen venetianischen Provveditore, einem russischen oder österreichischen General nie gelungen wäre, denselben Effect zu erzielen. Napoleon I. war doch gewiß eine märchenhaft großartige Erscheinung; aber seinem Herzog von Ragusa gelang es nicht, die Montenegriner auch nur zur Annahme eines französischen Consuls zu bewegen, und als er ihren spröden Freiheitsinstinct mit Waffengewalt beugen wollte, wurden seine Soldaten mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Es steht außer Zweifel, daß es den Russen als Nachbarn Montenegros, die sie glücklicherweise nicht sind, gleichfalls beschieden wäre, über kurz oder lang ähnliche Erfahrungen zu machen, und daß sie hier nicht minder über schreienden Undank zu klagen haben würden, wie derzeit im Osten der Halbinsel über die Haltung Bulgariens.

Vergleicht man den „kleinen Stephan" mit den anderen geschichtlich bekannten Personen, die sich nach dem raschen und räthselhaften Tode Peters III. für diesen Czaren ausgegeben haben, so stellt sich eine Unähnlichkeit heraus, die sehr zu Gunsten unserers illyrischen Abenteurers spricht. Der Kosak Aemilian Pugatscheff, Häuptling einer Räuber- und Söldnerbande, entfesselte unter diesem Lügentitel die Rachsucht und Beutelust gedrückter Bauern, verfolgter Sectirer und asiatischer Barbaren. Mord und Brand bezeichneten seinen Weg, dessen Ziel das Schaffott war, und die Auferstehung des Helden in den Tragödien Auffenbergs und Gutzkows konnte doch keinem der hunderttausend Opfer dieses Aufstandes die blutig verkürzten Lebenstage wiedergeben, noch uns mit der Gestalt eines Märtyrers, der ein Schwindler ist, versöhnen. Vollends widerwärtig ist aber die Geschichte des Bauern Kondratij Sseliwanow, des Hauptes der Flagellanten im Orlow'schen Gouvernement, der zuerst gekuntet und nach Sibirien geschickt, dann abwechselnd in's Irrenhaus gesperrt, durch kaiserliche Huld ausgezeichnet und mit Aemtern betraut wurde. Seine Anhänger, die „Leute Gottes" lebten in dem Wahne, Czar Peter III. Feodorowitsch, mit dessen Thronbesteigung allerdings die frühere, blutige Verfolgung der verschiedenen Secten eingestellt und volle Glaubensfreiheit gewährt wurde, sei Christus der Erlöser selbst gewesen; er sei auch nicht gestorben, sondern lebe in der Gestalt Sseliwanows fort. Er habe die eitle irdische Gewalt von sich geworfen und führe unter seinen Getreuen ein Wanderleben. Einst aber werde er mit seinen gesammelten Heerschaaren von Osten kommen und den Thron aller Reußen besteigen, um das Weltgericht zu

eröffnen. (Worin die allgemeine Reinigung bestehen soll, kann hier nur durch den Hinweis auf die „Skopzen", welchen Namen die Gottesleute in Rußland tragen, angedeutet werden.) Sein größter Triumph werde darin bestehen, daß sich auch der Antichrist, d. i. Napoleon I., ein Bastard Katharinas II. mit dem Teufel, der sich gegenwärtig in der Türkei herumtreibe, unterwerfen und die heiligende Operation erdulden müsse*).

Stephan Mali starb wie erwähnt 1774 durch Meuchelmörderhand, ein Jahr später wurde Pugatscheff in Moskau hingerichtet; der freiwillige Eunuch Seliwanow lebte, von den mystischen und pietistischen Zirkeln der russischen Gesellschaft gefeiert und fast wie ein Heiliger verehrt, bis 1832, in welchem Jahre er hochbetagt in einem Kloster verschied. Er war, wie neuere Untersuchungen erwiesen haben, wirklich irrsinnig und wurde von seiner geldgierigen Umgebung auf Kosten der gläubigen Gemeinde ausgebeutet. Trotzdem griff der Glaube, er sei Czar Peter III., immer mehr um sich, und selbst Alexander I., dem nicht unbekannt war, daß der Alte dies vorgebe, soll ihm Grüße gesendet haben.

Bedenkt man, daß noch vor wenigen Jahren sichere Anzeichen von dem Fortleben dieses crassen Wahnes unter der ländlichen Bevölkerung Rußlands constatirt wurden**), so wird man milder urtheilen über die treuherzige Verblendung jener Montenegriner, die in ihrer weltabgeschiedenen Felseinöde für den vermeintlichen Czaren sich schlugen, wie die Zigeuner für Götz von Berlichingen, und lieber das Härteste erduldeten, als daß sie denjenigen verrathen hätten, der sich, angeblich von aller Welt verfolgt, in ihre Mitte geflüchtet hatte.

*) S. Pelikan, gerichtlich-medicinische Untersuchungen über das Skopzenthum in Rußland nebst historischen Notizen.

**) Im Sommer 1872 erschien zu Galacz in der Moldau der von den Skopzen ersehnte Kaiser Peter III., begleitet von Johannes dem Theologen, Basilius dem Großen und dem Propheten Elias. Die gerichtliche Untersuchung erbrachte den Beweis, daß der neue Prätendent und seine Propheten Bauern aus verschiedenen russischen Gouvernements seien, die in Galacz lebten. Die Gesellschaft dieser Schwärmer und Schwindler überschritt die Grenze, sendete ihre Agenten voraus und kam dann, in allen Dörfern und Flecken widersinniges Zeug predigend, bis in die Nähe Moskaus. Sie versicherte überall, daß sie geradeswegs nach Petersburg zum Kaiser ginge, wo ihr Amt sei, das Weltgericht zu eröffnen u. s. w. (S. Pelikan a. a. O.).

Telepathie.

Das Märchen von einer neuen Wiſſenſchaft.

Von

Wilhelm Bölſche.

— Berlin. —

I.

Es gehört zu den intereſſanteſten Aufgaben im Gebiete der Entwickelungsgeſchichte des menſchlichen Denkens, die Umwandlung gewiſſer alter, ſeit Jahrhunderten angeſammelter Erfahrungsreihen in eine planmäßige Wiſſenſchaft zu verfolgen. Selten iſt im hiſtoriſchen Verlaufe der Uebertritt ein unmittelbarer und entſcheidender. Meiſt geht ihm ein Zuſammenfaſſen des großen Wuſtes roher Thatſachen zu einer Pſeudowiſſenſchaft voraus; ſo verliert ſich die einfache Sternkunde in Aſtrologie, aus der dann erſt nachträglich eine exacte Aſtronomie hervorgeht, die Chemie durchläuft die Zwiſchenſtufe der Alchimie, die Geologie kämpft ſich durch die Nebel religiöſer Kosmologieen. Aber ob ſpät oder früh, direct oder indirect: alle die großen Beobachtungswellen münden ſchließlich dennoch in eine wahre Wiſſenſchaft ein. Nur eine einzige ſcheint hartnäckig zu widerſtehen. Seit den älteſten Tagen der Menſchheit ſpuken gewiſſe verlorene Erinnerungen und Andeutungen im Gebiete der Pſychologie, die den Boden für eine ziemlich brüchige und tauſend Mal durchlöcherte Pſeudowiſſenſchaft, die Magie oder Zauberei, abgeben mußten. Einzelne Fetzen daraus, wie die pathologiſche Erſcheinung der künſtlichen Willensaufhebung im Hypnotismus, ſind nach langem Kampfe allerdings endgültig in die exacte Forſchung hinübergerettet worden, haben ſich dort aber in bereits bekannte Wiſſenszweige zwanglos eingefügt und keine Neuſchöpfung nöthig gemacht. Der große Reſt iſt und bleibt ſteril. Es haftet ein ſchweres, fundamentales Bedenken daran, das keine noch ſo liebevolle

Beschäftigung damit beseitigen konnte. Als die Astrologie zusammenbrach, blieben doch die Bewegungen der Sterne; auch die Geologie knüpfte an dieselben Muscheln auf Bergen an, die der Sintfluthsage gedient; hier aber, im Gebiete der Zauberei, mangelte es eben an Gewähr für die einfachsten Grundphänomene. Alle jene angeblichen Beobachtungen von geistiger Wirkung in die Ferne, vom Lesen und Beeinflussen fremden Denkens über Berg und Thal weg, vom Errathen absolut verborgener Kartenbilder, vom Erscheinen in Gestalt einer Vision bei Andern, vom zweiten Gesicht, das den Tod ferner Freunde offenbart, Alles das war und blieb so unbeglaubigt, daß es bei bestem Willen nicht exact verwerthet werden konnte. So erhielt sich schließlich von dem Ganzen nichts, als im groben Spiritismus ein letzter Ausläufer der auf dem schwankenden Boden errichteten Pseudowissenschaft, eine Spielerei, die in kritiklosen, durchaus unwissenschaftlichen Kreisen gepflegt wurde und in unserer hellen Zeit stand wie ein wunderlicher Fetzen Mittelalter, der seine Brüder in der Astrologie und ähnlichen überwundenen Kinderkrankheiten der Erkenntnißlehre hatte. Neuerdings indessen ist hier eine Schwenkung eingetreten, ob man sagen soll, zum Bessern oder Schlechtern, ist schwer zu entscheiden. Es läuft das auf die alte Streitfrage hinaus, ob Unsinn erträglicher oder häßlicher wird, wenn er Methode bekommt. Momentan gefährlicher wird er sicher, aber er ist auch logisch leichter zu vernichten. Der große Schritt, so hören wir, ist gethan, aus dem Wust von Verkehrtheiten in der Pseudowissenschaft ist das Goldkorn der unanfechtbaren Wahrheit herausgeschält und mit seiner Hülfe eine echte Wissenschaft gegründet, deren Name „Telepathie" heißt. Wer das Fremdwort, das an sich nichts ausdrückt, als „Beeinflußtwerden aus der Ferne" oder active „Fernwirkung" (also dasselbe, was streng genommen, alle physikalischen Anziehungs- und Abstoßungskräfte, ja überhaupt alle und jede Wirkung eines Körpers auf den andern besagen, da in dem „Fern" keine Specialisirung enthalten ist) näher definirt haben will, bekommt folgende Umschreibung: „Wissenschaft von den Eindrücken, welche anders als mittels der bekannten Sinneswerkzeuge von einer Person in einer anderen hervorgerufen werden." Das heißt mit andern Worten: Wissenschaft von der freien Gedankenübertragung von Gehirn zu Gehirn ohne Zwischenglieder der physikalischen, molecularen Welt; Uebertragung von Bewegungszuständen der Gehirnmolecüle ohne eine factische, continuirliche Welle lebendiger Kraft zwischen Erreger und Erregtem; Depeschendienst ohne leitende Dräthe durch das absolute Nichts; Naturvorgänge, die wohl einen Anfang und ein Ende in der uns bekannten Natur haben, dazwischen aber eine beliebig weite Strecke durch das hypothetische Gebiet der Metaphysik laufen in der Weise z. B., daß Einer den Namen seines Freundes in einem Moment höchster Bedrängniß ausruft und der Freund diesen Namen nicht durch seine Sinneswerkzeuge, d. h. durch Schallwellen, die sein Ohr treffen, erfährt — was bei angenommener großer räumlicher

Entfernung ja schon ein Telephon nöthig machen würde —, sondern unmittelbar und in derselben Secunde via X zu hören bekommt. Das ist also eine „Fernwirkung", die sowohl den Begriff der „Ferne" illusorisch macht, also Zeit und Raum negirt, wie auch das, was der Physiker eine „Wirkung" nennt, einfach umwirft, also das ganze physikalische Kraftgesetz, nach dem stets bloß Molecül auf Nachbarmolecül wirkt, aufhebt.

Ich muß gestehen, daß ich keinem Naturforscher übel nehmen kann, wenn er einer „Wissenschaft" mit kältester Auffassung entgegentritt, die sich schon in ihrer Definition in so unlöslichem Conflict mit den Endergebnissen sämmtlicher anderen Wissenschaften befindet. Denn es gab bisheran keine Wissenschaft, die das Gesetz von der Erhaltung der Kraft beanstandete, in welcher einzelne Wege der Objecte Bahnen außerhalb aller Physik einschlugen und willkürlich aus dem Jenseits wieder zurückkamen und die Molecularbewegung beeinflußten. Es ist das genau ebenso, wie wenn neben der Mathematik, in der $1+1=2$ ist, eine Wissenschaft sich aufthäte, die lehrte, in besonderen Fällen sei $1+1=3$, indem aus einem metaphysischen Wunderlande hier eine mystische dritte Eins zu der Zwei träte, ein Gleichniß, das überhaupt wohl zu genüge zeigt, daß hier etwas definirt wird, was unser Gehirn gar nicht fassen kann.

Entnommen habe ich, um Mißdeutungen vorweg auszuschließen, die Definition dem vor einiger Zeit bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erschienenen Hefte „Telepathie, eine Erwiderung auf die Kritik des Herrn Professor W. Preyer von Edmund Gurney". Zugestanden, daß die Telepathie jemals eine wirkliche, anerkannte Wissenschaft würde, muß der Engländer Gurney als ihr exacter Begründer gefeiert werden. Er verlangt, gestützt auf ein reichhaltiges Studienmaterial, das eine englische Gesellschaft zur Förderung psychologischer Forschung, die tüchtige Namen in ihrer Liste führt, an den Tag gebracht haben will, in einer durchaus würdigen und anständigen Form Prüfung der Thatsachen, die er unter dem wie oben definirten Namen „Telepathie" vereinigt. Der erste und wesentlichste Fehler in seiner ganzen Beweisführung ist aber schon in der wunderbaren Ruhe enthalten, womit er die genannte Definition, die aller Physik in's Gesicht schlägt, vorbringt. Da liest man kein Wort von der unermeßlichen Tragweite einer derartigen neuen Wissenschaft, die uns unser kostbarstes Gut, den bisheran völlig unbestrittenen, allem molecularen Geschehen zu Grunde gelegten logischen Zusammenhang, die Einheit der physikalischen Welt, mit einem Ruck zerstört. Ein so grobes Uebersehen des ganzen theoretischen Standpunktes bei einem fein gebildeten Manne, der, wie wir annehmen, selbst doch wohl mit den Cardinalfragen der Physik vertraut ist, läßt sich nur erklären aus dem allerdings ganz beispiellosen Mißbrauch, der in allen möglichen philosophischen und halbwissenschaftlichen Kreisen mit dem Begriffe „psychische Kraft, geistige Kraft" getrieben wird. Daß im Publikum hierüber die verworrensten Vorstellungen

umlaufen, ist kein Wunder bei dem Minimum von Physik, das der Gebildete heute durchweg noch auf seinem Bildungsgange mitbekommt. Geradezu unglaublich aber ist es, wie viele Leute, die sich berufen fühlen, in Philosophie und exacter Psychologie mitzureden und ihre Ansichten drucken zu lassen, sich in vollkommenster Unkenntniß darüber befinden, daß der Geist als solcher nie und unter gar keinen Umständen das, was der Physiker Kraft nennt, selbst aus einem metaphysischen Nichts und Nonsens schaffen kann; daß durch das menschliche Gehirn, wofern das Gesetz von der Erhaltung der Kraft irgendwie wahr und unsere Physik nicht ein baarer Wahnsinn sein soll, eine Kraftwelle geht, wie durch alles andere in der Welt, die beim Eintritt ziffernmäßig genau ebenso groß ist wie beim Austritt, und von der also absolut keine noch so kleinen Stücke sich willkürlich in ein finsteres Jenseits verlieren können, um nachher nach eigenster Directive in einem andern Gehirn wieder auftauchen zu können. Mag man über die Freiheit des Willens denken, wie man will: ganz unbedingt kann der Wille nur mit den Kräften arbeiten, die von außen in das Gehirn eintreten, und muß mit der Zeit alle bis auf das kleinste Trilliontel des Kraftmaßes wieder weiterziehen lassen. Psychische Kräfte in diesem Sinne, die mystische Nullen hinter die empfangene Kraft Eins setzen und diese so verzehnfachen, giebt es für die Physik in unserem Sinne nicht. Die Frage ist also durchaus die Existenzfrage dieser Physik: entweder Gesetz von der Erhaltung der Kraft oder Telepathie. Das Wort „geistige Kraft" im Sinne der Telepathiker umschließt eine Wortverdrehung, die nothwendig dazu angethan ist, den Hörer hinter's Licht zu führen, indem es ihn glauben macht, es handle sich hier thatsächlich nur um eine neue Erscheinungsform des gewöhnlichen physikalischen Kraftbegriffes, ein neues Aequivalent für Wärme, Bewegung, Elektricität, wo es sich doch in Wahrheit um etwas handelt, was völlig außerhalb dieser echten, unter sich gleichwerthigen und niemals verloren gehenden und neu auftauchenden Kräfte steht. Zugeben will ich allerdings, daß unsere Physiker selbst gelegentlich Anlaß zu solcher verkehrten Auffassung liefern, indem sie beispielsweise Gravitation als „Anziehungskraft des einen Körpers auf den andern durch den leeren Raum" definiren. Ein solcher leerer Raum entspräche fast genau dem metaphysischen Hintergrunde, durch den die Pseudokraft des Telepathikers läuft, und die Anhänger der neuen Lehre lieben es bereits, auf diese Verwandtschaft triumphirend hinzuweisen. Das große Unglück für sie besteht nur eben darin, daß jene zweideutige Definition des Gravitationsgesetzes zwar noch in schlechten Schulbüchern spukt, daß aber kein einziger wirklich mitarbeitender Physiker mehr an jene mystische Wirkung durch's Leere glaubt, schon deshalb nicht, weil ein absolutes Vacuum weder für die praktische Physik existirt, noch für die theoretische denkbar ist. Man könnte füglich verlangen, daß diese Thatsache von Allen respectirt würde, die der modernen Physik erfolgreiche Einschränkungen

zudictiren, ja sie durch Aufstellung eines ganz neuen Princips neben der Naturkraft in ihrer Basis erschüttern wollen.

II.

Gegen alle diese theoretischen Einwände giebt es aber nun eine sehr brauchbare Waffe, nämlich Thatsachen. Wenn die Definition von Telepathie, wie wir sie erhalten, uns bloß die Wahl läßt zwischen der neuen Wissenschaft und der ganzen bisherigen Physik, so ist das zwar ein Punkt, der uns vorsichtig machen muß, aber keine Entscheidung im factischen Phänomen. Das kleine Buch von Gurney, auf das ich zurückkomme, da es meiner Meinung nach das erste und einzige ist, das in diesen Dingen einen Ton anschlägt, der eine wissenschaftliche Discussion ermöglicht, giebt sich nun redliche Mühe, die Thatsächlichkeit der Beobachtung auf dem streitigen Boden über jeden Zweifel zu erheben und, vorläufig ohne alles raisonnirende Beiwerk, die nackten Facta vorzuführen, die zur Begründung der Telepathie geführt haben. Auf den Laien muß die geschlossene Masse des Gebotenen unbedingt einen sehr ermunternden Eindruck machen. Ich bin fest überzeugt davon, daß Hunderte das Buch mit der Ueberzeugung aus der Hand legen werden, diese Dinge seien zwar sehr unbegreiflich, aber die Thatsachen könnten auf Grund solcher Aussagen schlechterdings nicht mehr angezweifelt werden.

Der wissenschaftlich gebildete Leser jedoch — und ich fasse das wissenschaftlich hier im weitesten Sinne, so daß ein auf moderne kritische Methode eingeschulter Philologe mir ebenso competent ist, wie ein Mathematiker oder Physiker von Fach, — wird sich erst sehr genau die ganze Art und Weise des Vortrages anschauen müssen, ehe er die erzählten Thatsachen für voll ansehen darf. Wir sind in diesem Punkte heute ganz anders erzogen, als die älteren Generationen. Früher glaubte man so ziemlich Alles, was ein Mensch erzählte, für den man nicht schon Beweise hatte, daß er bewußt unehrlich war. Was dabei herauskam, wissen am Besten die Geschichtsforscher und die Geographen. Heute verfährt man strenger. Man legt sich nicht mehr bloß die Frage des moralischen guten Willens zur Wahrheit beim Erzähler vor, sondern man sucht sich aus der Art und Weise seines Vortrages womöglich darüber zu unterrichten, ob er im Sinne exacter Methode zu beobachten weiß, ob er aus dem, was er vor Augen hat, einen logischen Schluß ziehen und sich selbst davor bewahren kann, betrogen zu werden. Sehr kleine Züge genügen hier meist, um den Standpunkt zu finden. Aus dem nebensächlichsten Umstande, der irgend etwas allgemein Bekanntes betrifft, kann ein kritischer Geograph mit Sicherheit entnehmen, ob er dem Berichte eines Reisenden vertrauen darf, auch wenn weiterhin das Sonderbarste an Thatsachen darin mitgetheilt wird. Nun denn: die Ehrlichkeit des Berichterstatters in der schweren Frage der Telepathie,

Gurney, sowie seiner engeren Mitarbeiter, anzuzweifeln, liegt auch nicht der entfernteste Grund vor; seine Competenz in der wissenschaftlichen Beobachtung und logischen Durchdringung des Gegebenen aber scheint mir im eben angedeuteten Sinne durchaus nicht stichhaltig, und ich entnehme die Beweise hierfür ganz in der Weise methodologischer Kritik, wie sie dem Historiker bei seinen Documenten einzig noch zusteht, seiner Darstellung selbst, da ich bisheran unfähig bin, die Thatsachen als solche nachzuprüfen. Ich bitte, folgende Stelle des Gurney'schen Werkes aufmerksam zu verfolgen (es handelt sich um den Nachweis von Fällen des „zweiten Gesichts", wo ein Lebender zu der Zeit, wo ihm ein Freund stirbt, eine Vision des Sterbenden hat) a. a. O. pag. 47:

„In einem Zeitraum von 12 Jahren hatte je eine unter 90 Personen die Hallucination, daß sie wachend deutlich eine bekannte Stimme hörte, und je eine unter 248 sah in diesem Zustande ein bekanntes Gesicht oder eine bekannte Gestalt. Auf Grund dieser Angaben ist berechnet worden, daß in einem Zeitraum von 12 Jahren die Wahrscheinlichkeit des Eintretens einer Gesichts- oder Gehörshallucination dieser Art innerhalb 12 Stunden vor oder nach dem Tode der Person, deren Stimme anscheinend gehört oder deren Gestalt gesehen wurde, 1 in 1 500 000, beziehungsweise 1 in 4 114 545 beträgt. Es wäre daher sehr wahrscheinlich gewesen, daß die Zahl der von uns zu Grunde gelegten Fälle in dem erwähnten Zeitabschnitt nicht ein einziges derartiges Beispiel von Coincidenz geliefert hätte. Wir verfügen jedoch auf Grund zuverlässiger Berichte über 13 Fälle von Coincidenz bei Gehörs- und 31 bei Gesichtshallucinationen. Die Wahrscheinlichkeit, daß diese Fälle des Zusammentreffens nicht dem Zufall zuzuschreiben sind, wird ausgedrückt durch das Verhältniß von einer Trillion zu Eins, beziehungsweise von Tausend Billion mal Trillion Trillion Trillionen zu Eins. Wenn in die Rechnung nur Fälle aufgenommen würden, in denen jene Bedingung erfüllt ist, daß der Bericht des Percipienten vor dem Bekanntwerden der entsprechenden Todesnachricht abgegeben sein muß, dann würden wir das Verhältniß: Million zu Eins beziehungsweise hundert Billion Billionen zu Eins erhalten, und so würde die Wahrscheinlichkeit zu Gunsten einer anderen Ursache als des Zufalls natürlich praktisch gleichfalls der Gewißheit gleichkommen."

Jedenfalls kommt praktisch der Gewißheit gleich, daß der Laie durch die enormen Ziffern in dieser Rechnung vollkommen betäubt wird und gleichsam in einen hypnotischen Zustand dem Vortragenden gegenüber geräth. Es ist daher im höchsten Grade angemessen, daß man ihn — wie sehr auch Gurneys Sache dabei leiden mag — mit Ruhe darauf hinweist, daß Wahrscheinlichkeitsrechnungen dieser Art in's praktische Leben übertragen durchweg fast gar keine beweisende Kraft besitzen. Da wir vollkommen unfähig sind, das Gewebe des Zufalls in der Welt irgendwie zu durchschauen,

ſo bleiben alle Schlüſſe der Rechnung, und ſchwirrten auch noch ſo viele Trillionen darin umher, gänzlich werthlos. Wenn ich drei Partien Sechsundſechszig hintereinander ſpiele, ſo iſt die Wahrſcheinlichkeitsziffer, daß nicht dreimal dieſelbe Karte Atout wird, unbedingt eine ſehr hohe, der Gewißheit ſehr nahe kommende. Dennoch iſt bei der vollendeten Freiheit, die der Zufall uns gegenüber beſitzt, das Factum, daß dieſelbe Karte dreimal herauskommt, für den praktiſchen Fall genau ebenſo möglich, wie jede andere Combination. Es iſt richtig, wir wundern uns bei einer ſolchen Uebereinſtimmung, gerade wie wir uns wundern, wenn wir in einer nie vorher betretenen Großſtadt von mehreren Millionen Einwohnern nur einen Menſchen kennen und bei der Ankunft zufällig der erſte Menſch, der uns begegnet, dieſer eine iſt. Aber wir werden in einem ſolchen Falle doch noch nicht neue Naturgeſetze erfinden, um dem Zufall einen Hintergrund zu geben. Wahr iſt freilich, daß die Mehrzahl der Menſchen nur eine ſehr ſchwache Vorſtellung von der grandioſen Verkunſt des Zufalls hat. Wir ſind durch unſern Unterricht gewöhnt, immer die Regelmäßigkeit der Naturvorgänge im Auge zu haben; religiöſe Poſtulate laſſen uns die Freiheit des Willens aus allem menſchlichen Thun herausleſen, die allen Zufall der Theorie nach ausſchließt; endlich iſt es ſeit alter Zeit das Streben der Dichter geweſen, in Tragödien und Romanen die Rolle des Zufalls nach Kräften zu elimininen und als ein grobes, unlogiſches Mittel unerbittlich zu verdammen. Aber dieſes künſtliche Verhärten ſchafft die unberechenbare Zufälligkeit der Ereigniſſe nicht aus der Welt, und wo es ſich um ernſte Dinge handelt, gilt es im Gegentheil ſie zu betonen. Herr Gurney erzählt, daß er bei nahezu 6000 Perſonen Liſten geführt habe über Hallucinationen in wachendem Zuſtande. Das iſt gewiß eine verdienſtliche Arbeit. Es wäre aber nicht unintereſſant, in ähnlicher Weiſe einmal größere Tabellen über merkwürdige Zufälle, beſonders gehäufte nach derſelben Richtung, aus dem Leben auch nur eines einzigen Menſchen irgendwo zu leſen. Das Wenige, was ich ſelbſt in dieſer Hinſicht geſammelt, iſt zum Theil ſchon ganz unglaublich, und ich bin dabei zu der ſichern Ueberzeugung gekommen, daß ſo gut wie ein Würfel ohne Betrug und Zauberei ſechs Mal hintereinander auf dieſelbe Fläche fallen kann, auch im großen Leben nahezu Alles möglich iſt und immerfort Unwahrſcheinlichkeitsziffern uns um die Köpfe ſchwirren, die kein Papier faſſen könnte. Wenn alſo Gurney (Seite 56) rund ſagt, lediglich „die Unerbittlichkeit des Probabilitätskalkuls" führe zur Hypotheſe der Telepathie, und nicht die „Hartnäckigkeit abergläubiſcher Pſychiker", ſo iſt mir das erſte zwingende Moment nicht im Mindeſten werthvoller, als das zweite.

Nun iſt aber auch abgeſehen von der geringen Beweiskraft ſolcher rechnenden Methode überhaupt die Art und Weiſe, wie Gurney ſeine Rechnung aufbaut, eine ſehr eigenthümliche. „In einem Zeitraum von 12 Jahren" ſagt er, „hatte je eine unter 90 Perſonen die Hallucination,

daß sie wachend deutlich eine bekannte Stimme hörte, und je eine unter 248 sah in diesem Zustande ein bekanntes Gesicht und eine bekannte Gestalt." Zunächst fehlt bei dieser Aufstellung jede Angabe über den Gesundheitszustand der Personen. Wenn man sich erinnert, daß jede pathologische Reizung des Gehirns, jede nervöse Anlage, jedes geringe Fieber, um nicht von ernster Geistesgestörtheit zu reden, die Hallucinationen in unverhältnißmäßiger Weise häuft, also mit dem normalen Zustande unmöglich zusammengeworfen werden kann, wo es schwerwiegende Rechnungen anzustellen gilt, so muß man sich über diese Flüchtigkeit verwundern. Weiterhin aber ist der Ausdruck „wachend" zwar dem gewöhnlichen oberflächlichen Leser vielleicht ein hinlänglich klarer Begriff, der strenge Kritiker aber weiß damit gar nichts anzufangen. Wach und wach ist je nach den Umständen etwas Grundverschiedenes. Traum und Wachen in ihrem Uebergang zu definiren ist so außerordentlich schwer, weil wir nicht im Stande sind, mit Bewußtsein den Moment zu fassen, wo der Schlaf und Traum beginnen. Fallen die Hallucinationen eines Irrsinnigen und eines Fieberkranken in's Gebiet des echten Wachseins oder des Träumens mit offenen Augen? Wer ausführliche und echt wissenschaftliche Studien über die Naturgeschichte aller Hallucinationen sucht, mag das prächtige Werk über den „Verstand" von Hippolit Taine zu Rathe ziehen. Betonen will ich nur eins: es ist gradezu unverantwortlich, zusammenzuwerfen: Hallucinationen, die ein Mensch von absolut normalen Sinnen, etwa ein Naturforscher in voller Arbeitskraft des Geistes, am hellichten Mittage ohne jede an ihm selbst bemerkbare Ursache plötzlich bekommt, ein Fall, der in der That so selten ist, daß jene Gurneyschen Ziffern ungefähr maßgebend sein mögen — und Hallucinationen, die — sei es bei normaler oder gereizter Verfassung des nervösen Centralapparates — Abends oder Morgens kurz vor oder kurz nach dem wirklichen Traume eintreten und nichts sind als Vor- oder Nachspiel eben dieses Traumes, die aber bei dem noch nicht oder nicht mehr erloschenen bewußten Zusammenhange mit der Außenwelt im Moment des Auftauchens als Hallucination erfaßt werden. Dieser letzte Fall ist ein so gewöhnlicher, gradezu alltäglicher, daß es in's Gebiet des einfachen Unsinns verwiesen werden muß, wenn obige Ziffern auch hierauf Anwendung finden sollen.

Immerhin will ich zugeben, daß auf der betreffenden Seite bei Gurney die Unklarheit bloß eine stilistische sein könne; daß er in der That nur absolut gesunde Menschen (Aerzte wissen, daß es nicht eben leicht ist, deren 6000 zusammenzufinden) gemeint und nur jenen ersteren Zustand bei dem Worte „wachend" im Auge gehabt haben könne. Leider habe ich aber constatiren müssen, daß die beiden einzigen Beispiele, die das Buch aus der Fülle des Materials herausgreift und im Detail erzählt, diese wohlwollende Annahme geradezu unmöglich machen. In dem ersten handelt es sich um eine Hallucination, die ein Beamter hat, der Abends kurz vor 9 Uhr in eingestandenermaßen nervösem Zustande (er klagt über Kopfschmerzen

und ungewöhnliche Hitze) im Halbdunkel abseits von dem Kronleuchter auf dem Sopha sitzt, den Kopf gegen das Kissen gelehnt. In dem zweiten wacht eine Dame um 4 Uhr Morgens auf, fühlt sich in einem hochgradig nervösen Zustande, geht in die andere Stube, um ein Glas Sodawasser zu trinken, und auf der Treppe erfolgt die entscheidende Hallucination." (S. 48 f. und 52 f.) Nach diesen Proben dürfte juristisch exact bewiesen sein, daß Herr Gurney die oben angedeutete Einschränkung nicht in seine Rechnung eingeführt hat.

Wer aber in den Prämissen so leichtsinnig verfährt, kann nicht auf Anerkennung rechnen, wo er Schlüsse von enormer Tragweite zieht. Was die Beispiele im Uebrigen angeht, so leiden sie wieder an dem fatalen Fehler, den alle ihre Vorgänger in ähnlichen Büchern an der Stirn tragen: sie sind nicht Erlebnisse des Verfassers, sondern werden von diesem andern Leuten nacherzählt, das eine einem Beamten, das andere einem Geistlichen. Man fragt sich unwillkürlich: ist denn Gurney selbst nicht einmal etwas dieser Art passirt, was er uns vorführen könnte? Er verweist zwar auf ein größeres Buch, in dem er viel mehr Beispiele gegeben habe. Vielleicht finden sich dort auch eigene Beobachtungen. Aber wenn dem so ist, weshalb giebt er bei Auswahl des Besten für die kleinere Schrift nicht vor allen diese?

Wird ein Astronom seiner Sache nützen, wenn er die Welt über ein Meteor unterrichten will und die Aussagen von einigen Köhlern und Schäfern publicirt, dagegen verschweigt, was er selbst mit fachmännischem Blicke gesehen?

Es ist hier genau so wie bei den spiritistischen Medien. Stets sind die Medien zweifelhaft gebildete Leute aus der Menge und die Professoren bloß Zuschauer. Wie glatt und über jeden ferneren Zweifel erhaben wäre die Sache, wenn endlich einmal ein Professor der Physik, dessen wissenschaftliche Ehrlichkeit und Beobachtungsgabe außer Frage steht, dahin gelangte, selbst mediumistische Eigenschaften in sich zu erwecken, ähnlich wie jetzt fast jeder Professor der Physiologie sich zum brauchbaren Hypnotiseur heranbildet. Kein Mensch bezweifelte seiner Zeit die Lauterkeit der Gesinnung und eine gewisse wissenschaftliche Competenz in der unmittelbaren Beobachtung bei dem bedauernswerthen Astrophysiker Zöllner in Leipzig. Hätte er selbst vor seinen Collegen die Wunder Slades vollführt: man würde die Sache sehr ernst genommen haben. Aber als er das Vertrauen, das man ihm entgegenbrachte, für diesen Slade in Anspruch nahm, da zuckte man mit vollem Rechte die Achseln, denn bei Slade lag auch nicht der mindeste Grund vor, gleiche Unbefangenheit und Competenz vorauszusetzen.

Es giebt übrigens andere Stellen des Gurney'schen Buches, die überhaupt beweisend dafür sind, wie schwach des Verfassers Kenntnisse im Praktischen sind und, wie er eben rein Compilator fremder Legenden ist. Professor Preyer, der seit langer Zeit mit einem nicht hoch genug zu

schätzenden Eifer als nahezu ganz vereinzelter Kämpfer für wahre Wissenschaft sich auf diesem bösen Grenzgebiete mit Kreti und Pleti herumschlägt, hatte gelegentlich als Beispiel für gehäufte Hallucinationen die Liebenden erwähnt, „welche bekanntlich sehr viel aneinander denken," so daß „es häufig vorkommt, daß Eins dem Anderen mit plastischer Gewalt erscheint." Dazu macht Gurney folgende, schier unglaubliche Randbemerkung: „Falls Professor Preyer in der That von einer Anzahl von Liebespaaren den Nachweis erhalten hat, daß sie wechselseitig durch plastische Erscheinungen ihrer selbst, welche sie für Wirklichkeit hielten, erschreckt wurden, so würde er mich sehr verpflichten, wenn er mir diesbezügliche Schriftstücke, von den betreffenden Liebenden unterzeichnete Berichte, zugänglich machen könnte. Dieselben würden einen unschätzbaren Zuwachs meiner Sammlung bilden, und könnten ferner vielleicht auch als abschreckende Beispiele für Verliebte und die es werden wollen, dienen" (Seite 37). Willkürlich in der Wiedergabe des von Preyer Gesagten ist hier zunächst das Wort „erschreckt," denn das lebhaft sich darstellende Bild des geliebten Wesens ist in den seltensten Fällen „erschreckend." Zum Ganzen aber muß man denn doch bemerken, daß es rein unbegreiflich ist, wie ein Beobachter, der bei 6000 Personen Tabellen über Hallucinationen geführt hat, noch niemals auf die gegenseitige Neigung als Agens zu vermehrten Visionen des Anderen gestoßen sein soll und überhaupt von dem ganzen erotischen Gebiete sich in Worten e ,ehen kann, als handle es sich um Dinge, die bloß in der Specialpraxis des Professors Preyer vorkämen. Freilich würde Herr Gurney, wenn er sich auf diesem Boden wie auf so manchem anderen etwas mehr umgesehen und eigene Erfahrungen gesammelt hätte, sehr rasch darauf gekommen sein, daß thatsächlich bei den meisten Menschen unendlich viel mehr Hallucinationen vorkommen, als er denkt, daß aber die große Masse derselben ebenso thatsächlich absolut indifferent ist und allen seinen telepathischen Hypothesen offenkundig Hohn spricht. Ich will auf negative Beweise nicht allzu großes Gewicht legen, aber die Frage wird doch wohl erlaubt sein: wenn in einer kleinen Anzahl von Fällen beispielsweise ein Todesfall im Bekanntenkreise mit einer Hallucination von dem Verstorbenen zeitlich nahe oder ganz zusammenfällt und hier eine telepathische Erscheinung vorliegen soll, warum erleben wir dann in unzähligen Fällen das Wunder, daß wir eine Hallucination haben, ja den Freund sterben sehen und dann nachträglich erfahren, daß derselbe keineswegs um diese Zeit wirklich gestorben sei, sondern fröhlich weiterlebe? Keine Braut, die ihren Liebsten im Felde hat, wird dem entgehen, ihn Dutzende von Malen in nervös erregten Stunden blutend, mit einem Schuß in der Brust, vor dem inneren Auge zu sehen, ohne daß in Wahrheit dem Betreffenden ein Haar gekrümmt ist. Umgekehrt, wie oft sehnt man sich mit allen Mitteln der Seele nach einem Anderen, ruft nach ihm in höchster Bedrängniß, und Jener merkt nicht das Geringste davon. Ich könnte hier ein ganzes

Arsenal von eigenen Erfahrungen auffahren, wenn ich nicht voraussetzte, daß es keinen denkenden Leser giebt, der nicht hier selbst seine Beobachtungen im Gedächtniß blos aufzufrischen brauchte.

Herr Gurney betont gegen Ende seines Werkes mit Nachdruck, daß „in Deutschland, wo der philosophische Idealismus so zahlreiche und so bedeutende Anhänger gefunden hat, ein Unternehmen, welches durch sein Gelingen dem idealistischen System eine leicht faßliche concrete Grundlage, dem Begriff der Einheit alles Lebens eine reale Bedeutung, dem individuellen Geiste das Bewußtsein seiner potentiellen Universalität bieten würde, und welches auf diese Weise dem rohen Materialismus unserer Tage auf seinem eigenen Gebiete der in der Gegenwart verificirten Thatsachen zu begegnen im Stande wäre, gewiß nicht einer willkommenen Aufnahme entbehren sollte." Aehnliches hat der verstorbene Ulrici schon seiner Zeit zur Befürwortung der Zöllner-Sladeschen tafelschreibenden und tischbewegenden Gespenster vorgebracht; sie sollten für die Unsterblichkeit der Seele eine wichtige Stütze liefern. Mir kommt das alles vor wie eine recht alberne Phrase, die einerseits von der Discussion ablenkt, andererseits nicht einmal in der Sache ihre Begründung findet. Denn wenn das telepathische Wunder hier die Macht des Geistes darthun soll, so hebt es zugleich dort, bei dem beeinflußten Theil, die absolute Willensfreiheit, an die der Idealismus sich anklammert, noch weit energischer auf als alle hypnotischen Phänomene und was sonst zu Gunsten des bedingten und im Sinne von Albert Lange's unsterblichem Werke eingeschränkten wissenschaftlichen Materialismus in neuerer Zeit vorgebracht worden ist. Ich glaube übrigens, es bedarf der Berufung auf den Idealismus in Deutschland gar nicht mehr, um der Telepathie bei uns Eingang zu verschaffen. Die Bewegung für dieselbe ist bereits derartig im Wachsen begriffen, daß die Begründer ihre helle Freude daran haben müssen. Bei allem Reden von Monismus, von wissenschaftlicher Forschung, von psychischer Kraft und Aehnlichem kann man sich der Vermuthung nicht entschlagen, daß es sich dabei viel mehr um eine Art von religiöser Bewegung, eine neue Religionsstiftung wunderlichster Art, handelt. Es fehlt nur bis jetzt noch der rechte Mann, der alle die zerstreuten Irrlichter in einen großen Brennpunkt sammelt und uns eine Philosophie der Mystik großen Stiles baut. Die treuen Verehrer der Sache in München sind alle noch zu sehr angekränkelt vom grauen Hauche exacter Wissenschaft: es muß eine belebende Dosis echter, schrankenloser Dichterphantasie hinein gebraut werden, dann kann die Telepathie eine glänzende Zukunft bekommen. Der Versuch aber, sie in eine strenge Wissenschaft zu verwandeln, scheint mir ein wesentlich hoffnungsloser, falls nicht noch ganz neue, ungeahnte Thatsachen an's Licht kommen sollten. Diesen würde sich selbstverständlich Jedermann beugen, und fiele auch die ganze bisherige Physik darüber zusammen wie ein Kartenhaus. Bis dahin aber ehrliche Gegnerschaft!

Eine unheilvolle Heirath.

Serbiſches Culturbild aus der Hercegovina.

Von

Vuk Vrčević †.*)

Aus dem Serbiſchen von **M. v. S.**

„Sonderbares Ding iſt Weiberlaune;
Um dem Wunſch des Herzens zu genügen,
Wird ſie hundert Mal den Glauben ändern."
(Gorski Vijenac.)

Im Dorfe Kapavica des Kadiluk Ljubinje ſproſſen zwei Blumen hervor: Ritterſporn und Röslein. In einem Garten wuchſen ſie, und Eines blühte ſtolz dem Andern gegenüber. Sie ſahen ſich und liebten ſich, doch konnten ſie ſich, bevor es ihnen beſtimmt war, nicht vereinen. Der Ritterſporn war Milovan Jovičin, das Röslein Staka Andrina. Sie waren Nachbarn und liebten ſich im Geheimen. Sei

*) Vuk Vrčević wurde am 26. Februar 1811 zu Riſano in der Bocca di Cattaro als Sohn armer Eltern geboren. Sein Vater war Gemeindeſecretär und Lehrer der ſerbiſchen und italieniſchen Sprache daſelbſt. Als derſelbe 1831 ſtarb, folgte ihm Vuk in beiden Aemtern und übernahm die Sorge für die zahlreiche Familie. Anfangs wollte er ſich in Padua dem Handelsſtande widmen, nahm aber ſpäter, da dieſer Beruf ſeinen Neigungen nicht entſprach, die Stelle eines Gemeindeſecretärs und Steuereinnehmers an. 1848 war er Schriftführer der Gemeinde Cattaro und 1853 Privatſecretär des Fürſten Danilo von Montenegro auf Cetinje. 1861 ward er zum öſterreichiſchen Vice-Conſul in Trebinje ernannt, welchen Poſten er unter ſehr ſchwierigen Verhältniſſen 17 Jahre hindurch bekleidete. 1878 penſionirt und mit dem Ritter-Kreuze des Franz Joſeph-Ordens ausgezeichnet, zog er ſich nach Raguſa zurück, wo er am 13. Auguſt 1882 ſtarb.

Vrčević war Autodidact, wie der um die ſerbiſche Volksliteratur und Sprache ſo

es im Wald, auf dem Felde, auf dem Markte oder auf dem Sijelo*) — sie waren unzertrennlich. Ohne Zeugen hatten sie einander wohl Manches zu sagen, vor einem Dritten haben sie immer züchtig geschwiegen. So oft aber ihre Blicke sich begegneten, hätte ein kluger Beobachter leicht errathen können, was ihnen im Herzen ruhte. Wenn auch der oder jener in der Nachbarschaft etwas von ihrer Liebe ahnen mochte, so wußte doch Niemand, daß sie entschlossen waren zusammen zu leben und zu sterben.

Wenn der St. Georgs-Tag kommt, da will der Wald Blätter treiben, da schmücken sich die Wiesen mit Klee und das Lamm ist reif zum Braten. Wenn beim Burschen der dunkle Flaum sprießt und das Mädchen die Soluse**) wachsen läßt, soll man ihn verheirathen, damit er nicht dichte, und sie vermählen, weil sie ja doch nicht für ihr eigenes, sondern für ein fremdes Haus geboren ward. Staka war zum Mädchen gereift. Ihre Schönheit bezauberte alle Jünglinge des Dorfes, und da sie zudem noch einem angesehenen Geschlechte angehörte, kamen die Freier, öffentliche und geheime, von allen Seiten. Ihr Vater Andrija und ihre Mutter Savica hatten kein anderes Kind als sie, die sie warteten und hegten wie eine Blume im Gartenbeet. Sie wiesen jeden Freier ab mit den Worten: „Sie ist fast noch ein Kind, ist noch zu jung zum Heirathen." Solch eine Blume, auf die es alle Burschen abgesehen haben, wie die Mora***) auf einen jungen Burschen, war nun zur schönsten Entfaltung gelangt und harrte der glücklichen Hand, die sie im Garten pflücke.

Ein ganzes Jahr lang hatte Andrija Zeit um einen Schwiegersohn zu wählen: „Diesen will ich und diesen will ich nicht." Er versprach sie am St. Petrus-Tage dem Milos Stankov für dessen Sohn Djurica, ohne daß Jemand es gewußt hätte, mit der Verabredung, die Verlobung

---

hochverdiente Vuk Karadzić auch, dessen eifrigster Mitarbeiter beim Sammeln der Geistesproducte des serbischen Volkes er war. Diese schwierige und mühevolle Arbeit setzte er später allein fort. (Volks-Lieder, -Erzählungen, -Märchen, -Sprüchwörter, -Spiele ꝛc.) Als Originalschriftsteller war Vuk Vrčević sehr productiv. Er schrieb verschiedene gediegene historische Abhandlungen und Aufsätze über die Bocche, Montenegro und die Hercegovina („Die Kirchen und Klöster in der Hercegovina", Biographie des Vladika Petar II. von Montenegro ꝛc.) und außerdem eine Reihe höchst interessanter und lehrreicher Erzählungen aus dem Volksleben der Serben in der Bocche, Montenegro und der Hercegovina, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Rechtsverhältnisse. Ein echter Sohn seines Volkes und fortwährend mit dem Volke lebend, hat es Vrčević wie kaum ein Zweiter verstanden den Charakter und die Sitten desselben mit größter Naturtreue wiederzugeben, und seine Erzählungen sind von um so größern Werthe, als sie alle ohne Ausnahme auf wirklichen Begebenheiten beruhen.

*) „Sijelo" = „Spinnabend". An Winterabenden versammelt sich die Jugend des Dorfes abwechselnd in einem oder dem anderen Hause. Die Mädchen spinnen, die Burschen singen und treiben allerlei Kurzweil.

**) Das kurzgeschnittene Haar am Ohre.

***) Mora = Alp, personificirt als altes Weib, das sich den Leuten auf die Brust setzt und ihnen den Athem benimmt.

am St. Elias-Tage, und die Hochzeit am St. Demetrius-Tage zu feiern. Nur seinem Weibe Savica vertraute er dies Geheimniß an, doch befahl er ihr strengstens reinen Mund zu halten. Aber wenn ein Mann einem Weibe ein Geheimniß anvertraut, braucht er kein Geld für den Telegraphen auszugeben, sie sagt es unentgeltlich doch unter dem Siegel der Verschwiegenheit einer Zweiten, und diese einer Dritten. Auf diese Weise ging auch dies Geheimniß von Ohr zu Ohr, nur bis zu Staka und Milovan war es noch nicht gedrungen. Staka saß ganz allein im Schatten eines Nußbaumes und stickte. Vor ihr stand der Stickrahmen und sie stickte auf Leinwand. Ihr Vater war auf's Feld gegangen, die Mutter aber um Wasser; da begann sie ein Liebeslied zu singen.

„Was ist das für ein Singen heute, o Staka?" rief ihr plötzlich die Mutter vom Hause aus zu. Nach Hause geschwind, möge die Kehle Dir heute verstummen!" — Staka erstarrte, und das jungfräuliche Blut stieg ihr heiß in die Wangen. Sie klappte den Stickrahmen zusammen und ging mit zu Boden geschlagenen Blicken in's Haus. „Weh Dir, wenn ich noch einmal höre, daß Du solche Lieder singst," sprach die Mutter und befahl ihr: „Geh und mähe jenen Weizen ab."

Kaum hatte Staka zu mähen begonnen, als Milovan unvermuthet zu ihr trat. Athemlos und wie außer sich fragte er: „Staka, ist es wahr, daß der Vater Dich versprochen hat? — „Es ist nicht wahr," erwiderte sie ernst. „Aber ich habe gehört, daß es wahr ist. — „Und ich sage Dir, es ist nicht wahr." — Aber ich sage Dir es ist wahr, doch gleichviel, sprich, hältst Du fest an der Treue, die wir einander versprochen?" — „Ja, Milovan, ich gebe Dir mein festes, unverbrüchliches Wort: Dein bin ich und bleib' ich!" „Gieb mir die Hand, hier hast Du meine statt des Ringes." — Sie reichten einander die Hände, und ihre Augen beschworen den Bund. Damit gingen sie auseinander.

Der Elias-Tag war gekommen. Da erschien Miloš Stankov mit zwei Begleitern im Hause des Andrija Vojadinov. Sie brachten den Ring, den Branntwein und den Apfel. Nachdem der Branntwein getrunken und der Ring angenommen war, speisten sie; nach dem Essen aber, beim Verlassen des Hauses, feuerte jeder der Brautwerber einmal die Flinte ab, womit die Brautwerbung förmlich angekündigt war. Von dem Augenblicke an, wo die Brautwerber kamen, bis zu ihrem Abgange hatte selbstverständlich weder das Mädchen Jemand gesehn noch Jemand sie, noch weniger aber wußte sie, mit wem sie verlobt worden war. Von den Eltern konnte sie natürlich nichts erlauschen, geschweige denn etwas erfahren.

Tags darauf kamen ihre zunächst wohnenden Freundinnen und Altersgenossinnen um ihr Glück zu wünschen.

Sie wünschen ihr Glück zu ihrer Verlobung, doch wissen sie nicht, mit wem sie verlobt wurde, noch in welches Dorf. Milovan aber wird es wohl wissen, er der nicht müßig ist, sondern alle möglichen Pläne entwirft,

wie er Staka erringen könnte. Was zwei Väter bei der Verlobung vereinbart hatten, das mußte sich auch verwirklichen. Nur der Tod des Bräutigams oder der Braut und keine andere Macht konnte den Vertrag lösen. Männer bindet man bei der Zunge, und wo das gegebene Wort ist, da ist auch die Ehre, und selbst der Kopf muß dafür einstehn.

Milovan kämpfte mit schweren Gedanken. Kindliche Scheu unterdrückte Alles, was er dem Vater oder der Mutter von seiner Heirath hätte sagen müssen. Noch größer aber war Stakas Scheu, doch das Herzeleid warf sie nieder, und von Tag zu Tag welkte sie hin, wie eine abgerissene Blume ohne Wasser. Doch der St. Demetrius-Tag steht vor der Thüre. Bei Miloš Stankov versammeln sich die Hochzeitsgäste, und die Mädchen kommen mit den gebräuchlichen Kolatschen. Andrija Vojadinov aber sorgt für Wein und Branntwein, bäckt Brot und will einen Ochsen und mehrere Hammel zum Braten schlachten. Kurz, jedermann macht Vorbereitungen, doch Milovan und Staka denken nur an das, was sie einander gelobt haben.

Am Vorabende des St. Demetrius-Tages ist Andrijas ganzes Hausgesinde in großer Bewegung. Die Mädchen, die Freundschaft, die Kume*) und Pobratime**) sind schon zur Hochzeit gekommen. Es wird gegessen und getrunken, Hochzeitslieder werden gesungen und am nächsten Morgen erwartet man die Svati***), die um's Mädchen kommen sollen.

Das ganze Haus lag schon in tiefem Schlafe, nur Staka war noch munter. Jeden Augenblick huschte sie zur Hausthüre und horchte. Kurz vor dem Morgengrauen hörte sie, wie Jemand ein Steinchen nach dem Dache des Hauses warf. Sie lief hinaus und fand sich von drei Männern umringt. Wer war es wohl? Milovan mit seinem Bruder und einem Verwandten.

Sie nahmen Staka in ihre Mitte, und fort ging es nach Milovans Hause.

Der Tag war noch nicht angebrochen, und sein Vater Jovica schlief noch. Aber das Stimmengewirr aller Stammes-Verwandten weckte ihn plötzlich. Er sprang auf. „Was giebt es, Brüder?" fragte er.

---

*) Kum = Beistand oder Taufpathe.

**) Pobratim = Wahlbruder. Die Sitte der Wahlbruderschaft ist bei den Serben allgemein verbreitet und trägt einen religiösen Charakter. Zwei Männer, oder zwei Mädchen, in besonderen Fällen auch ein Jüngling und ein Mädchen, wählen einander zum Bruder (Pobratim) oder zur Schwester (Posestrima) „im Namen Gottes und des hl. Johannes". Dieses Verhältniß wird heilig gehalten und legt beiden Theilen die Verpflichtung auf, einander in allen vorkommenden Bedrängnissen mit Gut und Blut beizustehn. Eine Heirath zwischen einem „Pobratim" und einer „Posestrima" ist, wie bei leiblichen Geschwistern, unmöglich. Selbst ein Mohamedaner kann zu einer Christin in das Verhältniß der Wahlbruderschaft treten, welches dann ebenso bindend ist wie das zwischen zwei Christen.

***) Svati = Bräutigamsbegleiter, Hochzeitsgäste. Es werden immer Männer darunter verstanden.

„Hier haben wir Dir eine Schwiegertochter gebracht, möge sie Dir Glück bringen," antworteten sie. „Was für eine Schwiegertochter, weh' mir, und euch mit mir!"

Sie sagten ihm, daß sie das Mädchen entführt hätten, und wessen Tochter sie sei. Jovica, als kluger Mann, wußte was ihm bevorstand, darum sagte er: „Seid ihr übermüthig und von Sinnen — so bin ich es nicht; wollt ihr, daß mein Haus noch heute von Grund aus zerstört werde, so will ich es nicht. Es ist keine Kleinigkeit eines Andern Braut zu rauben und die Ehre der Svati zu verletzen, die heute um sie kommen werden. Hinaus aus meinem Hause! Zuerst sage ich mich von meinem Sohne los, und dann von euch allen. Tragt ihr die Verantwortung für alles, wofür euch heute noch das ‚Gericht der Brüder'*) zur Rechenschaft ziehn wird. Nun machten sich alle aus dem Staube. Milovan und Staka aber entflohn in's nächste österreichische Dorf Osojnik.

Morgendämmerung ist's. Alles erwartet die Hochzeitsgäste — nur Staka nicht. Man ruft sie, um ihr die Brautgewänder anzulegen, doch sie ist nicht da, und Niemand weiß, wo sie hingekommen.

Man sucht sie, man ruft nach ihr — sie ist nirgends zu finden. Einer fragt bestürzt den Andern, ob er nicht wisse, wo sie sei?

Wem hätte es auch nur im Traume einfallen können, daß sie entflohen wäre? — Die Sonne ist aufgegangen, die Svati sind schon in Sicht; die Hochzeitsfahne weht, Flinten knallen und Hochzeitslieder erschallen. Alles ist bereit — es fehlt nur die Braut.

Andrija, seine Familie und seine Gäste waren verwirrt und erschrocken wie Kraniche bei unbeständigem Winde. Was sollten sie thun, wenn die Svatis in's Haus kämen und kein Mädchen vorfänden? Wie sollten sie dieselben vermögen, ohne die Braut abzuziehen?

Das Unheil war da und der Tod stand vor ihren Augen. Zum Ueberlegen war keine Zeit, so machten sie sich denn Alle auf, ohne Waffen und die Mützen in den Händen, um den Svati entgegenzugehen und ihnen zu sagen, was sich zugetragen hatte.

Zugleich aber sandten sie zwei Burschen nach dem Popen und dem Knez**), um sie eilig herzurufen, und zwei Andere, um alle Männer des Dorfes, die eine Flinte trugen, zu versammeln, damit sie, sollte es zum Blutvergießen kommen, Andrija zur Seite stünden.

Da kam auch schon der Muštulugdžija***) auf seinem Pferde den

*) Bratski Sud = Schiedsgericht. Die christlichen Gemeinden der Hercegovina hatten bis zur österreichischen Occupation ihre vollkommen autonome Verwaltung und wandten sich in ihren Streitigkeiten niemals an die türkischen Gerichte.

**) Knez wörtlich „Fürst", Gemeindevorstand. Wird von den Bauern gewählt.

***) Muštulugdžija = Bote. Er reitet dem Hochzeitszuge voran, um sein Kommen anzukünden.

übrigen voraneilend, Andrija mit seinem Geschlechte und den Hochzeitsgästen hielt ihn an.

„Steh, Kume," rief er, — „bei Gott und Sanct Johannes, bis die Svati nachkommen."

Nach einer Weile kamen auch die Svati. Andrija und seine Genossen erwarteten sie barhäuptig, mit über der Brust gekreuzten Händen. Sie sagten ihnen Alles der Wahrheit gemäß und baten sie nicht weiterzugehen, bis das Mädchen gefunden sei. Doch der Prvijenac wandte sich auf seinem Pferde und rief den Svati zu:

„Mir nach, wer für mich ist!"

Nun ritten Alle auf Andrijas Haus zu. Vor dem Hause stiegen sie von den Pferden und Einer nach dem Andern traten sie in's Haus. Da begann der Stari Svat:*)

„Hausvater, das Mädchen her!"

Andrija: „Was wir Dir sagten, sagen wir Dir wieder: In diesem Augenblick ist das Mädchen nicht da. Aber hier bin ich und mein Geschlecht, und da sind Euere Säbel, haut ein, wenn Ihr wollt. Ist es auch meine Schuld, daß ich Schlechtes zeugte, so bin ich doch unschuldig an dem, was geschehen ist. Kommt, lasset uns trinken und etwas essen, vielleicht wird unterdessen das Mädchen gefunden."

Der Prvijenac: „Wieso bist Du unschuldig! Wo ist Deine Tochter?"

Der Vojvoda:**) „Das Mädchen her, oder es wird Blut fließen."

Der Pope des Dorfes: „Haltet ein, Ihr Leute, ich beschwöre Euch bei meiner Kirche! Nehmt Ueberlegung an, Ihr Herren Svati, im Namen Gottes! Leicht ist das Böse gethan, aber schwer ist es gutgemacht. Ich weiß wohl, daß dies ein harter Schlag für Euch und Euere Ehre ist, aber wisset, daß auch Andrija nicht schuldig ist. Ich werde Euch das sagen, was Andrija nicht weiß. Das Mädchen befindet sich im Hause des Milovan Jovičin. Vorige Nacht ist sie geheimerweise zu ihm entflohen. Ich habe den Knez und zwei, drei Hausväter ausgesandt, um sie oder den alten Jovica herbeizuführen; und trügen mich meine Augen nicht, so seh' ich sie dort jenen Wald entlang herkommen."

Es kommt der Knez und seine Gefährten, sie führen Jovica. Ihn fragt Andrija:

„O Jovica, bis gestern mein Bruder, seit heute Verderber meines Hauses! Wo ist meine Staka?"

Jovica: Dort, wo auch mein Sohn ist; doch bin weder ich noch Du schuld, daß wir sie zu unserem Uebel gezeugt, und zum Unglück groß

*) Stari Svat = Zweiter Beistand.
**) Vojvoda = Führer des Hochzeitszuges.

gezogen haben. Sie sind heut' morgens unaufhaltsam über die Grenze entflohen. Ich habe ihn vor dem ganzen Dorfe verstoßen, und jetzt thu' ich es vor Euch. Hat er gehandelt wie ein Hund, so handle ich wie sein Todfeind. Wenn ich schuldig bin, da habt Ihr mich!"

Stari Svat: „Also ist weder Jovica noch Andrija schuldig! Wir kommen um's Mädchen und das Mädchen ist verschwunden! Wenn es je von Anbeginn der Welt bis heute Svati gab, die ohne die Braut von einer Hochzeit heimkehrten, so werden wir es auch. Dies ist aber bis heute noch niemals vorgekommen, und wir wollen nicht, daß diese Schmach auf uns ruhe. Das Mädchen heraus, oder es wird ein Blutvergießen geben, daß man noch in späteren Geschlechtern davon erzählen soll."

Der Pope: „O Stari Svat und all Ihr Herren Svati! Was nicht ist, das speist auch der Kaiser nicht. Der Bursche und das Mädchen haben sich gegen Gott und die Menschen vergangen. Wollten wir die Schande auf die Waage legen, unser Theil wäre der schwerere. Leicht ist 's eine Wunde mit Balsam zu heilen, doch die Mannesehre zu wägen ist schwer. Aber Männer finden immer einen Ausweg, und man sagt doch, selbst verwundet sein, ist besser als todt. Ich weiß auch einen Rath. In unserem Dorfe giebt es noch andere Mädchen, ebenso schön und von ebenso gutem Geschlechte als Andrijas Staka. Wählt, welche Ihr wollt, wir werden sie Euch schenken, und möge sie Euch Glück bringen!"

Nachdem die Svati sich untereinander berathen hatten, fragte der Djever:*) „Hast Du, Pope, oder Du, Knez ein heirathsfähiges Mädchen?

Der Pope: „Ich habe zwei, und der Knez hat drei; wähle, mein Falke, welche Du willst."

Djever: „Stari Svat, Kum und Prvijenac, und Ihr anderen Herren Svati! Erlaubt Ihr daß ich ein Mädchen für meinen Bruder wähle und heimführe?"

Stari Svat: „Wenn Du sie für Deinen Bruder und Dein Haus wählst, so sind wir Alle damit einverstanden."

Nun sprach der Djever zum Popen: „Auf Pope, zeige mir den Weg nach Deinem Hause."

Anderthalb Stunden mochten vergangen sein, da kehrten sie mit der einen Tochter des Popen zurück. Das Mädchen war hoch und schlank, weiß und roth; ihr schwarzes sechszehnjähriges Auge hätte den Adler unter den Wolken in's Herz getroffen — wie sollte es einen feurigen Burschen fehlen? Die Svati nahmen sie in ihre Mitte und wandten sich heimwärts, unter Gesang und Flintengeknatter.

Weder dem Vater Milos, noch weniger aber seinem Sohne, sagten

*) Djever = Brautführer, gewöhnlich Bruder des Bräutigams, oder, wenn kein Bruder da ist, ein unverheiratheter naher Verwandter oder Freund.

sie, was sich zugetragen hatte. Aber Djurica erfuhr zu seinem Unglück nach einigen Tagen, daß Milovan Jovičin seine rechte Braut Staka Andrina entführt habe und beschloß ihm früher oder später dafür das Leben zu nehmen.

Was er sich vorgenommen hatte, das führte er auch nach dritthalb Monaten aus. Er paßte dem Milovan, der schon mit Staka vermählt war, auf, und erschoß ihn.

Als das Geschlecht Milovans erfuhr, daß ihn Djurica aus Rache und treuloser Weise ermordet habe, nachdem er doch nach dem Beschluß der angesehensten Leute ein anderes Mädchen heimgeführt, forderte es Kopf für Kopf.

Die ganze Gemeinde that ihr Möglichstes um durch ein Blutgericht*) den Mord zu sühnen, aber vergebens. Milovans Verwandte erwarteten Djurica, als er vom Markte heimkehrte und trafen ihn tödtlich.

So fielen durch diese unglückliche Heirat zwei Bräutigame, die weder Junggesellen noch Väter waren; und sie hinterließen zwei Wittwen, die weder Jungfrauen noch Mutter waren. Die Gemeinde versammelte sich, und damit das Blutvergießen zwischen den zwei Geschlechtern ein Ende habe, erklärte sie, daß der Kopf des Milovan durch Djuricas Kopf aufgewogen sei.

So blieben die beiden Geschlechter in Frieden, die zwei Wittwen aber wurden in schwarzen Kopftüchern zu ihren Verwandten zurück geschickt. Zu jener Zeit entstand im Volke das Sprichwort:

„Also möge Jedem es ergehen,
Der da seinen Eltern nicht gehorchet!"

*) Blutgericht = „Krvno Kolo", besteht aus der ganzen Gemeinde, die zusammentritt um bei einem Morde einen Ausgleich herbeizuführen und der Blutrache Einhalt zu thun.

Illustrirte Bibliographie.

P. K. Roseggers ausgewählte Werke. Mit 600 Illustrationen von A. Greil und A. Schmidhammer. Lexicon-Octav. Vollständig in 75 Lieferungen von je drei bis vier Bogen à 50 Pf. A. Hartlebens Verlag in Wien.

Man weiß, daß Schiller einst den „Wilhelm Tell" geschrieben hat, mit seiner wunderbar treffenden Auffassung des Schweizer Landes und der Schweizer Menschen, ohne daß er dieses Land und diese Menschen jemals selbst gesehen hatte. Woher hatte er seine Kenntnisse von denselben? Nur aus Büchern. Und woher nahm er die Gabe, sie dennoch so treffend darzustellen? Erstens aus dem philosophischen Geiste, der edelsten Mitgabe, die er von der Erziehung auf der Karlsschule mit in's Leben genommen hatte, jener Karlsschule, die sonst in allen Punkten (nur eben in diesem wichtigsten nicht!) sich dem modernen Menschen einfach als eine Verbindung von Realschule und Cadettencorps definiren läßt (vergl. Bd. 45, 101 ff. unserer Zeitschrift). Und zweitens schöpfte Schiller aus seinen — eben auch mit philosophischem und universellem Streben betriebenen — Geschichtsstudien.

Diese beiden Richtungen seiner Geistesthätigkeit ließen ihn das „geistige Band" finden, durch welches er die Einzelelemente seiner Darstellungen, wenn er sie auch aus zweiter oder dritter oder zehnter Hand empfangen und nicht aus eigener Anschauung geschöpft hatte, dennoch in so lebenswahren, in allen bedeutenden Zügen mit der Wirklichkeit übereinstimmenden Zusammenhang zu setzen wußte.

In unserer Zeit, die sich von dem Schiller'schen Idealismus recht weit entfernt hat, giebt es dagegen Kritiker und Aesthetiker genug, die vom Roman- und Novellenschreiber vor Allem verlangen, daß er die eingehendsten Vorstudien an Ort und Stelle mache. Am vollkommensten wird ihren Anforderungen der Schriftsteller entsprechen,

Ungarische Wallfahrer, durch Steiermark ziehend.
Aus: Rosegger, ausgewählte Werke. I, 41 f. Wien, A. Hartleben's Verlag.

der die Landschaft, welche den Schauplatz einer Handlung bilden soll, vorher mit einem der neuesten Liebhaberapparate photographisch aufnimmt und auf der Reise die Züge jedes Lohnkutschers, der ihn fährt, jeder Kellnerin, die ihm einen Schoppen bringt, mit der zwischen den Westenknöpfen versteckten Detective-Maschine festhält, weil die

Ahnungslosen ihm als „Modelle" für seine nächste Novelle dienen sollen, naturgetreu copirt bis auf die kleinste Faser.

Ein solcher Naturalist aber ist Rosegger nicht, fast ebenso wenig wie Schiller. Freilich hat er zu fast allen seinen Werken die Stoffe aus dem Volksleben seiner

Unbestellbarer Liebesbrief.
Aus: Rosegger, ausgewählte Werke. I, 328. Wien, A. Hartleben's Verlag.

steirischen Heimat geschöpft. Aber hören wir, was er selbst in seiner „Lebensbeschreibung" (Bd. 1, 369 der vorliegenden Ausgabe) von den literarischen Anfängen seiner Jugend berichtet.

„Ich versuchte nun auch Dorfgeschichten zu schreiben, doch fiel es mir nicht ein,

Waldbauernbub reitet heim. Aus: Rosegger, ausgewählte Werke. I, 123. Wien, A. Hartleben's Verlag.

als solche, wie sie ihm im Volksleben der deutschen Alpenländer persönlich nahe getreten waren; aber neben voller Achtung vor den religiösen Ideen, die das Volksleben seiner Heimat erfüllen und leiten, lebt doch in allen seinen Büchern auch der Geist der Toleranz und Resignation, den er aus der Geschichte der Menschen und der Philosophie gezogen hat. Der „sogenannten Welt" hat er nach seinem eigenen Geständniß nie genug Geschmack abgewonnen; vieles, worin die „gute Gesellschaft" lebt, erscheint ihm flach, leer, ja geradezu abgeschmackt; aus den gelehrten Büchern hat ihn allzu oft der Dünkel und die Menschlosigkeit zurückgeschreckt, deshalb hat er sich auf die „Naturmenschen" der deutschen Alpenländer beschränkt. Aber auch in dieser Beschränkung wich er stets mit seinem Tacte der Rohheit des Bauernthumes aus und suchte nur das Menschliche und Seelische in seinen Schriften zu fixiren; und er hat voll erkannt, daß das Elend, dem nicht mehr zu helfen ist, kaum jemals Gegenstand eines wirklich poetischen Werkes sein kann und darf. Er selbst hat seine meine Motive aus dem Leben zu nehmen, sondern ich hatte die Stoffe aus den Büchern. Ich schrieb Kalender, die ich auch eigenhändig illustrirte, Gedichte, Dramen, Reisebeschreibungen aus Ländern, die ich nie gesehen. Alles nach alten Mustern. . . ."

Eine Dorfgeschichte von August Silbersteiu, die er in einem illustrirten Volkskalender gefunden, hatte seinen schriftstellerischen Nachahmungstrieb zuerst geweckt; in reiferen Jahren kam ihm Adalbert Stifter zur Hand, dieser wahrhaft gemüthvolle und zu harmonischem Kunststreben durchgebildete Novellendichter, der in jüngster Zeit wieder allgemeiner gewürdigt wird. „Ich nahm die Werke dieses Poeten in mein Blut auf und sah die Natur im Stifter'schen Geiste."

Und dann erst, nach mannigfachen Studien und Reisen, begann die Hauptperiode seiner so ungemein fruchtbaren schriftstellerischen Wirksamkeit. Allerdings vermied er mit feiner und richtiger Erkenntniß der ihm verliehenen Gaben es durchaus, andere Stoffe zu bearbeiten,

Viehdoctor.
Aus: Rosegger, ausgewählte Werke. I, 177 f.
Wien, A. Hartleben's Verlag.

Abgesetzter Schulmeister, bei der Erntearbeit behülflich.
Aus: Rosegger, ausgewählte Werke. I, 41 f.
Wien, A. Hartleben's Verlag.

Stellung gegenüber dem Naturalismus und Pessimismus klar bezeichnet in den Worten: „Mir scheint nicht Alles, was wahr ist, werth, vom Poeten aufgeschrieben zu werden; aber Alles, was er aufschreibt, soll wahr und wahrhaftig sein. Und dann soll er noch etwas dazugeben, was versöhnt und erhebt; denn wenn die Kunst nicht schöner ist als das Leben, so hat sie keinen Zweck. Furchen ziehen durch die Aecker der Herzen, daß Erdgeruch aufsteigt, dann aber Samen hineinlegen, daß es wieder grüne und fruchtbar werde — so wollte ich's halten."

Und durch alle seine so unendlich mannigfaltigen Geschichten und Schilderungen geht der Zug, den er selbst in dem Schlußsatze seiner Lebensbeschreibung in die schönen Worte gefaßt hat: „Ich, ich selbst möchte mich an Dich, Du liebe, arme, unsterbliche Menschheit, klammern und mit Dir sein durch der Jahrhunderte Dämmerungen hin — und Weg suchen helfen — den Weg zu jener Glückseligkeit, die das menschliche Gemüth zu allen Zeiten geahnt und gehofft hat!"

Das Beste aus allem Guten, was dieser steirische Dichter geschaffen hat, dauernd zu einem geschätzten und allgemein zugänglichen Besitze der Familien in „Nord und Süd" unseres ganzen Vaterlandes zu machen — das ist das Ziel, das sich sowohl in zahlreichen, schön ausgestatteten Einzelausgaben, als auch in dieser jüngst begonnenen und rüstig geförderten illustrirten Gesammtausgabe die Verlagshandlung gesetzt hat. Wenn wir Schiller, von dem unsere Betrachtung ausging, hochhalten, so sollen wir nie vergessen, daß der Cotta'sche Verlag es war, der vom Beginne der eigentlich klassischen Periode an für die Verbreitung und würdige Ausstattung seiner Werke mehrere Generationen hindurch mit weitschauendem Blicke gewirkt hat. Ein ähnliches, vom Verfasser selbst stets dankbar anerkanntes Verdienst hat sich A. Hartleben um Rosegger erworben, den er mit Stolz nicht nur seinen Autor, sondern auch seinen Freund nennt. Und mit wie feinem Verständniß die beiden bildenden Künstler es verstanden haben, das Charakteristische der von Rosegger geistig geschaffenen Gestalten unserem Auge zu zeigen, das wird selbst aus den wenigen Proben, die wir unserem Texte beifügen dürfen, ersichtlich sein. O.

Dichtungen in Versen.

Es giebt gegenwärtig recht viele Schriftsteller, aber sehr wenig Dichter. Dieser Satz wird zwar häufig bestritten, am häufigsten von den Schriftstellern selbst, welche natürlich sich durchweg für Dichter halten, aber er behält seine Giltigkeit, wenn wir als Dichter nur den ansehen, der seinen Werken auch eine wahrhaft künstlerische, durch metrische und poetische Gesetze gebundene Form zu geben weiß. Gewöhnlich nehmen sich unsere literarischen Talente nicht mehr diese Mühe, denn die schnell wechselnde Mode ist einer fortgesetzten bessernden Arbeit nicht günstig. Einer der Letzten, welcher das horazische „nonum prematur in annum" auf seine Bücher anwandte, war Friedrich Theodor Vischer. Seinem Andenken widmet daher mit Recht ein ernster Schriftsteller, dessen Romane seit Jahren von Alt und Jung, wenn auch nicht immer gelesen, so doch bewundert werden, seine neueste Dichtung. Georg Ebers schreibt in Versen ein romantisches Epos aus altägyptischer Zeit: „Elifen, ein Wüstentraum." (Stuttgart und Leipzig, deutsche Verlagsanstalt.) So befremdend dies erscheinen mag, so verdient das Beginnen selbst entschieden unsere Anerkennung. Mit Bedauern hatten wir gerade an den letzten Romanen des berühmten Gelehrten eine auffallende Vernachlässigung des Stils und des sprachlichen Ausdrucks im Einzelnen bemerkt; dafür ist strenge metrische Kunstform die einzige Abhülfe. Nun hat es sich der Dichter nicht gerade leicht gemacht, denn die von ihm gewählte achtzeilige Strophe (Stanze), die Lord Byron im Englischen so meisterhaft behandelte, ist schwerflüssig; aber im Großen und Ganzen ist ihm sein Vorhaben gelungen: wir finden recht viele melodische Stellen in der Dichtung und nur vereinzelte mißglückte. Die letzteren sind meist dadurch veranlaßt, daß der Dichter einen ihm lieb gewordenen modischen Ausdruck nicht unterdrücken wollte; das führt einmal sogar zu einer Geschmacklosigkeit (S. 43):

„Die Gottheit," ruft begeistert Juvenal,
„Sie zeiget sich mir stets und allerwegen,
Ich trinke sie aus diesem Weinpokal,
Fühl' sie in diesem Hirn sich schneidig regen" u. s. w.

Daß der Inhalt von „Elifen" wieder viel Reizvolles enthält, brauchen wir nicht erst zu versichern. Das anmuthige Kind der Wüste, welches der Dichtung den Namen giebt, ist die oft wiederholte echt Ebersche lichte Frauengestalt, ihr Geliebter Hor ein Künstler von jenem echten Idealismus, der selbst im Untergang noch lächelt unter dem Weihekuß des Genius. Der tragische Ausgang des Epos entspricht der Grundanlage durchaus und ist mit lebendiger Darstellungskraft und hohem sittlichen Ernste herbeigeführt, so daß der Leser sich in eine feierliche Stimmung versetzt fühlt.

Ebenfalls auf ernstere Leser, berechnet mit besonderer Betonung der Lehren der christlichen Religion ist die neue Sammlung von Gedichten Julius Sturms: „Palme und Krone. Lieder zur Erbauung" (Bremen, M. Heinsius). Der fromme Dichter hat in diesem stattlichen Bande von 570 Seiten die besten Gedichte seinen früheren Sammlungen: „Ich bau' auf Gott", „Dem Herrn mein Lied" und „Pilgerfahrt" wieder aufgenommen; das Buch soll sein literarisches Testament sein, wenigstens soll keine neue Sammlung seiner künftigen Lieder erscheinen. So erhebt „Palmen und Krone" den Anspruch, als das poetische Glaubensbekenntniß eines christlichen Dichters angesehen zu werden, und als solches verdient es die Anerkennung einer vorurtheilsfreien Kritik. Mit Recht hat der Verfasser noch zahlreiche ungedruckte Lieder hinzugefügt. Die ersten drei Abschnitte des Buches enthalten ausschließlich fromme Lyrik in vielfach wechselnden Rhythmen. Nicht immer steht die Form auf der Höhe der Kunst, aber dafür ist sie wahr und schlicht. Eine innige, zarte Naturempfindung spricht uns in zahlreichen Liedern an; mit seiner Vorliebe für Kleinpoesie erinnert Sturm unwillkürlich an Brockes, selbstverständlich ohne die Geschmacklosigkeiten jener vergangenen Tage. Die beiden letzten Theile: „Beschauliches" und „Vermischtes" ziehen etwas weitere Gesichtspunkte in Betracht, ohne daß der religiöse Grundgedanke davon zurückträte; neben kurzen, markigen Gedenksprüchen finden sich auch seelenvolle Lieder (vgl. z. B. S. 383: „Frieden"), anmuthige Legenden u. s. w. Selbst kunstvolle Sonette behandelt der Dichter mit Glück. Sein Buch dürfte namentlich als Einsegnungsgeschenk erwünscht sein, wozu es sich auch durch die schöne Ausstattung vortrefflich eignet. Für die gebunden gelieferten Exemplare hätten wir allerdings eine etwas freundlichere, nicht

eben tiefschwarze Einbanddecke lieber gesehen. — Neben den dichtenden Geistlichen stellt sich der dichtende Ritter; das war schon vor 700 Jahren so. Deshalb sei hier sofort auf die in zweiter verbesserter Auflage erschienenen „Gedichte" von Albrecht Graf Wickenburg (Wien, Carl Gerolds Sohn) verwiesen. Der Verfasser gehört ebenso wie seine liebenswürdige Gemahlin, deren Gedichte schon in 3. Auflage vorliegen, dem höchsten österreichischen Adel an, und Hand in Hand mit der äußeren hervorragenden Lebensstellung geht bei ihm jene vornehme Gesinnung, die ihren Eindruck nie verfehlt. Er ist ein Dichter, der es nicht nöthig hat, dem aber in edler Muße frei und formvollendet die poetische Schaffenskraft erwächst. „Alles wird poetisch, was ein Poet erfaßt", sagt er von sich selbst, aber er erfaßt nur das Hohe und Reine: Familienglück, die schöne Natur und Vaterlandsliebe sind seine Leitbilder. Ueber Alles geht ihm sein „Deutsches Wien" (S. 67) und sein liebes Oesterreich. Dem Volksleben weiß er recht anmuthige Züge abzulauschen, so in dem launigen Gedicht: „Der schiefe Thurm von Terlan." Dieser ist nämlich schief, weil er sich einst vor einer schönen, reinen Maid zu tief geneigt hat; nun muß er warten, bis eine solche von der anderen Seite kommt. Doch wehe:

„Wohl kommt so manches Mägdelein
Und scheint gar fromm und tugendrein.
Und doch — — und doch — — wie schade,
Es muß halt doch ein Häklein han;
Der schiefe Kirchthurm von Terlan
Wird nimmermehr gerade!"

Recht glücklich ist der Dichter in der Behandlung des Sonetts, während die im Anhang beigegebenen Uebersetzungen aus dem Englischen, darunter Thomas Hoods berühmtes „Lied vom Hemde" eigentlich zu ernst und düster sind, um in einem so liebreizenden Büchlein ihre rechte Stelle zu finden. — Wenn die gute Absicht, dem Leser nach besten Kräften gediegene Kunstwerke zu bieten, immer auf eine wohlwollende Beurtheilung rechnen darf, so kann diese den „gesammelten Dichtungen" von Emil Pirazzi nicht versagt werden. Schon der Titel: Im Herbste des Lebens" (Offenbach a. M., Theodor Steinmetz) deutet an, daß der Verfasser keine unklaren Gefühlsausdrücke eines jugendlichen Gemüths mittheilt; die große Mehrzahl seiner Lieder stammt aus weit früherer Zeit, sogar schon aus den fünfziger Jahren, und wagt sich endlich, sorgsam überarbeitet, jetzt ans Licht. In der That enthalten die Abschnitte „Jugendzeit", „Sonette", „Vermischte Gedichte" und „Ein Liebestraum" manches zart und innig empfundene Gedicht. In der Nachahmung Heines ist Pirazzi wenig selbständig (vgl. S. 20), aber daß er seine Muse sorgsam geschult hat, zeigt die recht gelungene Nachbildung der schwierigen Platen'schen iambischen Tetrameter in dem Gedichte: „Mussa Paschas Tod" (1854). Unter den vaterländischen Gedichten sind die meisten den Sangesfesten seiner engeren Heimat und Vaterstadt gewidmet, aber einzelne verrathen doch einen höheren Schwung, so das Festgedicht zur Einweihung des Niederwald-Denkmals. Vielleicht hätte von den „Gelegenheitsgedichten" noch einiges gestrichen, vielleicht hätten einige offenbar durch den Dialekt veranlaßte sprachliche Härten verbessert werden können; der Gesammteindruck eines nicht aufdringlichen, aber ehrlichen und wackeren Strebens bleibt dem Buche trotzdem gesichert. — Einen recht bescheidenen Eindruck macht ein Büchlein von Josef Grünstein „Wegerich", das im Verlage von Rich. Wilhelmi in Berlin bereits in 2. vermehrter Auflage erschienen ist. Aber der Inhalt desselben ist äußerst ansprechend; es ist eine Sammlung von etwa 400 Sinnsprüchen voll freundlicher Lebensweisheit in anmuthiger Form. Diese „losen Blätter", wie der Verfasser seine Verse auch nennt, wollen nicht nach einander gelesen sein, sondern ein derartiges Buch gehört auf den Schreibtisch, namentlich den Damenschreibtisch, damit die Besitzerin recht oft einen Blick in dasselbe werfe. Diese „Wegerich"-Blätter besitzen dichterischen Schwung und eine gewisse Idealität der Empfindung, die nur einem zufriedenen Gemüthe eigen ist. Selbst gelegentliche satirische Spitzen verzeiht man diesem „Brustton der Ueberzeugung." Besonders hervorzuheben ist, daß Grünstein sich als ein feiner Kenner und aufrichtiger Bewunderer des Frauenherzens verräth, dagegen sogenannte brennende Tagesfragen von der dichterischen Behandlung ausschließt.

Während bei uns jetzt häufig ein Zug ruhigen und frohen Behagens durch die Lyrik geht, beginnt im Nachbarlande Oesterreich eine gewaltige Strömung politischer Kampfesdichtung sich geltend zu machen, die in der heftigen Bewegung, der dort das Deutsch-

thum unterworfen ist, ihre Erklärung, aber darum nicht immer allseitigen Beifall findet. Nur wenige Talente sind es, in denen sich mit dem ehrlichen Wollen ein genügendes Können vereinigt, das ihnen auf weitere Beachtung ein Recht giebt. Zu diesen gehört indessen sicher Edward Samhaber, der in seinen „Dichtungen" (Laibach, Kleinmayr u. Bamberg,) sich höhere Ziele gesteckt hat. Unsere Zeitschrift hat seiner bereits ehrend gedacht, als wir seinen sinnigen Versuch das Leben Walthers von der Vogelweide nach Umdichtungen von Liedern Walthers zu schildern, zu erwähnen hatten. Diese „Dichtungen" enthalten recht verschiedene Dinge, aber ein warmer, zu Herzen gehender Ton ist ihnen allen eigen; von der jugendlichen Lyrik des Verfassers hätten wir ihm Manches gern geschenkt, namentlich die abgerissenen Scenen aus den beiden Dramen. In den Liedern „Aus Wald und Feld", „Meiner Mutter", „An Dorn" u. s. w. verräth sich tiefe und edle Empfindung, die wieder in anderen Gedichten, z. B. in den „Frühlingsstimmungen" ans Elegische streift. Am Wenigsten sagt uns der Abschnitt „Zeit und Gelegenheit" zu, denn gerade diese deutschen Vorkämpfer beweisen, so ehrenwerth ihr Streben sein mag, doch immer die Richtigkeit des Satzes: „Politisch Lied, ein garstig Lied." Weit mehr Theilnahme schenken wir den eigenen Seelenkämpfen des Verfassers, die ihn die finstern Klostermauern fliehen ließen, weil die schöne Gotteswelt ihn lockte, und die er uns in edler, markiger Sprache in der „Elegie" schildert. Wo der Dichter alte Lieblingsstoffe deutscher Poesie neu behandelt, wie in dem schönen Märchen vom kleinen Däumling (seltsamerweise in Hexametern!) oder vom Schneewittchen, hören wir ihm gerne zu, denn Samhabers Sprache und Verskunst ist tüchtig; störend ist uns nur eine Wendung aufgefallen, und diese ist ein — Slavismus: „Im kühlen Grunde spielten sich die Fische." (S. 123.) Noch sei anerkennend der wenigen Gedichte gedacht, in denen der Verfasser sich der heimischen Mundart bedient; eines von diesen: „Der Rekrut" ist ein kleines Juwel, dessen Schönheit jeder mit tiefer Rührung nachempfinden wird. — Wir schließen diese Wanderung durch den noch immer frisch grünenden deutschen Dichterwald mit dem Hinweis auf ein vornehm ausgestattetes Bändchen dramatischer Dichtungen. Heinrich Krufes: „Fastnachtsspiele" (Leipzig, S. Hirzel) sind ein herziges Büchlein, dessen frischer, neckischer Humor unübertrefflich ist. Mit Recht weist der Verfasser in dem kernig geschriebenen Prolog darauf hin, daß von Hans Sachsens Beispiel wohl noch eine fruchtbare Anregung kommen könne für unsere Bühne; die von ihm hier gebotenen drei Stücke ahmen den Ton und Inhalt ihrer Vorbilder vorzüglich nach. Die Handlung ist durchweg sehr einfach und durchsichtig, aber man verfolgt sie mit Theilnahme. Besonders gelungen erscheint uns das Drama: „Der eifersüchtige Müller", weil dem Dichter darin eine äußerst wirkungsvolle Steigerung des Humors gelingt und auch die wortlose sogenannte Situationskomik zu ihrem Rechte kommt. „Standhafte Liebe" ist vielleicht etwas zu lang, um eine Aufführung zu erlauben, aber es ist gleichfalls reich an launigen Stellen. Für Liebhabertheater dürften sich gerade diese Stücke ganz vortrefflich eignen, denn die kurzen Knittelverse lassen sich ja so leicht lernen. Der Dichter scheut sich auch nicht, gelegentlich einen derben Hans-Sachsischen Ausdruck zu verwenden, denn er weiß wohl, daß diese Stücke keine Zimperlichkeit vertragen; so läßt der Leser sich ein kerniges deutsches Wort gern gefallen. Der Schalk blickt überall durch, selbst in dem Latein des fahrenden Schülers, das wir als Probe unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. Die schwierige Stelle lautet mit der Uebersetzung des Dichters (S. 52): „Juvenis — ein Pfeifenkopf — Si cadit — wenn er fällt — In virginem — auf die Erde — Nec osculatur — und nicht zerbricht — Stultus est — ist von Meerschaum." Das ist doch prächtig!

V.

Bibliographische Notizen.

Geschichtsbilder aus verschiedenen Ländern und Zeitaltern von Georg Weber. Leipzig. Verlag von Wilhelm Engelmann.

Jugendeindrücke und Erlebnisse von Georg Weber. Ein historisches Zeitbild. Leipzig, Wilhelm Engelmann.

Die Abhandlungen, welche Georg Weber in dem ersten der genannten Bücher zusammengestellt hat, gehören zu dem Besten, was aus seiner emsigen Feder hervorge-

gangen ist. Einige von ihnen, die bereits in Zeitschriften gedruckt waren, erscheinen in etwas erneuter Gestalt; der bei Weitem größte Theil des Werkes aber tritt hier zum ersten Mal vor den Leserkreis der Gebildeten. Ich wähle mit Absicht den Ausdruck „Gebildete", weil die Aufsätze sich an alle diejenigen wenden, denen der Gang der Weltgeschichte im Großen und Ganzen nicht fremd ist. Im Gegensatz zur modernen Detailforschung, welche nur zu oft den Zusammenhang mit den höchsten Aufgaben der Geschichtswissenschaft verliert, behandelt Weber mit Vorliebe Stoffe von welthistorischer Bedeutung, Personen und Ereignisse, in denen sich der Geist eines ganzen Zeitalters wiederspiegelt. Sein historisches Glaubensbekenntniß hat Weber in dem einleitenden Aufsatze: Gedanken über Geschichte und Geschichtschreibung niedergelegt. Aus einer Betrachtung der bedeutendsten historischen Werke aller Zeiten gelangt er zu der Erkenntniß, daß nicht die Arbeitstheilung, sondern die Arbeitsvereinigung das Erstrebenswerthe sei; daß nicht die Specialgeschichte, sondern die Universalgeschichte als das letzte Ziel der historischen Wissenschaft betrachtet werden müsse. Nach ihm liegt der Werth und die Bedeutung eines historischen Werkes nicht in der erschöpfenden Fülle des Stoffes, nicht in der Menge urkundlicher Belege, sondern in dem Ordnen und Zusammenschließen der Einzelglieder zu einem gefälligen, lehrhaften Ganzen. Wir wiederholen ein von Weber citirtes, nur wenig bekanntes Gedicht von Rückert, in welchem die gleiche Ansicht zum Ausdruck kommt:

Wie die Welt läuft immer weiter,
Wird stets die Geschichte breiter.
Und uns wird, je mehr, je länger
Nöthig ein Zusammendränger.

Nicht der aus dem Schutt der Zeiten
Wühle mehr Erdärmlichkeiten.
Sondern der den Plunder fichte
Und zum Bau die Steine schichte;

Nicht das Einz'le unterdrückend,
Noch dann willkürlich schmückend,
Sondern in des Einz'len Hülle
Legend allgemeine Fülle;

Der gelesen Alles habe
Und besitze Dichtergabe
Klar zu schildern mir das Wesen,
Der ich nicht ein Wort gelesen.

Von den folgenden Aufsätzen muß ich mich begnügen nur die Titel zu nennen: „Aus einer trüben Periode der deutschen Geschichte," gegen Johannes Janssen gerichtet; „Jean Froissart und seine Zeit. Streiflichter auf das Literatur- und Gesellschaftsleben des späteren Mittelalters"; „Der Uebergangsproceß zweier Weltalter und François Rabelais"; „Zur Geschichte der englischen Revolutionsbewegungen im 17. Jahrhundert"; „Streiflichter auf das 18. Jahrhundert"; „Zur Geschichte Italiens im 19. Jahrhundert"; „Rückblicke auf die badische Revolution von 1848 und 49."

Die zweite der oben erwähnten Schriften von Georg Weber enthält mehr, als man nach dem bescheidenen Titel zu vermuthen geneigt ist. Den Lebensgang des Verfassers kennen wir bereits aus dem Abriß, welcher seit einer Reihe von Jahren dem jetzt in 20 Auflagen vorliegenden Lehrbuch der Weltgeschichte beigegeben wird. Diesen Abriß hat Weber in der Weise umgestaltet, daß die eigenen Erlebnisse den Mittelpunkt bilden, von dem aus eine belehrende Umschau über die Zeit- und Ortsgeschichte geboten wird. Spricht Weber von seiner Heimat, so benutzt er dies, um die Schicksale der Pfalz zur Zeit der französischen Revolution und der Napoleonischen Herrschaft zu schildern; an die Studienjahre in Heidelberg schließen sich die interessantesten Mittheilungen über die der Romantik zugewandten Universitätskreise; wichtige Beiträge zur Gelehrtengeschichte gewähren die Charakteristiken der Philologen Hermann und Creuzer und des Dichters Joh. Heinr. Voß; daß auch hier wieder Schlossers ausführlich gedacht wird, wird man demjenigen nicht verdenken, der sich mit Stolz einen Schüler dieses großen Historikers nennt. Das Wanderleben des Verfassers führt uns zunächst nach Genf, aber nicht bloß in das Genf der dreißiger Jahre, sondern auch in die Zeiten Calvins und Jean Jaques Rousseaus. Und das Capitel „Italien" ist eine Kunst- und Culturgeschichte des Landes in nuce. Mit wirklichem Behagen folgt man den Ausführungen dieses geistreichen und gelehrten Führers, wohin er auch seine Schritte lenken mag; und so groß wie das Behagen, so reich ist die Belehrung, die man überall empfängt.

Die Poetik auf der Grundlage der Erfahrungsseelenlehre in zwei Bänden von Heinrich Viehoff. Herausgegeben nebst einer biographischen Skizze: Heinrich Viehoff, aus persönlichem Umgange. Von Victor Kiy. Trier 1888.

Das hinterlassene Werk des verdienten Mannes ist mit den Lehrbüchern der Poetik, wie sie den meisten Lesern bekannt sein

werden, nicht auf eine Linie zu stellen. Indem Viehoff im ersten Theile die Poetik auf der empirischen Psychologie, oder, wie er sagt, der Erfahrungsseelenlehre, aufbaut, würdigt er vorurtheilsfrei die Ansichten alter und neuer Philosophen, namentlich Theodor Fechners, und weiß bei aller Wissenschaftlichkeit den Nebelregionen der Metaphysiker so fern zu bleiben und so verständlich zu schreiben, daß das Buch wirklich Geschmack an der Philosophie erweckt, was den Philosophen von Fach nicht immer gelingt. Dabei sind auch die Ergebnisse der neuesten Naturforschung berücksichtigt und mit dem Seelenleben in Verbindung gebracht. Der zweite Theil, welchen der Verfasser im Wesentlichen auf Grund seiner rühmlich bekannten früheren Arbeiten aufgebaut hat, behandelt die sprachlichen Formen der Poesie und die Lehre von den Dichtungsarten. Als die Frucht eines langen, arbeitsreichen Lebens ist das Buch nicht nur für den Lehrer des Deutschen von hohem Werthe, sondern es wird auch jedem Gebildeten den Genuß dichterischer Werke erhöhen. R. J.

Poetisches Tagebuch von Friedrich Rückert (1850—66). Aus seinem Nachlasse. Frankfurt a. M. 1888. J. D. Sauerländer. 557 S.

Was von den vielen tausend bereits gedruckten Gedichten Rückerts gilt, das gilt in noch höherem Grade von diesen durch seine Tochter pietätvoll veröffentlichten kleinen Poesien seines Greisenalters, die er selbst nicht zum Druck bestimmt hatte: wir finden manche schönen und edlen Gedanken in feiner, freilich allzuoft in's Virtuosenhafte hineinspielender Form; aber wir finden auch viele inhaltlosen Reimereien und namentlich manche mißrathenen Distichen, die besser ungedruckt geblieben wären.

Als zeit- und literargeschichtlich interessant hebe ich 10 Sonette hervor (S. 436 ff.), die Rückert als Antwort auf Glückwünsche zu seinem 75. Geburtstage (1863) nach Wien, Lüneburg, Nürnberg, Berlin, Frankfurt, Göttingen, Leipzig, Hamburg sandte. Die Aufstellung seiner Büste im Goethehause lehnt er mit folgenden Worten ab (S. 440):

„Nur Goethe soll' in Goethes Hause thronen;
Und wenn ihr sucht nach einem Nebenmanne,
So sei es jener den er fand in Weimar.

Von beiden, die in unsres Ruhmes Kronen
Sich theilen, ist zu meilenweit die Spanne
Des Abstands bis zu weiland Freimund Reimar!"

Möchte diese bescheidene Selbsterkenntniß, die Rückert nie gefehlt hat, auch auf das Urtheil seiner oft allzu enthusiastischen Verehrer einwirken! Nur in einer ganz beschränkten Auswahl seiner unzähligen Dichtungen kann Rückert im deutschen Publikum noch fortleben. O.

Der Musikant von Tegernsee. Hochlandsgeschichte. Von Maximilian Schmidt. Leipzig, G. A. Liebeskind.

Der Verfasser ist ein Meister in der Schilderung des bayerischen Hochlandes und seiner Bewohner. Er weiß auch in dieser Erzählung unser Interesse bis an's Ende zu fesseln. Kernig und derb, aber treuherzig, werden uns die Hochländer in ihren Typen so plastisch vor Augen geführt, daß wir an deren Wahrhaftigkeit glauben müssen. Den Inhalt der Erzählung wollen wir nicht verrathen, der billige Preis des Buches ermöglicht Jedermann die Anschaffung; sein bleibender Werth, erhöht durch vorzügliche Ausstattung, gereicht jeder Familienbibliothek zu Nutz und Zierde. mp.

Lebenskünstler. Ein Sittenbild von Gustav Schwarzkopf. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Gustav Schwarzkopf hatte sich mit seinem Erstlingswerk „die Bilanz der Ehe" recht vortheilhaft bei der Lesewelt eingeführt und uns neugierig gemacht auf die Weiterentwickelung seines Talents. Sein neuestes Werk hat unseren Erwartungen nicht entsprochen. Lebenskünstler nennt er jene zweifelhaften Existenzen, welche es verstehen aus dem Dunkel ihres Daseins plötzlich an die Oberfläche emporzuschnellen, um dort bei hellster Tagesbeleuchtung eine Zeit lang eine Rolle in der Gesellschaft zu spielen. Aber nicht etwa durch hervorragende Fähigkeiten gelangen sie zu dieser dominirenden Rolle, sondern durch die mit Raffinement betriebene Kunst, aus den Schwächen der Menschen Nutzen zu ziehen, wobei sie Dinge begehen, die zwar von keinem Strafgesetzbuch vorgesehen sind, jedoch vor den Gesetzen einer höheren Moral absolut nicht bestehen können. Wir befinden uns in der Erzählung Schwarzkopfs durchweg in der schlechtesten Gesellschaft, und wenn wir ihm auch scharfe Beobachtung socialer Mißstände nicht absprechen können, so bedurfte es doch nicht der Anhäufung so vieles Materials für

seine Argumente. Der Autor wiederholt sich und langweilt dadurch den Leser. Auch sind die Contraste gar zu grell; der Verfasser läßt alle diejenigen Personen, welche mit festem Charakter und unerschütterlichen Grundsätzen ausgestattet sind, im Kampf um's Dasein zu Grunde gehen — das nennen wir nicht ein Bild des Lebens, sondern dessen Zerrbild. Wir erhoffen von dem Talent Schwarzkopfs später wieder erfreulichere Gaben. mz.

Der schwarze Romulus. Eine Erzählung aus der Jetztzeit von Karl Gjellerup. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Karl Gjellerup gehört zu den hervorragendsten Vertretern der neuen dänischen Literatur und hat sich auf den verschiedensten Gebieten derselben in seinem Vaterlande einen gefeierten Namen gemacht, der, soweit es sich in seinen Werken um den Tagesstreit handelt, zwischen der Parteien Haß und Gunst hin und herschwankt. Die vorliegende Erzählung, von Gjellerup selbst für die deutsche Ausgabe umgearbeit, verfolgt rein künstlerische Interessen und hält sich frei von jeder Tendenz. Wir haben das Buch mit vielem Interesse gelesen; die gelungene Charakterisirung der Personen, die einfach und originell gestaltete Handlung, in welcher neben einem gesunden Realismus innige Gemüthstöne angeschlagen werden, werden das deutsche Publikum gewiß ebenso ansprechen, wie sie das dänische bereits angesprochen haben. mz.

Mit Feuer und Schwert. Roman in vier Bänden von Heinrich Sienkiewicz, übersetzt von C. Hillebrand (Adolf Landsberger, Berlin).

Sienkiewicz war bisher nur durch kleinere Arbeiten in Deutschland bekannt. Durch die Uebersetzung des großen Romans „Mit Feuer und Schwert" tritt er uns näher. Er ist unzweifelhaft einer der ersten Erzähler der Gegenwart. Die von Raphael Löwenfeld geschriebene Einleitung charakterisirt seine Stellung innerhalb der Literatur seines Vaterlandes so: „Polens glänzende Vergangenheit in lebendigen Bildern heraufzubeschwören, um durch sie den Vaterlandssinn zu kräftigen; all die Fehler der Vergangenheit in das grellste Licht zu rücken durch wahrheitsgetreue Schilderung der auch heute noch nicht gehobenen Uebelstände — das ist in allgemeinster Bezeichnung Sienkiewicz's ausgesprochenes Streben."

Ganz besonders erweist sich die Erfindungsgabe des Dichters als beispiellos fruchtbar. Minder bedeutend ist seine Fähigkeit der Charakterisirung; neben den etwas blassen, mehr typischen als individuellen Hauptpersonen des Romans, dem Ritter Skrzetuski und seiner Geliebten Helena, treten jedoch zwei hervorragende Gestalten dem Leser entgegen: Sagloba, der schlaue, an Listen und Ränken reiche Lügenbold, und Wolodyjowski, ein äußerlich unscheinbarer Mann, der durch Entschlossenheit und Geschicklichkeit in allen Ritterkünsten die allgemeine Bewunderung erregt.

Der Roman baut sich auf dem Hintergrunde des blutigen Kosakenkrieges auf, den Chmielnicki hervorgerufen hat und der das damals schon auf dem Wege des Niedergangs befindliche Polen zum Tummelplatz der furchtbarsten Leidenschaften und einer unersättlichen Beutegier machte. Es giebt dem Roman für den deutschen Leser einen besonderen Reiz, daß er Verhältnisse schildert, wie sie unsere Erzähler nie darstellen, und daß er überdies, seinen Stoff aus der Geschichte holend, doch nicht in eine Zeit zurückgreift, für deren Denken und Empfinden in uns kein Verständniß lebt. Sienkiewicz wird sich mit diesem Roman einen großen Leserkreis in Deutschland erwerben; er verdient ihn mehr als die vielen russischen und französischen Autoren, deren Bekanntschaft uns geschäftige Uebersetzer tagtäglich zu vermitteln bemüht sind. av.

Moderner Todtenkranz. Kohlenskizzen von Karl Pröll. Zweite Auflage. Berlin, Adolf Landsberger. — **Bilderbuch eines Bummlers.** Zweite Auflage. Berlin, Adolf Landsberger.

Karl Pröll hat sich als Politiker einen Namen gemacht. Seit Jahren wirkt er in einer bestimmten, jedem Deutschen sympathischen Richtung, und seine Thätigkeit ist auch von glücklichem Erfolge begleitet. Als Verfasser von novellistischen Skizzen kennen ihn nur die Eingeweihteren; aber auch weitere Kreise werden es ihm Dank wissen, daß er dieselben jetzt in den zwei vorliegenden Bänden gesammelt hat. Karl Pröll hat eigene Gedanken und einen eigenen Stil. Er faßt, was er sieht, mit fühlendem Herzen auf und schildert es in einer

bilderreichen (manchmal vielleicht zu bilderreichen), kernigen Sprache. Die beiden Bändchen „Moderner Todtenkranz" und „Bilderbuch eines Bummlers" enthalten allerlei: allgemeine sociale Betrachtungen, politische Satiren, Persiflagen unfruchtbarer Forscherarbeit u. a. Ueberall aber sehen wir ernste Lebensbetrachtung eines reifen Mannes, der sich trotz nüchterner Urtheilsgabe Ideale bewahrt hat. av.

Bei der Redaction von „Nord und Süd" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Aederone, R. B., Die erste Entdeckung von Amerika. Eine historische Skizze der Entdeckung Amerikas durch die Skandinavier. Autor. Uebers. von Mathilde Mann. — Virchow-Holtzendorff Vorträge. III. Serie. Heft 49. 50. Hamburg, J. F. Richter.

Archiv für die Gesammtinteressen des Frauen-Arbeits-, Erwerbs- und Vereinslebens im Deutschen Reiche und im Auslande. Herausg. von Amelie Sohr und Marie Loeper-Houssel. Zweiter Jahrg. 1887. Heft I. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Archivalische Nachrichten über die Theuerungsstände von Hildesheim, Lübeck, Lüneburg im 16. u. 17. Jahrhundert. Beiträge zur deutschen Cultur- u. Kirchengeschichte, gesammelt u. mit Anmerkungen herausgegeben.

Artaria's Universal-Administrativ-Karte der Oesterreich-ungarischen Armee mit der Eintheilung des Reiches in die Territorial- und Ergänzungsbezirke des k. k. Heeres und der Kriegsmarine, der k. k. und k. ungarischen Landwehr und des Landsturmes. Wien, Artaria & Co.

Bibliothek der Gesammt-Literatur No. 201—210. Halle a. d. S., Otto Hendel.

Bilderbuch, kulturgeschichtliches aus drei Jahrhunderten. Herausgegeben von Georg Hirth. Fünfter Band. Lieferung 54/56. Leipzig u. München, G. Hirth.

Boden, K., Der deutsche Patriot Ulrich von Hutten als Ritter und Volksmann, als Dichter und Schriftsteller. Dem deutschen Volke geschildert. Mit Text-Abbildungen und Titelbild. Leipzig, Otto Spamer.

Briefwechsel von Jakob Grimm und Hoffmann-Fallersleben mit Hendrik van Wyn. Nebst anderen Briefen zur deutschen Literatur. Herausgegeben und erläutert. Bremen, C. Ed. Müller.

Büttner, Franz, Aus der Heimat. Sagen und Märchen der Hellenen. Leipzig, Gustav Wolf.

Bungert, August, Hutten und Sickingen. Ein dramatisches Festspiel für das deutsche Volk. Mit drei Plänen des Festspielhauses in Kreuznach — Münster am Stein. Berlin, Friedrich Luckhardt.

Burschenschaftliche Blätter. Zweiter Jahrgang. No. 1. Berlin, Carl Heymann.

Bücherschatz, Deutscher. Band 2. (Die Alfinge. Altdeutscher cultur-histor. Zeitbild. Von Marie Hanstein. Mit einführenden Worten von Felix Dahn. Zweiter Band). Eisenach, J. Bacmeister.

Daudet, Alphonse, Der Nabob. Zweiter Band. (Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek. Vierter Jahrgang. Band 21.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Dillieg, Lars, Neue Novellen. Deutsch von Emil Jonas. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, S. Fischers Verlag.

Dornblüth, Fr., Gesundheitspflege in Haus und Familie. Praktische Beiträge zur Erhaltung und Förderung der Gesundheit. Stuttgart, Carl Krabbe.

Erdmann, O., Grundzüge der deutschen Syntax. Nach ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt. Stuttgart, Cotta. ℳ 3, 50.

Farina, Salvatore, Um den Glanz des Ruhmes. (Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek. Vierter Jahrg. Band 19.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Farner, Ulrich. Die Befreiung von Glarus. Allegorisch-dramatische Dichtung in drei Bildern. Festgabe zum fünfhundertjährigen Jubiläum der Näfelser Schlacht. Glarus, Verlagsbuchhandlung von J. Vogel.

Führer, illustrirter officieller durch die nordische Ausstellung 1888 nebst Kopenhagen und Umgebungen. Einzig berechtigte und allein zum Verkauf in der Ausstellung zugelassene Deutsche Ausgabe. Kopenhagen, H. Hagerup.

Gaedertz, K. Th., Zur Kenntniss der altenglischen Bühne nebst andern Beiträgen zur Shakespeare-Literatur. Mit der ersten authentischen inneren Ansicht des Schwan-Theaters in London und Nachbildung von Lucas Cranachs Pyramus und Thisbe. Bremen, C. Ed. Müller.

Ganghofer, Ludwig, Der Unfried. Ein Dorfroman. Stuttgart, Ad. Bonz & Co.

Gegen den Strom, Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft. XVII. Pikante Lectüre. — XVIII. Moderne Wohlthäter. Wien, C. Gerolds Sohn.

Goethes Gedichte. Zwei Bände. Stuttgart, Carl Krabbe.

Gogg, Amand, Ueberseeische Reisen. Zürich, Verlags-Magazin.

Goldschmidt, F. u. P., Das Leben des Staatsraths Knuth. Zweite vermehrte Aufl. Mit dem Bildniss Knuths und einer Abbildung seiner Grabstätte. Berlin, Julius Springer.

Hackländer, F. W., Handel und Wandel. Mit 240 Illustrationen von A. Langhammer. Stuttgart, Carl Krabbe.

Hahn, Otto, Perpetua. Ein Trauerspiel aus der Zeit der ersten Christen. Tübingen, in Commission bei der H. Laupp'schen Verlagshandlung.

Hanslick, Eduard, Musikalisches Skizzenbuch. (Der „Modernen Oper" IV. Theil.) Neue Kritiken und Schilderungen. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

Heeresbücher der alten Geschichte, I. Serie. Erste Abtheilung: Aegyptische Geschichte von A. Wiedemann. Supplement. Gotha, Fried. Andreas Perthes.

Heine, Heinrich, Buch der Lieder. — Neue Gedichte. Letzte Gedichte. Stuttgart, Carl Krabbe.

Hillern, Hermine von, Um Eid und Ehr'. Erzählungen aus alter Zeit. Mit Illustrationen von M. Zeno Diemer. Stuttgart, Carl Krabbe.

Ilgenay, A., Milhüser Monet-Blätter. Elsässische Marie, Sage, Erzählungen und Schwänke. Mülhausen, Schick & Philipp.

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1887—1888. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausg. von Dr. M. Wildermann. Mit 24 in den Text gedruckten Holzschnitten. Freiburg im Breisgau, Herder.

Jaeger, K., Der Kampf gegen die Fremdwörter ein Kampf gegen die Welschenecht. Kiel u. Leipzig, Lipsius & Tischer.

Jean, St., Lebensbeschreibung des Gregor Alexandrowitsch Potemkin des Tauriers. Als Beitrag zu der Lebensgeschichte der Kaiserin Catharina II. von Russland. Nach dem noch ungedruckten Manuscripte des Verfassers, frei aus dem Französischen übersetzt von einem seiner Zeitgenossen. Herausgegeben von Friedrich Rochermel. Karlsruhe, Verlags-Verein für Wissenschaften.

Kaiser, die deutschen von Karl dem Grossen bis Friedrich III. 54 Bildnisse, nach Münzen, Siegeln, Denkmählern, Stichen u. Gemälden ausgeführt in reichem Gold-Farben- u. Lichtdruck. Dazu als Textbeigabe: Geschichte Deutschlands von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart von H. Buchholz. Berlin, Friedrich Pfeilstücker.

Kinder-Gartenlaube. Farbig illustrirte Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend. Band V. Heft 4—8. Nürnberg, Verlag der Kindergartenlaube.

Kladt, Aemil, Aus der Schule geplaudert. Moderne Gesellschaftsbilder. Berlin, Freund & Jeckel

Kleinpaul, Rudolf, Sprache ohne Worte. Idee einer allgem. Wissenschaft der Sprache. Leipzig, Wilhelm Friedrich

Kohut, Adolph, Friedrich Wieck. Ein Lebens- und Künstlerbild. Mit zahlreichen ungedruckten Briefen. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. — Heinrich Heine u. die Frauen. Mit sechs Portraits. Berlin, Alfred H. Fried Verlag. — Naturgeschichte des Berliners, mit besonderer Bezugnahme auf diejenige der anderen Residenzler: Dresdner, Münchner, Wiener. Berlin, Hermann Lazarus Verlag.

Kretzer, Max, Meister Timpe. Socialer Roman. Berlin, S. Fischer.

Logender, Ludwig, Ein Wort für unsere Fremdwörter. Kiel u. Leipzig, Lipsius & Tischer.

Mont, Pol de, Aus Flandern und Brabant. Episches und Lyrisches. Uebertragen aus dem Flämischen von Heinrich Flemmich. Freiburg i. B., Adolf Kiepert.

Mustersammlung von Holzschnitten aus englischen, nordamerikanischen, französischen und deutschen Blättern. Berlin, Franz Lipperheide.

Müller, Wilh., Deutsche Geschichte bis zum Jahre 1888. Illustrirte Volksausgabe. Stuttgart, Carl Krabbe.

Notzmer, Gneomar, Ernst von, Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer. Allen deutschen Patrioten gewidmet. Aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV. I. Theil 1840—1848. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Noé, Heinrich, Die Jahreszeiten. Naturbilder. Görz, Ferd. Woknlat.

Puls, Otto, Der wirthschaftliche Werth der Main-Canalisirung und der Güterverkehr von Frankfurt am Main. Frankfurt am Main, Commissionsverlag der Alfred Neumann'schen Buchhandlung.

Raffalovich, Arthur, L'année économique 1887—1888. Paris, Maison Quantin.

Rechenberg, C., Freiherr von, Hausherr und Hausfrau. Lieferung 3. 4. Kassel, Th. Fischer.

Reismar, W., Berliner Kinder. Bunte Bilder aus der Reichshauptstadt. Berlin, J. J. Heine.

Reuter, F., Friedrich Rückert in Erlangen und Joseph Kopp. Nach Familienpapieren dargestellt zum 100jährigen Geburtstag des Dichters. Hamburg, Herm. Seippel.

Riegel, Herm., Ein Hauptstück von unserer Muttersprache. Der allgem. deutsche Sprachverein und die Einrichtung einer Reichsanstalt für die deutsche Sprache. Mahnruf an alle national gesinnten Deutschen. Zweite umgearb. Aufl. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn.

Roesmässler, E. A., Die Geschichte der Erde. Vierte Auflage. Vollständig umgearb., mit neunn Illustrationen versehen und auf den Stand des heutigen Wissens gebracht von Th. Engel. Liefrg. 1—11. Stuttgart, Otto Weisert.

Rückert, Friedrich, Poetisches Tagebuch. 1850—1866. (Aus seinem Nachlasse.) Frankfurt a. M. J. D. Sauerländers Verlag.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Nro. 129. Turnvater Jahn. Prag, Verlag d. deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

Schiller's Gedichte. Stuttgart, Karl Krabbe.

Schmidt, A. S., Neue Bismarck-Anecdoten. Mit 8 Illustrationen. Leipzig, Zangenberg & Himly.

Schmidt, Hans, Die letzten Menschen. Ein Sommernachtstraum. Der Schatten. Drei Märchen in Versen. Zweite Auflage. Hamburg, Gebr. Behres Verlag in Mitau, E. Behres Verlag.

Schmidt, Maximilian, Der Musikant von Tegernsee. Hochlandsgeschichte. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Schrattenthal, Karl, Hypolite Taine und Julius Schvarez. Eisenach, J. Bacmeister.

Schtschedrin, N., (M. J. Saltykow.) Des Lebens Kleinigkeiten. Bilder und Typen aus dem Russischen Leben. Autorische Uebersetzung von Johannes Eckardt. Hamburg, Gebr. Behres Verlag.

Schwab, Gottfr., Tisiphone. Eine Geschichte aus dem Dekumatenlande, Stuttgart, Ad. Bonz & Co.

Tolstoi, Graf Leo, Zwei Erzählungen. Albert. Eine Winterfahrt. Deutsch von August Scholz. Berlin, S. Fischer.

Uzanne, Octave, Les Zigzags d'un Curieux. Causeries sur l'art des livres et la littérature d'art. Paris, Maison Quantin

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Band XV. No. 4. u. 5. Berlin, Dietrich Reimer.

Volkslieder deutschen aus Böhmen. Redigirt von Alois Hruschka u. Wendelin Toischer. I. Lieferung. Prag, Verlag des deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

Zeitschrift, der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausg. von A. von Danckelmann. 23. Band. 3. u. 4. Heft. Berlin, Dietrich Reimer.

*** **Marie Charlotte**, Unausgesprochene Liebe u. andere Novellen. Stuttgart, Karl Krabbe.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1888er. Frische Füllung. 1888er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58,20	R
Mühlbrunn .	40	"
Schlossbrunn	41,8	"
Theresienbrunn	47,1	"
Neubrunn . .	47,3	"
Marktbrunn .	34,5	"
Felsenquelle .	47	"
KaiserKarls-Qu.	33,4	"
Kaiserbrunn.	39,1	"

Karlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER Sprudel-Salz pulverförmig und krystallisirt.

KARLSBADER Sprudel-Seife.

KARLSBADER Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Die Füllingen am Apollinaris-Brunnen (Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen im Jahre 1887

11,894,000

Flaschen und Krüge.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,
LONDON,
UND REMAGEN A. RHEIN.

Band 46. — Heft 138.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

September 1888.

Breslau.
S. Schottlaender.

September 1888.

Inhalt.

Seite

Josef Weilen in Wien.
Während der Fahrt. Eine Erzählung 277

Dietrich Schäfer in Breslau.
Das neue Deutschland und seine Kaiser 294

Jacob v. Falke in Wien.
Ideen zu einer Geschichte des Wohnhauses. II 331

Paul Lindau in Berlin.
Auf die Spitze! 347

Brix Förster in München.
Jean Paul in Weimar. Nach Originalbriefen 352

Kurd Laßwitz in Gotha.
Mirax. Träume eines modernen Geisterſehers, erläutert durch Träume moderner Metaphyſik 381

Bibliographie. 397
Kaiser Wilhelm und seine Zeit. (Mit Illustrationen.) — „Zwei Seelen." Roman von Rudolph Lindau. — Professoren und Studenten auf der Bühne. — Zur Geschichte Katharinas von Westfalen.

Bibliographische Notizen. 409

Hierzu ein Portrait von Josef Weilen.
Radirung von Joh. Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

An unsere Abonnenten!

Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XLVI (Juli bis September 1888), wie auch zu den früheren Bänden I—XLV stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

.....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

..... Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV.

elegant broschirt zum Preise von M. 6.— pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8.— pro Band.

..... Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137

zum Preise von M. 2. — pro Heft.

Einbanddecke zu Band XLVI. (Juli bis September 1888)

..... Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

.....

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht

Digitized by Google

Fr Weilenz

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLVI. Band. — September 1888. — Heft 138.

(Mit einem Portrait in Radirung: Josef Weilen.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Während der Fahrt.

Eine Erzählung.

Von

Josef Weilen.

— Wien. —

Ein dunkelgrauer feuchter Novembernebel hatte sich mit schwerfälliger Behaglichkeit, als ob er vom Platze nicht sobald wieder zu rücken beabsichtige, auf das weit gedehnte Thal hingelagert, in welchem die Landeshauptstadt von Steiermark an beiden Ufern der Mur, das vielgefeierte Graz, sich ausbreitet.

Ich hatte dort einige genußreiche Tage verlebt; dienstliche Verrichtungen, die mich dahin geführt, waren durch oftmaliges Beisammensein mit lieben Freunden auf das Erfreulichste unterbrochen worden. Das unaufschiebbare Abschiednehmen wurde mir so schwer gemacht, daß ich den letzten Händedruck über alle Reisevorsicht hinaus verzögerte. Nicht ein Augenblick war mehr zu verlieren; durch Nebel und rieselnde Nässe mußte ich dem Bahnhof mit keuchender Hast zueilen, wollte ich den Eilzug, der 4 Uhr Nachmittags nach Wien abging, noch erreichen. Einige Freunde ließen es sich nicht nehmen, nebenher im Dauerlaufe trabend, mir bis zum Bahnhof und an der Kasse vorbei, bis zur Halle, wo eben das dritte Glockenzeichen zur Abfahrt ertönte, das Geleite zu geben.

Ich fand nur noch Zeit in ein offenes Coupé zu springen, die Thüre hastig zuzuwerfen, „lebt wohl! Auf baldiges Wiedersehen in Wien!“ den mir zuwinkenden Freunden nachzurufen — ein polternder Ruck des Waggons, ein schriller Ton der Locomotiv-Pfeife, und vorwärts ging es, in die trostlos nebelumhüllte Landschaft hinaus.

Als ich eine Zeitlang durch das offene Fenster in den undurchdringlichen Nebel gestarrt und es mich zu fröstеln begann, lehnte ich mich auf meinen Sitz zurück und hielt Umschau in dem Coupéraum, in welchen ich mich hineingeschwungen hatte.

Ich war nicht allein.

Bei dem zweifelhaften flackernden Lampenlicht sah ich mir gegenüber einen Mann sitzen, der, in einem dunklen Rock eingehüllt, eine Pelzmütze auf dem Kopfe, vor sich hin starrte. Meinen freundlichen Gruß: „Guten Abend" erwiderte er kurz und kalt, ohne mich weiter zu beachten, ohne die glimmende Cigarre aus dem Munde zu nehmen. —

Wenn ich bei unfreundlichem Wetter, das keinen Ausblick gestattet, im Eisenbahncoupé eingepfercht bin, so pflege ich mir die Zeit meist zu kürzen, indem ich meine zufälligen Reisegenossen in's Auge fasse, beobachte und ihren Lebensberuf und ihre gesellschaftliche Stellung zu errathen suche.

So wandte ich jetzt, nachdem Graz schon lange hinter uns lag und wir uns dem Knotenpunkte Bruck an der Mur näherten, dem ernst vor sich hinblickenden schweigsamen Gegenüber meine ihn insgeheim durchforschende Aufmerksamkeit zu.

Das kurzgeschnittene Haar, der wohlgepflegte Schnurr- und Wangenbart, welcher das Kinn frei ließ, die einfache, dem Körper stramm angepaßte Gewandung, ließen auf einen Mann von Accuratesse und Ordnungsliebe; die stolze Haltung, das hoch erhobene Haupt, die streng geschlossenen Lippen auf eine Persönlichkeit schließen, welche aufhorchende Untergebene unter sich zu sehen und ihnen jeden Widerspruch ausschließende Befehle zu ertheilen gewohnt war. Ich hatte zweifellos einen höheren Militär, einen in Ruhestand versetzten Offizier, einen einstigen Regiments-Commandanten vor mir, der die reizende Stadt an der Mur, welche man scherzend Pensionopolis zu nennen pflegt, zu bleibendem Aufenthalt für seine letzten Lebenstage gewählt. Ich knüpfte, mir Gewißheit für meine scharfsinnige unbezweifelbare Vermuthung alsobald zu holen, dem Fremden näher rückend, indem ich Feuer für meine Cigarre erbat, ein Gespräch mit ihm an.

„In Graz leben wohl viele Offiziere, die sich von dem ermüdenden Waffendienste zurückgezogen haben?"

Mein Gefährte sah mich fest, aber nicht unfreundlich an und erwiderte: „O ja! Sehr viele" und setzte nach kurzer Pause hinzu: „Es findet sich gewiß unter ihnen Mancher, der noch fähig wäre dem Staate weitere gute Dienste zu leisten."

Diese Erwiderung schien meiner Ahnung vollste Gewißheit zu geben. Ich hatte einen gegen seinen Willen in Ruhestand versetzten Offizier vor mir, der die Empfindung in sich trug, daß ihm schweres Unrecht geschehen und der, so argumentirte ich weiter, jetzt nach Wien, in die Reichsmetropole sich begiebt, dort Klage zu führen, einflußreiche Persönlichkeiten in Bewegung zu setzen, um das ihm widerfahrene Unrecht rückgängig zu machen.

Und so unfehlbar und sicher wähnte ich mich auf dieser meiner Fährte, daß ich mich über unsere gegenwärtige Militärverwaltung, über die überhastete Umwandlung der Wehrverfassung, über das Beiseiteschieben bewährter älterer Kräfte zu Gunsten junger unerfahrener Streber, welche die Kriegsschule kaum absolvirt haben, in bitteren Bemerkungen erging, welche natürlich bei meinem Gegenüber vollkommenste Uebereinstimmung wecken und voraussichtlich ihm die Zunge lösen mußten.

Aber seltsam! Er schwieg; schwieg hartnäckig, widersprach nicht, raisonnirte nicht! Das letzte entschied! Ich mußte mich getäuscht haben. Ich reiste mit keinem, weder activen noch pensionirten österreichischen Offizier.

Mein Gegenüber hatte, nachdem er die Cigarre in die am Fenster angebrachte Metallschale gesteckt, die Hände über der Brust gekreuzt und sich bequem in die weichen Polster zurückgelehnt.

Und ich blickte wieder prüfend, forschend, ja geradezu gereizt zu ihm hinüber, als hätte er mir ein Unrecht angethan, daß er sich mir nicht als Offizier im Ruhestande enthüllt.

Wenn nicht Offizier, was konnte er sonst sein? Diese stark hervortretende Stirne, diese streng blickenden grauen Augen, die Lippen zusammengepreßt, das trotzig feste Kinn — wie hatte ich doch nur einen Augenblick eine andere Vermuthung hegen können, als daß ich einen Justizbeamten zum Reisegefährten habe, einen Vertreter der Themis, der gewohnt Verbrechern, ihr Innerstes durchwühlend, in's Auge zu sehen und laut mit metallener Stimme zu verkünden: „Im Namen des Kaisers, erkenne ich zu Recht u. s. w."

Und ich begann rasch, nahezu erleichtert und innerlich beruhigt, näher rückend, ein Gespräch, welches mir zweifellose Gewißheit verschaffen und meine oft bewährte Divinationsgabe diesmal wieder zu Ehren bringen sollte.

Ich bedauerte, daß man bei dem gegenwärtig in Oesterreich herrschenden politischen System begonnen habe, auch in der Justizpflege die sprachliche Gleichberechtigung durchführen zu wollen. Die Nachtheile, die eintreten müßten, setzte ich, wie ich mir wenigstens einbildete, mit ebensoviel Wärme als Klarheit auseinander; wie sehr zu fürchten wäre, daß der Richter künftighin bei uns im Linguisten untergehen werde u. s. w. Darauf mußte er eingehen, darauf mußte er als ein Mann des Rechts, sei es zustimmend sei es widerlegend, antworten.

Und abermals wurde mir eine demüthigende Enttäuschung. Ob bei den österreichischen Landes- und Oberlandesgerichten die Entscheidungen künftig bloß in deutscher oder auch in einer andern landesüblichen Sprache ausgefertigt würden, das schien meinem Reisegefährten nicht im Geringsten nahe zu gehen. Er war kein Justizbeamter.

Mich machte mein abermaliges Fehlgreifen noch hartnäckiger. Es war mir geradezu eine Marter nicht herausklügeln zu können: wer es sei, welchem Stande derjenige angehöre, mit welchem ich bereits durch mehr als zwei Stunden das Coupé theilte.

Mittlerweile keuchte die Locomotive mit stoßweisen schweren Athemzügen durch den Tunnel, der auf die Höhe des Semmering führte; dort, an der Bergesscheide zwischen Steiermark und Niederösterreich, begann die Nebel- und Dunsthülle nach und nach auseinander zu reißen, und einzelne Sterne glitzerten an der bläulich-schimmernden Himmelsdecke hervor.

Nachdem ich über den wunderbaren Bau der Semmeringbahn einige preisende Worte hingeworfen, griff ich zu einem letzten Mittel. Ich begann von mir, von meinen Lebensverhältnissen, meinen gesellschaftlichen Beziehungen zu erzählen. Offenheit und Vertrauen von der einen Seite, dieses Mittel hat sich mir bis jetzt noch immer bewährt, lockt endlich auch Mittheilsamkeit von der andern Seite hervor.

Wie wenn man an einem kunstvoll gearbeiteten, wohlverschlossenen Schreine, in welchem man geheime Läden und Fächer vermuthet, lange neugierig und vergeblich tappend herum greift, bis man endlich zufällig an die richtige Stelle geräth, an diese drückt und ein Räderwerk sich in Bewegung setzt und das lang geborgene Innere aufklappt und Fach um Fach sich öffnet, so kann man oft durch ein zufällig hingeworfenes Wort selbst den Verschlossensten bewegen, fast gegen seinen Willen, sich zu eröffnen und sein Inneres bloß zu legen.

Ich erzählte von Graz und den genußreichen Tagen, die ich dort verlebt. Ich vertraute ihm an, was mich dahin geführt, mit welchen lieben Menschen mich dort ein freundlicher Zufall bekannt gemacht.

Er hörte mir zu, mit einer Aufmerksamkeit, deren Quelle offenbar nur die Höflichkeit war. Besonders zu interessiren, schien ihn all das, was ich ihm mittheilte, nicht. Auf die Gefahr hin, aufdringlich zu erscheinen, schwatzte ich aber weiter: daß ich gerne noch einige Tage geblieben wäre, daß aber das Ausbleiben aller Nachrichten von den Meinigen in Wien mich besorgt gemacht. Ohne Zweifel trägt die Unaufmerksamkeit und Nachlässigkeit der Post, sei es in Graz, sei es in Wien, die Schuld. Ja, unsere Post! Wer sich auf diese verlassen könnte!

Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, als mein Reisegefährte in sichtlicher Erregung, sich aufrichtete und hastig und scharf mir zurief: „Da haben Sie sehr Unrecht mein Herr! Unsere Post ist gut und verläßlich. Unsere Postbeamten pflichtgetreu, gewissenhaft und aufopfernd!“

Was war das? Sollte ich zufällig die Stelle gefunden haben, welche diese bisher verschlossene Individualität mir zu eröffnen vermöchte?

Ich versuchte nun eine Reihe von Erfahrungen, eigene und fremde, auszukramen, welche sammt und sonders sich um der Post anvertraute Briefe bewegten, die entweder gar nicht oder nicht rechtzeitig eingelangt waren.

„Das ist meist leeres Gerede,“ unterbrach mich mein Reisegefährte, „und wenn man der Sache nachgeht, stellt es sich fast immer heraus, daß entweder falsche Adressirung oder Vergeßlichkeit des Absenders die Schuld tragen.“ Und dann begann er — der Mann war wie umgewandelt, das

Gesicht belebt, die Worte entströmten beredt seinen Lippen — dann begann er zu schildern, mit welcher Aufopferung und Pünktlichkeit die Tausende von Postbediensteten, meist kärglich besoldet, der Eine vom frühen Morgen bis zur eintretenden Nacht, der Andere die Nacht hindurch bis zum Morgengrauen, ihres schweren Amtes walten. „Ich kann und muß ein solches Ehrenzeugniß den österreichischen Postbeamten geben. Seit dreißig Jahren diene ich selbst in dieser Branche im Handelsministerium, und seit zehn Jahren bereise ich die ganze Monarchie und inspicire die Postämter in allen Kronländern."

Der Mann war warm geworden bei dieser Rede, und sein früher so hartes und ausdrucksloses Gesicht begann zu leben.

„Lassen Sie mich freimüthig gestehen," erwiderte ich, „daß unter allen, die in den Staatsdienst treten, ich immer die bei den Postämtern Angestellten am meisten bedauert habe. Das ganze Leben hindurch mit Couverts umhüllte Geheimnisse durch die Hand laufen lassen zu müssen, sie ordnen und expediren — wie langweilig und peinlich zugleich muß dies sein."

„Da sind Sie sehr im Irrthum mein Herr, sehr im Irrthum! Ich hänge mit Begeisterung an dem Berufe, den ich mir erwählt, und in jeder der dienstlichen Stellungen, die ich eingenommen, habe ich nicht nur in einer strengen Pflichterfüllung die innigste Befriedigung gefunden, sondern auch manche oft unerwartete und meist erhebende Lebenserfahrung gemacht. Vor circa 20 Jahren hatte ich den Postboten-Dienst auf dem flachen Lande in's Leben gerufen, und es war meine Aufgabe, die Boten, welche beim nächsten Postamte Briefe und Packete holten und diese oft in einem Umkreise von drei bis vier Stunden in wenig bewohnte Gebirgs-Gegenden auszutragen hatten, zu überwachen. Um mich zu überzeugen, ob diese karg besoldeten Leute auch ordnungsmäßig ihren Dienst versähen, gesellte ich mich, dessen amtliche Stellung ihnen unbekannt blieb, als ein zufälliger Reisender ihnen bei. Welche köstlichen Erfahrungen habe ich da gemacht, welche belehrenden Blicke in das Leben der ländlichen Bevölkerung geworfen!"

Und mit einer Lebhaftigkeit, einer Wärme, die ich dem trockenen ernsten Beamten niemals zugetraut hätte, entwarf er mir eine nahezu poetische Schilderung von einem der Wandertage, wie er sie, an der Seite eines ländlichen Postboten schreitend, verlebt. Wie hier ein altes Mütterchen ihnen entgegengewankt kam und mit zitternden Händen das Schreiben des Sohnes aus einer fernen Garnisonsstadt erfaßte; wie dort ein kleiner Kaufmann froh aufathmete, als der Postbote beim Vorübergehen ihm zurief: „Heute ist nichts für Euch da!" — denn er hatte einen bösen Mahnbrief erwartet; wie hinter dem Dorfe unter dem Busche eine blondhaarige Dirne lugte und freudig aufjauchzte, als ihr ein Briefchen des heimlich Geliebten zugesteckt wurde, das sie rasch unter ihrem Busentuche verbarg. Eine ganze Reihe interessanter und lebenswarmer Scenen führte mein Begleiter vor meinen Augen vorüber und schloß mit den Worten: „Sie sehen, mein

Herr, das Leben eines Postbediensteten ist nicht so nüchtern und trocken, als Sie es sich vorgestellt hatten; auch in ihm liegt, wie in jedem Berufe, den man mit voller Seele erfaßt, innere Befriedigung und geistige Erfrischung, also auch Poesie."

Während dieser Schilderung, die mich fesselte, der ich mit vollster Aufmerksamkeit folgte, waren wir die Semmeringhöhe durch Tunnels und über breite hochgethürmte Viaducte hinabgerollt, hatten bereits Payerbach und Gloggnitz hinter uns und näherten uns dem industriereichen Markte Neunkirchen. — Die Nebel, welche in Steiermark jede Aussicht behindert hatten, waren vollkommen weggefegt; am reinen Himmel, inmitten von schimmernden Sternen, glänzte der Vollmond und breitete sein Licht über die sich immer mehr verflachende Landschaft aus.

Mein Reisegefährte, der eine Zeit lang schweigend hinaus gesehen, wandte sich plötzlich zu mir mit der Frage: „Sehen Sie den spitzen Kirchthurm, welcher dort am Saume eines Hügels sich erhebt? — An den Markt, der um jene Kirche sich breitet, knüpft sich für mich eine unvergeßliche Erinnerung. Soll ich Ihnen dieselbe erzählen? Ermüde ich Sie nicht?"

Ich versicherte ihm, daß mich Alles, was er mir bisher erzählt, auf das Höchste interessirt habe. Er war gerne zu weiteren Mittheilungen bereit.

Der Schweigsame und Verschlossene, wenn ihm nur erst einmal die Zunge gelöst ist und wenn das, was er mitzutheilen hat, ihm am Herzen liegt, ist dann gewöhnlich auch der Unermüdlichste.

Und mein Reisegefährte begann: „Es dürfte Ihnen wohl noch in Erinnerung sein, wie es bei uns in Oesterreich im Frühjahr 1873 aussah. Der Eröffnung der Weltausstellung am 1. Mai folgte wenige Tage später jene Börsenkatastrophe, welche plötzlich vor aller Welt, Schrecken erregend, enthüllte, wie hohl der Boden war, auf dem unser gepriesener, volkswirthschaftlicher Aufschwung sich seit Jahren aufgebaut, und welche unglaublich weiten Kreise der Börsenschwindel, die Sucht arbeitslos sich zu bereichern, in seine Netze gezogen hatte; und mit jedem neuen Opfer, dessen Name an die Oeffentlichkeit trat, wuchs das allgemeine Mißtrauen, die allgemeine Unsicherheit, und die maßlos hervortretende Verdächtigung.

Ich habe Ihnen bereits meine Ueberzeugung ausgesprochen, wie sehr ich unsere Postbeamten für verläßlich und pflichtgetreu halte. Das Miasma war aber dazumal zu ansteckend, die Verlockung zu mühelosem Erwerbe zu stark gewesen, als daß nicht auch die unserem Ressort Angehörenden von dem allgemeinen Schwindel erfaßt worden wären.

Eines Vormittags, es war in den ersten Junitagen, wurde ich in das Cabinet meines damaligen Chefs — ich selbst nahm dazumal noch eine untergeordnete Stellung ein — gerufen. Ich habe für Sie," sagte mit ernster Miene mein wohlwollender Vorgesetzter, „ich habe für Sie eine unangenehme Mission, die ich Ihnen aber nicht ersparen kann. College N., welcher die Postämter

in der Umgebung Wiens zu inspiciren hat, ist seit dem letzten fatalen Begebnisse in nervöser Aufregung und mußte beurlaubt werden. Sie müssen an seiner Statt nach B . . . ."

„Ist dies jener Markt am Fuße des Gebirges, von welchem eben einige Lichter herüberschimmern?" unterbrach ich den Erzähler.

„Derselbe," erwiderte er, und die Hand an die Stirn legend, flüsterte er: „Wie lebendig tritt mir alles wieder in Erinnerung, was ich dort erlebt! — Mein Chef gab mir den Auftrag, wo möglich noch im Laufe desselben Vormittags in Begleitung eines in Civil verkleideten Polizeibeamten mich dahin zu begeben. Es wären von höchst verläßlicher Seite Anzeigen gekommen, daß der dortige Postleiter sich mit an dem Börsenspiele betheiligt, natürlich in letzter Zeit große Verluste erlitten und diese Verluste, um für die Zukunft sich eine Chance zu sichern, auf irgend eine Weise beglichen hätte. Da derselbe aber, wie allgemein bekannt, kein eigenes Vermögen besitze, so sei zu fürchten, daß er die Börsendifferenz aus Mitteln der Amtskasse gedeckt haben könnte. — Darüber sollte ich mir Gewißheit verschaffen, rasch, klug und vorsichtig handeln und jedes unerwünschte Aufsehen vermeiden.

„Das Beste ist, Sie machen sich gleich auf den Weg" — mit diesen Worten reichte mir mein Chef die Hand und ich war entlassen.

Peinlicheres konnte mir nicht leicht übertragen werden als diese Mission. Das fatale Begegniß des Collegen N., auf welches mein Chef angespielt, war mir nur zu wohlbekannt. Er hatte in ähnlicher Mission vor kaum 14 Tagen die Postamtskanzlei in der Nähe der Station Baden betreten. Und kaum hatte er sich dem Postamtsleiter als Revisor legitimirt und die Einsicht in die Bücher und die Schlüssel der Amtskasse verlangt, als dieser, ein gewesener Offizier, eine Pistole hervorzog, den Lauf an die Schläfe setzte und sich eine Kugel durch den Kopf jagte. Das hervorschießende Blut hatte meinen Collegen, der vor Entsetzen zu Boden gesunken war, überströmt, und von dieser Dienstreise war er in's Büreau in einer so aufgeregten überreizten Stimmung zurückgekehrt, daß Nichts übrig blieb, als ihn für unbestimmte Zeit aller Dienstesverpflichtungen zu entheben. Und zu einer ähnlichen Mission in einer Zeit, wo alles in Aufregung war, wo Morde und Selbstmorde in erschreckender Weise sich folgten, war ich jetzt ausersehen!"

„Ich begreife, daß Sie nicht ohne bange Ahnung, nicht ohne ernste Befürchtung sich auf den Weg machen konnten," warf ich theilnahmevoll ein.

„So war es auch in der That. Ich verschone Sie mit der Schilderung der Vorsichtsmaßregeln, die ich mir zurechtlegte, mit Aufzählung der strengen Weisungen, die ich meinem Begleiter ertheilte. — Um die zweite Nachmittagsstunde kamen wir dort in dem Markte an, stiegen im Gasthofe ab, ließen unseren Wagen dort und begaben uns zu Fuß nach dem

freundlichen ebenerdigen Gebäude, das man mir als Sitz des Postamtes bezeichnete. Lindenbäume, unter welchen zwei reizende Kinder, Mädchen, blondhaarig, rothbackig und blauäugig, im Alter zwischen vier und fünf Jahren spielten, standen vor dem Hause. Aus dem geöffneten Fenster rechts steckte eine junge Frau, offenbar die Mutter der Kinder, den Kopf neugierig heraus und grüßte uns voll Anmuth und Freundlichkeit. Wir traten in das Haus und wendeten uns zur Thüre links, auf welcher die Aufschrift „Amtsstunden von 8 bis 12 und von 2 bis 6 Uhr" das Postbüreau bezeichnete. Bevor ich die Thür öffnete, sah ich nochmals meinen Begleiter bedeutungsvoll, zur Vorsicht mahnend, an und dann traten wir rasch in die niedere, reinlich gehaltene, dem Postdienst gewidmete Stube. Bei meinem Eintritt wandte der Mann, der an dem mit Papieren, Briefen und Dienstbüchern bedeckten Tische saß, den Kopf uns zu. Ich nahm mir, ehe ich mich vorstellte, Zeit, ihn genau anzusehen. Er mochte im Alter von 30 Jahren sein; die Stirne war niedrig, der Blick etwas unstät, der Gesichtsausdruck gutmüthig; das braune Haar trug er kurz geschnitten, und ein in der Farbe nahezu blonder Vollbart umschloß Wangen und Kinn.

„Sie wünschen?" fragte er in jenem raschen Tone, mit welchem man Geschäftliches abzumachen pflegt. Ich nannte meinen Namen, meine dienstliche Stellung, und daß ich Bücher und Cassa zu revidiren, hierher beordert sei und wies meine amtliche Beglaubigung vor. Er erhob sich rasch. Seine Haltung war eine sichere, stramme; man sah ihm den ehemaligen Militär an. Doch kam kein Wort über seine Lippen. War es Täuschung, daß sein Mund zuckte, seine Wangen bleicher wurden, daß er ängstlich, wie hilfesuchend um sich blickte? Und endlich sprach er, doch klang es heiser und gepreßt. Dieser Ton stimmte nicht zu seiner kräftigen Erscheinung, die mich ein volles klingendes Organ hätte erwarten lassen.

„Ich stehe zu Ihren Diensten," sagte er sich verneigend und legte mir das Tagesjournal, das Verzeichniß der eingelangten und abgefertigten recommandirten und Geldbriefe, sowie das Hauptcassabuch auf dem Schreibtische zurecht. — Ich nahm den Sessel ein, den er mir einräumte, und indem ich meinen Begleiter, der im Hintergrunde stehen geblieben war, mit einem raschen Seitenblicke nochmals zur Achtsamkeit aufforderte, sah ich die mir vorgelegten Ausweise durch, überzeugte mich von der vorschriftsmäßigen pünktlichen Gebahrung, erfreute mich an den festen schönen Schriftzügen, mit welchen alles eingezeichnet war, und nahm dann, als das Wichtigste, eigentlich einzig Entscheidende, das Buch, in welchem Einnahmen und Ausgaben verzeichnet waren, zur Hand. In bester Ordnung war dieses Buch geführt: Ziffer hinter Ziffer gereiht, fest und sicher, wie auf dem Paradeplatze bei einer Revue in wohlgeordneter Zeile ein Soldat hinter dem anderen unbeweglich steht; und als ich Seite um Seite summirte und endlich das Facit zog, schien Alles, im Buche wenigstens, in vollster Ordnung zu sein.

Während dieser meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmenden Arbeit stand der junge Postmeister hinter mir. Ich hätte seine Anwesenheit nahezu vergessen, wenn nicht sein keuchender Athem mich von Zeit zu Zeit an ihn gemahnt hätte. —

„Alles nach Vorschrift!" sagte ich. „Geradezu musterhaft!" — Ein Lächeln der Befriedigung erhellte sein Antlitz. „So können Sie zu dem heutigen Datum Ihre Namensfertigung in die Bücher setzen und bestätigen, daß Sie alles richtig gefunden" — warf er hastig hin.

„Noch nicht" entgegnete ich. „Erst müssen Sie mich die Tages-Kasse prüfen lassen und mir dort die Kasse (ich wies nach einem dunkeln eisenbeschlagenen Kasten in der Ecke) öffnen, um mich zu überzeugen, ob Baarvorrath und Rechnungsausweise sich auch vollkommen decken." — Er zuckte, wie mir schien, zusammen und krallte die Hände in einander.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre. Die beiden Kinder, die vor dem Hause gespielt, springen mit dem jubelnden Rufe „Papa" ins Zimmer, und hinter ihnen kommt jene junge anmuthige rothwangige Frau, mittelgroß und hellblond, die ich bereits am Fenster gesehen, offenbar die Frau des Postmeisters. — Der junge Mann wehrt die sich an ihn drängenden Kinder ab, ruft der jungen Frau, die, wie es scheint, verwundert und nicht ohne Besorgniß mich ins Auge gefaßt hatte, zu: Sie möge nur schnell die Kinder wieder hinausführen, er habe zu thun.

Die Mutter faßte die Hände der Kleinen, zog sie mit sich fort und warf, ehe sie die Thür schloß, noch einen scheuen ängstlichen Blick auf ihren Mann. — Wir drei waren wieder allein.

Nach einer Pause erwartungsvollen Schweigens von meiner Seite, sagte ich, das Cassa-Journal mit den Augen streifend: Nach diesem Rechnungsabschlusse müßten sich 6742 Gulden 48 Kr. in der Postkasse vorfinden."

„6742 Gulden 48 Kr." wiederholte der Postleiter.

„Wollen Sie mir den Schlüssel geben, damit ich die Kasse öffne und mich überzeuge, daß diese Summe auch ordnungsmäßig vorhanden ist."

„Den Schlüssel? ja den Schlüssel!" flüsterte der junge Mann, griff wie tastend nach dem Kopf, nach der Brust und zog ihn endlich aus der Schublade des Schreibtisches hervor.

„Bei diesem ängstlichen Benehmen des Mannes trat mir, zu meinem Leidwesen, die Befürchtung: es dürfte sich nicht alles in Ordnung finden, nur zu deutlich entgegen. Ich steckte langsam den Schlüssel in die Kasse und sah dabei meinen Begleiter an, der seine Blicke unverwandt und scharf beobachtend auf den Postmeister gerichtet hielt.

Jetzt begann ich die in der Kasse liegenden Staats- und Bank-Noten herauszunehmen, nach ihrem Werthe zu ordnen und sie abzuzählen. Es waren schon nach dem ersten flüchtigen Ueberblick weniger als ich dort zu finden erwarten mußte. — „Ist hier Alles?" fragte ich den jungen Postmeister,

welcher auf einen Seſſel niedergeſunken, den Kopf zu Boden neigte und wie geiſtesabweſend um ſich blickte. — „Haben Sie vielleicht einen Theil des Geldes anderswo bewahrt?“ Er ſah mich ſo verzweifelnd an, daß er mein tiefſtes Mitleid erregte.

Ich zählte und zählte, zeichnete jede Gattung Noten auf, die durch meine Hand gegangen, rechnete die Summen zuſammen, und es ergab ſich, ein Irrthum war nicht möglich, daß von den 6742 Gulden die ſich in der Kaſſe hätten vorfinden ſollen, nahezu 5000 Gulden fehlten. — „Unglücksmenſch!“ rief ich. „Wo iſt die Ihnen vom Staate anvertraute Summe? Was haben Sie mit dem Gelde gemacht?“

„Ich bin verloren!“ ſtöhnte er und ſchlug ſich verzweifelnd mit der flachen Hand vor die Stirne.

So laut hatte er dieſe Worte gerufen, daß die Thür ſich öffnete und ſeine Frau, die vielleicht an derſelben lauſchend ſchon längere Zeit geſtanden haben mochte, in das Zimmer ſtürzte.

Aus den früher ſo ſanft gerötheten Wangen war jeder Blutstropfen gewichen, unſägliche Angſt blickte aus ihren Augen, und mit den Worten: „Andreas! es iſt nicht möglich! Mein Gott! Was haſt du gethan?“ — eilte ſie auf ihren Gatten zu und preßte ſeinen Kopf an ihre Bruſt.

„Reich wollte ich werden, ich wollte beſſer für Dich und die Kinder ſorgen können,“ murmelte er dumpf — „und habe jetzt uns alle elend gemacht.“

Die Frau ließ ihren Mann fahren und trat auf mich zu, der ich mit aufrichtigem Mitgefühl auf die Beiden blickte. Mein Gott, wie viele ähnliche Scenen mochte die jüngſte Zeit allerorts bei uns geſehen haben! — Entſchiedenheit und Entſchloſſenheit lag in dem Tone, mit welchem die Frau mich fragte: „Mein Herr! Wozu ſind Sie hier? Was wollen Sie jetzt mit meinem Manne beginnen?“

Ich zuckte die Achſeln und ſagte in mildeſtem Tone:

„Liebe Frau, es iſt das Beſte, Sie entfernen ſich aus dem Zimmer und laſſen mich mit Ihrem Gatten allein.“

„Entfernen! und allein laſſen?“ erwiderte ſie. „Ich habe mir meinen Mann ſchwer genug errungen, frohe Tage mit ihm verlebt und ſollte ihn jetzt in dieſer Unglücksſtunde — denn hat er gefehlt, hat er es nur mir und den Kindern zu Liebe gethan — mit einem mitleidloſen Fremden allein laſſen?“ Und wie drohend ſich vor mir ſtellend, rief ſie: „Was, mein Herr, werden Sie jetzt vornehmen?“

„Ich muß zuerſt ein Protocoll über den Thatbeſtand, mit genauem Nachweis der Summe, die in der Kaſſe fehlt, verfaſſen und dieſes Protocoll wird Ihr Mann unterfertigen.“

„Und dann?“

„Werde ich nach Wien telegraphiren, damit Jemand zur proviſoriſchen Uebernahme des Poſtamtes ſogleich hierher beordert werde.“

„Und dann? Was werden Sie mit meinem Manne dann thun?"

„Ihn mit mir nehmen."

„Mitnehmen?" schrie sie auf. „Von Weib und Kindern reißen und ihn als Verbrecher dem Gerichte überliefern?"

Ich gab keine Antwort. Ich hatte nicht die Kraft, der Aermsten in's Antlitz zu sehen. — Eine tiefe Stille war jetzt im Gemache. — Der unselige junge Mann saß noch immer regungs- und fassungslos und unbeweglich; jammernd und schluchzend stand die Frau vor mir.

Plötzlich erfaßte sie meine Hände, und im Tone tiefster Verzweiflung, der mir das Herz durchschnitt, schrie sie:

„Herr, haben Sie Erbarmen! Machen Sie nicht ihn, nicht uns für alle Zeit unglücklich. Giebt es denn gar keine Rettung für uns?"

Der Erzähler machte hier eine Pause. —

Unser Zug war eben in Wiener-Neustadt angelangt. Waggons wurden aufgerissen und geschlossen, Passagiere stiegen ein und aus; ich besorgte, daß uns diese Station einen unwillkommenen dritten Reisegefährten störend bescheeren könnte. Doch Gott sei Dank, die Locomotive pfiff, der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Wir waren allein geblieben, und in höchster Spannung wandte ich mich an mein Gegenüber mit der Bitte, in seiner Erzählung, deren weitere Entwickelung ich kaum erwarten konnte, fortzufahren.

„Wo war ich doch geblieben?" setzte mein Gefährte ein. „Richtig! Bei dem Momente, da die Frau verzweifelnd vor mir stand, mich um Rettung beschwor, und ich endlich, von der traurigen Situation auf das Tiefste ergriffen, sie fragte: Ob es ihr nicht möglich sei, die abgängige Summe binnen einer Stunde aufzubringen, dann vielleicht könnte das Allerschlimmste wenigstens von ihrem Mann abgewendet werden.

Einen Augenblick leuchtete etwas wie erwachende Hoffnung in ihren Augen auf, aber traurig senkte sie bald darauf wieder das Haupt und seufzte:

„Es wird vergeblich sein. Er wird uns nicht helfen wollen."

Dann aber, nach kurzem Nachsinnen, trat sie entschlossen an ihren Mann heran:

„Du hast mich schwören lassen, daß ich nie wieder jene Schwelle überschreite! Willst Du mich dieses Eides jetzt entbinden? Darf ich zu unserer Rettung diesen Schritt wagen?"

Man merkte an seinen Zügen, an seinem keuchenden Athem, welchen Kampf er durchkämpfte. Dann stieß er zwischen den Zähnen hervor:

„In Gottes Namen! Geh! Versuch's!"

Sie eilte aus dem Zimmer. Durch das Fenster blickend, sah ich, wie sie, ein Tuch um den Kopf geworfen, die Kinder, die sich an sie hängten und sie begleiten wollten, zurückwies und um die Ecke verschwand.

„Es scheint kein leichter Gang zu sein, den Ihre Frau jetzt angetreten," sprach ich den Unglücklichen an.

„Es ist der schwerste ihres Lebens!" erwiderte er und erzählte in abgerissenen Sätzen, während er bald voll Grimm die Faust ballte, dann wieder düster zur Zimmerdecke emporblickte, wie er vor sieben Jahren, ein junger Offizier, in diesen Markt gekommen, im Hause des Bürgermeisters einquartirt gewesen; wie dessen Tochter, damals siebzehn Jahre alt, ihm gleich sehr gefallen, wie er ihr Herz nach und nach gewonnen und nach zwei Jahren, nachdem er seinen Militaircharakter abgelegt, sich die Postmeisterstelle hier zu verschaffen gewußt habe und nun mit seiner Werbung um das Mädchen offen hervorgetreten sei, von dem stolzen Vater aber, der auf seinen Reichthum pochte, mit Hohn und Spott zurückgewiesen worden. Er habe das Mädchen entführt, gegen den Willen des Vaters geheirathet. Der Mann aber sei unversöhnlich, habe ihm allen möglichen Schimpf angethan, wolle weder seine Tochter, noch seine Enkel anerkennen. Und wenn er sich jetzt in dieser verzweiflungsvollen Lage befinde, niemand anders als der harte, herzlose Schwiegervater trage die Schuld. Immer habe er mit den Seinen ein zwar knappes, aber ehrliches Auskommen gefunden, und nur um zu Besitz und Reichthum zu gelangen und damit den Alten zu ärgern, habe er sich zu Börsenspeculationen verführen lassen, die ihn nach dem „Krach" im Mai, um sich zu retten, zu jenem leichtsinnigen Streiche verführt hätten. — Bei den letzten Worten stöhnte er auf und verbarg Stirne und Antlitz, als ob er sich vor uns, vor sich selber schäme, in den Händen.

Durch die Thüre, welche von Außen eine Magd öffnete, schlichen die Kinder herein; sie wollten auf den Vater zustürzen, blieben aber bei dem Anblicke, den er bot, erschreckt und entmuthigt an der Thüre stehen.

Es waren zwei reizende kleine Geschöpfe. Die Augen blickten so treuherzig, die Wangen waren so rund und gesund. Ich bin immer ein Kinderfreund gewesen; ihr Erscheinen bei der bangen Stille, die in dem Zimmer herrschte, war mir eine wahre Erleichterung. Ich rief sie zu mir und nahm das kleinere Mädchen auf den Schooß; das ältere, über meine Schenkel gebeugt, spielte mit meiner goldenen Uhrkette und fragte schüchtern: Woher ich sei? Und als ich ihr erklärte, ich komme aus Wien, da leuchteten ihre Augen und sie erzählte, sie sei schon in der großen, großen Stadt gewesen, habe dort viele Soldaten, viele Wagen und so schöne Puppen gesehen und sich eine wunderschöne Puppe mitgebracht, die sie mir eingehend schilderte und mir auch vorzuführen versprach.

Und ich mußte unwillkürlich während dieses kindlichen Geplauders auf den unglücklichen Vater blicken, der mir gegenüber saß und wie von der Last seines Verhängnisses zusammengedrückt, den Kopf gesenkt hielt und den Leib zusammenpreßte — der wahrscheinlich in der nächsten Stunde mit Schmach bedeckt, für Jahre den Seinen entrissen werden würde; ich

zürnte mir selbst, daß ich gezwungen war, solch ein Elend über diese Menschen herbeizuführen, und indem ich die Köpfchen der lieben Kleinen streichelte, wünschte ich von Herzen, daß ein glücklicher Zufall mir ersparen möge, zwischen Gatten und Gattin, zwischen den Vater und seine holde Kinder wie ein böses Verhängniß treten zu müssen.

Da wurde die Thüre rasch aufgerissen und die junge Postmeisterin trat ein. An ihrem bleichen Antlitz, den traurigen Augen, den zuckenden Lippen erkannte ich, daß ihr Gang vergeblich gewesen war. Sie warf sich schluchzend an die Brust ihres Gatten, der sich bei ihrem Eintritt erhoben hatte und ihr einen Schritt erwartungsvoll entgegengegangen war und rief: „Er hat mir, ohne mich auch nur anzuhören, die Thüre gewiesen!" Der unglückliche junge Mann strich ihr mit der Hand wie tröstend über die Stirne und sagte: „Ich wußte es im voraus."

Und sich zu meinem Begleiter wendend, der bisher in stumpfer Gleichgültigkeit, unbeweglich, der Thüre nahe, an der Wand gelehnt hatte, sagte er in dumpfer Resignation: „So ziehen Sie doch aus der Tasche die Handschellen hervor mich zu fesseln, mich nach Wien zu führen und dem Landesgerichte einzuliefern. Ich bin bereit."

„Dich mitnehmen! In Ketten werfen?" — schrie die junge Frau und stellte sich trotzig, wie abwehrend vor ihren Mann. Als aber ihre Augen auf die Kinder fielen, welche sich geängstigt, nahe aneinander gedrückt, in eine Ecke zurückgezogen und mit scheuen Augen nach Vater und Mutter blickten, da machte der Trotz dem tiefsten Schmerze, dem Gedanken der verzweiflungsvollen Verlassenheit Platz, die ihr drohte. Sie eilte auf die Kinder zu, umfaßte sie, führte sie zu mir, und ehe ich es hindern konnte, lag sie vor mir auf den Knien, streckte mir die Hände entgegen und schrie: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, wenn Sie selbst Weib und Kinder haben, wenn Sie nur Ein Wesen auf der Welt besitzen, das Ihnen theuer ist, machen Sie uns nicht unglücklich, retten Sie uns!"

Erschreckt trat ich bei diesem verzweiflungsvollen Aufschrei zurück; ich konnte nichts thun, als die Aermste meines innigsten Mitgefühls zu versichern, mußte aber zugleich auseinander setzen, daß es nicht in meiner Macht liege, das Drohende von ihnen abzuwenden.

Diese unglückliche Gattin, diese verzweifelnde Mutter hatte für Alles was ich ihr auch sagen mochte, nur die eine Antwort: „Sie können es, Sie müssen uns retten. Und was verlange ich! Daß Sie uns drei oder vier Tage Zeit lassen: Was ich an Schmuck besitze, es ist zwar wenig, ich will es verkaufen, die Kleider vom Leibe, die Einrichtung meiner Zimmer, Alles, Alles; ich will nach Wien, bei entfernten Verwandten, die sich freilich noch nie um uns bekümmert, betteln gehen, wir werden die fehlende Summe gewiß zusammenbringen. Nur Zeit gewinnen! Haben Sie Erbarmen; sehen Sie doch diese meine lieben, holden, unschuldigen Kinder an. Kinder, kniet nieder vor diesem harten Herrn, hebt die Hände

empor, helft eurer Mutter bitten, daß er uns nichts Böses anthun, euch nicht den Vater wegführen soll!"

Ich war bewegt, gepeinigt, erschüttert; mir trat der Angstschweiß auf die Stirne. Wie gerne hätte ich von dieser armen Frau, von ihren lieben Kinderchen, die ohne die Situation zu begreifen, so angstvoll, so voll Erwartung mich anstarrten, das Schlimmste abgewendet. Aber mein Gott! Wie konnte ich das? Welche Mittel standen mir zu Gebote? War es nicht meine beeidete Amtspflicht, dem Staate sein Eigenthum zu wahren und gegen denjenigen, der es geschädigt und veruntreut hatte, erbarmungslos und rücksichtslos vorzugehen?

Da plötzlich tauchte ein Gedanke in mir auf; ich wußte selbst nicht wie er mir gekommen, er war thöricht und verwegen. Aber was lag daran! Ich beging kein Unrecht! Ich verletzte damit keine Pflicht. Ich durfte, ich mußte dem Drange meines so gerne hülfbereiten Herzens folgen. Warum sollte ich nicht dieses Eine versuchen; wenn auch ohne jede Aussicht auf Erfolg versuchen?

„Wo wohnt Ihr Vater?" fragte ich die Frau hastig und griff nach meinem Hut.

„In der nächsten Gasse rechts, in dem zweistöckigen Hause; es ist das einzige im Markt."

„Gut!" sagte ich, ermahnte meinen Begleiter die Augen offen zu halten, nichts in dem Zimmer vom Platze rücken zu lassen, ich käme gleich wieder und — eilte hinaus.

Während meines Ganges — ich brauchte nicht erst zu fragen und zu suchen, denn von dem zwei Stock hohen Hause leuchtete mir die Inschrift „Bürgermeisteramt" entgegen — während meines Ganges fand ich Zeit zu überlegen, ob ich nicht im Begriffe stehe, mich durch menschliches Mitgefühl zu einem Schritte hinreißen zu lassen, der ohne Zweifel resultatlos bleiben würde und überdies mit meiner amtlichen Stellung vielleicht nicht ganz zu vereinbaren wäre. Das Erste mußte ich in Gottes Namen, meiner guten Absicht bewußt, abwarten; über das Zweite glaubte ich beruhigt sein zu dürfen. Ich kannte die augenblicklich herrschende Stimmung in meinem Amte; ich wußte, wie unangenehm gerade jetzt, bei dem allgemein herrschenden Mißtrauen, es meine Vorgesetzten berühren würde, wenn in den nächsten Tagen durch alle Zeitungen die Notiz liefe, daß abermals bei einer Postkasse eine Defraudation entdeckt wurde, die mit dem Börsenschwindel und dem „Krach" in unmittelbarem Zusammenhange stehe, und daß man mir es gewiß danken würde, wenn ich die Sache in einer Weise ausgliche, bei welcher der Staat nicht zu Schaden käme und die schuldtragende Persönlichkeit in aller Stille, ohne jedes Aufsehen von ihrem Posten entfernt würde.

Entschlossen stieg ich die Steintreppe des zweistöckigen Hauses hinan, fragte eine mir begegnende Magd: Ob ich den Herrn Bürgermeister träfe, pochte an die Thüre, die man mir bezeichnete und trat, auf ein

ſcharf klingendes „Herein“ in ein Zimmer, offenbar die Gemeindekanzlei, denn offene Schränke mit Actenſtücken und Amtsbüchern deckten die Wand; ein ſchwarzer eiſerner Geldſchrank ſtand in einer Ecke und ein großer gelb angeſtrichener Tiſch, mit Papieren bedeckt, in der Mitte des viereckigen großen Gemaches. Ein hochgewachſener kräftiger Mann, etwa ein Fünfziger, die kurz geſchorenen Haare grau melirt, das Geſicht bartlos, trat mir, halb bäuerlich, halb ſtädtiſch gekleidet, entgegen und fragte: was ich wünſche?

Der Mann ſah unverkennbar ſeiner Tochter ähnlich; doch Alles, was bei ihr weich, fleiſchig und roſig angehaucht war, erſchien bei ihm eckig, hart und fahl, die grauen Augen blickten mitleidslos, der hoch emporgehobene Kopf, die vorgeſtreckte Bruſt, die feſt an den Leib geſchloſſenen Arme, die Füße, die wie mit ſtolzem Bewußtſein den Boden nieder zu treten ſchienen — Alles an dieſem Manne drückte Bauernſtolz, Selbſtüberhebung und Erbarmungsloſigkeit aus.

Ich nannte ihm meinen Namen, meine amtliche Stellung, und daß ich in Angelegenheit ſeines Schwiegerſohnes . . .

„Schwiegerſohnes?“ unterbrach er mich raſch, und ſah mich mit ſeinen grauen ſtechenden Augen feindſelig an — „Habe keinen!“

„In Angelegenheit des hieſigen Poſtmeiſters alſo,“ verbeſſerte ich mich ſchnell und ſetzte ihm auseinander, in welcher Lage ſich augenblicklich der Aermſte befinde, wie ohne Zweifel nur die Liebe zu Weib und Kindern, nur der Wunſch ihnen ein angenehmeres Heim zu bereiten, ihn zum Börſenſpiel verleitet und zum Verbrecher gemacht hätten.

Er hörte mich an, ohne daß eine Muskel ſeines marmorglatten Geſichtes in's Zucken kam. Die kurze Tabakspfeife hatte er im Munde behalten und ſtieß zwiſchen den Lippen von Zeit zu Zeit bald eine Dampfwolke, bald ziſchend die Worte hervor: „Der hergelaufene Lump! Iſt es endlich gekommen? Hab' es vorausgeſehen! Gott iſt gerecht. Gut! Gut!“

Ich faßte jetzt Alles, was ich von Beredtſamkeit beſaß, zuſammen. Ich ſchilderte ihm die unſchuldigen reizenden Kinder, die verzweifelnde Mutter, den unglücklichen jungen Mann, den allzugroße Liebe zu den Seinen und der Leichtſinn, zu welchem die Verlockung in letzter Zeit ſo zu ſagen in der Luft gelegen, mit Kerker und Entehrung bedrohe. Es handle ſich um den ehrlichen Namen ſeiner Tochter, ſeiner Enkel!

„Tragen ſie meinen Namen?“ unterbrach er mich.

„Doch,“ rief ich, „ſind ſie Ihr Fleiſch und Blut. Und der Hinblick auf das große Unglück, welches dieſen Aermſten bevorſteht, die bittere Pflicht, daß ich der Gattin den Gatten, den Kindern ihren Ernährer wegführen muß, haben mich, den Fremden, den ferne Stehenden, Unbetheiligten ſo tief bewegt und erſchüttert, daß ich mir herausnehme, im Namen der Seinen mit einer Bitte zu kommen.“ Ich hielt einen Augenblick inne und ſah ihm forſchend in's Geſicht, ob ſich nicht eine Regung von Theilnahme, von aufmunterndem Entgegenkommen dort zeige. — Nichts! Nichts! Er preßte die

Lippen nur noch fester zusammen, die Falten in den Mundwinkeln traten stärker hervor, und empfindungslos sahen mich die stahlgrauen Augen an.

„Ich kann mir denken," sagte er endlich, ruhig und kalt „was Sie zu mir führt. Sie besorgen, wenn Sie den Defraudanten von hier fortführen, daß es Spektakel und eine aufregende Scene auf der Straße geben könnte, was mir im Interesse der öffentlichen Ruhe selbst nicht erwünscht sein kann. Sie möchten, daß ich Ihnen zur Assistenz meine beiden Gemeindediener beigebe. Hat keinen Anstand. Werde sie gleich herbeirufen."

Damit wollte er sich gegen die Thüre wenden, blieb aber plötzlich stehen und fragte: „Sie werden ihn doch hier vor meinem Hause vorbeiführen? Ich möchte gern am Fenster stehen und zusehen, wie endlich den Menschen, welcher hinterlistig mein einziges heißgeliebtes Kind von mir weglockte, die wohlverdiente Strafe erreicht." — Einen Augenblick zuckte es durch sein Gesicht, trat etwas wie eine Wolke vor seine Augen, dann war alles wieder marmorglatt und kalt und er sagte mit fester Stimme: „Ich rufe die Gemeindediener!"

Da aber konnte ich mich nicht mehr halten. Empörung über solche Herzlosigkeit und Erbarmungslosigkeit überwältigte mich. Ich schleuderte ihm meinen ganzen Grimm unverhohlen in's Gesicht; ich rief ihm zu, daß mir ein Mann, der in solcher Weise gegen diejenigen, die ihm die Nächsten auf der Welt seien und welchen das größte Unglück bevorstehe, niemals noch vorgekommen sei, ja, daß ich solche Grausamkeit und Unmenschlichkeit bis zur Stunde nicht einmal für möglich gehalten habe. „Soll ich nicht ganz an der Menschennatur verzweifeln, so habe ich für einen solchen Vater und Großvater nur eine Entschuldigung. — Sie gelten zwar allgemein für einen vermögenden Mann, Ihre Tochter lebt selbst in dem Wahne, daß es Ihnen ein Leichtes wäre, sie zu retten. Dies aber kann unmöglich sich so verhalten. Die allgemeine Meinung von Ihrem Wohlstand, von Ihrem Vermögen muß auf einem Irrthum beruhen, den zu erhalten Sie wahrscheinlich alle Ursache haben; darum wollen Sie lieber grausam und herzlos erscheinen, als eingestehen, wie Ihre Verhältnisse eigentlich sind, und daß Sie, selbst beim besten Willen, nicht in der Lage wären, Ihrem Kinde helfen zu können."

Als ich in wilder Hast zu meiner eigenen Herzenserleichterung, kaum selbst daran glaubend, diese Rede hervorgestoßen, war der Bürgermeister nach und nach von der Thüre, deren Klinke er schon in der Hand gehalten hatte, in die Mitte des Zimmers zurückgetreten. Eine dunkle Röthe lagerte sich auf seine Stirne. Noch höher hob er das Haupt, noch herausfordernder streckte er die Brust hervor.

„Ich! nicht helfen können, wenn ich wollte?" lachte er höhnisch auf, zog einen Schlüssel aus der Tasche, steckte ihn in den Geldschrank, schloß auf, öffnete weit die Thüren desselben und zeigte triumphirend auf die in mehreren Abtheilungen dort aufgehäuften Papiere. „Da!" rief er, „da

liegen wohlgeschichtet: Hunderter, da Fünfziger und Zehner, und dort unten in den grauen Säcken, da man ja doch in dieser schlimmen Zeit den gottverfluchten Papieren nicht trauen kann, blanke Ducaten, harte Thaler. Das Zehnfache, das Zwanzigfache von dem, was der Lump im Postamte braucht, um das Loch wieder zuzudecken, das er gegraben. — Eher aber soll . . ."

Von einem kühnen Gedanken erfaßt, unterbrach ich ihn in dem Schwure, den er eben sprechen wollte. Wenn ich ihn dabei faßte? Wenn ich dieses selbstbewußte, prahlerische Pochen auf Reichthum und Besitz als meinen Bundesgenossen anwürbe? — „Wohl," sagte ich, „aufgespeichertes Geld sehe ich, und daß es mehr als genügend wäre, merke ich auch. Ich kann mir aber auch denken, warum Sie nichts davon hergeben wollen und können."

„Nicht können?" fragte er verwundert.

„Das ist sicherlich die Gemeinde-Kasse; hier liegen Depositen von Wittwen und Waisen, über welche Sie wachen, aber nicht verfügen können. Und wenn Sie von diesem Gelde das Geringste wegnehmen würden, dann machten Sie sich der gleichen Veruntreuung, des gleichen Vergehens wie Ihr Schwiegersohn schuldig. Es ist nur zu natürlich, daß Sie von diesem Gelde Nichts hergeben können. Leben Sie wohl!"

„Halt!" rief er mir zu, „Gemeindegeld? Anvertraut? Darf nichts davon nehmen? Ich? — Oho! Das lasse ich mir nicht nachsagen! — Da!" schrie er, „da nehmen Sie," und er riß fünf Päckchen abgezählter Noten aus dem Schranke — „hier sind fünf Tausender; und einen Tausender mehr kann der Lump noch von mir an dem Tage bekommen, wo er von hier sich fortmacht, damit er und seine Brut mir nie mehr vor die Augen kommen."

Mit welch freudiger Hast ich das Geld ergriff, die Treppe hinabstürzte, mit welchem Jubel ich die Banknoten triumphirend hoch haltend im Posthause empfangen wurde, können Sie sich denken. Ich legte das Geld in die Kasse, fertigte das Protokoll aus, daß ich Alles in Ordnung gefunden, steckte die Schlüssel zu mir und sagte dem jungen Manne, nachdem ich ihm vorher noch eindringlich in's Gewissen gesprochen, daß das Vorgefallene ein Geheimniß zwischen uns bleibe, er zwar seines Postens enthoben sei, ich aber sorgen werde, daß er, nach einiger Zeit eine andere passende Stellung finde.

„Doch mein Gott," rief der Erzählende, „wie habe ich mich verschwatzt! Wir sind gleich im Wiener Bahnhof" und seine Reisetasche fassend, rief er mir hastig zu: „Verzeihen Sie, wenn ich Sie gelangweilt!"

Ich fand nur noch Zeit ihm herzlich die Hand zu drücken und ihn zu versichern: es werde mir immer unvergeßlich bleiben, was er, die Zeit angenehm kürzend, mir mitgetheilt „während der Fahrt."

Das neue Deutſchland und ſeine Kaiſer.

Von

Dietrich Schäfer.

— Breslau. —

Die perſönlichen Geſchicke unſeres Kaiſerhauſes ſtehen ſeit Jahresfriſt im Vordergrunde des Intereſſes der gebildeten Welt. Das Unerhörte war in unſerer Mitte Ereigniß geworden. Es war uns vergönnt geweſen, unſeren erſten Kaiſer zum neunzigſten Geburtstag in ungewöhnlicher körperlicher und geiſtiger Friſche begrüßen und feiern zu dürfen. Dann drangen bald beſorgnißerregende Nachrichten in die Oeffentlichkeit von unheilbarer Erkrankung des Thronerben, in deſſen vollendet männlicher Perſönlichkeit man ſich gewöhnt hatte eine der ſicherſten Bürgſchaften für die Dauer unſeres jungen deutſchen Staatsweſens zu erblicken. Monate banger Erregung folgten. Wenige Wochen nachdem, um das Leben des Kranken zu erhalten, ein ſchwerer operativer Eingriff nöthig geworden war, ſetzte Gott den irdiſchen Tagen Kaiſer Wilhelms ein Ziel. Noch einmal flackerten die Hoffnungen auf, als der Todtkranke die Zügel der Regierung mit unerwarteter Lebhaftigkeit ergriff. Sollte er geſunden trotz alledem? Konnte die faſt übermenſchliche Kraft und Energie ſeiner Natur leiſten, was Menſchen ſonſt nicht möglich iſt? Nur zu bald ſollte es ſich zeigen, daß dieſe Fragen verneinend zu beantworten ſeien. Nach kaum Monatsfriſt trat an die Stelle der vorübergehenden Beſſerung ein raſcher Verfall der Kräfte. Eines der wichtigſten Lebensorgane von der heimtückiſchen Krankheit buchſtäblich beraubt, unterlag die eiſerne Conſtitution dem ſchleichenden Feinde. Die Leitung Deutſchlands und Preußens ging in Hände über, die man gewohnt war als jugendliche anzuſehen. Eine Fluth von Hoffnungen und Befürchtungen knüpften ſich an dieſen Thron-

wechsel. Auch wer nicht ganz befriedigt war von der Richtung, die das Staatsschiff unter des kranken Friedrich Steuer zu nehmen schien, legte sich doch zweifelnd die Frage vor, ob der Prinz in der Auffassung Gesammtdeutschlands die Männer werde ersetzen können, unter deren Führung die Siege von 66 und 70 erkämpft worden waren. Die Stimmen des Auslandes verkündeten mehr Mißtrauen als das Gegentheil. Alle diese Bedenken hat unser Kaiser in kürzester Frist zerstreut. Auch dem blödesten Auge ist klar geworden, daß unsere politischen Geschicke in sicherer und kundiger Hand ruhen. Wer für die Einheit des Reiches fürchtete, der kann, so weit Deutschlands Regenten in Frage kommen, nach den Vorgängen gelegentlich der Reichstagsthronrede sich beruhigen. Wer kriegerische Abenteuerlust witterte, der wird sich überzeugt haben, daß Deutschland, so viel an ihm liegt, der starke Friedenshort bleiben wird, der es seit 71 gewesen. Wer sich noch fortgesetzt an der Jugend unseres dritten Kaisers stoßen sollte, möge sich erinnern, daß die drei bedeutendsten Herrscher, die das alte Preußen gehabt hat, jünger den Thron bestiegen als er: der große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große.

Wenn wir uns dieser Sachlage freuen, so danken wir sie zunächst der vertrauenerweckenden, ihrer Stellung gewachsenen Persönlichkeit Kaiser Wilhelms II. Aber tiefere und zusammenhängende Erwägung wird sich doch auch bewußt bleiben, daß in unseren deutschen Verhältnissen selbst, wie sie sind und wie sie geworden, eine weitreichende Gewähr liegt für ihre Fähigkeit, auch so rasche und unter so erschwerenden Umständen sich vollziehende Thronwechsel ohne Erschütterung zu ertragen. Sie wird zeigen, daß unsere deutsche Einheit in der Form, in der sie erstand, die reife Frucht einer tausendjährigen Entwickelung ist, deren Verwerthung zum Besten des Welttheils und seiner Cultur erst in ihren Anfängen steht. Historische Betrachtung wird uns lehren, ruhigeren Blickes in die Zukunft zu sehen, und uns sicherer erhalten, was in den Parteikämpfen der letzten Jahre manchmal verloren zu gehen schien — die Freude an unserem Volke. In diesem Sinne möge es in dem Folgenden versucht werden, die Bedeutung unserer neuesten Kaisergeschichte im Zusammenhange mit dem großen Gange der Geschicke unseres Vaterlandes klar zu legen und die Thätigkeit unserer drei ersten Kaiser gleichsam in ihrer allgemein historischen Bedeutung zu erfassen. Es wird sich aus solcher Betrachtung ergeben, daß Deutschlands neues Kaiserhaus fester verkettet ist mit Deutschlands Volk und Deutschlands Fürsten, als man häufig geneigt ist anzunehmen; und daß Deutschlands gegenwärtige Stellung in Europa für absehbare Zeiten als ein Erforderniß der allgemeinen politischen Weltlage betrachtet werden darf.

* * *

Den Nationen ist die geschichtliche Erinnerung, was den einzelnen Menschen ihr Selbstbewußtsein: die Quelle des Vertrauens auf die eigene Kraft, des Glaubens an das eigene Selbst, des nationalen Stolzes. Ein Schatz ruhmreicher historischer Ueberlieferungen — und mögen selbst erträumte Großthaten an die Stelle wirklicher Leistungen treten — ist Bedingung für jede größere nationale oder staatliche Bildung. Unser Volk, dessen einzelne Stämme mit besonders stark entwickeltem nationalen Bewußtsein und mit ungewöhnlich reicher Tradition über die Thaten der Vorfahren in die Geschichte eintraten, hat sich in trüben Tagen wiederholt erfrischt und verjüngt in dem stärkenden Born einer thaten- und ruhmreichen Vorzeit, in der Erinnerung an die gewaltigen Kämpfe der Urväter mit den Römern, in dem Gedanken an die mittelalterliche Größe und Herrlichkeit von Kaiser und Reich.

Historischer Betrachtung wird es nicht leicht, sich zu lösen von den Fragen der Gegenwart. So hat auch unsere Zeit das seltsame Schauspiel gesehen, daß nationaler Uebereifer die glanzvollste Periode unserer mittelalterlichen Geschichte gekennzeichnet hat als eine kurzsichtige, beklagenswerthe Verirrung. Das Ringen der deutschen Könige um die römische Kaiserkrone und die mit ihr verbundene Weltstellung sollte anzusehen sein als eine verhängnißvolle Ablenkung von den eigentlichen nationalen Aufgaben. Und doch war es wesentlich der Gedanke des römischen Kaiserthums, der die bisher nur lose vereinigten Stämme zu einem wirklichen Volke verschmolz, der ihnen zuerst einen gemeinsamen Namen gab, der sie von den Alpen bis zum Meere schaarte um den ernstlich von keiner Seite bestrittenen Anspruch, daß es deutsche Nation sei, die in ihrem Könige zugleich den künftigen Kaiser zu wählen, die, wie unsere Vorfahren im Bewußtsein ihres Werthes es ausdrückten, der Welt den Herrn zu setzen habe. Um diesen Gedanken erwuchs unsere Nationalität, wie die der Franzosen um ihre Kämpfe mit den Engländern, wie die spanische im Ringen mit den Mauren; sie erwuchs früher und kräftiger, als jene beiden. Die römischen Kaiser unseres Volkes waren es dann, die Italien, die Wiege moderner Cultur, bewahrten vor moralischer und politischer Vernichtung; die das Papstthum erretteten aus dem Versinken in locale Factionswirren, es seinen universalen Aufgaben wieder zuführten; die so die äußeren Bedingungen schufen für die gemeinsame christlich-abendländische Cultur des Zeitalters der Kreuzzüge. An dem Aufschwunge des 12. und 13. Jahrhunderts nahm gerade unser Volk den glänzendsten Antheil, ihm verdankte es dauernde Erfolge. In den Tagen, da seine Kaiser mit den Päpsten um die Weltherrschaft rangen, da sie unseren Nachbarn südlich der Alpen mit eiserner Faust ihre Gebote aufzwangen, da sie Hunderttausende zum Kampfe gegen Muhameds Söhne ins Morgenland führten, da wuchs, wie der einzelne Mensch, so gleichsam das ganze Volk mit seinen größeren Zwecken; da ver-

mochte man, überwiegend in friedlicher Culturarbeit, den Nordosten unseres Vaterlandes fremdem Volksthum abzugewinnen und so auch jene Gegenden deutsch zu machen, in denen dereinst der Staat erwachsen sollte, der berufen war, die Trümmer der alten Herrlichkeit zu neuem Baue zusammenzufügen.

Denn es gab Trümmer. Noch nie hat ein Volk ungestraft seine Kraft der Lösung von Aufgaben gewidmet, die der Entwickelungsgang der Menschheit stellte. Das Verhältniß politischer Gewalten zu einander kennt weder Selbstlosigkeit noch Dankbarkeit im gewöhnlichen Sinne. Mochte das Streben der Kaiser, die Christenheit auch staatlich zu einigen, noch so förderlich einwirken auf den Gang der Cultur — es war einerseits nicht frei von nackteſter Herrschsucht und stieß andererseits auf den hartnäckigsten Widerstand gerade derjenigen, die sich zunächst durch dasselbe gehoben sahen. In dem Kampfe der rivalisirenden kaiserlichen und päpstlichen Gewalt mußte naturgemäß das Kaiserthum unterliegen. Waren theokratische Ansichten über den Staat die richtigen, so konnte, so lange die Lehren der Kirche wirklich lebten in den Völkern, das Gebäude kaum anders gipfeln als im Statthalter Christi. Indem dieser aber der ihm drohenden Unterordnung unter das Kaiserthum sich glücklich erwehrte und nach erfochtenem Siege den gedemüthigten Rivalen zum Vasallen zu erniedigen, sich selbst an seine Stelle zu setzen suchte, fand er einen natürlichen Bundesgenossen in den territorialen Gewalten, die in Deutschland wie in allen mitelalterlichen Reichen kräftig emporgeblüht waren unter und neben der zusammenfassenden monarchischen Herrschaft. Den Kämpfen, in die unsere Könige verwickelt wurden im Ringen um eine leitende Weltstellung, um das imperium mundi, verdankt unser Vaterland das Ueberwuchern des Territorialwesens, dies Schicksal theilend mit dem Lande, das als Sitz einer noch universaleren Gewalt noch weniger zur Ausgestaltung eines nationalen Staatswesens gelangte, mit Italien. Das Reich löste sich auf in Bestandtheile, aus denen es nicht erwachsen war; das politische Band, das diese noch umschlang, war Jahrhunderte hindurch zu schwach, um sie zu einheitlichem Handeln zusammenzufassen.

Das herangewachsene nationale Bewußtsein aber lebte fort trotzdem. Der Deutsche aus den Zeiten Luthers dachte nicht geringer von sich als jener aus den Tagen der Staufer. Selbst was sich loslöste vom Reich, wollte doch sein Deutschthum bewahren, ja machte es zur Grundlage seiner Sonderstellung. Als deutsche Eidgenossenschaft hielten sich die Schweizer frei von jeder Vermischung mit den Welschen; ihr deutsches Recht und deutsches Volksthum stellten die Niederländer in Gegensatz zu der spanischen Herrschaft, und sie bezeichneten ihre Sprache noch als niederdeutsche, als sie längst sich einer reichen eigenen Literatur rühmen konnten; als deutsche Hanse vertraten die Städte an Nord- und Ostsee das Recht ihrer Kaufleute gegen das Ausland; sich dem Reiche gegenüber selbständig zu machen gleich Schweizern und Niederländern fehlte ihnen weniger der Wille als die Geschlossenheit der Lage. Noch heute vertheidigt der Vlame

ſeine Mundart gegen walloniſche Staatsgenoſſen als het duitsche taal, die deutſche Sprache; noch heute rühmt der gemeine Mann des Elſaſſes ſeine Biederkeit und Bravheit als „Dietſcher“ im Gegenſatz zu der Unzuverläſſigkeit, die ihm bei den Nachbarn im Oſten und Weſten heimiſch zu ſein ſcheint.

Der entſetzliche Krieg, der, zu Anfang des 17. Jahrhunderts aus confeſſionellem Hader entſprungen, mit einem Auskämpfen der politiſchen Gegenſätze Europas auf deutſchem Boden und mit deutſchem Blute endete, verſetzte dem nationalen Stolze unſeres Volkes einen ſchweren, faſt tödtlichen Stoß. Das zertretene, um des Leibes kärglichſte Nothdurft ringende Volk trennten blutige, rauchende Trümmerſtätten von den hellen Tagen ſeiner Vorzeit. Die Erinnerung war wie abgeſchnitten. Unſeres Volkes Geſchichte mußte gleichſam neu begonnen werden.

Ihr wieder einen Inhalt zu geben, Thaten, an denen das geſunkene Volksbewußtſein ſich wieder aufrichten konnte, hat kein deutſches Staatsweſen entfernt ſo viel beigetragen, als das brandenburg-preußiſche. Aus einer Zerrüttung ſonder Gleichen erſtand unter Führung des großen Kurfürſten die Vormacht der deutſchen Territorialgewalten. Ihre vom entfernteſten Oſten bis zum äußerſten Weſten zerſtreuten Gebietstheile ließen ſie jegliche Wendung deutſchen Geſchickes, jede Regung deutſchen Lebens am eigenen Leibe mitempfinden. In einer für ſeine Zeit beiſpielloſen Unparteilichkeit gegenüber den verſchiedenen Confeſſionen ſeiner bunt zuſammengewürfelten Lande gab der Sieger von Fehrbellin ein leuchtendes Vorbild für die Löſung einer ſchwierigen Aufgabe, der deutſche Herrſcher zu allen Zeiten gegenüberſtehen werden. Seine Nachfolger beharrten auf der betretenen Bahn. So wurden die mageren Gefilde, die feuchten Brüche, die Kiefernwaldungen unſerer öſtlichen Gemarkungen der Mittelpunkt eines Staates, in dem ein begabtes, pflichttreues Herrſchergeſchlecht deutſche Stämme zu einem Volke voll mannhaften Muthes, kriegeriſchen Stolzes, ausdauernder, ſelbſtloſer Hingebung heranzog. Gegen eine Welt in Waffen erhob Friedrich der Einzige dieſe Hand voll Menſchen zur Stellung einer europäiſchen Großmacht. Als die franzöſiſche Revolution die moderne Umgeſtaltung unſeres Erdtheils einleitete, war wieder eine rein deutſche Macht vorhanden, deren Stimme im Rathe der Völker gehört werden mußte.

Die Stürme, die unter dem corſiſchen Eroberer über Europa dahinbrauſten, ſtellten allerdings ihren Beſtand noch einmal in Frage. Nach ſeinem Sturze hat bekanntlich Napoleon es als ſeinen größten Fehler beklagt, vor dem Zuge nach Rußland Preußen nicht vernichtet zu haben. Es iſt müßig, zu erwägen, was dann 1813 aus Deutſchland geworden wäre. So aber war Preußen auch nach der Verſtümmelung von Tilſit noch die Monarchie Friedrich des Großen geblieben. Es wurde der Fels, an dem die Macht des Unbeſiegten zerſchellte. Auf den Schlachtfeldern des Jahres 1813—15 floß vor allem andern preußiſches Blut. Aber es wurde vergoſſen auf dem Altar des gemeinſamen Vaterlandes. Unter dem Jubel

des ganzen Deutschlands schlug der greise „Marschall Vorwärts“ mit seinen schlichten Linien und Landwehren die Generäle und Marschälle des Kaiserreichs und ihre goldstrotzenden Garden. Bis in das fernste Stranddorf und die entlegenste Alpenhütte hinein schlugen die Herzen wieder höher, als man sah, wie der Altvordern Kampfesmuth und Siegesstolz wieder auflebte im preußischen Waffenruhm. Es war wieder der Mühe werth, ein Deutscher zu sein, nachdem die Thaten des siebenjährigen und des Befreiungskrieges uns wieder ein Recht gegeben hatten, vor allen Fremden deutsche Männer mit Stolz zu nennen.

Und diese Bereicherung unseres nationalen Seins fiel zusammen mit einem Aufschwunge unseres geistigen Lebens, der uns in wenigen Decennien in die vorderste Linie europäischer Bildung stellte. Die ewig unvergänglichen Schätze antiker Cultur wurden in der classischen Periode in einem Grade Gemeingut unseres Denkens und Empfindens, wie es kaum irgend einem anderen Volke zu Theil geworden ist. Nicht in letzter Linie wirkten sie befruchtend auf den vaterländischen Sinn, führten zur Einkehr und Vertiefung in die eigene Volksseele, die unerschöpfliche Quelle aller wahren Kunst. Selbst die Irrwege der Romantik schlugen diese Richtung ein. Man vertiefte sich in die Urzeit, deutsches Wesen besser zu erkennen und — wärmer verehren und lieben zu lernen. In Sprache und Recht, in Glaube und Kunst that sich staunenden Blicken eine Größe auf, die dem befangenen Auge des Zeitalters der Aufklärung verborgen geblieben war. Nibelungenepos und Sachsenspiegel, Kölner Dom und Thomas a Kempis wurden gleichsam neu entdeckt. Die deutsche Alterthumswissenschaft erblühte und stellte sich in den verschiedensten Formen durch Decennien in den Vordergrund unseres geistigen Lebens und besonders auch — unseres politischen Denkens. Denn auch die Männer, deren Leben und Wirken vollauf in Anspruch genommen war von den Aufgaben der unmittelbaren Gegenwart, wurden doch tief ergriffen von dem Zuge der Zeit. Freiherr von Stein selbst war es, der den Plan faßte zur Herausgabe der gesammten Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters, und der auch seine Durchführung begann. Was deutsch dachte und fühlte, träumte von Wiederbelebung der mittelalterlichen Herrlichkeit, ersehnte die Aufrichtung eines mächtigen nationalen Reiches.

Die Verhandlungen des Wiener Congresses 1814—1815 erfüllten diese Wünsche nicht. Aber sie schufen für Preußen eine Lage, die es ihm unmöglich machte, sich seiner deutschen Aufgabe zu entziehen. Gegen die gefährlichsten Nachbarn im Osten und Westen erhielt Preußen die Grenzwacht. Jeder Verlust deutschen Gebietes mußte in preußisches Fleisch schneiden. Nur durch äußerste Anspannung seiner Kräfte konnte der dürftige Staat seine Großmachtstellung behaupten, seiner Pflicht gegen Deutschland gerecht werden. Er mußte sich bemühen, in die schwere Rüstung hineinzuwachsen, die der allzu schwächliche Körper tragen sollte. Friedrich von

Gagern hatte Recht, wenn er zur Wiener Fixirung der preußischen Grenzen bemerkte: „Diese Gestaltung macht den Ehrgeiz zur Lebensluft dieses Staates."

Und eben diese Empfindung beherrschte im nächsten halben Jahrhundert die Diplomatie der deutschen Mittel- und Kleinstaaten. Mochte Preußens Loyalität in Verträgen noch so unbestreitbar sein, mochte man noch so klar erkennen, daß eine Unterordnung unter Preußen freiere Bewegung, leichtere Wahrung der besonderen Interessen gestatten werde als eine solche unter Oesterreich, daß alle gegebenen Verhältnisse auf einen Anschluß an den Norden hinwiesen: an den maßgebenden Stellen begegnete Oesterreich entschieden der größeren Sympathie, erschien es als der natürliche Schutz gegen Preußens Streben nach Machterweiterung. Selbst das Zustandekommen des Zollvereins, die unvergleichliche Geduld und Nachgiebigkeit, die Preußen in den Verhandlungen, die unübertroffene Loyalität, die es in der Handhabung der Verträge bewies, konnten an der Auffassung der politischen Lage in diesen Kreisen nichts Wesentliches ändern.

Und doch begannen Stimmen der Nation immer lauter und vernehmlicher für Preußens Führung zu reden. In den Tagen der Befreiungskriege wurde zuerst aus der Umgebung Karl Augusts von Weimar das Programm vernommen: Deutsches Reich mit Preußen an der Spitze unter Aussonderung von Oesterreich! Es verhallte damals wirkungslos in engen Kreisen. Aber der Gedanke brach sich doch Bahn mit natürlicher Gewalt. Nicht der Widerwille gegen die Reaction, gegen Denunciantenthum und Demagogenverfolgungen, nicht Heines und Börnes Lobpreisungen des Bürgerkönigthums und französischer Revolutionsherrlichkeit, nicht ihr und ihrer Genossen bitterer Spott über Pickelhauben und Gardejunker vermochte ihm Einhalt zu thun. Aus der schwäbischen Heimat des Hohenzollern'schen Geschlechts sang Pfizer unmittelbar nach der Julirevolution die begeisterten Verse:

Adler Friederichs des Großen!
Gleich der Sonne decke du
Die Verlass'nen, Heimatlosen
Mit der gold'nen Schwinge zu;
Und mit mächt'gem Flügelschlage
Triff die Eulen, Rab' und Weih;
Steig empor zum neuen Tage,
Sonnenaare, kühn und frei!

Als 1848 in's Land kam, da war es, wie Dahlmann am 9. März in der Adresse der Bonner Universität an den König es darstellte: „Durch ganz Deutschland geht die Sehnsucht, in Preußens König künftighin den höchsten Leiter und Gewährleister der deutschen Angelegenheiten zu verehren und so Preußen zu einer Höhe der Bedeutung steigen zu sehen, die selbst das Adlerauge des großen Friedrich nicht erreichen konnte." Wenn Dahlmann aber eine Woche später an Gervinus schrieb: „Hätte ich Macht und dürfte mich an Preußens Stelle setzen, so hätte ich

acht Tage nach Louis Philipps Verjagung die deutschen Angelegenheiten in die Hand genommen, provisorisch zwar, aber hätte sie als Kaiser behandelt", so standen einem solchen Verfahren unübersteigliche Hindernisse gegenüber. Sie lagen in Preußens inneren Verhältnissen und in der Persönlichkeit seines Königs.

Unabweisbar verlangte die Zeit nach constitutioneller Regierungsform. Lange blieb die Forderung in Preußen unerfüllt. Als sie gewährt wurde, geschah es unter Formen und Umständen, die Denkweise und Haltung des Königs in ungünstigem Lichte erscheinen ließen. Seinen und Preußens Gegnern fehlte es nicht an Stoff zu Tadel und Vorwurf gegen Herrscher und Staat. Als trotzdem das Frankfurter Parlament, mit knapper Mehrheit, Friedrich Wilhelm IV. zum erblichen deutschen Kaiser wählte, allerdings unter Bedingungen, die auch einem Manne von anderen Anschauungen das Annehmen schwer gemacht haben würden, da lehnte der König ab. Er wollte keine Krone aus Händen, die sie nicht zu vergeben hätten, wollte keine Vergewaltigung deutscher Mitfürsten, wollte vor Allem wegen deutscher Fragen keinen Krieg mit Oesterreich. Seitdem der hohenzollernsche Burggraf von Nürnberg die Augen der deutschen Wähler auf den Habsburger Grafen gelenkt und dem befreundeten schwäbischen Hause den Weg zur deutschen Königskrone gebahnt hatte, war Hohenzollern-Brandenburg-Preußen nur einmal, nur in den Tagen Friedrichs, freiwillig und entschieden herausgetreten aus den Geleisen habsburgischer Gefolgschaft. Auch Friedrich Wilhelm IV. wollte bei aller deutschen Gesinnung die Angelegenheiten des größeren Vaterlandes doch nur in die Hand nehmen im Anschluß an Oesterreich. Das hieß freilich sie ihrem Schicksal überlassen. Zu Olmütz entsagte Preußen selbständiger deutscher Politik. Mühsam erwehrte es sich während des Krimkrieges der Gefahr, vollständig herabzusinken zum Vasallen Oesterreichs. Die inneren Verhältnisse nahmen eine Wendung, die eine verhängnißvolle Entfremdung zwischen Regierung und Volk möglich erscheinen ließen. Und doch konnten auch in dieser trüben Zeit die Hoffnungen nicht erstickt werden, die Deutschland auf dieses Fürstenhaus, auf diesen Staat gesetzt hatte. Sie gaben dem Nationalverein Leben und Gedeihen. Sie zu erfüllen, war berufen unser erster Kaiser.

* * *

Eine selten schwierige, verantwortungsvolle Stellung war es, in die Wilhelm I. zunächst als Stellvertreter des leidenden Bruders, dann als Regent und demnächst als regierender König eintrat. Er sollte die altpreußischen Traditionen monarchischer Herrschaft in Einklang bringen mit den constitutionellen Anschauungen der Zeit; er sollte in einer überaus schwierigen allgemeinen politischen Lage die mühsam errungene, mühsam behauptete europäische Stellung Preußens stärken und festigen; er sollte die

verfahrene deutsche Frage lösen in einheitlichem, nationalem, constitutionellem Sinne. Er wurde diesen Aufgaben gerecht. Er übertraf die Erwartungen, die man von ihm gehegt hatte.

Wenn man nach dem Entwickelungsgange des Mannes forscht, der als Sechzigjähriger die gelockerten Zügel des Staates in seine feste Hand nahm, so ist der Umfang der Nachrichten, die Kunde geben, spärlich genug. Und doch treten die leitenden Züge deutlich hervor; überraschend klar erscheint das Bild dieser schlicht einfachen, durchsichtigen Persönlichkeit. Im Empfindungs- und Gedankenkreise der Familie, die herkömmlich den Fürsten nicht als den Staat selbst, sondern als den ersten Diener des Staates ansah, wuchs er auf; schon bei dem Achtzehnjährigen fanden sie Ausdruck in dem Gelöbniß: „Mein fürstlicher Stand soll mich immer an die größeren Verpflichtungen, die er mir auferlegt, an die größeren Anstrengungen, die er von mir fordert, und an die größeren Versuchungen, mit denen ich zu kämpfen habe, erinnern." Er wuchs auf in einem Elternhause, das als ein Muster christlich-deutschen Familienlebens dasteht, zu jener Haltung und jenen Anschauungen, die bei der Vermählung des Kronprinzen die Stadt Berlin mit den Worten anerkannte: „Seit fast 30 Jahren haben Eure Königlichen Hoheiten Hohen und Niederen ein Vorbild gegeben, daß häusliches Glück nur in höchster sittlicher Reinheit begründet und gewahrt werden könne, und dieses Vorbild ist nicht ohne segensreiche Folgen für alle Stände geblieben." Er wuchs auf zu jener religiösen Gesinnung, die im Glauben nicht nur die Quelle alles Lebensglückes, sondern auch Grund- und Inbegriff alles sittlichen Handelns sieht; zu jener Wahrheitsliebe, die dem Strengkirchlichen nothwendig erscheinen ließ, in seiner ersten Ansprache an's Staatsministerium (8. November 1858) zu erklären: „Alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenwesen als Mittel zu egoistischen Zwecken, ist zu entlarven, wo es nur möglich ist". Er wuchs auf zu jener Zuverlässigkeit, die einen der radicalsten Achtundvierziger, einen erbitterten Gegner, zu der Anerkennung nöthigte: „Keiner wagte des Prinzen Privatcharakter anzutasten; seine Ehrenhaftigkeit und aufrichtige Gradheit, die Zuverlässigkeit und aller Halbheit feindliche Entschiedenheit seiner Sinnesart wurden als seltene Eigenschaften in unserer Zeit selbst von Gegnern anerkannt." Den Dreizehnjährigen nennt die Mutter, der, wie Belege zeigen, in der Beurtheilung ihrer Kinder Schönfärberei fremd war, „einfach, bieder und verständig, gleich dem Vater;" der militärische Erzieher, Hauptmann von Reiche, rühmt an ihm „schnelle Auffassung, praktischen Verstand, große Ordnungsliebe und einen für sein Alter ernsten und gesetzten Charakter". „Es lag in ihm der wahre, zuverlässige Soldat und Anführer", setzt Reiche später hinzu. Die eherne Zeit, der Kindheit und Jugend angehörten, regte militärische Neigungen und Begabungen des Prinzen noch mehr an, als es des Hauses und Staates Art ohnehin schon mit sich brachte. Sie gelangten zu hoher Entwickelrng. Von entscheidender Bedeutung aber für sein

Leben wurde der rasche Wechsel in Preußens Geschick, der den mit der todtkranken Mutter durch Schneesturm und eisige Meereswogen über den Sand der öden kurischen Nehrung durch 3 Tage und 3 Nächte nach Memel fliehenden Knaben binnen wenigen Jahren zweimal als siegreichen Soldaten in die Hauptstadt des Herrschers führen sollte, der mit brutaler Rohheit der edelsten Königin, die je einen Thron zierte, begegnet war. Als das Herz der Mutter gebrochen war unter der Last des unendlichen Schmerzes, da lebte neben dem festen Gottvertrauen im Sohne fort der Glaube, der in Luise nicht wankend geworden war, der Glaube an Preußens Zukunft, der ihr, wie sie sagt, war wie der religiöse, „eine gewisse Zuversicht deß, das man hoffet und nicht siehet."

Das Vierteljahrhundert, das nach den Erfolgen von 1815 dem Vater noch vergönnt war, sodann die ersten Regierungsjahre des Bruders verbrachte Prinz Wilhelm in einflußreichsten Stellungen in der Armee, in der Verwaltung, im Staatsrath. Diesen Jahren verdankt er wesentlich die Ausgestaltung seiner politischen Anschauungen, die Kenntniß von Land, Volk und Heer, die Vertrautheit mit dem ganzen Organismus der Regierung; ihnen auch die Ausbildung jener männlichen, nach Gagerns Ausdruck vollendet edeln Persönlichkeit, über deren sicheres, maßvolles, würdiges und doch gewinnendes Auftreten in Europa nur eine Stimme ist. Im Staatsrath nahm er einen hervorragenden Antheil an den Berathungen, die der Berufung des vereinigten Landtags vorausgingen. Er stand den betreffenden Maßnahmen nicht sympathisch gegenüber. Sein Urtheil faßte er, als die Frage der Berufung unter seiner eigenen Zustimmung entschieden war, in die Worte zusammen: „Ein neues Preußen wird sich bilden. Das alte geht mit Publicirung dieses Gesetzes zu Grabe! Möge das neue so erhaben und groß werden, wie es das alte mit Ehre und Ruhm geworden ist." Als der Landtag zusammengetreten war, gab er „als erster Unterthan des Königs, als vermöge des Vertrauens sein erster Rathgeber" in der Herrencurie die Erklärung ab: „Aber eine Voraussicht haben wir gehabt, als diese Verordnungen berathen wurden: daß sie, die zum Besten des Vaterlandes gegeben wurden, Freiheiten und Rechte der Stände niemals auf Kosten der Rechte und Freiheiten der Krone gewähren sollten."

Es waren die Anschauungen seines königlichen Bruders. Sie wurzelten in der Ueberzeugung, daß die Krone von Gott verliehen sei, einer Ueberzeugung, welcher König Wilhelm wiederholt Ausdruck gegeben hat, am klarsten und bestimmtesten gelegentlich seiner Krönung mit den Worten: „Von Gottes Gnaden tragen Preußens Könige seit 160 Jahren die Krone. Von Gott habe ich die Krone empfangen, sie von Gottes Tisch genommen und sie auf mein Haupt gesetzt, auf daß ich sie in Demuth trage, weil er sie mir verliehen." Es ist die Auffassung, die, vielfach bei thatsächlich beschränktester Königsgewalt, überall und zu allen Zeiten geherrscht hat, seitdem

christliche Gesinnung das Leben der germanischen Völker durchdrang; nicht in jenem rohen Sinne, in dem das „Königthum von Gottes Gnaden" vielfach verspottet worden ist, sondern in jenem, in dem Luther sie verstand, wenn er lehrte, daß alle Obrigkeit von Gott gesetzt sei. Jener Zeit erschien sie vielfach unerträglich. Sie trat ihr entgegen in der schroffen Weise, die dem ersten Paragraphen des österreichischen Verfassungsentwurfs 1848 die Form gab: „Alle Staatsgewalten gehen vom Volke aus", die in Frankfurt dem erblichen Kaiser das unbedingte Veto versagte, die in der preußischen Nationalversammlung selbst in den einleitenden Worten der Verfassung den Titel „Von Gottes Gnaden" streichen ließ. Nicht mit Unrecht sprach Friedrich Wilhelm IV. solchem Vorgehen gegenüber von Zeit- und Schulmeinungen; und wenn er anläßlich jenes Beschlusses der Nationalversammlung mahnte: „Danken Sie Gott, daß es bei uns nicht ist wie in Frankreich, daß Sie noch eine angestammte Obrigkeit von Gottes Gnaden haben", so möchte ihm heute kein Besonnener widersprechen. Die Continuität der Geschichte, die nicht ungestraft durchbrochen wird, hatte er für sich. Das Wesen der erblichen Monarchie aber erkannte Fürst Schwarzenberg besser als sein Reichstag, wenn er erklärte, daß es in ihr überhaupt unzulässig erscheine, den Ursprung der Regierungsgewalt neu festzustellen. Wie immer, auf Popularität konnten in jener Zeit die Anschauungen des Prinzen nicht rechnen, um so weniger, als man nun gerade in ihm den Mann sah, der bereit und im Stande war, Gesinnungen in Handlungen umzusetzen. So wurde der „Prinz von Preußen" der bestgehaßte Mann in seinem Volke.

Und doch sollte gerade er den neuen constitutionellen Einrichtungen Bestand und Leben verleihen. Daß auch mit ihnen ein Staat blühen und gedeihen könne, war ihm schon bei seinem ersten Aufenthalte in England 1844 zur Ueberzeugung geworden; sie festigte sich bei seinem zweiten unfreiwilligen Besuche in jenem Lande 1848. „Die constitutionelle Monarchie ist die Regierungsform, welche unser König zu geben uns vorgezeichnet hat. Ich werde ihr mit der Treue und Gewissenhaftigkeit meine Kräfte weihen, wie das Vaterland sie von meinem ihm offen vorliegenden Charakter zu erwarten berechtigt ist. Dies ist die Pflicht eines jeden Vaterlandsfreundes, vor Allem also die meinige als des ersten Unterthanen des Königs." Diese Worte, die der Prinz am 8. Juni 1848 als gewählter Vertreter des Wirsitzer Kreises in der preußischen National-Versammlung sprach, bezeichneten seinen Standpunkt. Er hat ihn unentwegt festgehalten, entschlossen, wie er 5 Wochen früher einer Adresse des Belgarder Kreises antwortete, „die in eine constitutionelle Monarchie verwandelte Verfassung des Staats mit ihren nothwendigen Folgen anzunehmen, und, wie in früheren Tagen, Gut und Blut auch heute noch für denselben zu opfern." In diesem Sinne begegnete er auch dem deutschen Verfassungsentwurf der Siebzehner mit Sympathie und sicherem Urtheil. Als dann in den 50er Jahren in

Preußen Schwierigkeiten entstanden, als weithin die Befürchtung sich verbreitete, die Verfassung selbst stehe in Frage, da wandten sich die Blicke vertrauensvoll dem Manne zu, von dem der englische Prinz-Gemahl schrieb, daß seine „bekannte Loyalität des Charakters den Deutschen als Typus ihres ältesten Wahlspruches „Ein Wort, ein Mann" vorschwebe." Der Beginn seiner Regierungsthätigkeit wurde zur „neuen Aera."

Als in den folgenden schweren Tagen mehr als einmal an den König die Versuchung lockend herantrat, den unüberwindlich scheinenden Hemmnissen zu entgehen durch einen Angriff auf die Verfassung, widerstand er trotz aller Zweifel, ob die neue Regierungsform den Wunsch verwirklichen werde, den er ausgesprochen, unter ihr „das neue Preußen so erhaben und groß zu sehen, wie es das alte mit Ehren geworden sei." Die glänzende Rechtfertigung, welche seine königliche Politik 1866 erfuhr, konnte ihn nicht veranlassen, dem Rathe derer zu folgen, welche die Gelegenheit hätten benutzen mögen zu einer Vermehrung der königlichen Gewalt im Innern; sie ließen ihn in der Indemnitätsvorlage mit seinem Volke Versöhnung suchen nach den schweren Konfliktswirren. Seitdem ist Wilhelm I. der feste Eckstein geblieben für die Grundlagen der preußischen und der deutschen Verfassung, getragen und geleitet von der Ueberzeugung, der er zu Beginn seiner Regentschaft Worte lieh: „Es giebt keinen berechtigten Conflict der Interessen zwischen dem Souverän und seinen Unterthanen."

Diesem Manne, dessen feste und bestimmte, aber unerschütterlich ehrliche und zuverlässige Haltung unserer jungen constitutionellen Entwickelung einen eigenartig schlichten und durchsichtigen Charakter aufgedrückt hat, trat als oberste Aufgabe der äußeren Politik seines Staates die Lösung der deutschen Frage entgegen, mit der Preußen stand und fiel. Schon in dem Erlasse „An mein Volk" vom 7. Januar 1861 gab der König dieser Sachlage mit den folgenden Worten Ausdruck: „Meine Pflichten für Preußen fallen mit meinen Pflichten für Deutschland zusammen. Als deutschem Fürsten liegt mir ob, Preußen in derjenigen Stellung zu kräftigen, welche es vermöge seiner ruhmvollen Geschichte, seiner entwickelten Heeresorganisation unter den deutschen Staaten zum Heile Aller einnehmen muß. Seine Politik muß vor allem von dem Grundsatze getragen und geleitet werden: die Interessen Deutschlands sind die Interessen Preußens." Auch König Wilhelm erwartete, obgleich ihm der Nationalverein wenig Sympathie abgewinnen konnte, zunächst Erfolg von moralischen Eroberungen. Solche zu machen, schien Aussicht vorhanden. „Meine Hoffnung," schreibt Prinz Albert, „wie die der meisten deutschen Patrioten, steht auf Preußen, steht auf Dir."

Wie seine Vorgänger faßte er in erster Linie die Sicherheit Deutschlands ins Auge. Aber seine Bemühungen, die reiche deutsche Wehrkraft zu entwickeln und der festen preußischen Führung anzuschließen, hatten kaum mehr Erfolg, als die Versuche seines Bruders in gleicher Richtung gehabt hatten.

Selbst die Gefahren von 1859 konnten diese Bestrebungen nicht wesentlich fördern. Im Gegentheil begegneten sie bei Oesterreich und den übrigen deutschen Regierungen größerem Mißtrauen als je zuvor. Man fing an, sie mit kaum ernstlich gemeinten Gegenvorschlägen reformirender Art zu beantworten, um Preußen das Gebiet moralischer Eroberungen zu versperren. Da trat durch das Ableben des Königs Friedrich VII. von Dänemark an Deutschland die Aufgabe heran, die Rechte der stammverwandten Herzogthümer zu schützen. In einem 25jährigen opferreichen Kampfe für seine Einheit und sein Volksthum war Schleswig-Holstein der Brennpunkt geworden, in dem sich damals das deutsche Nationalgefühl gleichsam concentrirte. In einer seiner ersten Thronreden hatte der Prinzregent es für nöthig gehalten zu betonen, daß „die Bemühungen seiner Regierung fortdauernd darauf gerichtet seien, die unter dem Scepter des Königs von Dänemark stehenden deutschen Herzogthümer endlich in der vollen Uebung derjenigen Rechte zu sehen, auf welche ihnen die Gesetze des Bundes und die seiner Zeit zwischen dem deutschen Bunde und dem Kopenhagener Cabinet getroffenen Vereinbarungen einen wohlbegründeten Anspruch verliehen." Der Verfolg zeigte, daß dieses Ziel nur zu erreichen war durch Loslösung der Herzogthümer von Dänemark. Preußens Führung, im Bunde mit Oesterreich, erkämpfte und behauptete sie aller europäischen Diplomatie zum Trotz — die schwerste Arbeit, die, nach unseres Reichskanzlers eigenem Geständniß, ihm je gelungen. Die neue Armeeorganisation*) hatte sich glänzend bewährt.

Auch größeren Aufgaben sollte sich das Heer bald gewachsen zeigen. Es fehlte nicht viel, so wäre der errungene Erfolg auf die Schaffung eines neuen Particularstaats hinausgelaufen, ohne wesentliche Förderung für die Lage Preußens und Deutschlands. Dieses Ergebniß zu hindern sollte nur ein Bruderkrieg im Stande sein, in dem die größere Hälfte Deutschlands gegen Preußen stand. Nach den eigenen Aeußerungen unseres Reichskanzlers hat es „fürchterliche Kämpfe gekostet, um den König zu der Ueberzeugung zu bringen, daß er schlagen müsse." Wie sollte es anders! Hatte doch Königin Luise selbst an den Bruder, als er sich zum ersten Male vor ihr in Uniform zeigte, die Worte gerichtet: „Ich hoffe, mein Sohn, daß an dem Tage, wo Du Gebrauch machst von diesem Rock, Dein einziger Gedanke der sein wird, Deine österreichischen Brüder zu rächen." Schmerzlich genug kam endlich auch in König Wilhelm die Erkenntniß zum Durchbruch, daß „Oesterreich der Ansicht sei, ihm fromme, was Preußen schade; es könne in Preußen keinen natürlichen Bundesgenossen, sondern nur einen feindlichen Nebenbuhler erkennen"; daß ähnliche Gesinnungen die meisten deutschen Regierungen beherrschten, und daß, „wohin er und sein Volk in Deutschland

*) Ueber diese, die in der vorliegenden Darstellung nicht ausführlich behandelt werden konnte, verweisen wir auf Bd. 45, S. 367 von „Nord und Süd". Red.

auch schauten, man nur von Feinden umgeben sei, deren Kampfgeschrei: Erniedrigung Preußens.“ „Wenn sie denn Alle wirklich gegen mich sind,“ soll der König beim Eintreffen der Nachricht von der Bundesabstimmung des 14. Juni gerufen haben, „so werde ich mich selbst an die Spitze meiner Armee stellen und will lieber mit ihr untergehen, als daß ich in dieser Lebensfrage nachgebe.“

Die Wunden des unnatürlichen Krieges sind rasch vernarbt. Das Andenken an ihn ist verlöscht worden durch den größeren Erfolg, den er nach sich zog. War 1866 der Bann des Dualismus gebrochen worden, der lähmend auf Deutschland gelastet, so wurde 1870/71 dem verderblichen Einfluß ein Ende gemacht, den Frankreich seit Jahrhunderten geübt und allmählich als sein gutes Recht anzusehen sich gewöhnt hatte. Seit den Tagen Heinrichs II. hatte es unentwegt das Ziel verfolgt, dem der erste Napoleon den prägnantesten Ausdruck gab in den Worten: „Il faut dépayser l'Allemagne.“ In diesem Sinne schrieben Richelieu und Ludwig XIV. die libertas Germaniae, Talleyrand, Thiers und Napoleon III. die Freiheit Deutschlands auf ihre Fahne. Lange hatten die Locktöne willige Ohren gefunden; uns Glücklichen wurde es beschieden, zu sehen und zu fühlen, wie nationales Denken und Empfinden seit den Tagen der Freiheitskriege sich bei uns vertieft hatte. Fürsten und Völker waren eins, es nicht zu dulden, daß Frankreich einem deutschen Fürsten sein Verhalten vorschreibe. Was lange getrennt, was so oft in Feindschaft gespalten gewesen war, das flog zusammen mit der unwiderstehlichen Kraft lange verhaltener Liebe. An der Spitze Alldeutschlands und nur Deutschlands konnte König Wilhelm nach Frankreich hinein, nach Paris ziehen, konnte er zurückkehren als „Deutscher Kaiser.“ Sein mächtigster Bundesgenosse war es, der neidlos und in reiner Freude nach der Capitulation von Metz dem Könige schrieb: „Wenn einst die Nachwelt die glänzenden Erfolge überblickt, welche die deutschen Heere unter Ihrer Führung unaufhaltsam erfochten, so wird sie mit Recht Ihnen den Namen „Wilhelm der Siegreiche“ beilegen.“ Wenn bald darauf derselbe König Ludwig die Anregung gab zur Erneuerung des Kaisertitels, wenn er und seine süddeutschen Mitfürsten auf werthvolle Rechte verzichteten zu Gunsten Preußens und der Gesammtheit, so ehrten sie sich selbst durch eine Entsagung, von der die Geschichte nicht zu oft zu berichten weiß, legten zugleich aber auch ein glänzendes Zeugniß ab für das Vertrauen, das sie in die Loyalität preußischer Politik und zunächst in Kaiser Wilhelm setzten.

Deutschland war wieder ein Reich, die Mitte Europas nicht mehr bloß ein geographischer Begriff. Die Hoffnungen und Träume zweier Generationen waren erfüllt, unser Volk einig und frei. Was das Mittelalter glänzend errungen hatte, was später in Strömen von Blut untergegangen war — unsere Zeit hatte die Kraft gefunden, es wieder aufzurichten unter der Führung des Mannes, dessen Mutter mit ihm selbst vor

dem Onkel des jetzt überwundenen, landesvertriebenen Gegners in den äußersten Winkel ihres Landes hatte flüchten müssen. Wenige Jahre später sollte der Speer eines Kaffern die letzte Hoffnung jenes Geschlechts vernichten, dessen Begründer das alte Europa durch einander gerüttelt hatte wie den Inhalt eines Gefäßes. Des Herrn Wege sind wunderbar. Aber seine Gnade waltete sichtlich über unserem Kaiser und seinem Volke. Gott war mit der Wahrhaftigkeit und dem Rechte.

* * *

Es ist in frischer Erinnerung, welchem Mißtrauen in weiten Kreisen des In- und Auslandes das neuerstandene Reich begegnete. Deutsche Kaiser hatte es ja nie gegeben. Wenn der Titel, an den sich unserem Volke die Vorstellung seiner nationalen Einheit und Größe unauflöslich geknüpft hatte, neu belebt wurde, so lag der Verdacht nicht allzu fern, daß auch die Aspirationen der mittelalterlichen römischen Kaiserkrone, welche die deutschen Könige getragen hatten, neuerdings Gestalt gewinnen möchten. In der Schweiz, in Holland und in Belgien erinnerte man sich mit Bangen, daß man Lande bewohnte, die sich einst aus dem Zusammenhange des Reiches gelöst hatten. In Frankreich galt es als selbstverständlich, daß das abgetretene Gebiet dem Ehrgeiz der Deutschen nur als Abschlagszahlung gelten könne, daß Deutschland binnen Kurzem einen neuen Krieg beginnen werde, um auch den Rest von Lothringen, die Franche Comté, Flandern und gar das Arelat zu gewinnen und Frankreich auf den Stand des Jahres 1050 herabzudrücken. Das war erklärlich genug, wenn man die Sachlage unbefangen würdigt. Gab es doch auch in Deutschland Leute, die das Herbeibringen der alten Reichsgebiete für eine wesentliche Aufgabe des neuen Reichs ansahen, die nun durchaus den Rhein von der Quelle bis zur Mündung deutsch sehen wollten, und die sich verpflichtet hielten, Nancy und Besançon wieder zu nehmen, weil unsere Vorfahren diese Städte mit deutschen Namen zu nennen pflegten, ein Grund, mit dem man auch eine Annexion von Florenz, Rom und Neapel rechtfertigen könnte. Der Vorstellung, daß das alte Reichs- und Bundesösterreich binnen kürzester Frist in die Verbindung mit den deutschen Brüdern zurückkehren werde, konnte man in diesseit und jenseit der beiderseitigen Grenzpfähle überall begegnen. Was schien nach solchen Erfolgen, bei so unerhörter militärischer Leistungsfähigkeit unerreichbar? Das Ausland war gewohnt, sich seine Vorstellungen von der Weltlage mehr nach französischen als nach deutschen Quellen zu bilden. „Mit wem wird Deutschland jetzt Krieg anfangen?“ Das war eine Frage, die man in den früheren 70er Jahren außerhalb unserer Grenzen nur zu häufig vorgelegt bekam. Was immer man an Friedensbetheuerungen vorbringen mochte, wurde nur mit ungläubigem Lächeln

angehört. Hatte doch auch Napoleon III. nach der Besiegung Rußlands und Oesterreichs zum Kriege mit England und Preußen gerüstet.

Und die nun so von außen her die neue europäische Vormacht mit mißtrauischen oder feindlichen Blicken betrachteten und ihr vielfach auch Absichten unterschoben, von denen man wohl wußte, daß sie nicht vorhanden waren, die fanden doch auch innerhalb unserer Grenzen Anhaltspunkte genug, an denen sie ihre Hoffnungen aufrichten, die ihre Wünsche und Bestrebungen neu beleben konnten. War es denn sicher, daß die deutschen Fürsten und Regierungen stets von solcher Selbstentsagung und deutschpatriotischer Gesinnung erfüllt sein würden, wie gegenwärtig unter dem blendenden Eindruck unerhörter kriegerischer Erfolge? War nicht schon beim Verhandeln von Regierung zu Regierung der Abschluß der Versailler Vorträge wiederholt auf die ernstlichsten Schwierigkeiten gestoßen? Hatte nicht der zur Vorberathung dieser Verträge von der bayerischen zweiten Kammer niedergesetzte Ausschuß mit 12 gegen 3 Stimmen der Kammer die Verwerfung dieser Verträge dringend empfohlen? Hatten nicht die 32 patriotischen Stimmen, die dann abschwenkten und mit knapper Noth die erforderliche Zweidrittelmehrheit herstellten, es für nöthig gehalten, ausdrücklich zu erklären, daß die Verträge ihren Grundsätzen für eine bundesstaatliche Einigung nur in unvollkommenem Maße entsprächen, daß ein wahres Föderativverhältniß durch die Uebermacht der Präsidialgewalt, durch das ihr gerade in den wichtigsten Fragen eingeräumte Veto und durch die Unbilligkeit des Stimmenverhältnisses illusorisch gemacht worden sei? Gab es denn nicht auch noch sonst in Deutschland starke particularistische Strömungen? War die schwäbische demokratische Volkspartei mehr als zeitweise zurückgedrängt? War in Sachsen trotz aller Bundestreue, die König und Volk im Kampfe gegen Frankreich bewiesen hatten, nicht auch ein tiefgewurzelter Particularismus lebendig? Gab es nicht noch eine starke Welfenpartei? Wie kam es, daß aus den Reichstagswahlen des März 1871, während unsere Armee noch die Forts von Paris besetzt hielt, die welfische Gruppe in verdoppelter Stärke hervorging? Verweigerten nicht im Juni desselben Jahres die Stadtverordneten von Hannover jeden amtlichen Empfang der siegreich heimkehrenden Truppen? Und war denn in Schleswig-Holstein und Hessen, in Nassau und Frankfurt volle Zufriedenheit eingezogen? Weigerte nicht die Hälfte der Gemeindevorsteher Nordschleswigs den Eid, und wurde nicht im März 1871 in Frankfurt Sonnemann gewählt? Gab es nicht endlich auch in Preußen selbst eine Richtung, die sich gegen das Aufgehen des ruhmgekrönten Staates in ein deutsches Gesammtreich sträubte? Mußte nicht der Reichskanzler alsbald gegen die feudal-conservative Partei Front machen, aus deren Mitte er selbst einst in die Politik hineingewachsen war?

Und nun das katholische Drittel des neuen Deutschlands, in dem anläßlich der Infallibilitätserklärung ohnehin die Wogen hoch gingen! Wie oft seit den Tagen des Kölner Kirchenstreits war aus diesen Kreisen

heraus gegen Preußen und gegen ein protestantisches Kaiserthum geeifert worden! Das „Nieder mit dem Halse, Sigamber“ des Görres'schen „Athanasius“ war doch der Grundton der Stimmung unter diesen unseren Landsleuten geblieben, so oft Preußen mit den speciell katholischen Interessen in Conflict zu gerathen schien. Und war das nicht der Fall, als Oesterreich, die alte katholische Vormacht Deutschlands, hinausgedrängt wurde aus dem Bunde? Wie oft ist dieses Thema variirt worden in den historisch-politischen Blättern! Wie oft gaben die populären Schriften, die unter dem Namen Konrads von Bolanden zu Hunderttausenden hinausgingen unter das katholische Volk, in dieser Richtung die deutlichsten Winke! „Ja, diese Brandenburger“, heißt es dort einmal (in dem Roman: Franz von Sickingen, Mainz 1859), sind schlimm bedacht um Kaiser und Reich. Der Deutschmeister Albrecht von Brandenburg zieht die Güter seines Ordens ein, wird zum Diebe am Besitz unserer heiligen Kirche, bricht Eid und Treue, fällt vom Vaterglauben ab, und dies Alles, um sich eine Hausmacht zu gründen, Alles zur Befriedigung von Geiz und Ehrsucht. Pfui — tausendmal pfui! — Und welche Sprößlinge mag dieser Brandenburg treiben? Werden sie nicht im Hasse, in Verfolgung und Unterdrückung unserer heiligen Kirche ihrem Ahnherrn gleichen? O trübe, unheilschwangere Zukunft“. Und nun trugen diese Brandenburger die Kaiserkrone! Und nun waren sie es, auf deren Hülfe man zunächst angewiesen war in der Lösung der beiden wichtigsten Aufgaben, die dem Katholicismus im Augenblick gestellt waren, der Erstickung der aufkommenden altkatholischen Opposition und der Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes. Preußen und das Reich versagten. Seitdem am 19. Januar 1871 v. Mühler es abgelehnt hatte, der Forderung des Fürstbischofs von Breslau entsprechend den Director und 11 Lehrer des katholischen Matthias-Gymnasiums in genannter Stadt, die sich öffentlich gegen die Infallibilität erklärt hatten, zum Widerruf aufzufordern oder zu versetzen, wußte man, woran man war. Am 18. Februar richteten dann 56 clericale Mitglieder des preußischen Abgeordnetenhauses erfolglos an den Kaiser und König nach Versailles die Bitte um Wiederherstellung des Kirchenstaats und der weltlichen Souveränität des Papstes. Hier trat in der That das Bestreben hervor, das neue Reich in mittelalterliche Bahnen zu drängen. Es folgte bei den Neuwahlen im März die Begründung der Centrumspartei im Reichstage. Sie trat hier mit 63 Mitgliedern auf, während sie im Parlament des norddeutschen Bundes eine kleine Gruppe von 8 oder 9 Leuten gewesen war. Sie konnte es wagen, gegenüber der Hoffnung, die in Beantwortung der Thronrede im Adreßentwurf ausgesprochen war, daß die Tage der Einmischung in das innere Leben anderer Völker unter keinem Vorwande und in keiner Form wiederkehren würden, jede Hervorhebung des Principes der Nichtintervention energisch zu bekämpfen. „Man wolle dem Heereszuge über die Alpen nicht das Wort reden, ihm aber auch nicht den Riegel vor-

schieben." Wenige Wochen später wandten sich die österreichischen Kirchenfürsten mit der Bitte um Wiederherstellung des Kirchenstaates an ihren Kaiser, begann auch in Frankreich die Agitation für Erstrebung desselben Ziels. Bei der Discussion über die Reichsverfassung, zwei Tage nach der Adreßdebatte, hielt es die Fraction für nothwendig, einen Antrag auf die Aufnahme von „Grundrechten" zu stellen. Die Dinge spitzten sich immer mehr zu. Anfang Juli 1871 wurde die katholische Abtheilung im preußischen Cultusministerium aufgehoben, Ende November nahm der Reichstag den von Bayern angeregten Kanzelparagraphen an. Es folgte die Ausweisung fremder Ordensangehöriger aus den Gebieten polnischer Zunge, das Vorgehen gegen die Jesuiten und ihre Verwandten, dem im Bundesrath nur Reuß ä. Linie widersprach. Ende Januar 72 bezeichnete Fürst Bismarck die Bildung der Centrumspartei als eine „Mobilmachung gegen den Staat". Im Juni sprach Pius IX. in einer Antwort an den deutschen Leseverein in Rom von dem Steinchen, das sich bald loslösen könne von der Höhe und den Fuß des Colosses zertrümmern. Anfang des nächsten Jahres kamen die Falk'schen Gesetzentwürfe. Bischof Martin von Paderborn sah den Namen Christi verfolgt wie in den Zeiten des Diocletian. Dem Erlaß der Maigesetze folgte der Briefwechsel zwischen Papst und Kaiser. Den preußischen ähnliche Maßregeln wurden in andern deutschen Staaten getroffen. Der „Culturkampf" war auf der ganzen Linie entbrannt.

Es war nicht zu verwundern, wenn gegenüber diesen durcheinander wogenden Strömungen, deren Stärke und Nachhaltigkeit Niemand mit Sicherheit ermessen konnte, wenn Angesichts der exponirten Lage Deutschlands im Herzen Europas im Inland und Ausland ernste Zweifel aufstiegen, ob das neue Gebilde Dauer haben werde. Wenn man in den 70er Jahren auswärts jene oben erwähnte Frage nach den weiteren kriegerischen Absichten der deutschen Staatslenker häufig zu hören bekam, so kamm minder häufig die andere: „Wird denn das deutsche Reich wirklich zusammenhalten?" Und eine der Zukunft vertrauende Beantwortung derselben pflegte keiner geringeren Skepsis zu begegnen als friedliche Versicherungen gegenüber jener. Wie konnte man denn auch nur gleich glauben, daß diese so lange gespaltene Nation nach der gemeinsamen Besiegung Frankreichs sofort eine allezeit geschlossen handelnde politische Einheit bilden werde?

Wenn diese Zweifel im Wesentlichen verstummt sind, wenn heute nur noch übertriebene Aengstlichkeit einerseits, unversöhnlicher Haß andererseits solche Befürchtungen oder Hoffnungen hegen kann, wenn heute jeder ruhig und unbefangen Denkende die Existenz des deutschen Reiches auf absehbare Zeiten für gesichert hält, so ist das eine Frucht der Regierung unseres ersten deutschen Kaisers, in erster Linie sein und seines Reichskanzlers Werk. Sie haben es verstanden, die vorhandenen Einheitstendenzen zum entscheidenden Siege zu führen über alle gegentheiligen Bestrebungen.

* * *

Es ist noch nicht lange her, daß man den Gegensatz der Anschauungen über den Weg, der zum ersehnten deutschen Staate führe, in die Formeln faßte einerseits „durch Einheit zur Freiheit", andererseits „durch Freiheit zur Einheit". Wenn die letztgenannte Auffassung in unserem politischen Leben lange mit der ersten um die Herrschaft ringen konnte, so hatte das doch seinen Grund vor Allem in dem Fehlen der Einsicht, daß das Wesen des Staates die Macht ist. Wenn dem Angehörigen der seit Jahrhunderten fest begründeten Nationalitäten des Westens diese Einsicht als unverleugbare Empfindung gleichsam angeboren wird, so war sie dem größten Theile unseres Volkes durch die Zersplitterung ganz abhanden gekommen, weil man völkerrechtlich anerkannten Gebilden angehörte, die in Wirklichkeit keine Staaten waren und staatliches Leben nicht entfalten konnten. Im engsten Zusammenhang mit dieser Erkenntniß steht die Anschauung, der unser Reichskanzler in all seinem politischen Handeln den unzweideutigsten Ausdruck gegeben hat, die sich aber doch nur sehr allmählich bei uns zu allgemeinerer Geltung unter den politisch Denkenden durchringt, daß die Leitung der auswärtigen Politik, die zunächst die Aufgabe hat, den ungeschmälerten völkerrechtlichen Bestand des Staates zu sichern, ausschlaggebend ist für das Leben des Staates überhaupt, ausschlaggebend wie kein anderer Factor; zumal für Deutschland, das mit sämmtlichen drei alten continentalen Großmächten grenzt, und der maritimen seine mercantil am meisten entwickelte Küste entgegenstreckt. Wer den Gang der britischen Geschichte verfolgt, dem drängt sich auf Schritt und Tritt die Ueberzeugung auf, daß dieses Land verfassungsmäßigen Lebens nie und nimmer seine inneren Kämpfe hätte unversehrt durchfechten, einen König auf's Schaffot bringen, einen anderen vertreiben können ohne seine insulare Lage. Wäre Großbritannien und gar noch Irland mit Frankreich landfest, was wäre aus den keltischen Katholiken der grünen Insel, was aus Schottland geworden? Frankreich wäre nicht ohne Verlust am territorialen Bestande aus seiner Revolution hervorgegangen, wenn es in der Mitte Europas gelegen hätte mit einem starken westlichen Nachbar. Was innere Wirren ein Land kosten können, das zeigt ja ein Blick, wenn man unsere Westgrenze von 1250 mit der von 1810 vergleicht. Daß wirkliche Machtfragen, wenn sie einmal aufgeworfen werden zwischen der Monarchie und der Volksvertretung, durch Reden und Druckerschwärze zu endgültiger Entscheidung gelangen, davon weiß doch die Geschichte kein Beispiel. Das Gegentheil erleben wir vor unseren Augen in Dänemark. Wollen wir unsere verfassungsmäßigen Rechte, die durchaus anderen Ursprungs sind, ausbilden nach dem Muster englischer und französischer Zustände, so werden uns auch die Wege nicht erspart bleiben, die in Westeuropa zu den erstrebten Zielen geführt haben. Daß aber diese Wege zugleich zu einer Vernichtung oder

einer der Vernichtung nahekommenden Beschränkung unserer nationalen Selbständigkeit führen würden, kann unbefangene Erwägung nicht bezweifeln.

Diese Exponirtheit unserer geographischen Lage, die uns im Auskämpfen innerer politischer Differenzen in viel höherem Grade Mäßigung auferlegt als irgend einer anderen europäischen Nation, erschwert auch der Leitung unserer auswärtigen Politik ihre Aufgabe in ungewöhnlicher Weise. Als vor nahezu drei Jahrzehnten, in den Tagen des aufkommenden Nationalvereins, der Gegensatz klein- und großdeutscher Gesinnung seine Schatten auf die historische Betrachtung unserer mittelalterlichen Kaiserzeit warf, wurde von Ficker, dem eifrigen Verfechter der alten Kaiserherrlichkeit, nachdrücklich betont, daß das deutsche Volk in seiner centralen Lage zur Sicherung seiner Existenz eines gewissen politischen Einflusses auf seine Nachbargebiete unbedingt bedürfe; daß es numerisch zu schwach sei, um sich halten zu können, wenn nicht das politische Verhältniß zu den Nachbarn eine geschlossene, gegen Deutschland gerichtete Coalition derselben unmöglich mache. Dieser Gedanke hatte unzweifelhaft etwas Richtiges, wenn er auch nicht im Stande war, für den deutschen Bund die Nothwendigkeit zu erweisen, daß Oesterreichs Stellung in Lombardo-Venetien gestützt werden müsse. Mit dem Sturze der Staufer, mit dem Aufgeben der deutschen Vorherrschaft in Italien und Burgund beginnt die erste Periode französischer Vorherrschaft in Europa. Die Anjous nehmen die verlassene Stellung ein; der Papst wird nach Frankreich gebracht; seine universale Gewalt wird französischen Interessen in einer Weise dienstbar, die unter Ludwig dem Baiern das deutsche Reich der Auflösung entgegenführt. Wesentlich die englischen Angriffe auf Frankreich haben dann Karl IV. Raum gelassen, das Reich wieder etwas zu festigen, vor Allem das Papstthum französischem Einfluß und damit ausgesprochen deutschfeindlicher Haltung wieder zu entziehen. Als Frankreich die englische Gefahr glücklich überstanden hatte und unter Karl VIII. neuerdings seine Hand auf Italien und damit auf die europäische Vormachtstellung legen wollte, trat ihm die neu erstehende spanisch-burgundisch-habsburgische Macht hemmend in den Weg. Die Zusammenfassung dieser weiten Gebiete, in die bald auch Böhmen und Ungarn und fast die Hälfte Italiens einbezogen wurden, ist, was immer man auch sagen mag über des Hauses Habsburg egoistische Politik, für den territorialen Bestand des deutschen Reiches von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen, wenn andererseits auch die Kräfte des Reiches, was unsere neuere Geschichtsauffassung mehr zu betonen pflegt, sehr stark herangezogen wurden, um diese heterogenen Bestandtheile zusammenzuhalten. Viel weiter würde das geschlossene Frankreich nach Osten vorgedrungen sein, wenn es nicht so mächtiger Coalition gegenüber gestanden, wenn es die Möglichkeit gehabt hätte, sich mit unmittelbaren Grenznachbaren im Süden und Südosten Deutschlands zu gemeinsamem Angriff zu verbinden. So ging das Reich in seinen

deutschen Bestandtheilen im Wesentlichen unversehrt hervor aus dem Ansturm von Türken und Franzosen im 16. und 17. Jahrhundert; so blieben die Niederlande vor französischer Herrschaft bewahrt. Diese Lage hielt sich bis zur französischen Revolution, und der Wiener Congreß schien ihr mit der dreifachen Stellung, die er der österreichischen Monarchie in Deutschland, in Italien und an der mittlern Donau gab, neues Leben geben zu wollen. Aber gebieterisch forderte das Jahrhundert nationale Staatenbildung bei den beiden großen Völkern, die als tausendjährige Träger universaler Ideen am weitesten auf diesem Wege zurückgeblieben waren. Für Deutschland verlangte schon der Schutz seiner Westgrenze, seitdem Oesterreich durch das Aufgeben Belgiens und des Breisgaus, durch seine Weigerung, neuerdings im Elsaß Stellung zu nehmen, sich von ihr zurückgezogen und Preußen die Wacht am Rhein hatte übernehmen müssen, ein engeres Zusammenschließen seiner kriegerischen Kräfte um die militärische Vormacht. So wurde das Haus Habsburg hinausgedrängt aus Deutschland wie aus Italien. Aber die Kette, mit der es beide Länder an einander geknüpft, mit der es beide wieder seinen 25 Millionen magyarisch-slavischer Unterthanen nahe gebracht hatte, in irgend einer der Zeit entsprechenden, von ihren Ideen getragenen Form wiederherzustellen, das war eine historische Nothwendigkeit, wenn nicht die Existenz der neuen nationalen Reiche fortwährender ernster Bedrohung ausgesetzt bleiben sollte. Dieser Nothwendigkeit entspricht die Staatengruppirung, die Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck seit 1871 geschaffen, entspricht das deutsch-österreichisch-italienische Bündniß; und in ihr liegt die feste Gewähr für dessen Dauer.

Wenn man die Geschichte des Jahres 1866 verfolgt, so staunt man über die Sicherheit und Bestimmtheit, mit der Ziel und Grenze des bewaffneten Vorgehens von vornherein in's Auge gefaßt wurden: Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland, unbehinderte Leitung der eigenen Angelegenheiten durch das unter Preußens Führung zu einigende Deutschland. Den Versuchungen, die an die Leiter der preußischen Politik herantraten, die Gelegenheit zu benutzen zu einer Schwächung Oesterreichs, wenigstens die Eroberung Schlesiens zu vollenden, wurde leicht widerstanden; den entscheidenden Persönlichkeiten waren solche Gedanken nie ernstlich gekommen. Die Versuche, die schon in den nächsten Jahren gemacht wurden, Oesterreich dem norddeutschen Bunde und zugleich auch den süddeutschen Staaten wieder zu nähern, konnten naturgemäß einen nennenswerthen Erfolg nicht haben, zumal Beust damals die Geschicke des Kaiserstaats lenkte. Aber nach der Niederwerfung Frankreichs, nach dem freiwilligen Eintritt der Südstaaten in das deutsche Reich, nach der definitiven Constituirung desselben als eines nationalen Kaiserthumes war doch auch für Oesterreich die Sachlage eine andere. In der Denkschrift des Berliner Auswärtigen Amtes, die unmittelbar nach der Schlacht von Sedan die Nothwendigkeit eines gesammtdeutschen Bundesstaates darlegte, war neuerdings auseinandergesetzt, daß „Preußen

den ungeschwächten Fortbestand Oesterreichs als eine europäische politische Nothwendigkeit erkenne." Schon im Sommer 71 nahm Kaiser Wilhelm die Gasteinbesuche wieder auf. Zweimal, vor und nach der Kur, in Ischl und Salzburg, traf er mit Franz Joseph zusammen, das zweite Mal in Begleitung der beiderseitigen leitenden Minister. Seitdem haben sich diese Begegnungen fast alljährlich wiederholt. Im November 71 vertauschte Beust seine Stellung mit dem Londoner Botschafterposten; Andrassy nahm seinen Platz ein. Das gegenseitige Vertrauen begann sich von Jahr zu Jahr mehr zu festigen. Im Nachbarstaate griff in immer weiteren Kreisen die Ueberzeugung Platz, daß Deutschland der Gedanke fern liege, habsburgischen Besitz zu schmälern; daß es weiter nichts verlange als ehrlichen Verzicht Oesterreichs auf die 1866 verlorene Stellung in Deutschland. Auch das politische Urtheil der Menge klärte sich hüben und drüben. Bei uns verstummten allmählich die Schreier, die eine nationale Pflicht zu erfüllen glaubten, wenn sie die Hereinziehung der österreichischen Deutschen in's Reich als eine Naturnothwendigkeit hinstellten; drüben lernte man sich mehr und mehr freimachen von der Vorstellung, daß die einzige Rettung für das Ungemach, das die Deutschen des Kaiserstaates vielfach traf, der Anschluß an's deutsche Reich sei. Man lernte den ungeschmälerten Bestand der habsburgischen Monarchie als eine historisch-politische Nothwendigkeit erkennen, an der auch Deutschland ein großes Interesse habe. In neuer und voraussichtlich festerer Form war die alte Garantie dafür wiederhergestellt, daß Ungarn, Tschechen und Polen nicht gegen uns im Felde erscheinen konnten.

Indem auch Italien in diese wiederangeknüpfte Verbindung hineingezogen wurde, fand dieselbe nur ihre hergebrachte Ergänzung. Naturgemäß fiel der deutschpreußischen Politik hier die vermittelnde Rolle zu. Im Mai 72 erschien das italienische Kronprinzenpaar in Berlin. Im September des nächsten Jahres besuchte Victor Emanuel nach einander den österreichischen und den deutschen Kaiser; im October 75 war Kaiser Wilhelm in Mailand. Die Bestrebungen der „Irredenta" haben vorübergehend noch zu scharfen Reibungen zwischen Oesterreich und Italien geführt, zwischen denen naturgemäß die Empfindlichkeit größer war als zwischen Oesterreich und Deutschland; sie haben aber eine dauernde Verstimmung nicht hervorgerufen, da die italienische Regierung selbst ihnen in besonderer Weise immer entschiedener in den Weg trat. Auch hat Lamarmoras Buch „Ein wenig mehr Licht" das wenige Tage vor Victor Emanuels österreichisch-deutscher Reise erschien, seinen Zweck, Mißtrauen zu säen gegen die deutsche Politik, nicht zu erreichen vermocht, so wenig wie Gramont durch seine Enthüllungen über die österreichische Politik vor und nach dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges die Beziehungen zwischen Deutschland und Oesterreich hatte stören können. Im Gegentheil ist auch Italiens Anschluß fester und fester geworden. Seit Crispis Besuch in Friedrichs-

ruhe im vorigen Jahre erscheint die Einigung der drei mitteleuropäischen Großmächte vollendet; eine sichere Bürgschaft ihres eigenen Bestandes und des Friedens überhaupt, da sie jeder andern in Europa möglichen Coalition militärisch mindestens gewachsen sind, und zugleich ein zuverlässiger Anschlußpunkt für alle, die in Europa des Friedens bedürfen und ihn wünschen.

Der Vollendung dieses Werkes, das sechszehnjährige Arbeit bewährtester Staatskunst glücklich zum Ziele geführt hat, standen, abgesehen von der den Ereignissen von 1859 und 66 naturgemäß nachfolgenden Spannung unter den betheiligten Mächten, wesentlich zwei Hindernisse im Wege: das Verhältniß Italiens zu Frankreich und das Deutschlands zu Rußland. Trotz des nackten Egoismus und der Hinterhaltigkeit, die in Napoleons III. Politik zu Tage getreten war, lastete unzweifelhaft auf dem neu geeinigten Italien eine starke moralische Verpflichtung gegen den französischen Nachbarn. Dazu kamen das lateinische Racengefühl gegenüber dem mächtig emporsteigenden germanischen Element und die natürlichen Sympathien des demokratischen Italiens mit dem neuen französischen Republikanismus. Wenn diese Bande sich gelockert haben, so tragen daran in erster Linie die Franzosen selbst die Schuld: durch ihre legitimistischen Kreuzzugsideen in den ersten Jahren nach dem Kriege, durch ihr tunesisches Vorgehen, durch die zahlreichen kleinen Eifersüchteleien gegen Italien, endlich nicht am wenigsten durch die unerquickliche Gestaltung ihrer eigenen inneren Verhältnisse. Das monarchische Italien fühlte sich zurückgestoßen von den wüsten Ausartungen republikanischen Staatslebens in Frankreich. Kaiser Wilhelms fest gegründete Stellung und bewährte Gesinnung mußten um so mächtiger anziehen. Das enge persönliche Verhältniß unseres ritterlichen Friedrich zu König Humbert knüpfte das Band noch fester. Seitdem die Balkanfrage durch die russischen Aspirationen auch Italien nahe rückte, seitdem Frankreich entgegen seiner traditionellen Orientpolitik auch in dieser Frage blindlings um die russische Gunst buhlte, schwand gänzlich dahin, was Italien vom vollen Anschluß an die mitteleuropäischen Kaisermächte abgehalten und seine Politik durch mehr als ein Jahrzehnt zu einem nicht völlig sicher zu berechnenden Factor gemacht hatte.

Schwieriger war es, Deutschland und seinen österreichischen Bundesgenossen in das richtige Verhältniß zu Rußland zu bringen. Preußen stand in sechzigjährigen engen Beziehungen zu Rußland; es hatte manchen Anlaß zu gerechten Klagen über dieses, verdankte ihm andererseits aber doch auch unendlich viel. Im preußischen Königshause war der Anschluß an Rußland traditionelle Politik geworden, bei Niemand mehr als bei Kaiser Wilhelm. Die dem Kaiser Alexander erstattete Anzeige vom Abschluß der Friedenspräliminarien im Februar 1871 begleitete er mit der Bemerkung: „Preußen wird niemals vergessen, daß es Ihnen zu verdanken ist, wenn der Krieg nicht die äußersten Dimensionen angenommen hat.“ Andererseits befand sich Oesterreich in einem natürlichen Gegensatz zu

Rußland. War es auch nicht eigentlich dessen Mitbewerber um die Balkanhalbinsel, so konnte es doch Rußlands Herrschaft über diese nicht dulden. Rußland war sicher, auf dem Wege nach Konstantinopel Oesterreich zu begegnen. In klarer Würdigung dieses Verhältnisses hatte Preußen bei den ersten Annäherungsversuchen, die bayerische Vermittelung im April 1867 unternahm, die Bedingung gestellt, daß „seine Karten für Rußland offen liegen müßten." Also nur wenn sich die heterogenen Interessen Oesterreichs und Rußlands wenigstens zeitweise aussöhnen ließen, war das Dreikaiserbündniß, das Deutschland anstrebte, möglich. Es wurde möglich durch die Zurückhaltung, die Rußland zunächst bewies, indem es sich mit der ihm zurückgegebenen Actionsfreiheit auf dem schwarzen Meere zu begnügen schien. Im September 1872 trafen die drei Kaiser in Berlin zusammen. Der Mai 1873 sah Kaiser Wilhelm in Petersburg, der Juni den Zaren in Wien; im Februar 1874 erwiderte Franz Joseph den Besuch, traf 1875 mit Zar Alexander in Eger, 1876 in Reichstadt zusammen. Der deutschen Politik war es gelungen, die seit dem Krimkriege Grollenden einander zu nähern. Frankreich war isolirt.

Dieses Resultat wurde durch den letzten türkischen Krieg von 1877 und seine Folgen wiederholt ernstlich in Frage gestellt. Die deutsche Politik suchte Rußlands überkommenes Bedürfniß, sich als Beschützer der christlichen Unterthanen des Sultans in die inneren Angelegenheiten der Türkei einzumischen, dadurch in friedlichen Bahnen zu erhalten, daß es dem russischen Vorgehen die deutsche und österreichische Mitwirkung anzuschließen suchte. Aus diesen Bemühungen entstand das türkische Reformprogramm der drei Großmächte vom December 1875 und das Berliner Memorandum vom Mai 1876. Die „wirksameren Maßregeln", von denen das letztere im Falle der Ablehnung durch die Pforte sprach, erwiesen sich, Rußlands innersten Wünschen und letzten Zielen entsprechend, gar bald als nothwendig. Als der serbische Feldzug unglücklich abgelaufen war, griffen die Russen selber ein. Sie erkämpften den Frieden von San Stefano. Unter Deutschlands Vorsitz wurde derselbe in den Berliner Vertrag verwandelt. Wir haben vor wenigen Monaten von kompetentester Seite erfahren, daß Rußland damals ausschließlich vor dem Drängen Oesterreichs und Englands zurückwich. Von russischer Seite selbst ist das zugestanden worden; die deutsche Politik auf dem Congreß hat sich mit Recht russischer als russisch genannt — und doch ist schon unmittelbar nachher „dem ehrlichen Makler" der Vorwurf gemacht worden, Rußland schwer geschädigt, die schuldige Dankbarkeit vergessen zu haben. Die Mißstimmung, vom leitenden russischen Minister aus persönlichen Empfindungen eifrig geschürt, gewann in kaum Jahresfrist einen so drohenden Charakter, daß sich die deutsche Politik gezwungen sah, gegen einen combinirten russisch-französischen Angriff festere Garantien zu schaffen, als sie in den bisherigen Bundesverhältnissen bestanden hatten. So entstand die österreichisch-deutsche Allianz

vom October 1879. Kaiser Wilhelm traf das schwere Loos, zwischen Rußland und Oesterreich wählen zu müssen. Er gehorchte der gebieterischen Nothwendigkeit und folgte seinem Reichskanzler.

In dem Wechsel der folgenden Jahre hat sich dieses Bündniß Deutschlands mit Oesterreich, dem nun auch Italien fest angegliedert erscheint, als die unerschütterliche Grundlage deutscher auswärtiger Politik und europäischer Staatengruppirung überhaupt erwiesen. Gegenüber den Wandlungen der Tagesmeinungen und Preßstimmen, die mit der Empfindlichkeit eines Barometers bei jedem monarchischen Höflichkeitsaustausch in ihrer politischen Witterung unsicher hin und her schwanken, thut man wohl, an dieser Thatsache festzuhalten und sich der natürlichen Bedingungen zu erinnern, auf denen diese Gruppirung beruht. So lange von einer europäischen Gesammtgeschichte geredet werden kann, ist das Bedürfniß empfunden worden, die politischen Interessen der Mitte Europas durch ein gemeinsames Band zu umschlingen. Findet das neue Deutschland in der Befriedigung dieses Bedürfnisses die erwünschte Rückendeckung, so hat in ihr der österreichische Kaiserstaat die unentbehrliche Stütze gegen russische und panslavistische Machtansprüche, Italien die Gewähr, daß es in seiner Mittelmeerstellung von dem mächtigeren Frankreich nicht ganz bei Seite geschoben wird. Gegenüber Rußland kann die Aufgabe der deutschen Politik nur darin bestehen, die bestmöglichen Beziehungen zu diesem alten Freunde, von dem uns direct kein Gegensatz politischer Interessen trennt, zu pflegen und dadurch zugleich die Möglichkeit zu gewinnen, den mächtigen Nachbar soweit zu beeinflussen, daß er sich eines directen Eingriffs in unfragliche österreichisch-ungarische Lebensinteressen enthält; Aufgabe der habsburgischen Staatsleitung wird es sein, zu verhüten, daß ihre magyarischen und polnischen Unterthanen berechtigte Empfindlichkeiten des russischen Nachbarn reizen. So lange Kaiser Wilhelms I. und des Kanzlers Geist in unserer Politik walten, wird sie auf diesen Bahnen wandeln; und wir haben allen Grund, zu hoffen, daß das noch lange der Fall sein wird.

Es ist so oft hervorgehoben worden, daß dieses mitteleuropäische Bündniß in eminentem Sinne ein Friedensbündniß ist, daß es hier genügt, an diese Thatsache zu erinnern. Es handelt sich um Staaten, denen das Schlachtenglück begehrenswerthe Früchte nicht in den Schooß werfen kann; ihnen winkt kein Constantinopel, kein Metz und kein Straßburg. So lange die innere Lage Frankreichs nicht eine wesentliche Umgestaltung und Festigung erfährt, bleibt ein russisch-französisches Bündniß dem Bereiche der Wahrscheinlichkeit fern. Glänzend bewährt sich auch hier wieder die Leitung unserer auswärtigen Politik, die vor anderthalb Decennien der Bethätigung Arnim'scher Anschauungen über die inneren Verhältnisse Frankreichs entgegentrat. Sieht man von der Zeit der Ermüdung ab, die der Niederwerfung des ersten Napoleon folgte, so hat unser neues Kaiserthum Deutschland die längste Friedensperiode geschenkt, von der unsere Geschichte

überhaupt zu berichten weiß. Wer hätte das 1871 vorhersagen mögen? Mit der unwiderstehlichen Kraft der reinen, lauteren Wahrheit bricht sich die Erkenntniß Bahn, daß das deutsche Reich ein Reich des Friedens ist, sein mächtigster Hort. Nur wer ein Interesse daran hat, den Frieden zu stören, wagt noch, das zu bestreiten. Vertrauen ist wieder eingekehrt in die europäische Staatengesellschaft. Auch die Kleinen haben aufgehört zu fürchten, seitdem sie sich überzeugt haben, daß die neue europäische Vormacht jegliches Recht achtet. In der starken monarchischen Gewalt der Mitte und ihrem zutrauenerweckenden ersten Träger hat monarchische Ordnung überhaupt eine werthvolle Stütze erblicken lernen. Den Feinden staatlicher und gesellschaftlicher Ordnung ist kein Gegner unbequemer. Erschließt sich doch selbst der Inhaber des päpstlichen Stuhles der Einsicht, daß in dem neuerstandenen protestantischen Kaiserthum, dem Coloß, den Pius' Steinchen fällen sollte, allen auflösenden Tendenzen ein starker Damm entgegengebaut, aller Autorität ein starker Hort erwachsen sei. Wohl konnte Fürst Bismarck am Todestage Kaiser Wilhelms sich des Vertrauens trösten, „das sich die Dynastie des deutschen Kaisers bei allen Nationen erworben" und konnte sie als ein Erbtheil bezeichnen, das aus des Kaisers Nachlaß gleichsam auf die Nation übertragen werde.

* * *

Mit nicht minderem Geschick und Glück waltete Wilhelm I. der innern Angelegenheiten des Reichs. Wenn Umsicht, Mäßigung und Festigkeit dem revanchedurstigen Nachbar jede Chance einer stützenden Bundesgenossenschaft zu nehmen wußten, so vermochten sie nicht weniger alle Gefahren, die dem Bestande des Reiches von innen heraus drohten, unschädlich zu machen. Alle jene Bestrebungen, die auf Schwächung oder Vernichtung des Reiches oder seiner Institutionen hinarbeiteten, haben in siebzehnjährigem erfolglosen Ringen so sehr an Kraft und Frische eingebüßt, daß ihr Ersterben nur noch eine Frage der Zeit ist. Um Einfluß und Macht im Rahmen des Reiches wird der Kampf fortdauern; den Bestand des Reiches selbst in Frage zu stellen, ist, Undeutsche ausgeschlossen, kaum eine Richtung gesonnen. Der Reichsgedanke hat Wurzel gefaßt, unausrottbar.

Die Auffassung des gegenseitigen Verhältnisses der deutschen Staaten zu einander stand bis in die siebziger Jahre hinein unter dem Einfluß der Erfahrungen der napoleonischen und Rheinbundszeit. Man hatte sich gewöhnt, die Einzelstaaten als das Haupthinderniß deutscher Einheit zu betrachten. In den dreißiger und vierziger Jahren begann man mit besonders scheelen Blicken auf die Kleinstaaten zu sehen; sie erschienen lächerlich, vollständig lebensunfähig. Noch vor Kurzem sind wir zwei Mal daran erinnert worden, durch den Koburger Herzog und die Mittheilungen aus Otto Abels Papieren, daß man wunderlicher Weise im Jahre 48 die

deutsche Einheit zu fördern gedachte durch Verschmelzung der ernestinischen, schwarzburger und reußischen Ländchen zu einer thüringischen „Großmacht". Brauns „Bilder aus der Kleinstaaterei" fanden 20 Jahre später einen weiten und leicht erbauten Leserkreis. Man fand es vielfach verkehrt, daß Preußen 1866 diesen Scheinexistenzen nicht in größerem Umfange ein Ende machte; es wäre in einem hingegangen, und mehrere hatten ja genügenden Anlaß zu solcher Maßregel gegeben. Auch deshalb hat man die damalige preußische Politik vielfach gescholten, weil sie in den Friedensschlüssen mit den Südstaaten nicht tiefer in deren Gebiete hineingriff. Das alte burggräfliche Besitzthum der Hohenzollern hätten doch manche gar zu gern wieder herausgeschnitten aus dem bayerischen Königreiche.

Wie haben sich auch in diesen Dingen die Anschauungen gewandelt durch die Lehren, die die Zeit ertheilte! Wer möchte jetzt noch die Kleinstaaten missen? Wie weise war es ausgedacht, daß durch die Stimmenvertheilung im Bundesrath in ihre Hand die Entscheidung gelegt wurde, wenn Preußen und die Mittelstaaten einander in Meinungsverschiedenheit gegenüberstanden? Allein die Zurückhaltung, die man sich 1866 gegenüber den Südstaaten auferlegte (und nicht erst durch den Druck der französischen Vermittelung!), machte die an den Frieden unmittelbar sich anschließenden Schutz- und Trutzverträge möglich, welche 1870 Alldeutschland nach Frankreich hineinführten. In welche Einseitigkeit wäre Bayern gedrängt worden, wenn man ihm die überwiegend protestantischen ehemals brandenburgischen Gebiete genommen hätte, durch welche die liberale, reichsfreundliche Partei wesentlich mit in den Stand gesetzt wurde, den Patrioten der bayerischen Kammer so erfolgreich die Waage zu halten!

Die schwierige Aufgabe, den Mittel- und Kleinstaaten ihr Mißtrauen und ihre Furcht vor Vergewaltigung in dem neuen Bundesstaate zu benehmen, ist so gründlich gelöst wie nur immer denkbar. Die ersten Versuche, die Reichscompetenz auszudehnen, begegneten vielseitigem Widerstande, obgleich es sich dabei um ein Gebiet handelte, auf dem Einheitlichkeit lange ein dringender und tief gefühlter Wunsch der Nation gewesen war. Der vom Reichstag mit großer Majorität angenommene Lasker-Miquel'sche Antrag auf Ausdehnung der Reichscompetenz über das gesammte bürgerliche Recht fand die Zustimmung des Bundesraths nicht; unter der ablehnenden Majorität waren die drei mittelstaatlichen Königreiche. Zu einer eigentlichen Abstimmung kam es dabei allerdings nicht, und den eingeleiteten Verhandlungen gelang es dann doch, in Jahresfrist die vorhandenen Bedenken zu zerstreuen. Am 12. December 1873 beschloß der Bundesrath gegen die Stimmen der beiden Meklenburg und Reuß die Einsetzung einer Commission zur Entwerfung eines bürgerlichen Gesetzbuches. Dagegen scheiterte der Versuch, dem Reiche die Leitung des gesammten Eisenbahnwesens zu verschaffen. Obgleich in Preußen beide Häuser des Landtages die Uebertragung der preußischen Staatseisenbahnen auf das Reich ge-

nehmigt hatten, mußte man diesen Plan aufgeben. Ein Reichseisenbahngesetz kam nicht zu Stande, und die Regelung des Gütertarifwesens von Reichswegen, die der Kanzler vorschlug, stieß auf Schwierigkeiten. Sachsen kaufte seine Privatbahnen an, um besser Widerstand leisten zu können, und trieb seinen Widerspruch gegen die Erwerbung der Berlin-Dresdener Bahn durch Preußen bis zur Eruirung eines Schiedsspruches vom Lübecker Oberappellationsgericht, der allerdings gegen Sachsen ausfiel. Preußen mußte versuchen, sich auf Umwegen dem erstrebten Ziele zu nähern, und begann mit der Verstaatlichung der heimischen Eisenbahnen. Auch von einem neuen Reichsamt für Vereinswesen und Presse, das der Entwurf des Socialistengesetzes forderte, wollte der Bundesrath nichts wissen, weil es der Souveränität der Einzelstaaten nachtheilig sei. Es handelte sich hier doch um Fragen, die zu tief in das innere Leben besonders der Mittelstaaten eingriffen, als daß sie glatt hätten gelöst werden können. Weit größeres Entgegenkommen fand aber die Reichsleitung für das Bestreben, das Reich finanziell selbstständig zu machen und die Matricularbeiträge zu beseitigen. Der preußische Antrag von 1877, die sämmtlichen Stempelsteuern dem Reiche zu überweisen, wurde allerdings im Bundesrath noch arg verstümmelt; aber die Heidelberger Conferenzen der Finanzminister der Einzelstaaten im August 1878 ergaben Einstimmigkeit in dem Wunsche, durch Erhöhung der indirecten Steuern zu Gunsten des Reiches die Matricularumlagen zu beseitigen. Auf dieser Bahn hindernd in den Weg zu treten, war dem Reichstag vorbehalten, in dem die nationalliberale Partei sich an ihre constitutionellen Garantien klammerte, das Centrum aber principiell einer Stärkung der Selbständigkeit des Reiches widerstrebte. Und diese Signatur blieb nun die dauernde für das nächste Jahrzehnt der Reichsgesetzgebung. Es ist verhältnißmäßig leicht gewesen, den Bundesrath zu gewinnen für all' die wirthschafts- und socialpolitischen Maßregeln, die an leitender Stelle für nothwendig erachtet wurden zum Schutz der nationalen Arbeit, zur Finanzreform in Reich und Einzelstaaten und zur Besserung des Looses der unteren Klassen; die Hindernisse, die diesen Bestrebungen entgegentraten, lagen in den politischen Parteidoctrinen, die in der Arbeit des Reichstages wirksam wurden. So konnte der Reichskanzler neuerdings mit Recht darauf hinweisen, daß gerade die verbündeten Regierungen, sie, in deren Selbständigkeitsgefühl man anfangs vorzugsweise die zersetzenden Tendenzen gewittert hatte, sich als eine feste Stütze des Reiches bewährt hätten. Die spontane Theilnahme an der ersten Reichstagseröffnung unseres jetzigen Kaisers hat aller Welt dargethan, daß unsere sämmtlichen Regierungen gesonnen sind, fest zum Reiche zu stehen, daß sie in ihm die Garantie ihres Bestandes, ihren „starken Schutz nach außen" sehen. Die jüngsten traurigen Ereignisse haben bei der waltenden Gesinnung den Bestand des Reiches nicht erschüttert, sondern gefestigt. Verschwunden sind die Rheinbundsgedanken wie ein böser Traum, aus dem man erwacht ist. Wer

hinter diese traurige Episode, die sich breit in unsere Auffassung eingedrängt hatte, zurückblickt, der wird sich erinnern, daß in den Zeiten, wo wirklich eine Reichsregierung vorhanden war, Verrath am Reiche doch nicht allzu häufig gewesen ist. Die Loyalität, mit welcher Kaiser Wilhelm an den geschlossenen Verträgen festgehalten hat, die Gewissenhaftigkeit, mit der er auch den Schein jeder Vergewaltigung von Sonderrechten vermieden hat, die Vorsicht, mit der in den letzten zehn Jahren die Reichsgesetzgebung unter Heranziehung der Einzelstaaten und im Anschluß an sie vorgegangen ist, endlich nicht am wenigsten die persönlichen Beziehungen, die unser erster Kaiser zu pflegen wußte, denen er durch seine Art eine seltene Wärme und Innigkeit gab, haben das erfreuliche gegenseitige Zutrauen und Einvernehmen der deutschen Regierungen geschaffen, das uns berechtigt, mit Hoffnung und Zuversicht unserer weiteren bundesstaatlichen Entwickelung entgegenzusehen.

Schwieriger erwies sich die Aufgabe, im Hin- und Herwogen der Parteimeinungen ausschließlich die Erfordernisse des Reiches im Auge zu behalten. Politisches Denken löst sich schwer von den Vorbildern, an denen es groß gezogen ist. Es fällt uns nicht leicht zu fassen, daß die Regierung eines constitutionellen Staates nicht nothwendig eine Parteiregierung sein muß; ist sie das doch überall in den sogenannten Musterländern des constitutionellen Systems. Diese Vorstellung zu durchbrechen, war der Regierung Kaiser Wilhelms vorbehalten. Kein Wunder, daß sie es keiner Partei vollkommen recht gemacht hat. Bis zu den Attentaten und der sich daran knüpfenden Reichstagsauflösung hin behauptete die nationalliberale Partei eine hervorragende Stellung und gewann einen weitreichenden Einfluß auf die Gesetzgebung, jedoch auch nur, indem sie sich in zahlreichen und wichtigen Fragen zu Compromissen herbeiließ. Sie verlor diesen Einfluß, als sie nach den Neuwahlen sich weigerte, den Wegen der neuen Wirthschaftspolitik zu folgen, und hat ihn erst nach der Septennatsauflösung in stark verringertem Maße wiedererlangt. Seither hat die conservative Partei der Regierung am nächsten gestanden, ohne daß diese ihr doch je dienstbar geworden wäre. Eine Annäherung an die alte Fortschritts-, die spätere freisinnige Partei hat nie ernstlich versucht werden können, da dieselbe, wie sie 1867 gegen die Verfassung des norddeutschen Bundes, 1870 gegen die Verträge mit den Südstaaten stimmte, so auch später fast allen organisatorischen Vorlagen der Regierung einen mehr oder weniger principiellen Widerstand entgegensetzte. Das Centrum, das bald nach seiner Bildung der Mittelpunkt aller Opposition wurde, hat sich doch veranlaßt gesehen, der Regierung in der Zollgesetzgebung eine Stütze zu gewähren, Zusagen über den erwarteten Dank aber nicht erlangen können. So ging die Regierung ihren Weg, unbeirrt von den Zielen der Parteien. Manch schöner Traum wurde dadurch gestört, und viel zornige Tinte ist deshalb verschrieben worden. Aber als unseres ersten Kaisers Lebenstage sich zu

ihrem Ende neigten, da waren der Grollenden und Schmollenden, die Alles als verfahren und hoffnungslos ansahen, denn doch nur wenige; gar manches Neue, was das Reich geschaffen, hatte sich Freunde erworben gerade in den Kreisen, die sich demselben auf das Heftigste widersetzt. In dem Kampf der politischen Parteien aber, der in Wort und Schrift bis in das letzte Küsten- und Alpendorf seine Wellen warf, ist das Gefühl der Zugehörigkeit zum Reiche unzweifelhaft erstarkt; es bleibt dem Menschen nicht gleichgültig, was ihm Gegenstand seines Strebens und Denkens wird. Selbst von der Centrumspartei darf man sagen, daß sie in dem schweren Strauße, den sie durchzukämpfen hatte im neuen Reiche, fester und fester Wurzel schlug in seinem Boden, seitdem sie erkennen und fühlen lernte, welch starker, unübersehbarer Factor der Katholicismus im innern Leben des Reiches ist. Vom Freisinn gilt noch heute, was 1870 vom Fortschritt bemerkt wurde, als er gegen die Verträge stimmte: er würde es nicht gethan haben, wenn er nicht gewußt hätte, daß er doch in der Minorität bleiben würde; von Reichsfeindlichkeit kann doch im Ernste bei seinen Vertretern nicht die Rede sein. Im Anfang 1887 stimmte er gegen das Septennat, um die so seltene Gelegenheit, eine Handhabe zu gewinnen zur Einflußnahme auf das Heer und zur Durchsetzung der gepriesenen zweijährigen Dienstzeit, nicht unbenutzt vorüber gehen zu lassen; ein Jahr später, bei der Landsturmvorlage, wo politische Lieblingsdoctrinen nicht in Frage kamen, stimmte er rückhaltslos zu, obgleich es sich um einen viel tieferen Griff in den Beutel der Steuerzahler handelte. Wir wissen aus den letzten Stunden des Kaisers, wie sehr ihn die Geschlossenheit freute, mit welcher der Reichstag in diesem Falle bewilligte, was ihm als nothwendig für die Sicherstellung des Reiches bezeichnet worden war. Ausdrücklich wollte es der sterbende Kaiser ausgesprochen wissen, wie sehr ihn dieser Beweis der Einmüthigkeit des deutschen Volkes gestärkt und erfreut habe. Er tröstete sich ferner in diesen schweren Stunden des Gedankens, daß „er auf die Entwickelung der Lösung, welche seine Hauptaufgabe, die Wiederherstellung und Consolidirung der Nationalität des Volkes, dem er angehörte, genommen habe, mit Befriedigung zurückblicken könne." Wer wird dem Sterbenden die Berechtigung dieses Trostes absprechen wollen? So lange deutsche Herzen schlagen, wird Kaiser Wilhelm I. genannt werden als Neubegründer des deutschen Reiches, als der mächtige und besonnene Walter nach außen und innen, der deutschen Namen wieder zu Ehren brachte und deutsche Herzen wieder füllte mit Stolz und Freude am Vaterlande.

* * *

Dieser glorreichen, zu beispiellosen Erfolgen getragenen Regierung sollten traurige Wochen folgen. Binnen 100 Tagen sollten wir zwei Kaiser beweinen. Es schien, als sollten sich die schweren Geschicke wiederholen, die

mehr als einmal unsere mittelalterlichen Kaiserfamilien aus höchster Machtfülle hinabgestoßen hatten in Schwäche und Auflösung. Als eine Vermessenheit erschien der Jubelruf, der noch vor wenigen Jahren erklungen war: „Hurrah! Vier Kaiser!"

Hat je eine Nation ihren Thronfolger mehr im Herzen getragen als unser preußisches und deutsches Volk seinen Fritz? Ausgerüstet mit den herrlichsten Gaben an Körper und Geist war er herangewachsen zum Stolze des Vaterlandes. Es war der Mann, der als Fünfundzwanzigjähriger die Kaiserin Eugenie an die Germanen des Tacitus erinnerte und ihr den Ausruf entlockte: „Es ist eine imponirende Race, die Deutschen!"; der Mann, der durch gedankenreiche, formvollendete Reden so oft seine Hörer begeisterte und entzückte, durch treffendes Urtheil und sinnige Bemerkungen bei Männern der Kunst und Wissenschaft Staunen erregte. Seinem regen Geiste blieb kaum irgend etwas fremd, was die edleren Interessen des Menschen in Anspruch nimmt. Und dabei war Friedrich vollauf, was jeder Hohenzoller in erster Linie sein soll, Soldat. Am schleswig-holsteinischen Feldzuge nahm er im Hauptquartier ohne eigenes Commando Theil; bald nachher wurde er an die Spitze des pommerschen Armeecorps gestellt, im Feldzuge von 1866 ihm eine verantwortungsvolle Aufgabe übertragen. Die von ihm befehligte zweite Armee umfaßte fast die Hälfte der gesammten preußischen Streitkräfte: die Garde, das 1., 5. und 6. Armeecorps. Seine Truppen siegten bei Nachod und Skalitz, im zweiten Gefecht von Trautenau, bei Königinhof; sie entschieden durch rechtzeitiges Eintreffen bei Chlum den Tag von Königgrätz. Der Feldherrnruhm des Kronprinzen war begründet. In hellem Jubel loderten 1870 die Herzen der Süddeutschen empor, als sie hörten, daß dieser Mann bestimmt sei, sie mit Schlesiern, Posenern, Thüringern und Hessen gegen den Erbfeind zu führen. Ihnen und ihrem Führer war es dann vergönnt, sich mit dem ersten Siegesreis zu schmücken. Wie athmete Deutschland auf, als die Kunde von Weißenburg kam; die hehre Gestalt des Kronprinzen erschien als Schild und Schwert Germaniens. Es folgten Wörth, der Flankenmarsch in den Ardennen, die Entscheidung von Sedan, die Einschließung von Paris. In seiner Cabinetsordre vom 28. October 1870 bemerkte König Wilhelm auf diese Erfolge hinweisend: „Das alles zusammengenommen bezeichnet den großen, den glücklichen Feldherrn." Er ernannte seinen Sohn zum General-Feldmarschall. „Es ist das erste Mal, daß diese Auszeichnung, die ich auch Friedrich Karl verleihe, Prinzen unseres Hauses zu Theil wird! Aber die Erfolge, welche bisher in diesem Feldzuge errungen sind, erreichen auch eine Höhe und eine folgenreiche Wichtigkeit, wie wohl nichts Aehnliches zuvor, und darum bin ich berechtigt, von dem Herkommen in unserem Hause abzugehen. Was mein Vaterherz dabei empfindet, daß ich Dir auf eine solche Art meinen und des Vaterlandes Dank aussprechen kann und muß, bedarf keiner Worte."

Dieser Anerkennung an allerhöchster Stelle ging rückhaltlose Hingabe der Untergebenen zur Seite. Der Kronprinz hatte sich die Herzen Aller gewonnen. „Bei dem Kronprinzen," schrieb damals ein bayerischer Offizier in die Heimat, „vermag wohl selbst der Fernstehende zu beobachten, wie jenes persönliche Verhältniß des fürstlichen Feldherrn zum Soldaten in dem Gemüthe des Fürsten sich darstellt; auch die Gemeinen sind ihm Kameraden auf Leben und Tod." „Unser Fritz" genoß eine beispiellose Popularität.

In den langen Friedensjahren, die folgten, hat die Erinnerung daran sich nicht abzuschwächen vermocht. Sie wurde bei den süddeutschen Waffengefährten alljährlich aufgefrischt durch die Inspectionen. Auch sonst fand die bezaubernde Persönlichkeit des Kronprinzen reiche Gelegenheit zur Geltung zu gelangen. Repräsentation in den verschiedensten Formen brachte ihn mit den weitesten Kreisen Deutschlands in nächste Berührung. Ueberall war sein Auftreten des Erfolges sicher, zuletzt noch in glänzendster Weise auf dem Jubelfest unserer ältesten Universität. Auch nach außen hin verdankte Deutschland dem ritterlichen, gewinnenden Wesen seines Kronprinzen manche warme Sympathien. Sein Verhältniß zu König Humbert von Italien, seine Besuche in Spanien und beim Papst waren von politischer Bedeutung. In Deutschland gewöhnte man sich, beruhigt in die Zukunft zu blicken, da schon die persönliche Beliebtheit des Thronfolgers eine Garantie zu bieten schien für gute Beziehungen zu den auswärtigen Mächten. Vor Allem erachtete man den dauernden Anschluß Süddeutschlands als besonders gesichert durch die Verehrung, die Friedrich dort entgegengetragen wurde.

Es sollte anders kommen. Deutschlands geliebtestem Haupte sollte es versagt bleiben, in selbständiger und verantwortlicher Stellung einen wesentlichen Einfluß zu üben auf den Gang seiner Geschicke.

Gegenüber dem Vertrauen, dessen sich Sachkunde, Wahrheitsliebe und Pflichttreue deutscher Wissenschaft bis jetzt denn doch noch würdig gezeigt haben, kann nicht mehr bezweifelt werden, daß die Leitung der ärztlichen Pflege des Erkrankten in die Hände eines Unwürdigen fiel. Kaiser Friedrich III. gelangte zum Throne in einem Zustande, der den Nächstbetheiligten als hoffnungslos bekannt war.

Was bis jetzt weiteren Kreisen zugänglich geworden ist über Friedrichs politische Anschauungen, genügt nicht, um diese Seite seines Denkens in sicheren Umrissen zu zeichnen. Wenn die Parteipresse ihm einen bestimmten Stempel aufgedrückt hat, so zeigt das nur, mit welch unzureichenden Mitteln der Journalist an die Arbeit geht, weil es der Tagesbedarf fordert. Durch ein halbes Jahr vertrat nach dem zweiten Attentate der Kronprinz den verwundeten Vater. Diese Frist gab ihm wohl Gelegenheit, seine Befähigung für die Staatsgeschäfte und seine hohenzollernsche Pflichttreue zu bewähren, aber nicht, eigene Ansichten zu bethätigen. Die strenge Disciplin des Regentenhauses ließ bei einem Manne von der Besonnenheit und Selbst-

beherrschung des Kronprinzen gar nicht den Gedanken aufkommen, aus der Zurückhaltung herauszutreten, zumal nicht gegenüber einem solchen Vater. Wenn dieser Zurückhaltung vielfach ein frondirender Charakter beigelegt wurde, so beruhte das doch auf Mittheilungen und Combinationen, denen meistens erst die Parteianschauung ein bestimmtes Gepräge gab. Als feststehend kann ja wohl betrachtet werden, daß Friedrich nicht unwesentlich beeinflußt war von englisch-constitutionellen Anschauungen, wie sie bei seinem Schwiegervater eine, man kann wohl sagen, klassische Vertretung gefunden hatten und in der den Vater vergötternden Gemahlin lebten. Ob aber diese Anschauungen, in die Praxis übersetzt, wesentlich hinausgegangen wären über das streng verfassungsmäßige Regiment, das Wilhelm I. etablirt hatte, das vermag niemand zu sagen. Kein Satz der einzigen authentischen Kundgebungen des Kaisers berechtigt zu einer solchen Annahme. Ausdrücklich erklärt der Aufruf „An mein Volk": „Es wird mein ganzes Bestreben sein, das Werk in dem Sinne fortzuführen, in dem es begründet wurde." Der Erlaß an den Reichskanzler bekennt sich in den vom Freisinn so energisch bekämpften socialpolitischen Maßregeln „einig mit den Anschauungen meines Kaiserlichen Herrn Vaters"; er verkündet: „Ich sehe die nothwendige und sicherste Bürgschaft für ungestörte Förderung der vorliegenden Aufgaben in der ungeschwächten Erhaltung der Wehrkraft des Landes, meines erprobten Heeres und der aufblühenden Marine, der durch Gewinnung überseeischer Besitzungen ernste Pflichten erwachsen sind. Beide müssen jederzeit auf der Höhe der Ausbildung und der Vollendung der Organisation erhalten werden, welche deren Ruhm begründet hat, und welche deren fernere Leistungsfähigkeit sichert". Wie stimmt das zu den Ansichten der Opposition über den Werth unserer Colonien und unsere militärischen Verhältnisse? Kann einigermaßen ausgereiftes politisches Denken glauben, jemals unserer Art constitutioneller Staatslenkung eine entschieden andere Richtung geben zu können, ohne vorher maßgebenden Einfluß gewonnen zu haben auf die Gestaltung des Heeres, dieses Angelpunktes bei allen inneren politischen Machtfragen? Wenn sich die Hoffnungen des Freisinns, wenigstens die seiner Presse, während Friedrichs Regierung theilweise in's Ungemessene steigerten, so beruhte das doch wesentlich auf Erwägungen, die mit der Umgebung des Kaisers rechneten, und — last not least — auf seiner wohl als Thatsache anzuerkennenden directen Gegnerschaft gegen die antisemitische Bewegung. In dem einen Falle, der das System unserer auswärtigen Politik berührte, entschied der Kranke, trotz stärkster gegentheiliger Einwirkungen, für die bisherige Leitung. Ob die Entlassung Puttkamers, die der schon mit dem Tode Ringende vollzog, mehr bedeutete als einen Personenwechsel — wer möchte das zu entscheiden wagen? Wer auch, wie weit die erschöpften Kräfte des Herrschers, der den Tod im Herzen trug, ausreichten, System und Consequenzen der eigenen Anschauungen in jedem gegebenen Augenblicke

klar zu überblicken? Man möge nicht übersehen, daß auch die Thronrede unseres gegenwärtigen Kaisers von dem Vorbilde spricht, „welches Kaiser Wilhelm nach schweren Kriegen in friedliebender Regierung seinem Nachfolger hinterlassen, und dem auch meines hochseligen Herrn Vaters Regierung entsprochen hat, soweit die Bethätigung seiner Absichten nicht durch Krankheit und Tod verhindert worden ist."

So sind wir vergeblich bemüht, unserem zweiten Kaiser im politischen Leben unseres Volkes eine besondere Stellung anzuweisen; seine Regierung blieb ein kurzes, schmerzerfülltes Nachspiel zu der seines Vaters. Daran kann der Parteien Mythenbildung nichts ändern. Die Erinnerung unseres Volkes wird Friedrich III. festhalten als den Retter auf der Höhe von Chlum, den Sieger von Weißenburg und Wörth, den begeisternden Führer der Süddeutschen zu engster Waffengenossenschaft mit den norddeutschen Brüdern. Sie wird Kunde bewahren von den namenlosen Leiden, die über dieses stolze Haupt, diesen echten Typus deutscher Art, im besten Alter hereinbrechen sollten. Sie wird berichten, wie diese Ueberfülle von Manneskraft verzehrt wurde im schmerzvollsten Ringen, ohne je einen Laut der Klage hören zu lassen, in ununterbrochener gleichmäßiger Milde und Leutseligkeit gegen Alle, die ihm nahten. Wo wohnten Güte und Festigkeit, Energie und Wohlwollen, lebhafte Theilnahme und sicherste Selbstbeherrschung harmonischer neben einander als in Kaiser Friedrich? Es war ihm nicht vergönnt, uns zu regieren; aber was er war und was er leistete, verknüpft ihn trotzdem unauflöslich mit den glänzendsten Tagen unserer Geschichte und sichert ihm für alle Zeiten den Platz unmittelbar neben dem glorreichen Vater, dem Wiederhersteller unseres Reiches.

* * *

Es ist eine schwere Probe, gemessen zu werden nach dem Maßstabe solcher Männer. So weit menschliches Urtheil reicht, darf von Wilhelm II. gesagt werden, daß er sie bestehen wird. Frohesten Herzens dürfen wir der Hoffnung leben, daß unser dritter Kaiser sich würdig anreihen wird seinen Vorgängern. Darüber haben schon die ersten wenigen Wochen auch dem Zweifelnden Gewißheit gegeben. Unser Reich wird bewahrt, unseres Volkes gesetzmäßige Freiheit, seiner Fürsten Macht und Stellung erhalten bleiben. Von berufenster Seite ist uns in diesen Tagen Kaiser Wilhelm II. „nach der Natur gezeichnet" worden. Hinzpeters Schriftchen ist eine harte Nuß für die Parteilogik, schon in der Thatsache ihres Erscheinens, mehr noch in Ton und Haltung. Sicher ist, daß sie trotz ihrer schrankenlosen Offenheit diejenigen nicht befriedigen wird, die eine Interesse daran zu haben glauben, das reichlich vorhandene Mißtrauen wach zu halten; aber eben so sicher ist auch, daß, wer sich so besprechen lassen kann — daß die Veröffentlichung nach ertheilter Genehmigung des Kaisers geschehen

ist, kann keinem Zweifel unterliegen — nichts zu verbergen hat vor seinem Volke und fest in seiner eigenen Natur ruht; sicher auch, daß, wer so gezeichnet wird, wohl sein kann, was er gelobt hat zu sein, der erste Diener seines Staates, aber niemals der Diener einer Partei.

Das aber ist es, was Deutschland und Preußen brauchen. Den historischen Bahnen, auf denen ein staatliches Gebilde zur Entwickelung gelangt ist, kann man nicht ungestraft untreu werden. Bei keiner Nation Europas aber, die russische ausgenommen, steht die Dynastie so sehr im Mittelpunkte des staatlichen Lebens wie in Deutschland. Die Hohenzollern haben Preußen und ein preußisches Volk geschaffen. Niemals hätten sie dasselbe erweitern und umgestalten können zu einem deutschen Reiche ohne ein deutsches Nationalgefühl, wie unser Jahrhundert es wieder hat erstehen sehen; aber die Wege, die zu diesem Ziele führten, die waren ihre und nicht unsere Wege und wurden erst unsere, als wir sahen, wie alles herrlich hinaus ging. Nie, so lange unsere Staatswesen gedeihen soll, kann man wünschen, unsere Dynastie in die Stellung der englischen oder der piemontesisch-italienischen Krone hinabgedrückt zu sehen. Unser erster Kaiser sah in den Verfassungen, deren Preußen und Deutschland sich erfreuten, die Rechte der Krone und des Volkes gleich gut gewahrt. Die gleiche Ueberzeugung theilt der „als Kaiser und König in des Großvaters Wegen wandelnde" Enkel. „Es liegt mir fern, das Vertrauen des Volkes auf die Stetigkeit unserer gesetzlichen Zustände durch Bestrebungen nach Erweiterung der Kronrechte zu beunruhigen. Der gesetzliche Bestand meiner Rechte, so lange er nicht in Frage gestellt wird, genügt, um dem Staatsleben das Maß monarchischer Einwirkung zu sichern, dessen Preußen nach seiner geschichtlichen Entwickelung, nach seiner heutigen Zusammensetzung, nach seiner Stellung im Reich und nach den Gefühlen und Gewohnheiten des eigenen Volkes bedarf. Ich bin der Meinung, daß unsere Verfassung eine gerechte und nützliche Vertheilung der Mitwirkung der verschiedenen Gewalten im Staatsleben enthält, und werde sie auch deshalb, und nicht nur meines Gelöbnisses wegen, halten und schützen". „Die Reichsverfassung zu wahren und zu schirmen in allen Rechten, die sie den beiden gesetzgebenden Körpern der Nation und jedem Deutschen, aber auch in denen, welche sie dem Kaiser und jedem der verbündeten Staaten und deren Landesherren verbürgt, gehört zu den vornehmsten Rechten und Pflichten des Kaisers." Wie könnte uns festere Gewähr für ein gerechtes Regiment gegeben werden als in diesen Grundsätzen? So lange ihnen die Treue bewahrt wird, bleibt Deutschlands Einheit unauflöslich.

Der klare Blick, der sich hier offenbart für die historischen Bedingungen unseres staatlichen Lebens, erkennt mit gleicher Sicherheit die gegebenen Grundlagen unserer auswärtigen Politik. „Unser Bündniß mit Oesterreich-Ungarn ist öffentlich bekannt. Ich halte an demselben in deutscher Treue fest, nicht bloß, weil es geschlossen ist, sondern weil ich in

Digitized by Google

diesem defensiven Bunde eine Grundlage des europäischen Gleichgewichts erblicke, sowie ein Vermächtniß der deutschen Geschichte, dessen Inhalt heute von der öffentlichen Meinung des gesammten deutschen Volkes getragen wird und dem herkömmlichen europäischen Völkerrechte entspricht, wie es bis 1866 in unbestrittener Geltung war. Gleiche geschichtliche Beziehungen und gleiche nationale Bedürfnisse der Gegenwart verbinden uns mit Italien. Beide Länder wollen die Segnungen des Friedens festhalten, um in Ruhe der Befestigung ihrer neu gewonnenen Einheit, der Ausbildung ihrer nationalen Institutionen und der Förderung ihrer Wohlfahrt zu leben." Was wir oben ausführlich darzulegen versuchten, man kann es kaum knapper und treffender ausdrücken, als es hier geschehen ist. Es handelt sich nicht um eine Politik des augenblicklichen Bedarfs, sondern um die Erfüllung einer historisch-geographischen Nothwendigkeit.

Und in dieser Thatsache liegt die festeste Gewähr der Dauer, die überhaupt möglich ist. Um ihren Kaiser geschaart stehen die Fürsten und Völker Deutschlands als die festesten Bürgen der friedlichen Entwickelung des Erdtheils, als die ausschlaggebende Gewalt in der Lenkung seiner politischen Geschicke. Auf den letzten Mann fällt ein Schimmer des Ansehens und der Achtung, die Deutschland genießt. Wie sind die deutschen Fürsten in Inland und Ausland wieder zu Stellung und Bedeutung gelangt, seitdem sie wieder, von einem großen Gedanken getragen, mitarbeiten an den nationalen Aufgaben des deutschen Staats! Windthorst hat oft Unglück gehabt mit seinen Prophezeihungen; kaum mit einer mehr als mit dem Ausspruche, den er 1873 gelegentlich der Debatten über die Justizgesetzgebung that, daß „in 20 Jahren das Haus Wittelsbach nicht mehr bedeuten werde als das Haus Hohenlohe". Was Deutschland im Rathe der Völker ist, muß unwiderstehlich auch seinen Einfluß äußern auf das innere politische Leben. Auch die heftigste Opposition, so weit sie nur nicht antideutsch aus Princip ist, kann sich dem Zauber nicht verschließen, den Größe, Macht und Ansehen der eignen Nation auf jeden ihrer Angehörigen üben. Da unsere verfassungsmäßige Ordnung unverbrüchlich gesichert ist, so darf man hoffen, daß in dem weiteren Ausbau unseres inneren Staatslebens die Gegensätze der politischen Anschauungen sich nur innerhalb derjenigen Grenzen bethätigen werden, die das Förderliche und Ersprießliche vom Bedenklichen und Gefährlichen scheiden. Es kann nicht ausbleiben, daß mit der Consolidirung unserer inneren Verhältnisse auch unsere wirthschaftliche Geltung stetig steigt; unzweifelhaft hat ja schon der Aufschwung unserer politischen Stellung in dieser Richtung auf das Erfreulichste gewirkt.

Es ist aber unser ganzes Hinaustreten in den größeren Wirkungskreis, der unserem Volke doch wahrlich schon lange gebührt hätte, nicht der Art, daß es fremde Interessen in brüsker und einschneidender Weise verletzte. Nie

ist größere Machtfülle bei Wahrung der eigenen Rechte maßvoller gebraucht worden; das gesteht das besonnene Ausland unumwunden zu. Unsere steigende Größe ist das natürliche Ergebniß einer langsamen, aber stetigen und sicheren Entwickelung. In Jahresfrist feiert Frankreich mit einem wirthschaftlichen Feste den Centenartag seiner Revolution. Wenn nicht alles trügt, so wird diese Feier offenbaren, daß die Revolution mit ihren Folgen Frankreich auf absehbare Zeit von der Führerrolle in Europa verdrängt hat. Dieselbe ist übergegangen an das Land, das anfangs in erster Linie bestimmt schien, das Opfer jener Erschütterung zu werden. Es hat in sich aufgenommen, was aus den Ideen jener Bewegung dem eigenen Wesen förderlich schien; aber es hat dieses eigene Wesen unversehrt bewahrt, die historische Continuität nicht durchbrochen. Wir sind zu Einheit und Macht gelangt und haben doch unserer mannigfach ausgebildeten Eigenart einen genügenden Spielraum gelassen. So ist unsere Macht zwar stark zur Vertheidigung, aber zum Angriff liegt wenig Neigung in ihr. Wir wollen unsere eigenen Herren sein, aber unsere geographische Lage, unser überlieferter Volkscharakter, unsere mannigfaltige Gliederung macht uns wenig geeignet zur Herrschaft über Andere. Wir sind, in uns befriedigt und stark genug, Vergrößerungssucht der Nachbarn abzuschrecken, ein Moment der Ruhe. Um was drehten sich die europäischen Kriege der letzten Jahrhunderte anders, als um die Herrschaft über die zerfallene Mitte, Deutschland und Italien? Mit 1870 hat eine neue Entwickelung begonnen. Die geschichtliche Periode, die 1789 ihren Anfang nahm, hat eine Art Abschluß gefunden. Andere Vorstellungen beginnen zu herrschen über das Verhältniß der Völker zu einander, andere über ihr inneres politisches Leben. Und diese neuen Anschauungen sind wesentlich deutschen Ursprungs. Wir können beruhigt sein über die Zukunft. Das nächste Jahrhundert gehört unserem Volke, und deutsches Wesen wird ihm seinen Stempel aufdrücken.

Breslau, den 24. Juli 1888.

Ideen zu einer Geschichte des Wohnhauses.

Von

Jacob v. Falke.

— Wien. —

II.

Wenn man sich von der Vielgestaltigkeit der Wohnhäuser in Europa oder nur von denen auf deutschem Boden eine Vorstellung macht so scheint es unglaublich, daß dieselbe von zwei Grundschemen allein ihren Ausgang genommenen habe. Und doch ist es so; doch ist es das nordische Hallenhaus und das südliche Hofhaus, welche die Grundlage der Entwickelung und die Urformen der heutigen Wohnhäuser bilden.

Die Sache vereinfacht sich aber, wenn man nicht an die äußere Gestaltung denkt, an die Façade und ihren künstlerischen Aufriß, an welcher die Kunstgeschichte nach allen ihren Stilen und Stilarten mitgearbeitet hat. Das Haus ist von innen heraus geschaffen worden; die Façade, wenn richtig, ist nur der Ausdruck des Inneren. Das Erste und Entscheidende ist daher überall der Grundriß, die Eintheilung und Bestimmung der Räumlichkeiten im Innern. Der verkehrte Weg, erst die Façade zu zeichnen und dann das Haus nach Belieben dahinter zu bauen, dieser Weg ist unserer Zeit vorbehalten worden.

Was nun den Grundriß, also die Eintheilung geschaffen, verändert, ausgebildet hat, das ist die Culturgeschichte, die steigende oder auch fallende Civilisation, je nach zeitlichen oder localen Umständen und Ereignissen. Es ist die verfeinerte Sitte gewesen, das wachsende Gefühl für Wohlanständigkeit, welches zuerst die Theilung des gemeinsamen Raumes veranlaßt hat; dann kam die Trennung der Herrschaft von der Dienerschaft, die

Trennung der gesellschaftlichen Räume von denen der Familie oder den privaten Räumen, die Befriedigung der Gastlichkeit und Beherbergung in besonderen, den Gästen gewidmeten Schlafgemächern, endlich der verschiedene Beruf, der, wie er besondere und eigenthümliche Räume erforderte, so auch auf die Gestaltung des Hauses in seinem Inneren und in zweiter Linie auch des Aeußeren einwirkte. Es sei bloß an das Kaufhaus der nordischen Seestädte erinnert.

Wie die Cultur selbst in dieser Richtung fortgeschritten ist, wie sich aus den Gelagen der Männer nach und nach im Laufe der Jahrhunderte eine feine und geistige Geselligkeit herausgebildet hat, wie die Frau, die Schaffnerin im Hause, in die Gesellschaft der Männer hineingezogen, wie sie diese und zugleich sich selbst zu edlerer Sitte herangebildet hat, wie sie dann zur Dame, zur Herrin geworden — dieser culturgeschichtlichen Entwickelung parallel geht die Geschichte des Hauses.

Freilich, wie in den verschiedenen Ländern oder Gegenden dieser Gang der Cultur unterbrochen oder durchbrochen wurde durch oft gewaltsame historische Ereignisse, wie die Bildung nur auf den Höhen der Gesellschaft zur Vollendung kam, in den bürgerlichen Schichten nur theilweise und stufenweise sich vollzog, im Bauernstande aber stehen blieb, so ist es auch dem Wohnhause ergangen. Auch das Bauernhaus ist größtentheils stehen geblieben, nachdem es zu einer gewissen Höhe und Ausbildung gelangt war und in derselben gar verschiedene Formen angenommen hatte. Anderswo hat die Armuth der Gegend oder die Verwüstung durch den Krieg den Fortschritt gehemmt, und man findet nur Hütten, die weder primitiv sind noch überhaupt einen bestimmten Charakter tragen. Anderswo hat die Cultur einen neuen Weg eingeschlagen und ist an Stätten vorübergegangen, an denen sie einst geblüht hatte.

Dergleichen Zustände, in einer ausgeführten Geschichte des Wohnhauses wohl zu beachten, sind in dieser kurzen Darstellung nicht zu berücksichtigen. Ich muß mich an große und allgemeine Verhältnisse, an die typischen Erscheinungen halten, um wenigstens den Gang nachzuweisen, den die Dinge genommen haben. Doch will ich an der heutigen überaus vielgestaltigen Mannigfaltigkeit des Bauernhauses nicht vorüber gehen, ohne wenigstens einige Worte zu ihrer Erklärung zu sagen.

Wir haben das norddeutsche Bauernhaus in der höchst charakteristischen Form des niedersächsischen Hauses kennen gelernt, und auch gesehen, wie es, durch Leben und Cultur sich verwandelnd, aus dem ungetheilten Hallenhause hat hervorgehen können. Gehen wir von hier, von Holstein oder der Elbemündung, wo das niedersächsische Haus landeseigenthümlich ist, nach Süden, so stoßen wir überall auf neue Gestalten bis in die Alpen hinein. Im gewerblichen Mitteldeutschland — wie anders die bauliche Erscheinung in den Dörfern! Wie sehr haben sich die kleinen Fachbauhäuser den Wohnhäusern der kleinen Leute in den kleinen Städten genähert,

nicht anders wie hier der große Bauernstand verschwunden ist und der Kleinbauer dem Kleinbürger verwandt geworden! Wie anders wieder die Anlage der Höfe in den bayrischen Niederungen südwärts der Donau; wie anders das Gebirgshaus in den Schweizer, Tiroler und österreichischen Alpen! Sollten diese Gebirgshäuser mit dem nordischen Hause desselben Ursprungs sein? Man hat oft versucht sie aus dem Süden vom antiken Hause herzuleiten; auch von Semper ist der Versuch gemacht worden. Er ist immer mißlungen. Außer hier und da architektonischen Detailmotiven ist keine Aehnlichkeit aufzufinden gewesen. Ueberall ist die Anlage, der Grundriß, das Baumaterial, alles Entscheidende total verschieden. Das gilt vom Schweizer, vom Tiroler, vom österreichischen und steirischen Gebirgshause gleicherweise. Ich sage nun nicht, daß die Holzhäuser, denen man bei aller Verschiedenheit doch die große Aehnlichkeit unter einander nicht absprechen kann, direct aus dem Norden herabgekommen oder etwa gar aus dem norddeutschen Bauernhause abzuleiten seien; dennoch sind sie des gleichen Ursprungs und stammen von dem Hallenhause, nicht vom Hofhause ab. Allerdings haben sie aus der gemeinsamen Quelle sich anders entwickelt und im Laufe der Zeiten eine andere Gestaltung genommen, zum Theil eine viel reichere. Sie haben ein Obergeschoß erhalten, oder vielmehr das eigentliche Hauptgeschoß, das Parterre, wegen des abfallenden Bodens mit einem Untergeschoß, Souterrain, unterbaut und dieses zur Stallung für Kühe und Pferde verwendet, wozu das niedersächsische Bauernhaus seine Seitenschiffe gebraucht. So fährt in dieses Gebirgshaus der Getreidewagen von der Seite her oder von rückwärts in das erste Stockwerk, wie im norddeutschen Hause direct auf die zur ebenen Erde liegenden Tenne. Das Alpenhaus ist über dem Souterrain rings oder theilweise außen mit einer Gallerie umzogen, während das antike südliche Haus einen Umgang im Innern um den Hof herum hat. Das ist keine Aehnlichkeit, sondern der volle Gegensatz. Das norddeutsche Bauernhaus besitzt jene Gallerie nicht; es hat auch keinen Platz dafür, da ja alles zur ebenen Erde liegt. Als im Alpenhause der Unterbau entstand und damit das Hauptgeschoß, das ist das eigentliche Haus, gehoben wurde, erhielt es die Gallerie wie eine Nothwendigkeit, da man sonst den Weg aufwärts mitten durch die Viehställe hätte nehmen müssen. So führt die Treppe von außen hinauf. Die umlaufende Gallerie ist eine Art Reminiscenz, eine Erinnerung daran, daß das Originalhaus, bevor es in das Gebirge auf den abschüssigen Boden verpflanzt wurde, mit seinem Hauptgeschoß, vielmehr mit seinem einzigen Geschoß, zur ebenen Erde lag. Heute hat freilich auch das Alpenhaus in der Thalebene auf flachem Wiesengrund die gleiche Gestaltung, die gleiche Gallerie, und das ist leicht zu erklären. Was auf den Bergen und wegen der Berge entstanden ist, das ist für das ganze Alpenland zum Typus geworden.

Wann nun aber diese verschiedenartige Gestaltung begonnen hat, ob

die germanischen und keltischen Völkerschaften, als sie in diese Gegenden einwanderten, die Motive schon mitbrachten, oder ob nicht vielmehr die ganze Wandlung erst seit ihrer Ankunft auf diesem Boden selbst, wo sie heute seßhaft sind, sich vollzogen hat, das müssen wir einstweilen dahingestellt sein lassen. So viel wir auch in artistischen Publicationen Abbildungen solcher Häuser besitzen, so oft diese auch beschrieben sind, so wenig hat man daran gedacht, ihre Geschichte herauszuarbeiten, ihre Entstehung, Herkunft und Ausbildung uns zu erzählen. Und doch wäre das, mit Hilfe logischer Combinationen und Folgerungen, wenn man einmal erst auf richtiger Basis steht, nicht unmöglich.

Es wäre ebenso möglich, auch die geschichtliche Entwickelung des städtischen Hauses darzustellen, über welche wir heute noch weniger unterrichtet sind. Ueber Burgen und Paläste ist reichlich das bildliche und baugeschichtliche Material zusammengetragen, doch das städtische Haus, zumal das einfache und darum in seiner Ursprünglichkeit vielleicht lehrreichere, hat weniger den wissenschaftlichen Forschertrieb gereizt. Abbildungen von Hausfaçaden sind zahlreich; Grundrisse aber, die uns allein über Entstehung und Weiterbildung Auskunft geben können, sind selten.

Es ist wohl selbstverständlich, daß, so wie die Cultur in verschiedenen Gegenden und Ländern ihre verschiedenen Wege gegangen ist, so auch das Haus von seinem Ursprunge, der Halle, aus verschiedene Entwickelung nehmen mußte. Der Gang im Allgemeinen ist überall der, daß die Halle von ihrer Bedeutung als Ein und Alles herabsteigt; daß sie von ihrem Raume an Wohn- und Schlafgemächer abgeben oder solche in neuer Entstehung neben sich dulden muß, bis sie selber zur bloßen Flur oder Diele, zum Eingangs- oder Vorraume herabgesunken ist. In dieser Gestalt hat sie in England den alten Namen hall behalten. Während das Landhaus, d. h. der Herrensitz, sich in dieser Weise frei nach der Breite entwickeln konnte, wurde das städtische Haus, veranlaßt durch die Enge der ummauerten Städte, in die Höhe getrieben. Es legte sich nun Stockwerk über Stockwerk.

Ist so, ganz allgemein gesprochen, der Gang oder das Ziel der Richtung ein gleiches, so wird dieses Ziel doch auf verschiedenen Wegen verfolgt, unter denen sich zwei als die hauptsächlichsten hervorheben lassen. Der eine ist derjenige, bei welchem das Haus mit seiner schmalen Giebelseite sich nach der Straße zukehrt, während der andere ihr die Längenseite mit dem abfallenden Pultdache und dem Tropfenfalle zuwendet. Bei der ersten Art steht in der Regel Haus an Haus, Mauer an Mauer, während die zweite Art sich mehr in den kleineren offenen Landstädten vorfindet, wo man mit dem Raume weniger geizig zu sein brauchte. Doch ist das kaum als Regel auszusprechen, da das Wesentliche und Unterscheidende in etwas Anderem liegt.

Offenbar zeigt das erste Haus — ich will es das Giebelhaus

nennen — eine größere Verwandtſchaft ſowohl mit dem niederſächſiſchen Bauernhauſe wie mit dem altnordiſchen Herrenſitz. Es hat ſein Licht und ſeinen Eingang und Ausgang auf den Schmalſeiten und läßt ſelbſt in ſeiner inneren Eintheilung und Geſtaltung ſich ohne viel Schwierigkeiten auf urſprüngliche Stufen der Entwickelung zurückführen. Ich habe dabei vorzugsweiſe das Haus der norddeutſchen oder nordiſchen Städte im Sinne, wie es ſich von der Oſtſee zur Nordſee, über Holland nach Belgien und Flandern und von den Küſten hinein auch tiefer in das Land erſtreckt. Es iſt die Gegend des rothen Ziegelbaues. Wenn bei dieſen Giebelhäuſern der Giebel in treppenförmiger Geſtaltung aufſteigt, anſtatt daß die Seiten bei dem nordiſchen und bei dem Bauernhauſe ſchräg zum ſpitzen Winkel zuſammenlaufen, ſo liegt die Urſache eben in dem Ziegelbau anſtatt des Holz- und Balkengezimmers. Der Ziegel führt nach ſeiner rechteckigen Geſtaltung logiſch zu einem treppenförmigen Aufbau, wenn er einen Giebel bilden ſoll; nur ſind hier die zahlloſen kleinen Stufen in wenige große verwandelt.

Der Eingang findet ſich bei dieſen Häuſern gewöhnlich in der Mitte, nur bei kleineren Häuſern iſt er auf die Seite gerückt, und damit die Halle auf einen Corridor verengt, der von einer Giebelſeite zur anderen läuft, nur in der Mitte für die Treppe ſich erweiternd. Anders iſt es bei den größeren Häuſern, zumal bei den Kaufhäuſern, wie ja noch heute ihrer viele in den Hanſeſtädten bis in oder an das Mittelalter zurückreichen. Hier folgt dem Eingang zunächſt ein Veſtibül, das zur einer Seite den Kaufladen, zur anderen Seite ein Wohn- oder Geſchäftszimmer hat. Es iſt ein Stück wie von der alten mächtigen Halle abgeſchnitten, denn dieſe folgt unmittelbar, hoch hinaufreichend bis mindeſtens zum zweiten Stock oder zum Beginn der Dachgeſchoſſe. Dieſer weite Raum, welcher die alte Halle in unverkennbarer Tradition bewahrt, dient dem Kaufherrn größtentheils zum Magazin. Eine frei liegende Treppe führt zu den Wohn- und Schlafgemächern, welche auf der Vorderſeite bis an oder unter das Giebeldach hinaufſteigen. Reichen ſie nicht aus, ſo iſt nicht rückwärts ein Hof umbaut, ſondern nur ein ſchmaler Seitenflügel erſtreckt ſich an ihm entlang. Das iſt altüberkommene Tradition, die noch überall in Uebung ſteht, wo auf ſchmalem Grundſtück ſich Haus an Haus lehnt.

Ganz anders nun die zweite Art, welche tiefer im Lande, zumal im ganzen Mitteldeutſchland wohl die herrſchende iſt. Wie geſagt, kehrt dieſes Haus ſeine Langſeite der Straße zu und läßt die Seiten ſeines Satteldaches nach vorn und rückwärts abfallen. Steht es frei, ſo verwandelt es auch die Giebelſeiten in ſchräg abfallende Dächer. In dieſen Häuſern iſt die Ausbildung des Inneren etwa ſo vor ſich gegangen, daß von dem Ein und All der Halle rechts und links je ein Gemach abgeſchnitten wurde, ſodaß das Ganze, von vorn nach rückwärts getheilt, in drei ziemlich gleiche Theile zerfällt. Der mittlere Theil mit dem Kochherd im Hintergrunde

blieb als Halle, Flur oder Diele. Da die weitere Entwickelung auch die Trennung der Küche verlangte, so wurde diese übrig gebliebene Halle quer durch in zwei Räume getheilt, von denen die hintere die Küche bildete mit einem Ausgange nach dem Hofe, die vordere aber die Diele mit dem Eingang. So bereits auf ein Sechstel der ganzen Grundfläche reducirt, mußte die Halle auch noch die Treppe aufnehmen, als das wachsende Bedürfniß, die gesteigerte Cultur mehr Gemächer verlangte, ein Bedürfniß, dem man nur durch ein oder mehrere Stockwerke genügen konnte. Wie das nun geschah, wie diese Obergeschosse in Gemächer getheilt wurden, darin ist schließlich so viel lokale oder individuelle Willkür eingetreten, daß man kaum noch das alte und ursprüngliche Grundschema auffinden kann.

Und doch ist es auch unter dieser individuellen, für private Bedürfnisse zugeschnittenen Gestaltung erkennbar, wenn auch nicht mit der gleichen Deutlichkeit und Regelmäßigkeit wie bei dem englischen Hause. Wie dieses englische Wohnhaus, das städtische wie das Landhaus, einfach und klar in seiner Anordnung ist, so ist es auch deutlich in seiner Entstehung und in seiner Geschichte zu verfolgen, welche in allen Zeiten der Culturgeschichte auf englischem Boden parallel geht.

Das englische Haus nimmt, vielleicht auffallender Weise, seinen Ausgang nicht von dem römischen Hause, also nicht von dem Hofhause, wie man doch auf dem Boden einer mehrhundertjährigen römischen Provinz hätte erwarten sollen. Den Ausgang bildet vielmehr das angelsächsische Haus. Gerade wie im Norden, bildete nämlich der Wohnsitz der angelsächsischen Fürsten und Vornehmen eine Anlage von vielen vereinzelten Gebäuden, deren jedes, ein Haus, ein Raum für sich, auch nur eine Bestimmung hatte, Alles von einem Zaun und Graben umschlossen. Aus ihrer Mitte ragte das Gebäude der Halle mit seinen nach nordischer Art geschmückten Giebeln mächtig empor. Das Innere war ein Raum bis unter das Dach, durch welches der Rauch der Feuerherde seinen Weg zu nehmen hatte. Solche Feuerherde, auf denen große Blöcke loderten, waren eingemauert in der Mitte des Estrichs zwischen den Bänken, die sich an den Längsseiten der Halle entlang zogen. An der Querseite stand der Ehrensitz. Hier in dieser „Methhalle" weilte, speiste und zechte der Fürst mit seinen Gefolgsmannen und Lehnsleuten. Vor den Bänken waren Tische aufgeschlagen, die zur Nachtzeit entfernt wurden. Dann wurden Polster herbeigetragen, und das Gefolge lagerte sich zum Schlaf ebenda, wo es soeben gezecht hatte.

Aber damals in der Zeit der kleinen sächsischen Könige schlief die fürstliche Familie nicht mehr in der Halle. Sie hatte ein eigenes Schlafhaus, ebenfalls einen einzigen ungetheilten Raum, welcher auch den Frauen und Kindern zum Tagesaufenthalt diente, allenfalls auch einen hohen Gast zur Nacht beherbergte. Wahrlich, kein vorgeschrittener Stand der Behausung für die Königinnen und Prinzessinnen der angelsächsischen Fürstenhäuser,

welche als Stickerinnen berühmt waren und, seitdem sie christlich geworden, fromm wurden bis zum Stand der Heiligkeit und religiöse Bücher schrieben. Neben diesem Schlaf- und Familienhause hatte die Wirthschaft ihre Räume oder vielmehr ihre Häuser; es gab ein Haus zum Waschen, eines zum Kochen, eines zum Baden u. s. w.

Der Gang der Entwickelung war nun der, genau wie im Norden, daß die Halle alle die zerstreuten Häuser, soweit sie den Menschen dienten, an sich zog und wenn nicht gerade unter einem Dache, doch zu einem einzigen zusammenhängenden Gebäude vereinigte. Dieser Proceß wurde aber durch ein gewaltsames Ereigniß unterbrochen, durch die normannische Eroberung nach der Mitte des elften Jahrhunderts. Die neuen Herren, welche in ihrer nordischen Heimat nur den Holz- und Fachbau gleich den Angelsachsen gekannt hatten, waren in der Normandie, auf der Stätte und an den Resten einer ehemals blühenden römischen Cultur, zu Architekten und Steinmetzen geworden. Als Eroberer auf beiden Seiten des Canals unter einer weitaus zahlreicheren, feindseligen Bevölkerung lebend, waren sie in die Lage gekommen, in der Normandie wie in England, in festen Burgen ihre Sicherheit zu suchen. So wurden sie die Urheber einer eigenthümlichen Art des Burgenbaus, welche nur einen Uebergang bezeichnete, aber noch bis heute imponirende Reste hinterlassen hat.

Diese Burg der Normannen, Donjon genannt, war ein viereckiger Thurm von gewaltigen Dimensionen. Bis zu hundert Fuß stiegen die Mauern, welche oft eine Dicke von fünfzehn Fuß hatten, empor. Der Thurm enthielt in der Regel vier Geschosse, jedes nur ein einziges Zimmer bildend. Der Eingang befand sich im ersten Stock und war nur von außen durch eine hölzerne Treppe, die leicht abgebrochen werden konnte, erreichbar. Das Erdgeschoß, in das man von oben gelangte, hatte nur Schlitze in der Mauer; es diente als Vorrathsraum. Als Behausung betrachtet, von seiner Bestimmung als fester Burg abgesehen, vertrat dieser Thurm die nordische Halle nach ihrer alten Bedeutung. Das erste Geschoß war der Waffensaal, der Aufenthalt der Diener und der Knechte; in Zeiten der Gefahr wurde hier gekocht und gebacken und wurden alle die Dienste verrichtet, für welche es sonst Gebäude außerhalb der Halle gab. Das zweite und dritte Geschoß bildeten ungetheilt einen einzigen, großen Raum, die Halle, den Aufenthalt der Lehnsleute, des kriegerischen Gefolges, die Stätte des Gelages und der Geschäfte für den Herrn der Burg. Erst das vierte Geschoß gehörte der Familie, den Frauen, den Kindern. Hier wohnten und schliefen sie alle in einem ungetheilten Raume. Diese Gemächer waren freilich von großer Ausdehnung, oft von hundert Schuh im Geviert.

So lebten und wohnten die vornehmen normannisch-französischen Familien, welche mit Wilhelm dem Eroberer nach England herüber gekommen waren. Nicht anders lebte auch die königliche Familie, die sich

im Tower zu London eine gleiche Thurmburg erbaut hatte. Der Tower beſaß freilich ſchon eine Kapelle, und jedes Geſchoß war durch eine Querwand in zwei Theile getheilt — ein Fortſchritt auf dem Wege der Intimität und Abſonderung der Geſchlechter, der Herrſchaft und der Dienerſchaft.

Aber dabei blieb es auch in der Entwickelung dieſer ritterlichen Thurmburgen. Als die Eroberung ſicher geworden und der Beſitz der neuen und fremden Herren nicht mehr beſtritten war, ſtiegen die normanniſchen Barone wieder von der unbequemen Höhe herab und ſiedelten ſich zur ebenen Erde an. Der weitere Gang knüpft an die angelſächſiſche Anlage wieder an; aber mit Hülfe der normanniſchen Bauleute und Architekten wird nun in Stein ausgeführt, was früher nur leichtes Gezimmer war.

Wie ſchon mehrfach angedeutet worden, hatte die Halle das Beſtreben, die zerſtreuten Gebäude der ganzen vornehmen Anſiedlung an ſich zu ziehen. Zuerſt iſt es das Familienhaus — wohlverſtanden, immer nur ein Gemach bildend — welches ſich an die eine Seite der Halle anlegt, die Wand mit ihr theilend. Damit rückt auch die Frau der Männergeſellſchaft nahe. Sie erhält erſt die Einſicht, dann den Eintritt in dieſelbe, was ebenſo ſehr einen ſocialen wie einen architektoniſchen Fortſchritt von außerordentlichen Folgen bedeutet. An die andere Seite der Halle lehnt ſich gleicherweiſe die Küche, die Wirthſchaft an. Das Familienhaus hatte aber bisher nicht die Höhe der vorragenden Halle; nunmehr mit ihr Eins, ſtrebt es zu ihrem Dache empor und erhält darum ein Obergemach, den Söller, der dem Herrn zum Geſchäfte, auch wohl der Familie zum Speiſen und zum ſeparirten Gelage dient. Der Baron trennt ſich damit, emancipirt ſich von der Halle und ſeinen Lehnsleuten. Damit iſt der Anfang eines nach ſeinen verſchiedenen Beſtimmungen wohl abgetheilten Hauſes gegeben; freilich in baulicher Beziehung noch von ſehr unvollkommener Ausbildung, denn jeder Raum hatte noch ſeinen beſonderen Eingang, und der Söller. von dem man vermittelſt einer Oeffnung in der Wand in die Halle hinabſehen konnte, war doch nur durch eine außerhalb liegende Stiege zu erreichen.

In dieſer Geſtalt führt der engliſch-normanniſche Landſitz den Namen manor, manor-house oder franzöſiſch manoir. Die Halle war in ihm noch immer der weitaus dominirende Theil, baulich wie ſocial; und ſie blieb es noch ein paar Jahrhunderte, obwohl nun die Gemächer der Familie ſich mehrten nach der Beſtimmung wie nach der Zahl. Wie die Dame alsbald in der blühenden Zeit des Ritterthums ſocial die erſte Rolle ſpielte, die Königin der Feſte und Turniere und der gefeierte Gegenſtand aller Dichtungen wurde, ſo ſtieg ſie auch in der Architektur des Hauſes und erhielt ihr beſonderes Gemach, das boudoir oder the ladys bower, das anfangs als Schlaf- und Empfangszimmer zugleich diente, dann aber in bedroom und drawingroom (Salon) getheilt wurde. Gleicherweiſe erhielt der Herr ſein parlour oder Sprechzimmer, und für die Familie entſtand ein ſtehendes beſonderes Speiſezimmer, das dining-room. Ebenſo

sonderten sich die Schlafzimmer und wuchsen an Zahl für die Familie wie für die Gäste.

Trotz dieser Vermehrung und Absonderung der Gemächer behielt aber die Halle in Schloß und Landhaus ihre Bedeutung, so lange Ritterthum und Feudaladel in Blüthe standen. Sie war eben die Stätte der Feste und der großartigen Gastlichkeit, welche der Lord seinen Lehnsleuten zu gewähren hatte. Es war ähnlich in Deutschland auf den großen Burgen und Schlössern. Der kleine Ritter freilich war dürftig genug behauset. Seine Burg war lange Zeit nichts als ein festes Haus, mehrstöckig vielleicht, jedes Geschoß aber gleich der normannischen Thurmburg (nur ohne ihre Gewalt und Größe) ein einziges Gemach bildend. In einem solchen hauste die ganze Familie bei einander. Als die Zeit kam, daß man die Nothwendigkeit der Absonderung der Geschlechter, der Kinder und des Gesindes fühlte, schuf man zuerst für die Frau einen besonderen Raum durch aufgehängte Teppiche, wo sie sich ungesehen wenigstens ankleiden konnte. Aus diesem flüchtigen Anfange ging dann die feste Eintheilung in mehrere Gemächer hervor, und mit steigendem Wohlstand verwandelte sich dieser Burgstall in ein die ganze Burganlage beherrschendes und überragendes Hauptgebäude.

Anders war es auf der Burg der Herzoge und der Landesherren, wo auch die Gastlichkeit im großen Stil eine Stätte hatte. Hier war der Beginn wie bei den Angelsachsen gewesen. Die Pfalzen Karls des Großen hatten noch aus einem Haufen zerstreuter Einzelgebäude bestanden, die sich dann später zu einer Burg-, Schloß- oder Palastanlage zusammenschlossen. In allen Liedern und Erzählungen der Ritterzeit, das ist also im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, in denen die Halle den Namen sal oder palas führt, erscheint sie als der Hauptbestandtheil der Burg wie des Palastes. Die Schloßherrin mochte in ihrem Boudoir (kemenâte) einzelne Gäste empfangen und zum Niedersitzen auf die Bank am Fußende ihres Bettes nöthigen, die gewöhnliche Empfangstätte aber war der Palas. Die ankommenden Gäste ritten vor denselben und stiegen eine breite Freitreppe hinauf, auf welcher sie vom Burgherrn erwartet und empfangen wurden. Der Palas lag also, wie im Norden und in England, zur ebenen Erde, nur um wenige Stufen erhöht. Das ist wenigstens in jener frühen Zeit die Regel. So war der Palas auf der Wartburg, der vielbesungenen Residenz der Landgrafen von Thüringen, welcher bis auf unsere Tage in seinem ganzen Bau sich wohl erhalten hatte, bis ihm moderne Restauration seine Ursprünglichkeit zu nehmen verstand. Doch bildete in Palästen die Halle auch den ersten Stock, so im Hohenstaufenpalast zu Gelnhausen, der noch in Ruinen besteht, und im Krönungspalast zu Aachen, dem moderne Restauration ebenfalls seine Originalität genommen hat. An den Palas schlossen sich die Wirthschaftsgebäude an, die Stallungen, die Behausung

der Burgwache u. ſ. w., über deren Lage die Beſchaffenheit und Formation des Felſenbodens mit entſchied, ſo daß es an Unregelmäßigkeit nicht fehlt.

Solche Unregelmäßigkeit war auch noch während des ſpäteren Mittelalters der vorherrſchende Charakter der großen engliſchen Schloßanlagen, obwohl dieſelben doch zumeiſt auf ebenem Boden ſtanden. Sie verleugneten damit ihre Entſtehung nicht und ſtanden ganz in Harmonie mit dem Architekturſtil der Zeit, mit der Gothik, die ja das Pittoreske, Unregelmäßige und Wechſelvolle zu lieben ſcheint, trotz ihrer rechnenden und meſſenden Natur. Die ganze Anlage, obwohl ein Gebäude bildend, von der Halle überragt, hatte im Luftprofil verſchiedene Höhen, und nach allen Fronten ſprangen die Theile vor und zurück. Es fehlte an einem gemeinſamen Eingang, an einer gemeinſamen Stiege für die oberen Räume. An ein Stiegenhaus in unſerem Sinne wurde noch gar nicht gedacht. Die Stiege hatte in der Architektur noch ſo wenig Bedeutung, daß z. B. zu dem mächtigen Krönungsſaal der deutſchen Kaiſer in Aachen nur eine kleine Wendelſtiege hinaufführte, welche alle Kaiſer und Churfürſten und das ganze hohe und niedere Gefolge zu erſteigen hatten.

Dieſe Unregelmäßigkeit des Grundplans ging in England ſelbſt noch im ſechszehnten Jahrhundert in den ſ. g. Eliſabethſtil hinüber. Erſt gegen Ende dieſes Jahrhunderts und in dem folgenden trat mit der ſchweren Renaiſſance, mit dem Palladioſtil, wie er in England heißt, eine gewaltige Aenderung ein. Man unterwarf nach italieniſcher Art den ganzen Grundplan einer vollſtändigen Regelmäßigkeit und Symmetrie. Der Grundplan, ſchon in ſeiner Eintheilung, war ein ausſtudirtes Kunſtwerk; die Façade wurde gleicherweiſe als ein regelmäßiges ſymmetriſches Kunſtwerk behandelt; bei den großen Landſitzen lagerten ſich die zahlreichen Gemächer um einen quadratiſchen oder rechteckigen Hof, in welchem ohne Zweifel ein Ausfluß des ſüdlichen, in Italien fortgepflanzten Hofhauſes zu erkennen iſt, durch den Kunſtſtil der Renaiſſance nach England hinübergetragen. Auch die Treppe wurde ein Gegenſtand kunſtvoller Architektur. In das Innere des Hauſes, in die Halle, welche ihre Bedeutung verloren hatte, hin verlegt, wurde ſie zum Stiegenhauſe. An ihre Stelle traten Geſellſchaftsſäle. Die Halle, welche ihre Gäſte verloren hatte, war alſo zur Eingangshalle, zum Platz der wartenden Dienerſchaft herabgeſunken. Sie hat in dieſer Geſtalt ihren alten Namen hall im engliſchen Hauſe behalten; es iſt die einzige Erinnerung an ihre ehemalige ſo große und beherrſchende Bedeutung.

Im ſtädtiſchen Wohnhauſe war und iſt ſie nichts als ein enger winziger Raum, wie ihn das enge, auf ſchmalem Boden erbaute Stadthaus allein duldet. Dieſes engliſche Stadthaus erhielt ſeine gegenwärtige, ſo ſchematiſche Geſtaltung erſt ſpät, erſt dann, als die Cultur alle die einzelnen, für die Bedürfniſſe der Cultur nothwendigen Gemächer und Räumlichkeiten geſchaffen hatte. Auf ſeiner ſchmalen Grundfläche enthält es alles, was der breite Landſitz einſchließt: die Wirthſchaftsräume, das Speiſezimmer und Familienzimmer, Schlafgemächer

und Gaſtzimmer, alles geſondert von einander mit voller Wahrung der Intimität und doch ein jedes für ſich leicht zugänglich. Aber wie auf dem Lande ſich alles in die Breite legt, ſo lagern ſich im Stadthauſe die Gemächer über einander, zu unterſt im Souterrain die Wirthſchaft im Parterre und im erſten Stock die Räume für Familie und Geſelligkeit, im zweiten und dritten Stock die Schlafgemächer, zu oberſt allemal die Dienerſchaft.

Das iſt ein Schema, das echte Schema eines ſtädtiſchen Familienhauſes, das ſich mit Nothwendigkeit, parallel der Civiliſation, aus dem Hallenhauſe hat entwickeln müſſen. Aber auch nur aus dem Hallenhauſe. Ganz anders iſt das moderne Haus dort geworden, wo es auf der Grundlage des ſüdlichen Hofhauſes erwachſen iſt.

Ich habe im vorigen Abſchnitt das ſüdliche Hofhaus verfolgt bis zu ſeiner gewiſſermaßen vollendeten und ſchematiſchen Ausbildung in der römiſchen Kaiſerzeit auf italiſchem Boden. Von den großen Paläſten abgeſehen, die ja auch nur eine quantitative Erweiterung des Grundſchemas ſind, fanden wir das griechiſch-italiſche Haus als eine Anlage zahlreicher Gemächer um zwei Höfe herum, deren einer hinter dem andern liegt, der vordere mehr dem Leben und Verkehr des Mannes, der hintere dem der Frauen, der Familie gewidmet. Jeder Hof, das Atrium wie das Cavädium, iſt von einem Säulenumgange umgeben, von dem aus die Thüren und die Lichtöffnungen in die Gemächer führen. Das Aeußere, ſelbſt die Façade iſt vernachläſſigt, als gleichgültig betrachtet. Die ganze Anlage iſt in der Regel zur bloßen Erde; obere Gemächer bilden die Ausnahme.

Dieſes Haus nun, welches durch die griechiſch-römiſche Cultur ſeine Vollendung erhalten hatte, iſt auch durch das ganze römiſche Reich in alle romaniſirten Provinzen, nach Weſten und nach Oſten und ſüdwärts in die Wüſtenländer Afrikas verbreitet worden. Der Hellenismus hat es dem Orient, von wo es ja dem Principe nach ſeinen Urſprung genommen, in vollendeterer Geſtalt wieder zurückgegeben.

So iſt es gekommen, daß eben dieſes ſelbe antike Hofhaus heute noch das Grundſchema für das Wohnhaus in allen muhamedaniſchen Ländern bildet von Marokko bis nach Indien. Wenn die Paläſte in Conſtantinopel davon eine Ausnahme zu machen ſcheinen — auch nur ſcheinen, denn der Unterſchied iſt ſeinem Weſen nach nur äußerlich —, ſo beruht das auf dem Einfluß italieniſcher Künſtler im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, welche nach Conſtantinopel berufen wurden.

Als die Araber, entflammt von ihrem neuen Glauben, ihre Eroberungszüge begannen, ſtürzten ſie ſich auf helleniſirte und romaniſirte Länder, auf die Provinzen des byzantiniſchen Reiches, Syrien, Kleinaſien, Aegypten u. ſ. w. Was ſie hier vorfanden, war das griechiſch-römiſche Wohnhaus, in welchem ſie ſich auch häuslich niederließen, da ſie ſelber keines hatten und kein Schema mitbrachten. Es iſt ja auch nicht anders mit der arabiſchen Kunſt gegangen. Byzantiniſche Künſtler und Werkmeiſter waren ihre Lehrer,

byzantinische Ornamentik ihr erster Kunststil. Rasch genug haben die Araber sich freilich von ihren Lehrmeistern losgemacht und binnen wenigen Jahrhunderten einen neuen und eigenen Stil geschaffen, der seinen Ursprung kaum ahnen läßt.

Etwas anders ist es mit Wohnhaus und Palast. Wie sehr auch hier die arabische Kunst Schmuck und architektonisches Detail verwandelt hat, so ist doch der Grundplan des antiken Hofhauses unverändert geblieben. Ein reich verzierter Hof, das Atrium des antiken Hauses, ist durchaus das Wesentliche, der Mittelpunkt des muhammedanischen Hauses, reich geschmückt, mit einem lebendigen Brunnen in der Mitte, von Blumen und blühenden Gebüschen umgeben, sodann von der Säulenhalle und den Gemächern umlagert, alles wie im griechisch-italischen Hause: der Vergleich läßt sich bis ins Einzelne durchführen.

Vielleicht erinnert sich ein und anderer der Leser noch von der Wiener Weltausstellung von 1873 des kleinen marokkanischen Hauses. So klein es war, so gab es doch ein völlig getreues Bild des alten, unverdorbenen muhammedanischen Hauses, was weder bei dem persischen noch bei dem ägyptischen der Fall war. Das letztere zumal, welches Haus und Moschee und Meierhof mit einander verbinden sollte, gewährte eben darum eine falsche Vorstellung.

Das muhammedanische Haus vernachläßigt, wie das ja auch durchgängig in Pompeji der Fall ist, das Aeußere gegenüber dem Inneren; seine Straßenfaçade ist unansehnlich, und wo es Fenster zeigt, sind diese vergittert, so dicht, daß man wohl heraus, aber nicht hineinsehen kann. Es legt sich gleichfalls wie das antike Haus, wo der Raum es gestattet, fast allein zur ebenen Erde und lagert einen mit Gemächern umgebenen Arkadenhof hinter oder neben den andern, einen jeden in einen blühenden, von Wasser gekühlten und durchflossenen Garten verwandelt. Eine Einrichtung, welche schon die Zurückgezogenheit der griechischen Frau, ihre Entfernung vom öffentlichen Leben hervorgerufen hatte, die Einrichtung nämlich, die Familienwohnung mit den Frauengemächern abzusondern und hinter die Männerwohnung zu legen, kam den Muhammedanern wohl zu statten. Die Abgeschlossenheit, ja Unsichtbarkeit, welche der Islam seinen Frauen auferlegt, ließ die hintere Abtheilung des Hauses leicht in den Harem verwandeln.

Nicht überall aber auch in den orientalischen wie in den eroberten Städten des Westens gab es Raum für eine solche doppelte Hausanlage zur ebenen Erde. Alsdann war man freilich gezwungen ein zweites Geschoß aufzuführen, und dieses wurde den Frauen übergeben. Aber auch in diesem Falle erkennt man das Bestreben dem Princip treu zu bleiben, indem die oberen Gemächer mit einer Gallerie so um den Hof oder an seiner Stelle um die offene Halle so gelegt wurden, daß die Frauen vom Hofe und Garten Luft und Licht genießen konnten und, selber ungesehen, den Blick auf die Kommenden und Gehenden hatten. Im griechischen und griechisch-

italiſchen Hauſe hatte nicht das Beſtreben geherrſcht, das Innere des Hauſes und insbeſondere auch die Frauen den Blicken der Vorübergehenden oder Eintretenden zu entziehen; vielmehr konnte man, wenn nicht aufgehängte Teppiche den Blick abhielten, vom Veſtibül bei offener Eingangsthüre durch das ganze Haus hindurchſehen. Das entſprach nun freilich in keiner Weiſe den Sitten des Muhammedanismus; aber man half, wo die Gefahr vorlag, in leichter Weiſe dadurch ab, daß man den Gang, der im antiken Hauſe vom Veſtibül zwiſchen den vorderen Gemächern der Dienerſchaft gradeaus in das Atrium führte, in krummer Linie anlegte.

Wie geſagt, kann man dieſes orientaliſch-muhammedaniſche Hofhaus verfolgen vom äußerſten Weſten, von den Küſten des atlantiſchen Oceans bis zum Ganges und darüber hinaus, ſoweit der Islam ſeine Eroberungen ausgedehnt hatte. Man findet es heute ſo, man erkennt es in den erhaltenen Monumenten des Mittelalters wie in den ſchriftlichen Nachrichten und Erzählungen früherer Zeiten. So aus den Kreuzzügen. Wie fabelhaft klingen aus jener Zeit die Beſchreibungen vom Chalifenpalaſt in Kairo, und doch iſt bei aller Pracht und allem Glanze die antike Hofanlage unverkennbar. Hof legt ſich an Hof, einer reicher geſchmückt als der andere, verziert mit goldener Pracht, ausgeſtattet mit Säulenhallen, Brunnen und Bächen lebenden Waſſers, mit Blumen, Blüthen- und Fruchtgewächſen, mit Vögeln und ſeltenen Thieren von fremder Art.

Wozu aber nach den ſchriftlichen Nachrichten ſuchen? An den äußerſten Enden der muhammedaniſchen Welt ſind ja zwei Monumentalbauten erhalten, welche bei aller Pracht der Ausſtattung das Grundprincip in treueſter Weiſe bewahrt zeigen, im Weſten die Alhambra, die rothe Burg der Könige von Granada, im Oſten der Palaſt der Großmoguln von Delhi. Wenn nicht das zierliche Detail der arabiſchen Architektur wäre, die Hufeiſenbogen und Stalaktitengewölbe, die überſchlanken Säulen und die unendliche Fülle der Arabesken, man könnte auf der Alhambra ſich in der Villa eines römiſchen Großen wähnen, wie ſie Plinius beſchreibt. Die Alhambra wie die Paläſte der muhammedaniſchen Fürſten Indiens ſind Conglomerate von Hofhäuſern mit Colonnaden und Gemächern in ihrer Mitte, mit Brunnen und Canälen und Teichen und den blühenden und duftenden Gewächſen des Südens gefüllt, Alles zur ebenen Erde gelegen. Aber ſo in Indien auch nur die Paläſte der muhammedaniſchen Herrſcher, denn der Hindufürſt wohnt in den oberen Geſchoſſen, womöglich in Zelten auf dem Dache ſeiner hochgebauten, burgartigen Paläſte.

Weniger treu vielleicht hat das Abendland, nicht das muhammedaniſche ſondern das chriſtliche, das Princip des antiken griechiſch-römiſchen Hauſes bewahrt. Die nordiſchen Völkerſchaften ſind über die Länder des europäiſchen Südens hereingebrochen, wilde, zerſtörende Zeiten ſind gekommen und haben die antike Cultur ausgelöſcht, und dann hat auf dieſen Stätten eine neue, eine chriſtliche Cultur ſich erhoben, welche während des Mittelalters

einen völligen Gegenſatz zum antiken Geiſte bildete. Wo claſſiſche Tempel ſtanden, wurden chriſtliche Kirchen romaniſchen und gothiſchen Stils erbaut; wo heitere, luſtige, offene römiſche Villen dem Lande eine Zierde waren, da entſtanden feſte Häuſer und eng ummauerte hochgethürmte Burgen. Und demnach iſt das ſüdliche Hofhaus im ganzen Süden Europas, in allen ehemals latiniſirten Provinzen des Römerreiches wieder zu erkennen und die Stufen ſeiner Umwandlung ſind ohne viel Mühe aufzufinden und zu verfolgen. Und oft findet man ſie, wo man ſie am wenigſten erwartet. Man will heute zum Beiſpiel die chriſtliche Kreuzbaſilika aus dem Inneren des römiſchen Hauſes herleiten, indem man aus dem Atrium mit den beiden Flügelräumen, den alae, zur Noth ein Kreuz herausfindet. Das iſt nun wohl ein Irrthum, denn man kann nicht von der Geſtalt eines offenen Raumes die Geſtalt eines geſchloſſenen Gebäudes ableiten, da ja beide im Gegenſatz ſtehen. Aber die chriſtliche Architektur hat ein Anderes, das direct auf das römiſche Haus zurückzuführen iſt, und das iſt der ſäulenumgebene Kloſterhof, der Kreuzgang. Wer in Italien oder Sicilien einen wohl erhaltenen Kreuzgang aus alter Zeit betritt, und ſieht den Brunnen in der Mitte, zu dem die Wege im Kreuz führen, und ſieht den Hof mit Blumen und blühenden Geſträuchen in einen Garten verwandelt, der kann darüber nicht im Zweifel ſein, wo er Vorbild und Urſprung zu ſuchen hat. Er findet es im Atrium und Periſtyl des antiken Hauſes.

Ueberall da, wo das Haus ſich im Viereck um einen Arkadenhof lagert, ſtehen wir auf dem Boden des antiken Hofhauſes, ſei es, daß die Tradition ſich direct herleitet oder indirect erſt die italieniſche Renaiſſance durchwandert hat. In Spanien ſind die Arkadenhöfe mit ihren Gallerien, Teichen und Blumen in der Mitte und ihrem Blumenſchmuck zunächſt auf die arabiſch-mauriſche Behauſung zurückzuleiten, die ja, wie wir geſehen haben, ſelber ein Abkömmling des antiken Hauſes iſt. In Italien haben die Paläſte ihre Höfe durch das ganze Mittelalter bewahrt und in den Stil und in die Bauanlage der Renaiſſance hinübergeführt, und mit den größeren Häuſern iſt das ja auch durchgängig der Fall. Man erkennt, daß hierin, im viereckigen Hof der Mitte, das eigentliche Princip der italieniſchen Anlage beſteht.

Die Zeit hat freilich Veränderungen vorgenommen. Sie hat die bloße Parterreanlage, welche im Alterthum die Regel war, aufgegeben und hat, gleich den insulae des alten Rom, Geſchoß über Geſchoß gelegt. Sie mußte die alleinige oder faſt alleinige Beleuchtung von innen, vom Hofe aus, aufgeben und vielmehr die Fronten, wo ſie frei waren, zur Beleuchtung mit benutzen. Dadurch wurden die Fenſter ein architektoniſches Motiv des Aeußeren, und es bildete ſich der künſtleriſche Façadenbau. Die Stiege, welche in den antiken Häuſern kaum aufzufinden iſt und architektoniſch von gar keiner Bedeutung war, mußte ſelbſtverſtändlich durch die Nothwendigkeit einer Verbindung der verſchiedenen Geſchoſſe von größerer Wichtigkeit

werden, aber erst die Renaissance hat sie zu einem künstlerisch bedeutungsvollen Theile des Innern gemacht; sie erst hat das sogenannte Stiegenhaus geschaffen. Man hat ferner die umlaufenden Arkaden geschlossen und damit in einen Corridor verwandelt, was aber zumeist erst dann geschehen, als die Fensterverglasung leichter und allgemeiner wurde.

Trotz dieser Veränderungen aber hat der Süden seine offenen Arkadenhöfe bewahrt oder bei Häusern gewöhnlicher Art mit Eisen gestützte Gallerien um jedes Stockwerk herumgelegt, von welchen aus die Thüre direct in jedes Gemach hineinführt ganz nach Art des antiken Hauses. Und nicht bloß im Süden ist das der Fall. Wir können die Arkadenhäuser und Arkadenhöfe mitten durch die Alpen, also durch das Gebiet der ländlichen Hallenhäuser hindurch, bis zu den nördlichsten Provinzen des Römerreiches verfolgen. Und das ist ja nicht zu verwundern, es ist nicht bloß die classische Cultur in die Provinzen gewandert; römische Bauleute, Maurer und Steinmetzen sind auf den Römerstraßen gezogen und haben weit nordwärts den Rhein hinunter ihre Bauwerke aufgeführt.

So ist denn das Römerhaus, wie zu anderen Städten des deutschen Südens, wo der „Bayrische Hof", der „Bamberger Hof", der „Rheinische Hof", noch ein redendes Zeugniß ablegen, auch zur alten Vindobona gegekommen und das moderne Wien hat trotz allem Wandel der Zeiten das Princip der Hofanlage mitsammt der Bezeichnung treu bewahrt. Haben wir doch noch einen Heinrichshof, Marientheresienhof u. a. entstehen sehen. Betrachten wir die alten Wiener Arkadenhäuser von diesem Gesichtspunkt aus und ziehen wir in Betracht, was andere Culturverhältnisse, was eine ganze Kunstgeschichte haben ändern müssen, so können wir die Vergleichung mit dem römischen Hause Punkt für Punkt durchführen bis auf unseren Hausmeister, den Nachkommen des Ostiarius, des römischen Thürhüters, der Platz und Wohnung am Eingang hatte. Das nordische Hallenhaus kennt ihn nicht.

Aber nicht in Wien allein ist das der Fall. Das Hof- und Arkadenhaus kennen alle alten Städte südwärts der Donau und zum Theil noch jenseits, wenn auch durchsetzt mit dem Hallenhause und nordischen Einflüssen; und mit dem Arkadenhause, mit den Hofgallerien, welche den Eingang in die Gemächer vermitteln, stehen wir überall auf dem Boden antiker Reminiscenzen und Bautraditionen. Und wie das römische Stadthaus, so ist auch die Villa rustica, der römische Meierhof, gewandert und hat seine Anlage vielfach den ehemaligen römischen Provinzen hinterlassen. Diese viereckige, einen oder mehrere Höfe umschließende Anlage, an deren Eingang vorn die Wohnung des Villicus, des Meiers liegt, während die hinteren Räume zu Stallungen, Scheunen und sonstigen Wirthschaftslocalen bestimmt sind, der völlige Gegensatz des niedersächsischen Bauernhauses, sie findet sich genau wieder im Elsässer Bauernhause mit der Wohnung vorn am großen Thoreingang. Wir haben das Gleiche auch in Oesterreich.

Die viereckigen, um einen Hof gebauten Anlagen der Bauern- und Meierhöfe in Steiermark, Ober-Oesterreich und Niederbayern, die in solchem Contrast zum Gebirgshause stehen, sie sind alle die directen Nachkommen der römischen Villa rustica.

Das kann man, wenn man einigermaßen den antiken Plan im Kopfe hat, schon im Vorüberfliegen von der Eisenbahn aus erkennen. Wer aber suchen will, der findet, wenn er den alten Römerstraßen von Italien aus durch unsere Alpen folgt, noch mehr von antiker Tradition und römischer Erbschaft. Er braucht nicht in die Erde zu graben, er findet auch oberhalb noch des Interessanten genug. So sind, um nur ein paar Beispiele anzuführen, die horizontalen Giebel der alten Häuser von Gmunden, Vöklabruck und verwandten Städten römische oder römisch-italische Reminiscenz; und wer sollte glauben, daß die Gestalt und Einrichtung der Kaufläden in Pompeji sich heute noch gerade so z. B. in Sterzing am südlichen Fuß der Brennerstraße findet! Selbst in Wien giebt es noch Beispiele.

Solche Entdeckungen, welche die Gegenwart an die Vergangenheit knüpfen und den Weg rückwärts klären, ließen sich noch viele machen, freilich nicht in Büchern. Man muß, was die Bücher lehren, im Kopfe haben und damit wandern, beobachten, vergleichen; man muß das Leben der Zeiten im Grundriß der Wohnhäuser erkennen — alsdann wird es möglich sein, in den Phasen, welche das Wohnhaus durchgemacht hat, bis es zu seiner gegenwärtigen Vielgestaltigkeit gekommen, den Werdegang aufzufinden. Dann erst und nur auf diesem Wege wird sich die Aufgabe einer Geschichte des Wohnhauses lösen lassen. Sie ist ebensowohl baugeschichtlicher wie culturgeschichtlicher Natur. Wer im Stande ist, zu den Materialien beizutragen, insbesondere durch Abbildungen, aber immer mit Grundrissen, das sind die Local- und Provinzvereine und die Alpenvereine. Wir lenken ihre Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand.

Auf die Spitze!

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

„Die Besteigung der Gerlsdorfer Spitze, der höchsten der Tatra, ist sehr schwierig und gefährlich (von Schmeks hin und zurück 17—20 Stunden; Führer 5 Gulden)."

Handbuch für Reisende durch Ungarn.*)

Den Sack auf dem Rücken, das Seil um den Leib,
Die Axt in der Hand ... „Lebwohl, mein Weib!
Mein Junge, schlaf wohl!" Der Führer spricht's
Beim Schwinden des goldigen Sonnenlichts ...
Fünf Gulden, das ist die Taxe.

„Grüß Gott, Euer Gnaden! Zum Aufbruch bereit?
Heut ist's bequem, unser Ziel ist nicht weit!
Wir kommen zur Hütte vor Einbruch der Nacht,
Da wird bis zum Tagesgrau'n Rast gemacht;
Doch morgen geht's auf die Spitze!

Der Aufstieg, Herr, ist mühsam, ist schwer!
Und wenn mein Weib daheim nicht wär'
Und mein Bube mit Locken blonder als Flachs —
Ich thät's jetzt nicht um die doppelte Tax'!
Doch zu Weihnacht ist wiederum Kindtauf'!

*) Am 18. Juli d. J. verunglückte der Führer Johann Mahler und ein polnischer Edelmann bei dem Versuche, die Gerlsdorfer Spitze zu besteigen. Es war starker Nebel. Der junge Pole erlitt schwere Verletzungen, der Führer blieb auf der Stelle todt.

Bin ſonſt nicht ängſtlich, ſcheu keine Gefahr.
Bin Führer dahier ſchon fünfzehn Jahr',
Mein Arm iſt ſtark und ſicher mein Fuß,
Bei Schneegeſtöber und Regenguß
Bin ich durch die Tatra geklettert.

Ich ſag's Euch, Herr, ohne Ruhmredigkeit:
Ihr fändet im Lande weit und breit —
Und bötet Ihr zwanzig Dukaten in Gold, —
Nicht Einen, der jetzt Euch führen wollt'
Hinauf auf die Gerlsdorfer Spitze!

Vielleicht legt Ihr noch einen Gulden zu?
Herr! Nichts für ungut! Ich laß Euch in Ruh!
Doch ein Andrer hätt' Euch jetzt nicht geführt!
Ich weiß es ja, daß mir nicht mehr gebührt:
Fünf Gulden, das iſt die Taxe!"

Sie ſchreiten weiter, ſind beide nun ſtumm,
Und wunderſames Schweigen ringsum.
Die Sonne ſinkt, roth glüht der Schnee,
Da iſt der ſchöne ſmaragdgrüne See,
Und da die ſchützende Hütte.

Dahin die Sonne! . . Der Abend iſt kalt,
Schwarz ſtarrt auf dem Felſen der mächtige Wald.
Das Lager iſt bald zurecht gemacht,
Der Imbiß verzehrt . . . „Nun, gute Nacht!
Denn morgen geht's auf die Spitze!"

Sackgrauer Nebel überall . . .
Wie von qualmendem Pech ein feuriger Ball,
Wie ein Flammenklumpen aus rußigem Schlot,
Unheimlich trübe und dunkelroth,
So ſteigt die Sonne im Oſten.

„'s wär beſſer, Herr, wir ließen es heut!
So laßt doch ſchwatzen die dummen Leut'
Und höhnen, daß Ihr umgekehrt! . .
Ihr wollt beim Wein am glimmenden Herd
Von der Gerlsdorfer Spitze erzählen?

Ich fürchte mich nicht, ſcheu keine Gefahr,
Ich kenne die Tatra ſchon zwanzig Jahr'!
Ich kenne jeden Steg und Stein . . .
Und Ihr wollt den Freunden beim Glaſe Wein
Vom kühnen Aufſtieg berichten?

Ihr wollt es? Dann vorwärts! Und friſchen Muths!
Der Nebel leuchtet! Das deutet nichts Gut's!
Schaut, wenn's im Nebel ſo flimmert und blinkt,
Dann dauert's, bis er als Regen ſinkt;
Wir haben nicht Zeit zum Warten.

Hier über den Bach — nur hart an mich an!
Da liegen ja Blöcke! 's iſt leicht gethan!
Ihr ſeht ſie nicht? So gebraucht Euren Stock!
Da wieder im ſchäumenden Waſſer ein Block!
Nun ſpringt! . . . Jetzt ſind wir hinüber.

Ein Jammer, daß der Nebel nicht fällt!
Da unten im Keſſel das Trümmerfeld,
Da drüben die ſteile zerriſſene Wand —
Die Leut' ſagen bei uns zu Land:
Da hätten die Teufel gekegelt!

Verwünſchter Nebel! daß Dich die Peſt —!
Verſchnauft Euch nur! das Seil hält feſt!
Jetzt heißt es: die Kräfte angeſpannt!
Die ſteil zerriſſene Felſenwand —
Die müſſen wir nun überſteigen!

Ihr ſeht den Keſſel, den Felſen nicht?
Herr! haltet Euch an mich, ganze nahe, ganz dicht!
Nur Ruhe! bedächtig! Schritt für Schritt!
Nur langſam, Herr! Ich ſchlepp Euch ſchon mit!
Ich habe geübtere Augen!

Gottlob! Wir haben die Rinne jetzt
Mit dem ewigen Schnee! Feſt aufgeſetzt
Den Stock zuerſt, den Fuß hinterdrein . . .
Nur langſam! Ich haue Stufen ein!
Ihr ſpürt ſie ſchon mit dem Stocke!

Ein ſchwerer Weg! Ich hab's Euch geſagt!
Ihr könnt nicht weiter? Nur unverzagt!
Hier läßt ſich nicht raſten! Herr, rappelt Euch auf!
Wir können nicht rückwärts, wir müſſen hinauf!
Hinauf zum ſteinigen Grate!"

Das Seil iſt feſt um die Beiden geſchnallt.
Es kniſtert der Schnee. Der Nebel wallt.
Die Lungen kochen. Die Finger ſind klamm.
So geht es hinauf zu des Berges Kamm,
Und dann zur Gerlsdorfer Spitze.

Sie ſprechen nicht mehr, ſie ſehen nicht . . . .
Zu mühſam der Weg, der Nebel zu dicht.
Der Schweiß auf der Stirn, die Füße im Eis,
Durchnäßt und ſtöhnend, zu kalt und zu heiß —
So klettern die Beiden im Nebel.

Ringsum nur Nebel, weit und breit . . .
Eine fürchterlich graue Einſamkeit.
Kein Laut, kein freudiger Widerhall —
Ein ſtummes, feuchtes Grau überall.
Grau iſt die Tiefe, die Höhe.

Grau, lautlos, eiſig kalt und feucht . . .
Schwer athmet der Führer, der Fremde keucht.
„Brav, Herr! Spannt all Eure Kräfte an!
Das ſchwerſte Stück Arbeit — bald iſt es gethan!
Bald iſt der Grat erklommen!

Von da bis hinauf — 's iſt der Rede nicht werth!
Und ſeid Ihr erſt glücklich heimgekehrt,
Und ſitzt Ihr beim Glaſe Wein zu Haus,
Dann lacht Ihr die kindiſchen Prahler aus!
Ihr wart auf der Gerlsdorfer Spitze!

Nur jetzt keine Schwäche, nur Kraft und Muth
Und feſter Wille und kaltes Blut!
's wird lichter! Ich ſehe den Kamm! Hurrah!
In fünfzehn Minuten ſind wir da!
Dann wollen wir weidlich raſten!

Nur vorwärts! — Nicht rückwärts!! . . . Beim Element!
Ihr zerrt mich nach hinten!" Der Führer ſtemmt
Die Bruſt nach vorn mit aller Gewalt . . .
Vergebens! Kein Stillſtand mehr! Kein Halt!
Sie rutſchen und torkeln und kollern.

In's Leere greift die krampfende Hand,
Der Fuß, er taſtet nach Widerſtand . . .
Ein furchtbarer Ruck! . . . In den Keſſel hinab! . . .
Da finden die Beiden ihr ſchauriges Grab,
Da, wo die Teufel gekegelt.

Still liegen ſie da. Und Stille ringsum.
Der Nebel wallt. Es iſt Alles ſtumm.
Zertrümmert die Schädel am harten Geſtein,
Die Glieder zerſchmettert . . . ſo hüllet ſie ein
Das graue Bahrtuch des Nebels . . .

Ein dumpfes Gemurmel geht durch den Ort:
Die Beiden bleiben zu lange fort.
Umsonst das Weib mit dem Krauskopf harrt
Des Mannes. Fünf Gulden verdienen ist hart!
Fünf Gulden, das ist die Taxe.

Und als vorüber die dritte Nacht,
Da haben zwölf Männer sich aufgemacht,
Und stöhnend schleppen sie Sänften herbei,
Verbandzeug bringt und gute Arznei
Der Arzt vom benachbarten Städtchen.

Sie haben da unten in schauriger Schlucht
Gefunden, was sie so lange gesucht.
Stumm hat man die Leichen in's Dorf gebracht.
Die Frau bricht zusammen, der Krauskopf lacht . . .
Zu Weihnacht ist wiederum Kindtauf'.

Und der Fremde nimmer zurückekehrt
Zur Heimat, zum traulich glimmenden Herd;
Und nimmer erzählt er bei funkelndem Wein
Vom kühnen Aufstieg zum grauen Gestein
Der hohen Gerlsdorfer Spitze.

Jean Paul in Weimar.

Nach Originalbriefen.

Herausgegeben von

Brix Förster.

— München. —

Da liegen ſie vor mir die halbvergilbten Blätter aus dem vorigen Jahrhundert, mit ſcharfen und verſchwommenen, fremdartigen Schriftzügen bedeckt, momentane Ergüſſe von Seelen, die Jahrzehnte lang den Schlaf der Vergeſſenheit geſchlummert: es ſind Briefe Jean Pauls an Freunde und Frauen und von dieſen an ihn. Ich nahm ſie aus alten Koffern und weggeſchobenen Kiſten und leſe und leſe, ganz beſtrickt von dem Zauber, den das Vertiefen in die perſönlichen Verhältniſſe einer längſt vergangenen, aber großen Zeit hervorruft. Manche Zeile klingt mir bekannt, wie ſchon einmal gehört oder geleſen. Ich nehme „Wahrheit aus Jean Pauls Leben“ (Breslau 1831) zur Hand, blättere in „Jean Pauls Briefwechſel mit ſeinem Freunde Chriſtian Otto“ (Berlin 1829) und in den „Denkwürdigkeiten aus dem Leben Jean Pauls“ (München 1863) — richtig! da treff ich ſie wieder die eben gehörten Stimmen, aber entſtellt und verworren: ſie rühren und bewegen mich nicht ſo wie die, welche aus den geſchriebenen Worten tönten. Wie kommt das? Da ſind manche Briefe ganz unterdrückt; andere aus Schonung für den Dichter und die noch Lebenden im Ausdruck gemildert oder geſchwächt; und viel, ſehr vieles im Druck verewigt, das mit ſeiner langweiligen Maſſe das wirklich Werthvolle, wie dazwiſchen Geſtreutes, förmlich erſtickt.

Ich denke mir: Jean Paul kann Alles vertragen, nur nicht Verwäſſerung. Die Briefe an Otto enthalten ſeine geheimſten Gedanken, hin-

geworfen, wie die Stimmung des Augenblicks sie erzeugte, und trotzdem mahnte er diesen diesen einmal ausdrücklich: „Ich beschwöre Dich (ich erscheine Dir sonst!), daß Du nach meinem Tode über mich derb und frei schreibst, nicht verdammt kleinstädtisch, zart und delicat über Alles." Wenn man ihn wiedergäbe, ganz wie er war, mit allen realistischen Einzelzügen, ohne Besorgniß, seine in den Himmel ragende Gestalt zu erniedrigen? Er würde dem Empfinden unserer Zeit wieder näher gebracht, und man wagte sich wieder, an seine Werke, die durch ihren Ruf des Ueberschwenglichen und Himmlisch-schwärmerischen nahezu ein verschlossenes Heiligthum geworden sind.

So greif ich denn, erfüllt von seinem Willen und Geiste, nach einem Abschnitt seines buntbewegten Lebens und wähle mir seine goldenen Tage in Weimar. Ich schreibe nur nieder, was ich im Original vor mir habe; ich gebe die Sätze in ihrer Ungebundenheit und Unförmlichkeit, in ihrer Orthographie, ja mit ihrer Interpunktion, wie sie auf dem Papiere stehen. Vielleicht bekommen sie dann für den Leser etwas von dem Reiz des Manuscripts: das altmodische, ungezwungene, ungesuchte Colorit.

Eins aber sag ich Allen im Voraus, die empfindliche Nerven haben: Jean Paul war trotz seiner Idealität zuweilen schroff in seinen Anschauungen und derb in seinem Humor. Wie er *wirklich* war, so soll er auferstehen!

I.

Den 3. März 1796 erhielt Jean Paul in dem abgelegenen, kleinstädtischen Hof folgenden Brief von unbekannter Hand:

Weimar den 29ten Februar 1796.

In den letzten Monathen wurden hier Ihre Schriften bekannt, sie erregten aufmerksamkeit, u. vielen waren sie eine sehr willkommene Erscheinung. Mir gaben sie die angenehmste Unterhaltung — u. die schönsten Stunden in dieser Vergangenheit verdanke ich dieser Lecture — bey der ich gerne verweilte, u. in diesen Gedankentraum schwanden die Bildungen ihrer Fantasie, gleich Lieblichen Fantomen aus den Geisterreiche meiner Seele vorüber!

Oft ward ich durch den Reiz und Reichthum Ihrer ideen so innigst beglückt — dankbar — ergreif ich die Feder. Aber wie unbedeutent wäre dies einzelne zeichen von einer unbekannten gewesen, — also untersagte ich mir an Sie zu schreiben: Bis in einer glücklichen stunde ich Ihr Lob von Männern hörte die Sie längst kennen u. verehren. Dann ward der Vorsaz von neuen in mir rege. Jetzo ist es nicht mehr die einsame Bluhme der Bewunderung die ich Ihnen übersende sondern der unverwelkliche Kranz den Beyfall u. Achtung von Wieland u. Herder Ihnen wand!

Wieland hat vieles in Hesperus u. Quintus ausnehmend gefallen, er nennt Sie unsern Yorik, unseren Rabelais, das reinste Gemüth, den höchsten Schwung der Fantasie, die reichste Laune die oft in den anmuthigsten überraschendsten wendungen sich ergießt. — —

Sie finden hier noch mehrere Freunde deren Nahmen ich Ihnen auch nennen muß. Herrn von Knebel, den übersetzer der Elegien von Properz in den Horen, Herrn von Einsiedel u. von Kalb. Ihre Schriften gehören zu ihrer Lieblingslecture

— die noch lange ihr Lese-Pult zieren. Ja wir hoffen — daß bei dieser Empfänglichkeit für Welt u. Menschenkenntnis — u. diesen Talend seine Individualitäten zu zeichnen — Sie uns noch viele werke Ihrer Feder schenken.

Charlotte von Kalb, geb.
Marschalk von Ostheim.

Jean Paul hatte nach der Einsendung seines „Hesperus" einen begeisterten Brief des Buchhändlers Moritz in Berlin erhalten; die Stimmen mehrten sich plötzlich, die ihn als auftauchendes Gestirn am poetischen Himmel Deutschlands begrüßten. Aber noch lebte er in stiller Verborgenheit in dem spießbürgerlichen Hof, im Umgang nur mit den vertrautesten Freunden seiner Jugend. Er klagt darüber mit einem Rückblick auf frühere Zeiten seinem Freunde Oertel (1. October 1796):

„Ich wolte Dir noch viel sagen z. B., daß ich Hof nichts zu verdanken hätte, als Härte, daß ich hier die ersten 10 Jahre ganz allein u. verachtet — nur meine Otto's ausgenommen — lebte, daß kein Mädgen mich ansah, daß ich überal Has, zumal im Herold'schen Hause fand, daß ich in Leipzig abends nie mehr zu essen hatte als für 6 Pfennige, daß ich in Hof samt meiner Mutter nichts zu essen, immer zu fürchten hatte, u. daß wir vom Verkaufe alter Papiere für die Höker zulezt lebten — daß ich unter Geizhälsen, Kleinstädtern stand, aber mein Herz nie beugen ließ."

Wie ein Jubelruf mußte es deshalb in seinem Inneren erklingen, als er jenen Brief einer hochadeligen Dame erhielt, aus der glänzenden Metropole deutschen Geisteslebens; als er hörte, wie er von einem Herder, einem Wieland laut gepriesen werde. Dort mußte er finden, was sein von Phantasie und Poesie überquellendes Gemüth sich immer ersehnt: den Verkehr mit geistig gleich hochstehenden Männern und Frauen. Den Namen „Goethe" vermißte er in dem Schreiben der Frau Charlotte von Kalb nicht; er empfand es im voraus, daß die Majestät dieses Mannes ihm nur Gnaden ertheilen werde.

Jean Paul beschloß nach Weimar zu reisen. Anfangs Juni 1796 ist er unterwegs; in Jena, wo er eine Nacht bleibt, läßt er sich nicht einmal Zeit, Schiller aufzusuchen, denn „die Postpferde ziehen sein frohbanges Herz dem längst ersehnten Eden" unaufhaltsam entgegen.

Am 12. Juni schreibt er aus Weimar seinem treuen Freunde Christian Otto in Hof:

„Gott sah gestern doch einen überglücklichen Sterblichen auf der Erde u. der war ich — ich war es so sehr, daß ich wieder an die Nemesis denken mußte u. daß mich Herder mit dem deus averruncus tröstete. Ich gieng um 11 Uhr — weil ihr Einladungsbillet mich zweimal verfehlte — zur Ostheim, und ich glaube, ich habe mir im Billet eine einsame Minute zur ersten ausbedungen, ein coeur à coeur. Sie hat zwei große Dinge, große Augen, wie ich noch keine sah, u. eine große Seele. Sie spricht gerade so wie Herder in den Briefen der Humanität schreibt. Sie ist stark, vol auch das Gesicht. 3/4 der Zeit brachte sie mit Lachen hin u. 1/4 mit Ernst, wobei sie die großen fast ganz zugesunkenen Augenlieder himlisch in die Höhe hebt, wie wenn Wolken den Mond wechselsweise verhüllen u. entblößen. (Ich scheere mich um keine Richtigkeit des Ausdrucks aus Mangel der Zeit, ich wil Dir blos viel schreiben).

„Sie sind ein sonderbarer Mensch" das sagte sie mir dreißigmal. Ach hier sind Weiber! Auch habe ich sie alle zum Freunde, der ganze Hof bis zum Herzog liefet mich. Alle meine männlichen Bekanntschaften hier — ich wolte, diese nicht allein — fiengen sich mit den wärmsten Umarmungen an. Du findest hier nichts vom jämmerlich Gezierten in Hof, von der jämmerlichen Sorge für die Mode — ich wolt, ich hätte den grünen Talar behalten, oder blos den blauen Stuzrok noch einmal wenden lassen. Knebel*) wolte mich zu Herder, u. heute mittags zum Essen zu Göthe führen; aber ich blieb bei dem Vorsaz des coeur à coeur (wenn ich nämlich jemand zum erstenmal sehe).

Gegen 5 Uhr giengen wir 3 in Knebels Garten: unterwegs fuhr uns Einsiedel entgegen, der mich geradezu bei dem Kopf nahm u. der nur die 3 Worte sagen konte, weil er die Herzogin in die Komödie begleiten mußte, nachher aber sogleich wieder kam.

Nach einigen Minuten sagte Knebel: „„wie sich das himlisch fügt, dort kömt Herder u. seine Frau mit den 2 Kindern"". U. wir giengen ihm entgegen u. unter dem freien Himmel lag ich endlich an seinem Mund u. an seiner Brust u. ich konte vor erstickender Freude kaum sprechen. Mit Herder bin ich jezt so bekant wie mit Dir. Er lobte fast alles an meinen Werken — sogar die grönländischen Processe. Ich wolt' ich könnte so unverschämt sein, daß ich Dir alles sagen könnte. Er sieht nicht so edel aus als ich mir ihn dachte; spricht aber so wie er in den Humanitätsbriefen schreibt.

Er liebt die Satire unendlich u. hat sie, zumal die Ironie, mehr im Munde als den Ernst. Er gab mir ein erdrückendes Lob, das Sprechen von Deinem Paul mag etwan, obwol in Intervallen, 5 Stunden den ganzen Abend gedauert haben. Ich bekäme Sündenbezahlung, sagten alle, da der „Meister" u. die Horen zu 4, 5 Louisdor den Bogen abgehen. Ich würde jezt in Deutschland am meisten gelesen, in Leipzig hätten alle Buchhändler Kommissionen auf mich.

Herder spricht von Kant's System im höchsten Grade — verächtlich. Von seinen eigenen Werken sprach er mit einer solchen Geringschätzung, die einem das Herz durchschnit, daß man kaum das Herz hatte, sie zu loben: er wil nicht einmal die „Ideen" fortsezen. „Das Beste ist, was ich ausstreiche," sagt er, weil er nämlich nicht frei schreiben darf, denn er denkt von der christlichen Religion, was ich u. Du.

Abends aßen wir alle bei der Ostheim. Sie sind alle die eifrigsten Republikaner. Denke Dir den unter Wein, Ernst, Spot, Wiz u. Laune verschwelgten Abend u. die Vormitternacht; ich machte so viele Satiren auf die Fürsten wie bei Herold, kurz ich war so lustig, wie bei euch.

Beim Himmel! jezt hab ich Muth — ich getraue mir, mit dem 44ten Herrn zu sprechen u. noch mehr mit dem Bürgermeister Oertel, Köhler u. deren Sipschaft**). Aber ein bitterster Tropfen schwimmt in meinem Heidelberger Freudenbecher: was Jean Paul gewan, das verliert die Menschheit in seinen Augen: ach meine Ideale von größeren Menschen***)!"

---

*) Von ihm sagt Jean Paul in einem Brief an Baron Oertel (22. August 1796) „er ist ein geschmackvoller feiner epikureischer — Horaz, für den die andere Welt nichts reelleres ist als ein Regenbogen: ihm gefället nur Satire und eine Empfindung, deren Raupenfüße oder Ringe auf der Erde kriechen."

**) In Hof.

***) Aehnlich äußert sich Jean Paul im August 1798 über den Eindruck, den ihm die Weimarer Größen im persönlichen Verkehr gemacht: „Wenn diese Erde so lumpig u. so unter allen meinen Erwartungen ist, daß ich eine erfülle u. etwas bin: so kan mich über den Verlust der angeborenen, gehofften, erschmachteten Ideale nichts trösten als die Gewisheit, daß diese Leute mehr sind als das was sie loben, weil sie für Natur halten — da es ihre ist — was (wenigstens zur Hälfte) nur Mechanik u. Fleis geboren haben. Man hat nur die Wahl der Scham, entweder über die menschliche

Weimar 17. Juni 1796.

„Du haſt hoffentlich einen Brief aus Jena u. einen aus Weimar vom Sonabend. Das ſpäte Datum des Dritten ſage Dir mein frendetrunkenes Leben an; mich ſchnellet gleichſam ein Blütengipfel in den anderen hinein. Ich habe in Weimar zwanzig Jahre in wenigen Tagen verlebt — meine Menſchenkenntnis iſt wie ein Pilz Manshoch in die Höhe geſchoſſen. Ich werde Dir von Meertonndern, von ganz unbegreiflichen, unerhörten Dingen zu erzählen haben. Ich ſehe keine Möglichkeit, Dir nur eine Duodezerzählung von meiner Univerſalhiſtorie zu ſchenken. Ich brauche faſt ſo viele Tage als ſonſt Seiten, um Dir nicht dieſen Weg, ſondern dieſe Flur meines Lebens zu malen. Ich bin ganz glücklich, ganz, nicht blos über alle Erwartung, auch über alle Beſchreibung. — Heute eß' ich bei Göthe — Geſtern früh war ich mit der Oſtheim zur Herzogin-Mutter nach Tiefurth geladen, und ich werde nächſtens bei ihr eſſen.

Bei Herder hab ich 2 Abende gegeſſen u. verlebt u. war faſt alle Tage an ſeiner Seite. Die Oſtheim ſteht faſt mit allen großen Deutſchen im Briefwechſel u. mit allen Weimarern in Verbindung u. ich könte alles bei ihr ſehen, wenn ich wollte, daß ſie es invitierte. Aber wir beide bleiben jeden Abend ganz allein beiſammen. Sie iſt ein Weib wie keines, mit einem allmächtigen Herzen, mit einem Felſen-Ich, eine Woldemarin, — ihre Fehler kommen nur auf meine Zunge, nicht auf mein Papier.

Schon am zweiten Tage warf ich hier mein dummes Vorurtheil für große Autoren ab als wärens andere Leute; hier weis jeder, daß ſie wie die Erde ſind, die von weitem im Himmel als ein leuchtender Mond dahinzieht u. die, wenn man die Ferſe auf ihr hat, aus boue de Paris beſteht u. einigem Grün ohne Innoelemimbus. Ein Urtheil, das ein Herder, Wieland, Göthe fält, wird ſo beſtritten wie jedes andere, das noch abgerechnet, daß die 3 Thurmſpizen unſerer Litteratur einander — meiden. Kurz ich bin nicht mehr dum. Auch werd ich mich jezt vor keinem großen Man mehr ängſtlich bücken, blos vor dem tugendhafteſten.

Gleichwol kam ich mit Scheu zu Göthe. Die Oſtheim*) u. jeder malt ihn ganz kalt für alle Menſchen u. Sachen auf der Erde — Oſtheim ſagte, er bewundert nichts mehr, nicht einmal ſich — jedes Wort ſei Eis, zumal gegen Fremde, die er ſelten vorlaſſe — er habe etwas ſteifes reichſtädtiſch Stolzes — blos Kunſtſachen wärmen noch ſeine Herznerven an (daher ich Knebel bat, mich vorher durch einen Mineralbrunnen zu petrifizieren und zu inkruſtieren, damit ich mich ihm etwan im vortheilhaften Lichte einer Statue zeigen könte — Oſtheim räth mir überal Kälte u. Selbſtbewußtſein an). Ich gieng, ohne Wärme, blos aus Neugierde. Sein Haus — Pallaſt — frappiert, es iſt das einzige in Weimar in italieniſchem Geſchmack, mit ſolchen Treppen, ein Pantheon vol Bilder und Statuen, eine Kühle der Angſt preſſet die Bruſt — endlich trit der Gott her, kalt, einſylbig, ohne Akzent. Sagt Knebel z. B., die Franzoſen ziehen in Rom ein. „Hm!" ſagt der Gott. Seine Geſtalt iſt markig u. feurig, ſein Auge ein Licht (aber ohne eine angenehme Farbe). Aber endlich ſchürete ihn nicht blos der Champagner ſondern die Geſpräche über die Kunſt, Publikum u. ſ. to. ſofort an, u. — man war bei Göthe. Er ſpricht nicht ſo blühend und ſtrömend wie Herder, aber

---

Natur oder über die eigne." Anders dachte er im November 1800, als er an Jacobi ſchrieb: „Der Jugendwahn iſt vorüber, der zu berühmten Leuten treibt. Wir mögen es uns verhüllen, wie wir wollen, ſo ſuchen wir in Menſchen — die uns im Lande der Seeligen, nämlich auf dem Parnas erſcheinen — Vollendete u. verzeihen keinen Fehl; wir ſuchen überal Götter in den Menſchen, blos weil jede Liebe unendlich iſt u. alſo Götter braucht. — U. daher wirft uns ein makelhafter Autor ſo hart vom Parnas ins Thal — er ſol vollendet ſein wie ſein Werk. In Weimar fehlte mir dazu die Illuſion, obgleich die Leute da am meiſten approximieren."

*) Andererſeits ſchrieb ihm Ch. v. Kalb am 19. Juni 1796:

„Göthe hab ich immer wahr gefunden in ſeinen äußerungen — die Zukunft wirds Ihnen zeichen. Sie ſind — ein Weſen, daß Ihn intereſſiren muß."

ſcharf=beſtimmt u. ruhig. Sein Vorleſen iſt nichts als ein tieferes Donnern vermiſcht mit dem leiſen Regengelispel: es giebt nichts ähnliches. Zuletzt las er uns — d. h. ſpielte er uns — ein ungedrucktes herliches Gedicht vor, wodurch ſein Herz durch die Eiskruſte die Flammen trieb, ſo daß er dem enthuſiaſtiſchen Jean Paul (mein Geſicht war es, aber meine Zunge nicht, wie ich denn nur von weitem auf einzelne Werke anſpielte, mehr der Unterredung u. des Beleges wegen) die Hand drückte.

Beim Abſchied that ers wieder u. hies mich wiederkommen. Er hält ſeine dichteriſche Laufbahn für beſchloſſen. Beim Himmel wir wollen uns doch lieben. Oſtheim ſagt, er giebt nie ein Zeichen der Liebe. Hunderttauſend Sachen hab ich Dir von ihm zu ſagen. Auch friſſet er entſezlich. Er iſt mit dem feinſten Geſchmack gekleidet.

Ich kan hier wenn ich wil an allen Tafeln eſſen. Als ich am Thor ankam, wurd es ordentlich der Herzogin gemeldet u. am anderen Tag wuſt es jeder. Ich lebe faſt blos vom Wein u. engliſchem Bier.

Im Klub ſtrit man ob Flachſenfingen nicht ein Abris von Wien oder Manheim wäre wegen des Lokalen — Wieland war des höhniſchen Dafürhaltens, Flachſenfingen liege in Deutſchland ſehr zerſtreut.

Ich ſchicke Dir dieſe Zeichnungen des Heiligenſcheins, den ſie hier um meinen kahlen Scheitel führen, darum ohne alle Scham nach Hof, damit Du es weiter erzählſt (denn ich werde alles zuſammen nur Dir erzählen, keinem weiter in Hof, wo mir ſo oft Unrecht wiederfuhr, daß ich, wenn Du nicht da wärſt, geradezu hier ſizen bliebe).

Weibliche Bekantſchaft hab ich wenig gemacht, wenn ich die Kanzlerin Koppenfels in Rohrbach ausnehme, die Jezthauſen (Hofdame), die Fräulein Imhof (u. die Mutter), die Frau von Stein, von Werther, 2 Fräulein von Seebach, von Beuſt, die Schauſpielerin Schröder. Hier ſind alle Mädgen ſchön.

Ich wolt, ich äße nicht beim Oberkonſiſtorialrath Böttticher, deſſen Schreibfinger u. Briefe durch das ganze gelehrte Deutſchland langen u. der alle franzöſiſchen u. engliſchen Journale um ſich liegen hat, um die Auszüge für die Litteratur Zeitung daraus zu machen. Wenn man dieſen gelehrten Wenzel (denn gelehrt iſt er bis zum Uebermaß) in Händen hat, ſo kann man den halben Spielteller vol Bibliotheken erbeuten. Er drängt ſich mit Kletten=Häkgen an jeden Fremden aus Eitelkeit.

Sogar in Paris ſol nicht ſo viel Freiheit von gêne ſein als hier: Du führſt niemand, du küſſeſt keine Hand (du müßteſt denn dabei nicht aufhören wollen) Du machſt blos eine ſtumme Verbeugung, Du ſagſt vor u. nach dem Eſſen nichts. Das iſt der Ton des Adels, der des Bürgers ſol wie meine Halsbinde oft geſteift u. geſtärkt ſein. Worüber man hier klagt, iſt geſchminkter Egoismus u. ungeſchminkter Unglaube — dazu thut ihnen eine Seele, die beides nicht hat, ſo wol wie ein warmer Tag.

Der Teufel ſizt in mir — ich kann gar nicht weg — ich zähle keine Tage mehr, ich lebe auf dem fixen Pol der beweglichen Kugel. Ich kann mich ſchon gegenwärtig nach meiner jezigen Gegenwart innigſt ſehnen."

War Jean Paul durch ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit ein enthuſiaſtiſcher Empfang in Weimar geſichert, ſo eroberte er während ſeines Aufenthaltes durch ſeine geiſtſprühende Perſönlichkeit im Fluge alle Herzen, vornehmlich die der Frauen. Wie raſch das Gefühl der Bewunderung und Verehrung in den Ton intimer Beziehungen umſchlug, erkennt man aus einem Brief der Charl. v. Kalb vom 17. Juni, worin das „Sie" ſchon zu läſtig und das „Du" als doch zu vertraulich anfangs vermieden und deshalb zum Hülfsmittel des Gedankenſtrichs gegriffen wurde.

„Ich bin auf — Billet ſehr verlangend — und ich ſchreibe, ehe ich es bekomme damit ich ſoviel ich kann nüchtern ſchreibe.

Ach mein Gott da iſt — Billet — ich habe ſchmählen wollen — über die Stunde

von geſtern — Der Teufel mags nun thun — Aber um Gottes-willen zeiche — Keinem andern als mir — alle Die — faſſen werden für — ſterben wollen — Nein um Gotteswillen nicht: Wie in einem Spiegelzimer ſtehſt Du da, u. wirfſt überall Deine Geſtalt — blickſt aus ihr mit Deinem Gemüth — Geiſt. — Aber wir ſind keine Spiegel ſo klat u. kalt — Nein, Nein, Nein — eine idealiſche Schilderung liebt die Seele — einen idealiſchen Menſchen liebt das Herz — u. will es, u. will es — u. will ihn. —

Lieber rede mit der Schrödern — Sie hatte auch geſtern ſich mühe gegeben — u. für — ſchön geſungen! — Sie zieht mich herab ich gehe nie allein mit ihr — aber ſie iſt mir gut. Die Imhof iſt ein Kunſtfräulein — ſie kann alles mit Kunſt — ihre Mutter hat ſie aber gewiß — Pfui ich will aufhören es iſt häßlich von mir abſcheulich.

Der Knebel hat Sie ſehr lieb — er war geſtern ordentlich ſchöner. Das heißt es war ſo ein Wiederſchein auf ſeinen Geſicht von ſeinen Gefühl für — das gefiehl mir.

Morgen gehn Sie mit Böttcher in die Comödie, zu Herder — Einſiedel — alle Welt will ihn haben bey Gott alle Welt — Nein nein — nein. Sie ſoll ihn nicht haben — oder ich will vergehn — ich will erſt vernichtet ſein — dann kann ſie ihn haben. Wie oft war ich nicht ſchon vernichtet, wie oft — Ach nichts als die allerfeinſte Diät der Seele, die reinſten wärmſten Genüſſe — können mich wieder beſſern u. erquicken. In dem Dreiklang Otto, Jean Paul u. Lotte — Sie ſtehn zwiſchen uns — ſo glaube ich tönen reine Harmonien." —

Die ſtürmende See ihrer Empfindungen ſcheint Jean Paul durch verſtändige Reden beſänftigt zu haben; der tiefe, bleibende Eindruck, den er in ihrer Seele gelaſſen, ſpricht aus folgenden Zeilen:

9. Juli 1796. — „Heute ſind's 4 Wochen, als Sie nach Weimar kamen u. vorüber iſt, was ich ſo lange erwartete. Vorüber — Nein — u. wenn ich Sie nie wiederſehe — ſo weiß ich doch nun das Weſen zu finden den ich meine geheimſten Gedanken u. Geſinnungen mittheilen kann — Was gleich einer Ephemöre nur in mir lebte, mit den Sonnenblick entſtand — u. an Abend vergangen war — erhält nun ein zweites, ein längeres Leben. Wenn ich es den ſage, der mich verſteht, mich berichtiget wo ich irre — mir auch die Schätze meines Geiſtes vertraulich mittheilt:"

Auf der Rückreiſe von Weimar nach Hof beſuchte Jean Paul Schiller in Jena. Dort war er durch Frau v. Kalb bereits angemeldet: aber auf eine freudige Aufnahme war hier ſchwerlich zu rechnen. Sie ſchreibt aus Jena am 19. Juni 1796 an Jean Paul.

„ — Man fragte mich nach Weimar, ich ſagte, Richter ſei da — Er hat ſie in Ihren Schriften nicht erkannt! Das wuſt ich ſchon in Ton merkte ichs wieder. Ich ſagte mit einem herausfordernden Blick — u. einen gepreßten Ton, er iſt ſehr, ſehr intereſſant. Ja ſagte Schiller ich verlange auch ihn kennen zu lernen —

So bald müſſen Sie ihn nicht beſuchen. Er muß Sie erwarten — u. der Eindruck den Sie auf die Menge machen muß ihn von den Geiſt und beglückenten Seyn ihres Weſens überzeugen, nein ich ſtreiche es wieder aus ſo iſt er nicht — aber ſehr von ſeiner individualität —"

Dann am 23. Juni:

„Schiller kann Ihre Ankunft nicht erwarten. Göthe muß ſehr intereſſant von Ihnen geſchrieben haben."

Die Begegnung ſelbſt ſchildert Jean Paul ſeinem Freunde Otto am 26. Juni 1796.

„Ich trat gestern vor den felsigten Schiller, an dem wie an einer Klippe alle Fremde zurückspringen; er erwartete mich aber nach einem Brief von Göthe. Seine Gestalt ist verworren, hartkräftig, vol Ekksteine, vol scharfer schneidender Kräfte, aber ohne Liebe. Er spricht beinahe so vortrefflich als er schreibt. Er war ungewöhnlich gefällig u. sezte mich (durch seinen Antrag) auf der Stelle zu einem Kollaborator der Horen um — u. wolte mir eine Naturalisazionsakte in Jena einbereden."

II.

Durch den Aufenthalt und die begeisterte Aufnahme in Weimar wurde Jean Paul sich seiner Größe, seiner Stärke bewußt; seine Gestaltungskraft gewinnt an Klarheit und Abrundung; er beginnt sein bedeutendstes Werk, den „Titan". — „Diese dreiwöchentliche Stelle in meiner Lebenslaufbahn", sagt er selbst, „ist eine Bergstraße, die eine neue Welt in mir anfängt."

Sechzehn Jahre hatte er mühselig und versteckt sein Brod als Hauslehrer und Schriftsteller verdient; erst jetzt in seinem 33. Lebensjahre streckten nach ihm die Buchhändler aller Orten die Arme aus und begehrten seine Freundschaft. Matzdorf in Berlin, der den „Genius" zuerst erkannt und den Hesperus verlegt hatte, freut sich des in Weimar errungenen Erfolges und ist stolz auf seine eigene Sehergabe.

Er schreibt an Jean Paul am 27. Juli 1796:

„ — — Mit einem Wort, Sie konnten in Weimar nur gewinnen. Wie klein mußte Ihnen jeder andere Gewinn u. so mancher merkantilische Troßbube erscheinen. Wol mir, daß Sie mich nicht zu den lezteren zählen dürfen u. daß ich früher Sie kennen, schätzen und lieben lernte! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich mich durch dieses Bewußtsein über die Menge erhoben u. an diejenigen angeschlossen fühle, in deren Kreise Sie am liebsten verweilen. Auch wird die Zahl dieser Lieblinge immer größer, sowie die Sehnsucht nach Ihnen sich vermehrt. Jetzt können wir an eine neue Ausgabe des Hesperus denken."

Und er bietet ihm 10 Thaler für den Bogen der neuen Auflage!

Hennings, Buchhändler in Gera, wendet sich am 31. December 1796 mit folgenden Worten an Jean Paul, der eben das „Kampanerthal" vollendet:

„Es würde mich schmerzen, wenn Sie mich unter die niedrige Klasse der Buchhändler, wo nur Eigennutz die Triebfeder ihrer Handlungen ist, setzen wollten. Nur Ihre warme Schreibart u. die Ehre mit einem solchen Artikel ins Publikum zu treten, ist die Veranlassung zu meiner Bitte. Glauben Sie meiner Versicherung, was Ihnen einer nur zahlen kann, zahle ich gewiß auch. Ich will Ihnen den gedruckten Bogen mit 3 Louisdor*) honoriren. Wie ich höre, wollen Sie mich mit einem Werkchen von 4—5 Bogen beglücken; ich wünschte sehr, Sie könnten die Zahl zu 12—16 vermehren."

Matzdorff und Hennings wetteiferten später um die „Ehre", den Titan verlegen zu dürfen; Jean Paul hielt zu dem älteren Freunde, und dieser belohnte ihn mit Goethe'schem Honorar, nämlich mit 5 Louisdor in Gold.

Die Posaunen, die jetzt seinen Ruhm verkündeten, störten aber nicht

*) 1 Louisd'or = c. 17. Mark.

den Gleichmuth des Dichters. Er beobachtet nur und berichtet an seine Freunde: „Die Welle, die mein geworfener Dintentropfen macht, dehnet sich immer weiter aus, besonders unter den höheren Klassen." Und aus Leipzig: „Mich mus hier jeder lesen, u. wenn es ihm auch Qualen macht, mus er mich doch wenigstens vom Verleiher holen lassen und durchstöbern." Als sein Freund Otto sich schmerzlich äußerte, daß er, der Gefeierte, jetzt kühler werde gegen die alten Genossen, schrieb er ihm:

„Ich betheure Dir, mein Inneres konte durch all die Lorbeerbäume nicht um 1 Zol höher gehoben werden als es vor den Mumien war. Ich habe eine Demuth in mir, die niemand erräth u. die kein Sieg, sondern eine Nothwendigkeit ist, weil ich meinen Fleis (Hevristik ꝛc.) von meinen Kräften abzusondern weis."

Aber Hof war ihm im folgenden Jahr doch zu dürftig für längeres Bleiben geworden; der Tod der Mutter, am 24. Juli 1797, für die er als treuer Sohn aufopfernd gesorgt, entschied. „Hof ist nunmehr düster, eng u. ein drückender umschließender Schacht für mich". Er erkannte in dem Entschluß, die altgewohnte Heimat für immer zu verlassen, einen tief eingreifenden Abschnitt seines Lebens. Wie wenn er sich selbst apostrophirte, klingen die Abschiedsworte an Otto vom 27. October 1797:

„Mein letztes Wort an Dich ist noch: sei muthig, strebe gegen kränkliche Phantasien männlich an und trete wie ich immer muthiger u. weiter ins thätige Leben hinein damit Deine Kraft noch mehr anderen u. dadurch Dir nuze. U. so mit diesem Wunsche, mit diesen Hoffnungen schließe sich für mich meine Jugendzeit u. wir wollen von einander gehen u. schweigen."

Jean Paul wählte zunächst Leipzig, weil sein Bruder auf der dortigen Universität unter seiner Aufsicht studiren sollte. Als ihn aber dieser im Juli 1798 auf die undankbarste Weise hinterging und verließ, trieb ihn das Bedürfniß lebhaften literarischen Verkehrs wieder nach dem leuchtenden Weimar.

„Ich bedarf eines gymnastischen Orts, wo meine Seele eine Palästra findet; einen Kampf- u. Waffenplatz; Leute die einen anstrengen u. übertreffen."

Gelegentlich eines Ausfluges von Leipzig nach Jena und Halberstadt im August 1798 sondirte er vorerst das Terrain; die herzliche Aufnahme namentlich im Herderschen Hause, befestigte sofort seinen Entschluß zur Uebersiedelung. Ueber diesen Besuch schreibt er an Otto:

Weimar d. 30. August.

— — Sonnabends ging ich zu Wieland nach Osmanstädt. Er ist ein schlanker, aufgerichteter mit einer rothen Schärpe u. einem Kopfbund umbundener, sich u. andere mäßigender Nestor, viel von sich sprechend aber nicht stolz — ein wenig aristippisch u. nachsichtig gegen sich wie gegen andere — vol Vater- u. Gattenliebe — aber von den Musen so betäubt, daß ihm einmal seine Frau den Tod eines Kindes 10 Tage sol verborgen haben — inzwischen nicht genialisch über diese Reichsstadt-Welt erhaben, nicht tief eingreifend wie etwan Herder — vortrefflich im Urtheil über die bürgerlichen, u. weniger im Urtheil über die menschlichen Verhältnisse. Gott schenke jedem Dichter eine

ſo anſtellige, weich anfaſſende, nachſehende u. nachlaufende Frau wie Wieland das Glück hat. Da im Reichsanzeiger über die Ruhr von Erkältung geleſen wurde, brachte ſie mir warme Strümpfe aus Angſt. In ſeinen Cölibats- u. Witwen-Töchtern liegen ſchöne Herzen, aber mit den Geſichtern wils nicht fort. Wieland ſchlug mir vor, von Leipzig wegzuziehen, im entgegengeſetzten Hauſe zu wohnen u. bei ihnen zu eſſen (für Geld); er bekäme neues Leben durch mich — u. alle liebten mich; — natürlich weil ich ſie immer lachen mache. Allein das geht nicht, weil zwei Dichter nicht ewig zuſammen paſſen — weil ich keine Kette, u. wäre ſie aus Duft an der blaſſen Monds-gluth geſchmiedet, anhaben wil — u. weil ich gewis weis, daß ich in der Einſamkeit u. in der Geſellſchaft darauf am Ende eine von ſeinen Töchtern heirathen würde, welches gegen meinen Plan iſt.

— — Neulich ſas ich mehrere Stunden mit Herder allein in einer Laube. Wie ſoll ich Dir dieſen großen Geiſt auf der rechten Anhöhe zeigen, vor dem mein kleiner ſich ſpaniſch und türkiſch beugt — dieſen durchgötterten Menſchen, der den Fus auf dieſer Welt, u. Kopf u. Bruſt in der andern hat — ſein Erfaſſen aller Zweige des Baumes der Erkentnis — wie wohl er nur Maſſen, nicht Theile ergreift u. ſtat des Baumes den Boden ſchüttelt, worauf dieſer ſteht.

Ich war auch bei Göthe, der mich mit ganz ſtärkerer Verbindlichkeit u. Freundlichkeit aufnahm als das erſtemal. Ich war dafür freier, kühner u. weniger vol Liebe u. darum in mich gegründeter. Er fragte mich nach der Art meiner Arbeiten, weil es völlig ſeinen Kreis überſchreite, — wie mir Fichte gefallen. Ueber letzteren ſagte er: „er iſt der größte neue Scholaſtiker — zum Poeten wird man geboren, aber zum Philoſophen kan man ſich machen, wenn man irgend eine Idee zur transzendenten fixen macht — die Neueren machen das Licht zum Gegenſtand, den es doch nur zeigen ſol.“ — Er wird nach 9 Monaten den Fauſt volenden; er ſagt, er könne 6 Monate ſeine Arbeit voraus ſagen, weil er ſich zu einer ſolchen Stimmung der Stimmung durch geſchickte leibliche Diätetik vorbereite. — Schiller ſänft 6 Loth Kaffee auf 1 Taſſe u. braucht Malaga u. alles — nicht jeder iſt im Kaffee ſo mäßig als ich.

Im October ziehe ich hierher. Ich müßte des Teufels u. des Henkers ſein, wenn ich in der plat getretenen Leipziger Gegend u. unter ſonſt lieben Menſchen, worunter ich aber bei keinem eine Anſpannung oder ein Verſtändnis hatte wie jeden Tag bei Herder, bleiben wolte (u. unter den abgegriffenen Krämern) da ich hier lauter ofne Häuſer u. faſt Herzen vor mir habe — die beſte Muſik — den Adel — ein Anſehen u. einen beſtimmten Rang ohne Adreskalender — einen ewigen Sporn — u. den Park u. meine Luſt. Aber dan liebes Geſchick, treibe mich nicht wieder aus, binde mich an meine Frau u. an meinen Stuhl u. führe mich in die Ruhe, die ich ſonſt ſo mied.

Als einen Begrif der höhern Libertinage führ' ich folgendes an: der Herr von Wolzogen ſagte in Beiſein der Verfaſſerin der Agnes von Lilien: „Die Hetären in Frankreich fodern ſogleich nach der Befriedigung ihres Temperaments ihr Geld (ſein Ausdruck) — hingegen die Italienerinen küſſen einen darauf noch ſehr — u. die Engländerinen paſſen phlegmatiſch auf den Lohn.“ — Er gehörte in Paris zum corps diplomatique. Auf die Verfaſſerin der Agnes macht' es keinen Effect.

— — Du hältſt mich in Rückſicht der Anſichten u. Menſchenliebe für veränderter als ich bin; ich bin der Alte in neuen Lagen; u. bin den Menſchen ſo gut wie ſonſt u. ich habe nichts verloren als — einige Hoffnungen oder Träume.“

III.

Der kurze Beſuch in Weimar vom 22. Auguſt — 4. September 1798, wo er auch von der Herzogin Amalie auf das gütigſte aufgenommen worden war, die ihm verſicherte, daß der ganze Hof ihn läſe, genügte, ſeinen

Vorſatz, Leipzig zu verlaſſen, ſofort auszuführen. Ende October ſiedelte er nach Weimar über. An Oertel ſchrieb er darüber am 21. October 1798:

„Am Mittwoch fahr ich wieder in einen neuen Welttheil hinein; aus dem mich nichts bringen ſol als ein Ehebette, auf das ich mich dan legen u. betten wil bis zur lezten Ruhe der Ruhe. — Wenn ich Leſſings oder Dein Auf- und Abſchiffen in der Welt bedenke: ſo komt mir der Lärm, den ich innerlich über meine zweite Ausfahrt (in die 3. Stadt) erhebe, lächerlich vor. U. doch ſchikt mir dieſer ewig blaue Himmel des Herbſtes zu viele Gedanken des ewigen Weggehens u. beklommene Träume der Einſamkeit zu, in die ich auch in Weimar komme."

Jean Paul wurde nach ſeiner Ankunft am 27. October ſofort in den Strudel der geſelligen Freuden gezogen. Er ſchreibt an Otto am 3. November.

„Wolt ich das Aeußere rechnen ſo könnt ich die Liebe anführen, die ich hier immer wärmer gewinne. Gleich auf den andern Tag lud mich am erſten Amalie in der Retonde zum Diner; auch die andere Herzogin, mit deren 2. Hofdame ich lange ſprach, pries wie dieſe mich am Tiſch. — Gegen das neue Theater ſind die anderen deutſchen nur Couliſſen. Ich bin mit genug Komödianten bekannt geworden. Die Sängerin unter meinem Tiſch, Madiſchek, beſuch ich abends zuweilen nach dem Eſſen; ſie iſt eine Gerabbrechte*) von Philine, u. ohne Schönheit. Indes iſt's für mich eine Gymnaſtik des Reizes. Sie lacht u. ſingt mehr als ſie ſpricht u. mit Recht. Sie erzählte mir, daß ſie Göthen gefragt, wie ſie mich zu empfangen habe u. ſie wolle mir trillernd entgegen tanzen. „Kind, mach's wie bei mir u. ſei natürlich" ſagt er.

Von Leipzig ſchied ich mit ganzem u. faſt kühlem Herzen. Für Dorothea wurd' ich kein Herman. Eine andere heißere Verwickelung, die immer ſinlicher wurde, löſte ſich gerade durch den Abſchied, ohne es zu ſehr geworden zu ſein. Der Teufel zieht mir die verdamteſten Wolfsgruben über den Lebensweg — beſonders dadurch, daß entweder nur die andere Perſon liebt, oder nur ich; jenes iſt für das Gewiſſen gefährlicher, dieſes für das Glück."

Aehnlich ſpricht Jean Paul ſich über die erſten Tage in Weimar an Oertel aus:

„Ich habe ſo recht mitten in der Furche des Zuckerfelds mein Neſt. Sogar mein Zimmer, u. die vortreffliche Hausfrau, die mit Mutterſorge mir nicht die kleinſte Fracht des Leben läſſet u. bei der ich zum erſtenmale die volendete aisance genieße, halten mich durch Luſt an den Leſetiſch gekettet, damit ich keine ferneren ſuchen ſolle. Ich thu' es aber nicht u. finde hier unter allen meinen Bekanten recht große; u. ich werde immer mehr geliebt, zumal da ich jezt in meine ofne u. warme Bruſt zuweilen wie Polyphem ein Auge einſetze. — Ich ſprach mit dem Erbprinzen; die Blumengöttin gab ihm die Roſen der Jugend, die ſchlanke Länge; u. die Idyllenunſchuld. — Auch die regierende Herzogin trägt ein jungfräuliches u. mütterliches Herz hinter einer männlichen Bruſt. — Ich war hier bei Göthe, in Jena bei Schiller, der in 3 Monaten ſeinen Wallenſtein ausgeſchaffen haben wird: an „Wallenſteins Lager" iſt wenig ſo wie an Sternbalds 2. Theil. Ich kritiſiere nur überhaupt jezt ſelten, weil ich Verzicht auf ausfüllende Genüſſe gethan**).

*) Participium von „radebrechen." Gemeint iſt offenbar: eine unbeholfene Nachahmerin der Ph.

**) Dies verwunderliche, abſprechende Urtheil über Schiller läßt ſich nur dadurch erklären, daß im ganzen Herderiſchen Kreiſe, in welchem Jean Paul nahezu aufging, kein Verſtändniß für die dramatiſche Poeſie Schillers exiſtirte. So ſchrieb die geiſtvolle Gattin Herders an Jean Paul am 12. April 1803, nachdem ſie ihr Entzücken über Göthe's „Natürliche Tochter" ausgeſprochen: „Es iſt eben wie reines Licht gegen das Schiller'ſche

An Otto. 12. December 1798.

— „Mein Leben hier hat Leben u. dauert so fort. Ich gewinne die gutmüthige Amalie*) immer lieber, die gern die Freuden austheilt, die das Osterlam**) wegfrisset. Neulich rief sie mich, Böttiger, — (auch Herder, der aber nicht kam, weil er sich vom Aerger über die zum erstenmal beschaueten sittlichen u. aesthetischen Fehler von „Wallenstein's Lager" einen Katarrh geholet) — u. Hofvolk mitten in Italien hinein. Eine mailändische Sängerin mit ihrer Mutter, unaussprechlich hold, kultiviert, kindlich u. feurig zugleich — so schön, daß das Osterlam sich immer neben sie stelte, um sie zu fressen; denn gefressen wird sie doch einmal, an irgend einem Hof — sang zwar nicht mit dem geschlifnen Metallklang unserer Jageman, aber doch — weit himlischer. An einem Hofe bis ins Herz hinunter aufgeregt zu werden, dazu gehöret viel, aber doch nur ein solches Zauberwesen, das einen auf die Flügel nimt u. ohne hörbaren Flug, so zwischen Orangen u. unter welsche Goldsterne niedersetzt.

— — So gut man hier am Hofe auch ist, so schreitet doch das Oeffentliche im Kurialhohlweg fort. Sonntags z. B. giebt der Hof ein Konzert; unter den Bürgerlichen auf der Gallerie ist wenig zu hören. In den Saal können nur Edelleute. Doch durft' ich mich exzipieren, aber „„man mus einen Degen anhaben, um nicht aufzufallen"" sagte mir der gute redliche Prinzenhofmeister Riedel. (Ich versezte: so ists vorbei; andere werden durch Degenabnehmen degradiert, ich würd' es durchs Gegentheil.) Und als ich probierungsweise bei Amalien sagte, daß ich das Konzert entbehrte, weil auf der Gallerie nichts zu hören wäre, lud sie mich blos zu ihrem mit der Mailänderin ein.

Die regierende Herzogin lies mich (auf meinen durch allerlei Hände gehenden Wunsch) zu sich rufen. Ich liebe diese edle stolze u. so mütterliche Frau herzlich. Bei der ersten Vorstellung hat mans mit diesen Leuten leicht. Da nur sie fragen (daher sie auf Biographie, die Quelle ihrer Fragen, so aus sein müssen), so lebt man ganz ruhig, man erwartet seine Question u. giebt dan sein Feuer."

Der nächste Brief vom 28. December 1798 enthüllt eine stürmische Liebesscene zwischen Jean Paul und Charlotte v. Kalb. Urplötzlich taucht sie auf; keinerlei Andeutung weder in den Briefen an Otto noch an andere Freunde verkünden vorher den nahenden Ausbruch. Wohl hatte Charlotte eine schwärmerische Zuneigung für den Dichter bei seinem ersten Besuche in Weimar gefaßt, aber bald nach seiner Abreise beruhigte sie sich wieder und schrieb ihm sogar nur „kühle" Briefe nach Leipzig (im Anfang von 1798).

Ein schweres Augenleiden, welches sie der Erblindung nahe brachte, mag Lebensfeuer und Lebenslust auf längere Zeit in ihr gedämpft und auch das einförmige Dasein auf ihrem Landgut Kalbsrieth die Gedanken ganz auf den Familienkreis beschränkt haben. Da war sie am 28. November 1798 nach Weimar gekommen, hatte den einstmals Geliebten wieder gesehen, und sofort loderten in ihrem Herzen die verborgenen

---

Irrlicht — Simplicität gegen seinen Bombast und Klingklang. Deßwegen aber hat es (die ‚Natürliche Tochter') auch nicht allgemein gefallen — der Schillerschen Parthie gar nicht — sogar Schiller soll gesagt haben: „es sei schade, daß so viel Natur darinnen sei." Die zwei Geister haben eine neue Lage gegeneinander bekommen. Das Wahre scheint sich vom Falschen zu trennen. Das neue Stück von Schiller ‚Die Braut von Messina' ist ein Ungeheuer — und doch hält es Böttiger sehr hoch."

*) Die Herzogin Amalie.

**) Der Herzog Karl August; vgl. die Note S. 379.

Flammen mit ſteigender Gluth auf. Jean Paul wurde zu dieſer Zeit von den Frauen geradezu vergöttert; er gab ſich immer ganz, die ungebändigte Natur mit dem Heiligenſchein eines ſentimentalen Idealismus verklärend, ohne Zwang und Rückhalt und ſchwelgte in den Wonnen eines vertrauten Umgangs, nicht darauf achtend, daß, wenn einmal Frauenherzen ihr innerſtes Weſen einem Manne enthüllen, ſie nach dem Alleinbeſitz desſelben drängen.

Es liegen vor mir eine Reihe von Briefen der Charlotte v. Kalb, aber ohne Datum; ich verſuche ſie hier zu ordnen, und ſie mögen als Vorſpiel zu dem kommenden Drama dienen.

„Ich habe hier die Briefe die ich immer mit zärtlicher Aufmerkſamkeit u. Innigkeit leſe u. hätte ich ein beſſeres Auge ſo müßte ich vieles vielmahl leſen. Ich war geſtern 1 Stündchen bey Herders, ſie waren gegen mich verſchloſſen u. geſpannt ſie faßten meine Hand nicht wenn ich die Ihrige hielt. Ich kann es mir erklären u. werde es Ihnen erzehlen*). Ich bin heiter u. auch gut. Gut mit Einen u. Allen."

„Ich bin heute von 2 bis um 8 Uhr zu Hauſe. Laſſen Sie mir die Stunde wiſſen wann ich Sie ſehen werde. Es hat mir auf keiner Redoute noch ſo wohl gefallen wie auf der Letzteren — wenn ſo fort geht will ich wohl ſehen, wie jugendlich ich im 40. Jahr ſein werde**). Es giebt eine ſtimmung des Gemüth — wo der leiſeſte Hauch die Seele bewegt. Aber Freude u. Schmerz wie das Ruder über den See Furchen ziehn — die aber ſchnell wieder in glatten Spiegel ſich verwandeln. — Ich gehe mit leichten Schritten den Berg hinan. Den die Wahrheit, die Liebe u. die Begeiſterung begleiten mich!"

„Ich bemerke das die Welt u. der Mann u. der Dichter ebenſowenig dies geiſtige herzliche Weſen kennt als wie Fichte den Theologen ſchuld giebt das Sie Gott nicht kennen! — — Wenn der Geiſt u. das Herz mehr verſtanden wird u. die Natur reif iſt für die reinſte Wahrheit dann dürfen dann ſollen Frauen reden u. ſchreiben."

„Ich ſoll Sie in Nahmen Ihres Beneiders des Herrn von Kalb auf heute Mittag zu uns einladen (doch thun Sie allein was Ihnen bequem angenehm u. gemüthlich iſt, u. kommen Sie nicht wenn unſere Geſellſchaft Ihnen das nicht wäre).

Was das Neiden anlangt ſagt er er hätte vorgeſtern nicht taub — aber blind ſein mögen; doch dies iſt ſehr ſcherzend geſagt! — Obgleich ſo meine Tochter nicht ſcherzen darf. Der Liebe alles. — Die Gedrukt eine Diotima ſein kann, ſolte keine Circe ſein wollen — u. nicht viele Männer beleidigen, in den ſie einen berauſchen möchte! —

Ich ſage die Wahrheit wie ich ſie bemerke u. die lang bekannte; zu der ſich in dieſem Augenblik gar keine eigennüzige Rückſicht miſcht, ſondern in jeden Verhältnis hätte ich das geſagt u. ſagen müſſen! — Wir lieben Dich u. ſind treu — trenne Dich nicht von uns u. beharre!"

„Ich bin heute von 3 Uhr Nachmittags bis Abends um 6 Uhr allein; ich muß Sie ſprechen! — den ich habe etwas ſehr wichtiges mündlich zu ſagen was meinen

---

*) Charlotte vermuthete damals, wol mit Unrecht, daß Herders auf Jean Paul als Schwiegerſohn rechneten.

**) Ch. v. Kalb war damals 36 Jahre alt, alſo ein Jahr älter als J. Paul.

gestrigen Brief auch eine äuserliche Politisch Praktische Realität giebt. — ich kenne nicht allein die Menschen sondern auch die Welt, u. weiß was sich darin thun u. nicht thun läßt."

„Heinrich von Kalb ist heute Vormittag angekomen. Kommen Sie diesen Abend nicht. Aber morgen Abend nach 6 Uhr u. zum Abendessen wenn es Ihnen gefällig ist. Frl. v. Imhoff u. meine Schwägerin werden auch da sein. Ich kann Ihnen angenehme Dinge sagen. — Wann wird wieder der Tag kommen der den Mitwoch an Schmerzen u. Freuden gleicht! Heute gehe ich in die Oper!"

„Morgen von 6 bis 9 bin ich zu Hause, u. für wen? — Kein andrer Geist ist bei mir — Wie gehts den Dir Liebe Seele! — Ich Schaffe schon wieder an einer neuen Welt." —

„Hier sind die Briefe Deiner Freunde wieder, unter Ihnen habe ich Deine Geliebten erkannt. — Und meine Seele hat sich mit Ihnen vereinigt — meine Gedanken sollen auch bey den Ihrigen Ruhn! Auf morgen Mittag bitte ich Dich durch ein Billet bey mir zu Gast. — Oder vielleicht ists noch besser komme gegen 4 Uhr zu mir. Dann bin ich einige Stunden allein. Ich habe Dir nichts zu sagen was nicht alle Seelige hören könnten. — Schike wieder Brief der dürstenden Seele Deiner Freundin."

„Wenn Sie für diesen Abend kein project haben — so kommen Sie nach den Suppe etwa um 8 Uhr zu mir. Wir wollen zu die Kinder gehen — Punsch trinken u. Clavier spielen u. Singen — Heinrich Kalb wird ihr Besuch auch recht sein, thun sie aber nur als wenn ihr eigner Genius Sie hierher führte u. nicht meine Bitte. — Damit der Weinachts Abend ein heiliger Abend für mich werde!! —

Das Schicksaal — die Gelegenheit — alles vereinigt sich! u. balde werde ich in Vater Unser sagen, Dein Wille geschieht wie in Himmel also auch auf Erden."

In den nächsten Tagen hat sich dann jene Scene ereignet, von welcher Jean Paul im folgenden Brief an Otto berichtet.

Weimar. 28. Dez. 1798.

„Durch meinen bisherigen Nachsommer wehen jezt die Leidenschaften. Jene Frau — künftig heiße sie die Titanide, weil ich dem Zufall nicht traue — die von Weimar zuerst nach Hof an mich schrieb, die ich bei meinem ersten Hiersein als eine Titanide malte, mit der ich, wie Du weißt, einmal eine Szene hatte, wo ich im Pulvermagazin Tabak rauchte, diese ist seit einigen Wochen vom Lande zurück u. wil mich heirathen u. sich scheiden. Nun meinen Leichtsin nicht falsch. Weiter! Die alte Lebensweise kehrte bald um, nur verklärter. Kurz nach einem souper bei Herder u. einem bei ihr, wo er bei ihr war (er achtet sie tief u. höher als die Berlepsch u. küßte sie sogar im Feuer, neben seiner Frau) u. als der Wiederschein dieser Aetna Flamme auf mich fiel, sagte sie mir es geradezu. Meine moralischen Einwürfe gegen die Scheidung wurden durch die 10jährige Entfernung des Mannes widerlegt, u. durch den früheren Vorsaz für Schiller — alle Güter sind die ihrigen — u. als ich auf kameralistische Indemnisation des Mannes u. der Kinder (praeliminarisch) drang, war alles ihre Meinung.

Ich sagte der hohen, heißen Seele einige Tage darauf Nein! U. da ich eine Größe, Gluth, Beredsamkeit hörte wie nie: so bestand ich eisern darauf, daß sie keinen Schritt für, wie ich keinen gegen die Sache thun solle. Denn sie glaubt, ihre Schwester u. deren Man u. ihre anderen Verwandten würden alles thun; ach im März wäre alles vorbei, nämlich die Hochzeit.

Ich habe endlich Feſtigkeit des Herzens gelernt — ich bin ganz ſchuldlos — ich ſehe die hohe geniale Liebe, die ich Dir hier nicht mit dieſem ſchwarzen Waſſer malen kann — aber es paſſet nicht zu meinen Träumen.

O Emilie*), Du ſprachſt mir die Liebe ab, u. nur dieſer opfer' ich Stand u. Reichthum ſchon zum 2ten mal!

Wild bin ich ordentlich! Sieh, gerade um dieſe Zeit 97, gerade da ich Hermine malte, u. jetzt, da ich in den gedruckten Briefen**) an Dich im Jenner mein künftiges Leben u. Lieben wieder malen wil: da kehret dieſer Sturm zurück. Jene Berlep'ſchen Verhältniſſe banden meine Augen u. Hände zu u. ich verſäumte vielleicht ein Herz, das mir gehörte. Sol ich immer ſo ſpielen u. hoffen u. ausſchlagen u. verfehlen? — Solche Weiber wie beide verblenden gegen jede ſtillere weibliche Luna.

Sonderbar ſezt ſich das Schickſal an meinen Schreibetiſch u. tunkt ein. Ich machte in Leipzig einige Briefe voraus fertig, wo mein Landgütlein Mittelſpiz oder Spiz vorkam — ſieh! Und meine Heirath. — Noch ſonderbarer werd ich zu höheren Zwecken erzogen, die länger ſtehen ſollen als mein Glück u. mein Grab. Ich meine, ich kan Dir nicht ſagen, mit welcher ernſten Berechnung auf meinen Titan das Geſchik mich durch alle dieſe Feuerproben in u. außer mir, durch Weimar u. durch gewiſſe Weiber führt. Jezt kann ich ihn machen, indes ich früher manche Fehler leichter dargeſtelt u. begangen als geſehen hätte. Ich ſuche im ausgeleerten Leben außer der liebenden altväterlichen, mein Jodiz valingeniſirenden Ruhe auch nichts weiter als ein Inſtrument zu ſein in der Hand des Verhängniſſes, es werfe mich dan weg in die ſtille Höhle, wenn es mich gebraucht.

Der Man Charlottens begegnet mir mit ſchöner Liebe, u. ich kan ruhig vor ihm ſtehen, weil mein obiges Nein eiſern ſteht. Ich habe zu viele Urſachen dazu. Dieſe Titanide iſt viel leichter zu wenden wie die Berlepſch. . Ueberhaupt ſolt ich mich nicht bei Perſpectiven ſo weinerlich gebehrden, die für andere Himmelsthore wären. Mit Mädgen hab ich jezt einen ſchwereren Stand als ſogar ſonſt, weil ſie mich fürchten. Ach ich Armee! Denn werden ſie kirre, ſo ſehen ſie ihren Irethum u. ſezen ſich auf den Feldſcheu ſelber."

Die kühle Beſonnenheit des über ſich triumphirenden Mannes kam nicht ſobald in das Herz der enttäuſchten Frau. Ihre folgenden Briefe, ebenfalls ohne Datum, geben davon Zeugniß.

„Ich habe kein Auge geſchloſſen. Ich habe heftiges Kopfweh. ich wünſchte daß mir dieſes Räthſel endlich gelößt würde. Ich bin auch feſt u. gehe von keiner Wahrheit — keinen Vorſaz u. keiner Ueberzeugung ab. Ewig will ich ſein was ich bin — u. mein Herz u. meine Seele meine Natur nie nie wiedee verläugnen! — Kommen Sie dieſen Vormittag zu mir u. beſtimmen mir die Stunde! —"

„Ach komme ich beſchwöre Dich um meine Seelichkeit — komme jetzo Du wirſt Ruhe finden! Laß mich nicht in den fürchterlichen Leiden allein bis den Abend kann ich's nicht tragen — Lieber den Tod!"

„Kommen Sie ja Sie müſſen mich hören! ich ſchreite fort. ich bin unveränderlich bis in den Tod! bis in den Tod!

*) E. v. Berlepſch, eine reiche Wittwe, welche ihn in Hof 1797 beſuchte und ſpätee mit ihrer Liebe beſtürmte und welcher er im Winter 1798 in Leipzig erkläete, er könne ſie nicht heirathen.

**) Jean Pauls Briefe und bevorſteheuder Lebenslauf. 13. Band der ſämmtlichen Werke. Beelin 1841.

„„Daß ich meine Lippen auf die Wunden Deines Herzens legen werde. Sey ſtill liebe Seele““ — Ich habe ſeit geſtern um 10 Uhr nichts anderes gedacht.

„„Werde ruhig und hoffend““ — bey der ewigen Wahrheit — ich will es werden —

Von einem Mächtigen Geiſt vernichtet zu werden, iſt viel Erhabener — als die höchſte Ehre Genuß u. Fülle ſo die Welt geben kann — — O nim mich auf damit ich ſterben kann — den ich kann entfernt von Dir nicht Leben u. nicht ſterben.

Heiliger Gott gieb Deinem Unſterblichen alles — alle die Seelichkeit die Deine Geſchöpfe nur entbehrten, alle die Seelichkeit, die ſie verkennen! Gieb ihm mein Herz gieb ihm meine Wonne — Laß mich nur in ſeiner Nähe das ich ſein Antliz ſchaue! — Laß mir den Schmerz laß mir die Thränen um Ihn!“ —

„Ich fange an zu zittern u. trockene Kälte umfäßt mich — ich kann nichts thun bis ich weiß ob Sie den Abend kommen. — — Sie werden von nichts hören als was von der Wahrheit, der Güte kommt. Ich will dann auch lange keinen Beſuch von Ihnen erwarten. Ja wollen, wolten Sie mich auch nie wiederſehn!“

„Es war mir ganz eigen, als ich meine Briefe erblickte u. ſie als von einer anderen Perſon las. Alle anderen Briefe ſcheinen mir Geiſtreicher u. als Briefe gebildeter zu ſein. — Ich ſagte mir ſelbſt Du kannſt nicht ſchreiben. — Wenn ich ſie nur alle hätte die ich — gab, damit ich mich noch deutlicher ſchaute.

Ich bin treu wie eine Deutſche u. meine Treue iſt nicht eine Tugend, eine Pflicht eine Empfindung, ſondern ſie iſt das Feuer ſelbſt, was den Kern meiner Exiſtenz erwärmt! ich konnte ſie verlieren, dan iſt es aber auch mit meiner Exiſtenz aus, u. ich erblicke nur in düſterer Nacht die Trümmer meiner Heimath! Ich leſe in meinen Briefen ich mag ſchreiben was ich will nur die Worte — Halte meine Seele feſt! —

Dann will ich den Flug ins unendliche wagen. Ich will nichts. — Aber Dir will ich das Oehlblatt u. den Mirtenzweig bringen u. Violen u. Roſen um Dein Haupt winden. Die Sorge ſoll entfliehen u. die Innigkeit ſoll jeden Augenblick des Lebens — er mag Nahmen haben wie er will, mit gleichem Werth faſſen — Und Dein Vertrauen Deine Erinnerungen die Du mir giebſt, ſoll gleich einer Perlenſchnur Seelicher bereichernder ideen in meiner Seele verwahrt ſein. Und nur Du ſollſt mich immer ſchöner dadurch geſchmückt erblicken.“ —

Am 6. Januar 1799 ſchreibt Jean Paul an Otto.

„Ich habe jetzt mit der Titanide ein Elyſium ohne Schwaden, alles iſt leicht u. recht u. gelöſet. Ich ſchickte ihr den Tag nach der eiſernen Stunde ein linderndes Blätgen.

Ich ſah ſie darauf in ziemlichen Zwiſchenräumen immer nur vor Zeugen. Am Neujahrstage fand ich die Liebe ohne Gleichen u. ohne Anſprüche auf die quälende Aenderung, die künftige Treue für Man u. Kinder, u. etwas höheres als alle Verhältniſſe geben. Nein es giebt nichts heiligeres als ihre Liebe. Sie iſt weniger ſinlich als irgend ein Mädgen; man halte nur ihre äſthetiſche Philoſophie über die Unſchuld der Sinlichkeit nicht für die Neigung zur letzteren. — Tauſendmal leichter als mit der Berlepſch geh ich mit ihr durch alle Saiten der Seele; ſie ſol immer froher durch mich werden. Sogar ihren Man liebt ſie jezt mehr; u. ich mauere hoff ich einige aus dem Altar ihrer Ehe-Liebe gefallenen Steine wieder ein. Er ſieht u. hört ihre Neigung; liebt mich aber nur mehr. Im Frühling geh ich auf das ſchönſte ihrer Güter u. hab' alles.“

Die Leichtigkeit, mit welcher Jean Paul dies liebeglühende Herz abſchüttelte oder „zu reinerer Liebe erhob“, wie er ſich ausdrückte, beweiſt,

wie frei er mit der Liebe der Frauen ſpielte und wie er zurückſcheute, wenn die Blumenguirlanden in Ketten ſich zu verwandeln drohten. Doch auch die Lebensanſchauungen waren zu jener Zeit in dieſer Beziehung ungebundener wie heut zu Tage. Der ſo gewiſſenhaft und ſtreng moraliſche Freund Otto macht ihm nicht den geringſten Vorwurf, vielmehr äußert er ſeine Freude über die „glückliche" Löſung.

„Ich ſcheue für Dich jeden Stillſtand, alle Feſſeln u. weiß für Dich kein anderes Leben, als gerade das, was Du haſt. Wenn Du heut Weimar ausgenoſſen haſt, gehe morgen weiter: Du haſt die Freiheit des Lebens!"

Und Charl. v. Kalb ſelbſt, wie früher Em. v. Berlepſch, fügte ſich nach weniger als Monatsfriſt in die veränderte Lage, machte ihre Liebe zur „heiligſten" Freundſchaft, die ſie ihm bis ans Lebensende treulich bewahrt hat.

Jean Pauls Liebe zu den Frauen führte immer „hart an den Abgründen der Sinnlichkeit" hin; er ſtürzte ſich aber nie in die toſenden Fluthen. Seine Phantaſie und ſeine Gefühle ſpielten mit den weiblichen Herzen ein gefährliches Spiel. Himmliſche Worte verdeckten mit einem Schleier die irdiſche Gluth und gaben ihm Kraft, ſich aus der drohenden Umarmung der Sirenen zu befreien. Er war ſich klar und bewußt geworden, namentlich ſeit ſeinem Verkehr mit den Heroinen Weimars, daß die Frauen ſeiner Zeit, von hingebender Liebe erfaßt, leicht den ſittlichen Halt verlieren und alles vergeſſend ganz dem unüberwindlichen Drängen ihrer Natur ſich überlaſſen. Daraus entſprang ſeine Toleranz gegen weibliche Fehltritte. Als ihm ſpäter einmal ſein Freund Otto mit Entrüſtung berichtete, Caroline, die erſte Jugendliebe des Dichters, habe vor ihrer Verheirathung mit Liebmann die Freuden der Ehe vorzeitig genoſſen, ſchreibt er ihm am 16. Mai 1800:

„Was Du von der Liebmännin ſchreibſt, dieſe Sinlichkeit war ihr längſt anzuſehen und anzuhören. Aber hierüber bin ich Deiner theologiſchen orthodoxen Meinung längſt nicht mehr ſo wenig wie Herder. Schon in meinem Hesperus ſagt ich von Clotilden ahnend, aber verdeckt: in der höchſten Liebe ſind die beſten Mädchen wie die guten. Anders: jetzt weis ichs gewis: aus Liebe ſind ſie alle, alle ſinlich u. es komt nur auf die Schlechtigkeit, gehaltene Stufenfolge u. das beſonnene Feuer des Mannes an, jede die ihn heftig liebt, zum lezten Punkt zu führen, weil dieſen die Natur mit ebenſo vielem Rechte begehrt wie den Kus, u. weil der Punkt nicht an u. für ſich, ſondern nur unter Bedingungen (wie Eſſen u. Trinken u. Küſſen) unmoraliſch iſt, indes z. B. Lüge u. ſ. w. es unter jeder iſt. Hier veracht ich blos den Mann; denn das Weib nüzet, aber giebt nicht den Anlas. Liebe aus Sinlichkeit hat die Beſſere nicht, aber wohl Sinlichkeit aus Liebe. — Und doch nehme ich nichts von meiner alten Achtung für die weibliche Reinheit zurück; keine (gute) glaubt, daß ſie fallen könne, weil keine ſogar ihre körperliche unbändige Reizbarkeit d. h. Betrunkenheit kennt; daher kommen ihre komiſchen Verwunderungen, daß eine fiel und anders handelte als ſie ſprach (da ſie doch dachte wie ſie ſprach); ſie glauben, weil ſie die Verſuchung nicht wünſchen, ſie darum auch beſiegen zu können, oder auch weil ſie ſich bei derſelben nie den Geliebten, ſondern einen Fremden denken oder weil ſie ſich dieſelbe gleich mit dem Höllenfeuer denken ohne den langen Höllenweg dazu. Dieſe Kentnis macht einen eigentlich nicht ſondertlich moraliſch ſtark bei dieſem Geſchlecht, weil man dabei auf keine Subſidien zu rechnen hat als auf

eigene. Ich habe entſcheidende Erfahrungen; u. bin blos über die Art verlegen, wie ich öffentlich die Mädgen hierüber warnen ſol. — —

Ach wie meine Seele ſonſt ſo heilig war u. ſo dumm! Der Teufel hole das erſte zerrüttende Wort, das mir die Kalb ſagte u. was fortbraute.

In den folgenden Briefen erzählt Jean Paul an Otto von dem Verkehr mit den Dichterheroen und den geſellſchaftlichen Freuden Weimars.

27. Jan. 1799.

„Noch in keinem Jahre ſtrit u. trank ich ſo viel. Mit Schiller neulich bis um 12 Uhr Nachts; u. mit ihm und Göthe bei der Kalb. Ich bin jetzt keker als je, blos durch das Errathen des fremden Haltens von mir, nicht durch mein eignes. Göthen ſagt ich etwas über das hieſige Tragiſche, worüber er empfindlich 1/4 Stunde den Teller drehte (ich hatte Champagner u. einen Vulkan im Kopf). Böttiger, alles lobend, lobte mich auch darüber: „wir denken alle daſſelbe, aber es hats ihm noch keiner geſagt.“ Auch Wieland ſagte, ſo wärs recht u. ich gewänne ihn dadurch*) — wir würden noch die beſten Freunde; „er hat mit Reſpekt von Ihnen geſprochen.“ Als ich zu einem Diner bei Göthe geladen war — Schiller zu Ehren — nebſt Herder, der ihm aber nicht ein Oelblat, geſchweige einen Oelzweig des Friedens (den Göthe gern ſchtöſſe) reichte, wurd' ich u. Herder zu Göthe's Einfaſſung gemacht, ich der linke Rahmen u. er der rechte; hier ſagte mir Göthe, der nur almählig warm werden wil — ſo iſt er gegen Schiller ſo kalt wie gegen jeden —: „er habe ſeinen Werther 10 Jahre nach deſſen Schöpfung nicht geleſen; u. ſo alles: wer wird ſich gern eines vorübergehenden Affekts, des Zorns, der Liebe u. ſ. w. erinnern?“ U. ſo ekelt Herder auch vor ſeinen Werken, So etwas ſolte den Selbſt-Gözendienern von Litteratoren u. Rektoren geſagt werden. damit ſie, wenn ſolche Männer demüthig ſind, — wenigſtens — nichts wären. — Ich ſchämte mich vor ihnen, nicht ſo zu ſein, ſagte aber auch, daß mir meine Sachen zwar ſogleich nach dem Abdruck ungemein gefielen, aber vor denſelben um ſo ſchlechter, weil ich da das Ideal noch nicht vergeſſen hätte.

Schiller nähert ſich ſehr der Titanide u. ſagte ſchon 3 mal zu ihr: wir müſſen mit einander nach Paris. Hier iſt alles revoluzionär kühn und Gattinen gelten nichts. Wieland nimt im Frühling, um aufzuleben, ſeine erſte Geliebte, die La Roche, ins Haus u. die Titanide ſtelte ſeiner Frau den Nuzen vor.

Schiller achtet unendlich den fürchterlichen Rétif de la Bretonne,**) der das hölliſch- u. himliſch geſchriebene Buch le coeur humain devoilé gemacht; u. wil ihn zu ſehen hin. Humbold aus Paris ſchrieb ihm, dieſer Gott-Teufel ſehe wie — ich; u. Schiller, der mich ganz geleſen, findet unter uns nur den Unterſchied der Erziehung; u. darum ſucht u. liebt er mich jetzt. Ich habe alles von der Titanide. Indeſſen merk ich von jenem Suchen nichts.

So viel iſt gewis, eine geiſtigere und größere Revoluzion als die politiſche, u. nur ebenſo mörderiſch wie dieſe, ſchlägt im Herzen der Welt. Daher iſt das Amt eines Schriftſtellers, der ein anderes Herz hat, jetzt ſo nöthig u. braucht ſo viel Behutſamkeit. Ich nehme in meine Bruſt keine Veränderug auf, aber deſto mehr in mein Gehirn; nur dieſes hat in Weimar Irthümer abzulegen.“

---

2. Februar.

„Ich ſende Dir 1/3 meines Buchs ***), die Konjektural-Autobiographie; die anderen 1/3 ſind kräftiger, wechſelnder u. luſtiger; Hof wirſt Du in Kuhſchnappel finden.

---

*) Doch bemerkt Jean Paul ſpäter in einem Brief an Oertel (6. Apr. 99): „Göthe wär ich näher, hätt ich ihm nicht einmal an einem Champagnerabend, wo Schiller dabei war, zu keke Säze geſagt.“

**) Ein „Zola“ des revolutionären Frankreichs; geb. 1734.

***) „Briefe und bevorſtehender Lebenslauf.“

Ich habe jetzt die Mittagsseite des Wein- oder Musenbergs; ich lese den Homer, u. die Tragiker mit einer namenlosen Wonne. Sophokles ist (Shakspeare ausgenommen) ein Siebengestirn u. die Neueren sind Nebensternlein. — Der 2. Theil des Wallensteins ist mit großer Pracht (über 400 Thlr. neue Kleider, weil alles ächt war) abgespielt, er ist vortreflich, passabel u. langweilig u. falsch. Die schönste Sprache — kräftige, poetische Stellen — einige gute Szenen — keine Karaktere — keine fortströmende Handlung — oft ein dramatisierter Zopf oder Essig — 3faches Interesse — u. kein Schlus. Der Dritte noch nicht fertige Theil ist der Schwanz am Rückrat des 2ten; es sind nicht einmal jene zusammengewachsenen Zwillingsschwestern in Ungarn*). Herder geht heute hinein u. wird gewis meiner Meinung, wie ers überal ist."

Die Ergebung Charlottens in das „eiserne" Nein! Jean Pauls, in die rein idealistische Auffassung ihrer Verehrung für den Dichter, dauerte nicht lange. Ihre kräftige weibliche Natur verwirft die sentimentale Heiligsprechung ihrer heißblütigen Gefühle. In dieser Entwicklung ihres Seelenzustandes dürften folgende Briefe entstanden sein.

„Wenn ich schreiben dürfte und könnte, wenn meine Phantasien auf das Papier flögen u. — sichtbar werden könnten wie sonst mein Leben — das heißt meine Liebe hörbar wird, wenn Du in meiner Seele bist. — So hättest Du den ganzen Tag nichts anders zu thun als meine Briefe zu lesen. —

Warum sagtest Du — habe keine Irthümer das heißt Liebe mich — weißt Du den ganz was das in meinem Herzen heißt: Lieben? Giebst Du mir dieses Recht so wird bald die Macht dieses Einzigen beglückendsten Gefühls die Zauberey meines Lebens sein. O mein Freund mein Holder — mein Liebenswürdiger mein gütiger — o dürfte ich auch sagen mein Treuer!! Was ist alles Herrliche ohne das Beständige! —

Aber glaube mir ich bin eigennüzig u. mehr noch — mich kann jede Sehnsucht von Dir verwunden — u. wäre sie nach dem Paradies. — Warum willst Du etwas anderes wünschen als ich wünsche?

Schreib mir Morgen früh das heißt . .! Ich nehme nie so von Dir gute Nacht ich darf Dich nicht an den flüchtigen Kuß gewöhnen! —

Nenne mich nicht Titanide, mann fühlt wenig Mitleid — Liebe u. Schmerz — für das kühne Sonderbare. Denke daß das Leiden u. die Freuden der Wesen sich nach ihren kräften messen. — Schon bemerkst Du die mächtigen Stürme der Seele die in meinem Wesen vorübergiengen — gebiethe ihnen zu schweigen u. fasse jetzo auf ewig die noch liebende Seele. ich bin zufrieden u. nicht traurig."

„Ohne die Macht der Liebe — hat kein Weib in der Welt etwas zu thun, u. zu wollen. kein Ideal darf aufgegeben werden — oder die Seele vernichtet ihre Würde u. ihr Selbst!

Ich bin gut. Je connois l'Amitie, Lamitie qui toujours Souvent est l'amour a vos Cote: Donne moi L'amitie mais avec la Jalousie delamour. Jede Gesinnung hat Ihren Himmel u. Ihre Hölle in sich."

„Nein mein Nichts soll untergehn! Nichts als das Licht des Geistes u. die Macht eines hohen flammenden Gemüths kann eine Welt erhalten. — Beantworte Du mir dieses. Ueberhaupt ich will jetzo oft Briefe von Dir haben — ich kann auch

*) Ganz ähnlich äußert sich Jean Paul gegen Jacobi (12. Febr. 1799):
„Schillers Piccolomini wurden hier als der 1. Theil des Wallensteins gegeben. Der herlichen Sprache darin u. vielen ächt poetischen bowling-greens fehlten nur die Karaktere, die Entwiklung u. die Einheit des Interesses — — doch auch in diesem

wollen, daß mann mir das giebt was ich erhalten kann für die Hoffnung unseres Lebens.

Ich werde Ihnen die Einsamkeit auch bey mir nicht verweigern wie ich es nie that. — Wenn Sie die Amöne*) besuchen so lassen Sie mir ein Wort merken — ich werde so diese Woche immer Abends erst spät nach Hause kommen, den es wäre mir widrig wenn nur eine Thüre mich von — trennen solte u. müßte! — Ich muß auch scheinen nicht zu wollen — wenn ich nicht wollen soll. Was sagen Sie dazu! —

Aber welch ein Einfall ich könnte allein zu Ihnen kommen. Sind Sie Gerning! etc. — Ist unser Verhältnis so unbedeutend — ich bin nicht spröde u. nicht pedantisch u. das glaubt auch Niemand von mir!" —

„Guter J. P. ich fasse mein Herz es gehört nur Dir an u. Deinen Freunden da kann es beglüken da wird es beglükt. Ja ich kann Dir nicht sagen wie sehr ich das Glük anbete Dich gefunden zu haben!! —

Wir haben noch nicht alles erkannt was uns unser Herz gewähren kann. — Erhalte Dich mir, Dein Leben Deine Liebe aber auch Deine Treue. Der Mensch kann u. darf nicht um sich die Sehnsucht so vieler vereinigen!

Wann sehe ich Dich Du Lieber! Ja die Gegenwart ist Stärkender aber glaubst Du nicht das mich Deine Briefe u. Billete zweimal mehr erfreuen als Dich die meinigen. Gedenke mein! wie ich Deiner Gedenke."

Jean Paul ließ sich durch solche Herzensergüsse nicht erweichen noch in der Richtung des neu eingeschlagenen Weges stören. Er theilt es seinem Freunde am Schluß des Briefes vom 27. Januar 1799 überlegen und gelassen mit.

„Die Titanide hat an ihren Schwager, den Praesidenten in Manheim geschrieben wegen der Scheidung**). Sie sprach mit einer Gräfin Bernstorf, ohne ihren Man zu nennen, über eine hiesige reiche Engländerin Gore, die sie ihm zudenkt. Er u. sie werden es annehmen. Hier sind Sitten im Spiel, die ich Dir nur mündlich malen kan. — Ich beharre fest auf meinem Stand; auch ist ihr die Scheidung ohne alles weitere schon erwünscht, zumal da er mit einem neuen Ris die copula carnalis ganz zerrissen. Sie nahm, weil ihre Phantasie ihr nichts von der Unveränderlichkeit der Verleyfch giebt, ihre Neujahrs Resignazion schon oft u. heftig zurük — die glühenden Briefe werden Dir einmal unbegreiflich machen, wie ich mein Nein ohne Orkane wiederholen konte. Aber es geht leicht, da ich sie ganz kenne; ich mus ihr nur nicht schreiben, sondern sprechen. — Müßt ich ihr freilich auf einmal den Namen einer Geliebten ansagen — leider weis ich keinen — so thäte sich ein Fegfeuer auf."

---

1. März 1799.

„Du sagst, ich soll mein Leben schonen. Oft wolt' ich, ich hätte es nicht mehr. Es wird mir täglich — eben weil Alles außer mir gelingt — abgeschabter; eine Frau**) wäre noch der einzige Firnis. Zuweilen ergrimme ich über meine von allen

---

Werk spricht der himmelstürmende Titanen-Geist der Zeit, der sich von den Nephilims u. Faustrechthabern nur darin unterscheidet, daß er die geistige Stärke an die Stelle der körperlichen setzt."

*) Amöne Herold, die Freundin Jean Pauls und später die Gattin Christian Ottos, war aus Hof zum Besuch bei der Frau v. Kalb und scheint in dieser, wie auch in anderen Briefen angedeutet ist, anfangs eifersüchtige Regungen hervorgerufen zu haben.

**) Unter dem 14. März jedoch findet sich die kurze Notiz: „Die Titanide lässet die Ehescheidung wieder fahren."

***) Deutlicher spricht sich seine damalige Sehnsucht nach einer Gattin in dem

meinen Verhältnissen ermordete Vergangenheit, über die bewölkte Jugendwelt, die mir die Spitzbuben um mich verdarben u. die mir kein Gott wiedergeben kan. Welchen Samen zu einem Paradies trug ich in meinem Herzen u. wie wenig ließen mir die Raubvögel. Oft ärger' ich mich komisch, daß mir allein das Schikſal kein Praeſent macht; hart und kämpfend erober' ich mir meinen Biſſen — an einen Glücksfall iſt nicht zu denken. — Der Erdball iſt für mich durchlöchert; das macht mich aber keker u. feſter: was hab ich zu verlieren als die Korkkugel? Nur die grünende und die geſtirnte Natur liegt noch wie ſonſt an meiner Bruſt*). —

Inmitten des geſellſchaftlichen Trubels und der Verwirrungen und Löſungen des aufregenden Verkehrs mit Charlotte v. Kalb vollendete Jean Paul im Frühjahr 1799 den erſten Theil des Titan. Das war nur möglich, indem er ſich in eine kühle Objectivität, in eine olympiſche Seelen-Ruhe und Majeſtät, ähnlich wie Goethe, hineingelebt. An Otto ſchickt er das Manuſcript am 4. April mit folgenden Worten:

„Hier haſt Du den 1. Band des Titans**), dem nur noch 2 wichtige, bald nachkommende Kapitel fehlen. Ein jeder Autor hat nur die Empfindung u. Einſicht der Theile, nie des Ganzen. Die lezten Theile würd' ich Dir kühner geben; aber den erſten, der erſt die Kuhhaut zur Stadtmarkung ausſchneidet u. der im Verhältnis des Heſperus eigentlich nur deſſen 3 erſte Kapitel enthält, bring ich blöde. Sage mir blos, ich bitte Dich, den reinen hellen Eindruck, den es auf Dich in Vergleichung der früheren Werke macht. Ich habe beinahe das Publikum durch meine Aviſo's gezwungen zu glauben, der Titan ſei beſſer als der Heſperus, indes er nur anders (höchſtens beſſer im Plan) ſein ſol u. kan. Da die Geſchichte in den höhern Ständen regiert: ſo iſt mir die Fixleinſche u. Siebenkäſiſche Individualität genommen, wenigſtens für die bürgerlichen Leſer, die zum Glük den kleineren Theil ausmachen. — Meine inneren Geſtalten tröſten mich über die äußern, nur ergreifen ſie mich ſtärker als dieſe u. zu ſtark."

Briefe vom 4. März 1799 an Jacobi aus: „Ich komme vielleicht zu Dir, mit der Hoffnung mich zu verloben. Beim Himmel! Das iſt mir nöthiger als Himmelsbrod. Hätt' ich eine Frau — das heißet bei mir blos ein junges, ganz ſittlich-reines, helles weibliches Weſen — kein genialiſches — ſo fragt' ich nach dem Gelde u. nach dem Abendeſſen etwas, u. nach Geſellſchaften weniger u. nach dem Leben mehr, das meine poetiſchen Träume immer durchſichtiger u. flitterhafter ſchlagen. Deutſche Weiber ſuch ich zuerſt in Niederſachſen; galliſche u. Teufelsgrosmutter viel ſüdlicher." Und am 4. Juni (nachdem er Caroline v. Feuchtersleben, mit der er ſich ſpäter verlobte, kennen gelernt): „Ich kenne nun das Leben, beſonders das auflöſende bei genialiſchen Weibern, die zugleich verwirren u. zerſezen u. verſpäten — nein, ich wil ein einfaches ſtilleres Herz, damit meine Kindheit u. das Leben bei meinen Eltern wiederkommen u. Alles was das erinnernde Herz ewig vormalt."

*) Auf den Jammer des Freundes über ſolchen Peſſimismus antwortet er am 13. März: „Die Hiobsklage über das Leben iſt nur mit meinen biographiſchen Farbenkleksen hingeworfen. Du irrſt Dich über meine Gegenwart, die eben u. hel iſt; ich klagte vielmehr über die zertretene Vergangenheit. Begegnet iſt mir jezt gar nichts als ein zu gutes Leben."

**) An Jakobi ſchreibt er unter dem 20. Auguſt 1799, nachdem er das Manuſcript von Otto zurückerhalten und vieles geändert hatte: „Eben ſend ich den erſten Band des Titans und das 1. Bändgen in den Druck und mit Furcht, da leider jeder ausſpringende Winkel im Menſchen, der den Strom breiter bettet, einen einſpringenden findet oder macht. Um nicht die Weiber und Kritiker durch Extrablätter aus der Hiſtorie zu jagen, bau' ich jedem Tomus ein dünnes Bändgen an, wo ich nichts mache als Spas und vorher weniger; wer will mir dann in meinem Hausrecht etwas anhaben? Sag' es!"

Der Schaffungstrieb und das Vertiefen und Leben mit den eigenen Schöpfungen drängten den Dichter aus dem betäubenden Gesellschaftsleben zur Sehnsucht nach eigener, stiller Häuslichkeit, zur Glückseligkeit ehelichen Beisammenseins. Absichtslos hatte er in der „Titanide" das Feuer der Leidenschaft entfacht; als er die Gefahr für sich erkannte, suchte er dämpfend und lindernd den Uebergang zu einem reinpoetischen Verhältniß. Er konnte und wollte sie nicht durch schroffes Benehmen aufgeben; erfüllte sie doch immer seine Phantasie mit leuchtenden Bildern. Charlotte ergab sich in ihr Schicksal mit bitterer Wehmuth; krampfhaft durchzuckte sie der Gedanke, ihn ganz zu verlieren, und oft bricht wieder die Flamme verzehrender Liebe aus ihren Worten. Ihre Briefe vom Frühjahr 1799 bekunden dies:

„Laß Deine Seele nicht gegen mich ermatten. Bleibe meinem Willen treu — ich kann nichts anderes auf der Erde mehr wollen. Liebe mich u. kein anderes Wesen so wie mich. Ich kann u. will mich nicht ändern. Den ich fürchte das Unglück u. die öde u. die trauer meines Lebens. Wir müssen miteinander Leben u. sterben. Mein ganzes Wesen findet nur wohlsein in dem Umgang, in dem Einsamen mit Dir — u. mit den innigsten Freunden."

„Unsichtbares Wesen. Stummer, schweigender — kalter Entfernter. Warum ist so alles? — Sie können zu mir kommen wenn sie wollen; überall in meinem Herzen u. meiner Wohnung können Sie sein."

„Wir haben uns so lange nicht gesprochen, daß ich wohl glaube ich bin Ihnen Fremd geworden. Den schnellen Tod bemerkt ein jeder, der langsame wird nur zu zeiten mit seiner drohenden Kälte von der aufmerksamen Seele bemerkt. — Durch das sehnen u. streben — wird eine Starke Seele doch endlich auch kleinmütig u. elend."

„Es giebt nichts Schmerzlicheres als die Gleichgültige Gegenwarth eines Wesens das sonst uns mehr war — das einst zu unserem Herzen sagte Du bist mein — „„Die Zeit ist vorbey in der wir nicht Liebten uns nicht kannten — jetzo ist die Ewigkeit in der wirs thun"" — das ist die schönste Zeile Deiner Hand die ich besitze — als ich neulich Deine Briefe wieder Las haben diese Worte einen Hohen Muth mir gegeben. Du wirst mich nicht mehr verkennen u. in dieser Stimmung liegt alles — was meine Seele verlangt!"

„Du hast mir oft tiefe Schmerzen gegeben! — Dichter biografen wie Du — das heißt wie Du allein bist — Sehen fassen — bilden, zeignen u. Schaffen tief die Menschheit. Aber die Würklichkeit eines festen unzerstörlichen Liebenden Gemüths Fassen Sie nicht — Ich glaube fest sie sind besorgt, daß in den Herzen in der Seele der Menschen etwas ist was ihren Idealen gleicht. Sie sind Eifersüchtig auf die Kinder ihres Gemüths u. ihrer Fantasie! Die Würklichkeit darf ihre Begeistrung nicht erfüllen — sie sind zu Stolz u. zu Muthlos. — Ja mein Theurer ich sage Dir jetzo nicht wie oft ich gelitten habe wie zerstörend — so daß ich mein Herz Deiner Gewalt entziehen müßte; (wenn Du es nicht haben wilst) als länger den Tod der Liebe, so oft zu schmecken, den Sie erwacht immer wieder in Deiner Gegenwarth ach leider auch durch Deine Bücher. Du bist nicht schuld daran — ich weiß es wohl — verzeih also meiner Klage — Du bist — das weis mein Herz und darum will es zu dir!! Wenn einst glücklicher ich neben Dir Ruhe — will ich Dir vieles erzählen — u. dann wird die

Thräne der Wehmuth sich mit den Thränen der Freude mischen — dann küssen wir die lezten Zeichen unserer Vergangenen Leiden innig von den Wangen. U. keine ähnlichen Klagen erpressen wieder diese Zeugnisse einer Ewigen Liebe!!"

„Mann wunderte sich daß ich so allein kam*) — u. mein Sohn hat das Geheimniß ausgeplaudert sie haben gewettet J. P. käme mit — Aber er kam nicht er komt nicht — ob ich gleich immer an Dich denke, so will ich Johanni den ganzen — Tag — u. auch den Abend so an Dir denken als wenn Du da wärest. — Ich werde Deine Stimme hören: u. meinen Nahmen — Charlotte sanft dringend u. leise an Deiner Lippe belauschen —"

IV.

Jean Paul hatte den blüthenreichen Lenz nicht zu einem Aufenthalt auf dem Gute der Freundin, wie er im Januar noch vorgehabt, sondern zu einem Ausflug nach Gotha und Hildburghausen benützt. Er wurde überall, besonders an den Höfen, mit huldvoller Verehrung aufgenommen. Von Hildburghausen schreibt er an Otto:

29. Mai 1799.

„ — Hier fängt es an allmählig wichtig zu werden. Erstlich denke Dir, male Dir die himmlische Herzogin mit schönen kindlichen Augen — das ganze Gesicht vol Liebe u. Reiz u. Jugend — mit einer Nachtigallen-Stimme — u. einem Mutterherzen**) — dan denke Dir die noch schönere Schwester, die Fürstin von Solms, u. ebenso gut — u. die dritte Schwester, die Fürstin von Thurn u. Taxis (erlaße mir die Männer!) Mit der von Solms wolt' ich in einem Kohlenbergwerk hausen, dürft ich ihren Galan da vorstellen. Diese Wesen lieben u. lesen mich recht herzlich u. wollen nur, daß ich noch 8 Tage bleibe, um die erhaben schöne 4te Schwester, die Königin von Preußen***) zu sehen; Gott wird es aber verhüten. Ich bin auf Mittag u. Abends für immer gebeten. Der Herzog machte anfangs nicht viel fait von mir; aber jezt ist er mir recht gut, u. er merkte an, daß ich mir zu wenig Spargel genommen u. gab mir außer diesem noch die ersten Hirschkolben zu essen, die nicht sonderlich sind. Gestern hab' ich vor dem Hofe phantasirt auf dem Klavier. Du erschrikst; aber ich habe seit 1½ Jahren phantasiert vor Gleim, Weisse, Herder, vor der Herzogin Mutter — passimque. Undank wäre es von mir, wenn ich nicht die Liebe meiner Deutschen für den reichsten Lohn meiner Federfechtereien hielte.

Ich studiere an diesem Höfgen doch die Kurialien mehr ein für meine Biographien. Wenn alles aus den Vorzimmern in den Speisesaal zieht: so schreitet das kurze Kammerjunker- u. sonstige Volk (u. ich mithin mit) wie die Schule vor der Bahre voraus u. die fürstlichen gepaarten Personen schleifen nach. Wieland aber (das erzählt' er mir selber, immer mit Spas über seine Unwissenheit) gedachte anfangs höflich zu sein u. gieng nicht voran, sondern fügte sich zum Nachtrab u. kam so zugleich mit den Fürsten-Paaren an.

Uebrigens was ich mir durch den Hof an Gasthofs-Essen u. Trinken erspare, das trägt der Bader wieder fort, weil ich den verdammten Kin-Igel öfter scheeren lassen muß."

---

*) Frau v. Kalb war im Juni auf ihr Gut Kalbsrieth gereist.

**) An Oertel: „Ihr Kopf ist für mich so schön, daß ich immer darüber vergesse, daß ein Fürstenhut darauf sizt. Der Titan wird ihr u. ihren 3 Schwestern dediziert; sie gab mir die liebevollste Erlaubnis dazu."

***) Die Königin Louise.

Gegen Oertel äußert er sich ähnlich über den Aufenthalt in Hildburghausen:

„Ich fand da meine 3 schönsten Leserinen, die Herzogin u. s. w. u. ich solte die schönste Schwester erwarten, die Königin. Die Männer waren anfangs kalt, aber zulezt recht herzlich warm, so wie ich auch ohne Hofkünste den gothaischen Herzog gewonnen habe. Die Nachwelt wird es vielleicht durch die Weltgeschichte erfahren, daß mir der Herzog (von Hildb.) einen Kus gab u. auch Hirschkolben, welche leztere mir ganz neu.

Hier wollte mich die Königin in der Komödie sich vorstellen lassen, aber ich war nicht darin; am Morgen der Abreise verlangte sie es vom Herzog, aber der — vergas es. Ihrem weichen, schönen, zarten, edlen Bruder (Erbprinzen von Meklenburg-Strelitz) könte ich meine freundschaft geben; u. er mir seine auch. — Inzwischen hatten doch alle diese gekrönten Urtheile über mich den Erfolg, daß unsere Herzogin (von Weimar) mich; da ich vorgestern im Park vorüberschos, eigenhändig zurückrief u. viel mit mir sprach u. viel zu gnädig."

Solche allerhöchste Gunstbezeigungen berührten Jean Paul angenehm, aber nicht tief. Am 12. Juli 1799 schreibt er darüber an Otto:

„Ja ich bin oft eitel, aber frank und frei u. spielend, weil ich immer etwas in mir habe, was sich um keinen Beifal schiert. In meinem 10. Jahr erhob ich mich ohne Muster u. Nachahmer schon über Stand und Kleider u. war ein Republikaner im 18., u. finde noch jezt hier einen Muth und eine Denkart gegen Fürsten in mir, die ich bei den großen Männern hier eben nicht so finde*). Ueberhaupt stieg ich ja in die Nester der höheren Stände nur der Weiber wegen hinauf, die da wie bei den Raubvögeln größer sind als die Männchen."

Der gesellschaftliche Verkehr besonders in den kleinen Residenzen Deutschlands war damals ein anderer als jetzt; was wir die „gebildete Gesellschaft" nennen, bestand fast nur aus dem Adel (an diesen schlossen sich die Dichter und Gelehrten an), weil er hauptsächlich ihre Werke las und verstand. Um nun als vollgültig von den höheren Ständen angesehen zu werden, bedurfte man eines Ranges, eines Titels. Diesem Gefühl konnte sich auch der republikanisch gesinnte Jean Paul nicht entziehen. So schrieb er schon am 27. Januar 1799 an Otto:

„Dein Stolz kan nicht mehr dagegen einwenden als; meiner gegen einen Kommerzienraths Titel — u. doch kauf ich mir noch einen, wenn man mir keinen schenkt. Der Titel sol nicht meine Verdienste repraesentiren, sondern praesentiren."

Erklärlich wird uns dadurch seine wirkliche Freude über die Verleihung des Titels Legationsrath; er äußert sich gegen Otto am 22. August 1799:

„Das Wetterglas springt dem schönsten Wetter entgegen, und weist Du was ich geworden? Den 15ten d. bat mich die Geheimräthin Koppenfels zum Thee, überreichte mir ein Dekret vom Herzog von Hildburghausen, das mich zu nichts wenigerem erkläret

*) Am 13. Juli ebenfalls an Otto: „Du hast keine Vorstellung wie hier (in Weimar) um ein Ekgen Regenschirm vom Thronhimmel geschoben und gezankt und gestoßen wird; ich sehe im Regen der Gruppe zu und bleibe Philosoph."

als zu einem — Legazionsrath, was doch immer etwas ist. Das Diplom verlangt, daß ich „„von männiglich alle von diesem Karakter abhängende Praerogativen u. Personalfreiheiten genießen solle.““ Ich kenne noch keine einzige von diesen Personallizenzen u. habe noch wenig davon genossen; mache mich damit bekannt, damit ich darauf bestehen kan. Herder hatte die größte freude darüber“*).

Anders Ch. v. Kalb, die in dem Stadium der Abkühlung wohl mit einiger Bitterkeit gegen Jean Paul bemerkte:

„„Du Solst den Nahmen Deines Gottes nicht misbrauchen““ das heißt Du solst Dir keinen Titel geben lassen. Ich vergesse immer alles. Darum vergaß ich auch zu sagen wie sonderlich mir neulich das gespräch bei Herders vorkam. Was Sie manchmal für Einfälle haben. Jeder ausgezeignete Mensch raubt sich jeden Rang u. bekennt einen Unglauben — der sich einen Titel geben läßt — ein Titel ohne Amt — ist mir so wiederwärtig wie ein hölzernes Schaugericht. Ich mag nicht den Herrn Rath Richter bekomplimentiren es sey den daß Sie einmal für eine Pension von 1000 fl. aus Dankbarkeit sich einen Titel von einem Grosen ausbitten. Aber mir schwand, das Titel Rang Adel u. Prinzen nicht lange mehr genannt werden.“

Jean Paul hatte auf der Frühlingsreise in Hildburghausen ein Fräulein am Hofe, Caroline von Feuchtersleben, kennen gelernt, „das edelste weibliche Wesen, das er noch je gefunden.“ Zu ihr zog es ihn wieder im September, und über sie schreibt er am 7. October 1799 an Otto:

„Ich kenne sie jezt tiefer; noch in keiner weiblichen Seele fand ich diese hohe, strenge, unnachlassende, religiöse Moralität, die unerschütterlich und unbestechlich bis in die kleinsten Zweige treibt. Bei ihrer moralischen Zartheit fühlt man, daß man leider in Weimar lange gewesen. Sie würde, wenn ich mit ihr verbunden wäre, mein ganzes Wesen bis auf den kleinsten Flecken ausreinigen. Sie liefet nicht, wie Mädchen blos um ein sentimentalisches Manna auf der Zunge zerfließen zu lassen: sondern um auch zu lernen. Sie macht Verse; daher kan sie die Satire über die weiblichen Verse in J. P.'s Briefen, nicht vergessen, sie sei wahr, aber zu bitter.

Den ersten Tag kam ich in Hildburghausen an u. gieng unangemeldet zu ihr. Das Zimmer war leer; sie wurde aus dem Garten von der Magd geholt. Sie kam fast sprachlos und schrieb es dem — Laufen zu, welches glaublich genug ist. — — Zwei Tage darauf war ich bei ihrer Schwester, der verwittweten Frau von Bek, in Gesellschaft geladen. Im größeren Zimmer stand der geheizte Ofen, dan kam das, worin die Gesellschaft war; aber die Thüren waren offen für den Durchzug der Feuerung. Ich meines Orts begab mich oft ins größere, dunklere und Caroline kam nach. Hier giengen wir auf u. ab, u. häufig vor der hellen bevölkerten Oeffnung vorbei; aber immer seltener; blieben länger am Ofen — sie sagte mir ihr Herz und sank mit ihrem Kopf an meines und ich gab ihrem Auge den ersten Kus.“

Doch gleich in den nächsten Tagen trat das Schreckgespenst auf, das hauptsächlich ein halb Jahr später den ganzen Liebestraum vernichtete:

*) Der „Legationsrath“ zwang ihn auch zu einer Verfeinerung seiner äußeren Erscheinung. Er schrieb darüber an Otto unter demselben Datum in derb humoristischer Weise: „Ich bekomme so ein Stück des bürgerlichen Lebens nach dem andern auf den Leib. Vorgestern lies ich mir Moralitätshosen (Unterhosen) anmessen, weil ich bisher nicht klug werden konte, warum gerade meine Hosen so verdamt indezent aussahen, ich mochte es karten wie ich wolte, — niemand kan für Segen —, bis ich den Doctor (Herder) fragte, der ein Wort zu seiner Zeit fallen lies. U. eine Woche vorher hat' ich mich heftig gegen diese enge eitle Einhülsung erklärt. So wird der Mensch erzogen u. geplagt.“

der Widerſpruch der ariſtokratiſchen Verwandten. Zur Zeit der erſten und heimlichen Verlobung bekämpften er und ſie es mit Erfolg.

„Wenn man meine Liebe ſtört und martert, windet mein Inneres wie eine Schlange ſich auf und ſteht feſt; wenn man ſie erduldet und nährt, bin ich ohnmächtig u. folge (doch mehr in den Höfer Zeiten) — Widerſprüche ſind die weiblichen Reime in einem weiblichen Kopf. Ich ſagt ihrs. Aber dan bleiben wir ungeſchieden bei einander. Ich ſchweige über den Regenbogen und Morgenthau der lichten Stunden, die nun hinter einander zogen — u. über Ihr Hingeben u. Vertrauen u. Gehorſam. Der Grundton, aus dem ſie den ganzen Tag ſpielt, iſt — ewige Heiterkeit u. Scherz, die unerwartet in einem ſo weichen Herzen wohnen. Da ſie etwas zurückhaltendes gegen vornehme, u. etwas kurzabthuendes gegen gemeine Leute hat: ſo ſcheint ſie ſtolzer als ſie iſt. Die Gute ſagt immer, ſie ſei zu kühn, nämlich eine Hermine ſein zu wollen ſie iſt aber für den J. P. gut genug, geſchweige für den R. Fünf u. zwanzig Jahre wurde ſie am Sonabend, wo ich abreiſete. Auf ihren Muth, künftig durch alle adeliche Verhaue durchzudringen, kan ich bauen; die feine Mutter erräth gewis alles; u. da ſie ſchweigt, bejaht ſie."

An Oertel 27. December.

„Das edelſte weibliche Weſen, C. v. Feuchtersleben, mit dem ich meine vorigen Spiel-Kameradinnen der Liebe gar nicht vergleichen darf, wird im künftigen Jahre die Meinige, wenn die verneinenden Verwandten bejahen."

Nach Weimar im October zurückgekehrt wirft J. Paul in einem Brief an Otto (2. November 1799) einen kurzen Rückblick auf ſeine früheren Liebesverhältniſſe:

„Ich erſchrekе, wenn ich jezt zu den ausgebrauten Ehe-Kratern hinüberſehe, in die ich ſo oft zu fallen im Begrif war, wenn keine fremde Hand mich gehalten hätte. In Jena, in Leipzig, Eiſenach, Gotha (denn ich habe Dir nicht alles ſchreiben können) Hof u. ſ. w. u. ſ. w. hieng alles nur an einem Haar, ſo hieng ich ſelber im Haar als elender Schneusvogel. In ihr ſchlingen ſich ſo viele moraliſche Staubfäden u. Farben zuſammen, wovon Du keine einzige nehmen kanſt, ohne den Kunſtgärtner — mich — zu verderben.

Mir unerwartet, macht mich meine durch Caroline befriedigte Seele härter urtheilend über alle Weiber. — „„Jugendliche Wünſche"" gewiſſe hat freilich der Teufel geholt, aber ſchon vor 7 Jahren; andere leben mit mir fort bis ans Sargſeil hinan."

---

4. Febr. 1800.

„Mein Herz ſchmachtet nach meiner Caroline u. Gott hat uns beide für einander erzogen. Wie mußt' ich Irwege betreten ſo hart neben dem richtigen Weg! Die gute ſich ſelber nur nicht faſſende Charlotte hat viel zu verantworten u. doch hat ſie mehr auf meine Urtheile als Gefühle und Thaten gewirkt. Wie wollen wir (Caroline u. ich) unſere gegenſeitigen Unähnlichkeiten auswechſeln u. gerade dadurch ähnlich werden. Mit Charlotte bin ich außer Verhältnis; aber durch ihre Schuld. Meine Seele ſol nie eine Liebe über die höchſte vergeſſen. Ich kan ihr keine heißere und heiligere Freundin geben als meine Caroline."

Charlotte, welche Jean Paul während ſeiner Herbſtreiſe nach Hildburghauſen zum Beſuch auf ihrem in der Nähe gelegenen Gute vergebens erwartet hatte, gratulirt zur Verlobung, die ſie durch andere erfahren, in folgender höchſt eigenthümlichen, ja ſpöttiſchen Weiſe:

„Einen Brief waren Sie mir nicht Schuldig — aber nur die wenigen Worte, „„Ich kann nicht kommen, ich Reiſe jetzo wieder nach Weimar.““ Oder wie es im Evangelio ſtehet als die Gäſte nicht kommen wolten: „„Siehe ich habe ein Weib genommen darum kann ich nicht kommen u. ſ. w.““ — Damit hätten Sie alle Heilige im Himmel verſtanden. — U. ſo wären Sie wahr und höflich und glücklich zugleich geweſen. Ich hatte die Meynung ſchon aufgegeben Sie hier zu ſehen. Aber ich mußte ja den ſchriftlichen Worten Glauben mit denen Sie mir ſagen, „„Ich ſchreib Ihnen aus Hildburghauſen u. bitte Sie um Pferde.““ — Alſo blieb ich zu Hauſe u. ſchonte die Pferde. So vergingen einige Wochen. Endlich ſchicke ich einen Boothen nach Hildburghauſen, dieſer brachte die Nachricht zurück, daß Sie in einer Witterung die alle Straſen in Bäche verkehrt ihren abflug nach Weimar unternommen hätten; wie ſonderbar iſt es doch, daß man in derſelben Witterung wohl 30 ſtunden Reiſen kann, aber ohnmöglich wegen dieſer Witterung in einer Leichten Equipage 4 ſtunden bequem fahren. Das waſſer war wohl das Element nicht was Sie fürchteten!

Fräulein von Feuchtersleben wird als eine verſtändige angenehme Perſon geachtet. ich u. Herr von Kalb freuen uns Ihrer Verlobung!“ —

Die Zuſtimmung der vornehmen Verwandten erfolgte erſt Anfang Februar 1800. Es ſcheint aber weniger die bürgerliche Abkunft Jean Pauls das Hinderniß geweſen zu ſein, als die Sorge um die künftigen finanziellen Verhältniſſe. Das geht aus dem Briefe Jean Pauls an Otto vom 5. Februar 1800 hervor:

„Heute wurde mein Schickſal mit Caroline entſchieden. Sie geſtand im December ihrer Mutter das Verhältnis. Erneſtine (v. Bek, ihre Schweſter) meldete mir die Stürme; die Herzogin nahm die Leidende in Schuz. Das paßte nicht für meinen Karakter; Herder rieth mir, durch die Herzogin mir ein Kanonikat bei der Königin zu verſchaffen; das ſchlug ich noch mehr aus. Nun ſchrieb ich meine litterariſchen u. kameraliſtiſchen Verhältniſſe an die altdeutſche Erneſtine. Endlich erfolgte der Sieg. U. ſo hab ich mein Herz am Herzen, die Reine u. Feſte u. nichts trit mehr zwiſchen die Geiſter. Ach ich hätt' ihr alle Martern mit einem (früheren) Briefe meiner Verhältniſſe erſparen können, wenn ich Erlaubnis gehabt hätte, ihn zu ſchicken. Und dieſe Gute ſelber errieth nichts davon; u. gab ihre Zukunft faſt der vermutheten Armuth hin.“

Einige Monate ſpäter (1. April 1800) ſchildert er ſie an Jacobi mit folgenden Worten, aus welchen jedoch eine ſcharfe Ungleichheit der Charaktere hervorgeht:

„Sie hat einen ernſten ſtrengern Geiſt als meiner iſt, der oft das Steckenpferd des Sterniſchen iſt; deſto beſſer wird ſich Strenge u. Nachgiebigkeit ausgleichen. Bei der zarteſten Weichheit der Empfindung die kühnſte Feſtigkeit des Entſchluſſes u. allen Stolz der weiblichen Ehre. Gegen die Verwandten, die uns zertheilen wolten, kämpfte ſie, indem ſie ſich zum Doppelopfer der Liebe für jene u. mich machte, ſchonend, feſt u. ſiegend an. Ihr ſind alle künftigen Schickſale mit mir gleichgültig; ſie treibt jetzt eben ſo eifrig die Haushaltungskunde als ſonſt Botanik und Aſtronomie. Wie wil ich mit luſtigen Worten ihre überſtrömende Liebe, die Kraft, Wünſche unterzuordnen u. Leiden mit Lächeln zu bedecken, die äußere Heiterkeit dieſes von Jahre langen Schmerzen erzogenen Herzens malen! Ich werde mich neben Caroline heiligen.“

Das Leben in Weimar glitt in dieſen Wintermonaten fröhlich und ermunternd für Jean Paul dahin. Tagsüber vertiefte er ſich in die

schwierigsten Probleme fichtischer Philosophie*) und vollendete seine Clavis Fichtiana; Abends erholte er sich meistens in Herders Familienkreise mit der spielenden und liebenswürdigen Art, welche ihm eigenthümlich war und wie ein leichter Schleier sein tieferes Empfinden überdeckte. Er schreibt an Otto 14. März 1800.

„Mein Verlust, wenn ich von 'meinen Herders scheide, ist weder zu ersezen noch zu vergleichen. Ein solches Verstehen — eine solche Ergiebigkeit — eine solche Spashaftigkeit kann ich nicht mehr selber haben oder bei anderen finden! Ich habe endlich ein gewisses logisches Uebergewicht über den göttlichen Pegasus**) erfochten; nur mach ich zuviel Spas u. preise mich zu oft, was jezt er u. die andern auch für ihre Person anfangen. Uebrigens bin ich der alte Nar u. die Hauptquästion jeden Abend ist blos, sobald mein Geliebter um 10⅓ Uhr fort ist, wie der Liebende von den 2 Mädgen***) fortzutreiben sei. Wir haben einmal alle eine lange Disputierübung über das (mein) Küssen gehalten. Die wichtigste Eroberung, die ich seit Jahren gemacht, ist eben die Tochter, die mich sonst „„als einen zu gelehrten Hern"" vermied. Es ließe sich viel darüber sagen, d. h. denken, daß diese Schöne — das schönste Mädgen in Weimar — nebst meiner Cousine (jener Auguste) in voriger Woche abends in scherzender Mägdetracht mit mütterlichem und väterlichem Vorwissen) zu mir gekommen um mir ein Billet von der „Luise Herder" zu bringen. Ich hatt' es sogleich heraus aus den niedlichsten Augen und strafte auf der Stelle solche widerrechtliche Täuschungen des Publikums, so gut ich in der Eile konnte."

Am 25. März.

„Ein weicher Gott stieg an meinem Geburtstag in mein Herz herab. Ich feierte ihn des Frühlings wegen am 20.; den wahren weis ich nicht; in Leipzig feierte ich 2 hinter einander. Auguste schickte mir die erste Schöpfung ihrer stickenden Kunst — Karoline eine, selber Herdern entzückende, Stickerei — Luise u. die Herder einen Blumenstock u. Biscuit; u. um 11 Uhr kamen sie alle selber, himmlisch gekleidet. Ich weinte vor Freude und Liebe. Nachmittags schickte die Herzogin einen blühenden Rosenstock — für den Bedienten 1 Thlr. douceur. O Gott, wenn man immerfort lieben könnte u. dürfte u. recht innig, was brauchte man dann noch auf der Erde oder hinter der Erde? — Gute Caroline, ich sagte Dir die Zusammenkunft in Ilmenau aus guten Gründen ab: könntest Du es wissen, wie sich jezt auf einem andern Blatte meine Seele so unaussprechlich nach Deiner reinen, frommen, festen sehnt†). — Wie wil ich Dir sagen, Otto, wie ich sie achte! Nicht blos liebe; denn das ist viel leichter."

---

*) So schrieb er an Jacobi 3. März 1800: „Du solltest nur wissen, was täglich u. wie eilig; u. nicht etwa Welten, sondern Weltsysteme in Nebelflecken-Gestalten durch meine Seele brausen. Mich wundert nur, daß ich noch den gemeinen Menschenverstand habe."

**) Schon früher hatte J. Paul an Otto geschrieben, daß er „der sphragistischen Zufälle wegen" folgende Chiffern gebraucht:

Arche für Göthe
Taube für die Herzogin
H. Geist = = verwittwete
Pegasus = Herder
Nachtigal = die Gattin Herders
Osterlam = den Herzog.

***) Louise, die Tochter Herders, und Auguste, die 14jährige Tochter der Frau von Bek in Hildburghausen, welche in Pension bei Herders wohnte.

†) C. v. Herder warnte ihn dringend, das gewünschte Zusammentreffen in Ilmenau nicht abzulehnen: „Nach dem, wie ich die weibliche Natur kenne, wird u. muß es die

Am 2. Mai 1800 fand endlich doch die Begegnung zwiſchen Caroline von Feuchtersleben und Jean Paul in Ilmenau ſtatt; letzteren begleiteten Herder und ſeine Frau. So glückverheißend jenes Wiederſehen von Beiden*) erſtrebt worden, ſo ſchroff, jäh und zerreißend endete es der Verlobte ſelbſt. Die langwierigen, kleinlichen Verhandlungen mit den Verwandten hatten ihn, den nun hochberühmten Schriftſteller tief verletzt; zu dem kam, daß ihm bei näherem, wenn auch brieflichem Verkehr, einzelne Eigenſchaften Carolinens unſympathiſch berührten. Er ſchreibt an Otto:

„Lauter moraliſche kleine Ecken, Unähnlichkeiten (die aber das ganze Glück der Ehe nehmen) trieben mich anfangs in Ilmenau in mein altes trotziges Fieber" — — „In einem alten Brief an Dich gab ich Dir den Fingerzeig dieſer Zukunft. Ein gewiſſes Abſprechen, Unnachgiebigkeit u. eine parziale Liebe, die nicht zugleich eine kosmopolitiſche iſt, erduld ich ſchwer. Herder fand Caroline über alle meine Malereien u. faſt über alle Weiber, und betete ſie an, wie ſie ihn anbetete. Herder hielt mir eine (leere, unrechtmäßige, aber) liebende Predigt vor ihr, aber leider mit der Beredtſamkeit ſeiner rührenden Stimme, welche ſie in hyſteriſche Krämpfe ſtürzte, — aber er rieth u. fragte u. entſchied nicht (wenigſtens nicht vor mir). Die Herder hingegen zankte ſich, während Caroline in Zuckungen lag, mit mir mit Furienaugen. Ich wurde auch wild, aber nicht zu wild. Später nahm man zurück. Mein erſter Brief (nach dieſen räuberiſchen Griffen zwiſchen 2 entblößten Herzen) an Caroline ſtellte ihrem Entſcheiden alles heim, legte ihr aber das Nein am nächſten; mein zweiter ſagte das Nein.

Das Schickſal hat mich in meinen Herznerven gemishandelt — es ſchenkt mir alles über u. um das Herz, aber das Innerſte zerſchneidet es. — — Mein Geiſt flattert wieder poetiſch in weiten ätheriſchen Räumen, blickt aber doch neben der Wolke auf ein feſtes Steinrizen-Neſt herab, um im Schneegeſtöber des Lebens darein zu kriechen."

Einige Tage ſpäter ſchließt er einen kurzen Brief an Oertel mit den Worten:

„Der Ris iſt gethan u. auf einmal — aber alles iſt gut u. wir ſtehen, obwohl mit zerſchnittenem Bande, nebeneinander. Ich habe 2 fürchterliche Tage gehabt u. weiter nichts."

Freitag den 23. Mai 1800 reiſte Jean Paul nach Berlin; hier enthuſiaſtiſch von Männern und Frauen empfangen, blühten ihm neue Lebensfreuden auf, die im Frühjahr 1801 ihren Höhepunkt in der glücklichen Verheirathung mit Caroline, der Tochter des Obertribunalrath Mayer erreichten.

Caroline unſäglich ſchmerzen, der Aufſchub des Rendezvous in Ilmenau. Dieſe Reiſe, die Veränderung des Orts, Ihr Wiederſehen würde der Guten Geiſtige u. Körperliche Arznei ſeyn — glauben Sie mir das Lieber — Haben Sie indeſſen andere Plane, ſo muß ich wohl meine reifere Ueberlegung Ihrer nicht ſo reifen unterwerfen."

*) Denn er ſchreibt noch am 1. Mai an Oertel: „Morgen fahr ich mit den Herders nach Ilmenau, wohin uns Caroline, nach der Herder ſich ebenſo ſehnet wie ich, mit Auguſtens Mutter entgegenkommt. Möge Dein Mai ebenſo ſchön ausfallen."

Mirax.

Träume eines modernen Geisterſehers, erläutert durch Träume moderner Metaphyſik.

Von

Kurd Laßwitz.

— Gotha. —

Heino Mirax hatte eben in der Zeitſchrift „Myſterium", Organ für überſinnliche Weltanſchauung und Experimental-Metaphyſik, einen ſeiner tiefſinnigſten Artikel veröffentlicht: „Ueber die Anwendung der Entwickelungstheorie auf die künſtliche Züchtung der Weltſeele."

Man fand denſelben epochemachend überall, wo man überzeugt war, daß die moderne Wiſſenſchaft auf dem Holzwege ſei. Daß ſie ſich in der That auf dem Holzwege befindet und umkehren muß, ergiebt ſich für einen Kopf, der nicht durch gelehrte Studien gründlich verdorben iſt, äußerſt einfach. Es iſt nämlich ungemein ſchwer, den geſammten Gedankenvorrath richtig zu verdauen, welchen die Geiſtesarbeit von Generationen unter dem Namen der Wiſſenſchaft angehäuft hat. Der Menſch möchte doch aber gern etwas vom tiefſten Weſen der Welt verſtehen, ohne ein halbes Leben lang darüber zu ſtudiren. Da es nun nicht mehr möglich iſt, beim Zeitungsleſen nebenbei zur Wiſſenſchaft zu gelangen, ſo muß die Wiſſenſchaft zum Menſchen kommen, der ſo beſchränkt in ſeiner Zeit iſt; das heißt: ſie muß umkehren, ſie muß wieder einfach werden, ſo einfach, daß ein Jeder ſie verſteht, der nur hin und wieder einen Blick in ein Journal wirft.

Es iſt eines der gelehrten Vorurtheile, welche endlich ausgerottet werden müſſen, daß es ſchwierig ſei, eine Wiſſenſchaft zu reformiren. Man braucht dazu weiter nichts als einige Principien und eine Methode. Heino Mirax hatte Beides.

Als Principien nahm er irgend welche beliebigen Sätze aus dem täglichen Leben, aus dem Sprichwörter- oder Märchenschatze der Völker oder aus einer der umzukehrenden Wissenschaften, vorausgesetzt nur, daß sie Niemand bezweifeln konnte. So z. B.: „Man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist", oder: „Ein Tischlein-deck'-dich wäre eine schöne Sache", oder auch den ziemlich feststehenden Satz: „Die lebenden Wesen sind in einem allmählichen Vervollkommnungsprocesse begriffen."

Seine Methode bestand darin, daß er diese Sätze auf ein beliebiges fremdes Gebiet anwandte, nur mit der Vorsicht, daß man auf keine Art nachweisen konnte, ob sie dort auch anwendbar wären. Darin lag eben das Neue, wodurch er die schwierigsten Räthsel des Daseins mit Leichtigkeit löste. So bewies er z. B., daß es auf der Sonne Bewohner gäbe, welche sich von Meteorsteinen nährten. Denn da man das Eisen schmieden muß, so lange es heiß ist, da aber die Spektralanalyse nachweist, daß es auf der Sonne glühende Eisendämpfe giebt, so muß es auch Wesen auf der Sonne geben, welche das Eisen schmieden; und da ein „Tischlein-deck'-dich" eine hübsche Sache ist, so steht zu vermuthen, daß jene Wesen auch gern vom Himmel gefallene Speisen haben möchten. Nun fallen aber die Meteorsteine vom Himmel und bestehen aus Eisen — folglich sind sie die Lieblingsspeise der Sonnenbewohner. Da endlich wir Menschen noch nicht Eisen verdauen können, die lebenden Wesen jedoch in einer Fortentwickelung begriffen sind, und endlich die Soune älter ist als die Erde, so folgt daraus: 1) Die Sonnenbewohner sind höher organisirte Wesen als die Menschen; 2) Die Menschen werden später dazu konnnen, Eisen zu verdauen; 3) in einer — allerdings noch weit entfernten — Zukunft wird man zum Nachtisch den Gästen Granaten in den Mund schießen. Es muß freilich hinzugefügt werden, daß die letzte Folgerung nicht von allen Anhängern des Heino Mirar zugegeben wurde, und daß sie auch in der That nicht ganz unbedenklich ist; die Neu-Mirarianer, welche dieselbe leugnen, haben vielleicht Recht. Aber auf Grund der beiden ersten Sätze hatte sich Mirar eine zuverlässige Schule geschaffen, welche Alle umfaßte, die das Bedürfniß hatten, etwas bisher gänzlich Unbekanntes durch eine unbefangenere Logik zu erfahren. Sie erklärten Heino Mirar für einen der tiefsinnigsten und zugleich klarsten Denker aller Zeiten. Er auch.

Aber Mirar führte nicht nur die Naturforschung neue Wege, er brachte auch die Philosophie in erstaunlichen Schwung. Es ist unleugbar, daß ein Faß Wein nicht ausläuft, wenn man nur ein einziges kleines Loch hineinbohrt; daß dagegen der ganze Inhalt ausströmt, wenn nan dem Fasse den Boden ausschlägt. Auch muß zugegeben werden, daß das Gedächtniß gewissermaßen das Gefäß ist, welches das Gesammtwissen der Menschheit zusammenhält. Mirar berief sich in dieser Hinsicht auf Kant und Goethe, und man weiß, daß Mirar ein Kenner dieser nicht unbedeutenden Schriftsteller ist. Das lächerliche Geschrei einiger Professoren, daß sich ein solcher

Ausspruch weder bei Kant noch bei Goethe finde, noch auch nach der ganzen Eigenart dieser Geister bei ihnen sich finden könne, ist als lediglich dem Brotneid entstammend kurzer Hand zurückzuweisen. Man darf zuversichtlich erwarten, daß kein Miraxianer die Schriften jener Männer selbst nachlesen wird. Mit Hülfe der beiden obigen Principien schloß Mirax, daß, wenn man nur in das Gedächtniß der Menschheit ein genügend großes Loch schlagen könne, sofort der gesammte Wissensinhalt auslaufen würde. Man könnte denselben alsdann auffangen und auf Flaschen ziehen. Darauf wollte er seine neue Pädagogik gründen und so die Erziehung der Menschheit endlich in Ordnung bringen. Die Zeitschrift „Mysterium" veröffentlichte eine Reihe von Artikeln, worin mit Repliken und Dupliken heftig gekämpft wurde, welche Gestalt die anzuwendenden Geistflaschen haben sollten; es ist bedauerlich, daß darüber Streit entstehen konnte, da die altdeutsche Form des „Nürnberger Trichters" zweifellos die einzige ist, welche der nationalen Würde entspricht. Hoffentlich nimmt der Staat bald die Sache in die Hand.

Nicht zufrieden mit seinen bisherigen Erfolgen gedachte Heino Mirax nunmehr die Weltentwickelung überhaupt in beschleunigtere Gangart zu versetzen. Längst hatte er erkannt, daß die Schwäche der modernen Naturwissenschaft in ihrer Beschränkung auf die Gesetze der stofflichen Welt bestehe. Mit dem Ausmessen und Berechnen der Sternenbahnen, der Erforschung von Land und Meer, dem Abwägen von Kohlenstoff und Sauerstoff, mit der Beobachtung der Nervenprocesse, der Zellenbildung, der organischen Fortpflanzung — mit alledem flickt man ja doch nur an dem äußeren Gewande der Natur herum. Man mag dadurch die materielle Welt beherrschen, aber man lenkt sie nur künstlich wie ein Pferd am Zügel, nicht durch die Anfeuerung des inneren Triebes. Mirax ging tiefer; er beschloß, die Weltseele selbst zu züchten.

Es ist einleuchtend, daß die gesammte Natur ebensogut wie der Mensch ein inneres Bewußtsein, ein Gefühl ihrer selbst besitzt. Die alten Griechen bis Plato waren darüber nicht im Zweifel gewesen; erst die moderne Wissenschaft seit Descartes und Galilei hatte es vergessen. Nicht so Mirax; er griff der Natur in den Busen, von innen heraus wollte er sie fördern. Man sage nicht, daß eben der Körper das Einzige sei, wodurch der Geist zugänglich und anderen vermittelt werde. Die Experimente über den körperlosen Verkehr der Geister haben diese Ansicht widerlegt; das Hellsehen und der Spiritismus bilden von nun ab die Mittel, der Natur nicht mehr auf den Leib, sondern direct auf die Seele zu rücken. „Der Darwinismus muß spirituell werden!" Mirax sprach das große Wort gelassen aus. Noch mehr! Die Weltseele muß künstlich gezüchtet werden! Nicht mehr die Naturkräfte — Licht und Wärme — und die Naturerscheinungen — Sternenhimmel, Atmosphäre, Erdrinde — dürfen das Object der Wissenschaft bilden, sondern die Naturseelen, die Geister, welche die Innenseite

dieſer Kräfte und Erſcheinungen repräſentiren. Unmittelbar auf die Elementargeiſter ſollte man wirken, in ihnen den Trieb nach Vervollkommnung wecken, und durch künſtliche Ausleſe, Zuchtwahl und Vererbung — denn warum ſollen nicht auch die Geiſter ſich fortpflanzen? — ſie zu einer gedeihlicheren Entfaltung ihrer Kräfte bringen. Man braucht dann nicht mehr die Geſetze der Elektricität mühſam zu ſtudiren; man ruft den Geiſt derſelben — nennen wir ihn Elektra — und veranlaßt ihn, uns ohne Draht und Batterie zu dienen. Schon Fauſt hatte etwas Aehnliches gewollt, als er ſeine Geiſter beſchwor; aber in jenem dunklen Zeitalter fehlten ihm noch die Mittel zur richtigen Durchführung, und deshalb hätte Goethe auch beſſer gethan, den Fauſt nicht zu ſchreiben. Mirar wußte die Sache methodiſcher aufzufaſſen. Das Darwin'ſche Grundgeſetz von der fortſchreitenden Entwickelung der Organismen ſteht feſt. Beruht nun dieſe Entwickelung auf dem mechaniſchen Einfluſſe der Naturkräfte? Da hat Häckel offenbar vorbeigeſchoſſen; das Bewußtſein ſelbſt iſt es, welches zu entfalten iſt! Mirar wandte das Entwickelungsgeſetz auf die Elementarſeelen an. Der Erdball hat eine Seele. Sie befindet ſich noch in einem unvollkommenen Zuſtande des Bewußtſeins. Wenn es nun gelänge, die Erdſeele zu erziehen, zu entwickeln von innen heraus, welche Fülle von irdiſchem Fortſchritt müßte ſich ergeben! Was nützt das Herumgraben und Analyſiren in der gravitirenden Maſſe, die man Materie nennt! Das Urſprüngliche iſt der *pſychiſche* Zuſtand, das Bewußtſein, und dieſe Erde iſt nur eine niedere Form, eine untergeordnete Seinsart des Geiſtes. Mirar zog die Conſequenz der neueſten Entdeckungen, indem er Spiritismus und Darwinismus zum metaphyſiſchen Monismus oder ſogenannten *Myſtotranscendentalismus* verband. Wir Menſchen ſind die höchſte Stufe der Weſensreihe, weil wir es bis zur Entwickelung des *Selbſtbewußtſeins* gebracht haben, zum Unterſchiede von Ich und Welt, der wir gegenüberſtehen. Jene niederen Geiſter, wie z. B. der Erdgeiſt, den die Geologen Erdrinde oder Lithoſphäros nennen, ſind noch nicht ſo weit. Sie haben ebenfalls Bewußtſein, aber ſie ſind bloßes Subject; ſie erleben Alles nur als wechſelnde Zuſtände, ohne zu wiſſen, daß ſie ſelbſt es erleben, daß ſie etwas *ſind* und etwas *vermögen*. Wenn der Erdrindengeiſt z. B. es dazu brächte, Selbſtbewußtſein zu erlangen, ſo würde er dem Menſchen ebenbürtig, ja durch die Größe und Mannigfaltigkeit ſeines Körperbaues — der Erdrinde — ihm vielleicht überlegen ſein. Und wenn auch die Menſchheit darüber zu Grunde ginge, ihr Weſen ſelbſt, die höhere Stufe des geiſtigen Seins, würde als Idee in dem zum Selbſtbewußtſein gekommenen Erdgeiſte fortleben; er würde den Weltproceß weiter denken, wo die Menſchheit ihn abgebrochen hat.

Das ungefähr war der Gedankengang, welchen Heino Mirar in ſeinem Artikel „Ueber die Anwendung der Entwickelungstheorie auf die künſtliche Züchtung der Weltſeele" durchgeführt hatte. Jetzt kam es nur noch darauf

an, einen Elementargeist, also etwa den Geist der Erdrinde, zu veranlassen, daß er sich selbst über seine vielversprechende Zukunft aufkläre. Hätte er erst einmal eingesehen, daß ihm bloß das Selbstbewußtsein fehle, um in die höhere, ja die höchste Stufe des Geisterreichs einzurücken, so würde er sicher alles daran setzen, um zum Selbstbewußtsein zu gelangen. Welcher Erfolg, wenn Mirax diese künstliche Züchtung einer Seele der Natur zu Stande brächte!

Sollte es nicht genügen, daß der Erdgeist Gelegenheit bekäme die Abhandlung unseres Denkers zu lesen? Daß er ein niederer Geist ist, der vielleicht gar nicht lesen kann, macht dabei nichts aus. Denn die Elementargeister sind, wie Mirax zweifellos festgestellt hat, nicht niedere Geister in dem Sinne, wie z. B. die Hunde es sind, welche im Allgemeinen das Lesen nie lernen; sondern niedere Geister sind sie nur im mystotranscendentalen, nicht im organischen Sinne, sie sind ganz menschlicher Art, wie die Spirits, nur daß sie eben kein Selbstbewußtsein besitzen. Das ist gerade das Feine am Miraxianismus, daß er den bisher nur bekannten organischen durch den mystotranscendentalen Unterschied ersetzt hat, und wer das nicht versteht, der ist nicht werth, daß die Wissenschaft um seinetwillen umkehre.

Um sich seiner Sache zu vergewissern, ließ Mirax noch den Geist des großen Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim citiren, der sogleich erschien und ihm eröffnete, daß in der That der Erdrindengeist Lithosphäros ein Freund guter Lectüre sei. Die Einwirkung durch die Presse sei nicht nur für die politische Volksbildung, sondern auch für die mystotranscendental-entwickelungstheoretische Erziehung der Elementargeister der passendste und wirksamste Weg. Darum habe er auch seiner Zeit deutsch geschrieben. Aber die Adresse des Erdgeistes wußte er ihm nicht anzugeben. Das Sicherste sei, wenn Mirax mehrere Separatabzüge seiner Abhandlung in die tiefsten Bohrlöcher der Erdoberfläche hinabwerfen lasse. Heino Mirax fand zwar dieses Mittel etwas materialistisch; aber da es ein Experiment an werthlosen Objecten war, so konnte er es ja einmal probiren.

* * *

Der Erdgeist stand gerade in seinem Casino auf der Kegelbahn und hatte soeben eine Kugel geschoben, daß sämmtliche Porzellantassen in Mitteleuropa klapperten und die Geologen nach ihren Seismographen liefen, um zu sehen, ob es auch wirklich gebebt habe. Es waren da bei ihm noch einige außer Dienst gestellte Elementargeister, nämlich die pensionirten griechischen Götter Poseidon und Hephästos, welche aus Aerger über ihre Verbannung von den Menschen jetzt dem Erdgeist im Casino das Bier abgewannen; ferner ein abgestorbener Geisir aus Island und ein alter ausrangirter Gletscher, der mit der Zeit nicht mehr fortkommen konnte und deswegen zurückgegangen war. Diese Herren bildeten das Kegelkränzchen des Erdrindencasinos, und es war recht gemüthlich dort; denn sie sprachen

alle nicht viel. Die Götter ſchwiegen, weil ſie kein Deutſch verſtanden und die andern nicht griechiſch. Der Geiſir war heiſer, denn ſeine Luftröhre ſaß ihm voll Kieſelſinter; und der Gletſcher hatte Schmerzen in ſeiner Stirnmoräne, woraus durch Mißverſtändniß des Geologiſchen der Name Migräne entſtanden iſt. Der Erdgeiſt ſagte auch nichts, weil ihm nichts einfiel; aber er bezahlte, ſo oft er verlor, und das war die Hauptſache.

Als ſich der Erdgeiſt aus ſeiner Keglerſtellung wieder aufrichtete, ſtieß er mit dem Kopfe an eine ſtählerne Röhre, die inzwiſchen aus der Decke hervorgedrungen war.

„Potz Glimmer!“ ſchrie er, indem er die Spitze des Hohlbohrers abbrach. „Was ſich nur da oben für ein Geſindel breit macht, das Einem aller Ecken und Enden die Haut durchſticht!“

„Das iſt vielleicht ſo ein Kabel,“ ſagte der Gletſcher, „wie ſie es dem Vetter Meergreis um den Leib gelegt haben. Es ſoll gut gegen Rheumatismus ſein.“

„Der Meergreis iſt ein Eſel,“ murmelte Poſeidon. Aber weil er auf griechiſch murmelte, ſo meinten die Andern, es wäre etwas ſehr Schönes und gaben ihm ganz Recht.

„Ich bin mit einem Seehund befreundet,“ krächzte der Geiſir; „der iſt dort oben wohl bewandert; man ſagt ſogar, er ſei ein Organismus, und als ſolcher —“

„Was iſt denn das, ein Organismus?“ fragte der Erdgeiſt.

„Das weiß ich nicht genau, aber jedenfalls etwas ſehr Vornehmes; denn er hat Verkehr mit den Zweibeinern, welche Sie in die Haut geſtochen haben.“

„Wenn das iſt,“ ſagte der Erdgeiſt, und ſah den Geiſir wegen ſeiner hohen Bekanntſchaft mit Intereſſe an, „ſo fragen Sie ihn nur einmal, was ſich gegen das Krabbeln und Stechen in meine Rinde thun läßt.“

Dabei betrachtete er das abgebrochne Stück des Bohrers näher und bemerkte ein Papier in der Höhlung. Er zog es hervor und entfaltete die Abhandlung von Heino Mirax mit der Widmung: „Herrn Erdrindengeiſt Lithoſphäros hochachtungsvoll der Verfaſſer.“ Das gefiel ihm, und er ſetzte ſich ſogleich auf ſein Sopha, zündete ein Petroleumlager an und las, während die Andern weiterkegelten.

Mirax hatte die ſchöne Eigenſchaft ſo zu ſchreiben, daß ſich jeder bei der Lectüre ſeiner Aufſätze etwas dachte, und zwar allemal das, was ihm gerade in ſein Behagen paßte; das war eben die neue Methode der reformirten Wiſſenſchaft und ihr verdankte er ſeine Beliebtheit. So dachte ſich auch der Erdgeiſt das Seine und ſchmunzelte. Er las die Abhandlung zu Ende, legte ſie dann unter ſeine Steinkohlenpreſſe und ſagte:

„Selbſtbewußtſein alſo iſt's, was mir fehlt! Es iſt mir nur lieb, daß ich das weiß; es war mir ſchon immer klar, daß ich noch zu etwas Höherem beſtimmt ſei. Ich brauche mir alſo nur das Selbſtbewußtſein zu verſchaffen. Wenn ich nur auch das noch wüßte, was das Selbſt-

bewußtſein iſt und wie man's bekommt! Meine Herren, weiß keiner von Ihnen, was das Selbſtbewußtſein iſt?"

„Wenn Sie mir nicht ſagen können, wie das auf Griechiſch heißt, ſo kann ich Ihnen nicht helfen," meinte Poſeidon.

„Wenn mir nur meine Stirnmoräne nicht ſo weh thäte," rief der Gletſcher, „dann würde ich's gewiß wiſſen."

„Ich bin mit einem Seehunde befreundet," grunzte der Geiſir, „der iſt ſogar ein Organismus —"

„Das iſt wahr," ſchrie der Erdgeiſt erfreut, „kommen Sie mit, wir wollen Ihren Seehund fragen. So ein Organismus muß das doch wiſſen."

„Und er hat auch Verkehr mit den Zweibeinern," ſetzte der Geiſir hinzu.

Sie kamen zu dem Seehund; der hatte ſich gerade gewaſchen, lag auf einer Eisſcholle und philoſophirte, d. h. die ganze Welt kam ihm als angenehme pſychiſche Thatſache vor.

„Das iſt hier der Herr Lithoſphäros, Geiſt der Erdrinde," ſtellte der Geiſir vor. „Sie würden, lieber Freund, mich ſehr verbinden, wenn Sie ihm ſagen wollten, was Selbſtbewußtſein iſt. Da Sie doch ein Organismus ſind —"

„Was, Organismus?" unterbrach ihn der Seehund unwillig. „Ich bin ſogar ein Wirbelthier, und ich würde, wenn nicht die klimatiſchen Verhältniſſe ſo ungünſtig wären, ohne Zweifel ſchon längſt zur Menſchenwürde avancirt ſein. Ich habe, wie Sie wiſſen, Umgang mit —"

„Entſchuldigen Sie vielmals," ſprach der Erdgeiſt, „wir wiſſen wohl, daß Sie mit Zweibeinern verkehren. Sie können mir daher gewiß ſagen, was Selbſtbewußtſein iſt und wie man es bekommen kann; Sie haben es vielleicht ſogar ſelbſt?"

„Selbſtbewußtſein? Man iſt ſich nicht ganz klar darüber, ob ich es habe; ſollte ich es aber haben, ſo würde ich es Ihnen gern zur Verfügung ſtellen, falls Sie nicht etwa mein Fell damit meinen. Fragen Sie indeß doch meinen Freund, den Eskimo."

„Der Herr Seehund meint den Menſchen," erklärte der Geiſir. „Aber warum wollen Sie ihn nicht ſelbſt fragen?"

„Ja, ſehen Sie, unſer Verkehr — nun natürlich, wir verkehren mit einander, das verſteht ſich von ſelbſt — aber, der Verkehr iſt etwas einſeitig, wir verſtehen uns nicht immer. Natürlich nur eine kleine Verſchnupfung, bei dieſem Klima erklärlich."

„Und worin beſteht Ihr Verkehr, wenn ich fragen darf?"

„Er ſticht nach mir mit ſeinem Spieße, und meine Familie liefert ihm dafür den Thran. Grüßen Sie ihn nur von mir."

Damit ſchlüpfte der Seehund in's Waſſer.

Der Erdgeiſt begab ſich nun zum Eskimo, und der Geiſir fragte dieſen, was Selbſtbewußtſein wäre. Der Eskimo meinte, davon wüßte er nichts. Aber der Geiſir ſetzte ihm auseinander, daß er es ganz beſtimmt beſäße, denn er ſei ja ein Menſch; und das Selbſtbewußtſein ſei eben das, was den Menſchen auszeichne, und es ſei das Beſte an ihm.

Da lachte der Eskimo und meinte, das hätte er ihm nur gleich ſagen ſollen; wenn es das Beſte an ihm ſei, ſo wolle er es ihm gern zeigen; er meine jedenfalls ſeinen Thranvorrath. Aber geben könne er ihm nichts davon. Wenn er indeſſen ſeine Frau mitnehmen wolle, ſo könnten ſie ſich eher einigen.

Der Erdgeiſt ſah ein, daß er hier nicht an den Rechten gekommen war, und beſchloß, die Menſchen aufzuſuchen, welche Bohrlöcher machen und Abhandlungen ſchreiben. Er reiſte alſo nach Süden. Der Geiſir jedoch blieb zurück; er erklärte, es werde ihm dort zu warm, und außerdem würde ihm ſein Freund, der Seehund, das übel nehmen.

Kaum war der Erdgeiſt nach Deutſchland gekommen, als er alle Leute, die ihm begegneten, fragte, was Selbſtbewußtſein ſei und wie man es bekomme. Sie ſchüttelten aber den Kopf und verſtanden nicht, was er meinte. Endlich ſagte ihm Einer:

„Selbſtbewußtſein? Das iſt nämlich, wenn man ſich was einbildet. So was können Sie bei uns überall finden. Gehen Sie man ruhig nach Berlin, das kenn' ich, weil ich dort gedient habe, und fragen Sie da, wo die eingebildetſten Leute ſind."

Sofort reiſte der Erdgeiſt nach Berlin und fragte den Portier in ſeinem Hotel, wo die eingebildetſten Leute ſeien.

Der Portier konnte ſich natürlich nicht denken, daß Jemand die eingebildetſten Leute ſuche; er glaubte ſich verhört zu haben, jedenfalls ſei er nach den feingebildetſten Leuten gefragt worden. Daher ſagte er:

„Die feingebildetſten Leute, mein Herr, ſind die Herren Oberkellner der großen Hotels. Sie ſprechen ſämmtliche Sprachen, machen die feinſten Verbeugungen und haben die neueſten Fräcke. Die gebildetſten Leute ſind nächſtdem die Herren Redacteure und Journaliſten. Sie wiſſen Alles und müſſen auch Alles wiſſen, und wenn ſie etwas nicht wiſſen, ſo brauchen ſie ſich bloß hinzuſetzen um darüber zu ſchreiben, alsdann weiß es jedenfalls bald das Publikum. Recht gebildete Leute findet man übrigens auch zuweilen unter den Herrn Geheimräthen, Profeſſoren, Commerzienräthen und geborenen Baronen."

Der Erdgeiſt ſtaunte über dieſe ungeheure Menge von Leuten, welche, wie er meinte, ſich über den Begriff des Selbſtbewußtſeins klar ſeien. Sein Reſpect vor dem Menſchengeſchlechte ſtieg, ſeine Begierde nach dem Selbſtbewußtſein wurde noch heftiger. Er ging zunächſt zu dem Oberkellner und fragte ihn, was Selbſtbewußtſein ſei.

Der Oberkellner sah ihn von oben bis unten an, und da er ihm etwas schäbig vorkam, so näselte er:

„Selbstbewußtsein ist, wenn man nicht unter fünf Mark Trinkgeld nimmt."

„Können Sie mir nicht etwas davon ablassen?" fragte der Erdgeist.

„Nun, weil Sie es sind," sagte der Oberkellner, „so will ich ausnahmsweise auch vier Mark annehmen."

Da aber der Erdgeist keine Miene machte in die Tasche zu greifen, so begleitete ihn der Oberkellner an die Thür.

Der Erdgeist ging auf das nächste Redactionsbureau. Der Redacteur für das Feuilleton schwitzte gerade über seiner Sonntagsplauderei. Als er die seltsame Erscheinung des Erdgeistes sah, hoffte er auf einen interessanten Stoff und empfing ihn sehr höflich.

Gleich bei der stereotypen Frage des Erdgeistes erkannte der Redacteur, daß er es mit einem Original zu thun habe, glaubte aber, der Erdgeist wolle ihm einen Artikel anbieten. Er sagte daher:

„Selbstbewußtsein, mein Herr, ist ein philosophischer Begriff. Man hat darüber verschiedene Theorien, welche Sie im Conversationslexikon angedeutet finden. Sie müssen wissen, daß ich mich außerordentlich für Philosophie interessire, ich beschäftige mich selbst damit in meinen Mußestunden. Aber schreiben Sie um Himmelswillen nicht darüber! Ich zwar, für meine Person, würde Ihren Artikel mit Vergnügen lesen. Jedoch das Publikum! Ich bitte Sie, wie können wir unserem Publikum so etwas bieten! Die Zeitung verlöre sämmtliche Abonnenten. Nur nichts Philosophisches! Das Publikum mag davon nichts wissen. Nur nichts, was ernste, Aufmerksamkeit erfordert! Höchstens noch ein paar Gespenstergeschichten wie sie Mirax erzählt; aber mit ein paar Scataufgaben wäre mir besser gedient."

Da der Erdgeist sah, daß er auch hier nicht zu seinem Ziele komme, so verabschiedete er sich und beschloß, sich nunmehr an die Herrn Geheimräthe zu wenden. Aber wie viele er auch fragte, über das Selbstbewußtsein konnte er keine Auskunft erlangen.

Ein Geheimer Medicinalrath hörte ihn aufmerksam an, befühlte seinen Kopf, sah ihm in die Augen und ließ sich die Zunge herausstrecken. Dann sagte er:

„Das Selbstbewußtsein beruht vermuthlich auf der Thätigkeit der Großhirnrinde. Es scheint, daß Sie kein normal entwickeltes Großhirn besitzen. Wenn es Ihnen gelänge, durch sorgfältige Kopfmassage die Hirnthätigkeit zu stärken, so wäre es möglich, daß Ihre geistige Organisation sich vervollkommnete. Auf jeden Fall sind Sie von meinen Kollegen falsch behandelt worden; sie verstehen sämmtlich nichts. Im Uebrigen rathe ich Ihnen zu dem von mir empfohlenen Kraftleguminosen-Extract. Mit den philosophischen Begriffen aber quälen Sie sich nicht weiter ab; das ist alles dummes Zeug. Was uns nicht in den Organen wächst, das kann

uns auch nichts helfen. Die Consultation kostet fünfzig Mark, die mein Diener in Empfang nimmt. Adieu!"

Endlich trat er in das Comptoir eines Commerzienrathes. Das war ein leutseliger Herr, der ihn zum Frühstück einlud, als er merkte, daß er ihn nicht anpumpen wolle. Als sie ein paar Gläschen Wein getrunken hatten, klopfte er ihm auf die Schulter und sagte:

„Lieber Herr, sehen Sie, ich bin ein Mann von allgemeinen Interessen, ein Mann, der ein Herz hat für sein Volk und sein Vaterland, und ich bin ein praktischer Mann. Man weiß das, und man wendet sich an mich. Ich gebe immer, wo es heißt, für Kunst und Wissenschaft etwas zu thun. Entriren Sie ein wissenschaftliches Unternehmen, das Geld kostet, es soll an mir nicht fehlen. Veranstalten Sie eine Polarexpedition, eine Tiefbohrung, einen Explosivstoffversuch — aber mit Selbstbewußtsein und Bewußtsein und dem philosophischen Zeug bleiben Sie mir vom Leibe! Ich habe noch nie gehört, daß man für die Philosophie Geld verlangt oder ausgegeben hätte, folglich kann sie auch nichts werth sein. Ich versichere Sie — und Sie können mir das glauben, weil ich mitten im Leben stehe und die Welt kenne —: kein Mensch mag heutzutage von Philosophie etwas wissen."

„Aber ich habe doch gelesen," bemerkte der Erdgeist schüchtern, der durch seinen Umgang mit Menschen schon einigermaßen gebildet worden war und sich jetzt an einige Sätze aus der Abhandlung von Mirax erinnerte, „das eigentliche Wesen der Welt ist der Geist, und wer sich auf eine höhere Stufe des Geistes erheben könnte, der würde dadurch den Weltproceß selbst wesentlich fördern."

„Ob Sie den Weltproceß damit fördern," erwiderte der Commerzienrath, „das verstehe ich nicht; aber ich rathe Ihnen, fördern Sie lieber Steinkohlen oder Strontianit, das wird Sie selbst mehr fördern. Ich habe da einen Neffen, der hat Philosophie studirt und schreibt den ganzen Tag, aber ich glaube nicht, daß ihm Jemand etwas für seine Bücher giebt."

„Ein Philosoph, der Bücher schreibt?" rief der Erdgeist in der frohen Erwartung, endlich sein Ziel gefunden zu haben. „Das ist vielleicht Heino Mirax?"

„O! Mirax? Der berühmte Mirax? Ja, wenn er der wäre! Der versteht es! Sehen Sie, der Mann macht Geld, der schreibt in alle unsere großen Revüen, und seine Bücher haben viele Auflagen. Das lasse ich mir gefallen! Aber mein Neffe meint, das sei überhaupt keine Philosophie, sondern Schwindel! Nun, sehen Sie, im Vertrauen gesagt, ich kann das nicht beurtheilen. Ich lese Mirax, weil es Mode ist, und man kann sich etwas dabei denken. Es kitzelt uns. Der Mann enthüllt die tiefsten Geheimnisse der Welt, wie unser Einer sein Pult aufschließt; es macht ihm gar keine Mühe. Was geht es mich an, ob er dabei flunkert? Das ist nicht mein Fach; wenn er eine Anleihe aufnehmen will, werde ich ihn mir

näher anſehen. Aber ſeine Bücher leſe ich wie einen Roman; da freut es unſer Einen, wenn man ſo ſchön ſieht, wie ſich der Geiſt entwickelt und wie der Menſch ſpäter ausſehen und ſpeiſen wird, und wie es unſerer verſtorbenen Urgroßmutter geht."

„So ſehen Sie doch, daß das Publikum an der Philoſophie Antheil nimmt."

„Ja, wenn Sie es ſo meinen — aber es iſt doch eigentlich nur des Spaßes halber; ich glaube nicht, daß ſich einer im Ernſte darauf verläßt. Man macht es eben mit, bis wieder einmal ein anderer kommt. Und dann, wie geſagt, mein Neffe hält nichts davon, und ich dachte, Sie meinten mit Philoſophie das, was dieſer treibt. Und das, ſo viel kann ich Sie verſichern, das verſteht Einer nicht ſo leicht. Aber wenn Sie es einmal verſuchen wollen — dort drüben wohnt er."

Der Erdgeiſt ging zu dem Philoſophen. Auf dem Wege dachte er, daß es doch eine bedenkliche Geſchichte ſein müſſe mit dem Selbſtbewußtſein, wenn die Menſchen ſich ſo wenig darum kümmerten und nichts damit anzufangen wüßten. Und die Philoſophie! Die eine Art wurde nicht reſpectirt, weil ſie bloß zur Befriedigung der Neugier dient, und die andere Art mochte überhaupt niemand näher anſehen. Sollte er nicht lieber ohne Selbſtbewußtſein bleiben? Aber nun wollte er doch wenigſtens noch einen Verſuch machen.

Er war ungeduldig und ärgerlich geworden, und als er bei dem Philoſophen eintrat, donnerte er ein wenig mit der Thür und rief ihn in ſeiner Erdgeiſtmanier an:

„Wie gelange ich zum Selbſtbewußtſein?"

Der Philoſoph ſah ihn bedächtig an und ſagte: „Wollen Sie nicht erſt eine Cigarre nehmen? Bitte, hier. Und nun, womit kann ich dienen?"

„Ich bin der Erdgeiſt Lithoſphäros," ſprach der Geiſt etwas beſänftigter, „und möchte wiſſen, was das Selbſtbewußtſein iſt, und wie man dazu gelangt."

Der Philoſoph lächelte ein wenig und ſagte, indem er ſich ſelbſt eine Cigarre anzündete:

„Das Selbſtbewußtſein iſt die ſynthetiſche Einheit der Apperception, durch welche das Ich aus dem Zuſtande des lediglich ſubjectiven Erlebniſſes heraustritt, indem es ſich ſeinem Bewußtſeinsinhalte als dem ihm gegebenen Objecte gegenüberſetzt. Das ſelbſtbewußte Bewußtſein unterſcheidet ſich von der bloßen Bewußtheit dadurch, daß es ein Verhältniß zu ſeinem Erlebniß beſitzt. Somit wiſſen Sie, was das Selbſtbewußtſein iſt. Aber wie man dazu gelangen kann, wenn man es nicht beſitzt, das iſt eine Frage, die niemand beantworten kann, weil ſie über die Grenzen der Erfahrung hinausgeht. Wir können nur analyſiren, was in unſerem Bewußtſein gegeben iſt; wie es hineinkommt, das iſt eine unzuläſſige Frage, und ſie zu discutiren iſt unwiſſenſchaftlich."

Mit dieſen Worten wandte ſich der Philoſoph wieder zu ſeinen Büchern.

Der Erdgeiſt ſtand ſehr niedergeſchlagen da und ſagte:

„Lieber Herr Philoſoph, nehmen Sie es mir nicht übel, aber ich habe noch nicht recht verſtanden, was Sie meinen. Könnten Sie mir die Sache nicht etwas populärer darſtellen?“

„Nein,“ entgegnete der Philoſoph kurz, „das kann ich nicht: das wäre unter meiner Würde und würde mich als Gelehrten discreditiren.“

„Aber giebt es denn wirklich keinen Weg, zum Selbſtbewußtſein zu gelangen?“

„Ich ſage Ihnen ja, daß man es nicht wiſſen kann. Der menſchliche Verſtand reicht nicht über ſeine Grenzen; wer Ihnen mehr verſpricht, der phantaſirt. Wenn Sie aber kein Selbſtbewußtſein haben, ſo ſeien Sie froh; alsdann kann Sie die ganze Frage nichts kümmern. Die Räthſel des Daſeins beginnen erſt mit dem Augenblicke, wo Sie ſich als Ich gegenüber der Welt erkennen; bleiben Sie in dem glücklichen Zuſtande, in welchem es nichts giebt als das unbeſorgte Spiel Ihres eigenen Gemüths!“

„Aber Herr Mirax hat doch geſchrieben —“

„Herr Mirax?“ rief der Philoſoph und lachte laut. „Ja, wenn Sie Mirax geleſen haben, der weiß es freilich; der conſtruirt Ihnen die Welt auf Beſtellung und ſieht überall Geiſter; der wird Ihnen auch ſagen können, wie Sie zum Selbſtbewußtſein kommen. Aber da müſſen Sie ſich ſchon zu ihm ſelbſt bemühen. Ich empfehle mich Ihnen.“

Und ſo fragte ſich denn der Erdgeiſt glücklich bis zu Heino Mirax hindurch. Da er ihm imponieren wollte, ſo erſchien er ihm in ſeiner natürlichen Geſtalt, wie er im Erdrindencaſino zu kegeln pflegte. Aber Mirax war an Geiſtererſcheinungen gewöhnt, und ſo erregte Lithoſphäros bei ihm wenig Schrecken. Als er jedoch ſeinen Namen nannte, flog ein ſtolzes Lächeln über Mirax' Züge. Sein großer Plan war gelungen, er hatte den Erdgeiſt beſchworen, und jetzt ſollte die Erziehung des Elementargeiſtes zum Vernunftweſen beginnen!

Nachdem Mirax dem Erdgeiſte nochmals kurz die Grundzüge des Myſtotranſcendentalismus gepredigt hatte, ermahnte er ihn eindringlich, ſich nunmehr um das Selbſtbewußtſein zu bemühen, indem er ein Verhältniß zu ſich ſelbſt zu gewinnen ſtrebe.

„Wenn Sie erſt begreifen,“ ſagte er, „daß Ihr ganzes Leben von Ihnen ſelbſt erlebt wird; wenn Sie merken, daß Sie ſelbſt etwas anderes ſind als das, was Ihnen begegnet; wenn Sie ſich als Zuſchauer Ihres eigenen Seins fühlen — dann haben Sie Selbſtbewußtſein. Suchen Sie den Gegenſatz von Ich und Welt zu erzwingen.“

„Und was kann ich dazu thun?“ fragte der Erdgeiſt etwas enttäuſcht.

„Setzen Sie ſich als Subject einem Object gegenüber. Haben Sie ſich ſchon einmal verliebt?“

„Nein,“ ſagte der Erdgeiſt beſchämt.

„Nun, so versuchen Sie es," ermunterte ihn Mirax. „Wenn Sie etwas finden, von dem Sie fühlen, daß es zu Ihnen gehört, während es Ihnen doch nicht erreichbar ist, so hat die Spaltung des Bewußtseins begonnen. Dann werden Sie bald die Erscheinung der Erdoberfläche als Ihr äußeres Gewand erkennen, und Sie werden durch den Fortschritt Ihres Geistes im Stande sein, die Natur zu ungeahnter Vervollkommnung zu bringen. Sie werden dann z. B. einsehen, daß es gut wäre, den Magen der Menschen zum Verdauen unmittelbar mineralischer Nahrung einzurichten, um uns den Sonnenbewohnern zu nähern; oder Sie könnten den Isthmus von Panama durchbrechen oder sonst eine Culturaufgabe lösen. Derartige Leistungen erwarte ich von Ihnen, sobald Sie aus Ihrem elementaren Traumleben in das Reich der selbstbewußten Geister getreten sind. Nun versuchen Sie ihr Heil und geben Sie mir bald wieder Nachricht, damit ich einen Artikel über Sie schreiben kann."

„Wie?" rief der Erdgeist unwillig. „Nur darum soll ich das Selbstbewußtsein erwerben, damit ich mich in den Dienst Eurer Cultur stelle? Damit ich Eure Arbeit auf meine Schultern nehme? Oder damit Sie einen Artikel schreiben können? Das will ich mir doch noch überlegen!"

Mit diesen Worten stampfte er auf den Boden, der ihn verschlang, während eine furchtbare Schwefelwasserstofferhalation Heino Mirax' Studirzimmer erfüllte.

* * *

Mit den Menschen freilich wollte der Erdgeist nun nichts mehr zu thun haben, nachdem er erkannt hatte, wie es um sie stand. Um das höchste ihrer Güter, das Selbstbewußtsein, kümmerten sie sich nicht; und ihm wollten sie nur davon mittheilen, um sich selbst das Leben zu erleichtern. Aber der Gedanke, ob er nicht zum Selbstbewußtsein gelangen könne, ließ ihm doch keine Ruhe; er konnte ja dann immer noch thun und lassen, was er wollte. So suchte er nach einem Object, dem er sich gegenübersetzen könnte.

Sobald er etwas bemerkte, was ihm gefiel, machte er sogleich den Versuch, ob es ihm erreichbar sei. Der Geist besaß eine schöne Tabakspfeife, denn er rauchte noch immer stark; aber kaum hatte der Erdgeist den Wunsch danach ausgesprochen, so wurde sie ihm schon dedicirt. Und so ging es ihm mit Allem. Es gab wohl vielerlei, was er nicht erlangen konnte, so z. B. das Selbstbewußtsein; aber er fühlte nicht, daß diese Dinge zu ihm gehörten, und so nützten sie ihm nichts zur Spaltung des Bewußtseins. Was aber zu ihm gehörte, die eisigen Spitzen des Himalaya und die Glutbäche des Erdinnern, das gehorchte seiner Gewalt, und die Spiele seiner Geisterlaune waren die Gesetze der Natur.

Eines Tages ging er höchst verdrießlich auf Grönland spazieren, wo er eben den Seehund besucht hatte. Da sah er lichte Strahlen emporzucken, in bunten Feuern erglänzte das Firmament, ein herrliches Nordlicht ent-

hüllte seine Pracht den staunenden Blicken des Erdgeistes. Er fühlte, daß diese Erscheinung zu ihm, zu seinem Erdleben gehöre, und er wünschte die Strahlenkrone auf sein Haupt zu setzen. Doch wie er die Hand danach ausstreckte, wich sie zurück; von ihm fort flohen die Nordlichtgluthen, vergebens befahl und drohte, vergebens bat er und flehte — unerreichbar in der Höhe des äußersten Luftkreises, unerreichbar dem schwerfälligen Geiste der Erdrinde flatterte die flüchtige Lichtgestalt einher. Da erfüllte unendliche Sehnsucht sein Herz, und zum ersten Male rief er die Zauberformel: „Ich bin Dein!“

Der Erdgeist hatte sich in das Nordlicht *verliebt*. Wie es nicht anders sein konnte, erfüllte sich die Vorhersagung des Miraxianismus. Die Spaltung seines Bewußtseins war in demselben Augenblicke vollzogen; weit klafften die beiden Hälften als Ich und Du auseinander. Ein seltsamer Schimmer erhellte seine Gemüth.

Von den Polen zuckten die Nordlichtstrahlen in das Erdinnere; das Dunkel wich zurück, und klar erleuchtet sah Lithosphäros plötzlich rings um sich eine Welt. Wie verändert war Alles auf einmal! Er sah den Wirbeltanz der Welten im All, sah die Sonnen in ihren Bahnen gehen und erkannte die großen Fügungen, welche das Universum zusammenhalten. Aber nun erkannte er auch sich selbst und fand, daß er gar nicht mehr der Erdgeist war, dem es auf seiner Kegelbahn so wohl behagt hatte. Poseidon und Hephäst schienen ihm alte Märchen, welche er selbst gedichtet, und der Geisir und der Gletscher waren todte Trümmerhaufen, über die er beim Spazierengehen stolperte; denn die Erde war jetzt für ihn ein äußerer Gegenstand. Und zu seinem Schrecken sah er sich an die Sonne gefesselt, zu ihr gezogen, um sie geschwungen, und er begriff, daß es mit all der Pracht einmal ein Ende haben müsse.

Da blickte er wieder auf das Nordlicht, das schwebte jetzt in all seinem Liebreiz zu ihm herab und umschlang ihn mit seinen Strahlenarmen. Er fühlte, wie seine Elementargewalt ihm verloren ging, und wußte nicht, ob das am Selbstbewußtsein läge oder vielleicht daran, daß er verheirathet war. Und er wollte noch klarer blicken, durch die leuchtenden Banden und Fesseln des Nordroths hindurch, bis an's Ende der Welt. Dort im Grunde der Dinge sah er ein Riesenweib sitzen, das fing Sonnen mit ihren Händen und warf sie in den Raum, daß sie sprühend verzischten.

„Das ist gewiß das Object,“ dachte er, „ich will mich ihm gegenübersetzen.“

Da sprach das Weib: „Was willst Du, Erdgeist? Ich bin die *Endlichkeit*; und wer mich schaut, dem springt das *Weltleid* aus dem Haupte. Hebe Dich fort von mir!“

Er aber warf sich ihr zu Füßen und rief: „Sei mein Object, laß mich Dein Subject sein.“

Da zuckte es gewaltig um ihn rechts und links, daß sein Kopf in

loderndem Feuer ſtand: ſtarke elektriſche Schläge durchſchütterten ihn, und das Nordlicht rief:

„Was fällt Dir ein, vorwitziger Erdgeiſt? Mir haſt Du Liebe geſchworen und willſt Dich hier zu dieſem Object als Subject ſetzen? Ich bin Dein Object, und Du, armſeliges Subject, gehörſt zu mir. Jetzt haſt Du Selbſtbewußtſein, biſt verantwortlich für Dein Ich und gebunden an Dein Du! Je höher im Geiſterreiche man ſteigt, um ſo enger ſind die Feſſeln, die uns binden; wer ein Object hat, dem iſt die Freiheit des Subjects verloren. Gleich mache Dich an die Arbeit und grabe einen hübſchen Canal durch das Polareis, damit die Menſchen ihre nächſte Sommerfriſche am Nordpol zubringen können."

Da empörte ſich im Erdgeiſt das alte Titanenblut der Elemente. Wild donnerte er gegen den Nordpol, daß der geſammte Erdmagnetismus außer Rand und Band gerieth, und das Nordlicht furchtſam in den Weltraum floh, wo es ſchon längſt mit einem Kometen kokettirt hatte. Lithoſphäros aber verfluchte das Selbſtbewußtſein und alle Objecte und erſchien mit glühendem Haupte im Studirzimmer des Heino Mirax.

„Unſeliger," donnerte er ihn an, „wie konnteſt Du es wagen, die Kräfte der Natur mit Deinem naſeweiſen Rathe zu ſtören? Beleuchte mit dem Lämpchen Deiner Vernunft die Irrwege Deines Eintagsgeſchlechtes; ſpiegle ihm vor, daß Deine Phantaſien reale Mächte ſeien, welche die Welt regieren, und dichte Deine Puppenſpiele für die großen Kinder, die daran glauben. Aber hüte Dich ja, wieder die Geiſter zu berufen, welche nichts wiſſen wollen von euern Sorgen und Mühen! Ich werde mich hüten, den Weltproceß zu Ende zu denken; dafür magſt Du hübſch allein ſorgen!"

Wieder erſchütterte ein Erdbeben das Haus, und der Erdgeiſt fuhr hinab in's Erdrindencaſino, wo er ſich bald mit ſeinen Freunden zum gemüthlichen Kegelſpiel geſellte. Mirax aber fiel in eine Betäubung.

* * *

Als Mirax aus ſeiner Ohnmacht erwachte, ſah er zu ſeinem Vergnügen, daß das Erdbeben weiter keinen Schaden in ſeinem Zimmer angerichtet hatte. Nur die beiden Büſten Kants und Goethes waren von ihren Poſtamenten geſtürzt, und auf ſeinem eigenen Haupte fand er die beiden Kränze vereint, welche ſie getragen hatten. Dies war ein ſchöner Beweis für die Exiſtenz und Zurechnungsfähigkeit des Erdgeiſtes.

Mirax beeilte ſich, einen Artikel über ſein pſychiſches Experiment mit dem Erdgeiſte zu ſchreiben. Dieſe Abhandlung machte ungeheures Aufſehen und begründete den Miraxianismus felſenfeſt. Denn wenn man auch zugeben mußte, daß der Verſuch, dem Erdgeiſte das Selbſtbewußtſein zu verſchaffen und dadurch die Natur mit einem Schlage zu einer höheren Daſeinsſtufe zu führen, nur theilweiſe gelungen war, ſo konnte man doch von einem erſten Verſuche nicht mehr erwarten. Nur Unverſtand oder

Mißgunst können glauben, daß die Elementargeister sofort den ganzen Werth der ihnen verliehenen Gabe begreifen werden; auch sie würden erst zum Selbstbewußtsein erzogen werden müssen, und man muß auf andere Wege denken, um ihnen das Selbstbewußtsein vorsichtiger beizubringen und die Weltseele nach und nach zu züchten. Die Möglichkeit dieser directen Einwirkung auf die Natur durch die pädagogische Behandlung der Elementargeister aber ist durch Mirax und sein Experiment mit dem Erdgeist ein für alle Mal bewiesen. Künftighin wird man sich nicht auf den Verkehr mit den Geistern verstorbener Menschen beschränken, sondern man wird die Geister der Natur berufen und leiten. An Stelle endloser Experimente mit den todten Stoffen des Laboratoriums oder grausamer Vivisectionen wird die Interpellation der Weltseele und die Unterhaltung mit den Geistern der Erde, des Wassers und der Luft treten. Gegenüber dem Ausblicke in diese herrliche Errungenschaft des Miraxianismus kann es nur kleinlich und albern erscheinen, wenn boshafte Gegner das Erlebniß mit dem Erdgeiste für einen bloßen Traum erklären wollen, den Heino Mirax während eines nervösen Anfalls gehabt habe. Derartige Insinuationen richten sich selbst.

Wenn nicht schon die innere Wahrscheinlichkeit der Lehre und die unzweifelhafte Ehrlichkeit eines Mirax Beweis genug wären, so fehlte es auch nicht an einem sinnlichen Zeichen für den Besuch des Erdgeistes. Mit den Büsten Kants und Goethes war auch ein Buch aus Mirax' Bibliothek herabgestürzt, nämlich Kants „Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik," und es war folgender Satz dieses Buches vom Erdgeist stark und deutlich angestrichen:

„Die anschauende Kenntniß der andern Welt kann allhier nur erlangt werden, indem man etwas von demjenigen Verstande einbüßt, welchen man für die gegenwärtige nöthig hat."

Die Gegner des Miraxianismus, welche leugnen, daß es eine Geisterwelt hinter der Natur gebe und daß dem Menschen die Erkenntniß dieser Geisterwelt möglich sei, diese kurzsichtigen Anhänger eines blöden Sinnlichkeitsphantoms, sie mögen sich die Mahnung des Erdgeistes zu Herzen nehmen, die er ihnen durch den Mund des von ihnen so vergötterten Kant gab! Es ist wahrlich Zeit, daß sie etwas von demjenigen Verstande einbußen, mit welchem sie sich brüsten, Wissenschaft von der Natur zu errichten; es ist Zeit, daß sie wieder in den Zustand kindlicher Ahnung einer Geisterwelt zurückkehren, in welchem sie mit uns rufen:

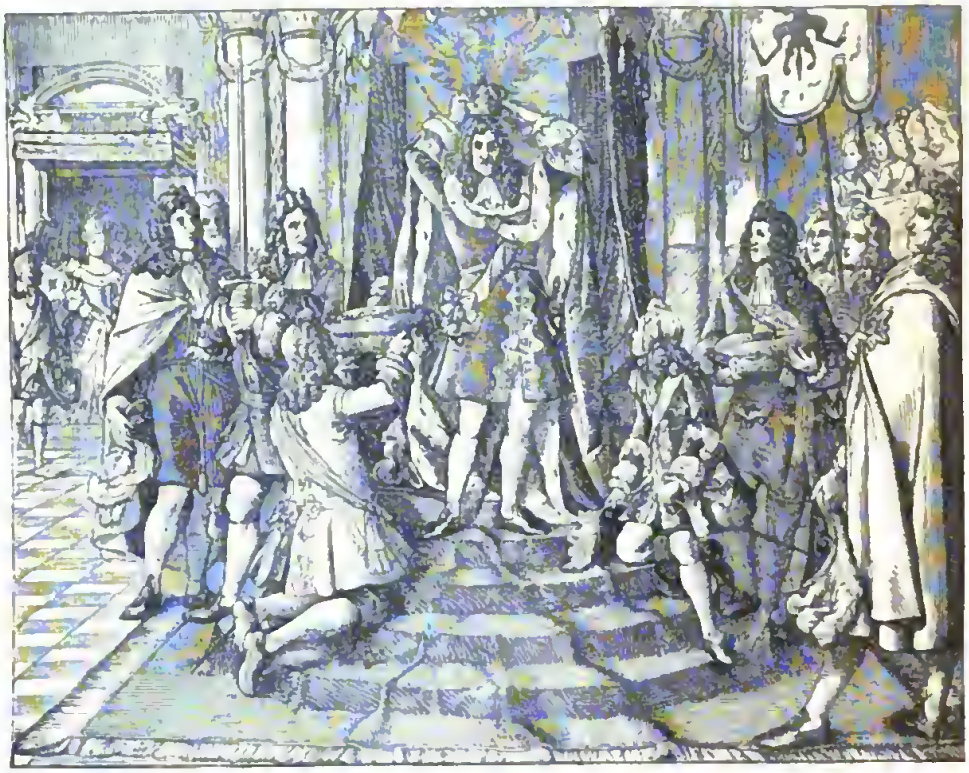
„Es lebe Heino Mirax, der Umkehrer der Wissenschaft!"

Illustrirte Bibliographie.

Ehrenhelm,
dargebracht am 1. Januar 1857.
Aus: Kaiser Wilhelm und seine Zeit.
Berlin und Leipzig, Otto Spamer.

Kaiser Wilhelm und seine Zeit. Von Ferdinand Schmidt. Mit zahlreichen Text-Abbildungen, Tonbildern und dem Porträt des Kaisers in Stahlstich. Dritte umgestaltete Auflage. In vier Abtheilungen zum Preise von je 2 Mk. Berlin und Leipzig, Verlag von Otto Spamer.

Die bedeutenden und erhebenden Vorgänge unserer neuesten Geschichte, welche in dem „Kaiserartikel" dieses Heftes von der Hand eines hervorragenden Historikers in großen Zügen dargestellt sind, den weitesten Kreisen lebendig zu erhalten und anschaulich nahe zu bringen, dazu ist dieses Buch, das jetzt schon in dritter, gänzlich neugestalteter Ausgabe erschienen ist, vortrefflich geeignet. Unter der kaum übersehbaren Zahl von großen und kleinen Schriften, welche das Leben und die Thaten Kaiser Wilhelms I. dem deutschen Volke erzählen, nimmt es eine sehr ehrenvolle Stelle ein. Ferdinand Schmidt ist seit vielen Jahren bekannt als einer unserer fruchtbarsten Jugendschriftsteller; aber er gehört zu denjenigen — nicht allzu zahlreichen — Jugendschriftstellern, welche voll erkannt haben, daß für unsere Jugend das Beste nur eben gut genug ist. Aehnlich wie seine schon vor längeren Jahren verfaßte „Geschichte Preußens in Wort und Bild" ist auch dieses Werk über Kaiser Wilhelm zwar auch für die reifere Jugend verständlich und anziehend geschrieben; aber es hebt sich durch die edle und mit warmer Begeisterung für das Große und Edle erfüllte Darstellung, durch die anschauliche, mit ausführlichen Mittheilungen aus Briefen, Urkunden und anderen Quellen durchzogene Schilderung, sowie durch besonnene und vorurtheilsfreie Auffassung und Anschauung der geschichtlichen Vorgänge aus dem Kreise der Jugendschriften im engeren Sinne weit heraus. Auch dem älteren Manne wird durch dieses



Krönung Friedrichs I. Königs von Preußen.

Prinz Louis Ferdinand.
Aus: Kaiser Wilhelm und seine Zeit. Berlin und Leipzig. Otto Spamer.

Buch die Erinnerung an das, was er vor zwanzig, vor dreißig, vor vierzig Jahren selbst erlebte, frisch und angenehm erneuert werden; und die jung heranwachsende Generation mag sich durch dasselbe in die neueste Geschichte Deutschlands einführen lassen, deren Darstellung in wohlberechneter Auswahl um die Person unseres ersten Kaisers so geschickt und übersichtlich gruppirt ist, daß das Buch trotz seines verhältnißmäßig geringen Umfanges dem Leser ein in sich geschlossenes Lebensbild und zugleich ein harmonisch gegliedertes geschichtliches Zeitgemälde darbietet.

Allerdings greift der erste Abschnitt des Buches noch viel weiter zurück. In der „Vorhalle" wird eine gedrängte Uebersicht über die Brandenburg-preußische Geschichte von ihren ersten Anfängen an gegeben. Die bekanntesten Gestalten des Hohenzollerngeschlechtes — Burggrafen von Nürnberg, Kurfürsten von Brandenburg, Könige in und von Preußen — werden gezeichnet in knapper Darstellung, die bis auf das Ende Friedrichs

Wilhelm, Prinz von Preußen (um 1845).
Aus: Kaiser Wilhelm und seine Zeit. Berlin und Leipzig. Otto Spamer.

des Großen herabreicht; wie Carlyle es unübertrefflich ausgedrückt hat: „eine Reihe wirthschaftlicher, standhafter, hellblickender Männer, . . . nicht schlaglustig, wo das Schlagen vermeidbar war, jedoch schlagfertig, wo es sich nicht vermeiden ließ: fürstliche Leute in ihrer Art, mit hoher, nicht prahlhafter Gesinnung."

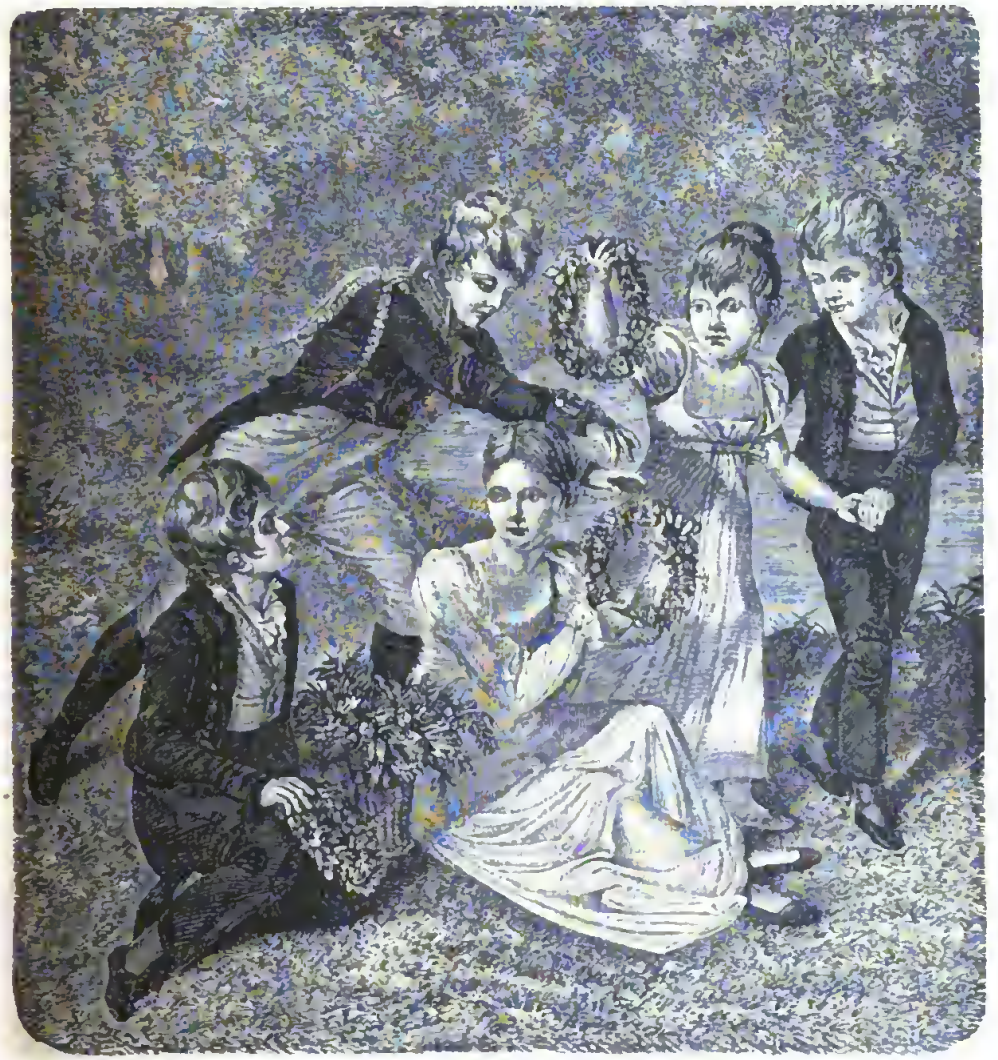
Der erste Abschnitt des eigentlichen Werkes stellt, ausgehend von einer Schilderung der Zeitverhältnisse am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts, anschaulich das Familienleben Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise dar, und verfolgt dann den wechselreichen Lebensgang und die thatkräftige Persönlichkeit Wilhelms I. bis zur Uebernahme der Regentschaft im Herbst 1858.

Der zweite Abschnitt schildert den Prinz-Regenten, König und Kaiser bis zum

Segelung der neuen Fahne (27. Mai 1892). Aus: Kaiser Wilhelm und seine Zeit. Berlin und Leipzig. Otto Spamer.

Friedensschlusse von 1871. Sowohl die vorbereitende und die Kräfte des preußischen Staates zum Wohle Deutschlands sammelnde Wirksamkeit des Monarchen und seines ersten Berathers, als auch die großen Thaten der Kriege von 1864, 1866, 1870 u. 71 treten in klarer Darstellung bedeutend hervor.

Der letzte Abschnitt erinnert uns an das, was wir in den letzten siebzehn Friedensjahren der Regierung Wilhelms I. selbst miterlebt haben.



Die Kinder Friedrich Wilhelms III. im Schloßgarten zu Charlottenburg. Nach einem Kupferstich vom Jahre 1805. Aus: Kaiser Wilhelm und seine Zeit. Berlin und Leipzig. Otto Spamer.

Wie wir es bei den Werken des Spamer'schen Verlages gewöhnt sind, ist das Buch reich mit trefflichen Illustrationen geschmückt. Manchen sind wir schon in anderen Werken dieses so sehr umfangreichen und mannigfaltigen Verlages begegnet. Doch ist auch die Zahl derjenigen, die speciell für „König Wilhelm und seine Zeit" entworfen sind, nicht gering. Es war uns gestattet, aus diesen einige charakteristische Proben unseren Lesern vorzuführen. P.

„Zwei Seelen". Roman von Rudolph Lindau.

Rudolph Lindau nimmt unter den deutschen Erzählern unserer Tage eine besondere Stellung ein. Er hat verhältnißmäßig spät mit den Arbeiten freier schriftstellerischer Erfindung angefangen. Er zählte schon seit mehr als einem Jahrzehnt zu den angesehenen Mitarbeitern an wissenschaftlichen Werken, hatte die bedeutendsten europäischer Culturstaaten, die Stätten der alten Gesittung im fernen Osten wie der jüngsten im fernen Westen, während seines langjährigen Aufenthalts in Asien und Amerika gründlich kennen gelernt und stand an der Schwelle seines vierzigsten Lebensjahres, als die erste kleine Erzählung von ihm erschien. Der Beifall, den diese und die nun in schneller Folge sich anschließenden fanden, förderte Rudolph Lindaus Lust am dichterischem Schaffen, und seit dem Jahre 1871 sind wohl an die zwanzig Bände Romane und Novellen von ihm veröffentlicht worden. So sind Rudolph Lindaus schriftstellerischem Schaffen die Jugendsünden und Flegeljahre, die hastigen Ausbrüche des Sturms und Drangs erspart geblieben. Wenigstens ist die Oeffentlichkeit nicht Zeugin seiner Entwickelung und seines Werdens gewesen. Als reifer Mann mit einer fertigen Weltanschauung, mit abgeklärtem Urtheil, mit reichen Erfahrungen, ist er gleich bei seinem ersten Erscheinen vor sie hingetreten, als ein Mann, der viel gesehen, viel beobachtet hat, und den seine Wahrnehmungen des Seins im Osten und Westen zwar nicht zu finsterm Pessimismus, aber noch weniger zu rosiger Laune, vielmehr zu einer milden, versöhnlichen Schwermuth gestimmt haben.

Eine traurige Ergebung in die Schwächen und Unvollkommenheiten der menschlichen Natur zieht sich gewissermaßen als Leitmotiv durch alle Compositionen Rudolph Lindaus. Es scheint ihm mit seiner Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe unvereinbar, es scheint ihm unmöglich zu sein, die Geschicke seiner Helden und Heldinnen zu einem freudigen Abschluß zu führen. Wenn nicht eine gewaltsame Katastrophe, selbstgewählter Tod oder ein qualvolles Dahinsiechen mit schuldbeladener Seele ihr Dasein beendet, so verzehrt es sich einsam in trüber Weltabgeschiedenheit. —

Auch der Schauplatz, auf dem sich die handelnden Personen bewegen, ist bei Rudolph Lindau nicht der gewöhnliche, und die Wahl des Ortes seiner Handlungen, der Nationalität seiner Helden hängt mit den eigenen Lebensschicksalen des Dichters eng zusammen. Die Geschöpfe Rudolph Lindaus sind Deutsche, Holländer, Franzosen, Engländer, Italiener, Russen, Amerikaner, Chinesen und Japaner, deren Schicksal sich gewöhnlich nicht auf der heimatlichen Scholle erfüllt, sondern die in der Fremde, in den großen Mittelpunkten der kosmopolitischen Zusammenfluthung zusammentreffen: in den Hauptstädten Europas, Amerikas, Asiens, in deutschen Badeorten, die das genußsüchtige Wohlleben, in Californien und Japan — den Stätten, die die Gewinnsucht mit Zuzüglern aus der Ferne bevölkert. Sie sind fast allesammt ohne Ausnahme vielgereiste Leute, wie der Verfasser selbst. Manche haben, wie dies durch den Ort, oder vielmehr durch die Oerter der Handlung gerechtfertigt, ja geboten ist, einen Stich in's Abenteuerliche.

Denn auch darin zeigt sich in den Rudolph Lindau'schen Erzählungen der Reflex seines eigenen Lebens, daß sich die Handlung fast niemals innerhalb eines engeren Bezirkes, innerhalb der Grenzen eines Staates bewegt, daß sie vielmehr diese Grenzen durchbricht, daß sie über ungeheure Strecken hinwegsetzt, Berge übersteigt und den Ocean durchschneidet.

Von allen Erzählern ist Rudolph Lindau wohl unzweifelhaft der größte Kosmopolit. Freilich merkt man ihm auch immer den echten Deutschen an, der sein Vaterland liebt und stolz darauf ist, und der das vaterländische Geschmeiß, das in der Fremde herumlungert und in unwürdiger Nachäffung des Fremdländischen einen kläglichen Ersatz für das mangelnde Vaterlandsgefühl zu finden hofft, ebenso gründlich verachtet. wie er die tüchtigen Deutschen im Auslande hochschätzt, die durch Umsicht und Fleiß, durch Schaffens- und Willenskraft ihr Glück in der Fremde und ihrem Vaterlande, dem sie eine rührende Anhänglichkeit bewahren, Ehre machen.

Aber auch in der Würdigung der Angehörigen der anderen Nationalitäten zeigt sich bei ihm immer das aufrichtige Bestreben, den Verdiensten des Individuums, ohne irgend welches nationale Vorurtheil, gerecht zu werden. Die politischen Widerwärtigkeiten, die uns seit dem großen Kriege oft zur äußersten Geringschätzung der französischen Gesammtheit, wie sich uns gegenüber eben bemerkbar macht, zu unserm Bedauern nöthigen, haben unsern Beobachter und Erzähler in seiner warmen Anerkennung der

vielen liebenswürdigen und achtungswerthen Eigenschaften der Franzosen im Einzelnen nicht irre machen können. Die Franzosen, denen wir in den Romanen und Novellen Rudolph Lindaus begegnen, sind zum Theil ausgestattet mit den tüchtigsten und gewinnendsten Eigenschaften: treue, hülfsbereite Freunde und Verwandte, muthig, zuvorkommend, gelehrt und wohlerzogen. Weniger günstig sind im Allgemeinen die Russen bedacht, die zwar blendende gesellschaftliche Vorzüge besitzen, die besten Formen, Witz und Schlagfertigkeit in der Unterhaltung, aber doch in ihrer Mehrheit von einem unschönen Mangel an Wahrheitsliebe und Verläßlichkeit angekränkelt hier erscheinen. Ganz im Gegensatze dazu erscheinen die Engländer und die stammverwandten Amerikaner, für die Rudolph Lindau eine nicht zu meisternde Vorliebe besitzt, in diesen Erzählungen fast immer als wahrhafte, treue Menschen. Das unverkennbarste Behagen flößen unserm Erzähler die wettergebräunten furchtlosen Naturmenschen ein, die durch irgendwelche Schicksale vom heimatlichen Wirkungskreise losgelöst, in harter Arbeit, bei Sturm und Gefahr, auf hoher See, in den Minen Californiens, in den Urwäldern, in den Prairien, als Schiffer, Goldgräber, Jäger und Landbebauer, in der Verachtung des kleinlichen Getriebes der Menschen und in intimem Verkehr mit der gewaltigen Natur sich ein neues Dasein gezimmert haben.

Diese Bemerkungen über gewisse Eigenthümlichkeiten, die sich auf Rudolph Lindaus Dichtungen im Allgemeinen beziehen, sind auch für dessen neuesten Roman: „Zwei Seelen“*) im Besonderen zutreffend. Auch hier spielt sich die äußerliche Handlung unter Angehörigen der verschiedenen Nationalitäten diesseits und jenseits des Oceans ab, und das Ganze erklingt in jenen wehmüthigen Mollaccorden und ist in jenem Adagio freudenarmer Ergebung gehalten, mit denen der Dichter uns immer zu rühren und zu ergreifen weiß.

Der Held ist ein vornehmer junger Deutscher, der Baron Günther von Wildhagen, der nach Absolvirung seiner Studien und des Waffendienstes zu seinem Vergnügen und zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris geht — in der Mitte der sechsziger Jahre, als Paris noch für Fremde aller Nationalitäten ohne Unterschied die liebenswürdigste, gastfreieste, heiterste und schönste Stadt der Welt war. Günther macht dort die Bekanntschaft einer bildschönen, blutjungen Wittwe, die einem italienischen Fürstenhause entstammt und sich mit einem alten französischen Marquis vermählt hat. Der alte Marquis ist nach kurzer kinderloser Ehe gestorben und hat durch seine Hinterlassenschaft seine verführerisch schöne Wittwe in den Stand gesetzt, auf großem Fuße ein vollkommen unabhängiges Leben zu führen. Ganz meisterlich ist die Schilderung des internationalen Aristokratensalons in den Champs Elysées, dieser wunderlichen Gastfreiheit in vollkommenster Rücksichtslosigkeit von Seiten des Wirthes wie der Gäste, ohne irgend welches Opfer von der einen, ohne irgend welchen Zwang von der anderen Seite.

Da haben die Beiden, die italienisch-französische Marquise und der schlichte deutsche Landedelmann, die bequemste Gelegenheit in näheren Verkehr mit einander zu treten, und diese Annäherung wird bald sehr bedenklich. Der einfache Deutsche wird von den seltsamen Reizen der ganz und gar nicht einfachen Südländerin völlig bestrickt und verliebt sich in sie recht und schlecht; und auch sie empfindet für den guten, vornehmen und schönen Mann eine wärmere Theilnahme als sie je für irgend einen anderen Mann empfunden hat. Aber liebt sie ihn? Nein. Irene Marquise Brö de Verdière vermag überhaupt nicht zu lieben. Es ist in ihrem Wesen etwas Verhängniß- und Geheimnißvolles, das kaum angedeutet ist, ein Etwas, das wir mehr empfinden als verstehen, das in ihrem Herzen eine unheimliche Leere schafft und es der edelsten, reinsten und mächtigsten Regung unfähig macht. Günther ist der einzige Mann, der auf dieses unglückliche Wesen, von dem wir uns mit einem gemischten Gefühle des Bedauerns und des Grauens abwenden, einigen Eindruck macht. Sie bildet sich vielleicht sogar ein, daß sie in ihm endlich den einzigen Mann gefunden habe, den sie lieben könne. Aber es ist eitle Selbsttäuschung. In ihrem Egoismus, dem sich bisher Alles in ihrem Dasein gebeugt hat, verlangt sie auch von Günther ein unmögliches Opfer, und da dieser es nicht bringen kann, wendet sie sich lieblos von ihm und läßt ihn ohne Abschied von sich ziehen.

Große Ereignisse, an denen Günther Theil zu nehmen berufen ist, treten ein und reißen ihn gewaltsam aus dem Taumel, in den er mit allen Sinnen und in der vollen

*) Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt 1888.

Leidenschaft seiner Jugend verfallen war. Auch Irenens Bild erblaßt allmählich in seiner Erinnerung. Denkt er an sie, so erfaßt ihn noch immer ein schmerzliches Gefühl, daß sie ihn, der sie dereinst so wahr und warm geliebt, nicht hat lieben können. Aber die Alles mildernde Zeit nimmt auch diesem Empfinden nach und nach alles Herbe und Grausame. Und nach Verlauf von vier oder fünf Jahren, während deren er zumeist mit seinem edlen Vater in herzlicher Vertraulichkeit auf dem Lande gewirthschaftet und gejagt hat, fühlt er sich von seiner seelischen Krankheit — als eine solche erkennt er nun seine Leidenschaft für die wunderschöne, herzlose Irene — so vollkommen geheilt, daß er daran denken kann, den Lieblingswunsch seines Vaters zu erfüllen und sich nach einer guten, liebenden Frau umzusehen. Bevor er diesen entscheidenden Schritt thut, will er sich die Erde noch einmal ansehen. Der Vater giebt ihm den erbetenen Urlaub auf ein Jahr, stattet ihn mit den erforderlichen Mitteln und Empfehlungsbriefen aus, und Günther zieht frohgemuth in die weite Welt.

Er durchreist Aegypten, China und Japan, schifft sich in Yokohama ein und dampft über den Stillen Ocean nach San Francisco, um von da das amerikanische Festland zu durchfahren und endlich von New-York aus die Heimreise anzutreten.

In dem schönen, farbenleuchtenden San Francisco bleibt Günther jedoch über die vorgesetzte Zeit hinaus; er hat da die Bekanntschaft mit einer prächtigen amerikanischen Familie gemacht, und für die mädchenhaften Reize der jüngsten der beiden Schwestern hat er nicht blind sein können. Florence Gilmore ist ein entzückendes Geschöpf, einfach, durchsichtig, frisch, natürlich, anmuthig, ohne alle Ziererei, gemüthlich und herzlich — seelisch und körperlich durch und durch gesund, just der Gegensatz zu jenem räthselhaften, von ungesunder Hypercultur angekränkelten Wesen, das sich vor Jahren seiner bemächtigt hatte. Als es zum Abschied zwischen Florence und Günther kommen soll, vermag das junge Mädchen ihrem Gefühl reiner und keuscher Liebe den Ausdruck nicht zu wehren. Günther ist gerührt, ergriffen. Er empfindet für das liebreizende holde Kind die innigste Zärtlichkeit, die wärmste Herzlichkeit, er ist glücklich in dem Bewußtsein, von Florence geliebt zu sein, er verliebt sich in diese jungfräuliche Reinheit und Anmuth, und ehe er den Weg zur Heimat antritt, sind die Beiden ein glückliches, liebendes Brautpaar.

Sein Plan ist gefaßt: er will daheim mit seinem Vater, der im ersten Augenblick etwas erstaunt darüber sein dürfte, daß ihm sein Sohn die Tochter eines kaufmännischen Yankees von der anderen Seite des Meeres mitbringt, zunächst alles in Ordnung bringen. Dann will er alle Vorbereitungen zur Vermählung treffen, nach New-York zurückfahren, dort mit Florence Hochzeit machen und schließlich sein junges reizendes Weib heimführen, um mit ihr abwechselnd auf dem Gute und in der Hauptstadt ein Leben in Glück und Frieden und Freude zu verbringen.

Am ersten Tage aber, den er wieder auf europäischem Festland verlebt, ereilt ihn das Verhängniß. Er trifft in Paris, wo er einige Besorgungen für seinen neuen Hausstand zu machen hat, mit Irenen zusammen. Sie redet ihn an und ladet ihn mit so unwiderstehlicher Artigkeit ein, sie zu besuchen, daß er, ohne unhöflich zu sein, die Einladung nicht ablehnen kann. Und nun ist's um ihn geschehen! In Irenen lodert, als sie Günther wiedersieht, das Verlangen, einen Mann zu lieben, leidenschaftlich auf, sie zieht ihn in wildem Sinnenrausch an sich, und nun schlägt auch in Günther die Gluth, die er erloschen wähnte, die aber unter der Asche verhängnißvoll weiter geglommen hatte, zu hohen verzehrenden Flammen auf. Er wird wortbrüchig an Florence.

Es ist nicht das reine Glück, das er in Irenens Armen findet, aber er kann sich der verderblichen Umschlingung nicht entziehen. Er liebt das herrliche Weib, wenn ihn seine Liebe auch nicht beglückt. Die Schilderung dieses seelischen Zustandes bildet den Höhepunkt des vorliegenden Romans. Von tiefer psychologischer Ergründung zeugen die Seiten, welche den Kampf, der in Günthers Innern tobt, veranschaulichen: die unwiderstehliche Macht Irenens über ihn und sein ganzes Sein, seine Ruhelosigkeit fern von ihr und seine nicht zu bannende Mißstimmung in ihrer Nähe. Der feinfühlige Leser wird auf das wohlthuendste berührt von der Kunst, mit der Rudolph Lindau es verstanden hat, der Gefahr des Trivialen in der Beschreibung dieses seelischen Zwiespaltes aus dem Wege zu gehen. So tiefes Mißbehagen Günther auch beschleicht, wenn er in einem Augenblick ruhigen Nachdenkens sich klar macht, wie unverantwortlich er sich an der lieben, arglosen, vertrauenden Florence versündigt hat, so sehr ihn das Bewußtsein seiner unehrenhaften Handlungsweise auch niederbeugt, es ist nicht eigentlich das folternde Gewissen, das ihn peinigt, es ist nicht das Bild des holden Mädchens,

das ihm die Stunden in Irenens Nähe vergällt, es ist etwas anderes, das seine Unlust erweckt und stetig schürt: das unheimliche Grauen, das ihn widerwillig in Irenens Nähe beschleicht, die klare Empfindung, daß sie sich ihm ebensowenig in echter, wahrer Liebe hinzugeben vermag, wie irgend einem anderen. Liebte sie ihn so recht aus voller Seele, so wie er sie liebt, so würde ihre Liebe ihn über alles hinwegheben, sogar über seinen Wortbruch, über die Verachtung seiner selbst; er würde sittlich erniedrigt, aber in seiner Liebe glücklich sein. Jedoch auch die Wonne des Rausches ist ihm versagt. Er ist nur elend. Die nüchternsten Fragen drängen sich an ihn heran: was soll er seiner Braut, was soll er seinem Vater schreiben? Er weiß, daß er ein großes Unrecht gethan, daß er Unglück angestiftet hat, ohne dafür Glück einzutauschen. Die gefeierteste Schöne von Paris, die er mit aller Leidenschaft liebt, drückt ihre heißen Lippen auf die seinen und schlingt ihre Arme um seinen Hals — und doch ist er elend; denn er ahnt, er weiß, daß sie nicht lieben kann, daß dem beängstigenden und doch so schönen Traume ein grausames Erwachen folgen muß.

Es huscht da durch die Handlung noch ein anderes Weib, eine üppige Schönheit, eine Holländerin, Blanche von Naarden, die unter irgend welchem Vorwande, als Gesellschafterin oder Vorleserin der Marquise, im Hause Irenens lebt. Sie ist nur in wenigen Strichen skizzirt und vom Verfasser mit offenbarer Absichtlichkeit in tiefem Schatten gehalten. Man weiß nicht recht, weshalb diese sonderbare Person eine instinctive Feindseligkeit gegen Günther empfindet und kundgiebt, so lange dieser in den Gunsten der Marquise steht, weshalb sie höhnisch triumphirt, als er von ihr lieblos abgethan wird. Man weiß noch weniger, in welchen Beziehungen sie zur Marquise steht; aber man erräth aus gewissen Einzelheiten, daß ihr Einfluß kein geringer sein muß, denn sie entfernt einen alten braven Mann, einen Musikanten, der der schönen Marquise mit Leib und Seele ergeben war, und für den auch diese ein dankbares Wohlwollen empfunden hatte, aus dem Hause; und nach gewissen Andeutungen zu schließen, übt sie später auf das Geschick der unseligen schönen Frau die bestimmende Wirkung.

Was Günther immer geahnt, vollzieht sich mit brutaler Sicherheit. Eines schönen Tages wird die Marquise des schlichten deutschen Edelmannes überdrüssig, sie läßt ihn fallen, und Günther ist nun zu stolz, um auch nur den Versuch zu machen, das wieder zu gewinnen, was ihm durch die Herzlosigkeit geraubt ist. Seelisch gebrochen wendet er Paris und Irenen den Rücken und kehrt in die Heimat zurück.

Er nimmt Theil an dem Kriege gegen Frankreich, thut in vollstem Maße seine Pflicht als Soldat, erfüllt auch seine Pflichten als Sohn, aber seine Lebensfreude ist dahin. Nachdem ihm auch noch das schwere Loos zugefallen ist, seinen theueren Vater begraben zu müssen, zieht er sich als einsamer Mann auf sein Gut zurück und gedenkt in den langen stillen Stunden des Alleinseins seines verfehlten Lebens. Nur in langen Zwischenräumen sucht er die Hauptstadt auf. Bei einem dieser seltenen Besuche begegnet er dem alten Musikus, den die üppige Holländerin aus dem Hause Irenens gejagt hatte, und von ihm erfährt er das Schicksal der Unseligen, die er so sehr geliebt und die seine Liebe zu erwidern nicht vermocht hatte: sie ist gestorben, verdorben, und jene Holländerin hat an deren Sterben und Verderben irgendwelchen mysteriösen Antheil gehabt. Auch die liebe Florence, die sich nicht vermählt hat, ist dahingegangen.

Alle, die Günther geliebt hat, sind todt. Und auch für ihn ist das Leben dahin, wenn er auch noch athmet. Auf seinem stillen Gute, abgeschieden von der Welt, ohne Freude und ohne Hoffnung, in der Erinnerung an die Vergangenheit, die die drei Bildnisse der geliebten Todten, die Bildnisse seines Vaters, Irenens und Florencens ihm allezeit vergegenwärtigen, so sitzt er da in seinem stillen Stübchen am knisternden Feuer, zu seinen Füßen seine einzigen Genossen, seine Hunde, sinnend und allein, in ruhiger Ergebung des Tages harrend, da auch sein Stündlein schlagen wird.

Das ist die Geschichte, die uns Rudolph Lindau diesmal erzählt. Ist sie in ihrem Vorwurf vielleicht weniger eigenartig als manche der früheren, wie „Glückspendel", „Schiffbruch", „Gute Gesellschaft, „Die kleine Welt" ꝛc., so dürfte sie in Bezug auf die Anordnung des Stoffes, auf die Leichtflüssigkeit der Handlung und die psychologische Vertiefung wohl unzweifelhaft den besten seiner Arbeiten zum Mindesten gleichzustellen sein, in Einzelheiten diese sogar überragen. Die Theilnahme des Lesers erlahmt nicht einen Augenblick. P. L.

Professoren und Studenten auf der Bühne.

Unsere neueste Lustspieldichtung ist ernstlicher bestrebt die wirklichen Zustände des gesellschaftlichen Lebens abzuspiegeln, als es bis vor etwa zwanzig Jahren gewöhnlich geschah. Dabei hat der alte gute Rath Diderot's, daß der Dramatiker sich für jedes Stück bestimmte Familien- oder Berufsstellungen (conditions) auswählen möge, um diese recht vielseitig erfassen und ihre Wechselwirkungen mit dem Gesammtleben der Gesellschaft andeuten zu können — dieser Rath, der einst Lessing zu seinem größten dramatischen Erfolge leitete — seine Berechtigung auch heute noch nicht verloren. Während es nun an ernsten und heiteren Stücken nicht fehlt, die ihre Figuren, Motive, Conflicte dem Wirkungskreise des Militärs, des Kaufmanns, des groß- oder kleinstädtischen Bürgers, des Arztes, des Journalisten entnehmen, haben die Dramatiker unseres Jahrhunderts (wie trefflich es Goethe verstand, beweisen die Schüler- und Wagnerscenen des Faust!) das eigenthümlich gestaltete und an Ernst und Scherz reiche Leben der deutschen Universitäten bisher fast gänzlich unberücksichtigt gelassen.

Man halte mir nicht etwa Roderich Benedix entgegen mit seinem „bemoosten Haupt" (1839), seiner „Hochzeitsreise" (1850), seinen „relegirten Studenten" (1868). Er streift akademische Verhältnisse als ein Fernstehender, nur solche Züge herausgreifend, die auch den kleinstädtischen Philister an eigene Wahrnehmungen erinnern können. Auswüchse und Mißbräuche umgiebt er mit romantischem Schimmer, ohne für die ernste Lebensarbeit, die auf Universitäten geübt und gelernt wird, eine Spur von Verständniß zu zeigen. Seine Professoren sind nichts als kurzsichtige und lächerliche Pedanten; seine Studenten wissen wenig vom Studiren, sondern verbummeln oder sind verbummelt; und über den Mangel jeder tieferen Auffassung des Universitätslebens kann weder die dem erstgenannten Stücke beigemengte weinerliche Sentimentalität (alias: moralischer Katzenjammer!) forthelfen, noch die erhebende Moral des letzten, die in dem Nachweise gipfelt, daß relegirte Studenten unter Umständen noch brauchbare Musiklehrer, Schmiedemeister und Gutsverwalter werden können und — wenn das Glück gut ist — eine reiche Erbin heirathen. Daß aber gerade die genannten Benedix'schen Stücke noch jetzt häufiger als die meisten anderen seiner Producte auf der Bühne erscheinen, das beweist doch, daß unser Publikum Stoffen aus dem Universitätsleben, selbst in noch so oberflächlicher Darstellung stets ein lebhaftes Interesse entgegenbringt; ein Interesse, welches noch in jüngster Zeit zahlreiche öffentliche Besprechungen akademischer Zustände in der Presse und in den Verhandlungen unserer Parlamente beständig zu steigern geeignet waren.

Anregung zu tieferer Behandlung des akademischen Lebens hätte den Dramatikern seit der Mitte der sechsziger Jahre der culturhistorische Roman bieten können.

Ich denke natürlich besonders an Freytags „verlorene Handschrift" (1864), die ich nach Entwurf, Gedankeninhalt und Composition stets für den gelungensten und werthvollsten aller seiner Romane gehalten habe. Mit Recht ist auch dieser Roman beim 50jährigen Doctorjubiläum G. Freytags (30. Juni 1888) ehrenvoll erwähnt worden. Hier sind verschiedene Typen von Lehrenden und von Lernenden scharf in ihrer Eigenthümlichkeit erfaßt; neben klarer Veranschaulichung der wissenschaftlichen Forschung fallen auch humoristische Streiflichter auf manche Einseitigkeiten und Schwächen. Die Berührung, in welche die beiden bedeutenden Professorengestalten gerade bei Verfolgung ihrer Lebenszwecke mit ganz anderen Kreisen, mit den Vertretern der Landwirthschaft und der städtischen Geschäftswelt wie andrerseits mit Personen des Adels und des Hofes kommen, sind culturhistorisch ebenso interessant, wie sie zur harmonischen Durchführung der Handlung vom Dichter kunstvoll verwerthet sind. Daß Freytags erster Roman „Soll und Haben" immer viel mehr gelesen worden ist, als dieser zweite, das mag wohl daran liegen, daß das Materialwaarengeschäft und die Hypothekenverhältnisse dem Lesepublikum vertrauter waren als die terra incognita alter Handschriften und

Volksmythen, wie beredt auch Freytag seine Professoren die Bedeutung und den dauernden Werth beider darlegen läßt. Auf das moderne Schauspiel und Lustspiel, selbst auf die Posse, hat „Soll und Haben" sehr stark eingewirkt; die „verlorene Handschrift" bisher wenig oder gar nicht.

Das im März 1888 in Breslau zur Aufführung gelangte Stück von Felix Friedrich „Der steinerne Vogel" (Breslau, S. Schottlaender; für Bühnen im Debit von Felix Bloch Erben in Berlin) — ursprünglich als Dreiacter entworfen, dann aber in einen einactigen Schwank zusammengezogen — beginnt, wie mir scheint, diese Lücke sehr glücklich auszufüllen. Felix Friedrich, — es ist bereits allgemein bekannt, daß dies nur die Vornamen des juristischen Professors Dr. Bruck in Breslau sind —, der früher schon ein sociales Trauerspiel „die Schildecks" (Verlag von Schottlaender, 1887) verfaßt hat, bietet in seinem „Steinernen Vogel" einerseits ein durch reiche eigene Erfahrung beleuchtetes Spiegelbild unseres heutigen Universitätslebens, dessen treffende Wahrheit wohl an die jenes Freytag'schen Romanes erinnert; andererseits läßt es in manchen Zügen der Charakteristik und der geschickt entwickelten, wenn auch enger begrenzten Handlung sich mit Freytags ebenfalls im Wesentlichen auf eine „condition" beschränkten Lustspiel „Die Journalisten" vergleichen.

Der etwas räthselhafte Titel, welcher den Ausgangs- und Zielpunkt der Handlung andeutet, hängt mit einer wirklich gemachten Entdeckung der neueren akademischen Forschung zusammen. In den siebziger Jahren fand man in den Solenhofener Schieferbrüchen den Abdruck eines urweltlichen Thieres, das eine Mittelstufe zwischen den Amphibien und den Vögeln repräsentirt. Die betreffende Steinplatte ist jetzt im Besitze der Berliner Bergakademie, und das in der Entwickelungsgeschichte der Thierwelt eine klaffende Lücke ausfüllende Wesen ist unter dem Namen „Archäopteryx" streng wissenschaftlich beschrieben und genau abgebildet worden. Diesen Fund hat unser Autor in eine mitteldeutsche Universitätsstadt verlegt. Der dortige Professor der Zoologie, Heinke, hat bei dem Antiquitätenhändler Stieber die kostbare, von diesem als Curiosität erworbene Steinplatte gefunden, und setzt natürlich Alles in Bewegung um diesen „steinernen Vogel" für das naturwissenschaftliche Museum seiner Universität zu erwerben. Höchst geschickt ist von diesem Angelpunkte der Handlung aus der Charakter der ersten männlichen Hauptperson dargestellt. Der in exacter Forschung und verstandesmäßigem Docíren gealterte Junggesell, Gefühlsregungen sonst wenig zugänglich, entwickelt für den Archäopteryx eine fast schwärmerische Leidenschaft. Er ist nicht der Klügste beim Unterhandeln gewesen, denn erst sein Eifer hat Herrn Stieber bewogen den Preis des Objectes auf 30 000 Mark heraufzuschrauben. Aber in den Bemühungen zur Erwerbung des Schatzes zeigt er die ganze Aufopferungsfähigkeit und Zähigkeit des deutschen Gelehrten. Auf sein Betreiben hat der Unterrichtsminister die Einsetzung der Summe in den nächsten Etat zugesichert; zur vorläufigen Befriedigung Stiebers will Heinke die ganzen Ersparnisse seiner Gelehrtenarbeit hingeben und wendet sich zur Deckung des Restes an seinen juristischen Collegen Hildebrand, in dessen Hause die ganze Handlung an einem Vormittage sich abspielt.

Dieser Professor Hildebrand, die zweite männliche Hauptperson, seit zwei Jahren verwittwet, hat nämlich eine reiche Schwiegermutter (oder vielmehr Stief-schwiegermutter, einst zweite Gattin seines Schwiegervaters). Frau Mary von Velden ist nach dem Tode ihres ländlichen Gatten, noch jung und glückbegehrend, mit ihrer Stieftochter Elly (der rechten Schwägerin Hildebrands) nach der Universitätsstadt gezogen, der Wissenschaft und ihren Vertretern enthusiastische Verehrung entgegenbringend. Auch besitzt sie noch weibliche Eitelkeit genug, um die Annäherung Heinkes, die zunächst nur auf Erlangung des Vorschusses abzielt, als ihrer Person geltend aufzufassen und z. B. selbst den in einem Briefe gebrauchten Ausdruck „schöner Märchenvogel" auf sich zu beziehen. Früher hatte sie freilich ihre Wünsche auf Hildebrand gerichtet und die deutlich hervortretende Neigung desselben zu Elly stiefmütterlich bekämpft. Die nach der

Gesetzgebung verschiedener Staaten der Verehelichung mit der Schwiegermutter oder der Schwägerin entgegenstehenden Hindernisse bieten Gelegenheit zu höchst komischen Erörterungen aus dem Gebiete der juristischen Facultät, welche die erwünschte Wandelung der Neigung bei Frau Mary herbeiführen helfen.

Sowohl in den Haushalt des jungen verwittweten Professors, als in den des alten Junggesellen Heinke eröffnet das Stück schalkhafte Einblicke. In Hildebrands Wohnung spielen sich aber auch Vorbereitungen zu einem wichtigen Ereigniß für die akademische Körperschaft ab, nämlich private Vorbereitungen zur Rectorwahl, bei welchen noch zwei — entfernt an Freytags Professoren Struvelius und Raschke erinnernde — Nebenfiguren auftraten. Kleine Seitenhiebe auf Mitwirken persönlicher Motive recht materieller Art bei der Wahl fehlen nicht. Doch sind es schließlich rein fachliche Erwägungen, welche die Wahl Heinkes sichern; und auch der prunkvolle Rectormantel, der diesem für das nächste Jahr bestimmt ist, übt seine Zugkraft auf das Herz der Frau Mary. Gelegentlich werden auch andere äußere Verhältnisse der Professorenstellung gestreift; die trocken hingeworfene Bemerkung, daß mancher unbesoldete Professor erst so alt werden müsse, wie der Archäopteryx (20 Millionen Jahre!), bis ein erleuchteter Unterrichtsminister Geld für ihn übrig habe, erinnert an manche ebenso colossale Hyperbel des Freytag'schen Humors in den „Journalisten".

Endlich vertritt eine episodische Figur auch wenigstens eine Seite des studentischen Lebens. Ein alter Corpsstudent, stud. jur. v. Salbach, sucht durch „patentes" Auftreten und Berufung auf seine Leistungen beim Frühschoppen und auf Mensur, sowie durch galantes Benehmen gegen die Damen des Herrn Decans eine mildere Beurtheilung seiner wissenschaftlichen Schwächen zu erlangen, natürlich ohne bei den sachkundigen Examinatoren seinen Zweck zu erreichen.

Der Ausgang der geschickt combinirten und auf einen einzigen Vormittag concentrirten Handlung braucht kaum noch angegeben zu werden: Magnificenz Heinke erwirbt nicht nur den Archäopteryx für sein Museum, sondern auch die Hand der Frau Mary, wie Hillebrand die der jugendlichen aber höchst bildungsfähigen Elly. Daß Herr von Salbach, nachdem ihm durch den wohlverdientem Durchfall durch das Examen die diplomatische Carrière abgeschnitten ist, spurlos verschwindet, wird der Zuschauer verschmerzen; vielleicht wird er zwar nicht „Botschafter", aber noch „Reiseinspector" einer Versicherungsgesellschaft, wie ein im Gespräch erwähnter Studiengenosse.

Ueberall ist es dem Verfasser gelungen — ohne persönliche Satire — Typen des akademischen Lebens unserer Zeit aufzugreifen und zu Trägern einer wohlgefügten Lustspielhandlung zu machen. Regisseure und Schauspieler dürften darauf zu achten haben — was bei den Breslauer Aufführungen nicht sorgfältig genug geschehen war — daß die Darsteller der Professoren in Maske und Haltung nicht in die lächerlich-pedantische Art der Benedix'schen Gelehrtenfiguren zurückfallen. Hildebrand und Heinke sind als Professoren durchaus keine Carricaturen, ebensowenig wie etwa Frau Mary als Schwiegermutter. Alle Rollen bieten vielmehr dem denkenden und welterfahrenen Schauspieler höchst dankbare Aufgaben, und das Stück — dem der Verfasser bereits wieder ein neues: „Alte Freier" hat folgen lassen — ist nach meiner Meinung als eine dankenswerthe Bereicherung unseres Lustspielrepertoires zu bezeichnen.

O. Erdmann.

Zur Geschichte Katharina's von Westfalen.

Briefwechsel der Königin Katharina und des Königs Jérôme von Westfalen, sowie des Kaisers Napoleon I. mit dem König Friedrich von Württemberg. Herausgegeben von August von Schloßberger. Bd. 1—3. Stuttgart. W. Kohlhammer.

Die große Bedeutung archivalischer Publicationen für das richtige Verständniß von Personen und Ereignissen tritt für wenige Abschnitte der neueren Geschichte so glänzend

hervor wie für das Zeitalter Napoleons I. Die Perſönlichkeit des Kaiſers ſelbſt hat in der Auffaſſung der nachfolgenden Generationen eine vollſtändige Wandlung durchgemacht. Die Legende, die Thiers geſponnen hat, iſt ſchon durch die Veröffentlichung der Correſpondenz Napoleons und die wichtigen Ergänzungen von du Caſſe aufs Grauſamſte zerſtört worden. Man geht vor Allem den Briefen und Aktenſtücken nach, den unverfälſchten Zeugen der Vergangenheit, und benutzt nur mit größter Vorſicht die ſtark ſubjectiv gefärbten Memoiren einer Nemuſat oder Lucian Bonapartes.

Einen wichtigen Beitrag für die Geſchichte jener Tage liefert der in der Ueberſchrift genannte Briefwechſel, durch deſſen Herausgabe ſich Schloßberger ein großes Verdienſt erworben hat. Zwar erſchien bald nach dem Tode Jérômes, des einſtigen Königs von Weſtfalen, ein fünfbändiges Werk: Mémoires et correspondance du roi Jérôme et de la reine Cathérine, aber man vermißte namentlich die Briefe, welche ſich im Hausarchiv zu Stuttgart befanden, und deren Publication damals noch nicht zu ermöglichen war. Denn Jérômes Gemahlin, Katharina, war die Tochter des erſten Königs von Württemberg, Friedrichs I. Durch die Liberalität des jetzigen Königs iſt die reiche Correſpondenz zwiſchen der Tochter und ihrem Vater der hiſtoriſchen Forſchung zugänglich gemacht worden; und eine unerwartete Bereicherung hat dieſes Material dadurch erfahren, daß Prinz Napoleon, der noch lebende Sohn Jérômes und der Katharina, aus dem Napoleoniſchen Hausarchiv faſt dritthalbhundert Briefe König Friedrichs an ſeine Tochter beigeſteuert hat. Der Briefwechſel reicht bis in das zwölfte Lebensjahr der unglücklichen Prinzeſſin zurück, bis ins Jahr 1794; aber von Bedeutung wird er doch erſt von ihrem 18. Jahre an, weil er von da ab als ziemlich lückenlos betrachtet werden kann; ſeine Begrenzung findet er, nach der Aufgabe, die ſich der Herausgeber geſtellt hatte, im Jahre 1816, in welchem König Friedrich ſtarb. Die Sprache der Briefe iſt natürlich die franzöſiſche. In Mömpelgart, wo die Prinzeſſin erzogen wurde, eignete ſie ſich leicht und raſch dieſe Sprache an, die ja auch am Stuttgarter Hofe eine eifrige Pflege fand, und ſie hat ſeit dieſer Zeit beſtändig franzöſiſch geſprochen, geſchrieben und gedacht; nur behielt ſie die Gewohnheit, deutſch zu beten. Faſt bis ins kleinſte Detail hinein wird ſich mit Hülfe dieſer Briefe das Bild der edlen Fürſtin zeichnen laſſen, die in Freud und Leid an der Seite Jérômes blieb und, als ihr Vater nach dem Sturze Napoleons und dem Ende des weſtfäliſchen Reiches mit dem Vorſchlage einer Eheſcheidung an ſie herantrat, nur die Antwort hatte: „Ich werde den Gemahl, Sire, den Sie mir gegeben haben, nicht verlaſſen, wenngleich er ſeinen Thron verloren hat; ich habe ſein Glück getheilt, er gehört mir auch in ſeinem Unglücke.“ Man muß hierbei bedenken, daß ihre Verbindung mit Jérôme aus rein politiſchen Motiven hervorgegangen war und daß der luſtige König von Weſtfalen ihr manche Stunde bitterſten Kummers bereitet hatte. Nicht ohne Grund hat Napoleon, als er bereits ein Gefangener auf St. Helena war, über Katharina das ſchöne Wort geſprochen: „Par sa belle conduite en 1815 cette princesse s'est inscrite de ses propres mains dans l'histoire.“

Die Vorreden zu den einzelnen Bänden orientiren den Leſer über den allgemeinen Inhalt und bilden die beſte Einführung in das Studium der Briefe ſelbſt. Die Texte ſind mit großer Sorgfalt corrigirt, und auch das mag hervorgehoben werden, daß die Ausſtattung des Buches eine wahrhaft luxuriöſe iſt. Den weiteren Publicationen Schloßbergers aus dem Stuttgarter Hausarchiv wird jeder Geſchichtsfreund mit großen Erwartungen entgegenſehen. F. Pr.

Bibliographiſche Notizen.

Die vervielfältigende Kunſt der Gegenwart. Redigirt von Carl v. Lützow. I. Der Holzſchnitt. Wien, Geſellſchaft für vervielfältigende Kunſt.

Es iſt ein hochbedeutſames Unternehmen, welches mit der Veröffentlichung des zwölften Heftes den erſten Theil der geſtellten Aufgabe zu Ende geführt hat. Seit mehr als ſechs Jahren haben berufene Kräfte eine reiche Fülle von Stoff geſammelt, um eine wirkliche Ueberſicht über die Geſchichte der vervielfältigenden Künſte aller Länder in der Gegenwart möglich zu machen. Durch an-

erkennenswerthe Liberalität der Künstler und Verleger aller einschlägigen Fächer ging der Gesellschaft ein Material von seltenem Reichthum zu, welches den Grundstock der Illustrationen abgab. Die Bearbeitung des Textes wurde für jedes Territorium einem speciell auf diesem Felde bewanderten Fachmann anvertraut, welcher sowohl die Technik und die Stilgesetze der von ihm bearbeiteten Kunstart genau kannte, als auch von den localen Verschiedenheiten der Länder und Schulen eine klare und unbefangene Vorstellung mitbrachte; während die Redaction darauf bedacht war, das bunte Vielerlei der einzelnen Stücke ungezwungen zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden.

In dieser Weise ist in dem jetzt vorliegenden ersten Bande (im Ganzen 34 Bogen Großfolio, mit weit über 300 kunstvollen Illustrationen!) der Holzschnitt aller Culturländer der Gegenwart zur Anschauung und zum Verständniß gebracht. Es ist auf diese Weise zum ersten Mal eine übersichtliche und mit reichem Bilderschmuck versehene geschichtliche Darstellung der Leistungen gegeben, welche diese immer noch volksthümlichste und eindringlichste aller vervielfältigenden Künste in unserer Zeit hervorgebracht hat. Nach einem „geschichtlichen Rückblick" des Herausgebers C. v. Lützow, bespricht W. Hecht die Leistungen des Holzschnitts in Deutschland, der Herausgeber selbst den in Oesterreich-Ungarn, beide zusammen etwa die Hälfte des Bandes füllend. In der zweiten Hälfte hat Henri Bouchot Frankreich, andere berufene Fachmänner sämmtliche anderen europäischen Länder, S. R. Koehler Nordamerika übernommen. Der in seiner Art hochentwickelte Holzschnitt der Ostasiaten, namentlich der Japaner, mußte außer Betracht bleiben, weil zu seinem Verständniß der volle Einblick in die Cultur-Geschichte jener Länder gehört hätte, die eine in sich abgeschlossene, mit der europäischen Kunst nicht organisch zusammen hängende Entwicklung repräsentirt.

Nach dem festgestellten Plane soll in der zweiten Abtheilung des Werkes der Kupferstich, in der dritten die Lithographie behandelt werden, beide nicht mit der gleichen Masse von Textillustrationen, wie sie der buchmäßig verwendbare Holzschnitt erforderte. Für die in der letzten Abtheilung darzustellenden photomechanischen Vervielfältigungsarten dagegen ist wieder eine reiche Fülle von Proben in Aussicht genommen.

Möchte es recht vielen Familien möglich sein, in diesem nach seinem Texte wie nach seinen Illustrationen vorzüglichen Werke einen Hausschatz zu erwerben, der wie wenig andere eine Quelle edlen Genusses und reicher Belehrung bieten dürfte. R.

Deutsche Geschichte bis zum Jahre 1888. Von Wilhelm Müller. Illustrirte Volksausgabe. Stuttgart. Carl Krabbe.

Die hohe Stellung, welche das deutsche Reich unter der umsichtigen und kraftvollen Leitung Kaiser Wilhelm I. und seines Reichskanzlers erreicht hat, erweckt in jedem Deutschen das Verlangen, den Entwickelungsgang der Geschichte seines Vaterlandes kennen zu lernen. Diesen Zweck zu erreichen ist die „Deutsche Geschichte" von Wilhelm Müller, welcher die deutsche Geschichtsliteratur bereits mit manchem vorzüglichen, auch für reifere Schüler geeigneten Werke bereichert hat, um so geeigneter, als der Inhalt des Buches durch gute Illustrationen unterstützt, volksthümlich gehalten und leicht verständlich ist. mp.

Eberhard, synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. 14. Aufl. umgearbeitet, vermehrt und verbessert von Dr. Otto Lyon. Mit Uebersetzung der Wörter in die englische, französische, italienische und russische Sprache. 1. Lief. Leipzig. Grieben 1888.

Das in den Kreisen der Fachmänner längst bekannte und gewürdigte Werk kann in der neuen Auflage auch allen denen empfohlen werden, welchen die Geschichte und das Leben unsrer Sprache nicht gleichgültig ist. Neben zahlreichen Hinweisen auf die Wörterbücher von Grimm und Weigand enthält das Buch viele Belegstellen aus unsern besten Schriftstellern, welche die scharfen Unterscheidungen sinnverwandter Wörter bestätigen. R. J.

Zur Feier der Wissenschaft. Rede gehalten bei Wiedereröffnung der Universität zu Rom. Von Moleschott. Emil Roth, Gießen.

In gedankenreichem und formschönem Vortrage legt unser in Italien wirkender Landsmann die Beziehung der Naturwissenschaften untereinander dar und hebt die Einwirkungen der wissenschaftlichen Fortschritte nicht bloß auf das praktische Leben, sondern auf unsere ganze Cultur, auf Denkweise und Thätigkeit der Gegenwart hervor. In der Wissenschaft vom

Menschen das Ziel, in der Mathematik die ideale Methode alles Forschens erkennend, rühmt Moleschott die erziehliche Leistung des Wissens, die befreiende des Denkens ohne Voreingenommenheit. Durch die Entwickelung der Mechanik wird die Muskelarbeit geschont, die Gedankenfähigkeit gehoben; Telegraph und Telephon haben uns rascher, geweckter, entschlossener, schlagfertiger im Urtheil und Beschließen gemacht. jl.

Aus Schubarts Leben und Wirken. Von Eugen Nägele. Stuttgart, Kohlhammer.

Nägele beschränkt sich im Wesentlichen auf den Aufenthalt Schubarts in Geislingen v. J. 1863—69. Er giebt sehr ausführliche Auszüge aus den ihm zugänglichen Briefen und Actenstücken, während seine eigene Darstellung zurücktritt. Besonders hervorzuheben sind die Mittheilungen aus den noch erhaltenen Schuldictaten Schubarts, von denen neulich schon im „Daheim" (1887. Nr. 38 u. 39) als interessante Probe die vier Briefe mitgetheilt waren, welche denselben Inhalt nach den Temperamenten verschieden behandeln. Auch die von Nägele aus diesen Schuldictaten gegebene Auswahl zeigt, wie Schubart seine reiche dichterische und humoristische Begabung im Dienste der Volksschulpädagogik in einer Weise verwerthete, die heute ganz besonders Beachtung verdient, da unsere Schulverwaltungen für die Bethätigung und Förderung individueller persönlicher Gaben und Neigungen der Lehrer und Schüler oft viel zu wenig Verständnis beweisen. Durch diese und andere Mittheilungen — auch durch einige Artikel aus der „Deutschen Chronik," einer für die Geschichte des deutschen Journalismus höchst wichtigen Zeitschrift — wird das Buch nicht nur für den speciellen Schubartforscher, sondern auch für weitere Kreise interessant. R. J.

Schulgesundheitspflege. Von Engelhorn. Karl Krabbe, Stuttgart.

Angesichts solcher Bücher kann man rufen: Es ist eine Lust, Referent zu sein! Das bedeutsame und wichtige Thema ist so vielseitig und dabei so schlicht und verständlich behandelt, daß man nur wünschen kann, alle Schulvorstände, Lehrer und Eltern schafften sich das Büchlein an und vertieften sich in seine anspruchslose und doch fesselnde Weisheit. Kein Kapitel ist gegen das andere bevorzugt oder zu kurz gekommen, keine Frage des weitschichtigen Gebietes ist übergangen; mit wahrer Liebe zu seinem Stoffe und zur Jugend ertheilt der ärztliche Verfasser jeden Rath und vermeidet dennoch alles Uebermaß. Nur bei der Physiologie und bei Darstellung der Krankheiten des Kindesalters konnte vielleicht eine noch größere Beschränkung geübt werden. Daß ein so gereifter Schriftsteller die Gesundheitslehre in der Schule nicht mit den äußeren Maßnahmen erschöpft glaubt, sondern auch die Vertheilung und Auswahl des Unterrichtsstoffs zur Sprache bringt, versteht sich von selbst. Wahrhaft goldene Worte sind es, wenn er (S. 166) davor warnt, althergebrachte Einrichtungen dem Drange nach Neuerung vorschnell zu opfern, und wenn er mahnt, genau zu prüfen, ob das Neue, das an die Stelle des Alten gesetzt werden soll, auch wirklich das Bessere sei! jl.

Karl Bleibtreu's pathologischer Roman „Größenwahn." Eine kritische Studie von Dr. Max Zerbst. Jena, Fr. Mauke.

Achtungswerthe Geistesarbeit ist auf einen derselben kaum würdigen Gegenstand verwendet. Vielleicht aber trägt das Schriftchen bei einem Theile unseres Lesepublikums etwas zur Klärung des Urtheils bei. O.

Linguistisch-culturhistorische Skizzen und Bilder aus der deutschen Steiermark von Dr. Adalbert Kupferschmid. Karlsruhe, Gebrüder Pollmann.

Diese kleinen Abhandlungen gereichen ihrem Verfasser zur Ehre; sie entspringen einer ehrlichen deutschen Gesinnung und einem für die Schönheit seiner Heimat tief empfänglichen Herzen. Mit offenem Blick hat Kupferschmid die steirischen Berge und Thäler durchwandert und überall den Spuren der Dichtung und Sage nachgeforscht, auch manche alte Chronik darum befragt. Aus seltsam entstellten Ortsnamen erschlossen sich ihm oft Kenntnisse völkergeschichtlichen Lebens, von denen wir sonst keine Kunde haben. Auch wo man seinen Namensdeutungen nicht völlig beipflichten kann, wird man die Sorgfalt des Forschers anerkennen müssen. Sehr schätzenswerth sind die Mittheilungen aus dem alten steirischen Gerichtsbuche von 1579—1594. Wem es vergönnt ist, das reizende Mürzthal aufzusuchen, der sollte diese „Skizzen" als Reisebegleitung mit

sich führen; wer daheim bleiben muß, der möge beim Lesen freundlichst ihres Verfassers gedenken, als eines treuen Hüters deutschen Volksthums in der fernen Südostmark. F. V.

Der Unfried. Ein Dorfroman von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Die Typen des oberbayrischen Gebirgsdorfes sind uns durch viele bayrische Schriftsteller bereits wohlbekannt geworden; aber Ganghofer versteht es dieselben zu individualisiren und interessant zu machen, indem er schildert, in welcher Weise die allen Menschen gemeinsamen Leidenschaften bei diesen Naturmenschen zum Ausdruck gelangen. Die Erzählung will unsere Theilnahme erwecken für das tragische Schicksal eines Menschen, der eine zwölfjährige Zuchthausstrafe für ein Verbrechen erlitten hat, das nur ein unglücklicher Zufall zu einem so schweren stempelt, und das vor dem ungedruckten Gesetzbuche der Moral sehr viel mildernde Umstände für sich hat. Trotz eines arbeitsamen und achtungswerthen Lebens wird er doch das Kainsmal an seiner Stirn nicht los und wird dadurch immer wieder heimatlos, selbst da, wo er Wurzel gefaßt hat mit allen Fasern seines Daseins. Die Gestalt dieses Mannes ist wie aus einem Guß, voll Naturwahrheit und psychologisch überzeugend. Fremdartig berührt in dem Roman der arme Wahnsinnige, dessen unheimliches Treiben selbst in dem abgeschlossenen Gebirgsdorfe und bei aller Naivität der Bewohner doch unmöglich so lange Duldung erfahren könnte. Daß die Technik des Romans bei Ganghofer vorzüglich ist, ist selbstverständlich: Aufbau der Handlung, Schürzung und Lösung sind meisterhaft.

mz.

Lars. Norwegisches Idyll von Bayard Taylor. Deutsch von Margarethe Jacobi. Stuttgart, Robert Lutz.

Unter den Werken des großen amerikanischen Dichters, der durch die Liebenswürdigkeit seines Wesens ebenso sehr wie durch seine hohe Begabung in Deutschland viele Freunde gewonnen hat und dessen frühzeitiger Tod tief beklagt wurde, nimmt „Lars" eine hervorragende Stellung ein. Die Verknüpfung großartiger Naturschilderungen, wie sie die norwegische Gebirgswelt bietet, mit der ergreifenden Darstellung menschlicher Seelenkämpfe ist eine äußerst glückliche. Mit Recht sagt die Uebersetzerin, der wir schon manche poetische Gabe des fernen Westens verdanken und deren Arbeit auch diesmal vollste Anerkennung verdient, in der Einleitung: „Der Grundgedanke der Dichtung — Sieg des Friedens und der Versöhnung über Leidenschaft und Gewaltthätigkeit — wird von Charakteren getragen, die in poetisch wirkungsvollem Gegensatz zu einander stehen: die Norweger, stark und urwüchsig wie ihr Land und ihre Sitten, von mildem Blut und ungestümem Sinn bewegt, gleich ihren heidnischen Vorfahren; — die Quäker, allen äußern Schmuckes baar, nur vom inneren Licht des Geistes erleuchtet." Die Katharsis, durch welche Lars Blutschuld gesühnt wird, ist ein Meisterstück psychologischer Erkenntniß, dessen einzelne Bestandtheile man aus dem Werke selbst ersehen mag. Die Ausstattung des Bändchens, das ein schöner Lichtdruck mit Bayard Taylors Bildniß schmückt, ist äußerst vornehm. fv.

Am Leuchtthurm. Eine Geschichte aus Preußens traurigen Tagen von Paul Block. Leipzig. Reinhold Werther.

Felix Dahn urtheilt über das Buch: „Ich finde die Erzählung ganz ausgezeichnet; sie hat den seltenen Vorzug, daß mit der Eigenart des Helden die ganze dichterische Aufgabe gegeben und zugleich die einzig richtige Lösung vorgezeichnet ist. Diese Eigenart des Helden ist neu, unentlehnt, höchst anziehend, durch seine Jugendgeschichte voll begründet: ebenso auch im Voraus bestimmt die Selbstwiderlegung einer krankhaften Verwirrung durch die That."

Auch wir haben das Buch mit Befriedigung gelesen. Die Gestalt des Helden ist dem Verfasser außerordentlich gelungen: einer jener Kraftmenschen der ostpreußischen Strandbevölkerung, der von Natur spröde und unzugänglich, durch widrige Jugendschicksale zu dem einsiedlerischen Manne wird, der an einer Verirrung der Anschauung krankt, an welcher er zu Grunde gehen muß. Wie der Verfasser die Lösung gestaltet, ergiebt sie zwar keine grundsätzliche Verwerfung jener Verirrung, aber auch in dieser Form ist sie annehmbar und befriedigend.

Die Naturschilderungen, namentlich die des aufgeregten Meeres, sind vorzüglich gelungen, auch das Zeitcolorit trägt das Gepräge der Wahrheit. — Wir empfehlen das Buch angelegentlichst der Beachtung des Publicums.

mz.

Van Dyck, Bildniß einer lächelnden jungen Dame. (Königliche Gemälde-Gallerie zu Kaſſel.) Kupferſtich von Profeſſor Guſtav Eilers. Stichfläche: 36½ cm Höhe, 29½ cm Breite.

In der Gemäldegallerie zu Kaſſel befindet ſich ein „Bildniß einer lächelnden jungen Dame," eine der wunderbarſten Schöpfungen Van Dycks. Das bauſchige Coſtüm mit dem weiten Spitzenkragen und die Art, das Haar zu tragen, führen uns an den Hof Karls I. von England, an welchem der Maler das fruchtbarſte Feld ſeiner portraitirenden Thätigkeit gefunden hat. Das feine, liebliche Geſicht trägt einen durchaus ariſtokratiſchen Zug. Nur eine leiſe Dehnung der Lippen verräth das Lächeln; der obere Theil des Geſichts bewahrt ſeine vollkommene Ruhe; die Augen blicken ſo ernſt, faſt melancholiſch den Beſchauer an. Die ganze Grazie und Vornehmheit der Erſcheinung iſt mit einer Meiſterſchaft wiedergegeben, wie ſie neben Van Dyck nur wenige Maler beſeſſen haben.

Prof. Guſtav Eilers hat dieſes Bild in Kupfer geſtochen, in einer ſo vortrefflichen Weiſe, daß ihm auf der Wiener graphiſchen Ausſtellung von 1886 die goldene Medaille zu Theil wurde. Die Geſellſchaft für vervielfältigende Kunſt hat den Stich in vier Druckgattungen in den Handel gebracht, von denen die vornehmſte (Remarkdrucke auf Japanpapier) 300 Mk., die vierte Gattung (Drucke auf weißem Papier mit Schrift) 30 Mk. koſtet, ein Preis, der angeſichts der feinen und ſauberen Ausführung als ein ſehr mäßiger bezeichnet werden muß. Wir zweifeln nicht, daß das ſchöne Bild ſich ſehr bald als ein beliebter Zimmerſchmuck einbürgern wird.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Beſprechung eingegangene Bücher.

Alberti, C., Wer iſt der Stärkere? Ein ſocialer Roman a. d. modernen Berlin. 2 Bände. Leipzig, W. Friedrich.

Aalsitsag zu wiſſenſchaftlichen Beobachtungen auf Reiſen in Einzelabhandlungen. Herausg. von G. Naumayer. Lieferung 1. Berlin, Rob. Oppenheim.

Armleise, W., Das Bild der Wenden-Göttin. Sagen-Dichtung. Dresden und Leipzig, E. Pierſon.

Armstrong, B. L., Im Spätſommer. Gedichte. Wien, C. Konegen.

Bädeker der Lustige. 1. Vollſtändiger humoriſt.-poetiſcher Führer durch München. Mit einem Orientirungsplan. Illuſtrirt. Stuttgart, Levy & Müller.

Bahr, H., La marquesa d'Amaëgui. Eine Plauderei. Zürich, Verlags-Magazin.

Beetechea, A., Jugendeiland. Gedichte. Dresden u. Leipzig, E. Pierſon.

Binder-Kriegelstein, C., Világos. Hiſtor. Trauerſpiel. Dresden u. Leipzig, E. Pierſon.

Bleibtreu, K., Schicksal. Schauſpiel in fünf Akten. Leipzig, W. Friedrich.

Brand, J., Thomas Münzer. Ein Drama. München, M. Ernſt.

Brandes, G., Ferdinand Laſſalle. Ein literariſches Charakterbild. A. d. Däniſchen. Leipzig, H. Barsdorf.

Braddon, M. E., Stella. Erſter Band. (Engelhorns allg. Roman-Bibl. 4 Jahrg. Band 25.) Stuttgart, Engelhorn.

Brillat-Savarin, Phyſiologie des Geſchmacks. Ueberſ. u. m. Anmerkgn. verſ. von Carl Vogt. 5. Aufl. Braunſchweig, Vieweg & Sohn.

Buchwald, G. n. J. v., Kulturhiſtor. Erzählungen I. Der Holzjäger von Waldbad. Kiel, E. Homann.

Barnett, J. H., Der kleine Lord. (Engelhorns allg. Roman-Bibliothek. 4. Jahrg. Bd. 23.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Basalt, G., Griechiſche Geſchichte bis zur Schlacht bei Chaironeia. 2. Theil: Die Perſerkriege und das attiſche Reich. Gotha, F. A. Perthes.

Bülletin financier international et moniteur de l'industrie et du commerce. II année. 1888. Rom, corso Vittorio Emanuele. 51.

Ciborovius, E., Gratulationsbüchlein. Sammlung ernſter und ſcherzhafter Gelegenheits-Gedichte. Danzig, A. W. Kafemann.

Cohn, G., Drei rechtswiſſenſchaftliche Vorträge in gemeinverſtändlicher Darſtellung. Heidelberg, C. Winter.

Daudet, A., Der Nabob. Band III. (Engelhorns allgem. Roman-Bibliothek IV. Jahrg. Bd. 22.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Delbrück, H., Hiſtoriſche und politiſche Aufſätze. Berlin, Walther & Apolant.

Despine, M., Bibliographie des modernen Hypnotismus. Berlin, C. Duncker.

Dorieux-Brattenk, B., Adolf Hellberg. Schauſpiel in 4 Aufzügen. Leipzig, R. Werther.

Ehrlich, Heinrich, Wagner'ſche Kunſt und wahres Chriſtenthum. Offener Brief an den Hofprediger und Garniſonpfarrer Dr. theol. Emil Frommel. Berlin, Brachvogel & Ranft.

Erbrich, E., Kaiſer Karl der Fünfte vor Metz. Leipzig, W. Friedrich.

Er schlägt sich sicht. Schauſpiel in fünf Aufzügen. Wien, R. Löwit.

Fickelscherer, M., Das Kriegsweſen der Alten. Mit Illuſtrationen. Leipzig, Verlag d. literar. Jahresberichts. (A. Seemann).

Foucher de Careil, A., Hegel und Schopenhauer. Ihr Leben und Wirken. A. d. Franzöſ. übers. von I. Singer. Wien, C. Konegen.

Frenzel, Fr., Schelmenweiſen. Eine Sammlung humoriſt. Dichtungen und Essays. Erſter Band. Leipzig, R. Werther.

Friedmann, A., Der Todesring. — Der Venusdurchgang. Zwei Gelehrten-Novellen für Ungelehrte. (Univers.-Bibl. 1430). Leipzig, Reclam.

Güntzel F. E., Reflexionen bei Betrachtung der Lebenserſcheinungen der Erde. Leipzig, E. H. Mayer.

Hané, E., Träumereien im Studirstübchen. Dichtungen. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.

Hennequin, Emile, La critique scientifique. Paris, Librairie académique Didier, Perrin et Cie.

Hepp, C., Wegweiser auf Sylt. Tondern, F. Drühse.

Hildebrandt, H., Wahre Worte und schöne Lieder. Eine Anthologie. Stolp i. P. H. Hildebrandt.

Hille, Paul, Auf dem Wege von Hohenzollern nach Rom. Protestantische Blätter. Köthen, S. Schettler's Erben.

Ilgenay, A., Milhüser Monet-Blotter. Elsässische Märle, Sage, Erzehlunge und Schwänk. Mühlhausen, Schick & Philipp.

Kirchhoff, A., Länderkunde des Erdtheils Europa. Lieferung 51—55. Prag, F. Tompsky u. Leipzig, G. Freytag.

Kirstea, P., Zwire-Dudenfing. Humorist. Roman. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.

Kohut, Ad., Das Buch von der Schwiegermutter. Zürich, Verlags-Magazin.

Korschnee, Fr., Ideale Liebe. Eine Dichtung mit lyrischem Anhange. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Krause, E. F., England. Charakteristisches über Land und Leute. Dresden u. Leipzig, E. Pierson.

Kretzer, M., Bürgerlicher Tod. Drama in fünf Aufzügen. Dresden, E. Pierson.

Lollée, Frédéric. Le Paradoxe. Essai sur les excentricités de l'esprit humain dans tous les siècles. Paris, Albert Savine.

Marshall, W., Spaziergänge eines Naturforschers. Mit Zeichnungen von A. Wagee. Leipzig, Verlag d. Literar. Jahresberichts (Arthur Seemann).

Mense-Kultee. Pädagogische Ketzereien eines Uaberufenen. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. (vormals J. F. Richter).

Michel, K., Lessing u. d. heutigen Schauspieler. (Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Neue F. III. Jahrg. Heft 34.) Hemburg, Verlagsanstalt (vorm. J. J. Richter).

Molenschott, J., Franciscus Cornelius Doeders. Festgruss zum 27. Mai 1888. Giessen, E. Roth.

Moser, H., Grundriss einer Geschichte der Weltsprache. Neuwied, Heuser.

Mylius, O., Bienemanns Erben. Roman, 4 Bände. Leipzig, W. Friedrich.

Nekrassow, N. A., sämmtliche Werke a. d. Russ. metrisch übertr. von H. J. Köcher. Zweiter Band. Leipzig, W. Friedrich.

Nicolai, Fr., Kleynor Feyner Almanach. 1777 und 1778. II. Jahrg. Herausg. v. G. Ellinger. (Berliner Neudrucke II. Band.) Berlin, Gebr Paetel.

Niemann, K., Coeur-As. Geschichte einer Leidenschaft. Jena, H. Costenoble.

Noé, H., Gossensass. Blätter der Erinnerung a. d. Gletscherwelt Tirols. Illustr. von T. Grubhofer. Meran, F. W. Ellmenreich.

Nonnemann, Fr., Elsa. Eine novell. Studie. Leipzig, R. Werther.

Perrens, F. T., Histoire de Florence depuis la domination des Médicis jusqu' à la chute de la république (1434—1531). Tome I. Paris Maison Quantin. 1888.

Randstriche und Nesselreime. Leipzig, W. Friedrich.

Relet, K., Rentonneth. Lustspiel in fünf Akten. München, Th. Ackermann.

Rey, A., Keime und Knospen. Gedichte. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Riet's Joh. G. Lebenserinnerungen. Herausg. von G. Poel. III. Theil. Gotha, Fr. A. Perthes.

Roland, E., Unsre lieben Lieutenants. Zeitgemässe Charakterstudien aus deutschen Salons. Leipzig, Ranert & Recco.

Sammlung gemeinverständl. wissensch. Vorträge Herausg. von Virchow u. Holtzendorff. N. F. III. Serie. Heft 51: Imm. Schmidt, Byron im Lichte unserer Zeit. — 52: Jordan, Goethe und noch immer kein Ende. Hemburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Sarrazin, Dr. Joseph. Das moderne Drama der Franzosen in seinen Hauptvertretern. Mit zahlreichen Textproben aus hervorragenden Werken von Augier, Dumas, Sardou und Pailleron. Stuttgart, Friedrich Frommanns Verlag (E. Hauff.)

Schmidt, M., e' Liserl. Erzählung vom Ammersee. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Schebin, O. Asbeln. Aus dem Leben eines Virtuosen. Braunschweig, G. Westermann.

Seemann, O., Die gottesdienstlichen Gebräuche der Griechen und Römer. Mit Illustrationen. Leipzig, Verlag d. literar. Jahresberichts. (A. Seemann).

Söhns, Fr., Die Parias unserer Sprache. Eine Sammlung von Volksausdrücken. Heilbronn, Gebr. Henninger,

Sourbeck Tb., Fichtennadeln vom Libanon. Lose Reise-Blätter. Basel, Benno Schwabe.

Spamer, O., Illustrirtes Konversations-Lexikon für das Volk. Zweite Auflage. Lieferung 100—103. Leipzig. O. Spamer.

Stern, M. R. v., Stimmen im Sturm. Gesammelte Dichtungen. Zweite verm. Auflage. Zürich, Verlags Magazin.

Sterne, C., Die alte und die neue Weltenschauung. Studien über die Rätsel der Welt und des Lebens. Mit Textabbildungen, Portraits und Tafeln. Lieferung 1. 2. Stuttgart, O. Weisert.

Streibel, K., Julia Alpinula. Schausp. i. 5. Aufz. Dresden, E. Pierson.

Seedukleaz, G., Die ruinirte Familie. Lustspiel. A. d. Armenischen von L. Rabenli. Leipzig, W. Friedrich.

Theerlet, A., Der Process Froidevillo. (Engelhorns Allg. Roman-Bibl. 4. Jahrg. Band 24.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Türck, H., Hamlet ein Genie. Zwei Vorträge. Rendnitz, M. Hoffmann.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XV. No. 6. Berlin, Dietrich Reimer.

Weise, J., Aus dem Tollhause des Lebens. Zeitgen. Satiren. Leipzig, R. Werthor.

Weiss, A., Leichte Reizungen. Gereimtes und Ungereimtes. Leipzig, R. Werther.

Weerzburger, K. Th., Geschichte der Niederlande. Zweiter Band. Gotha, F. A. Perthes.

Zerbst, M., Karl Bleibtreu's pathologischer Roman „Grössenwahn". Eine krit. Studie. Jena, Fr. Mauke.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Ueberrechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1888er. Frische Füllung. 1888er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58,20 R
Mühlbrunn .	40 „
Schlossbrunn	41,8 „
Theresienbrunn	47,1 „
Neubrunn . .	47,3 „
Marktbrunn .	34,5 „
Felsenquelle .	47 „
Kaiser Karls-Qu.	33,4 „
Kaiserbrunn .	39,1 „

Karlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

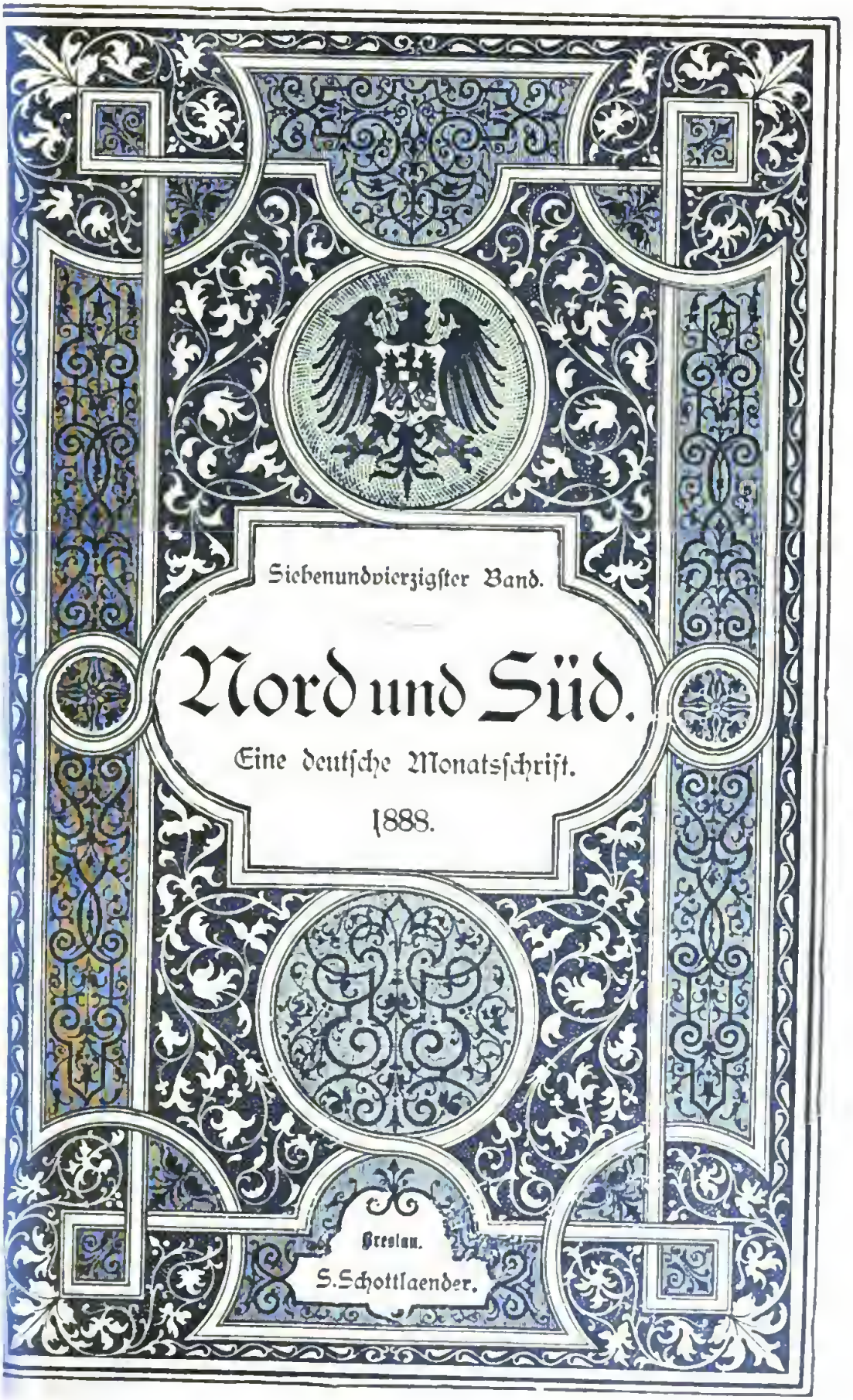
Die Füllungen am Apollinaris-Brunnen (Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen im Jahre 1887

11,894,000

Flaschen und Krüge.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,
LONDON,
UND REMAGEN A. RHEIN.

Digitized by Google


Siebenundvierzigster Band.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
1888.
Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Siebenundvierzigster Band.

Mit den Portraits von: Richard von Volkmann, Theodor Storm und Theodor Billroth.

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Inhalt des 47. Bandes.

October. — November. — December.

1888.

Seite

Arnold E. Berger in Bonn.
„Werther" „Fauſt" und die Anfänge des „Wilhelm Meiſter." 333

Max Buchner in München.
Metamorphoſen des Chriſtenthums bei den Negern 110

Felix Dahn in Breslau.
An Carmen Sylva. 278

R. Gerſuny in Wien.
Theodor Billroth. 323

Hugo Giſander in Halle a. S.
Richard von Volkmann. Ein deutſcher Arzt und Dichter 52

Wilhelm Jenſen in München.
Aus meiner Vaterſtadt. Die Perſianiſchen Häuſer .. .. I. 155

Hugo Klein in Wien.
Zauberkünſte. Novelle..... 407

Paul Lindau in Berlin.
Aus dem Orient. Flüchtige Aufzeichnungen. I. II..... 71. 230

Ludwig Pfau in Stuttgart.
Aus der Münchener Kunſtausſtellung des Jahres 1888.... 39. 210. 335

Johannes Proelß in Frankfurt a. M.
Der heilige Amor. Novelle 293

H. Schoenknecht in Berlin.
Waltraut. Eine Erzählung aus der Zeit der Befreiungskriege.... 378

F. T.

Theodor Storm. Ein Gedenkblatt 197

H. Villinger in Karlsruhe.

Ein ſchwerer Sieg. Novelle 137

Georg Winter in Marburg.

Ein Hauptführer des deutſchen Humanismus. Hiſtoriſche Skizze .. 118

Gebhard Zernin in Darmſtadt.

Die Entweichung des Marſchalls Bazaine aus dem Gefängniß von St. Marguerite. Nach den Mittheilungen des Grafen Hériſſon. 263

Bibliographie 146. 282. 421

Geſchichtliche Literatur 432

Medicin und Naturwiſſenſchaft 434

Muſikaliſche Literatur 435

Bibliographiſche Notizen 152. 289. 437

Mit den Portraits von:

Richard von Volkmann und Theodor Storm, radirt von Joh. Lindner, und Theodor Billroth, radirt von L. Kühn in München.

Band 47. — Heft 139.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

October 1888.

Breslau.
S. Schottlaender.

Digitized by Google

October 1888.

Inhalt.

Seite

Wilhelm Jensen in München.
Aus meiner Vaterstadt. Die Persianischen Häuser. I. 1

Hugo Gisander in Halle a. S.
Richard von Volkmann. Ein deutscher Arzt und Dichter..... 52

Ludwig Pfau in Stuttgart.
Aus der Münchener Kunstausstellung des Jahres 1888. I..... 59

Paul Lindau in Berlin.
Aus dem Orient. Flüchtige Aufzeichnungen. I..... 71

Max Buchner in München.
Metamorphosen des Christenthums bei den Negern..... 110

Georg Winter in Marburg.
Ein Hauptführer des deutschen Humanismus. Historische Skizze. 118

H. Dillinger in Karlsruhe.
Ein schwerer Sieg. Novelle..... 137

Bibliographie..... 146
Spaziergänge eines Naturforschers. (Mit Illustrationen.) — Französische Bücher.
Bibliographische Notizen. 152

Hierzu ein Portrait von Richard von Volkmann.
Radirung von Joh. Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte
aan
J. Engelhorn, Stuttgart. (Allgemeine Romanbibliothek.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Richard von Volkmann-Leander

Verlag von S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLVII. Band. — October 1888. — Heft 139.

(Mit einem Portrait in Radirung: Richard von Volkmann.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Aus meiner Vaterstadt.

Die Persianischen Häuser.

Von

Wilhelm Jensen.

— München. —

I.

Ein viereckiger Marktplatz, aus dessen Winkeln in höchster Regelmäßigkeit acht Straßen abzweigen, je zwei und zwei rechtwinklig gegeneinander stehend. Sie an ihren Enden umfassend und abschließend, eine dunkel-enge peripherische Gasse, da und dort ein wenig verschoben und verschieden benamt; dann fast ringsherum Wasser. Nur noch zwei oder drei sonstige Straßen; auf der Ostseite des Marktes eine Kirche mit hohem, spitzem Thurm, am Nordende des Ganzen ein altes, weißes, großes und wunderliches Schloß. Meine Vaterstadt Kiel, die Altstadt derselben, wie sie in meiner Kindheit war und heut', nur in Einzelheiten geringfügig verändert, noch ebenso daliegt. Schön war sie niemals, ist sie auch nicht geworden und wird sie nie werden. Allen Straßen in ihr fehlt Licht und Luft, sie sind eng, dumpf und trübsinnig, ohne alterthümlichen Reiz. Was spätere Zeit und besonders die letzten Jahrzehnte an einem Außenring von Vorstädten hinzugethan haben, ist mit wenig Ausnahme der mütterlichen Physiognomie der Altstadt nachgeartet. Beinahe überall besitzen die Häuserreihen etwas hausbacken Frostiges oder verdrossen Trauriges; sie dienen der Nothdurft des Lebens, bestenfalls mit schicklichem Aeußern und nüchternen Geschäftsmienen, aber sie lächeln nie, auch nicht im hellsten Sonnenlicht. Den zwischen ihnen Gehenden überkommt es melancholisch, doch nicht mit der elegisch-poetischen Schwermüthigkeit, die wohl andere alte Städte Schleswig-Holsteins durch ihren Anblick wecken,

sondern nur mit einem Gefühl, als sei das Menschendasein einzig Mühe und Arbeit, eine Werkelwoche ohne Festtag und ohne Freude.

Dennoch steht Kiel nicht unverdient in dem Rufe einer schönen Stadt. Nicht die bauende Menschenhand hat es dazu gemacht, aber die Hand der Natur. Am Rande der ostwärts ausmündenden Straßen weht uns die frische Wasserluft an, und wenige Schritte aus dem düstern Stadtinnern gen Norden führen in langgestreckte alte Baumgänge, durch diese fort am Hafen entlang zu herrlichem Laubwald auf steil aneinander gewölbten Dünenhügeln der Vorzeit. Auf dem Wege dorthin verleugnet die Stadt völlig ihren sonstigen Charakter. Alles ist freundlich, freudig, schön. Als hätte die Ostsee große, hellschimmernde Perlen an den Strand geworfen, reihen sich am Ufer hin freistehende, gärtenumgebene, oft prächtige Häuser; der Sommermorgen bettet sie in eine grüne, lachende Welt. Unter ihren Fenstern ziehen weiße Segel vorbei und die mächtigen Dampfcolosse der deutschen Kriegsflotte; von Norden her zwischen den Festungsbatterien am Ausgang des Hafens blickt ein blaues Stück der offnen See herüber. Die lange Wegstrecke heißt die „Düsternbrooker Allee", doch der Name verleitet zu einer fälschlichen Vorstellung. Was einmal an Düsterniß und feuchtem Bruch hier gewesen sein mag, ist längst verschwunden; lichte oder anmuthig überschattete Heiterkeit herrscht ringsumher und versöhnt das Auge und den Athemzug mit der größtentheils mißmuthig-dürftigen Wesensart der eigentlichen Stadt.

* * *

Jetzt ist diese eine rastlos lärmerfüllte Betriebsstätte des hundertfältigen Trachtens der neuesten Zeit geworden; in meiner Kindheit war sie ein stilles Land- oder Hafenstädtchen mit etwa dem vierten Theil der heutigen Einwohnerzahl. Sie führte ein politisches Zwitterdasein, wußte selbst kaum, ob sie nach dieser Richtung dänisch oder deutsch sei, und noch weniger wußten es die Leute südwärts der Elbe. Wie ich mich in einer großen preußischen Stadt als Student zur Aufnahme in die akademische Liste meldete, ward mir erwidert, das mache Schwierigkeiten, weil ich bis dahin in Dänemark studirt habe. Und auf meinen bescheidenen Einwand dagegen verwunderte man sich über meine Kenntnißlosigkeit, die nicht einmal wisse, daß Kiel eine dänische Universität sei.

Der Geist der Universität indeß, wie der Stadt selbst war jedenfalls ein deutscher, ohne bis zum vierten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts in einen Gegensatz zum Dänenthum getreten zu sein. Daß ein solcher begann, bildet meine früheste Knabenerinnerung, und die Universität, Lehrer wie Lernende thaten sich besonders dabei hervor, vertraten ihre deutsche Zugehörigkeit kräftig in Wort und Schrift. Sonst machten die wenig zahlreichen Studenten sich nicht stark bemerklich; man führte ein fröhliches Leben mit allerhand junger Narrethei, aber ich glaube, der Hauptsache nach

war man fleißig und darauf bedacht, etwas Ordentliches zu werden. Die Vorbereitung zum Universitätsstudium für die in Kiel heimische Jugend fand auf dem städtischen Gymnasium statt, oder dieses hielt wenigstens mit seiner Existenz den genannten Zweck im Auge. Es lag in der Küterstraße, deren etymologische Herstammung als „Straße der Hausschlächter" sich zu meiner Zeit nicht mehr kundgab, sondern mich muthmaßen ließ, daß der Name auf einer alten Corrumpirung beruhe, wie die meisten altstädtischen Straßen Kiels sie erlitten. Denn im Gange der Zeit ward die Kehden-Straße (vom Kehdinger Lande herrührend) in Ketten-, die Kattengasse in Katzenstraße, die Hessen- (oder Hirsch-) Straße in Haßstraße umgewandelt. Die vom Markt zum Schloß führende Schmiedestraße erschien für ihr vornehmes Richtungsziel zu gewerksmäßig benannt und wurde zur Schloßstraße; die Papengasse, in's Hochdeutsche übertragen, zur Pfaffenstraße. Wahrscheinlich leitete sich die Schusterstraße nicht von in ihr besonders zahlreich ansässigen Stiefelverfertigern ab, sondern das Wort Schuster hatte die alte zusammenfassende hansische Bedeutung der Gewerkbetreiber überhaupt; aber diese entschwand aus dem Gedächtniß der Nachlebenden, und schon das vorige Jahrhundert setzte das etwas feiner klingende Schuhmacherstraße an die Stelle. Was es so dem Ohre zu Gefallen that, verschönerte es hinter dem Rathhause einem andern Sinne zu lieb. Dort hieß die Straße „Hinter dem Fleischschrangen", und ich erinnere mich aus meiner Kindheit, daß sie besonders an feuchten Tagen diesen Namen durch einen Uebelkeit erregenden Schlachthausgeruch sofort rechtfertigte. Vermuthlich ward sie deshalb eigenthümlich euphemistisch in Rosenstraße umgetauft, denn ich habe nie eine Rose darin gesehn, und die Nasen standen sich nicht besser dabei.

Ihre grade Fortsetzung bildet die Küterstraße, und wenn diese unter den engen, dunklen und dumpfluftigen Altstadtstraßen sich mit um den ersten Preis bewarb, so war das Gymnasium in ihr das düsterste, verkommenste und trostloseste Gebäude. Vielleicht hatte es von seinem Ursprung an besonders zum „Kütern", d. h. zur Hausschlächterei gedient; alle seine Räume stammten aus einer Zeit, die nicht leiseste Ahnung davon besessen, daß Licht und Luft etwas für Menschen Zuträgliches sein könnten; ich glaube, sie waren sogar künstlich dagegen verwahrt. Die Volksschule hauste mit darin, und der Atmosphäre in den Schulzimmern, auf Flur und Treppe war meistens diejenige „hinter dem Fleischschrangen" als frische Himmelsluft erheblich vorzuziehen. Doch habe ich nie bemerkt, daß die Nasen der Lehrer vom höchstgebietenden Rector bis zum untersten Klassenherrscher etwas daran auszusetzen gefunden hätten; sie behüteten im Gegentheil sorglichst die köstliche Errungenschaft zwischen den schiefen Stubenwänden, und einige schlossen im Sommer vorsichtig die Ofenklappen, damit zwischen diesen und etwaigen Fensterritzen kein Zug entstehe. Mehr oder minder paßten sie alle als lebendige Penaten in das mürrisch-trübsinnige Gebäude hinein; sie waren zumeist besser

in den Straßen Athens und Roms bewandert, als in denen Kiels. Dort hätten sie sich in dunkelster Nacht zurechtgefunden, hier stolperten sie am hellen Tag. Unser alter Conrector wetteiferte an intimster Kenntniß der griechischen Bühneneinrichtungen mit einem Director der sophokleischen Zeit und theilte uns mit, es solle noch heut Theater geben, in denen Schauspiele aufgeführt und — proh pudor! ihm sei gesagt — die weiblichen Rollen von Frauenzimmern dargestellt würden. Uebrigens waren diese überlebten grotesken Perrückenhäupter die Guten; es befanden sich auch schlimme Gesellen mit andächtig weißverdrehten Augen unter den „Bildnern der Jugend".

Man lernte vielleicht sehr viel auf dem Gymnasium, vielleicht auch sehr wenig. Es hieß: non scholae sed vitae, und ich bin gern zu dem Glauben geneigt, daß die Lehrer selbst annahmen, diesen Wahlspruch zu befolgen. Nur muß das Leben vor ihren Augen ein sonderbares Gesicht gehabt haben. Sie haben ihm seitdem, wie ein alter Chronist sich über ihre Vorgänger äußert, „den Abschied gegeben und das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt", ohne sich je über das erste klarer geworden zu sein, als ihre Schüler es waren. Mit uns waren sie pueri puerilia tractantes.

Jedenfalls erfuhr ich Dasjenige nicht von ihnen, wonach ich von Kleinauf ein besonderes Verlangen in mir trug. Das waren nugae et curiositates. Wenn ich auf der Schulbank mit den hundert eingeschnittenen Namen, dem Pontus Euxinus von Dintenmeeren darüber saß, hätte ich gern gewußt, wer schon vor mir hier gesessen, statt des Lehrers dort auf dem verschabten Katheder gestanden; ob Alles immer ebenso gewesen sei, und wie lange schon zwischen diesen Wänden Schülerohren sehnsüchtig auf den Mittagsglockenschlag der Kirchthurmuhr gewartet haben möchten. Doch als ich es einmal wagte, meinen Klassenlehrer in schicklicher Formulirung danach zu befragen, ward mir die Antwort: „Also derlei Allotria trägst Du statt der Dir aufgegebenen unregelmäßigen Verba im Kopf? Nach solchen Dummheiten hat mich noch Keiner gefragt, aber ich will es Dir sagen. An dem hiesigen Gymnasium waren immer hochgelehrte, tüchtige und gottesfürchtige Lehrer, wie heute, und immer fleißige, zufriedenstellende, aber auch unbrauchbare, Allotria betreibende Schüler, wie Du. So, den Satz kannst Du in's Lateinische übersetzen, ihn zwanzig Mal abschreiben und mir heut' Abend in meine Wohnung bringen."

* * *

Wenn man nach Beendigung der Schulstunden aus den Hadesräumen des Gymnasiums durch den stygischen Canal der Küterstraße an den Markt gelangte, so hatte dies allemal etwas von einem Emportauchen in die Oberwelt. Man fühlte sich den „blutlos traurigen Schatten" entronnen und unter die Lebendigen zurückgekommen, und man war lieber der Letzte auf den Quarta- oder Tertiabänken mit einem freien Mittwochnachmittag vor

sich, als der göttliche Pelide mit der Anwartschaft auf die höchste Verherrlichung in den unsterblichen Gesängen Homers. Kinder sind sehr unbewandert in den Dingen und Läuften des Lebens; aber ein instinctives Gefühl, was und wozu das Leben eigentlich sei, tragen sie zumeist richtiger in sich, als die Klugheit und selbst als die Weisheit der Erwachsenen.

Der Marktplatz war nicht übermäßig freundlich anheimelnd, besaß im Großen und Ganzen auch den Anstrich eines alten verrunzelten Gesichtes ohne seelischen Ausdruck darin. Doch immerhin lag ein breites, ab und zu sogar blaues Stück Himmel über ihm, hin und wieder schien die Sonne auf die Grashalme zwischen seinem Steinpflaster herunter, und an einer Seite standen noch grüne Lindenbäume vor den Thüren der Häuser und den Ueberresten ihrer Beischläge. Vermuthlich trugen diese Linden, wie andere, auch nur im Sommer Blätter; allein in meiner Erinnerung stehen sie immer grünbelaubt. Gegen die ewig winterliche Oede des Gymnasiums nahm sich vielleicht ihr kahles Gezweig noch wie sommerliche Herrlichkeit aus.

Diesen heut' lang dem Schatten der homerischen Helden nachgefolgten Bäumen gegenüber auf der Ostseite des Marktes lag und liegt eine Häuserreihe, unscheinbar, gleichförmigen Bau's, alt und altersgebrechlich, im Grunde ohne irgend einen interessanten Zug in ihrer Gesammt- oder Einzelerscheinung. Sie sehen nur lebensüberdrüssig aus schmalen Fensteraugen, nicht unähnlich einer kleinen, in Reih und Glied aufgestellten Mannschaft von kümmerlichen, graugesichtigen Greisen, die noch in Parade stehen sollen, doch nicht mehr Richtung halten können und sich in ihrer Beinschwäche gegeneinander stützen, um nicht hinzufallen. Warum ich diese Häuser, aus der Schule dran vorüberkommend, als Knabe oft betrachtete, weiß ich nicht; und ebensowenig, wann und woher es mir in den Sinn gerathen, sie hätten eigentlich kein Recht da zu stehen. Wahrscheinlich brachte mich auf diesen Einfall die irgendwoher übernommene Vorstellung, daß die Kirche auf oder an den Markt gehöre, und die genannte Häuserreihe trennte sie vollständig von dem letzteren ab. Nur in der Mitte führte ein schmaler Durchgang unter einem der Häuser, ein dunkler „Schwiebbogen" vom Markt zur Kirche hin.

Allmählich ward es eine fixe Idee in meinem Kopf, der Platz, auf dem die Nicolaikirche stand, habe ursprünglich mit dem Markt ungetrennt zusammengehangen, und mit den jetzt als Scheidewand dazwischen liegenden Häusern müsse es eine besondere Bewandtniß haben. Manche Anzeichen deuteten darauf hin; während an den drei anderen Marktseiten die Gebäude, wenn auch nicht eben vornehm-stattlich, doch ein gewisses patrizierhaftes Aussehen besaßen, enthielten allein die Häuser dieser vierten Reihe im Erdgeschoß sämmtlich kleine und in jedem genau an Breite übereinstimmende Kauf- und Gewerkläden. Wie Kinder auf Einfälle kommen, ohne sich über den Zweck derselben klar zu sein, maß ich einmal in der Dämmerung mit

einer Schnur die Weite des Schwiebbogendurchgangs, und zu meiner Verwunderung zeigte dieser auch genau die nämliche Breite, wie die einzelnen Läden.

Das waren gewiß nugae et curiositates der verwerflichsten Art, und ich nahm mich sorgfältig in Acht, bei ihrer Bethätigung in die Sehweite eines meiner Lehrer zu gerathen. Hauptsächlich wenn ich an den Häusern bei Tageshelle nach irgendwelchen Schriftzeichen oder Zahlen suchte, die einen Anhalt über die Zeit der Erbauung geben könnten. Doch nichts der Art fand sich; nur über dem Ausgange des Schwiebbogens nach der Kirche zu entdeckte ich eine im dortigen verdunkelten Licht für die Augen, wie für meine damalige Lesefähigkeit schwer entzifferbare Minuskelinschrift. Endlich brachte ich sie heraus, sie redete den Psalmspruch:

„Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen."

Was hatte das mit der alten, bresthaften Häuserreihe zu thun? War ihr Leben für „Mühe und Arbeit" bestimmt gewesen? Jedenfalls war es schon höher gekommen, als achtzig Jahre!

Dann und wann fragte ich Jemand, der nicht zu meinen Geistesbildnern gehörte, nach ihnen, aber Keiner wußte mehr, als ich selbst: daß es alte kümmerliche Häuser seien. Und was den Psalmvers anging, so war ich frühzeitig von vita et schola in Kenntniß gesetzt, daß man Bibelsprüche wörtlich und schriftlich an mancherlei Stellen anbrachte, wo kein Verstand der Verständigen ihre Bedeutung fassen konnte. Um so mehr durfte ich mich dann darüber mit der Einfalt des kindlichen Gemüthes beruhigen.

In einem der Häuser befand sich nach der Marktseite eine „Friseur- und Barbierstube", in der ich mich vierteljährlich meines übermäßigen Haarwachsthums entledigen ließ. Einmal befragte ich den an meinem Kopfe beschäftigten Schneidekünstler, ob er vielleicht etwas von den alten Häusern wisse. Er hielt die Scheere an und antwortete: „Das kann ich Dich wol sagen, mein Schunge, denn das weiß Keineiner besser als ich; das sünd die Persianischen." Doch wie ich mich weiter erkundigte, was der sonderbare Name bedeute, erhielt ich die Erwiderung: „Wozu wullteſt Du das wol wissen, mein Schunge? Das kann Dich kein Mensch sagen. Kannst Du mich sagen, warum daß ich so heiße und nich anders? Mein Schunge sagt, daß es ein Land giebt, was so heißt. Nu paß 'mal auf, wahrscheinlich bauen sie da ihre Häuser so."

Die Scheere klapperte wieder und häufte den blonden Ueberfluß meines Kopfes am Boden auf. In den Kopf aber war mir ein wunderliches Wort gerathen, das sich für meine Aufmerksamkeit in der Schule, wie für die häuslichen Arbeiten nicht besonders einträglich erwies: „Persianisch". Hing das wirklich mit Persien zusammen? Mit Griechenland und

Rom jedenfalls nicht, und eine Nachfrage vom Rector bis zum Collaborator herunter war deshalb höchst unrathsam. Doch zweifellos auch ebenso unwirksam, denn was gingen sie, die sich täglich in Tempeln mit ionischen und korinthischen Säulen bewegten, alte, baufällige Häuser in Kiel an?

* * *

An schulfreien Nachmittagen der guten Jahreszeit liefen wir gern nordwärts aus der Stadt durch einsame grüne Feldweiten, aus denen man fern auf die freie, blaue Ostsee hinaussah. Drei Viertelstunden brachten uns an den schleswig-holsteinischen oder Eider-Canal, der im Kieler Hafen beginnend und westwärts in den genannten Fluß einmündend, eine Wasserstraße für kleinere Fahrzeuge zwischen Ost- und Nordsee herstellt und zugleich die Grenze zwischen Schleswig und Holstein bildete. Kurze Zeit war er auch, im Jahre 1850, nach der Beendigung des ersten schleswigholsteinischen Krieges, quasi die Scheidelinie zwischen Dänemark und Deutschland. Bis zur hohen politischen Entscheidung des Zukunftsschicksals der Herzogthümer standen drüben auf der schleswig'schen Seite die dänischen Wachtposten, und wir langgewachsenen Jungen machten uns mit Vorliebe das kindliche oder kindische Vergnügen, auf der holsteinischen Seite aus Leibeskräften „Schleswig-Holstein" zu singen, oder nach dem alten Wort „Holsatia non cantat", wohl mehr zu brüllen. Dabei zogen wir bis in die Mitte der Schleusenbrücke des Canals vor, so daß wir uns kaum auf Sprungweite von den geärgerten „tapperen Landsoldaten" befanden, deren Ingrimm sie zu unser'm Jubel manchmal fortriß, mit gefälltem Bajonnet auf uns loszustürmen. Aber vor der Mittellinie über dem Wasser mußten sie Halt machen; wir liefen lachend auf holsteinischen Boden zurück, und sie konnten uns nur „Fordömmte Bängler!" nachrufen, eine Bezeichnung, die uns eigentlich nicht gerade unverdient traf.

Um siebenunddreißig Jahre später vollzog dort der erste Kaiser des neuen deutschen Reiches, von allen Machtzeichen desselben umgeben, den ersten Hammerschlag zur Grundsteinlegung eines neuen, für die gewaltigsten Kriegsschiffe befahrbaren Canals, zwischen Nord- und Ostsee. Er stand auf der schleswig'schen Uferseite, und kein dänischer Posten trieb ihn mit gefälltem Bajonnet fort. Die Dinge auf Erden sind der Wandlung unterworfen.

Um 110 Jahre früher aber stand der dänische König Christian VII. an der nämlichen Stelle, wie in unseren Tagen der deutsche Kaiser, um auch das Nämliche dort zu thun. Er eröffnete die damals beginnende Ausgrabung des Eidercanals, allerdings kaum anders, als durch seine körperliche Gegenwart, denn von geistigem Vermögen hatte der ihn umschleichende Wahnsinn bereits wenig mehr übrig gelassen. Ein Granitobelisk neben der Ausmündung des Canals in den Kieler Hafen bewahrt das Gedächtniß des fernen Tages.

Der Nordrand des Canals, durch Hügel und Wälder gegen die scharfen Winde gedeckt, bildet ein halbes Stündchen lang etwas wie eine kleine schleswig'sche Riviera, die ersten und fast die einzigen wildwachsenden Veilchen der Umgegend Kiels blühten dort in sonniger Stille und zogen mich als Knabe auch allein oft zu sich hinaus. Dann betrachtete ich zuweilen gleichfalls den Obelisken, dessen Bedeutung mir fremd blieb, bis mich einmal ein alter, unweit von ihm hausender Schiffer darüber unterrichtete. Er schloß seine Mittheilung über den Canalbau, den er noch als kleines Kind mit angesehen:

„Da weer all mal vörher Een, en König oder Hertog oder sowat, de wull dat ok all so maken mit dat Water twischen de Ost- un Westsee. Da keem awer nix davun na, man blot de Stadt Friedrichsstadt sitgünt anne Eider schall davun blewen sin, un denn de Persianischen Hüser an'n Kieler Markt."

„De Persianischen Hüser?" fragte ich mit dem Eifer und Interesse, wie wenn die See mir plötzlich irgend ein fremdes Meerwunder vor die Füße ausgeworfen hätte. „Wat is dat damit?"

„Ja, dat weet ik nich, min Grotvadder sin Vadder de hett noch davun wußt un hett mit daran bu't. Awer, lewer Gott, dat is ja nu all' lang her, dat kann ja keen Minsch in'n Kopp beholen."

Zum zweiten Mal klangen mir die räthselvollen „Persianischen Häuser" in's Ohr, und diesmal sollten sie in Verbindung mit einem schon früher beabsichtigt gewesenen Canal zwischen den beiden Grenzmeeren unserer Halbinsel stehen. Aber irgendwelche Aufhellung kam mir nicht daraus, und ich gab jede Hoffnung auf, jemals etwas Weiteres in Erfahrung zu bringen. Zwar wußten meine Lehrer ganz genau auf Tag und Stunde, was sich vor mehr als zweitausend Jahren unter der Akropolis und dem tarpejischen Fels zugetragen hatte; doch soviel war mir klar geworden, was zur Zeit der Urgroßväter der heutigen Achtzigjährigen in unserer Heimat geschehen sei, das konnte kein Mensch im Kopf mehr behalten haben. Und doch hätt' ich es so gern gewußt, daß ich freiwillig darüber einen lateinischen Aufsatz verfaßt haben würde.

* * *

Von der vormaligen Schmiede-, späteren Schloßstraße zweigt sich zum Hafen hinunter eine der wenigen nicht vom Markt ausgehenden Straßen der Altstadt Kiels ab, die Fischerstraße. Ihr Name weist fraglos auf den Hauptbetrieb ihrer ersten Bewohner hin; sie mag vielleicht den urältesten Stadttheil darstellen, die früheste Gasse einer Fischerdorfansiedelung in nächster Lage am Wasser. Doch scheint sie diesen Charakter schon ziemlich früh verloren zu haben; möglicherweise wirkte die Nähe des Schlosses darauf hin, daß sich mehrere bedeutendere Häuser mit den kleineren der ursprünglichen Gestaltung der Straße untermischten. Der heutigen An-

schauung dünken freilich auch jene ersten höchst unscheinbar, mit ihrem gestaffelt überkragenden Bau bedenklich nach außen und noch verzwickter, ungemüthlicher und mannigfach widersinnig, wenn man in's Innere eintritt. Allein wenn man erwägt, was das ausgehende Mittelalter nicht nur als eine erträglich-bewohnbare, sondern sogar als eine stattlich-vornehme Behausung ansah, so kann man sich jene Gebäude sehr wohl als Adelssitze, wie zur zeitweiligen Unterbringung fürstlicher Ehrengäste benutzt, vorstellen, und in's 16. Jahrhundert wird das Alter einzelner von ihnen zurückreichen. Von allen Stadtgegenden hatte in meiner Kindheit die Fischerstraße am meisten Alterthümliches bewahrt und hat dies auch jetzt noch. Allerdings wenig im romantischen Sinn des Wortes, denn auf etwas Schönes oder Besonderes stößt der Blick nirgendwo. Er empfindet nur, daß die schmale, ziemlich lange Straße mit ihren bald eckig vorspringenden, bald zurückflüchtenden Häusern, mit den runzlich überhängenden Stöcken derselben unter den braunen Steinhauben verschiedengestaltigster Dächer sich seit vielen Menschengeschlechtern nicht verändert hat und schon vor Jahrhunderten genau ebenso ausgesehen haben muß, wie jetzt. Nur hat es damals darin vermuthlich stärker nach Seetang, Fischen, nassen Fischerwämmsern und -Stiefeln gerochen, als in der mehr städtisches Kleingewerbe dort betreibenden Gegenwart.

Ich stand im vierzehnten Jahr, als ich zum ersten Mal und dann häufig in eines jener alten „vornehmen" Häuser der Fischerstraße kam. Es war eine schwierige Sache, den Bewohner, den ich suchte, in seiner Studierstube aufzufinden; eine landsmännisch pausbäckige Küchenariadne half mir, sonst wäre es unmöglich gefallen. Man hörte am Schall des Fußtrittes, daß der untere Hausflur mit Fliesen belegt sein mußte; die Sehkraft nahm, trotzdem daß draußen heller Sommertag lag, nichts von ihnen gewahr. So bereitete es Ueberraschung, daß etwas befähigt war, noch dunkler zu sein; aber auf einer Treppe, die sich von Jahrhunderten ausgeschürft unter der Sohle anfühlte, hätte man auch die weißeste Mädchenhand — die meiner Führerin nicht von der Natur mitgegeben worden — nicht vor Augen gesehn. Die Bewegung sagte mir, daß ich meine Beine aufwärts hebe, sonst würde ich geglaubt haben, in die Unterwelt niederzusteigen. Dann einmal ein bleicher Zwielichtsschimmer, irgendwoher vom Rande der Welt, wie vom Schachtausgange eines Kohlenbergwerks. Doch gleich wieder um eine Ecke in einen neuen schwarzen Stollen hinein, einen engen, athembedrückenden Holzschlauch, dessen unsichtbare Wände bei jedem Schritt den Ellbogen von links oder rechts einen heimtückischen, bis in die Fingerspitzen kribbelnden Knuff versetzten. „Hier geht's was herunter," sagte die Stimme der gütigen Fee vor mir, und ich bemerkte dies gleichzeitig auch, denn ich schlug bereits drei Stufen abwärts vorüber, zum Glück mit der Nase gerade auf das weiche Nackenpolster vor mir, das mich durch einen unverkennbaren Geruch davon unterrichtete, daß „Schwarzsauer" auf dem heutigen Küchenzettel des Hauses stehe. Um spitzwinklige

Ecken, rechts, links, gradaus, immer: „Puff — puff!“ — „Hier geht's was herauf.“ Ich zählte sechs Stufen. „Hier liegt en Balken über.“ — „Wo?“ wollte ich fragen, stieß aber statt dessen ein „Au!“ heraus, da mein Schienbein schon die Bekanntschaft mit einer fußhoch über dem Boden aufragenden scharfen Holzkante machte. Ich erinnere mich, daß mir in dem Augenblick die Frage durch den Kopf schoß, wie viele Leute wohl schon vor mir sich das Bein an dem Balken wundgestoßen haben und wer sie gewesen sein möchten. Der Gedanke ließ mich nicht lange auf das Weitere achten, bis ich die Stimme der Pasiphaëtochter wieder hörte: „Hier ist die Thür zum Herrn.“ Damit schien sie in einer Versenkung zu verschwinden, wenigstens schlug mir gleich danach das Klappern ihrer Pantoffeln wie aus einem Abgrund herauf an's Ohr. Ich versuchte, mich umzusehen, doch ich hätte ebenso leicht einen Raben in der Nacht entdecken können, als eine Thür. Da ward indeß — wieder ein paar Stufen über mir — hülfreich eine geöffnet, und der alte, liebenswürdige Herr, den ich besuchen wollte, fragte: „Wer ist da?“ Wie er mich erkannte, denn nun fiel etwas Licht auf mich heraus, fügte er hinzu: „Es ist wohl ein bischen dunkel.“ — „O ein bischen — aber nicht sehr,“ stotterte ich, mir rasch noch einmal mit der Hand über das Schienbein fahrend. — „Ja, die alten Häuser haben das so an sich, aber man gewöhnt sich bald dran und freut sich nachher, daß man nicht wirklich blind ist.“

Der Trost war gewiß gut, wie Alles, was der philosophische alte Herr aus seinem Munde hervorgehen ließ, und ich habe mich in der Folge auch so daran gewöhnt, daß ich den labyrinthischen Weg nicht mehr behutsam zu durchschleichen brauchte, sondern ihn im schnellen Lauf zu durchspringen vermochte. Ueberrascht jedoch stand ich damals, von einem freundlichen hellen Licht der „Studierstube“ empfangen zu werden. Sie ging nach der Rückseite des Hauses und vor dieser sogar auf grüne, im Sonnenschein liegende Bäume von Gärten hinaus, die man in der alten Steingrube der Fischerstraße so wenig vermuthete, wie im Wüstensand. Es war frisches Naturleben, dessen Kommen und Gehen, Absterben und sich wieder Erneuern die alten Wände des Zimmers schon durch Jahrhunderte mit angesehen haben mochten. Sie bildeten in ihrer Winkelbeschaffenheit kein Rechteck, sondern eine Raute oder vielmehr ein merkwürdiges Trapez, und der Fußboden setzte sich damit in Uebereinstimmung, indem er in einer doppelten schiefen Ebene lag, so daß eine irgendwo auf ihn herunterfallende Kugel stets nur in der nämlichen Ecke zur Ruh' kam. Er bestand aus dicken, in der Zimmermitte augenscheinlich von einer Wandelbahn ausgetretenen Eichenbohlen; Jahrhunderte auch mußten an diesem gleichmäßigen Tropfenfall menschlicher Füße auf die Bretter gehöhlt haben. Alles Holzwerk des Raumes überzog ein grauer, melancholisch bleiernem Himmel ähnlicher Anstrich, hier, wie in jeder der übrigen Stuben des Hauses.

In diesem ward ich bald vertraut und mit Allem genau bekannt.

Seit manchen Geschlechtern hatte es sich vom Vater auf den Sohn fortvererbt; sie waren seßhaft drin gewesen, wie der Bohrwurm im Gebälk um sie her, der getreulich jedem Nachfolger wieder die Lebenszeit abgetickt hatte. Man sah, daß nicht nur die Wände, sondern auch Vieles zwischen und an ihnen sich aus grauen Tagen erhalten. Die wechselnden Besitzer hatten Neues hinzugethan, doch das Alte in seinem angestammten Hausrecht belassen.

Der zeitige Nutznießer dieser Ueberlieferung war ein stiller Privatgelehrter, Liebhaber von Büchern und alten Bildern, besonders Kupferstichen. Diese schauten in der Studirstube überall von den Wänden herab, wo die Repositorien eine Lücke beließen; auf einer Anzahl der rostfleckigen Stiche hatten unfraglich an der nämlichen Stelle schon langerloschene Vorväteraugen geruht. Es machte den Eindruck, daß von jeher in dem Hause eine Pietät für das Uebernommene und Ueberkommene geherrscht habe, die vor jeder noch so geringen, nicht von Zwang gebotenen Abänderung die Hand anhielt.

Ich befand mich nicht selten geraume Zeit allein in der Stube und betrachtete die alten Stiche in ihren platten, braunen, wurmfraßdurchlöcherten Rahmen. Es waren einige Schongauer, Dürer, Aldegrever, darunter; die meisten jedoch stammten von Wenzel Hollar, Radirungen aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Sie besaßen vielleicht weniger künstlerischen Werth, als die jener gefeierten Meister; doch sie sprachen mich am Meisten an, in einem wörtlichen Sinne, denn mir war's, als redeten sie wie mit Zungen von vergangener Zeit zu mir. Noch mehr fast that dies ein Holzschnitt von Matthäus Merian, der eine alte Stadt, ich weiß nicht mehr welche, mit Ringmauern, vielen Thürmen und Zugbrücken davor darstellte.

Aber Eines zog mich vor allen zu sich hin — ein Bild, nur von Fußlänge. im dunkelsten Winkel der Stube hängend, das sich unendlich lange dort an seinem Platz befinden mußte, denn der Nagel, der es trug, schien von altersbraunem Rost beinahe völlig zerfressen. Es war kein Kupferstich, sondern ein altes Pastellbildchen, wohl schon ursprünglich nur skizzenhaft entworfen und vom Licht vieler Tage gemach zu matten Farben abgeblaßt, da und dort auch von Feuchtigkeitslinien durchquert. Zweifellos stellte es ein junges, vielleicht sechzehnjähriges Mädchen in der Tracht eines früheren Jahrhunderts vor den Blick. Das Kleid des Brustbildes zeigte noch einen lichtblauen Schimmer und war am Ausschnitt des Halses und Nackens von einem breiten, halb aufstehenden, kunstreichen Spitzenkragen umfaßt. Auf diesen nieder, oder mehr in seine Umbauschung hinein, ringelten sich von den Schläfen leichte, dunkelbraune Locken; dazwischen sah ein schmales Gesicht den Beschauer mit hellen Augen an. Eigentlich nicht das einer Schönheit. Das Näschen schien an der Spitze ein wenig aufgebogen; ich weiß, daß der erste Anblick mich an eine Blaumeise erinnerte, und nicht

nur wegen der Farbe des Kleides und der Augen. Aber dieser Vergleich bezeichnete auch etwas eigenthümlich Reizendes und Liebliches der ganzen Erscheinung. Man sah in der leichten Gestalt die anmuthige Beweglichkeit, auf den feinen Lippen den hellen Stimmenton des genannten Vögelchens, und wie ein ganzer sonniger Frühlingsmorgen voll von aufknospenden Blüthen lächelte und leuchtete es aus den jungen Zügen. Allerdings ein dahingegangener; aber die verblichenen Farben ließen doch noch ahnen, wie hold er gewesen sein mußte.

Ich ward vierzehn Jahre, und ich glaube, das kleine Bild war eigentlich meine erste Liebe. Aus ihm kam mir hauptsächlich ein Verlangen, in der Stube allein zu sein, um es ungestört betrachten zu können. Kein mir lebendig begegnendes Mädchen meiner Vaterstadt hatte eine ähnliche Wirkung auf mich geübt, keines rief einen so träumerisch beglückenden und zugleich süßwehmüthigen Herzschlag in mir wach. Manchmal war mir's, als komme aus dem Hintergrunde der hellen Augen trotzdem ein trauriger Schatten, leise hervorrinnend, wie der Vorbote früher Abenddämmerung, die über einen Frühlingstag fällt. Doch es lag wohl an der Beleuchtung des dunkel-schattenden Winkels; wenn ich das Bild in's Fensterlicht trug, dann lächelten die Augen und das Antlitz mich in ihrer ganzen sorglosen Jugendfreudigkeit an.

War es nur die Erfindung der Phantasie eines Malers, oder hatte wirklich einmal ein solches Gesicht mit diesen Augen in die Welt geblickt?

Immer wieder putzte ich an der gleichfalls etwas erblindeten Glasscheibe vor dem Pastellgemälde, um zu entdecken, ob sich am Unterrande desselben nicht irgend ein schriftlicher Hinweis auf die Dargestellte finde. Aber nichts gab Auskunft, und der Besitzer des Bildes wußte ebenfalls nichts von der Bedeutung und Herkunft desselben. Es hatte immer so dagehangen, nicht allein zu seiner Kinderzeit, sondern, wie er sich in dieser gehört zu haben entsann, schon in den Jugendtagen seines Großvaters. Ein Familienportrait schien es nicht zu sein; und er war nicht vierzehn, sondern bald siebzig Jahre, und seine alten werthvollen Kupferstiche waren ihm lieber und interessanter. Doch eine leise Hindeutung auf einen sehnsüchtigen Wunsch in mir, das Bild zu besitzen, verstand er nicht, oder wollte sie, trotz seiner väterlichen Freundschaft für mich, wohl nicht verstehen. Es hatte Hausrecht an seinen Platz und mußte selbstverständlich dort bleiben. Wohin es nach dem Tode des alten kinderlosen Herrn gekommen ist, habe ich nicht erfahren können.

Doch ich sehe ihn, wie gestern, eines Tages unerwartet in's Zimmer treten, als ich, der ich auf sein längeres Ausbleiben gerechnet, eben einem in mir unwiderstehlich angewachsenen Drange nachgegeben hatte, vorsichtig die hölzerne Rückwandung des Bildes abzulösen und dies aus seinem Rahmen herauszunehmen. Mir fiel gerade ein Häufchen Bohrwurmmehl stäubend auf die Hand, als zu meiner Bestürzung der Unvermuthete die Thür öffnete.

Ich ward wohl roth und sagte, den Kopf niederbückend, der Rahmen sei beim Abheben auseinander gegangen, ich hätte ihn wieder befestigen wollen. Doch seine weißen Haare ahnten den Anlaß meiner Gesichtsröthe nicht, er machte, nach seiner Art, mir auch keinerlei Vorwurf über eine etwaige, zu muthmaßende Ungeschicklichkeit, sondern nickte nur gleichmüthig und setzte sich an seinen Schreibtisch.

So konnte ich, gewissermaßen ermächtigt, ruhig in meinem Vorhaben fortfahren. Ich schälte das Bildchen behutsam völlig aus seiner morschen Hülle hervor. Es war auf ein altes Stück Pergament aufgetragen, wie die Pastellbehandlung solches anfänglich bevorzugt hatte; die Stiftfarben, die sich offenbar dem Künstler schwer damit verbunden gehabt, hafteten nur lose drauf; trotz meiner Vorsicht ward durch ein leichtes Anstreifen an der rechten Schulter ein Stückchen des blauen Kleides fast weggelöscht, wie der Blüthenstaub vom Flügel eines Adonisfalters. Doch nicht darum flog mir ein Ausruflaut vom Munde, sondern weil mein Blick auf die Rückseite des Pergamentblattes fiel. Dort zeigte der Oberrand eine kurze Inschrift von braun verblaßter, halb ausgelaufener Tinte:

„Elsabe. Reval opp. Anno MDCXXXIII."

Dann gleich darunter in künstlich verschnörkelten Buchstaben:

„HErrn Oelschläger, viro celeberr. in memoriam."

Auf der Mitte des Blattes aber stand mit schwarz erhaltener Tinte von einer andern Hand zugleich fest, schön und zierlich geschrieben:

„Und darff ein frecher Kiehl sich dieses unterfangen/
Daß er die gantze Zier/ die an der Liebsten scheint/
In ein so enges Thun zu zeichnen ab vermeynt?
Wahr ist es! Dieses Haar/ die Stirne/ diese Wangen
Sind denen ähnlich gantz/ die an derselben prangen;
Die Augen seh' ich da, um die ich offt geweint/
Und diß hier ist der Mund/ der meinen nennet Freund.
Gantz diß! Das ist gantz das/ nach dem ich muß verlangen.
Die Zucht/ diß freundlich sehn/ die Sitten, diese Tracht/
Und alles steht vor mir/ was sie so trefflich macht/
Nur daß es sich nicht regt/ und nicht will Antwort geben.
Sey deüm nicht halb so stolz/ du kühner Pinsel du/
Das schönste, das man wünscht/ gehöret noch hierzu:
Entwirffstu ihren Leib/ so mahl' auch drein sein Leben!"

„Geschrieben im vordern Eckhaus der Persianischen Häuser, zu Kiel MDCXXXIX. Diß Bildniß gantz so befunden, wie darmals vermeynt."

Der alte Herr war auf meinen Ausruf vom Schreibtisch herangekommen, stand neben mir und blickte mit auf die Inschriften der Pergamentrückseite. Sie waren ihm interessant, als ein Ueberbleibsel aus vergangenen Zeiten, doch nicht wie mir; weiter zu deuten, als ich, wußte er sie auch nicht, es schlug nicht in die Richtung seiner Gelehrsamkeit.

Was die „Persianischen Häuser" bedeuteten, die ich hier zum dritten

Male und in so merkwürdiger Verbindung antraf, darüber konnte er mir gleichfalls keine Auskunft ertheilen.

Aber was gingen mich in diesem Augenblick die räthselhaften Persianischen Häuser an? Mit vierzehnjährigen Knabenaugen sah ich auf das liebliche Bild. Dies Gesicht war keine Erfindung eines Malers gewesen, sondern hatte wirklich gelebt — wie es schien in der esthländischen Stadt Reval — und den Namen Elsabe getragen. Ach, vor mehr als zwei Jahrhunderten! Wie lange war dies süße Antlitz zu Staub geworden, das Blatt in meiner Hand vermuthlich das einzig von ihr Gebliebene!

Mir fiel, glaube ich, zum ersten Mal ein aufgehendes Begreifen des Todes, der Vergänglichkeit selbst des Schönsten mit einem Anschauern in den warmen Sommertag. Und doch klopfte mein Herz auch so wundervoll, als sei ihm ein höchstes Glück geworden. Sorgfältig schrieb ich mir das auf dem Pergamentblatt Stehende ab; wer mochte das Sonett darauf geschrieben haben? Die Frage wäre etwas für scharfsinnige Conjecturen und Emendationen meiner Lehrer gewesen.

Der Gedanke, der mir aufschoß, kam mir mit dem nächsten Herzschlag wie die Entweihung von etwas Heiligem vor. Um keinen Preis in der Welt hätte ich ihnen das Bild und die Schrift zu Gesicht gerathen lassen, lieber ein Jahr lang tagtäglich bis Mitternacht als Strafarbeit ein Dutzend griechischer Partikeln mit ihren sämmtlichen Constructionen auswendig gelernt.

Behutsam brachte ich das Bild wieder in seine Schutzhülle, hängte es an den Rostnagel zurück und ging.

In dem dunklen Labyrinth draußen kam's mir: War das holdselige Mädchen etwa, wie eine Blaumeise hüpfend und zwitschernd, hier einmal durch diesen alten Gang geflogen? Mir rührte ein andersartiger Schauer an die Seele, der vor dem Gewesenen. Was konnten solche Wände gesehen und gehört haben, nie etwas davon kundgebend, immer „stumm wie ein Stein"; darum hieß ja das Sprichwort ihn so. Meine Hände streiften diesmal im Gehen an den Mauern hin; vielleicht hatte die Hand Elsabes es einst so gethan!

Doch wohl nicht, wie wäre sie von Reval hierher gekommen? Aber das Sonett auf dem Bilde mußte doch von Jemand sein, der sie gekannt, geliebt hatte und hier gewesen war. Mich wollte es wie ein Gedicht an seine Braut bedünken.

In der Nacht träumte mir von einem großen Frühlingsgarten; der war voll von Blumen, bunten Faltern und Sonnenglanz, so strahlenblendend, daß ich durch den Goldschleier nur ein himmelblaues Hin- und Wiederleuchten unterscheiden konnte. Es schaukelte sich wie das Gefieder eines Vogels am niederhängenden Gezweig einer Trauerweide; dann rief plötzlich eine Stimme aus weiter Ferne: „Elsabe, Elsabe!" — und es rauschte leis in den Blättern, und der blaue Schimmer war fort.

* * *

Doch die Jahre kamen, in denen sich nach ewigem Gebot im Knabenherzen ein lebendiges Mädchenbild über das todte drängte. Wie die Farben des letzteren auf dem Pergament von Jahrhunderten abgeblaßt worden, so verblich es von der Zeit in jenem. Das ist auch Gesetz der Natur, die nicht das Vergangene zurückholen, sondern Gegenwart und Zukunft schaffen will.

Ich habe wohl manchmal noch an das kleine Pastellgemälde im dunklen Zimmerwinkel gedacht; aber als ich einmal nach längerer Abwesenheit in meine Vaterstadt heimkam, da war der weißköpfige Inhaber der Studirstube schon in eine letzte enge Wohnung umgezogen, und mein Fuß hat das alte Haus nicht wieder betreten. Es steht noch, doch etwas neuzeitlich aufgeputzt und, wie ich gehört, von seinem neuen Besitzer im Innern mannigfach baulich abgeändert. Verargen konnt' ich's ihm eigentlich nicht.

Ich studirte Medicin, allein mein hauptsächliches Denken und Treiben ging auf Beschäftigung mit der Literatur hinaus. In diesem nämlichen Zwiespalt des Müssens und der Neigung hatte sich schon einmal um viele Geschlechter vor mir Jemand befunden, der auch ein Jünger der Arzneiwissenschaft gewesen, doch von der Gnade Apollos zugleich schon in jungen Jahren einen ersten Rang unter den deutschen Dichtern seiner Zeit gewonnen. Sein Vorbild hatte in mancher schweren Stunde etwas Trostbringendes für mich; wo ich einzelner seiner Gedichte in Anthologien und Literaturgeschichten habhaft werden konnte, da vertiefte ich mich mit Vorliebe in sie hinein und suchte in ihnen nach den gleichen Empfindungen, von denen ich hülflos hin und wieder gezerrt wurde, dem heimlichen Ringkampf zwischen wissenschaftlichem Nothberufe und der Sehnsucht nach freiem Flügelschlag der Dichtung. Diese Uebereinstimmung meiner Lebenslage und Gemüthsrichtung mit dem lange vor mir Gewesenen machte mich im Innersten mit seinem Fühlen und Denken bekannt, machte ihn mir lebendig, vertraut wie einen Freund. Ich sah und hörte ihn; ein schon vergilbtes Blatt aus jener Zeit mit einigen Zeilen von meiner Hand drückt den „Wahn" aus, der mich zuweilen überkam:

Mitunter durchläuft's mich aus altem Buche
Mit seltsamem Schauer. Es tritt hervor
Aus seinen Blättern vor Aug' und Ohr
Ein Freund, den sonst ich vergeblich suche.
Ich fühl's, es pocht mir draus entgegen
Mit meines eigenen Herzens Schlägen;
Mir ist, als ob ich endlich gefunden,
Mit warmen, lebendigen Armen umwunden
Ein Wesen, das mir im Tiefsten verwandt;
Es blickt mich an, es spricht zu mir —
Da knistert das Blatt in meiner Hand
Und ist nur ein todtes Stück Papier!

Viele Jahre indeß vergingen, ehe das Glück einen alten Originalband der Gedichte meines todten Freundes in meinen Besitz und meine

Hand brachte. In einer fremden Stadt war's, an einem Sommernachmittag, der Trödler hatte wenige Kreuzer für den Schatz gefordert, den ich nach Hause trug; er war froh, den staubigen Plunder der Vergangenheit in ein paar Gläser Bier für seine heutig verstaubte Kehle umgesetzt zu haben. In meinem Zimmer spielten die Sonnenstrahlen über die gelben, groben Blätter des Buches „An itzo wieder Auff's Neue mit Churf. Sächs. Privilegio außgefertiget"; es war die Sonne Homers und ebenso dessen, der diese Gedichte einst gedacht und geschrieben, und sie lächelte.

Da stutzte plötzlich einmal mein Auge, das eine Anzahl mir unbekannt gewesener Sonette überflogen; denn das nächste hub unter dem Titel: „Auf Ihr Bildnüß" mit dem Verse an:

„Und darff ein frecher Kiehl sich dieses unterfangen —"!

* * *

Ich blieb an dem Abend durch die Dämmerung bis in's tiefe Dunkel hinein sitzen, ohne meine Lampe anzuzünden. Wie seltsam verknüpft das Leben mit tausend Fäden das Sein, die Gedanken und Empfindungen der Menschen, das Vergangene und das Gegenwärtige! Es ist doch eigentlich nichts gewesen, nichts todt, sondern Alles nur ein Verschwinden, ein Vorübergleiten an dem Blick, gleich dem des Wassers in einem Strome, das nicht wirklich untergeht, nur einen Rückgang beschreibend an anderer Stelle gleichen Lauf wieder beginnt. So kehrt auch das Denken und Fühlen eines Herzens in lebendigem Kreislauf irgendwo in eine Brust zurück. Alles was lebt, rafft der Tod hinweg; doch was gelebt hat, ist auch unvergänglich, ein Theil der unsterblichen Seele der Menschheit.

Erinnerungen, Träume', Gedanken vieler Art zogen mir an jenem Abend im Dämmerlicht, im Dunkel vorüber. Ein nebelndes Gewoge war's, das undeutliche Gestalten bildete, die wieder zerrannen; nur zwei von ihnen traten hell, unveränderlich, jeden Zug an sich darbietend, hervor, als ständen sie lebend, vor meinen Augen im Zimmer da — zwei junge, schöne, liebe Menschenkinder. Sie lächelten mich an, als sprächen sie mir zu, für sie den Staub von manchem alten Buche abzublasen, damit die verrauschte Welle ihres Lebens in mir wieder zurückkehre, das frühe Gedächtniß meiner Kindheit mit ihnen verknüpfend. Ja seltsam, durch sie gelangte ich in späten Tagen zu der Aufklärung, was die „Persianischen Häuser" bedeuteten; zu der Wissenskenntniß, daß ein verschollenes Blatt der Geschichte der deutschen Dichtung auch ein Lebensblatt der Geschichte meiner Vaterstadt sei.

II.

An einem Septembernachmittage des Jahres 1633 hielt vor dem damaligen eigenthümlichen Doppelbau des nach Süden gerichteten Holstenthores der Stadt Kiel auf wohlgesatteltem Pferde Herr Adam Oelschläger,

Bibliothekar und Hofmathematicus des durchlauchtigen Herren von Kiel, des Herzogs Friederich III. von Holstein-Gottorp. Doch benannte kaum Jemand ihn mehr mit seinem Vaternamen, denn er hatte als Gelehrter denselben nach Brauch der Zeit in's Lateinische umgewandelt und hieß sich Magister Adam Olearius; um die Wende des Jahrhunderts zu Aschersleben geboren, stand er erst im 33. Jahr, allein der Ruf seiner Gelehrsamkeit und vielseitigen Kenntnisse ging schon weit durch deutsche Lande. In diesen freilich sah es zur Zeit für Wissenschaften und Künste übel aus; seit fünfzehn Jahren warf der endlose Glaubenskrieg seine Brandfackeln und Blutströme bald hierhin, bald dorthin, hatte im Jahre 1627 auch die Stadt Kiel von einer kaiserlichen Armee unter dem Befehl Tillys und Wallensteins umlagern, rasch einnehmen und weithin die Umgebung zu einer Wüste machen lassen. Doch seit der Landung des schwedischen Königs waren die Kriegesunwetter fern vom Norden in die Mitte und den Süden Deutschlands abgesunken, Ruhe und Sicherheit, soweit die Zeit solche überhaupt kannte, an den Rand der Ostsee zurückgekehrt, und man hatte in wörtlichem und übertragenem Sinne mit der Wegräumung des Brandschuttes begonnen. Dazu verhalf besonders in den nicht unter dänischer Königshoheit stehenden Gebietstheilen Schleswigs und Holsteins die geistige Spann- und Thatkraft des noch jugendlichen Herzogs Friederich. Nach dem frühzeitigen Tode zweier älterer Brüder unerwartet an die Regierung seines kleinen, gering bevölkerten, vielfach zertrennten und zerschachtelten Landes gelangt, entwickelte er ebensoviel Eifer als Verständniß zur Wiedererhebung desselben aus seinem Verfall in den Kriegsjahren. Er war ein Fürst von außergewöhnlichem Kenntnißreichthum und Drang, diesen stets noch zu vermehren. Nicht nur die lateinische und griechische Sprache beherrschte er vollkommen, sondern er verstand auch die hebräische; physikalische und chemische Versuche bildeten Lieblingsgegenstände seiner Beschäftigung, und ein im Schloß Gottorp aufgestellter Globus war nach seinen mathematischen Berechnungen und Bestimmungen angefertigt. Ueber alle geistigen Gebiete dehnte sich sein Streben nach Förderung und Verbesserung aus; er trachtete besonders nach einem Aufschwunge der humanistischen Bildung, bereicherte stetig die gottorper Bibliothek, suchte die Künste zu heben, legte sogar eine der größten Seltenheiten der Zeit, eine Naturalienansammlung an. In der Mitte des dreißigjährigen Krieges erscheinen er und die Fortschritte des Friedens, der Wohlfahrt seiner Unterthanen in Schleswig wie ein Wunder. Seine oberste Neigung aber wandte sich der Geographie zu; die Räume, in denen er sich zumeist aufhielt, waren mit Karten aller Länder der Erde angefüllt, soweit die neueste Kunde von denselben reichte. Vor ihnen saß Herzog Friedrich oft, in tiefe Gedanken versunken. Sein geistiger Blick ging weit über den Erdball, doch ebenso wie durch den Raum, auch durch die Zeit, in Vergangenes zurück und in Kommendes voraus. In der Stille seiner Arbeitskammer stellte er manche sonderbaren Verknüpfungen und Berechnungen

an, auf die kein Sinn seiner Zeitgenossen verfiel; und im Beginn der dreißiger Jahre des Jahrhunderts hatte ein seltsam weit ausschauender Gedanke eine Keimsaat in seinen Kopf gesenkt, die sich nach und nach darin mit tausend Wurzeln unausreißbar festgrub. Der von ihm gefaßte Plan wuchs vor seinen in die Zukunft gerichteten Augen zu einer greifbar werdenden Gestaltung, bewog ihn, seinen altangestammten Sitz auf dem Schloß Gottorp an der Schlei zu verlassen und seine Residenz ganz in das Kieler Schloß zu verlegen. Und in Folge dessen befand sich auch sein vertrauter Rathgeber und „fürstlicher Rath", Herr Adam Olearius ebenfalls schon seit einem halben Jahre in der Stadt Kiel ständig anwesend.

Nun hielt derselbe in stattlicher Haltung und Tracht auf seinem Pferde vor dem Holstenthor und schattete ab und zu die Augen mit der Hand gegen die Sonne, um einen prüfenden Blick nach Süden voraufzuwerfen. Dort, wo sich jetzt die größere Stadthälfte zum Kuhberggelände hinanzieht, lag noch nichts vor ihm, als eine übel gehaltene Knüppellandstraße, in freie Leere hinauslaufend. Das Ende des vergangenen Jahrhunderts hatte freilich schon begonnen, an den Seiten jener Straße ein paar Dutzend Häuser der heutigen Vorstadt und Schewenbrücke aufzurichten; allein als außerhalb der Mauer und Thore befindlich waren sie sogleich von den Brandkugeln der Tilly'schen Feldschlangen in Asche gelegt und noch nicht wieder aufgebaut worden. Die Zeit gemahnte zur Vorsicht; tobte auch jetzt der Krieg weit südab, so konnte doch immer das vor fünf Jahren Geschehene sich noch wieder erneuern, und man besaß noch nicht den vertrauenden Muth, neue Mauern und Giebel aus den Schuttfeldern in die Höh' steigen zu lassen. Auch Adam Olearius hätte schwerlich dazu gerathen, denn er war in den Weltläuften sehr wohl bewandert.

Seine dunkle würdige Tracht gab den Gelehrten und fürstlichen Rath kund, aber seine Gestalt und Gesichtszüge waren von ausdrucksvoller Kraft; sie hätten, wenn Brustpanzer und Schienen das Kleid bedeckt gehalten, einen Ritter oder Hauptmann in ihm vermuthen lassen können, ebenso der aufrecht sichere Sitz im Sattel. Zu einem adligen Junker paßte nur der geistige Ausdruck des Kopfes und andererseits die breit toupirte Perrücke nicht, die ihn veranlaßte, seinen langbekrämpten, nach oben zuckerhutartig verschmälerten Filzhut mit schwarzer Straußfeder in der Hand zu halten. Nach dem Zeitbrauch trugen nur seine Oberlippe und das Kinn einen kleinen, kurzen Bart, eine goldene Gnadenkette mit einem Bildniß dran fiel ihm über die Brust, im hochreichenden Stulphandschuh seiner Rechten hielt er eine von diamantenem Knopf blitzende Gerte, mit der er seinem Pferde die lästig schwirrenden Fliegen von den Ohren scheuchte. Alles an ihm verkündete, daß er ein höchst wohlgestellter Herr von Bedeutung im holsteinischen Lande und sich seines Rufes über die Grenzen desselben hinaus nicht unbewußt sei.

Sichtlich erwartete er Etwas, das auf der Landstraße herankommen

sollte, doch nicht er allein, sondern mit ihm noch fünf andere würdig gekleidete Herren, Amtsträger und Honoratioren der Stadt. Sie waren der Syndicus derselben, Herr Hinrich von Hatten, juris utriusque doctor, und der zeitige erste Bürgermeister, Herr Rudolph Burenäus, eine Persönlichkeit von mehrfältigen Gaben und Vorzügen des Geistes, denn eine von ihm verfaßte Epitaphienschrift bezeichnete ihn als „Poeta laureatus Caesaricus Iudicii provincialis regis Daniae et Ducis Holsatiae advocatus et civitatis Chiloniae consul primarius.“ Chilonia war die gebräuchliche lateinische Benennung Kiels, das damals gemeiniglich noch „Tom Kiele“ genannt und geschrieben wurde. Ob der Name ursprünglich einen Kiel bedeutet und von der kielförmigen Gestaltung des Hafens, oder ob er von „Chiula“, einer altsächsischen Schiffsart, herzuleiten ist, das liegt bis heut von der Vergangenheit mit Dunkel zugedeckt und wird sich schwerlich je mehr aufhellen. Das älteste Siegelwappen der Stadt im zwölften Jahrhundert zeigt eine derartige Chiula mit aufgespannten Segeln, in der ein Mann das Ruder hält; später findet sich das Fahrzeug als Kahn ohne Segel in das holsteinische Nesselblatt versetzt. Die Bezeichnung „zum Kiele“ scheint darauf hinzuweisen, daß beide Ableitungen frühzeitig ineinander verschmolzen wurden. Der Kiel mag die erste Namensanregung zu dem Ort „am Kiele“ gegeben haben, doch muthmaßlich ward diese Auffassung sehr bald von der andern „Zum Schiffe“ verdrängt, die aus dem althochdeutschen chiol oder altnordischen kjoll, „Schiff“ entsprang. Die erste Begründung der Stadt oder der Ansiedelung ist völlig unbekannt, der „kimmerische Nebel“ wallt darüber. Aber wenn ihr Name vom Schiffe entstanden, so stammt das Wort bereits von dem noch vereinigten indogermanischen Volke auf den Hochebenen Asiens her, das vielleicht an den Ufern des Kaspischen Meeres und des Aralsees sich zuerst Wasserfahrzeuge gebaut und sie „Kiele“ (griechisch γαυλοι) benannt hat.

Außer den erwähnten Vorstehern des ehrsamen Rathes der Stadt befanden sich vor dem Holstenthor noch mitversammelt Herr Magister Janus Nicostadius, Prediger an der Klosterkirche zu Kiel, bis vor Kurzem Rector der dortigen Stadtschule, und der gegenwärtige Rector derselben, Magister Zacharius Möser, nach der Einäscherung Magdeburgs durch Tilly vor zwei Jahren dort geflüchtet und hier wiederum zu Amt und Brod gelangt; ein noch junger, mit dem Jahrhundert gehender Mann, dem es heute nicht in den Sinn kam, daß um ein halbes Säculum später sein Mund sich an den Stoßseufzer gewöhnen werde:

„Komm, ach komm, o mein Erlöser,
Hole Deinen alten Möser!“

Als Letzter, doch nicht in Bezug auf sein Ansehn, schloß sich den Genannten an Herr Berend Möller, der Arzneikunst Doctor und fürstlicher Leibmedicus, schon im vorgeschrittenen Alter des Anfangs seines fünften Jahrzehnts. Alle standen, die Köpfe von mehr oder minder langen Allonge-

Perrücken überdeckt, in schicklichem Wechselgespräch zu Fuße um Herrn Adam Olearius, der vermöge seines alleinigen Sitzens im Sattel in leiblicher Beziehung um Einiges auf sie niedersah. Möglicherweise that er das Gleiche ein wenig auch in geistiger Hinsicht; aber wenn dies der Fall war, so trat es nicht zu Tage, sondern verbarg sich unwahrnehmbar unter liebenswürdiger Achtleihung seines Ohres auf die Reden und Ansprachen der unter ihm Stehenden.

Diese erregten die Vermuthung, daß sie etwas sehr Gewichtiges, die Ankunft einer hochgestellten Person erwarteten, von der Meldung gekommen war, daß sie im Kloster Bordesholm übernachtet habe und etwa um die fünfte Nachmittagstunde in Kiel eintreffen werde. Die Wegeslänge von dort hierher betrug zwar nur drittehalb Meilen, allein die Wegesbeschaffenheit machte zum Mindesten die doppelte Stundenanzahl und ein Ausrasten der Pferde unterwegs erforderlich. So ließ sich die Zeit der Ankunft jedenfalls nicht auf eine Viertelstunde bestimmen.

Auf etwas nicht Gewöhnliches aber mußte man in der That harren, daß sich eine solche Auslese der Stadt zum Empfang hier vor dem Thore eingefunden. Ihre Vereinigung bildete eine Vertretung des herzoglichen Hofes, des städtischen Rathes, der Geistlichkeit, der gelehrten Bildung; und es schien, daß ingleichen die Arzneiwissenschaft und die Dichtkunst in dem kaiserlich belorbeerten Bürgermeister nicht ohne tieferen begründeten Anlaß ihre Abgeordneten hinzugesellt hatten.

Vom Thurme der Nicolaikirche her kam nun ein Glockenschlag durch die stille Luft, und Adam Olearius sagte, sein „Nürnberger Ei“ in großem Silbergehäuse hervorziehend und auf das Zifferblatt niederblickend, mit einem Lächeln zu dem Pastor Nicostadius gewendet:

„Es scheint, Herr Magister, daß die Zeit bei Sanct Nicolai um ein Weniges derjenigen des Himmels und seiner sidera voranschreitet, so daß es thunlich sein dürfte, Euren ehrwürdigen confratrem, Herrn Magister Crüger auf diese Eilfertigkeit des ihm untergebenen Bemessers der Tageszeitläufte in unserer Stadt aufmerken zu lassen. Zwar ist es schon von Alters so hergebracht, allein darum doch nicht dienlich, daß die allen vernehmliche Thurmuhr, so das Allgemeine regeln soll, sich in eine derartige Controverse mit denen in den Bürgerhäusern befindlichen versetze. Denn mich bedünkt das Alte nicht aus dem Grunde löblich, weil es von den Vätern uns überliefert worden, sondern nur in dem Betracht, daß es sich als gut und nützlich erweise.“

Das sprach hörbar bei kleinem Anlaß einen Grundsatz der Anschauungen des Herrn Olearius aus, der jetzt den Kopf drehte und auf eine eben zuvor an ihn gerichtete Anfrage Zacharius Möfers entgegnete:

„Nein, sondern er tritt nunmehr im Beginn des nächsten Octobermonats erst in sein fünfundzwanzigstes Lebensjahr, so daß Eurem Erstaunen

über seine frühe Geistesreife und hohe Ruhmesacquisition billig noch größere Begründung inne wohnt, Herr Magister —"

Offenbar bezog sich diese Richtigstellung auf das fälschlich abgeschätzte Alter des Erwarteten; in den klugen, selbstbewußt blickenden Augen des Sprechers redete etwas Ueberraschendes, wie von einer Zärtlichkeit des Herzens für den Gegenstand seiner Aeußerung, und sein Mund schien bereit, noch Weiteres zum Preise desselben beizufügen. Doch beim letzten Wort brach er kurz mit dem frohen Ausruf ab: „Da biegt er um die Ecke gegen uns heran!" Und unbekümmert um die Beine seiner Mitempfänger, setzte Adam Olearius sein Pferd in Galopp und sprengte der Holprigkeit der Straße zum Trotz eilfertig einem auftauchenden kleinen Reitertrupp entgegen.

Derselbe bestand aus drei Personen, von denen zwei nicht als Fremdlinge in Kiel eintrafen. Es waren dies der Magister Paulus Sperling, Rector, und der Magister Georg Fabricius, Conrector des Gymnasiums zu Bordesholm, oder vielmehr beide für diese Lehramtsstellungen vom Herzog Friedrich erst ausersehen. Um dreiundsechzig Jahre zuvor hatte der Herzog Johann der Aeltere das Mönchskloster am Bordesholmer See aufgehoben und dasselbe zu Klassenräumen für eine von ihm gestiftete fürstliche Gelehrtenschule herrichten lassen, die bis 1627 bestanden, in diesem Jahre aber von den Tilly'schen Landsknechten beinahe völlig zerstört und verwüstet worden war. Nur ein paar Schüler hatten sich nach dem Abzug der Soldateska wieder eingefunden, so daß sie zwischen einigen nothdürftigst hergestellten Wänden zusammt wenigen Lehrern Unterkunft zur Fortsetzung des Unterrichts zu finden vermocht. Doch jetzt schuf der Herzog Friedrich schon seit einem Jahre an der vollständigen Erneuerung und Vergrößerung des Gymnasiums, dessen Wiedereröffnung unsern bevorstand. Zur Leitung solcher Neueinrichtungen verweilten der künftig erkorene Rector und Conrector bereits dort, und beide gaben gegenwärtig einem Gast ihr Weggeleit, der gestern Abend, von Süden herkommend, gern gewährte Nachteinkehr bei ihnen gehalten.

Dieser selbst aber bildete eine zu ihren gelehrten und bedächtigen Schulmienen überaus im Gegensatz stehende Erscheinung. Er allein saß als ein Reiter fast aufrecht im Sattel eines edlen, muthig die Nüstern werfenden Pferdes, während die beiden andern mehr wie ein paar übergezwerchte schwarze Säcke ängstlich auf den Hälsen ihrer mageren Klepper hingen. Wallende weiße Straußfedern seines breitkrämpigen Hutes schwebten über ihm, wie ein glanzhelles Sommerwölkchen, doch noch höhere und freudigere Leuchtkraft ging von seinem jungen Gesicht aus. Von Weitem schien er gleichfalls eine lange, ihm auf beiden Seiten über die Schultern herabwallende modische Perrücke zu tragen, doch beim Näherkommen erkannte man, es sei nur eine Fälschung der Mode durch sein eignes, dunkles, weich zu lockigem Fall gewelltes Haar. Ein ebenso weicher und gleichfarbiger

kleiner Bart deckte die Oberlippe des sonst freien Gesichtes, das in einer seltsamen Mischung mädchenhafter Sanftmuth und kühner Mannhaftigkeit mit zugleich träumerischen und blitzenden Augen in die Welt sah; wenn je solche von Menschen, verdienten sie die Bezeichnung von Augensternen. Ein langer, zierlicher Spitzenkragen fiel über die leicht und anmuthig gehaltene Kleidung. Alles sprach von angeborenem, auch an weibliche Sinnesart erinnerndem Schönheitstrieb des jungen Reiters; doch dem Beschauer blieb kein Zweifel, wenn diese Hand Anlaß fand, nach dem Schwerte an seiner Seite zu greifen, so war es sicherlich in ihr kein müßiger, nur zu wehrhaftem Anschein geführter Zierrath. — So stellt ein erhaltenes Bild ihn im zauberischen Vollglanze der Jugend dar.

Wie ein junger Fürst erschien er dem Blick, und so ward er vor dem Stadtthor empfangen. Und doch waren sein Name und sein Stand nur sehr einfach bürgerliche, denn er nannte sich einfach Magister Paul Fleming, hatte auf der hohen Schule zu Leipzig Medicin studirt und erst vor Kurzem die Prüfung in seiner Wissenschaft summa cum laude bestanden. Aber die sonst oft so launenvolle Glücksgöttin hatte ihm schon von seiner Wiege an beständig ihr lächelndes Antlitz zugewendet, ihm ausreichend leibliche Güter, doch noch reichere des Geistes auf seine Lebensbahn mitgegeben. Als Kind im Städtchen Hartenstein am Rande des Erzgebirges in friedlichem Pfarrhause unter der Erziehung eines hochgebildeten, trefflichen Vaters aufgewachsen, war seine Seele im ersten Erwachen von den Gefilden und Berghängen der still-schönen Natur seiner Heimatwelt mit weichem, gedankenvollem Gemüth und tiefem dichterischen Drange erfüllt worden, der auf der Fürstenschule zu Meißen immer mächtiger in ihm emporstieg. Dann war das Seltenste ihm gelungen, durch Aufwand ernsten Eifers und Fleißes die Wissenschaft der Arzneikunde mit dem in ihm drängenden poetischen Aufflug zu vereinigen, so daß er seine Studien mit rühmlichstem Erfolg beendete. Doch zuvor hatte er schon als Student in Leipzig mit zweiundzwanzig Jahren den Kranz und die Würde eines Kaiserlich gekrönten Dichters auf sein Haupt gebracht, eine Auszeichnung, die allerdings wohl manchmal und vielleicht auch bei dem consul primarius civitatis Chiloniae nicht wegen allzuhoher Begeisterung durch das Wasser der Hippokrene verliehen wurde. Doch der Erhöhung des jungen Studenten der Medicin, Paul Fleming, zum Poeta laureatus Caesaricus war jubelnde Beistimmung nicht nur in seiner sächsischen Heimat, sondern in allen Gauen Deutschlands zu Theil geworden, wo ein Herz Liebe und Verständniß für die höchste Himmelsgabe der Poesie in sich trug; nur die verzopfte Gelehrsamkeit mochte sich da und dort im Innern mürrisch ablehnend gegen ihn verhalten, allein selbst sie wagte ihrem Mißmuth kaum mehr äußeren Ausdruck zu geben. Denn überall hoffte man mit freudiger Zuversicht von seinem frischen, muthvollen Jugendgeist ein Aufwachen der deutschen Dichtung aus dumpfer Betäubung, Befreiung derselben aus ver-

Digitized by Google

schnörkelten Fesseln, kühne Reinigung der vaterländischen Sprache von raurigster Verwelschung, die Erfüllung neuer lebendiger Formen mit ächtem Inhalt des Lebens. Von Ost- und Nordsee bis zu den Alpen klang schon der Name Paul Fleming in Fürstenschlössern und Bürgerhäusern. So ritt er an Genius, Gestaltung und Antlitz wie ein unter die Sterblichen herabgestiegener junger Apollo, mit unsichtbar über seinem dunklen Gelock schwebendem Lorbeerkranze, an diesem Nachmittag in die Stadt Kiel ein. Vor dem Thore derselben aber erharrte ihn gleich einem Fürsten Alles, was seinem Ansehn solchen Empfang schuldete oder in einem Bezug zu seiner jugendlichen Lebensbahn stand: der Syndicus der Stadt, die Geistlichkeit, die ihn um seines Vaters und seiner geistlichen Gedichte willen gern zu den Ihrigen zählte, die gelehrte Bildung, die Arzneiwissenschaft, der Poeta laureatus als Lorbeercollege und vor Allem sein Freund und höchster Bewunderer — Adam Olearius.

Diese Freundschaft stammte von der Leipziger Studienzeit des jungen Dichters her, den Olearius, obwohl nur kaum um ein Jahrzehnt älter, fast wie mit väterlichem Stolze als ihm durch ein Band des Blutes zugehörig betrachtete. Er war unverehelicht und besaß keine für weibliche Beeinflussung empfängliche Natur; doch um so mehr fühlte er sich durch Geistesverwandtschaft mit manchen Zeitgenossen und besonders mit Fleming verknüpft. Der unheilvoll in Ober- und Mitteldeutschland alles wissenschaftliche Streben zerschlagende Krieg hatte ihn in den Dienst des holsteinischen Fürsten gebracht, und im Beginn des Sommers war ihm aus einem Briefe Paul Flemings kund geworden, daß dieser ebenfalls sein Heimatland aus der nämlichen Ursache zu verlassen und irgendwo in der Fremde seinen ärztlichen Beruf zu üben beabsichtige. In den Worten des Schreibers sprach sich tiefe Erschütterung über den Tod Gustav Adolfs bei Lützen und volle Hoffnungslosigkeit in Bezug auf eine bessere Zukunft des deutschen Reiches und Volkes aus. Eine erschreckend anwachsende Verwilderung der Gemüther, eine Abwendung auch der Besseren von allem höheren Trachten des Geistes und der Empfindung erfüllten ihn mit tiefem Widerwillen gegen das ihn ringsumher Umgebende; Zorn und Trauer redeten seine dem Briefe beigefügten Gedichte: „An die jetzigen Deutschen", und „Germania an ihre Söhne." Da hatte Olearius ihm mit der dringenden Aufforderung geantwortet, gleichfalls nach Kiel zu kommen, wo der Friede wieder eingekehrt sei, das Land und die Schätzung geistigen Verdienstes unter der Obsorge eines hochgesinnten Fürsten gedeihe, der schon seit Geraumem einen wundervollen Plan in Erwägung genommen, bei dem sich dem jungen Dichter etwa alles Das, wonach sein Begehren stehe, bieten möge. Und so leistete Paul Fleming heute solcher Herberufung durch seinen väterlich für ihn bedachten Freund Folge.

Nun kamen sie sich hurtig dicht entgegen, stiegen beide aus den Bügeln und schlossen sich in die Arme. Es waren manche Jahre vergangen, seit-

dem sie sich nicht mehr von Angesicht gesehen. Olearius blickte nach der ersten Bewillkommnung dem männlich schönen Jüngling staunend in's Antlitz und brach in die Frage aus: „Paule, bist Du dieses denn in leibhaftiger Wirklichkeit — verzeihet — ich vermeinte, ob Ihr Euch in solcher Gestalt aus dem Knaben zum juveni verwandelt haben könnet?" Doch Paul Fleming fiel sogleich ein: „Wollt Ihr mich so unliebsam empfangen, daß Ihr des Knaben nicht mehr gedenket, vielmehr ihn gleich Einem ansprecht, der nicht allein Euren Augen, sondern auch Eurem Herzen fremd geworden? Hätte ich solche Rede aus Eurem Munde voraufgehört, so wäre ich zur Stunde wohl schwerlich hier anwesend." Nicht der schon weitgerühmte Dichter hatte es erwiedert, sondern ein bescheidener Jüngling, in aufrichtiger Bekümmerniß über die förmliche Redeverbesserung oder Verböserung des liebgehaltenen und hochverehrten Freundes, und Olearius versetzte schnell: „Nein, das will ich wahrlich mit nichten, vielmehr hoffen, Dich nicht wieder von mir zu lassen für gar manche Zeit, wenn Dein Ohr und Dein Herz es also lieber zu hören begehren. Aber auch das meinige verlangt alsdann von Dir das Gleiche zu vernehmen, wie es die Natur zwischen einem älteren und jüngeren Bruder mit sich führet."

Sie umarmten sich zum andernmal; die übrigen vor dem Thore versammelt Gewesenen kamen jetzt auf ihren Füßen heran, und eine allseitige Begrüßung und Bekanntmachung fand statt. Man sah, daß auf Alle die anmuthig natürliche Einfachheit und anspruchslose Liebenswürdigkeit Paul Flemings gleiche Wirkung übte; nichts gab an ihm ein selbstbewußtes Emporheben kund, bescheiden, wie es der Jugend geziemte, hielt seine Sprache und Behaben sich gegen die älteren Herren. Da diese zu Fuß schritten, bestieg auch er sein Pferd nicht wieder, sondern ging, dasselbe am Zügel führend, als man den Weg fortsetzte, neben ihnen her.

Dann kam noch Jemand herangelaufen, der sich dem kleinen Zuge in Bordesholm angeschlossen, doch kein Reitthier besessen hatte und, in Folge davon etwas hinter den Berittenen zurückgeblieben, jetzt erst sie ziemlich athemlos einholte. Sichtlich befand er sich in ärmlichen Umständen, seine schäbig-abgerissene, halb geistliche, halb weltliche Tracht ließ nicht Zweifel daran. Ebenso trug sein Gesicht nachlässige Bartstoppeln, sein Kopf keine Perrücke, sondern nur eignes, dickes, ordnungslos unter dem Hut hervorstehendes Haar. Doch mangelte seinen Zügen neben interessanter Bildung nicht ein geistig lebendiger Ausdruck, sogar in hervorragend hohem Maße. In den kleinen Augen lag wechselnd Verschlagenes und Scharfes, die Lider konnten demüthig-ergeben halb herunternicken und sich zu einem sonderbar flimmernden Blick weit aufthun. Sein Alter mochte dreißig und einige Jahre betragen.

Alle kannten ihn, allein Niemand wußte recht, was von ihm zu halten sei. Er nannte sich Magister Christoph Basilius Becker, war nach seiner Angabe lutherischer Prediger im Schwabenlande gewesen und von den Kaiserlichen

dort um seiner Glaubensfestigkeit willen unter höchster Lebensgefahr vertrieben worden. Herzog Friederich hatte ihn aufgenommen, indem er ihm das Conrectorat an der Schule der schleswigschen Stadt Husum verlieh; danach war er jetzt vor einem Jahr Diaconus in dem norderdithmarsischen Dorf Tellingstedt geworden. Sein dortiges Amt schien ihm wenig Einkünfte abzuwerfen, doch dafür um so mehr freie Zeit zu vergönnen. Er tauchte bald hier, bald dort im Lande auf, kehrte vorwiegend bei den Amtsbrüdern ein und nahm ihre Gastfreundschaft in Anspruch. An den Mittagsschüsseln leistete er dann Erhebliches, aber weit mehr noch an der abendlichen Trunkkanne; man sagte, diese habe überall den Grund seiner zerrütteten Verhältnisse gebildet. Dennoch war er an manchen Orten, besonders in der Einsamkeit entlegenen Kirchdörfern nicht ungern gesehen; er besaß vielerlei Weltkenntnisse und große Unterhaltungsgabe, mit beißendem, wo der Ort es verstattete, manchmal auch cynischem Witz untermischt. Geistige Bedeutsamkeit konnte Niemand ihm absprechen, doch ebenso wenig Vertrauen zu ihm fassen. Man fühlte, er strebe in der Stille nach einem Ziel, aber man wußte nicht, was dies sei. In Kiel erschien er öfter, der Herzog war ihm seines mannigfachen Wissens halber gewogen und erhielt ab und zu eine bei Anderen vergeblich gesuchte Auskunft durch ihn.

Dem Bordesholmer Rector und Conrector war seine Wegtheilnahme nicht erfreulich gefallen, während Paul Fleming in mancher Beziehung sein Begleitgespräch und die ortskundigen Bemerkungen desselben lehrreich gewesen; die Kieler Herren aber legten gleich den ersteren keinerlei Freudigkeit über die Mitankunft des Magisters und Tellingstedter Diaconus an den Tag. Allerdings hüteten sie sich ebenfalls, das Gegentheil kundzuthun; sie begrüßten ihn ohne Unterlassung der von der Zeit geforderten Förmlichkeit des Verkehrs der höheren Bürgerstände untereinander, setzten dann aber, ohne weitere Ansprache an ihn zu wenden, den Rückweg zum Holstenthore fort. Hinter diesem verabschiedete sich Fleming von ihnen unter herzlichem Danke für den ihm bereiteten unvermutheten Empfang und der gern ertheilten Zusage, ihrer Einladung auf die Nacht in den Rathsweinkeller nachzukommen.

Dann bestieg er sein Pferd wieder und ritt allein mit Adam Olearius durch die Holstenstraße dem Markt zu. Aus den Fenstern unterwegs sah manch neugieriges Mädchengesicht, das Kunde von seinem Eintreffen besessen, auf den jungen Reiter herunter, und an der Marktecke, dem Rathhause gegenüber bog aus der Wohnung des Bürgermeisters die Jungfrau Agnete Burenäus, des Stadtoberhauptes Tochter, ihren hübschen, blondumlockten Kopf noch ein Weilchen am Fensterkreuz vor, um dem von ihrem Vater mitempfangenen Fremdling nachzuschauen. Ihren leiblichen Augen war er zwar ein solcher, doch ihren geistigen nicht; sie kannte und besaß seine ersten „in Druck ausgegangenen" Gedichte, denn wenn sie

ſelbſt auch keineswegs Gelüſt zu einer Mitbewerbung um den Kaiſerlichen Lorbeer ihres Vaters in ſich trug, ſo mochte doch von dem Blute des letzteren ein ungewöhnliches Verſtändniß und eine lebendige Antheilnahme an der Dichtkunſt auf ſie übergegangen ſein. Deshalb hatte ſie ſchon zuvor oftmals und beſonders in den letzten Tagen verſucht, ſich Geſicht und Geſtalt des jungen Dichters in der Phantaſie vorzuſtellen; und ihre hellblauen Augen beſagten unverkennbar, daß die Wirklichkeit nicht hinter dem Erzeugniß ihrer Einbildung zurückgeblieben war.

Die beiden Reiter bewegten ſich gerade über den Markt, mit dem die Nicolaikirche an der Oſtſeite unabgetrennt vereinigt lag, auf die Schmiedeſtraße zu, in deren Mitte Olearius rechts zur Fiſcherſtraße abbog, in welcher er bald vor einem Hauſe anhielt. „Hier hat Seine fürſtliche Gnaden mir Quartier für die Bemeſſung unſeres Aufenthaltes zu Kiel angewieſen," ſagte er. „und ich hatte bei meinem Einzug in dasſelbige wohl kaum verhofft, ſolch einen liebſten Gaſt in meine Herberge aufzunehmen." Ein Diener trat herzu, brachte die Pferde in einen rückwärts belegenen Stall, und die Abgeſtiegenen traten in das Haus ein. Olearius ſchritt über einen unter dem Fuße hallenden Flieſenflur voran, der völlig wie ſchon von nächtigem Dunkel überlagert war, und diente durch heiterſtimmige Weiſungen dem Nachfolgenden als Wegeleiter und Führer. „Hier ſteiget die Treppe durch eine etwas acherontiſche Beleuchtung zum oberen Hausgeſchoſſe empor. Es thäte für den Neuling eigentlich ein Weniges noth, daß er einen hülfreichen Faden der Ariadne in ſeiner Hand hielte. Cave, amice! Dem Baumeiſter hat es an dieſer Stelle gefallen, wiederum den Fuß ſich über drei der Stufen abwärts bewegen zu laſſen; doch er benöthigt uns dafür um ſieben Schritte weiter, uns abermals ſechs Staffeln zu erheben. Faſt möchte man zu der Conjectur verleitet werden, daß er mit alexandriniſchen Verſesfüßen begabt geweſen ſein möge. Iterum, Paule, cave canem! Hic enim canis ligneus, ein Balken, der quer über den Boden des Ganges wegſpringt und, wie ich im Beginn unterzeiten erfahren, gern ein ſcharfes Gebiß nach einem vorüberpaſſirenden Beine aufſtreckt. Es hält das Menſchenleben ja Mancherlei ſolcher impedimenta im Dunkel verborgen, darüber die Unbedachtſamkeit ſchmerzlich zu Falle geräth. Zu einer Gemahnung daran mag der Erbauer dieſen verwunderſamen Balken hier über den Weg gelegt haben. Nun, si placet, halte Deinen Schritt an, Paule! Ich werde meine Thür öffnen, die uns dem Lichte des Himmels zurückgiebt. So! Dieſes iſt meine Studirkammer. Salve, Geliebteſter, und laſſe mich noch einmal Dein in den Jahren alſo zum Manne vorgeſchrittenes Angeſicht beſchauen!"

* * *

Nun erſt gelangte Paul Fleming dazu, nach dem Beweggrunde zu fragen, aus dem der Freund ihn hierher nach Kiel berufen habe, und die

ihm von Olearius ertheilte Antwort klang allerdings als eine absonderlich überraschende, auch von lebhaftester Dichterphantasie nicht im Voraus errathbare. Ein Gedanke war's, den ein blutiger Kriegsgott vor fünf Jahren mit Bellona unter lodernden Brautfackeln erzeugt hatte. Doch Tausenden von Lagersprößlingen der Zeit gleich, war er rasch nach seinem Auftauchen in der Welt von seinen weit fortverschlagenen Eltern verlassen worden, so aber umirrend an die Thür des Schlosses Gottorp gekommen. Und dort hatte der Herzog Friedrich mit seltsamer Bereitwilligkeit das Kind des Feindes nicht nur aufgenommen, sondern sogar an Stelle eines eigenen adoptirt, dem Kriegentsprossenen eine Amme des Friedens zugeführt und ihn in kurzer Jahre Verlauf zu großem, kräftigem Emporwachsen gebracht.

Jener Gedanke aber war im Kopfe des Kaiserlichen Generalissimus Albrecht von Wallenstein entsprungen, als er im Jahre 1628 seine fruchtlose Belagerung Stralsunds durch Erbauung einer Kriegsflotte im Hafen von Wismar zum Erfolg zu bringen suchte. Da hatte sein vielgrübelndes und weitdenkendes Gehirn den Plan erzeugt, eine Wasserverbindung zwischen der Ost- und Nordsee herzustellen, breit und tief genug, um seine Orlogsschiffe hindurchzulassen und so mit ihnen beide deutschen Meere zusammt den Küsten derselben zu beherrschen. Doch von den Würfeln des Schicksals war dem neuen Herzog von Mecklenburg und „Generalcapitän der baltischen Armada" nicht die Ausführung seines kühnen Entwurfes bestimmt gewesen, und was er für Schlachten und Eroberung ersonnen, das hatte Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp in nicht minder beträchtlichem, ja noch erheblich weiter ausschauendem Plane zu einem solchen der Einigung und friedlicher Wohlfahrt der nordischen Völker, besonders jedoch des seinigen umgewandelt.

Staunend hörte Fleming die zum Entschluß ausgereifte Absicht des Herzogs, vom Kieler Hafen einen Kanal bis in das Bett der Eider zu graben, wo diese sich westwärts wendet, und so die von Wallenstein bezweckte Wasserstraße in's Werk zu setzen. Er stand im Begriff, zu diesem Behufe gegen den Ausgang des Flusses eine neue Stadt, die seinen Namen tragen sollte, zu gründen und die Stadt Tönning an der unteren Eider zu einer starken Festung zu gestalten.

Allein nicht darin bestand das Ueberraschendste und Höchstfliegende seiner Pläne, nicht in dem Entwurf, derartig Nord- und Ostsee, sondern vermittelst dieser den fernsten Orient mit allen Ländern des Westens, hauptsächlich mit England zu verknüpfen. Sein Gedanke war, für Holstein die Erbschaft der traurig zu Grabe getragenen Hansa anzutreten, den ganzen Handel des Morgenlandes von seinen schwierig-gefährlichen Wegen, sei es durch's rothe Meer, sei es um das Cap der guten oder vielmehr recht üblen Hoffnung, abzulenken, ihn auf dem Ueberlandwege durch Rußland und von einem Ostseehafen desselben aus nach Kiel zu ziehen. Dies sollte am Eingange des neuen Canals als großer Stapelplatz, als ein nordisches Handelsemporium aufwachsen, und zur Unterbringung der

Waaren Indiens lag es in der Absicht des Herzogs, am Kieler Marktplatze vor der Nicolaikirche eine Reihe von Gebäuden als Lagerhallen zu errichten. Zum Sammelplatze der morgenländischen Kostbarkeiten für jenen asiatischen Ueberlandweg hatte aber sein Nachsinnen Persien ausgewählt, und es galt vor Allem, dort in gleicher Weise wie hier, mit sicherer Grundmauerlegung für das kühne Gedankengebäude zu beginnen. Zu diesem Zwecke rüstete er eine glänzende Gesellschaft nach der persischen Hauptstadt Ispahan an den neuen jungen Beherrscher des Landes Sam Mirza, der seinem Aeltervater Abbas dem Großen auf dem Thron gefolgt war und den Titel Schah Sofi angenommen hatte. Zuvor jedoch sollte eine kleinere Gesandtschaft über Reval nach Moskau an den russischen Zaren Michael Feodorowicz, den Schwager des Herzogs Friedrich, abgehen, um von ihm freien Durchlaß und freundwillige Unterstützung der nach Persien bestimmten Botschafter zu erbitten. Zum baldigen Antritt dieser letzterwähnten Reise fand sich Alles schon bereitet; für beide Expeditionen indeß war Adam Olearius als Gesandtschaftssecretär ausersehen und hatte seinen jungen Freund zum begleitenden Arzt derselben in Vorschlag gebracht. Dazu hatte der Herzog bereitwilligst seine Genehmigung ertheilt; so vernahm Paul Fleming jetzt staunenden Ohres den Zweck seiner hiesigen Anwesenheit und das ihm für die nächsten Jahre Zugedachte.

Allein die Wirkung auf den jungen Dichter entsprach nicht der von Olearius erwarteten. Nach stummem Zuhören schüttelte er zunächst als Antwort nur einmal schweigsam den Kopf. Was er suchte, war Zuflucht gegen eine innere Bedrängniß seines Gemüthes vor der hoffnungslosen Zerrüttung des deutschen Vaterlandes; und daß er sein wundes Herz in die weite Fremde hinaustragen sollte, diese Aussicht winkte ihm mit keiner Heilkraft. Ihm lag im Sinne, durch seine erworbene Wissenschaft selbst zu heilen, da er der tödtlichen Krankheit des Ganzen nicht zu wehren vermochte; seine Lebensaufgabe an die Wiederherstellung der Gesundheit und freudigen Glückes Einzelner zu setzen und sich so in stiller Abgeschiedenheit einer kleinen Welt innerliche Befriedigung seines Daseins zu gewinnen. Wie er nun erwiderte, dankte er dem Freunde von Herzen für die ihm zubemessene ehrenvolle und für manchen Andern wohl höchlich verlockende Stellung. Doch was ihm als Ziel des Erstrebens vorschwebe, das blicke ihm nicht aus Seltsamkeiten und Abenteuern in fremden Ländern entgegen, sondern einzig von dorther, wo er das beschwichtende Gefühl erlangen könne, in einer trostleeren Gegenwart seine Tage nicht selbstsüchtig und nutzlos für die Leiden seiner Mitlebenden zu verbringen.

Das alles klang aus einer tiefinnerlichen Schwermuth der Lebensanschauung des jugendlichen Sprechers herauf und machte dem Hörer einen höchst unerwarteten, unliebsamen Strich durch seine wohl ausgesonnene, von der Freundschaft eingegebene Rechnung. Doch Adam Olearius war ein kluger, welt- und seelenkundiger Mann, der sich hütete, mit gewaltsamen Vor-

stellungen die abgeneigte Gemüthsverfassung Flemings zu bekämpfen. Vielmehr gab er dies der Zeit und von ihr mitzuführenden Bundesgenossen anheim, wenngleich er selbst auch nicht wußte, von wo dieselben ihm zur Unterstützung kommen würden, und er brachte nunmehr zunächst seinen Gast in die für ihn hergerichtete Stube. Aus dieser blickte der Eintretende ebenfalls, wie aus den Fenstern der Studirkammer des Freundes, auf noch sommergrüne Gartenbäume, die man hinter den braunen Dachhauben der Fischerstraße nicht vermuthete, freundlich fiel da und dort ein röthliches Abendsonnenlicht in die Wipfel, und in heiterem Gespräch, die persische Reise nicht weiter berührend, trug Olearius für die behagliche Unterkunft des Ankömmlings Sorge.

Am Abend jedoch im Rathsweinkeller suchte er vorsichtig mancherlei Hülfsgenossenschaft für seinen Wunsch herbeizuführen, vortrefflichen Trunk, frohe Laune und die Mitwirkung der angesehenen Bürger, welche Fleming am Nachmittag den Empfang vorm Thore bereitet und ihn zu der abendlichen Zusammenkunft beim Becher geladen hatten. Noch manch' Andere außer ihnen und den beiden Bordesholmer Schulrectoren waren zugegen, darunter ein Bürgerssohn der Stadt im Alter des jungen Ehrengastes, an dessen bescheiden stiller Art dieser ein besonderes Gefallen fand. Er hieß Hinrich Weghorst, war den Studien der Lehr- und Erziehungswissenschaft ergeben und erhielt sich dürftig als Hofmeister der jüngeren Knaben des Bürgermeisters Burenäus. Was er sprach, kam ihm wohlbedacht und tüchtige Kenntnisse offenbarend vom Munde; doch schien er vom Leben gewöhnt, sich stetig unterzuordnen und Jeglichem in allen Dingen den Vorrang vor sich einzuräumen. Paul Fleming gegenüber aber that er dies unverkennbar aus innerstem Drange und dem Gefühl seiner Geringfügigkeit gegen den weitberufenen jungen Dichter. Mit schüchternen Augen, in denen nur manchmal eine stumm-begeisterte Freude aufglänzte, hing er an den Lippen desselben und brachte sichtlich jedem seiner Worte ein volles Verständniß entgegen. Doch darauf beschränkte sich sein Geistesvermögen und bescheiden-fügsames Trachten; er selbst war keine schöpferische Natur und erhob keinen Anspruch auf Beachtung oder auf die Erreichung irgendeines schweigsam in ihm vorhandenen Lebenswunsches und -zieles. Er war im Schatten aufgewachsen, vielleicht dann und wann von einer Entfaltung in der Sonne träumend, aber ohne je zu denken, daß sie ihm einmal zu einer Wirklichkeit werden könne; und was er so in sich tragen mochte, das barg er heimlich und entsagend in der Brust.

Auch der Magister Basilius Becker hatte sich mit eingefunden, obwohl keine Aufforderung dazu an ihn ergangen war. Er aber schien seine Theilnahme als selbstverständlich betrachtet zu haben, und jedenfalls trug er nicht am Wenigsten zur Belebung des Gespräches am Tische bei. Er erschien oftmals als ein Sauerteig, der die Bedächtigkeit der langperrückten Herren umher und vorzüglich der beiden Bordesholmer in Gährung ver-

setzte. Diese nämlich erwählte er vorwiegend zur Zielscheibe seiner behenden Zunge. Ueberschwänglich pries er das Glück der zukünftigen Schüler des bald neu zu eröffnenden Gymnasiums, von so unübertrefflichen Lehrmeistern aus den Quellen der Weisheit getränkt zu werden. Sein prophetischer Zukunftsblick sah einen neuen geistigen Aufschwung der Menschheit von Bordesholm ausgehen; doch zugleich auch, daß dies letztere zu geringfügig unter den Ortschaften der Erde sei, um sich der Namenswürde eines neuen Jerusalems und Athens werth genug zu zeigen. Das sei Kiel allein, und hierher müsse deshalb die geistige Pflanzschule künftiger veredelter Geschlechter baldmöglichst verlegt werden. Er gewahre sie vor sich, durch die Jahrhunderte zu immer höherer Vollendung aufgedeihend, wie eine zahllose Reihe der gelehrtesten und gottesfürchtigsten Männer, immer weiter auf den Schultern ihrer Vorgänger emporsteigend, zuletzt vom Himmel ein neues Paradies auf die Stadt herunterzögen, so daß sich das Kieler Gymnasium zu einer Sammelstätte aller Tugenden der Erde und zu einem Eden für seine Zöglinge verherrliche, die, schon von Kindsbeinen an von dem Apfel der Erkenntniß kostend, nach dem Sprichwort wie Gott sein würden, scientes bonum et malum. Auf diese köstliche Ernte der Zukunft, mit deren heutigen ersten Saatbestellern hier zusammen verweilen zu dürfen, ihm das unverdiente Glück zugefallen, leere er seinen Becher bis zur Nagelprobe.

Der Rector Paulus Sperling und der Conrector Georg Fabricius wußten nicht recht, was für Gesichter sie zu diesen Dithyramben auf ihre künftige Wirksamkeit machen sollten. Worte und Ton waren so gut gewählt, daß es unmöglich fiel, zu sagen, ob sie ernsthaft gemeint seien, oder ob sich sarkastischer Spott darunter verberge; doch nach den Mienen der beiden Gepriesenen war ihre Empfindung jedenfalls nicht die zweifellose Dankbarkeit. Lachend fügte Basilius Becker nach: „Omne animal post diem sitiens, excepto, videtur, passere!“ Das enthielt einestheils eine Anspielung auf den Namen des würdigen Rectors, andererseits jedoch unverkennbar auch eine solche auf ein bekanntes lateinisches Wort; und obwohl dieser zweite Hinweis dem Munde eines Diaconus ziemlich seltsam stand, besaß das veränderte Citat doch, in eine Vorstellungsverbindung mit der Erscheinung des Herrn Paulus Sperling gebracht, etwas so unwiderstehlich Komisches, daß Adam Olearius und nicht minder Paul Fleming in ein fröhliches Lachen ausbrechen mußten. Der letztere fühlte überhaupt gar wohl den argen Schalk in dem Reden des Magisters Becker heraus; aber ihm selbst hatten seine Schulmeister manch köstlichen Jugendtag mit pedantischer Nörgelei und dürrer Fischblütigkeit verkümmert, und wenn er ihrer gedachte, regte sich auch in seinem frischen Blut leicht ein satirischer Aderschlag. Er hob gleichfalls seinen Becher und begegnete damit demjenigen des Tellingstedter Geistlichen, indem er ernsthaft hinzufügte: „Es ist kein höherer Schatz, den das Leben austheilt, als eine

freudige Kindheit. Die gleichet der Sonne, welche noch lange Wärme hinterläßt, wenn sie selber verschwunden. Möge die Jugend dieser Stadt auf ihrem gymnasio allzeit solcher Sonne und keiner trübseligen Nebel theilhaftig werden!"

Olearius nahm gewahr, daß der junge Dichter Achtsamkeit auf Wort und Wesen Basilius Beckers verwendete, und seine Klugheit trachtete, diesen als Unterstützung für seine Bestrebungen zu nützen. Seitab tauschte er einmal Zwiesprache mit ihm und theilte alsdann zurückkehrend der Tischrunde mit, daß Fleming nicht Wunsch noch Willen hege, der Aufforderung des Herzogs zur Theilnahme an der persischen Gesandtschaft zu entsprechen. Das regte allseitige Ueberraschung, doch ebenso auch die Zunge jedes Einzelnen, mit gutem Rath und anspornender Mahnung wider diesen Entschluß zu reden. Alle vereinigten sich dahin, daß er die ihm so gebotene Stellung nicht ausschlagen dürfe; nicht als Arzt, der sicherlich unter manchen Fährlichkeiten der weiten Reise großen Nutzen zu bringen berufen sei, doch minder noch als Dichter, denn seine herrliche Sangesgabe werde aus den fremden Ländern so viel neue und fruchtbare Nahrung ziehen, daß danach niemand auf dem deutschen Parnasse fernerhin mehr einen Wettbewerb mit ihm anzustellen vermöge. Besonders aber that sich wieder Basilius Becker hervor, offenbar in lebhaftem Streben, einem ihm von Olearius ausgesprochenen Wunsche sich willfährig zu erweisen. Er rief laut durch das Gemenge der mancherlei Stimmen:

„Ihr habet Euren Becher auf die freudige Jugend ausgeleert, Herr poëta laureatus. Ich bin ein Prediger und will Euch sagen, was ein anderer Prediger vor mir von ihr geredet. Er spricht: ‚So freue dich, Jüngling, in deiner Jugend, und lasse dein Herz guter Dinge sein in deiner Jugend; thue, was dein Herz gelüstet und deinen Augen gefällt.' Und es redet derselbige das Weitere: ‚Darum lobte ich die Freude, daß der Mensch nichts Besseres hat unter der Sonne; oder wer will dem Menschen sagen, was nach ihm kommen wird unter der Sonne? Denn die Lebendigen wissen, daß sie sterben werden; die Todten aber wissen nichts, sie verlieren auch nichts mehr, denn ihr Gedächtniß ist vergessen, daß man sie nicht mehr liebet, noch hasset, noch neidet, und haben kein Theil mehr auf der Welt in Allem, das unter der Sonne geschiehet. So gehe hin und iß dein Brod mit Freuden, trink deinen Wein mit gutem Muth, und Alles, was dir vor Handen kommt, zu thun, das thue frisch; denn in der Hölle, da Du hinfährst, ist weder Werk, Kunst, Vernunft noch Weisheit.'"

Die anwesenden Lehrer der Stadt- und der gelehrten Schule waren sämmtlich ursprünglich theologischen Standes. Aber sie schüttelten die Köpfe über die angeführten Sprüche, und der gewesene Rector und jetzige Hauptpastor an der Nicolaikirche, Janus Nicostadius verneinte: „Es gehet etwas absonderliche Weisheit aus Eurem Munde hervor, Herr Magister."

„Nicht aus dem meinigen, domine reverende," verſetzte Baſilius Becker. „Vielmehr aus dem Munde desjenigen, den uns die Schrift als gemeinſamen Lehrer der Weisheit geſetzt hat, des Predigers Salomo."

„So — hm! Nun — nun," räuſperte ſich der Paſtor; Paulus Sperling aber faßte ſich ein Herz und ſchaltete mit einem deutungsfähigen Blick auf den Tellingſtedter Diaconus ein:

„Es redet der Prediger Salomo Mancherlei an ſeinem Orte, deſſen man wohl nicht jeglicher Zeit zu gedenken haben mag. So entſinne ich mich wohl, daß er desgleichen ſpricht: ‚Weil nicht bald geſchiehet ein Unheil über die böſen Werke, dadurch wird das Herz des Menſchen voll, Böſes zu thun.'"

„Gewißlich, denn er ſagt zuvor: ‚Es gehet dem Menſchen wie dem Vieh; wie dies ſtirbt, ſo ſtirbt er auch, und haben alle einerlei Odem, und der Menſch hat nichts mehr, denn das Vieh'. Das mag gleichfalls unter Umſtänden wohl alſo ſich verhalten, ohne daß ich meiner, wie Ihr ſagt, dabei zu gedenken hätte. Aber Ihr ſchaffet mir große tröſtliche Zuverſicht durch Eure Beleſenheit in der Schrift, Herr Magiſter, daß Ihr Eure Jünger in Bordesholm zu Säulenpfeilern der Kirche auferhöhen und Poſaunen der Gottesgelahrheit von ihren Lippen ertönen laſſen werdet."

Es brachte nichts Erfreuliches ein, ſich mit Baſilius Becker in einen derartigen Wettſtreit der Bibelbeleſenheit zu begeben, denn er trug augenſcheinlich einen reichhaltigen Vorrath von Belegſtellen derſelben im Kopf, und die harmloſe Art, in der er ſie äußerte, ließ die beißende Anzüglichkeit ihres Inhalts nur ſo unfaßbar heraufſchimmern, daß eine Replik darauf ſich ſelbſt getroffen hätte und nicht möglich fiel. Doch zweifellos hatte jeder Hörer empfinden müſſen, daß ſeine Antwort die würdigen Bordesholmer Lehrmeiſter in einen Vergleich ſehr mißliebiger Natur gezogen hatte; und ihre Mienen beſaßen nicht die Geſchicklichkeit, ihr Verſtändniß ſeines eigentlichen Meinungsausdruckes zu hehlen. Ein Verſtummen und eine Verſtimmung der Mehrzahl um den Tiſch trat ein. Tactvoll indeß verhalf jetzt Paul Flemmig zum Hinwegkommen über die entſtandene peinliche Schweigſamkeit, indem er ſagte:

„Ihr habet mich, hochwürdige und hochwerthe Herren, mit wohlwollenden Worten wegen meines Vorhabens getadelt, mich nicht an der Reiſe in's perſianiſche Land zu betheiligen. Es weiß wohl Jeglicher in ſeiner Bruſt allein, was ihm als der beſonderſte Grund zu ſeinem Handeln Anlaß giebt, und dieſer läßt ſich nicht ſo mit Worten für das Ohr Anderer kundgeben. Doch verſtattet Ihr mir vielleicht als eine Antwort auf Eure freundwilligen Mahnungen zu ſagen, was ich auf dem Ritte hierher in einem Sonett mir ſelbſt geſprochen —"

Die Thür der Rathsweinſtube ward in dieſem Augenblick geöffnet, doch nur ein wenig, von einer ungewiſſen Hand, die ſich beim Klang der hellen Stimme des Sprechers wieder zurückzog, ſo daß nur ein ſchmaler

Spalt zweien Augen draußen Zugang und ihren Ohren ein Zuhören verſtattete. Der junge Dichter aber fuhr mit dem Vortrag des von ihm an ſich ſelbſt gerichteten Sonettes fort:

„Sei dennoch unverzagt; gieb dennoch unverloren!
Weich' keinem Glücke nicht; ſteh' höher als der Neid!
Vergnüge dich an dir, und acht' es für kein Leid,
Hat ſich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verſchworen.
Was dich betrübt und labt, halt' Alles für erkoren,
Nimm dein Verhängniß an! Laß Alles unbereut!
Thu', was gethan ſein muß, und eh' man dir's gebeut;
Was du noch hoffen kannſt, das wird noch ſtets geboren.

Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und ſein Glücke
Iſt ihm ein jeder ſelbſt. Schau' alle Sachen an:
Dies Alles iſt in dir! Laß deinen wilden Wahn,
Und eh' du fürder gehſt, ſo geh' in dich zurücke!
Wer ſein ſelbſt Meiſter iſt und ſich beherrſchen kann,
Dem iſt die weite Welt und Alles unterthan."

„Egregie! Es neiget ſich der ältere Anwohner des Berges Parnaſſus bereitwillig dem jüngeren, den der Gott der ſchöntönenden Sänger zu ſich emporberufen," äußerte ſich der Bürgermeiſter und poeta laureatus Caesaricus Rudolph Burenäus, und ſämmtliche Anweſende ſtimmten mit Worten und Mienen zu. Baſilius Becker aber rief: „Recte dixisti, philosophus es:

Vergnüge dich an Dir und acht es für kein Leid,
Hat ſich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verſchworen,

und was ſonſten ſich noch an Neid und Hochmuth hinzufindet! Hab' nur ſtets fein Acht, dann kommt auch deine Zeit, dein Ort und dein Glück!"

Jetzt öffnete ſich die Thür wiederum weiter, und über das Geſicht des jungen Hofmeiſters Hinrich Weghorſt ſtieg es mit einer plötzlichen Röthe auf, daß er ſich eilfertig niederbog, um einen Trunk aus ſeinem Becher zu thun. Ueber die Schwelle nämlich trat unerwartet ein Mägdlein herzu, die Jungfrau Agnete Burenäus, die eine Ausricht an den Vater zu beſorgen erhalten. Sie ſtand etwas befangen in dem fremden Raum vor der Tiſchrunde der Männer, und auch ihre Stirn wies mehr als ſonſt eine rothe Färbung. Aber es ſchien doch aus ihren Zügen zu ſprechen, daß ſie nicht allzu widerſtrebend den Schritt vom Nachbarhauſe her über die Gaſſe gethan; und während ſie leisſtimmig ſich des Auftrags an ihren Vater erledigte, ging der Blick ihrer Augen einmal kurz an dem Angeſicht Paul Flemings vorüber. Es war ein liebes junges Mädchenantlitz, das ſeine unſchuldsvolle Seele offen zwiſchen den langen dunklen Wimpern trug; ihren ſchlanken Wuchs hob eine kleidſame Tracht, einfach, doch durch ihre Beſchaffenheit die Tochter eines wohlvermöglichen Patrizierhauſes kundgebend. Verſtohlen ſchlug Hinrich Weghorſt die Lider nach ihr auf, und

ein leichtes Zittern kam über seine Hand, wie sie seiner ansichtig ward und ihm einmal mit freundlicher Vertraulichkeit zunickte. Auch der Blick des Magisters Basilius Becker blieb, solange sie noch zugegen war, mit einer prüfenden Betrachtnahme auf ihr haften, jedoch, wie es den Anschein hatte, weniger auf der jugendlichen Anmuth ihrer Erscheinung, als auf den werthvollen Stoffen der Kleiderhülle, die sie umgab.

Es erforderte etwas noch eine Entscheidung des Stadtoberhauptes und nöthigte Herrn Rudolph Burenäus, sich nach Hause zu begeben. Seine Tochter begleitend verließ er den Rathskeller mit einer Einladung an seinen „jungen Collegen", andren Tags die Mittagsmahlzeit in Gesellschaft des Herrn Olearius bei ihm einzunehmen. Doch vom Nicolaithurme schlug es die zehnte Stunde. Man war ehrsam gewöhnt in den Gelehrten- und Bürgerkreisen Kiels, auch der junge Ehrengast von der Reise ermüdet, und so schloß sich Alles dem Aufbruch des Bürgermeisters an. Draußen sah der dunkle hohe Kirchthurm durch Sternennacht auf den Marktplatz herunter, und der Rector der Stadtschule Zacharias Möser sprach:

„Ueber ein Kleines wird die Sonne Neues gewahren, daß Häuser hier aus dem Boden emporwachsen, Herr Pastor, und Euer Gotteshaus von dem Markte abscheiden. Möge solche Arbeit dann unter dem Schutze des Höchsten und dem Schutze Eurer Kirche den Lohn gewinnen, den sie verhoffet!"

Darauf antwortete der bereits ziemlich in Jahren aufgerückte Hauptpastor Nicostadius: „Ich mag wohl kaum meine Rechnung mehr dahin stellen, ein Erhebliches davon zu gewahren; aber für Euch, mein lieber Herr Magister, läßt sich Solches etwa noch für ein halbes Säculum verhoffen. Es ist ein Wort der Wahrheit, das Ihr von der Arbeit geredet habet, die hier bevorsteht, und nach ihm will ich morgen Seine fürstlichen Gnaden mit der Bitte angehen, er möge zum Gedächtniß für kommende Geschlechter über den Durchgangsbogen, der vom Markt zum Gotteshause führen wird, den Spruch des Psalmisten in Stein setzen lassen: ‚Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen'. Und so Ihr dann die Worte einst leset, wo jetzo hier noch die leere Luft uns anwehet, so möget Ihr meiner dabei gedenken, bis daß Ihr mir nachkommet. Es ist mein Wunsch für die Herren, daß ein friedsamer Schlaf sie die Nacht hindurch zu gedeihlichem Werk des morgigen Tages stärke."

Alle verabschiedeten sich mit ehrbarer Förmlichkeit untereinander, Olearius und Fleming wandten sich der nahen Fischerstraße zu. Basilius Becker gab ihnen dorthin noch das Geleit und sagte unterwegs: „Wollet Euch auch schon in die Daunen verkriechen, Herr Poeta, wie die alten Hähne, denen der Athem zum Krähen ausgeht und nur das Zipperlein noch ein Jammerlied aus den Füßen stöhnt? Ist jetzt eigentlich doch erst die rechte Stunde

zu guter Zwiesprache in besserer Gesellschaft, die, wie Ihr und ich, nicht Perrücken von fremdem Haar auf dem Kopfe trägt! So Ihr Lust dazu hegt, verhelfe ich Euch zu solcher Erholung, nach der Eure Jugend Begehr tragen muß." Doch Paul Fleming war sehr von Müdigkeit bewältigt, sprach seinen Dank für das ihm sonst am anderen Tage wohlgefällige Anerbieten und begab sich mit Olearius zur Nachtruhe in's Haus. Dieser fragte nicht weiter; doch empfand er zu seinem Leidwesen in der Stille, daß der Abend ein vergeblicher gewesen und nichts an dem Entschluß seines jungen Freundes verändert habe. Aber er ließ nichts von diesem Fehlschlag seiner Hoffnung bemerken, sondern erwiderte wohlgemuth auf die Frage Flemings, in welche Gesellschaft der Magister Becker ihn zu führen beabsichtigt haben möge: das wisse er nicht, doch sicherlich in keine allzu nüchterne und bedachtsame, denn von solchen sei derselbige kein sonderlicher Freund. Man thue klug, ihm nicht in Allem gläubig über den Weg zu trauen, doch andrerseits auch, es nicht mit ihm zu verderben, da der Herzog mancherlei Stücke auf ihn halte und man nicht im Voraus wissen könne, zu welcher Stellung und Einfluß er es noch zu bringen vermöge.

Diese Aeußerung, wie das eigene Verhalten des Sprechers gegen den Beredeten entsprach dem welterfahrenen Sinne Adam Olearius', der auf dem Flur mit Stahl und Zündschwamm eine Wachskerze entzündet hatte und seinem Gast so besser als bei Tage die Wanderung durch das Labyrinth des Hauses ermöglichte. Basilius Becker dagegen war die Fischerstraße weiter abwärts gegen den Hafen zu gegangen; wo diese vor dem nächtlich verschlossenen „Wasserthor" endete, da bog er zur Rechten in die enge, peripherisch fast rund um die Stadt laufende Gasse, hier „Bei der Mauer" benannt, ab, und in eines der lichtlosen alten Häuser derselben trat der Tellingstedter Diaconus, nachdem er einen Blick vorauf und zurück durch's Dunkel geworfen hatte, ein.

* * *

Am anderen Tage ward Paul Fleming durch Olearius auf dem Schlosse dem Herzog Friedrich vorgestellt, der in seinem Wesen und seiner Kleidung sonder allen höfischen Prunk fast mehr den Eindruck eines Gelehrten als eines Fürsten weckte. Alles, was er sprach, bezeugte, daß sein Denken völlig und ausschließlich von dem großen persischen Plane erfüllt, und ihm höchlichst daran gelegen sei, die Gesandtschaft nach Ispahan aufs Glänzendste und Zweckdienlichste auszurüsten. Dafür war ihm neben der ärztlichen Tüchtigkeit besonders der literarische Ruf des kaiserlich gekrönten jungen Dichters in hohem Maße willkommen und erwünscht; aber auch ihm fiel es nicht möglich, durch Vorstellungen und reiche Verheißungen den Widerstand und die Abneigung Flemings gegen den Zug in die Fremde zu besiegen. Der Herzog barg seine Verstimmung über dies fruchtlose Ergebniß der Zusammenkunft nicht; er forderte unter vier Augen von Olearius, daß

dieser jedenfalls ein Mittel für die Erreichung seines Wunsches ausfindig mache, und entließ in solcher Erwartung den Unwillfährigen unter der auszeichnenden Verleihung des Ranges und Titels eines „Hofjunkers" halb in Gnaden, halb in Ungnaden aus dem Schlosse.

Doch auch die kommenden Tage versahen Adam Olearius nicht mit einem wirksamen Beistand, eher noch drohte seinem Bemühen ein neuer Gegner oder vielmehr eine Gegnerin zu erwachsen. Fleming fand gleiches Gefallen dran, täglich im Hause des Bürgermeisters Burenäus vorzukehren, wie er von diesem mit Zuvorkommenheit und Auszeichnung aufgenommen wurde, und es fiel unschwer, zu empfinden, daß Agnete Burenäus wesentlich dazu beitrage, die Anziehungkraft des gastlichen Hauses auf ihn zu verstärken. Er hatte in den letzten Jahren wenig weiblichen Umgang genossen, zumal nicht mit Frauen, die ihm Antheilnahme und Verständniß für seine Dichtungen entgegen gebracht hätten. Dies aber fand hier in einem ihm kaum noch bekannt gewordenen Maße statt; der Bürgermeister fühlte sich vielleicht dazu hauptsächlich um seines eigenen Lorbeerkranzes willen verpflichtet, doch bei seiner Tochter kam es unfraglich aus innerstem Gemüth. Agnete hatte ihre Mutter ziemlich früh durch den Tod verloren und stand schon seit mehr als einem Jahre dem beträchtlichen Hauswesen vor. Die Umsicht und Verständigkeit, mit der sie darin ordnete und schaltete, konnte sie wie eine junge Frau erscheinen lassen, und wenn man sie so gewahrte, vermuthete man nicht, in der tüchtig-bedachtsamen Hausverwalterin während der Mußestunden in der Wohnstube eine innige Anhängerin der Dichtkunst und zugleich ein jungfräulich, fast noch kindlich schüchtern-befangenes Mädchen zu finden. Jene geistige Richtung war ihr wohl unvermerkt aus dem täglichen Beisammensein mit dem Hofmeister ihrer Brüder, Hinrich Weghorst gekommen, der bei aller trockenen Berufserfüllung als innerste Empfindung die gleiche poetische Auffassung des Lebens und der Natur in sich trug. Gegen ihn verhielt sie sich auch nicht mädchenhaft ungewiß, sondern vertraulich gleichwie gegen einen älteren Bruder, obzwar sie schon seit geraumer Zeit wohl dann und wann aus angeborenem weiblichen Gefühl Erkenntniß schöpfen mochte, daß sein Herz sie nicht mit brüderlichen Augen betrachte. Und ebenso empfand gar bald jetzt seine geheime Liebe für sie, daß sich zwischen ihren Lidern ein anderer Glanz als sonst rege, wenn sie den Schritt Paul Flemings auf der Treppe vernehme. Das zeugte wohl einen Schmerz in dem Herzen des Beobachters, doch keinen Neid und Haß gegen den Bevorzugten, dem dieses stille Leuchten der Augen galt. Es war ja selbstverständlich, daß der apollinisch schöne, weitgepriesene junge Dichter Anderes in einer Mädchenbrust erweckte, als der geringfügige Hauspräceptor; und Hinrich Weghorst war im Schatten des Lebens aufgewachsen, begehrte nichts für sich selbst, sondern einzig das Lebensglück Agnetes. Eifersuchtslos nahm seine Liebe und Verehrung für Paul Fleming von Tag zu Tage zu.

Dieser aber, obwohl er in seinen Liedern als ein Herzenskündiger

für viele Andere sprach, nahm von dem schweigsam freudigen Blick Agnetes nichts gewahr, oder es gebrach ihm vielmehr an der richtigen Deutung desselben, da er nicht die gleiche Empfindung in sich trug, aus der die Augen des Mädchens ihren stillen Glanz gewannen. Er glaubte, daß nur eine verwandte Seelenstimmung und gemeinsame Hingabe an Schönheit des Denkens und der Dichtung sie rasch freundlich einander genähert habe; etwas Heimatliches überkam ihn im Hause aus ihrem Gruß, dem Verweilen bei ihr, ein ihm in seinem Vaterhause fremd gebliebenes Gefühl geschwisterlicher Vertraulichkeit. In der Stadt dagegen redete man nach Brauch der Leute bald Anderes, sah in dem täglichen Aufenthalt Flemings im Burenäusschen Hause den Hauptbeweggrund, der ihn von der Theilnahme an der Reise nach Persien zurückhalte, und auch zu den Ohren Olearius' und des Herzogs gelangte dies Gerücht, so daß sie in Agnete Burenäus ein neu hinzugekommenes und vielleicht das wesentlichste Hinderniß ihrer Bestrebungen sehen mußten. Erklärte sich daraus doch auch das Verbleiben des jungen Dichters in Kiel, obgleich er wie am ersten Tage auf seiner Weigerung bestand und sich von allen Zurüstungen der zur Abfahrt beinahe bereiten Gesandtschaft fern hielt.

Adam Olearius fiel es zwar nicht möglich zu begreifen, wie ein ungelehrtes Weib, fast noch im Kindesalter stehend, solcherlei Einwirkung auf einen hochbedeutsamen Mann ausüben könne, daß er um ihretwillen die unschätzbare Bereicherung seiner Kenntnisse durch eine Reise in fremde Länder als gering erachte. Aber da ihm wiederholt versichert ward, es verhalte sich derartig, so konnte er sich der Vermehrung seines eigenen Wissens durch diese betrübende Erkenntniß der Schwäche menschlicher Natur auch bei einem geistig Höchstgestellten nicht wohl entziehen.

Dann begab sich einmal bald nach der Mittagsstunde ein vielköpfiger Wanderzug aus dem „Dänischen Thor" über die vor diesem befindliche Brücke des Wasserarmes, der, das Becken des „Lütjenkiel" auch an der Nordseite noch mit dem Hafen verbindend, die Stadt und auch das Schloß von dem jenseits belegenen Garten abtrennte. An der Spitze schritt an einem langen Stabe der Herzog Friedrich, für heute in reiche Adelstracht mit schwer von Federn überwalltem Hute und vielfarbigen Gewandstücken gekleidet; neben und hinter ihm schaarten sich die erkorenen Mitglieder der persischenGesandschaft, zuvörderst der ihr als oberster Leiter bestimmte fürstliche Rath Otto Brüggemann, welcher ursprünglich dem Herzog den ersten Gedanken für seinen großen Plan angeregt und dadurch die besondere Gunst desselben erworben hatte; eine ziemlich hochfahrend unter sich blickende, nicht sonderlich Zuneigung einflößende Persönlichkeit.

Doch auch sonst noch Manche vom Adel und eine erhebliche Anzahl der angesehensten Bürger Kiels hatten sich zusammt Frauen und Töchtern dem Zuge angeschlossen, der sich dem Orte zuwandte, wo am Hafen der Ausgangspunkt des Canals zwischen Ost- und Nordsee vom Herzog festge-

ſetzt worden war. Das nah vor dem Stadtthor beginnende Dorf Brunswyk zur Linken laſſend, ſchritten die Fußwanderer durch den baumreichen Schloßgarten und auf ländlich übelgehaltenem Wege durch Wieſenniederung weiter bis zum „düſtern Brook", deſſen alte hohe Buchenwipfel ſich in den erſten Herbſtſchimmer zu kleiden anfingen. Doch verſtattete er mit ſeinen Hügeln und Einſenkungen keinen Durchgang, ſondern nöthigte zum Abbiegen an den Strand hinunter und zur Fortſetzung des Wegs durch den lockeren Uferſand mit angeſchwemmtem Geſtein und Muſchelgekies. Das Vorwärtskommen erforderte hier etwas Mühaufwand, aber dafür war es deſto lieblicher, in der hellen linden Septemberſonne zu gehen. Leiſer Windzug kam weich mit den kleinen heranmurmelnden Wellen aus Oſten, die weite Waſſerfläche dehnte ſich blau und goldig ſchimmernd zu den grünbewaldeten Abhängen der anderen Hafenſeite, und überall glitzerten die Strahlen auf flimmernden Pünktchen, weißen Kieſeln und Schalen, die das Meer in den Sand hineingeſtreut hatte. Von dem eigentlich Poetiſchen in allem Dem mochten nur Wenige der wohl hundertköpfigen Geſellſchaft angerührt werden, aber mehr oder minder regte ſich doch in den Meiſten ein Gefühl der Annehmlichkeit, aus den engen dunklen und dumpfen Stadtgaſſen hierher in Luft, Licht und weite Umſchau verſetzt zu ſein; und wo die Nachfolgenden ſich außer Hörweite des Herzogs und ſeiner ernſtperrückten und ernſtredenden Begleiter fanden, da ſcholl beſonders vom Munde der jungen Mädchen fröhlicher Zuruf, Scherz und Lachen über die liſpelnd ſingenden Wellen hin.

Auch Agnete Burenäus befand ſich unter den Nachzüglern, und neben ihr ſchritt geraume Zeitlang Paul Fleming. Sie ſchwieg zumeiſt und hörte nur auf das, was er ſprach; doch wenn ſie einmal mit halblauter Stimme etwas erwiderte, ſo klang daraus die Vollempfindung der Köſtlichkeit um ſie her, und in ihren Augen, die über die ſpiegelnde Hafenruhe an den blauen offnen Seerand hinausſchweiften, lag ebenſo der Glanz eines wonnigen Traumes. Eine große weißbrüſtige Möwe ſchwebte mit langſam klafterndem Flügelſchlage über dem Waſſerſaum neben den Beiden, als gäbe ſie ihnen das Geleit; dann fiel einmal eine blaßblaue Feder aus ihrer Schwinge, tanzte ein wenig durch die Luft und glitt vor dem Fuße Flemings in den Sand. Er hob das zierliche Gefiederſtückchen auf und ſagte lächelnd: „Sie hat ſelbige wohl für Euch zum Angebinde beſtimmt, Jungfrau Agnete, nicht für mich; denn ſolch' zarter Schmuck ſteht einem Mägdlein mehr an, als einem Manne. Wollet Ihr ſie?"

Agnete ſtreckte raſch die Hand nach der Feder, und kurz ging ein freudiger Aufblick ihrer Augen wie zum Danke an den ſeinigen vorüber. Doch nun ſprach eine Stimme dicht hinter ihnen: „Solltet den Federkiel als eine Gabe des Sonnengottes für Euch behalten, Herr Poeta, ihm unſterblichen Ruhm zu leihen, daß Ihr damit Eure Geſänge zum Preiſe des Morgenlandes niederſchriebet."

Der ſo Redende war der Magiſter Baſilius Becker, welcher ſchon ein

Weilchen nah im Rücken der Beiden gegangen, ohne daß sie im losen Sande seinen Fußtritt vernommen. Er sah besser gekleidet aus, als bei der Ankunft Flemings, denn er hatte aus eigener Augenscheinnahme von dem unfern der unteren Eider belegenen Tellingstedt aus mancherlei klug erwogenen Rathschläge für die Gründung der Stadt Friedrichsstadt dem Herzog ausgesprochen und war von diesem dafür mit schicklicher Gewandung bedacht worden. Solche Mittheilungen mochten den Zweck seiner gegenwärtigen Anwesenheit in Kiel gebildet haben; was er hinterbrachte, erwies sich in der That als beachtenswerth nutzbar, und er stand sichtlich auf dem Schlosse in Gunst.

Agnete begab sich jetzt in bescheidener, schicklicher Weise von den beiden Männern zu einigen unweit vor ihr gehenden Freundinnen hinüber, doch barg sie zuvor unvermerkt die weiche Möwenfeder unter dem breiten Spitzenumschlag über dem modisch zu einem kleinen Stückchen nach abwärts vom Halse entblößten Obertheil ihrer Brust. Paul Fleming aber erwiderte auf die schmeichelhafte Ansprache des neben ihm fortschreitenden Diaconus:

„Es möchte alsdann, Herr Magister, die Feder wohl für immerdar ohne alle Nutzbarkeit verblieben sein, wenn sie nur in solcherlei Absicht aus den Lüften heruntergekommen wäre."

„Habet, wie es darnach bedäucht, Euren Entschluß noch nicht gewandelt," entgegnete Basilius Becker, „und solltet doch als ein Philosophus die dargebotene Hand des Lebens erfassen, wie die einer schönen Frau, welche Euch zufällig anlächelt, zum Reigen. Carpe diem, redet ein Weisheitsspruch, mors cito ruit, und welche Frucht wir pflücken gekonnt und sie nicht genossen, dessen überkommt uns die Reue zu spät, wenn das Alter uns bresthaft macht oder der Tod uns vorzeitig auf seine Bahre hinstreckt. Ich habe, da ich vom Schwabenlande hierher entfliehen mußte, die Landsknechte einen Reim singen hören, der, ob er auf der Gasse klang, wohl eine Mahnung auch für den Verständigen kundthat, denn es lautete der Vers:

‚Ich lebe, weiß nicht wie lang,
Ich sterbe, weiß nicht wann,
Ich fahre, weiß nicht wohin —
Mich wundert's, daß ich noch so fröhlich bin!'

Das, will mich bedünken, ist aller Lebensweisheit Alpha und Omega, des Tages, der heut ist, fröhlich zu sein und das Kleid der Fortuna nicht aus der Hand entschlüpfen zu lassen, wo man sie daran zu haschen und halten vermag. Es stehet viel Thorheit geschrieben, die gläubig von den Menschen als Wahrheit verehrt wird, doch es finden sich auch Körner lehrreichen Inhaltes unter der Spreu, die der Wind vom Morgenland her seit Jahrhunderten bei uns auf der Tenne umbläst. Und mit gering anderen Worten nur, als das Verslein der Landsknechte, redet schon der Vater zu seinem Sohne, der uns die Lehrsprüche Salomonis übermacht hat: ‚Nimm an

Weisheit, nimm an Verstand und weiche nicht von der Rede meines Mundes. Verlaß sie nicht, so wird sie dich behalten; liebe sie, so wird sie dich behüten. Denn der Weisheit Anfang ist, wenn man sie gerne höret, und die Klugheit lieber hat, als alle Güter. Achte sie hoch, so wird sie dich erhöhen und wird dich zu Ehren machen; sie wird dein Haupt schön schmücken und wird dich zieren mit einer hübschen Krone. Ich will dich den Weg der Weisheit führen, ich will dich auf rechter Bahn leiten.' Also spricht schon, der zu Jerusalem am Verständigsten sein Leben zu führen und zu genießen gewußt; und wenn ich die zierende Krone, von der er redet, mir für Euch deute, Herr Fleming, so bestehet sie aus gar vielen neuen, unverwelkbaren Lorbeerblättern, mit denen die Reise gen Ispahan Euer jugendliches Haupt schmücken wird."

Die Redeweise Basilius Beckers trug den Charakter einer eigenen pastoralen und profan-philosophischen Mischung. Er zeigte stets, daß er, seinem Stande gemäß, außerordentlich in der biblischen Schrift bewandert sei, doch seine Berufung auf dieselbe zog gemeiniglich völlig andere Sprüche an, als sie sonst aus dem Munde eines Geistlichen hervorzugehen pflegten. Merkbar aber war ihm daran gelegen und setzte er sein Bemühen fort, den jungen Dichter in seinem Vorsatz wankend zu machen und zur Betheiligung an der Gesandtschaft zur bereden. Um einige Zeit später ergab sich, daß er damit nach einem ihm vom Herzog ertheilten Auftrage gehandelt hatte, denn derselbe berief ihn durch einen Wink an seine Seite und befragte ihn, welchen Erfolg er bei Fleming erzielt habe. Herzog Friedrich war ein sehr willensstarker Herr, der sich seine einmal gefaßten Pläne auch in nebensächlicheren Dingen nicht durchkreuzen ließ, und sichtlich verdrossen hörte er auf den Bericht, daß die Anstrengungen des Magisters keine Aenderung zu bewirken vermocht hätten. Doch setzte Basilius Becker hinzu, er gebe die Hoffnung keineswegs auf, wenn der Herzog ihm seine Beihülfe leihe; und ein Weilchen leiser mit diesem fortredend, zeigte er durch freilich kaum wahrnehmbar zu Tage tretende Befriedigung seiner Miene, daß er ebensowohl mit Erfolg in seinem eigenen Interesse thätig gewesen sei, wie in dem des Fürsten.

Sie waren am Strand entlang unter dem Dorf Wyk hin um die Ausbuchtung bis zu der Stelle vorgeschritten, wo das von Westen kommende Flüßchen Leoensau in den Hafen einmündete und hier durch seinen kurzen Lauf die Grenze zwischen den Herzogthümern Holstein und Schleswig bildete. Dies war der Platz, welchen der Herzog für den Beginn seines Canals in Aussicht genommen; alle mit ihm hierher Gewanderten schlossen nunmehr einen Kreis um ihn, und er erläuterte den Zuhörern in eingehender, sachkundiger Auseinandersetzung den Verlauf der zukünftigen Wasserstraße, sowie alle seine sich daran knüpfenden bedeutungsvollen Pläne. Besonders hatte es in seiner Absicht gelegen, die Gesandtschaft vor ihrem Fortgang genau noch über die örtlichen Verhältnisse zu unterrichten, doch

auch vor den Kieler Rathsmitgliedern und Zugehörigen des Gelehrtenstandes den Aufschwung zu entwickeln, zu welchem Stadt und Land durch das gewaltige Unternehmen gelangen würden, und sie zu möglichster Förderung desselben, wie es in ihren gemeinsamen Kräften und in denen jedes Einzelnen stehe, zu veranlassen. Nachdem der Herzog so länger als eine Stunde trefflich und überzeugend gesprochen, brach er zum Rückzug auf und entbot den Bürgermeister Burenäus an seine Seite, um, wie man vernahm, mit ihm eine Rathschlagung über den Bau der persianischen Lagerhäuser zu führen.

Der Heimgang gesellte Paul Fleming und Agnete wiederum eine Zeit nebeneinander, jedoch nicht aus Zufälligkeit oder einem Bemühen des jungen Mannes, sondern merkbar hatte sich ein Trachten des Mädchens darauf gerichtet. Sie trug Unruhe in sich über das Ergebniß der Zwiesprache, die der Magister Becker zuvor mit dem jungen Dichter gepflogen, und obwohl sie keine Aeußerung darüber vom Munde kommen lassen wollte, konnte sie sich doch nicht bezwingen, so daß ihr einmal die Frage entfuhr: „Nicht wahr, Ihr gehet morgen nicht mit den Gesandten fort?“ Mehr aber noch als die Worte redete der Blickaufschlag, der dieselben begleitete, von einer Furchtbedrückung ihres Herzens, und das Ohr wie die Augen des Hörers hätten gleicherweise für ihre Dienste unbrauchbar sein müssen, wenn sie ihm jetzt nicht ein Verständniß des Gefühls offenbart hätten, aus dem die Frage Agnetes heraufdrang. Diese plötzliche Aufhellung rührte ihn mit einer schreckhaften und schmerzlichen Empfindung an; allein ehe er sich zu sammeln vermochte, wie er darauf entgegnen wolle und solle, ertönte die Stimme des Bürgermeisters hinter ihnen, der eine Unterredung mit seiner Tochter zu halten begehrte. Er zog sie abseits von den Uebrigen, dichter unter den steil abfallenden Uferrand des düstern Brooks und eröffnete ihr, der Magister Basilius Becker habe um ihre Hand angehalten und der Herzog so eben diese Werbung bei dem Ueberbringer derselben durchaus befürwortet. Fraglos befinde sich der Freier sehr bei Seiner Gnaden in Gunst und besitze durch diese für die Zukunft Anwartschaft auf eine bevorzugte einträgliche Stellung. Burenäus ließ durchfühlen, daß ihm die Einwilligung seiner Tochter, schon aus Rücksicht auf die fürstliche Unterstützung des Antrags, nicht unliebsam sein werde.

Agnete hatte sich jedoch blaß verfärbt und antwortete, als ihr Vater innehielt, nur kurz, daß sie den Herrn Magister kaum kenne, nicht Zuneigung für ihn in sich hege und niemals seine Frau zu werden vermöge. Das sprach sie schnell, mit einer Entschiedenheit, welche alles Weitere als fruchtlos ausschloß, fügte die dringliche Bitte nach, ihr Vater möge sich sogleich zu Becker begeben und diesem erwidern, daß sie ihm kein Gehör zu schenken im Stande sei, so daß er ein für allemal von seiner aussichtslosen Werbung abstehen solle. Auch Burenäus erkannte daraus die Unabänderlichkeit dieser Abneigung und das Nutzlose weiterer Zurede, entgegnete nichts mehr, sondern

verließ seine Tochter, um den Magister aufzusuchen und ihm den Bescheid zu hinterbringen. Derselbe kam Basilius Becker sichtlich nicht eben unerwartet; er antwortete gelassen mit einem Verse aus dem Hohen Liede Salomos: „Wie eine Rose unter den Dornen ist meine Freundin unter den Töchtern. Aber es gefällt ihr jetzo noch, mir den Duft ihres Kelches zu versagen und den Dorn gegen mich zu wenden, um mich mit ihm zu ritzen. Nun, es mildert vielleicht die Zeit solche jungfräuliche Herbigkeit, daß ich wieder ausgehen mag in den Weinberg und demnach mit dem König Salomo reden: ‚Du hast mir das Herz genommen, meine Schwester, liebe Braut; meine Freundin ist mein, und sie hält sich auch zu mir. Denn Liebe ist stark, wie der Tod, und Eifer ist fest, wie die Hölle.'"

Man war bis in den Schloßgarten zurückgekommen. Agnete schien danach zu trachten, noch einmal an die Seite Flemings zu gelangen; aber er ging im Gespräch mit Adam Olearius, und die Beobachtung der Schicklichkeit verstattete es ihr hier, wo die Stadt wieder begann, nicht, sich von den Frauen zu trennen und zu den beiden Herren zu gesellen. Nur als sie an der Ecke der Dänischen Straße nach ihren Wohnungen auseinanderschieden, suchten ihre Augen noch einmal aus einiger Entfernung nach ihm hinüber. Ihr Blick sprach stumm die Frage, die Erwartung aus, daß er, ehe der Tag vergehe, noch zu ihr komme, aber ihr Gesicht bedünkte ihn beinahe fremd. Es trug seit der Unterredung mit ihrem Vater die Anzeichen einer heftigen innerlichen Erregung, nur war es jetzt nicht mehr bleich, sondern von einer dunkelrothen Färbung überflossen. Damit sahen ihre Augen ihn zwar nur kurz, doch ohne ihre sonstige Befangenheit, wie zuversichtliche Abrede mit ihm nehmend, an; dann wandte sie sich und ging im Geleit der Uebrigen die Dänische Straße hinab, während er unter dem Schloß hin durch die Burgstraße mit Olearius seiner Behausung zuschritt.

* * *

Der Tag begann sich allgemach gegen sein Ende zu neigen, und die Abendsonne vergoldete die Baumwipfel hinter dem Hause, als die beiden Freunde in die Studirstube des Adam Olearius eintraten. Hier stellte dieser noch einen letzten Versuch an, Fleming zur Antheilnahme an der für den nächsten Tag festgesetzten Reise zu bewegen, doch gab die Miene des im Zimmer zuhörend hin und wieder Schreitenden keinerlei Hoffnung auf Erfolg. Man las in ihr, daß er innerlich dieser so oft von verschiedenen Seiten wiedergekehrten Bemühungen, ihn umzustimmen, überdrüssig sei und nur aus Achtung vor dem älteren Freunde die Vorhaltungen desselben nicht unterbreche. Ab und zu blieb er betrachtend vor einigen an der Wand befindlichen Kupferstichen Albrecht Dürers und Martin Schongauers stehen; allein die Ungeduld wuchs erkennbar in seinem Gesichtsausdruck an, und er suchte augenscheinlich nach einem Anlaß umher, ein Gespräch über einen

anderen Gegenstand beginnen zu können. Dann verhalf ihm in eigenthümlicher Weise die Sonne dazu. Sie fiel nicht selbst in die nach Norden hinausſehende Stube herein, doch auf eine dicke, grüne Butzenscheibe der Dachkammer eines rechts hinüber belegenen Hauses, und von dorther wurden die gesammelten Strahlen durch eines der Fenster in's Zimmer zurückgeworfen und in eine dunkle Ecke, die sonst auch im hellsten Tageslichte stets nur undeutlich überdämmert blieb. Jetzt aber spielte in diesem Winkel ein goldenes Geringel über etwas Farbiges hin, das dadurch zum ersten Mal in den Blick Paul Flemings gerieth; er trat darauf zu und erkannte ein kleines Pastellbild, das ein etwa sechzehnjähriges Mädchen mit dunkelbraun von den schmalen Schläfen herabfallendem Gelock und lichtblauem Kleide darstellte. Die Entdeckung kam ihm als das Erwünschte, um von dem Thema des Freundes ablenken zu können, und er fragte: „Wer ist denn dies Blaumeischen hier, und wie kommt es zu Dir in den dunklen Käfig?“

Olearius warf einen gleichgültigen Blick hinüber und versetzte: „Es stellet die Jungfer Elsabe Niehusen, Tochter eines Kaufherrn in Reval vor. Der Vater führte sein Leben zu früheren Zeiten eine Weile hier in der Stadt und war mir befreundet, daß ich das Mägdelein wohl als Kindchen auf den Knieen geschaukelt. So hat er, da ein Maler ihr Conterfei gebildet, mir dasselbe im Sommer zum Angedenken daran herübergesendet, obzwar ich nicht sonderlich begriffen, zu welchem Behufe solches Bildniß bei mir eine Unterkunft gesucht.“

Ein lächelnder Zug ging um den Mund des jungen Dichters, wie er erwiderte: „Das nimmt man wohl an dem Staubwinkel gewahr, in welchem Du es Dir und dem Himmelslicht aus den Augen gerückt hast. Hätte die Sonne sich nicht mit klugem Bedacht einer Beihülfe bedient, so würde sie es sich, wie mir ingleichem, niemalen zur Schau gebracht haben. Mich bedünkt, das Bildniß siehet aus, als müsse es auch im Leben ebenso erscheinen und der Kunst des Malers ein getreuliches Zeugniß ausstellen.“

„Das mag ihm wohl etwelchen Werth leihen,“ entgegnete Adam Olearius kurz, in merklicher Absicht, einer so bedeutungslosen Sache, wie einem weiblichen Portraitbilde, nicht längere Beachtung zuzuwenden, „denn ich entsinne mich, es beim Erblicken meiner Erinnerung von dem Kinde ähnlich befunden zu haben.“ Doch er gelangte nicht zu der beabsichtigten Wiederaufnahme seiner flüchtig unterbrochenen Vorstellungen, da ein Bote vom Herzog an die Thür pochte, um ihn sofort zu einer wichtigen Berathung auf's Schloß zu bescheiden. So folgte er eilfertig schon in der nächsten Minute dem fürstlichen Geheiß, und Paul Fleming blieb allein in der Stube zurück.

Er schritt wiederum einige Mal auf und nieder, dann hielt er abermals an der Stelle an, wo er zuletzt gestanden. Der Sonnenrückglanz schien sich nicht von dem Pastellbildchen in der Ecke trennen zu können,

sondern warf noch immer sein Goldgeringel drüber hin. Täuschend ward dadurch der Eindruck erzeugt, als komme Leben in das kleine Bildniß, wie wenn die Brust unter dem blauen Kleide sich, leis athmend, hebe und senke, die leichte Gestalt sich zu anmuthsvoller Beweglichkeit regen wolle. Und das Licht, das gerade in die hellen Augen hinein spielte, füllte diese mit einem sternhaften Glanz, ließ sie gleich einer leibhaftigen Wirklichkeit unter den feinen, dunklen Brauenbogen hervorleuchten. Unwillkürlich nickte der junge Beschauer dem Bilde zu und sprach laut: „Elsabe." Und dann fügte er nach: „Ja, man schaut es, so mußt Du in Wahrheit auf der Erde vorhanden sein." Er lächelte und verbesserte: „Verzeihet, Jungfrau, ich meinte, daß Ihr wirklich in der Stadt Reval heute so zu den Lebendigen gehört."

Es blieb ein kurzes Weilchen still in dem Zimmer, dann wiederholte die Stimme Paul Flemings noch einmal: „In der Stadt Reval!" Doch zugleich wich nun das Strahlengeflimmer aus dem Winkel ab, und graues Schattengespinnst trat an die Stelle, das Gesicht Elsabe Niehusens beinahe wie mit einem Drüberstreichen auslöschend. Den jungen Dichter überlief es aus der plötzlichen Veränderung vor seinem Blick mit einem Schauer; es hatte etwas davon gehabt, als ob Nacht und Tod die Hand jählings nach dem lieblichen Mädchenantlitz gestreckt hätten, und fast ohne zu wissen, was er thue, ergriff Fleming hastig das Bild, hob es vom Nagel und trat damit an's Fenster. Da kehrte Licht und Leben in die Züge zurück; wenn die Sonne sie auch nicht mehr vergoldete, schauten sie doch durch die leis beginnende Dämmerung wie ein blüthenholder, leuchtender Frühlingsmorgen auf. Und nun blieben sie so, das grau sich verdichtende Zwielicht besaß keine Macht mehr über sie. Der einsame Inhaber der Stube hatte sich gesetzt und hielt das Bild betrachtend auf seinen Knien. Vor dem wirklichen Blick schwand es ihm wiederum hin, aber er merkte es nicht; denn vor der geistigen Sehkraft stand es ihm unverwandt, sah ihm mit jedem Zug des Antlitzes und den sternhellen Augen aus dem mählichen Nachteinbruch, dann aus tiefstem Dunkel entgegen. Ihm kam einmal die Erinnerung, daß Agnete Burenäus heute noch sein Hinüberkommen erwarte, und ihr fremdartig erregter Gesichtsausdruck, wie er diesen zuletzt gewahrt, trat ihm in's Gedächtniß. Zugleich auch das erst am Nachmittag von ihm in ihrem Innern Erkannte, dem er nichts Anderes, als die Freundschaft einer brüderlichen Zuneigung entgegenbrachte. Der Gedanke daran festigte ihm rasch den Entschluß, heut' nicht mehr zu ihr zu gehen. Ihm war's, als ob bei der stummen Trennung etwas Leidenschaftliches im Grunde ihrer Augen aufgeflackert sei, das sie zu einem besinnungslosen Thun fortreißen könne, und ihn faßte bei solcher Vorstellung jetzt noch stärker ein Schreck an, als bei seiner nachmittägigen Erkenntniß ihrer Liebe für ihn. Doch da drängte sich auch schon wieder das unsichtbar gewordene, immer noch von seiner Hand gehaltene Bild über Agnete Burenäus hin, und diese

losch wesenlos darunter aus. Vor seiner lebhaften Dichterphantasie stieg eine alte, vielgethürmte und umzinnte Stadt am Meer empor — das war Reval; und durch eine Straße mit hohen, gestuften Giebelhäusern kam, noch klein und fern, im Sonnenglanz eine lichtblaue Gestalt daher. Aber sie ward größer und deutlicher, nahm nun die Züge von Elsabe Niehusen an, genau, wie der zarte Pastellstift des Malers sie wiedergegeben.

Vom Nicolaithurm her schlug es die achte und die neunte Abendstunde, ohne daß Paul Fleming des Fortschrittes der Zeit gedenk ward. Er wartete auf Olearius' Rückkunft; doch die Rathschlagung auf dem Schlosse zog sich offenbar weit in die Länge, und jener stellte sich immer noch nicht wieder ein. Dann indeß fuhr der im lichtlosen Dunkel Träumende einmal zusammen, denn draußen tönte ein Schritt, und die Thür ward geöffnet. Allein nicht Adam Olearius trat ein, sondern die Hausmagd, welche einen Boten mit Licht geleitete. Dieser überbrachte einen Brief von namenloser Hand an Fleming, des Inhalts, wenn dieser etwa doch noch zu bestimmen sein möge, sich morgen mit auf das Schiff zur Fahrt nach Reval zu begeben, so sei man bereit, ihm dafür als Lohn das Schönste zu verheißen und zu gewähren, wonach er nur trachten könne. Aber die Zeit dränge sehr zur Eile, und er möge alsdann sogleich dem Boten nachfolgen, der ihn dorthin führen werde, wo man seiner zu der Beredung harre.

Dem Lesenden warf ein plötzlicher Pulsschlag das Blut in's Gesicht. Wie seltsam sah ihn von dem Blatt an, was er selbst noch nicht gedacht, oder wovon er nicht gewußt, daß es sich in ihm zu einem Gedanken, einem Wunsch und Wollen gebildet! Doch in diesem Augenblick standen sie klar, als in seinem Innern ausgereift, vor seiner Erkenntniß; er erwiderte dem Ueberbringer des Briefes sonder Bedenken hastig: „Weiset mir den Weg, ich gehe mit Euch!" Nachdem er sodann das Pastellbild behutsam in den Winkel zurückgehängt hatte, verließ er sogleich das Haus. In seinem Kopfe drängte es sich zu sehr, als daß er eine Frage an den Führer richtete, wohin dieser ihn geleite; sie schritten durch die bereits nachtruhig liegende Fischerstraße bis gegen das Wasserthor abwärts, dann bog sein Begleiter zur Rechten in die enge Gasse „Bei der Mauer" ein. Hier hieß er Fleming in ein Haus eintreten, über dessen völlig finstern Flur er denselben an eine Zimmerthür brachte. Als diese geöffnet worden, sah der Ankömmling sich in einer wenig geräumigen und niedrigen, doch nicht unbehaglich ausgestatteten, mäßig von zwei kleinen, mit Wallrathöl getränkten Lampen erhellten Stube. Der Führer bat Fleming, sich hier niederzulassen, einen Augenblick in Geduld zu verziehen, und begab sich fort.

* * *

Agnete Burenäus war, nachdem sie zu Hause eingetroffen war, aus einer, ihrer Natur bisher unbekannt gewesenen Gemüthserregung nicht zur Ruhe gelangt. Woher dieselbe so über sie gerathen, das wußte sie selbst kaum;

daß der Magister Becker um ihre Hand geworben und sie seinen Antrag abschlägig beschieden hatte, konnte doch eigentlich keine Begründung dafür enthalten. Sie fühlte auch, es sei nur zu etwas anderem, schon in ihr vorhanden Gewesenem hinzugekommen, einer Unruhe, die sich ihrer bemächtigt gehabt, daß es ihr nicht möglich gefallen, sich dagegen zu erwehren. Um sie schwebte und in ihr lag's mit einer Ahnung, als stehe ihr ein großes Glück oder ein großes Unglück bevor, und sie saß allein in der Stube und horchte mit fiebernder Spannung auf irgendeine Stimme, die künden werde, was ihr bestimmt sei. So lautlos lag das Haus um sie, ihr Vater war noch zu einer abendlichen Rathssitzung gegangen, und ihre Brüder befanden sich mit Heinrich Weghorst in der Unterrichtskammer im oberen Stockwerk; die Dämmerung, das Dunkel kamen und fielen nächtig über ihr unstätes Bangen. Sie wollte ihre Gedanken ableiten, im Hause schaffen — aber wieder auch gebrach ihr die Kraft zum Entschluß, aufzustehen; sie mußte regungslos auf das Kommende warten. Das aber lag in der Antwort auf die Frage, ob Paul Fleming heut noch zu ihr kommen werde oder nicht. Denn auf ihn wartete sie, und durch die dunkle Stille hörte sie das Klopfen ihres Herzens. Es schlug ihr in ängstlicher Hast, er gehe doch vielleicht morgen mit dem Schiffe fort, und sie sehe ihn nur noch, wenn er zu kurzer Abschiedsnahme in der Frühe bei ihnen vorkehre. Sie wußte, er habe am Nachmittag in ihren Augen, ihrem Herzen gelesen und nachher die Aufforderung in ihrem letzten Blick verstehen müssen. Aus dieser Erinnerung kam es jetzt mit brennender Scham über ihre Wangen. Sie hatte ja nicht anders, als durch die Augen mit ihm reden können, und doch hätte sie dies sonst auch nicht vermocht, wenn nicht die Erregung durch die Brautwerbung des Magisters so heftig in ihr gewesen wäre. Aber dunkel empfand sie, in jenem Blick habe etwas nicht mit rechter Besinnung Vereintes gelegen, das der Angeschaute vielleicht fälschlich, gar als die mädchenhafte Sittsamkeit verletzend deuten gekonnt. Kam er etwa deshalb nicht? Ein Zittern befiel sie mit dem Vorschreiten der Nacht, und ihre Augen wurden feucht. Wie konnte sie ihm den falschen Glauben wieder benehmen, an dem sie durch ein unglückliches Zusammentreffen wohl Schuld trug und der ihr doch so bitterliches Unrecht anthat? Denn auch die ärgste Neiderin hätte ihr bezeugt, ein unsittiger Gedanke habe noch nie die Seele Agnetes Burenäus berührt und könne auch keinen Herzschlag lang eine Wohnstatt darin finden.

Da tönte auf dem Flur eine Stimme, die nach der Jungfer Agnete fragte, und diese flog mit einem halb freudigen, halb schreckhaften Zusammenfahren auf und hinaus. Ein Mädchen stand draußen, das einen kleinen Briefzettel für sie in der Hand trug, und beim Scheine des Küchenlichtes las die Empfängerin ein Paar auf dem Blättchen geschriebene Zeilen:

„Wenn Jungfrau Agnete die Erfahrung gewinnen will, daß ihr Herz

Liebe für Jemanden in sich bewahrt, der solcher nicht würdig ist, vielmehr sie in den Armen einer Andern verlachet, so möge sie der Ueberbringerin dieser Botschaft einer getreulich warnenden Freundin Nachfolge leisten."

Vor den noch von eben zuvor hervorgequollenen Thränen flimmernden Augen verschwammen der Lesenden die Buchstaben auf dem Papier. Sie verstand nicht klar, was die Worte besagen, dachte nicht, von wem dieselben kommen mochten. Aber ihr Kopf bedurfte auch keiner deutlichen Erkenntniß; ein sie wie tödtlich in der Brust anrührender Herzschlag kündete ihr, das sei das große Unglück, dessen Vorahnung sie in sich getragen. Und dazu schlug ihr heißer noch als zuvor die Scham aus einem tief verwundeten jungfräulichen Stolze ins Gesicht, daß die Schrift kundgab, sie habe ihr innerstes Herzensgefühl Jemand offenbart, der dasselbe zwiefach verrathen!

Denn wer konnte sonst davon wissen, wenn er es nicht ausgeplaudert hatte — mit einer Anderen darüber lachte, stand auf dem Blatt. Nein, es war Lüge, das that er nicht, so vermochte nicht Alles an ihm zu täuschen! Das Herz Agnetes pochte, aber ihre Sinne waren verworren. Wenn es ihr Leben gälte, mußte sie wissen, sehen und hören, was an der Benachrichtigung wahr sei. Denn nun redete wieder eine Stimme in ihr: deshalb habe sie vergebens auf ihn geharrt; um einer Anderen willen sei er nicht gekommen! Ohne die vom Nachmittag her höher in ihr aufgewachsene seelische Erregung wäre sie wohl davor zurückgeschreckt, mit einer Fremden allein in die Nacht der dunklen Straßen nach unbekanntem Ziele hinauszugehen. Doch die Wellen der Besinnungslosigkeit schlugen über ihr zusammen, ihr kam kein Gedanke, daß dies in Wirklichkeit ein unmädchenhaftes Thun sei. Hastig warf sie einen Mantel um und folgte ihrer Führerin, welche auf einige Fragen aus dem Munde Agnetes nur erwiderte, sie wisse von nichts, als den Weg zu zeigen. Dieser ging unter den schwarzen Massen der Nicolaikirche vorüber in die Blämische Straße und in ihr bis gegen das dortige Wasserthor abwärts. Dann bog das Mädchen zur Linken in eine enge Gasse ein, die Agnete noch niemals betreten hatte.

* * *

Paul Fleming hatte sich in dem fremden Gemach auf einen Sessel niedergelassen und war erst jetzt, während der Wartezeit einiger Minuten, zu einem halben Denken darüber gelangt, wer eigentlich ihn hierher beschieden haben möge und was man ihm für die Aenderung seines Entschlusses als schönsten Lohn verheiße. Worin sollte denn ein solcher bestehen? Vor wenigen Stunden noch hätte es keinen gegeben, der ihn seiner Ablehnung untreu machen konnte; mehr als der Herzog ihm bereitwillig zugesagt, konnte ja kein Anspruch begehren. Dem Nachsinnenden kam's dabei, es sei verwunderlich, daß er sich hier augenscheinlich nicht in einem Raume des Schlosses befinde, wo der Herzog mit Olearius rathschlage. Und von ihnen oder in ihrem Auftrage mußte die briefliche Botschaft doch ergangen sein!

Es verblieb ihm indeß nicht weitere Muße, nach einer Aufhellung dafür zu suchen, denn nun öffnete sich eine von seitwärts her in die Stube führende Thür und gleichzeitig oder wenigstens nur um einen Athemzug später diejenige, durch die er vom Flur gekommen. Aus der ersten Thür trat eine weibliche Gestalt von schöner, wenn auch roher und seelenloser Gesichtsbildung hervor, stattlichen Wuchses, der um so deutlicher zur Wahrnehmung kam, als lockere Bekleidung die vollen Schultern unverhüllt beließ und nur das dichte Haar aufgelöst darauf herabfiel. Durch die gleich darnach aufgehende Flurthür aber ward von unsichtbar bleibender Hand Agnete Burenäus hereingedrängt. Der Uebergang aus der tiefen Finsterniß draußen in die erhellte Stube legte im ersten Augenblick eine Blendung über ihr Sehvermögen, so daß sie ungewiß vor sich hinschaute.

Bei ihrem Erblicken wollte Fleming unwillkürlich vom Sessel aufspringen, doch hurtig eilte das fremde Weib auf ihn zu, hielt ihn, den Arm um seinen Nacken schlingend, auf dem Sitz zurück und flüsterte ihm in's Ohr: „Bleibt, ich lasse Euch mit Eurer Liebsten hier in meiner Stube allein und will Wacht halten, daß Niemand Euch Störung bereitet."

Agnete wußte nicht, wohin sie gebracht worden sei; aber der Anblick vor ihr konnte ihr nicht Zweifel belassen, daß sie Paul Fleming in einem zärtlichen Verweilen mit dem unbekannten, ihr tiefsten Widerwillen einflößenden Mädchen betreffe. Starr, aus blutroth übergossenem Gesicht sahen ihre Augen ihm entgegen.

Gleichzeitig jedoch befiel ihn aus der Kleidung und dem Behaben derjenigen, die ihren Arm um ihn gelegt hielt, eine jähe Erkenntniß, welcher Art das Haus sein müsse, in welchem er sich befinde. Und die Worte, die sie ihm zugeraunt, konnten ihn gleichfalls nicht mehr in Ungewißheit erhalten, von wem und in welcher Absicht er hierher verlockt worden. Niemals war ein Glaube an jungfräuliche Sittsamkeit und Unschuld falscher bethörend gewesen; da er nicht mehr zu Agnete Burenäus gekommen, hatte sie mit Abstreifung jeglicher weiblicher Scheu und Scham sich der Bewohnerin dieses Hauses bedient, um eine heimliche nächtige Zusammenkunft mit ihm zu erzielen, bei der ihre zuchtlose Leidenschaft einen Sieg über ihn davonzutragen gedachte!

Diese Doppelerkenntniß ließ die Beiden zu völliger Regungs- und Athemlosigkeit erstarren, doch kaum länger als bis zum gegenseitigen Erfassen der empörenden Täuschung, welcher sie sich über einander hingegeben. Denn kaum um drei oder vier Secunden, nachdem Agnete in die Thür getreten, erhoben sich draußen auf der Gasse laute Rufe: „Hier herein ist eine Jungfrau gegangen, die als ehrbar in unserer Stadt gegolten. Holt sie mit Schimpf und Schande heraus, auf daß man sie fernerhin als das ansehe, was sie ist!"

Ueber dieses plötzliche Gelärm schien die fremde Weibsperson tödtlich zu erschrecken; sie stieß aus: „Ihr müßt fort!", ergriff Paul Flemings Hand und zog ihn hastig mit sich durch dunkle Räume auf einen engen

Hof und wieder durch eine niedrige Stallthür weiter. Draußen aber in der Gasse „Bei der Mauer" vermehrte sich das Getöse, und auf eine Frage gab Jemand Antwort, eine Jungfrau halte sich hier in einem verrufenen Hause, in welchem sie nächtlicher Weile mit einem Liebhaber zusammengekommen sei.

Der Fragsteller war der Bürgermeister Burenäus, dem auf einem Blättchen mit namenloser Handschrift schon in's Rathhaus die nämliche Mittheilung übermacht worden, seine Tochter habe bei Nacht ihre Wohnung verlassen und befinde sich in einem unehrbaren Gebäude bei der Mauer. Das hatte ihn völlig unglaublich bedünkt; doch wie er sich rasch über die Straße nach Hause begeben, war Agnete in der That wider jeden Brauch und Sitte nicht dort auffindbar gewesen und ihr Vater auf's Schleunigste hierher geeilt. Aus den Nachbarstraßen her sammelten sich noch mehr Menschen vor dem Hause an; wer eigentlich die ersten Rufe ausgestoßen habe und um wen es sich handle, wußte indeß Niemand anzugeben. Burenäus hieß nun kraft seines Amtes alle zurückbleiben, trat hinein, und gerieth, eine Thür öffnend, halb der Besinnung beraubt, seiner Tochter gegenüber, die, sich an einem Tisch haltend, gleichfalls wie betäubt, jedoch gegenwärtig blutlosen Angesichts allein in der Stube dastand. Auf seine Frage, wie sie hierher komme, erwiderte sie nur: „Ich weiß es nicht — ich kann es nicht sagen." Doch der Ausdruck ihres Gesichtes bestätigte es, sprach überzeugend dazu, sie besitze in Wirklichkeit keine Ahnung davon, an welchem Orte sie sich befinde.

Es trat in diesem Augenblick noch Jemand zur Stube herein, und zwar der Magister Basilius Becker, der ebenfalls von den nächtlichen Rufen herbeigezogen worden. Er sprach, ohne eine Erregung an den Tag zu legen:

„Ich theile mit Euch, Herr Bürgermeister, Eure Verwunderung über diesen nicht geziemlichen Aufenthaltsort Eures lieben Töchterleins; aber es spricht das Evangelium: Wer sich ohne Schuld fühlet, werfe den ersten Stein auf sie, und es ist mehr Freude im Himmel über eine Wiedergefundene, als über Hundert, die uns nicht mit Verlust bedroht gehabt. Es wird sich ja genugsam aufhellen, wie die Jungfrau auf diesen unbedachtsamen Weg gerathen; und mag es unter den Menschen vielleicht auch Solche geben, welche eine Schädigung des löblichen Rufes Eurer Tochter darin erblicken zu müssen vermeinen, so kann meine Zuneigung zu derselben dadurch doch nicht gemindert werden. Vielmehr handle ich nach der Liebespflicht eines Gottesdieners, die Erniedrigten empor zu richten und die Gefallenen aufzuheben, indem ich meine Werbung vom heutigen Nachmittage bei Euch erneuere und gewiß bin, Ihr werdet unter solcherlei Umständen meinen Antrag nach Kräften unterstützen; denn bei der Sinnesart, wie sie einmal unter den Leuten als bräuchlich besteht, dürfte sich nach diesem Vorkommniß nicht leicht mehr ein anderer Freiwerber um die Hand Eures

Kindes finden. Ich aber spreche: Meine Freundin ist mein, und sie wird sich jetzt auch zu mir halten. Komm, meine Schwester, liebe Braut, wir wollen aus diesem Hause der Sündhaftigkeit von hinnen gehen, doch zuvor Dein Angesicht vor dem Blick der Menschen bedecken, daß nicht ein Lichtstrahl, der darauf fiele, Dich der Neubegier und der Beschimpfung kundgebe."

Der Sprecher zog bei den letzten Worten eine am Mantel Agnetes befindliche Kapuze über ihren Kopf und dicht um ihr Gesicht zusammen. Sie ließ es willenlos geschehen, denn sie vermochte sich kaum mehr auf den Füßen zu erhalten, und das Bewußtsein drohte, sie zu verlassen. Aus den Aeußerungen des Magisters war ihr erst zu einer undeutlichen Vorstellung aufgegangen, an welchem Orte sie stehe und welcher Beschaffenheit das Mädchen gewesen, dessen Arm Paul Fleming umschlungen gehalten und ihn mit sich fortgezogen hatte. Ein tödtliches Leid und schaudernder Abscheu zugleich durchzuckten ihr das Herz; der Bürgermeister war, von Rath- und Hülflosigkeit des Augenblicks überwältigt, Basilius Becker höflichst dankesvoll für dessen thatkräftigen Beistand. Er ging voraus, um draußen mit gebietendem Wort für die beiden ihm auf dem Fuß Nachfolgenden eine Bahn durch die in der engen Gasse angestauten Neugierigen frei zu machen. Der Tellingstedter Diaconus hielt Agnete umfaßt und führte sie; sie schwankte besinnungslos, die Knie brachen fast unter ihr zu Boden. Auch ohne die Ueberhüllung ihres Gesichtes indeß hätte Niemand sie zu erkennen vermocht, denn Nachtfinsterniß lag mit schwarzem Schleier bergend über ihr.

So blieben die Leute, ihre unbestimmten Muthmaßungen austauschend, hinter ihnen zurück, und sie erreichten die Vlämische Straße. Hier kam ihnen ein vereinzelter Schritt entgegen, und eine Stimme fragte aus dem Dunkel, ohne die Ankommenden zu erkennen, doch in hörbarer Erregung, ob sie den Bürgermeister gesehen. Aus dem Ton durchfloß es wie eine plötzlich rückkehrende Kraft des Lebens und Bewußtseins die Seele und Glieder Agnetes. Sie rief aus: „Seid Ihr es, Hinrich? Gottlob!" und sich von der Hand Basilius Beckers losmachend, stieß sie diesen, wie er sie zu halten suchte, heftig zurück, klammerte sich fest an den Arm Hinrich Weghorsts und eilte jetzt, halb von ihm geführt, halb ihn vorwärts ziehend, wortlos mit ihm den Anderen voraus ihrem Hause zu.

Paul Fleming aber war auf dunklen Durchgängen von seiner Führerin, ohne daß ein Blick ihn wahrgenommen, in die völlig menschenleere Fischerstraße gebracht worden. Sie hatte ihm noch im Gehen gesprochen: „Lasset Euch nicht abschrecken; ein andermal werdet Ihr bessere Ruhe mit Eurer Liebsten bei mir finden, denn ich weiß, ihr Herz brennt gar heiß, sich mit Euch zu unterhalten." Nun stand er, verworrenen Sinnes, allein, tief bekümmert, daß ein so sittiger jungfräulicher Anschein, wie Agnete Burenäus ihn bis dahin in Wort und Behaben dargeboten, dermaßen zu trügen vermöge, doch auch von heftigstem Widerwillen gegen sie angefüllt. Fast ohne wahr-

zunehmen, welchen Weg er innehalte, kam er in das kaum erst vor einer Viertelstunde von ihm verlassene Zimmer zurück, wo auch Adam Olearius sich inzwischen eingefunden hatte, verwundert, den Freund dort nicht anzutreffen.

Der junge Dichter sah ihm einige Augenblicke verwirrt und antwortlos in's Gesicht; da fiel der Schein der brennenden Wachskerzen auf dem Schreibtisch in einen Winkel der Stube und zog aus dem Rahmen des dort hängenden Pastellbildes einen leisen blauen Schimmer hervor. Und plötzlich war es Paul Fleming, als habe er das Zimmer nicht verlassen, sondern nur einen kurzen, häßlichen Traum nach der Schönheit des Sonnenabends darin gehabt, aus dem er von dem Freunde aufgeweckt sei; und er erwiderte rasch, daß er noch einen Gang durch die Nacht gemacht, um den von ihm neu gefaßten Entschluß zur Theilnahme an der Reise noch einmal zu überdenken. Das versetzte Olearius in hohe Freudigkeit, der nicht weiter fragte und nicht daran zweifelte, seine letzte eindringliche Vorhaltung habe diese Willensumänderung herbeigeführt. Es galt in der Eile viel Nothwendiges nun noch zu bereden; mit dem Beginn der Morgenfrühe mußte der junge Arzt eifrigste Anstalt treffen, sich mit mancherlei Erfordernissen für die Fahrt, wenigstens zunächst bis zur Erreichung Revals, auszurüsten. Kaum fand er noch zu einer Aufwartung im Schlosse Zeit, wo der Herzog ihn, sichtlich sehr erfreut, höchst gnädig empfing und ihm zu dem verliehenen Range eines Hofjunkers noch die Stellung eines Truchseß bei der Gesandtschaft übertrug. Die Einschiffung der letzteren war auf die Mittagsstunde festgesetzt, und bald nachdem diese vom Glockenschlage der Nicolaikirche verkündigt worden, wurden unter den Zurufen einer vielhundertköpfig am Hafenbollwerk vor den Wasserthoren angesammelten Menge die Taue der für die Reise gerüsteten stattlichen Kogge gelöst. Unter den anwesenden Honoratioren der Stadt befand sich auch pflichtgemäß der Bürgermeister Burenäus, wenn auch etwas verschatteten Gesichts. Doch die Art, in der er sich freundlichst von Paul Fleming verabschiedete und diesen zu seinem neuerdings gefaßten Entschluß beglückwünschte, that kund, daß er keine Ahnung von dem Zusammenhang desselben mit dem nächtlichen Auffinden seiner Tochter in dem verrufenen Hause besitze. Er entschuldigte Agnete nur mit lauter Stimme, daß sie eines Unwohlbefindens halber nicht bei der Abfahrt zugegen sein könne; das Schiff rollte in frischer Ostbrise die Segel auf und zog unter dem Schloß vorüber, vom Thurm desselben mit dem breitflatternden fürstlichen Nesselblattbanner begrüßt, weiß in der Sonne strahlend, durch die Kieler Bucht hinaus.

(Schluß folgt.)

Richard von Volkmann

ein deutscher Arzt und Dichter.

Von

Hugo Gisander.

— Halle a. S. —

Eine Geschichte deutscher Professorensöhne zu schreiben, wäre sicher eine interessante Aufgabe. Viel Gunst und Gelegenheit, nicht immer gleichviel Talent und Energie zu wissenschaftlicher Laufbahn — das ist das Recept zu jenem nicht seltenen Epigonenthum, welches sich im Lichte des dem Gesetz der Vererbung leider zu wenig gehorchenden väterlichen Genies sonnt.

Das hatten die Himmlischen anders beschlossen, da sie Richard Volkmann, den Sohn eines der bedeutendsten akademischen Physiologen, zu ihrem besonderen Günstling erkoren. Ihm sollte es vergönnt sein, in seltenster Weise wissenschaftlichen Ruhm und dichterische Lorbeeren gleichzeitig zu ernten.

Die Jugendzeit Volkmanns*) war eine bewegte. Sein Vater, Alfred Wilhelm Volkmann, bis dahin Privatdocent, dann Professor der Zootomie in seiner Vaterstadt Leipzig, folgte, bevor der Knabe das achte Jahr vollendet hatte, einem Ruf nach Dorpat. In den Ostseeprovinzen, jenem Lande mit eigenartigen und eigensinnigen, aber offenen und stets geistig regen Menschen, hat Richard Volkmann die fünf Jahre seines Lebens zugebracht, in welchen äußere Eindrücke am festesten sich dem Knaben einprägen. Dann nahm der Vater dort seine Entlassung, um jene Stellung mit der ordentlichen Professur für Physiologie in Halle zu vertauschen, wo

*) Geb. 17. August 1830.

er 34 Jahre als Lehrer und Forscher in segensreichster Weise thätig war. Staunenswerth ist seine Vielseitigkeit und Arbeitskraft; neben der Physiologie übernimmt er auch den Unterricht in der Anatomie, den er in seinen letzten Lebensjahren (1872—77), als der Staat es für nöthig erachtet, für das außerordentlich angewachsene Gebiet der Physiologie noch eine jüngere Kraft zu werben, ausschließlich leitet.

Der junge Volkmann, in die Fußtapfen des Vaters tretend, widmete sich dem medicinischen Studium an den Universitäten Halle, Gießen, Berlin und wurde dann, nach Halle zurückgekehrt, Assistent an der chirurgischen Klinik von Blasius (1802—75), der nicht nur durch seine weit verbreiteten Lehrbücher, sondern auch wegen seiner eigenthümlichen Operationsmethode zur Ergänzung verletzter Nasen, Lippen, Augenlider, sowie durch eine Forschungen über Nekrosen und Verrenkungen damals bedeutendes Ansehen genoß. Diese Assistententhätigkeit war für den jungen Gelehrten bei der Wahl seines Specialstudiums entscheidend; im Jahre 1857 habilitirte er sich als Privatdocent der Chirurgie an der Halleschen Universität.

Eine merkwürdige und bedeutungsschwere Uebergangszeit für die medicinischen Wissenschaften war die nun herannahende erste Hälfte der sechziger Jahre. Die ersten Ahnungen tauchten auf von der Existenz jener unheimlichen „Welt der Kleinen", der Bacterien, welche heute zu Tage seit Kochs classischen Untersuchungen jeder Arzt, jeder Naturforscher nicht nur kennen muß, sondern auch selbst züchten und beobachten kann. Der Gynäkologe Semmelweis eröffnete die Aera dieser neuen Erkenntniß. Seine Schriften, die er zum Theil in „offenen Briefen" in die Welt gehen ließ, zeigten, daß das Kindbettfieber, an welchem Tausende von Müttern dahinstarben, stets von einer Localinfection durch die Hand des Arztes oder der Hebamme herrührt*). Doch die damals auf der Weisheit Thronen saßen, waren zu weit entfernt von Faustischer Selbsterkenntniß (Faust, erster Theil V. 695—702); und Semmelweis, von den Einen nicht beachtet, von den Andern verlacht, starb im Irrenhause. Als dann aber Lister, ausgehend von seiner Beobachtung, daß Verletzungen im Innern der Lunge ohne Eiterung heilten, während ein von Außen beigebrachter Schnitt stets eiterte, das Vorhandensein jener Tausende von die Wundheilung hindernden Krankheitskeimen in der unfiltrirten Luft mit Sicherheit erkannte und seine classischen Methoden der antiseptischen Wundbehandlung veröffentlichte, da war der neuen Weisheit sichere Bahn gebrochen; und wie die Zeugnisse für die Möglichkeit einer eiterfreien Wundheilung sich mehrten, da war unser Volkmann einer derjenigen, welche die neue Verbandmethode mit Energie aufnahmen und selbständig fortbildeten. Ihr dankt er nächst seiner außerordentlichen Begabung es vornämlich, daß Tausende von Kranken durch ihn Heilung finden konnten. Sie hat sich in seinen Händen, auf den Schlachtfeldern

*) Semmelweis, Aetiologie, Begriff und Prophylaxis des Kindbettfiebers. Wien 1861.

von 1866 und 1870—71 wie in der langen dann folgenden Friedenszeit, auf das Glänzendste bewährt.

An äußerer Anerkennung hat es Volkmann nicht gefehlt. Aber mehr als alle Orden und Ehrenzeichen, die seine Brust zieren, mehr als seine stattliche Generaluniform und der ihm 1885 verliehene Adelstitel ehrt und adelt ihn die Anerkennung und Bewunderung seiner Collegen, die Dankbarkeit Tausender, die ihm ihre Heilung verdanken. „Die chirurgische Klinik der Halle-Wittenbergischen Hochschule", so schreibt ein Fachmann in der Illustrirten Zeitung, „ist unter seiner Leitung eine Musteranstalt und das Mekka der Chirurgen geworden, zu welchem sie oft aus fremden Landen pilgern, um Volkmann operiren zu sehen, um seinem geistvollen Vortrage zu lauschen, ihn auf seinem Umgang von Bett zu Bett zu geleiten. Als akademischer Lehrer und Arzt übt Volkmann einen ganz eigenartigen Zauber aus, dem sich kein Besucher entziehen kann. Ist es die Sicherheit seiner Diagnose, die Gewandtheit und Bestimmtheit seines operativen Handelns, die fast graciös zu nennende Art, mit der diese geübte und glückliche Hand jede Schwierigkeit überwindet; ist es die niemals triviale oder ermüdende Rede, welche trotz gelehrter Gründlichkeit immer etwas Anziehendes behält — oder ist es schließlich die gemüthsvolle, liebenswürdige Art, wie er mit seinen Patienten verkehrt, und selbst dem Aermsten und Elendesten die wenigen Augenblicke, in denen er an dessen Lager verweilt, zu Lichtblicken gestaltet? Man kann schwer entscheiden, welche dieser Eigenschaften, oder ob die glückliche Vereinigung aller so mächtig anzieht. Eine Schaar ausgezeichneten Chirurgen, die zum Theil schon wieder andere Kliniken als Ordinarien leiten, ist aus seiner Schule hervorgegangen."

Als chirurgischer Forscher und Schriftsteller entwickelte er daneben eine Productivität, die sich weniger durch Quantität als durch Qualität auszeichnet. Man kann zwar nicht von ihm sagen, daß er durch geniale Erschließung neuer Gebiete epochemachend für die Wissenschaft geworden sei; aber stets wußte er — und das ist für eine so eminent praktische Wissenschaft wie die Medicin von dem höchsten Werthe — mit sicherem Blicke die neuen Errungenschaften der Wissenschaft am Krankenbett zu verwerthen. Außer seinen sich an die Forschungen Sistas und Anderer anschließenden bereits erwähnten Arbeiten über die antiseptische Wundheilung, welchen dann andere über die Behandlung complicirter Fracturen, die Resection der Gelenke und anderes folgten, hat er sich um die Orthopädie wohl verdient gemacht und eine Reihe praktischer Handgriffe und Apparate kennen gelehrt, welche, wie der „schiefe Sitz", allgemeine Anwendung gefunden haben.

Doch Volkmanns segensreiche Thätigkeit als weitberühmter Arzt und Universitätslehrer, wohlgeeignet, ein Menschenleben ganz in Anspruch zu nehmen, ist nicht seine einzige. Wie sein Vater zwei Aemter gleichzeitig versah, so wirkt Volkmann in zwei Sphären, die aber viel verschiedener von einander sind, als die Physiologie und Anatomie. So Vielen er

auch als Chirurg geholfen haben mag — größer noch ist gewiß die Zahl derer, die der Dichter Volkmann durch seine anmuthigen und zarten Schöpfungen erfreut hat.

Der Name Volkmann hat seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts einen guten Klang in der schönen Literatur. War doch Johann Jakob Volkmann oder Volckmann (1732—1803), der Urgroßvater unseres Dichters, einer der fruchtbarsten Reiseschriftsteller seiner Zeit, dessen Kunsturtheile sich besonderer Hochschätzung erfreuten. In seinen zahlreichen Schriften — theils eigenen Werken, theils Uebersetzungen — wird fast die ganze alte Welt vom Lande des Nil bis zu den Lappen Scandinaviens behandelt. Namentlich eine Kunstreise nach Italien war damals ohne „den Volkmann" ebenso undenkbar, wie heute zu Tage ohne den weitleuchtenden Bädeker und die braunen Bände des Gsell-Fels. „Ich will forfahren fleißig zu schreiben", heißt es in Goethes Tagebuch*), „nur schaffe dir Volckmanns Reise nach Italien, etwa von der Bibliothek, ich will immer die Seite anführen und thun, als wenn du das Buch gelesen hättest." Die Vielbändigkeit dieses „ehrlichen" oder „guten trocknen" Volkmann, wie ihn Goethe gelegentlich bezeichnet, hat unser Dichter allerdings bei weitem nicht erreicht; er hat in seiner schöngeistigen Production weise das Mittel innegehalten zwischen dem Urgroßvater und dem Vater, der unseres Wissens nur einmal, durch eine zu Dorpat am Namenstage der russischen Kaiserin gehaltene Rede über „die Physiologie als Gegnerin der Lehre des Materialismus von der Identität des Leibes und der Seele" mit einer literarischen Leistung an die Oeffentlichkeit getreten ist, welche nicht rein fachwissenschaftliche, sondern auch allgemein menschliche Interessen berührt. Aber die sechzehn starken Auflagen, welche bis jetzt Richard Leanders — dies ist der Dichtername Volkmanns — „Träumereien an französischen Kaminen", jene während der Belagerung von Paris entstandenen Märchen, erlebt haben, zeigen, wie lieb dieselben dem deutschen Volke geworden sind. „Wenn je an einem Dichter," sagt Otto Hartung, „so erweist es sich an diesem, daß die starke Begabung eine Macht ist, welche siegreicher ist als jeder äußere Zwang der Verhältnisse, ja sogar als der bewußte Wille des Menschen; er beginnt schließlich doch zu schaffen und wird ein Poet, wie schwer es ihm auch Andere machen mögen, oder er sich selbst." Richard v. Volkmann war genau vierzig Jahre alt, als er endlich für jenes bis dahin mühsam zurückgehaltene Drängen in seinem Gemüthe denjenigen Ausdruck fand, welcher seiner Eigenart der angemessenste war. Und dies in welcher Umgebung,

*) Tagebücher und Briefe aus Italien an Frau v. Stein (Schriften der Goethe-Gesellschaft II, 67). Auch später wird dort Volkmann noch sehr oft citirt. Die einschlägigen Werke Volkmanns sind: „Historisch-kritische Nachrichten von Italien", 3 Bände Leipzig 1770—71; „Italienische Bibliothek, oder Sammlung der merkwürdigsten kleinen Abhandlungen zur Naturgeschichte, Oekonomie und dem Fabrikwesen, aus den neuesten italienischen Monatsschriften," Leipzig 1777.

in welcher Thätigkeit! Die „Träumereien an französischen Kaminen" sind eines der feinsten und liebenswürdigsten Bücher, welche im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte in Deutschland erschienen; ihrer Entstehungsgeschichte nach sind sie sicherlich das interessanteste. — Welche seltsame, vielleicht in ihrer Art einzige Bestimmung! Derselbe Mann, welcher bis dahin nichts anderes sein wollte, als ein tüchtiger Chirurg, ein guter Lehrer und ein dem Genuß alles Schönen erschlossener Mensch, wird gerade mitten in den Gräueln des Krieges während einer Thätigkeit, die ihn bis zur Erschöpfung aller physischen Kraft in Anspruch nimmt, von dem Drange dichterischen Schaffens übermannt und beginnt zu schreiben, was ihm sein Gemüth gebietet. Wie aber der Dichter selbst die Entstehung dieser liebenswürdigsten Kinder seiner Muse schildert, die er als Grüße an Weib und Kind aus dem Felde heimsandte, das mag Jeder in dem dem Büchlein vorangeschickten Vorworte selber lesen. Eine ausführliche Würdigung und Classificirung dieser Märchen, welche sich zum Theil an Andersen anzulehnen scheinen, aber andererseits den echten Ton des deutschen Volksmärchens so gut treffen und so viel tiefe, wahre Lebensweisheit verrathen, daß sie in ihrer Originalität den Leser unwillkürlich fesseln, hat Otto Hartung in der „Deutschen Dichtung" (IV. Seite 216 ff.) gegeben. Uns will es indeß scheinen, als ob dieselben eines solchen Commentars kaum bedürften.

Ein ebenfalls märchenhaft-mystisches, fast an Th. A. Hoffmann erinnerndes Motiv liegt der Novelle „die beiden Weiser" zu Grunde, der ersten aus seiner Sammlung „Kleiner Geschichten". Die zweite, voller Naturwahrheit und Innigkeit, läßt in der „Rumpelkammer", dem ehemaligen Schauplatz gemeinsamer kindlicher Spiele, an welchem tausend kleine Erinnerungen hängen, zwei junge für einander bestimmte Herzen sich wiederfinden, zwischen denen jahrelange Trennung eine Kluft erzeugt hat, die bei dem beiderseits stark ausgeprägten Stolz schier unüberbrückbar schien. Die dritte endlich schildert in glühender Farbe den Untergang eines jungen Mönchs des Cinquecento, in dem die Leidenschaft für die antike Schönheit erwacht war, um ihn zu erdrücken.

Aus seinen „Gedichten" einige Proben anzuführen, können wir uns nicht versagen, namentlich aus den neuesten, welche, zerstreut veröffentlicht, nicht so leicht zugänglich sind, wie die in einem 1885 in dritter Auflage erschienenen Bändchen gesammelten. Da finden wir neben den Liedern von Lenz, Liebe und Vaterland, neben den Tönen des Volksliedes und denen weinseliger Burschenlust, neben kühnen Romanzen, aus der Troubadourzeit auch gelungene freie Uebertragungen antiker Poesie. Wir erinnern an Sapphos Gebet (Deutsche Dichtung IV. 214):

„Laß mich nicht sterben,
Sterben vor Liebe."

Und das unendlich stimmungsvolle Δέδυκε μὲν ἀ σελάνα:

„Schon hellt sich's. Zu purpurnen Tiefen
Sinkt nieder Selene, die reine,
Und grüßt, die vor Sehnsucht nicht schliefen —
Mich sieht sie noch immer alleine!"

Aber die schönsten Lieder aus tiefstem Herzen gelten dem eigenen Heim; so in den „Winterflocken", „auf der Höhe" (Deutsche Dichtung IV, 213) seiner verehrungswürdigen Gemahlin:

„So schau ich ohne Klage
Zurück und ohne Neid
Auf unserer Jugend-Tage
Lenz-frohe Seligkeit;

So reich ich Dir die Hände
Wie einst im Blüthenhag;
Was auch das Leben spende,
Und was da kommen mag —

Bis beide wir erblassen,
Wir halten's treulich fest!
Den kann das Glück nicht lassen,
Der selbst vom Glück nicht läßt."

Das Fundament dieses Glückes ist der von den Kindern umringte eigene häusliche Herd; seine eigene Jugend spiegelt sich ihm wieder in den blauen Augen seiner jüngsten Tochter Anne-Marie:

„Klare stille Kinderaugen,
Wen sie einmal angeschauet,
Fröhlich wird er für sein Leben;
Fröhlich bin ich alle Zeit!"

Aber als sich seinen leiblichen Töchtern die liebreizendste bräutliche Schwester „Marie-Margreth" zugesellte, da fand sein Lied den schönsten Ton in der Hochzeitsromanze (Deutsche Dichtung III. 141) mit ihrem prächtigen Schluß:

„So lang das Leben grünt und mait,
Wird es so gehen alle Zeit,
Gott woll's jedwedem schenken!
Die Welt ist gar zu wunderschön,
Wo zwei verliebte Herzen gehn
Einander zu gedenken.

Da blühn die Blumen wunderhold,
Da glänzt ein Stern wie pures Gold
Aufrauschend das Gewässer;
Die Vögel singen tief im Grün,
Frühwolken hoch am Himmel ziehn
Und bau'n viel luft'ge Schlösser. —

Ihr Mädchen drum und jungen Leut',
Nur frisch gewagt und jung gefreit,
Eh' Lieb und Lust vergehen!
Kein Spruch so süß sich hören läßt
Als: „Herzensschatz, nun halt mich fest!
Ade! die Tüchlein wehen!" —

Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß unser origineller Dichter auch Andere zu künstlerischem Schaffen angeregt hat. O. v. Fialka illustrirte seine „Träumereien", Dr. Aug. Fischer, Sachs u. a. m. componirten eine Reihe von seinen Liedern; und die niedlichen Märchen, welche unter dem Titel „am deutschen Herd" erschienen, sind eine directe Nachahmung der Volkmann'schen.

Schließen möchten wir diesen Essay mit einem kleinen Citat aus den „Träumereien". Das Märchen von den „drei Schwestern mit den gläsernen Herzen" beschäftigt sich zuletzt mit einer Prinzessin, die sich zur Allerweltstante ausbildet. „Und auch diese Prinzessin wurde steinalt, obwohl ihr Herz einen Sprung hatte. Wenn sich Jemand darüber wunderte, sagte sie regelmäßig: „Was in der Jugend einen Sprung kriegt und geht nicht gleich entzwei, das hält nachher oft gerade noch recht lange." „Und," so fährt der Dichter fort, „das ist auch wahr. Denn meine Mutter hat auch so ein altes Sahnentöpfchen, weiß mit kleinen bunten Blumensträußchen besäet, das hat einen Sprung, so lange ich denken kann, und hält immer noch; und seit es meine Mutter hat, sind schon so viele neue Sahnentöpfchen gekauft und immer wieder zerbrochen worden, daß man sie gar nicht zählen kann."

Richard v. Volkmann ist nun auch älter geworden; selbst seine eiserne Willenskraft liegt mit der Gebrechlichkeit des Körpers oft hart im Kampfe, und es hat mitunter den Anschein, als ob die schier übermenschliche Anstrengung seiner Berufsarbeit ihn fast erdrücken wollte. Wird er es uns verzeihen, wenn wir zum Schluß ihn selbst an sein Märchen erinnern? Wir wünschen von Herzen, daß seine hilfbereite und formgewandte Hand für seine Wissenschaft wie für die Kunst, für das Vaterland wie für die ganze Menschheit noch lange in frischester, segenbringendster Thätigkeit bleibe!

Aus der Münchener Kunstausstellung des Jahres 1888.

Von

Ludwig Pfau.

— Stuttgart. —

Vorbetrachtung.

Die dritte internationale Kunstausstellung Münchens übertrifft ohne Zweifel die beiden vorhergehenden durch die große Anzahl höchst interessanter Gemälde. Wenn unter diesen auch nicht allzuviele das Prädicat höherer Vollendung beanspruchen können, so haben sie doch in der neueren coloristisch-realistischen Richtung nachgerade eine technische Fertigkeit erreicht, welcher selbst der Classicismus eine künstlerische Berechtigung nicht länger abzusprechen vermag. Wie aber die Entfaltung und Bethätigung der neuen Kunstweise dieser Ausstellung ihre besondere Bedeutung giebt, so beabsichtigt auch unsere Darstellung nicht sowohl einen referirenden Bericht über die Masse des Vorhandenen zu geben, als vielmehr die eingehende Beurtheilung der wichtigeren Bilder zu einer kritisch-ästhetischen Besprechung der modernen Kunstentwickelung zu benützen.

Der Gegensatz stilistischer und naturalistischer Auffassung, wie er auch in der gegenwärtigen Bewegung wieder zum Vorschein kommt, ist so alt wie die Kunst und ist eine nothwendige Bedingung ihrer Entfaltung. Die Kunst ist *mehr* als die Natur, weil sie diese nicht sclavisch wiedergiebt wie ein Spiegel, sondern erkennend auffaßt und, mit Hülfe eines denkenden und fühlenden Bewußtseins, zu höherer Anschauung verdichtet. Aber die Kunst ist auch *weniger* als die Natur, weil sie nicht das ewig pulsirende, ewig schaffende Leben selber, sondern nur ein Abglanz der Wirklichkeit ist,

und in ihrem Streben nach Hervorhebung des Wesentlichen einen Theil der besonderen Schönheit einbüßt, welche die bewegte Erscheinung ausstrahlt. Welche Palette vermöchte die Lichtwunder des Abendhimmels, die kühle und doch warme Durchsichtigkeit der grünen Vegetation, oder den feuchten Glanz des menschlichen Auges in all' ihrer Pracht und Herrlichkeit auf die Leinwand zu zaubern? Wer könnte die Zierlichkeit eines zitternden Grashalms, oder gar die geschmeidigen, schwellendenden und doch straffen Formen eines wohlgebauten menschlichen Gliedes in ihrer ganzen Feinheit wiedergeben?

Aber andererseits sind die schönen Wirklichkeiten der Natur fragmentarische, von Zeit und Zufall abhängige, unter dem ehernen Gesetz der Nothwendigkeit stehende. Das Vollkommene existirt in der Natur bloß als das Resultat einer Entwickelungsreihe, als das Gesammtergebniß einer Gruppe, aber nicht als der Besitz des einzelnen Individuums; denn die Wirklichkeit hat im Kampf um's Dasein tausenderlei Verbindungen einzugehen und Schwierigkeiten zu überwinden, die das eine Mal hier, das andre Mal dort ihre hemmenden Spuren zurücklassen. Das Abstractum kommt daher in keinem einzelnen Concretum zu vollständigem Ausdruck; das Wesen bedarf einer Reihenfolge von Erscheinungen, um sich in seiner vollen Schönheit zu offenbaren. Nun beruht aber das Streben des bewußten Geistes gerade auf dem Protest gegen die blinde Nothwendigkeit der Natur; abstrahirend von den Hindernissen der Wirklichkeit, will es mit seiner logischen Macht das denkend und empfindend aufbauen, was die Natur kraft ihrer spontanen Energie schaffend und kämpfend an's Licht stellt. Die ganze Entwickelungsgeschichte der Menschheit ist nichts anderes als ein Fortschreiten von der physischen Nothwendigkeit zur geistigen Freiheit; und auch in der Kunst drückt sich diese Geistesarbeit durch das Streben aus, das Erschaffene in seiner ästhetischen Freiheit zu zeigen, losgelöst von den Willkürlichkeiten des Zufalls und emporgehoben in jene Athmosphäre reinen Willens, wo die innere Uebereinstimmung des Gesetzes durch die äußere Harmonie der Erscheinung zu vollem Ausdruck gelangt. Wie jedoch alles Concrete dem Abstracten gegenüber nur Stückwerk, und alles Abstracte dem Concreten gegenüber nur Scheinleben ist, so verliert auch die Kunst in ihrem Zwiespalt zwischen idealer und realer, zwischen stilistischer und naturalistischer Auffassung nothwendig auf der einen Seite, was sie auf der andern gewinnt; und da sie keines der beiden Momente entbehren kann, so ist die Versöhnung, die Einheit beider die eigentliche Lösung ihrer Aufgabe. Aber die absolute Lösung wäre der absolute Stillstand, und der Stillstand ist der Tod. Was existiren soll, muß sich fortentwickeln, und alle Entwickelung besteht nur durch den Widerstreit zweier Gegensätze: das Leben, das geistige wie das physische, ist nichts als Bewegung zwischen einem positiven und einem negativen Pol. So ist auch der Widerstreit zwischen Idealismus und Realismus geradezu das Leben der Kunst und die Bedingung ihrer Fortentwickelung. Daß im Laufe derselben bald der eine,

bald der andere der beiden Factoren die Oberhand gewinnt, ist eine Folge ihrer gegenseitigen Thätigkeit, wie sie bei allen Entwickelungsprozessen eintritt. Es kann sich daher für eine vernünftige Kritik nicht um eine einseitige Bevorzugung des einen oder des andern Princips, sondern nur um das Maaß der Bethätigung handeln, das ein jedes in einem gegebenen Kunstwerk zu beanspruchen hat. Aus der Verschiedenheit dieses Maaßes besteht ja die Vielseitigkeit der Kunst und ihrer Richtungen. Es wäre ebenso engherzig diese Vielseitigkeit beschränken, als verderblich, den einen der beiden Factoren von dem andern ganz verdrängen lassen zu wollen; denn dies letzte ist der Weg, der zur Kunst hinaus, und einerseits zum Götzenbild, andrerseits zur Photographie führt.

Im übrigen genügt ein Blick in die Kunstgeschichte, um den Wechsel der Richtungen zu constatiren. So zeigte z. B. die deutsche Kunst des Mittelalters — um nicht zu weit abzuschweifen — ein ähnliches Bestreben wie die heutige. Allerdings setzte der religiöse Inhalt der Conception und die asketische Richtung der Zeit dem altdeutschen Realismus gewisse ideale Schranken, welche ihn in den Grenzen künstlerischen Gefühls zurückhielten. Aber das liebevolle Sichversenken in die Wirklichkeit, die gewissenhafte Wiedergabe der Einzelheiten, die Inbrunst, mit welcher sich jene der byzantinischen Starrheit überdrüssigen Gemüther an die Natur anklammerten, übertrafen die heutige realistische Richtung wohl noch an Ernst und Willenskraft. Dafür geht in unserer schnelllebigen Zeit auch in der Kunst der Wechsel rascher vor sich als vor Alters. Das Wiedererwachen des Classicismus in den Tagen der französischen Revolution machte schon während der Restauration den Bestrebungen der Romantik Platz. Diese begehrte, unter der Juliregierung vom Colorismus zum Naturalismus übergehend, immer gieriger nach den Brüsten der Natur, bis sie schließlich dem Realismus in die Arme fiel, der nun in seiner extremsten, aber auch wirksamsten Richtung das Ideal ganz negirte. Diese Einseitigkeit führte zum „Impressionismus" für welchen das plastische Moment der Kunst nicht mehr vorhanden war, und der nur noch mit Farbflecken operirte. Der Inbegriff dieser Richtung wäre eigentlich eine mit contrastirenden und harmonirenden Tönen wohl beschmierte Palette. Diesem Farbenchaos entstieg zuletzt die sogenannte Plein-Air- oder Freiluftmalerei, welche dem zerstreuten und geschlossenen Lichte der Atelierbilder, der willkürlichen Beleuchtungsart einer alten, wenn auch berechtigten Tradition den Krieg erklärte. — Nur zu! Warum nicht auch einmal das grelle Sonnenlicht, nach dem geheimnißvollen Helldunkel? Den Rembrandt wird die neue Sonne noch lange nicht umbringen, er wird vielmehr noch leben, wenn die lärmendsten dieser Tagesmaler längst in die Nacht der Vergessenheit gesunken sind; denn er bringt mit einem einzigen Strahl mehr Lichtwirkung hervor als sie mit all ihrem Sonnenschein.

Damit soll freilich die Berechtigung der heutigen Richtung keineswegs

geleugnet werden. Die alte Verfahrungsweise hat etwas Conventionelles: auch die Vorgänge, die sich im Freien bewegen, sind behandelt, als ob sie im Atelier vor sich gingen. Die Bilder entstehen kraft eines Uebereinkommens, das mehr von der hervorzubringenden Wirkung, als von der Wirklichkeit des Hervorzubringenden ausgeht. Es ist sicherlich kein Fehler, in die Natur hinauszutreten, und die Inspiration bei ihr zu holen, statt sie zu sich einzuladen, mit einem fertigen Inspirations-Recept in der Tasche. Aber vergessen darf man hierbei nicht, daß die Tradition keineswegs eine Negation der Natur, daß sie vielmehr gleichfalls ein Ergebniß ernsten Studiums, daß sie eine Zusammenfassung ästhetischer Bedingungen ist, welche sich zwar im Einzelnen modificiren, in ihren wesentlichen Grundzügen aber nicht mißachten lassen, weil das Schöne, wie alles in der Welt, seine der Nothwendigkeit der Dinge entspringenden Gesetze hat.

Vor allem ist zu bedenken, daß ein aus der vollen Wirklichkeit herausgeschnittenes Stück Natur, so vortrefflich es auch wiedergegeben sein mag, noch lange kein Kunstwerk ist. Dieses, sei es nun ein bildliches oder ein literarisches, verlangt eine Absonderung, einen Abschluß, welcher zwar dessen Zusammenhang mit dem Ganzen voraussetzt, aber erlaubt, dasselbe für sich zu betrachten, weil es nur dadurch seinen eigenthümlichen Werth und Reiz vollständig entfalten kann. Ein Drama z. B. muß aus den sich endlos aneinander reihenden Vorgängen des wirklichen Lebens die Momente herausgreifen, die sich zu einem Bilde auf der Bühne abrunden lassen; was hinter den Coulissen vorgeht, wird als selbstverständlich beseitigt. Ebenso muß das Bild sich auf diejenigen Momente seines Gegenstandes beschränken, welche die Natur in ihrem Wesen und ihrer Wahrheit hervortreten lassen, und muß die störende Vielheit der umgebenden Erscheinungswelt beseitigen, wenn es die volle ästhetische Wirkung erreichen soll. Eine weise Beschränkung ist die erste Bedingung alles künstlerischen Schaffens. Und zwar ist diese Beschränkung eine doppelte, eine subjective und eine objective. Die erste entspringt der Auffassung des Künstlers, der seine Empfindung concentriren und zur einheitlichen Stimmung sammeln muß, und die zweite entspringt dem Naturgesetz, dessen Grenzen die Kunst nicht mißachten darf, ohne sich selber zu verringern. Die Schwierigkeiten, welche die Naturnothwendigkeit dem Künstler bereitet, reizen ihn wohl, den Kampf mit ihr aufzunehmen; aber selbst wenn er als Sieger aus demselben hervorgeht, hat nichtsdestoweniger sein Werk die Kosten zu bezahlen.

Dieser Grundsatz der Beschränkung nun ist es, der von der neuen Richtung hauptsächlich mißachtet wird. Die Dinge in freier Luft, in vollem Lichte zu malen, wäre ja ganz in der Ordnung, aber das genügt diesen Tausendkünstlern nicht; sie wollen ihren Gegenstand vom Hellen abheben — von der weißen Wand, vom lichten Fenster, vom strahlenden Himmel, und beleuchten zu dem Ende ihre Figuren von hinten. Ohne Zweifel kann man durch dieses Mittel mächtige Stimmungseffecte erreichen, und

schon Millet hat auf den schönsten seiner Bilder seine Bauern helldunkel vom Himmel abgehoben. Aber er hat dies mit Maß und Ziel gethan, im Dämmerlicht oder bei bedecktem Himmel, kurz unter Verhältnissen, wo der Gegensatz ein ausgleichbarer war, wo das zerstreute Licht seine Figuren genugsam erhellte, daß diese sich nicht schwarz wie Mohren auf den leuchtenden Himmel klecksten. Es ist eben ein Unterschied, ob der Maler unter der Herrschaft wahrer Empfindung ein künstlerisches Ziel verfolgt, oder ob er darauf ausgeht, durch ein Kunststück seine technische Geschicklichkeit zu zeigen. Wenn ein vernünftiger Mensch etwas sehen will, stellt er sich so, daß das Licht auf den Gegenstand und nicht ihm in die Augen fällt; und ebenso hat ein Maler, der uns nicht zum besten haben will, dasjenige zu beleuchten, was er uns zu zeigen begehrt, und es nicht durch ein blendendes Hinterlicht zu schwärzen. Ein vor die Lichtquelle gestelltes Object deutlich zu sehen, ist unmöglich; ein solches Verfahren heißt die Bedingungen mißachten, welche das Naturgesetz selber dem Auge stellt. Die wahre Kunst jedoch besteht nicht in der Ueberwindung von Schwierigkeiten, sondern in der Verdolmetschung der Natur, um die Schönheit derselben aller Welt offenbar zu machen.

Aber nicht allein durch einen Mißbrauch des Lichts, welcher die Dinge verdunkelt, statt sie zu erhellen, vergeht sich die neue Richtung an der wahren Realität, sondern auch durch eine Vertilgung des Schattens, wie sie in der Natur nirgends existirt. Dieses künstliche Verfahren, alles in's Helle zu setzen, hat sich zu einer Art artistischer Hirnkrankheit entwickelt, in Folge deren diese Licht- und Luftmalerei beim Gegentheil ihres Zieles angelangt ist und Bilder hervorbringt, die weder Licht noch Luft mehr haben, sondern an deren Stelle eine aschgraue Monotonie. Wo kein Schatten ist, da ist auch kein Licht; und wo sich über alles ein fahlstaubiger Ton breitet, da giebt es keine Luftreflexe mehr, sondern eine Malerei, die aussieht, als ob man mitdem Wischlappen über die Farben gefahren wäre.

Dieser Kampf mit dem Licht, um den sich die gegenwärtigen Kunstbestrebungen hauptsächlich drehen, hat uns, in seinen Uebertreibungen, mehr erstaunliche als erfreuliche Ergebnisse geliefert. Freilich liegt es in dem Wesen jeder Opposition, den Gegensatz auf's äußerste zu steigern; und diese Heftigkeit ist um so begreiflicher, als ihr nicht sowohl die Kampflust als vielmehr das Bestreben zu Grunde liegt, die Frage zu vertiefen und durch das Hervorkehren der letzten Consequenzen dieselbe klar zu stellen. Als Durchgangspunkt, als Etappe ist daher solch ein extremes Verfahren nicht schlechthin zu verwerfen; aber wenn diese Lichtvergeuder und Lichtverderber des Plein-Air sich zu Aposteln einer allein seligmachenden Zukunftsmalerei aufzublähen suchen, dann wird diese Ueberschätzung unerquicklich, wenn auch mehr lächerlich als bedenklich.

Als vor ungefähr fünfzehn Jahren unter Manets Führung der Impressionismus mit seinen sonderbaren Gebilden in Frankreich auftauchte

und zahlreiche Anhänger und Bewunderer fand, da dachten wir, eine ſolche Anſteckung des geſunden Menſchenverſtandes, eine ſolche Ausbreitung verrückter Ideen ſei nur in Frankreich möglich. Aber es iſt in der Geſchichte ſchon öfter dageweſen, daß die Sieger von den Beſiegten nicht nur Geld und Land, ſondern auch Fehler und Vorurtheile erbeuteten; und ſo ſcheint es faſt, daß die Franzoſen uns nicht nur mit ihrem Chauvinismus, ſondern auch mit ihrer ſanguiniſchen Erregbarkeit anſteckten. Hat ſich doch der Impreſſionismus bis nach Deutſchland durchgemalt und hat nun auch bei uns ſeine Apoſtel und Glaubenshelden gefunden, nachdem er in ſeinem Vaterland den epidemiſchen Charakter längſt verlor. Auch bei uns iſt nachgerade die Kunſt, in ihrer Sucht, um jeden Preis etwas Neues zu bringen, an den Grenzen der Verrücktheit angelangt. Die äſthetiſchen Ueberzeugungen ſind ebenſo flottant geworden wie die politiſchen. Alles opfert dem Zeitgeiſt, der in ethiſchen Dingen jetzt leider ein Geiſt der Häßlichkeit und Verlogenheit iſt; denn die Impreſſioniſten ſind immer in der Angſt, etwas Schönes zu malen, wie die Nationaliſten immer Furcht haben, etwas Wahres zu ſagen. Sie ſuchen nur das Publikum zu verblüffen, denn ſie wiſſen, daß die Menge von jeher den Seiltänzern und Luftſpringern nachgelaufen iſt. Der ſinnige Betrachter aber athmet ordentlich auf, wenn er inmitten dieſer Schnurrpfeifereien auf ein Bild ſtößt, bei welchem der Künſtler keine Nebengedanken hatte.

Freilich hat auch bei uns die neue Richtung einen höheren Standpunkt gewonnen und, in ihren geſunderen und maßvolleren Beſtrebungen, eine Anzahl ſchöner und merkwürdiger Bilder hervorgebracht; aber wenn nicht zu verkennen iſt, daß die deutſche Abtheilung ſich durch große Fortſchritte und bedeutende Leiſtungen vor den früheren Ausſtellungen auszeichnet, ſo iſt ebenſo wenig zu leugnen, daß ſie nicht den erſten Platz einnimmt: es fehlt an wirklichen Meiſterbildern. Einige unſerer älteren Meiſter haben verhältnißmäßig Unbedeutendes ausgeſtellt, andere ſind zurückgegangen oder waren nicht glücklich in Löſung ihrer Aufgabe. Jüngere Kräfte haben allerdings den leeren Platz mit ſchönen und vielverſprechenden Schöpfungen ausgefüllt, die aber doch noch nicht jenen Stempel der Sicherheit und Vollendung tragen, den manche der ausländiſchen, und namentlich mehrere ſpaniſchen Gemälde, aufzuweiſen haben.

Retroſpective Abtheilung.

Ein guter Gedanke war die Herſtellung einer beſonderen Abtheilung für Bilder der Münchener Schule aus *vergangener* Zeit. Da freilich in dieſe Gruppe alle bereits verſtorbenen Künſtler eingereiht wurden, ſo enthält ſie auch Meiſter wie Lier, Victor Müller und andere, deren Richtung und Thätigkeit in die moderne Kunſt hereinragt. Die durch dieſe Beigabe ermöglichte Vergleichung der älteren und neueren Werke iſt im höchſten Grade intereſſant und lehrreich. Das Ergebniß derſelben aber iſt die

Einsicht, daß die Malerei der früheren Zeitabschnitte, wenn sie auch im ganzen dem heutigen Colorismus gegenüber bedeutend abfällt, doch eine Anzahl von Künstlern aufzuweisen hat, welche der neuen Zeit die Stange halten und Vorzüge besitzen, die manchen Koryphäen der Gegenwart sehr zu wünschen wären.

Aus der früheſten Periode sind hier einige Porträte von Edlinger zu nennen, dem letzten der guten alten Porträtisten. Namentlich das Bildniß seiner Frau macht sich durch vortreffliche Modellirung mit sparsamen Mitteln vortheilhaft bemerklich. Wilhelm von Kobells „Fuhrmann im Gebirge" strahlt Licht aus und ist von großer Transparenz im Schatten. Die lebendigen Genrebilder Bürkels sind, wenn auch etwas glatt, mit einem Fleiß studirt und mit einer Liebe ausgeführt, wie man sie heutzutage selten antrifft. Höchst ergötzlich sind die humoristischen Darstellungen Spitzwegs, eines Künstlers voll Phantasie und Erfindung, der auch den Pinsel des Malers mit einem für seine Zeit seltenen Geschick zu handhaben wußte. Von Rottmann sind nur einige unbedeutendere Bilder vorhanden, welche seinen Fresken nicht gleichkommen, aber seine unerreichte Begabung für großartige Darstellung der Erdbildung wohl erkennen lassen. Auch „Etzenhausen" und die „Lüneburger Haide" von Morgenstern zeigen viel Stimmung. Ganz hervorragend aber sind die Landschaften der Brüder Richard und Albert Zimmermann, welche der lebhaften Auffassung der Neueren den gediegenen Ernst der alten Niederländer nicht geopfert haben. Die „Waldlandschaft" mit Kühen und Schafen im Vordergrund und die „Landschaft mit Kühen, im Hintergrund die Zugspitze" des ersten sind von einer reizenden Technik; klar bis in die Tiefe; sehr studirt, fein ausgeführt und doch breit und massig, dabei klug angeordnet und hübsch abgerundet. Der „Gebirgsbach" des zweiten ist wirkliches Wasser, schäumend und durchsichtig, und das ganze Bild außerordentlich fertig.

Von Eduard Schleich zeigen einige meistens kleinere Landschaften den flüssigen Pinsel und den stimmungsvollen Ernst dieses Anbahners der neueren landschaftlichen Richtung in München. Von Lier sind sieben, größtentheils bedeutendere Arbeiten ausgestellt, welche den künstlerischen Werth dieses hervorragenden Landschafters zur Geltung bringen. Er kann sich kecklich neben den besten Erzeugnissen der Gegenwart sehen lassen, wobei er eher zu gewinnen als zu verlieren hat. Seine „Landschaft aus der Umgegend von Paris" zeigt Anklänge an die Auffassung seines Pariser Lehrers Dupré, während sein „Abend an der Isar" in der Mitte zwischen Dupré und seinem Münchner Lehrer Zimmermann steht. Man sieht, daß er gute Schulen genossen und seine eigene Originalität, von welcher das schöne Bild „Aus Münchens Umgebung" Zeugniß ablegt, auf tüchtigen Grundlagen aufgebaut hat.

Zu den wichtigsten Gegenständen der retrospectiven Ausstellung aber

gehören die Bilder von Victor Müller „Romeo und Julie“ und „Hamlet“. Das erste Bild zeigt den Abschied der beiden Liebenden. Julie, im letzten Kuß ergossen, hängt schmerzerfüllt am Halse Romeos, der sie mit einem Arm umfängt, während die andere Hand die Strickleiter faßt. Ebenso leidenschaftlich im Ausdruck als maßvoll in der Anordnung, ist dies bis jetzt wohl die beste Darstellung dieser nächtlichen Scene, in der nur vielleicht das Morgenlicht etwas mehr mitspielen dürfte. Auch Hamlet mit Horatio vor der Grube, in welcher der Todtengräber steht, ist verständig aufgefaßt, von ruhiger, nobler Haltung, und die flüssige Malerei zeigt eine einheitliche melancholische Färbung, in voller Harmonie mit dem Gegenstande.

Von nicht geringem Interesse ist ferner die große, ziemlich ausgeführte Skizze Franz Adams: „Die Attake von Mars la Tour“, welche mehr werth ist als alle Soldatenbilder der modernen Abtheilung zusammengenommen. Die Darstellung ist außerordentlich lebendig, aber ohne jede Uebertreibung der Bewegung. Dabei ist die Zeichnung vortrefflich, so daß die Richtigkeit der Formen selbst durch die Flüchtigkeit der Skizze sich durchfühlt. Jeder Pinselstrich ist verstanden, drückt eine Intention aus und weiß an die rechte Stelle den Accent zu legen. Und das gilt auch von der Behandlung der Farbe. So sind z. B. die erhobenen Beine der galoppirenden Pferde mit Hilfe des aufgewirbelten Staubes in einer Weise abgetont, welche sie in der Luft schweben und nicht — wie es gewöhnlich geschieht — durch die Schärfe der Umrisse, als mitten in der Bewegung erstarrt erscheinen läßt. Auch das kleinere, sorgfältig ausgeführte Bild „Aus dem italienischen Feldzug“ ist von schöner Zeichnung und vornehmem Colorit. Franz Adam wurde offenbar nicht nach seinem Werthe geschätzt und überragt den ihm vorgezogenen Horschelt, — dessen Cirkassier und Beduinen zwar sehr charakteristisch gezeichnet, aber desto charakterloser gemalt sind — um ein Gutes.

Zu der retrospectiven Ausstellung sind noch eine Anzahl französischer Landschaften zu rechnen, die, von ihren Besitzern, den Herrn Forbes in London und de Haas in Brüssel, eingesandt, in der modernen Abtheilung hängen, aber einer früheren Periode angehören. Es sind dies meist kleine, oft skizzenhafte, aber nicht weniger bewundernswerthe Bilder von Corot, Diaz, Dupré, Rousseau, Daubigny, Millet, Troyon und Jaque, welche eine Sattheit des Colorits, eine Sicherheit des Vortrags, einen Reiz der Farbe, eine Kraft des Tons und der Stimmung aufweisen, gegen welche all' unsere heutigen Pinselkunststücke sehr im Hintertreffen bleiben.

Historie.

Daß von dem heutigen Realismus das klassische Historienbild in Abgang decretirt wird, ist nicht zu verwundern. Zwar fehlt es in der Ausstellung nicht an einer Anzahl jener großen akademischen „Maschinen“, oft

mit figurenreichen Compositionen, an welche ein gutes Theil Wissen und Können verschwendet ist; aber es geht ihnen jener Hauch der Begeisterung, jene spontane Schöpferkraft, jene Einheit der Wirkung ab, welche ihre äußere Erscheinung mit innerem Leben beseelen würde. Es ist nicht möglich, ihnen ein volles Lob zu spenden, ein flüchtiger Tadel würde sie vielleicht unter ihren Werth herabsetzen, und zu einer eingehenden Behandlung fehlt die Veranlassung. Denn im allgemeinen giebt es bei ihnen weder viel zu empfinden noch viel zu lernen; ihre Kritik wäre unfruchtbar für den Zweck unserer Darstellung. Bedecken wir sie mit dem „christlichen" Liebesmantel des Schweigens!

Die wenigen Figuren classischen Stils, die sich heutzutage noch in die Ausstellungen wagen, machen den Eindruck, als ob sie sich selber schämten, in ihrer göttlichen Nacktheit unter diese Schaar brutal „sittsamer" Lümmel zu treten. Diesem Gefühle giebt die „Ueberraschung der Diana" von Jules Lefebvre in Paris, schon ex officio, den richtigen Ausdruck. Die große, im akademischen Stil gehaltene und mit Geschmack geordnete Composition verblaßt denn auch ziemlich inmitten all' der derben Naturwahrheit. Das Fleisch ist kein Fleisch mehr, Schatten und Halbdunkel scheinen aufgelöst in den Localton, und selbst die geschmeidige Eleganz der Linien kann den abkühlenden Eindruck conventioneller Schönheit nicht verhindern. Das Bild ist ein wahres Plaidoyer für den Realismus. Und merkwürdiger Weise wird diese indirecte Demonstration von demselben Künstler durch ein zweites Bild, ein Porträt „Die Großmutter" betitelt, auch direct unterstützt; denn so ideal verblasen die „Diana", so real fest und plastisch erscheint dieser gewissenhaft durchstudirte und durchgeführte Altweiberkopf mit seinen lebendig blickenden Augen und seinen Falten, deren Bestimmtheit sogar eine gewisse Härte zeigt.

Das bedeutendste Bild der Stilhistorie ist ohne Zweifel der „David" von William Dodge in Paris. Auf weitem Feld, am Horizont von einem Höhenzug begrenzt, der rechts zu einem größeren Gebirge aufsteigt, liegt mitten im Vordergrund Goliaths gewaltiger Körper in ausgestreckter, aber ziemlich verkürzter Stellung. Sein einer Arm steckt noch in der Schildspange, während der andere sich gegen den Kopf zurückbiegt. David, in der Rechten des Riesen Schwert, in der Linken die Schleuder emporhaltend, steht mit straffem Standbein neben des Gefallenen Leib und setzt den anderen erhobenen Fuß auf dessen Vorderarm. Im Begriff, ihm den Kopf abzuhauen, stößt er einen Triumphschrei aus, der über die Ebene gellt, während ganz in der Ferne die feindlichen Herrschaaren dem Gebirge zufliehen. Der nackte, nur mit einer kargen Schürze bekleidete David ist von schönem, doch keineswegs akademischem Ebenmaaß und tüchtiger Zeichnung, wenn auch die Verkürzung des rechten Arms nicht ganz stimmt. Die Hauptsache aber ist die vortreffliche Haltung des Bildes, einer Plein-Air-Malerei, die weiß, was sie will. Die Figur Davids hebt sich helldunkel vom abenddämmerigen

Himmel ab, unter deſſen bedeckter Höhe ſich zwei lichte Streifen hinziehen, während der röthliche Abendſchein den lang geſtreckten Horizont ſäumt und das Gebirge beleuchtet. Auch Davids emporgeſtreckte Hand reicht noch in die Lichtzone. Die Kraft und Klarheit des Tons läßt nichts zu wünſchen, und die ſchöne Geſammtſtimmung iſt ebenſo mächtig als harmoniſch.

Unter dem Titel „Letzter Sonnenſtrahl" zeigt uns Joſef Block in München einen edlen, jugendlich weiblichen Körper, der, auf einer in die Lüfte ragenden Felsſpitze ſitzend, der untergehenden Sonne nachzujauchzen ſcheint. Das von dem röthlichen Licht überhauchte Fleiſch macht trotz der außergewöhnlichen Beleuchtung den Eindruck des Wahren und Lebensfähigen. Die Zeichnung iſt correct und dabei doch weich, die Farbe kräftig und zugleich fein im Ton. Eine tüchtige Leiſtung desſelben Künſtlers iſt das gleichfalls lebensgroße Gemälde: „Jeſus und das Weib von Samaria," das bis an den Gürtel nackt, auf den Krug geſtützt, vor dem ſitzenden Jeſus ſteht, gegen den ſie im Geſpräche ſich vorbeugt. Der Körper iſt ſchön modellirt und das ganze Bild von hübſcher, weicher Stimmung. — Wilhelm Balmer in München hat eine „Nymphe" ausgeſtellt, die in der Lage einer büßenden Magdalena auf dem Raſen liegt und ſich mit Leſen beſchäftigt. Das Bild des jungen Künſtlers, eines Schülers von Löffz, erinnert wohl noch etwas an das Modell, zeigt aber eine formenkundige und naturwahre Behandlung des Nackten und eine dem jugendlichen Körper ſich anbequemende Geſchmeidigkeit der Technik, die nicht ohne Verdienſt ſind.

Eine auffallende Leiſtung iſt „Kaiſer Maximinian, dem ſeine Opfer erſcheinen" von E. Liska in Rom. Im bleichen Mondlicht iſt der Kaiſer vor den geiſterhaften, aus den, wohl etwas tintigen, Schatten der Nacht aufleuchtenden Geſtalten zu Boden geſunken, das Antlitz der Erde zugekehrt, ein Bild des Entſetzens. Die Darſtellung iſt von mächtiger Wirkung, und wenn auch den unbeſtimmten, im Dunkel des Hintergrundes verſchwindenden Opfern eine klarere Charakteriſirung zu wünſchen wäre, ſo wird dafür die Empfindung des Beſchauers durch keine Uebertreibung geſtört. — Gleichfalls auffallend, aber durch ſeine Sonderbarkeit, iſt das „Madonnenbild" von Gabriel Max in München. Das Gemälde ſtellt nämlich nicht die Madonna in Perſon, ſondern ein eingerahmtes Bild derſelben dar, vor welchem wächſerne Votivgaben liegen und zwei brennende Kerzen ſtehen. Mit all dieſer Anordnung aber ſieht die Madonna keineswegs wie ein Bild im Bild aus, ſondern wie eine leichenhafte Erſcheinung. Offenbar will der Künſtler andeuten, daß das von den Opfernden angerufene Madonnenbild zu einer Art wunderthätigen Lebens erwacht, freilich zu einem Leben, das kein Blut in den Adern hat. Die Maria iſt unbedeutend, trotz ihres ſtieren Blicks, und der Kopf des Jeſuskindes faſt ſo groß wie der ſeiner Mutter. Dieſe Max'ſchen Frauen haben nachgerade immer dasſelbe Geſicht und dieſelbe Bleichſucht. Seine Bilder laboriren an einer außerhalb der Kunſtſphäre liegenden Geſuchtheit und werden, bei all der eigenthümlichen und feinen Technik des

Meisters, immer schemenhafter, mystischer und unverständlicher. Il chercho midi à quatorze heures.

Den Gipfel des Unverstandes in dieser mystischen Richtung zu erreichen, war aber doch einem Franzosen vorbehalten, und zwar dem Maler der Ermordung des Kaisers Vitellius, Georges Rochegrosse, mit seinem „Tannhäuser im Venusberg". Auf diesem Bilde sind nur der Tannhäuser, und ein Rosenstrauch in der linken Ecke des Vordergrundes, als körperhafte Existenzen behandelt, alle übrigen Gegenstände verschwinden in einem traumhaften Duft. Bloß der Rasenhügel in der Mitte, auf welchem der schlafende, in Form eines Gekreuzigten ausgestreckte Liebesheld liegt, hat ein halbwirkliches, violett und grün gefärbtes Dasein. Im Vordergrunde breitet sich ein nacktes, auf dem Rücken liegendes Weib aus, aber ganz nebelhaft und kaum sichtbar. Hinter dem Ritter ruht die nackte Frau Venus, der Länge nach ausgestreckt auf der Seite, so daß die andere aufsteigende Hüfte eine üppig geschwungene Bogenlinie beschreibt. Den Kopf über den Schlafenden vorgebeugt, umschlingt sie seinen Oberkörper mit ihren Armen, während ihn ihr gelbblondes Haar wie ein Mantel von der Brust bis zu den Kniebedeckt. Die Figur der Venus ist gleichfalls schemenhaft verschwommen, und die geschwungene Silhouette ihres Körpers wiederholt sich in schmalen Abständen immer und immer wieder, um schwächer und schwächer in der Himmelsferne zu verduften. Auf diese Art sieht das ganze Bild aus wie ein weißlicher, mit bunten aber leichten Farbtönen überhauchter Grund, auf dem sich der Tannhäuser — das heißt, insoweit er unter den Nebelhaaren sichtbar ist — als dunkler Fleck abhebt. Der Künstler begnügt sich hier nicht, ein Traumbild zu malen, wie es sich in der Phantasie des Schlafenden plastisch gestalten könnte; er will vielmehr den Seelenzustand Tannhäusers direct schildern, eine Anatomie der Seele darstellen, was ungefähr so viel heißt, als den Gesang der Nachtigall oder den Duft der Rose malen wollen. Daß aus alle dem kein Bild entstehen kann, versteht sich von selbst; aber recht deutlich sehen kann man aus diesem Versuch, auf welche Abwege die Kunst mit einem Spintisiren geräth, das von der Reflexion ausgeht, statt von der Natur.

Einen desto erfreulicheren Anblick gewährt der „Christus consolator" von Ernst Zimmermann in München. Es zeigt sich in diesem Bilde ein Bestreben, die malerische Empfindung der alten Meister mit der modernen Anschauung in Einklang zu bringen, das nicht ohne Erfolg blieb. Christus ist nicht als Gott sondern als helfender Menschenfreund aufgefaßt, der sich über ein sterbendes Kind tröstend oder heilend vorbeugt. Daß man über die Bedeutung der Handlung, welche auch durch die beiden auf der rechten Seite knienden weiblichen Figuren nicht aufgehellt wird, im Unklaren bleibt, gereicht dem Bilde nicht zum Vortheil. Dagegen hat die Farbenstimmung eine schöne, ernste, dem Gegenstand angemessene Harmonie, die sich zu einem künstlerisch concipirten Bilde abrundet und inmitten all der Pinselorgien einen wohl-

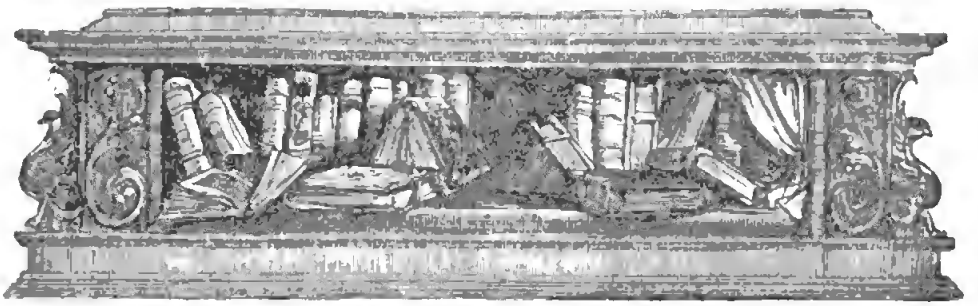
thuenden Eindruck macht. — Das colossale Gemälde von Bruno Piglhein in München, eine „Grablegung Christi", führt uns in eine Felsenschlucht, deren hohe Wände der sinkende Abend mit seinem röthlich violetten Licht noch spärlich erhellt. Drei Männer tragen den Leib des Gekreuzigten, im Hintergrund erblickt man die wehklagenden, händeringenden Frauen. Was die Farbe betrifft, so hat das Bild eine feine Stimmung und schöne Haltung; aber die Formen sind von einer Nachlässigkeit der Ausführung, die namentlich den sehr verkürzten Körper Christi nicht zu gehöriger zeichnerischer Geltung kommen läßt und dem Ganzen den Charakter der Panoramamalerei giebt.

„Der heilige Ferdinand, König von Spanien" von Casanova y Estorach in Paris ist ein vielköpfiges Bild, das an eine Abendmahlscene erinnert. Der Herrscher, dem ein alter Diener eine Platte Fische nachträgt, bedient im königlichen Ornat — den rothen Mantel mit Hermelinkragen um die Schultern und die Krone auf dem Haupte, über welcher ein verschämter Heiligenschein schwebt — die um einen langen Tisch sitzenden Armen. Diese blicken gerührt und dankend zu ihm auf, während im Hintergrunde des mittelalterlichen, von gemalten Fenstern erhellten Raumes eine Reihe Höflinge zuschaut. Das Bild ist etwas langweilig, namentlich machen die sechs Paar nackten Beine, die unter dem erhöhten Tisch in einer Reihe paradiren, einen kläglichen, an eine Rekrutenvisitation erinnernden Eindruck. Dagegen ist das große Bild trefflich gemalt, mit tüchtigem Vortrag und einheitlicher Wirkung.

Ein interessantes Costümbild, ein Product der Leys'schen Schule, „Die Genter huldigen Karl V. als Kind", von Albrecht de Vriendt in Brüssel, verdient auch unsere Aufmerksamkeit. Die um den Mittelpunkt, das Kind in seiner Wiege, versammelte Gesellschaft ist mit Geschmack angeordnet; die etwas gedrängtern Figuren des tieferen Plans stehen gut hinter einander im Raum; das Colorit ist sehr kräftig, und die ziemlich ganzen Farben sind in hübsche Harmonie gebracht. Dagegen sind die lebensgroßen Figuren im Vordergrund etwas trocken gemalt, auch stören ein paar allzuweiße Flügelhauben den Einklang. —

Schon bei den letzten Gemälden, die wir betrachteten, handelte es sich mehr um die Farbe als um die Form; und vollends in der Costümhistorie, die uns jetzt beschäftigt, gewinnt das specifisch malerische Moment immer mehr an Bedeutung. Es wird daher besser sein, die Bilder dieser Richtung nicht von der coloristischen Gruppe abzusondern, sondern dieselben, trotz ihres historischen Inhalts, in der folgenden Abtheilung zu behandeln.

(Schluß folgt.)



Aus dem Orient.

Flüchtige Aufzeichnungen.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Bei aller Mühe würde es mir doch nicht gelingen, für diese Blätter einen Titel zu finden, der bescheiden genug klänge, um den Absichten, die ich mit deren Veröffentlichung verfolge, zu entsprechen. Schon bei diesem ersten Satze stocke ich, denn füglich darf ich nicht einmal von meinen besonderen Absichten reden. Manche der bunten, wechsel- und reizvollen Bilder, die während meiner Fahrt im Osten bisweilen mit sinnverwirrender Schnelligkeit im Fluge an mir vorübergesaust sind, habe ich zu bannen versucht, und ein besonderes Behagen hat es mir gewährt, den wunderbaren Eindruck, den das nur flüchtig Erspähte auf mich gemacht hat, in den Stunden gemächlicher Sammlung in der Erinnerung wieder auffrischen zu können. Jeder lehrhafte Zweck, jede anspruchsvolle Kritik aber hat mir durchaus fern gelegen.

Bilde mir nicht ein, was Rechts zu wissen,
Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren . .

Wollte ich daran denken, wie hervorragende Gelehrte und großartige Dichter von tiefem Verständniß getragene und farbenprächtige Schilderungen derselben Stätten gegeben haben, die wie in traumhafter Verschleierung vor mir aufgetaucht sind, und von denen ich mich abwenden mußte, bevor es mir noch möglich war, in deren Wesenheit einzudringen, — wollte ich an Byron, Fallmerayer, Amicis und so manchen Andern denken, so würden die nachfolgenden Blätter sicherlich ungeschrieben geblieben sein. Der einzige Vorzug aber, den ich geltend machen möchte, und der mir gewiß

nicht als Unbescheidenheit ausgelegt werden wird, ist eben der, daß ich an jene erlauchten Wanderer, die vor mir dieselben Wege gegangen sind, so wenig wie möglich gedacht habe. Das, was ich gesehen habe, habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen, nicht durch die Brille Anderer. Ich bin all' den Neuheiten, die sich mir dargeboten haben, mit der vollsten Unbefangenheit gegenübergetreten. Ich bin von Eigenthümlichkeiten angezogen, von Schönheiten mächtig und tief ergriffen worden, die in keinem der mir bekannten Programme verzeichnet waren, und da, wo ich mich vorschriftsmäßig hätte begeistern sollen, hat sich mitunter eine starke Enttäuschung meiner bemächtigt, und ich bin kühl bis an's Herz hinan geblieben. Ich habe mich weder um die politischen Schwierigkeiten und nationalen Wirren auf der Balkanhalbinsel, noch um den langsamen, und wie man behauptet: unaufhaltsamen Absterbeproceß des Asiatenthums in dem fernsten und vielleicht schönsten Winkel Europas bekümmert, habe weder archäologischen, noch cultur- oder kunstgeschichtlichen Studien obgelegen. Als harmloser Vergnügungsreisender bin ich in Saloniki an der Hafenstraße des Aegäischen Meeres entlang und in Constantinopel über die Brücke des Goldenen Hornes geschlendert, habe außer diesen beiden interessantesten und wichtigsten Städten der europäischen Türkei die drei sehenswerthesten Punkte Rumäniens: Bukarest, Sinaja und Curtea de Arges, kennen gelernt; und das Eigene der Anschauung und Empfindung, das Wahrheitsgetreue in der Wiedergabe des Erblickten und Gefühlten, das allein könnte vor wohlmeinenden Richtern diesen Aufzeichnungen eine gewisse Berechtigung geben. Sie sind fast ohne Ausnahme während der Reise selbst geschrieben worden, an Ort und Stelle und unter dem unmittelbaren Eindruck des eben Erblickten, ohne irgendwelches „schätzbare Material", ja ohne auch nur zu wissen, wie Andere dieselben Dinge und Persönlichkeiten angeschaut und geschildert hatten. Um diese Anderen habe ich mich erst nach meiner Rückkehr bekümmert, und zwar lediglich um gewisse Lücken zu füllen, die die eigene flüchtige Wahrnehmung nothwendigerweise oft hatte lassen müssen. Die Arbeit daheim — also eine sorgfältigere stilistische Fassung, die Sichtung und Ordnung der losen Blätter, die später eingestreuten Bemerkungen, zu denen ich durch die neue oder erneute Bekanntschaft mit Werken aus dem Orient veranlaßt worden bin — hat, wie ich glaube, an dem eigentlichen Wesen meiner flüchtigen Aufzeichnungen während der Fahrt selbst wenig verändert. Auch da, wo mich ehrwürdige Autoritäten in meinen von den ihrigen völlig abweichenden Anschauungen stutzig machen mußten, habe ich an die Ursprünglichkeit meiner ersten Niederschrift nicht rühren mögen. Ich habe mir gesagt, daß das Selbstempfundene, auch wenn es irrig ist, in einem Falle wie diesem noch immer mehr Berechtigung hat, als das Nachschwatzen des von Anderen vielleicht viel besser und viel richtiger Empfundenen.

Und somit Gott befohlen! Wir wollen uns auf den Weg machen.

I.

Durch Ungarn nach Serbien.

Ueber Rutka nach Budapeſt. — Verſittlichung der Stadt. — Ausſichtswagen ohne Ausſicht. — Ungariſche Tiefebene. — Ankunft in Belgrad.

Hätte man mir Oſtern geſagt, daß ich Pfingſten den theſſaliſchen Olymp vor mir aufragen ſehen ſollte, ſo würde ich ſehr erſtaunt geweſen ſein und ungläubig den Kopf geſchüttelt haben. Ich dachte in der That an nichts weniger als an eine Reiſe nach dem Orient. Freilich hatte ich mich immer nach dem Oſten geſehnt, und ſeitdem ich aus dem fernen Weſten Amerikas die mächtigſten und unvergänglichſten Eindrücke in mich aufgenommen hatte, hatte ſich in mir das Verlangen, den Orient einmal zu ſehen, immer mehr geſteigert. In öſtlicher Richtung war ich über Warſchau und Peſt bisher nicht hinausgekommen, und ich war längſt entſchloſſen, die erſte beſte Gelegenheit zu ergreifen, um wenigſtens einmal bis an's Schwarze Meer vorzudringen.

Dieſe längſt geſuchte Gelegenheit bot ſich mir nun rein zufällig in den erſten Frühlingstagen dieſes Jahres. Wir ſaßen zu dritt im Kaiſerhof: der Director der Länderbank, Regierungsrath von Hahn aus Wien, der Inhaber der Berliner Handelsgeſellſchaft, Karl Fürſtenberg, und ich. Wir hatten von allem Möglichen geplaudert, und ſchließlich kam das Geſpräch auf eine neue Bahn, die demnächſt eröffnet werden ſollte, und von der ich hörte, daß ſie eine neue wichtige Weltſtraße erſchließen würde: die Bahn von Vranja nach Uesküb.

Ich ſchwieg mit jenem verſtändnißinnigen Lächeln, das immer ſo wohl kleidet, wenn von Dingen die Rede iſt, die man nicht kennt. Ich habe mich nie für einen Schüler von Karl Ritter, Kiepert oder Klöden ausgegeben, und ich ſcheue nicht vor dem Bekenntniß zurück, daß mir die Namen „Vranja" und „Uesküb", wenn auch nicht gerade wie etwas vollkommen Unbekanntes klangen — ich glaubte wohl, ſie irgendwo ſchon einmal gehört oder geleſen zu haben —, ſo doch recht wenig vertraut waren. Ich hatte keine Ahnung, wo ich auf der Karte nach dieſen intereſſanten Städten zu ſuchen hätte. Ich dachte mir gleich, es müßte wohl da unten in der Türkei ſein; aber auch Rußland oder Perſien würden mich nicht überraſcht haben. Plötzlich hatte ich eine lichte Eingebung.

„Vranja liegt doch am Schwarzen Meer?" fragte ich ſchüchtern.

„Nein. Sie verwechſeln es mit Varna. Vranja iſt die letzte ſerbiſche Station an der türkiſchen Grenze."

Nun wußte ich ſchon etwas mehr, aber auch noch immer nicht viel. Da ließ ich mich denn belehren, daß Saloniki, von deſſen Herrlichkeit ich ſchon ſoviel gehört hatte, bis zur Stunde noch nicht in unmittelbarem Zu-

ſammenhange mit den Schienenwegen Europas ſtehe, daß die bisherige Eiſenbahn nur bis an die ſüdſerbiſche Grenze, von Belgrad über Niſch eben bis zu jenem intereſſanten Vranja, reiche, daß aber bis zur Stunde keine Verbindung zwiſchen Vranja und der nächſten türkiſchen Station, Ueskûb, vorhanden geweſen ſei, und daß man alſo, um nach Saloniki zu gelangen, von Vranja aus eine langwierige und beſchwerliche Wagenreiſe von etwa vierundzwanzig Stunden habe machen müſſen, um auf die türkiſche Bahn in Ueskûb zu ſtoßen. Jetzt ſei die directe Verbindung zwiſchen den ſerbiſchen und türkiſchen Bahnen hergeſtellt; die feierliche Eröffnung dieſer Verbindungsbahn werde demnächſt ſtattfinden, und man werde nun von jeder Stadt des Feſtlandes aus über Budapeſt und Belgrad mit der Bahn ohne alle Beſchwerlichkeit direct bis zur Königin des Aegäiſchen Meeres, bis nach Saloniki, gelangen können.

Die Bemerkungen, welche meine Freunde über die ungeheure Wichtigkeit des nun vollendeten Unternehmens austauſchten: über die eigentliche Gewinnung des großartigen Hafen- und Handelsplatzes von Saloniki für den Weltmarkt, über den mächtigen Aufſchwung, den Saloniki ſelbſt nehmen müſſe dadurch, daß erſt jetzt dieſer rührigen, reichen und von der Natur begnadeten Stadt die Hinterländer Serbien, Rumänien, Ungarn und damit das geſammte europäiſche Feſtland eigentlich erſchloſſen ſeien, leuchteten mir vollkommen ein.

„Sie ſollten die Eröffnungsfeier mitmachen," warf Herr von Hahn unbedacht hin, ohne wohl ſelbſt zu glauben, daß ich das Wort ſogleich aufgreifen würde. „Wenn Sie Land und Leute noch nicht kennen, würde es Sie gewiß intereſſiren."

„Sie brauchen mich blos zur Feier einzuladen," antwortete ich. „Ich komme mit Vergnügen."

„Ernſthaft geſprochen?"

„Durchaus ernſthaft. Aber allerdings würde ich die Einladung nur unter einer Bedingung annehmen: daß Sie mich nämlich nicht als Zeitungsſchreiber einladen. Nicht daß ich meinen Beruf verleugnen wollte oder geringſchätzte — ich bilde mir ſogar etwas darauf ein, meine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit mit der Zeitungsſchreiberei angefangen zu haben, und werde ſie damit wohl auch abſchließen —, aber wenn ich nach dem Orient reiſe, will ich mich amüſiren, will vollkommen frei ſein von dem läſtigen Zwange der ſofortigen Berichterſtattung, will nicht genöthigt ſein, ſchreiben zu müſſen, wenn ich lieber ſchlafen möchte, und mich in ein ſchlechtes Wirthshauszimmer zurückzuziehen, wenn ich lieber in guter und anregender Geſellſchaft bliebe."

Herr von Hahn erklärte ſich mit dieſer Bedingung vollkommen einverſtanden. Wenige Tage darauf erhielt ich die Einladung zum 18. Mai in Belgrad, packte meine Siebenſachen zuſammen und fuhr ab, vorläufig noch ohne beſtimmten Reiſeplan. Als nächſte Ziele hatte ich eben nur

Belgrad und Saloniki im Auge. Ich machte mir keine Sorgen, ich wußte daß ich von da aus schon weiterkommen würde.

Da ich, um rechtzeitig in Belgrad einzutreffen, nur wenig Zeit zu verlieren hatte, zog ich es vor, diesmal Wien bei Seite zu lassen und auf dem nächsten Wege, über Breslau-Oderberg und Rutka, nach Pest zu fahren, um dort zu rasten. Und ich habe es nicht bereut. Der nördliche Theil von Ungarn mit den westlichen Ausläufern der Karpathen ist von großer landschaftlicher Schönheit. Ein paar Stunden hinter Oderberg nimmt der Schienenweg den Charakter der echten Gebirgsbahn an, die dem Reize der Brenner-, der Gisela- und der Semmering-Bahn kaum etwas nachgiebt.

Mit überraschender Unmittelbarkeit fühlen wir uns in ein ganz anderes Land versetzt und sehen auf einmal ganz andere Leute. Die Arbeiter, die wir auf dem Felde beschäftigt finden, die Bauern und Bäuerinnen, die mit Körben, Kiepen und Bündeln schwer bepackt an den Stationen den Zug erwarten, sind im Typus, in der Haltung und auch in der Tracht von ihren nördlichen Nachbarn, den Schlesiern, grundverschieden. Wir bekommen freilich nicht allzu viel von diesen Menschenkindern zu sehen. Auf dem Felde ist jetzt wenig zu thun; es ist die gesegnete Zeit, da man den lieben Gott walten läßt. Aber die wenigen Feldarbeiter und die Hirten, die schläfrig und gedankenlos bei ihrer Heerde weilen, fallen uns durch das Abfonderliche ihrer Erscheinung um so mehr auf. Es sind wohl meistens Slowaken. Das Reich der hohen Stiefel, die gleichmäßig von Männern und von Frauen getragen werden, hat nun begonnen. Die Männer haben fast allesammt den kleinen runden Hut mit aufstehender Krempe aufgestülpt, die nicht einmal den Versuch macht, gegen die heißen und blendenden Sonnenstrahlen irgendwelchen Schutz zu gewähren. Die leidlich knappen und gewöhnlich hellfarbigen Beinkleider stecken in den Schäften der Stiefel. Den Oberkörper bedeckt ein gelbbräunlicher Kittel von kleidsam malerischem Schnitt. Andere tragen anstatt dessen blos das Hemd, das über die Beinkleider gezogen und an der Hüfte durch einen Gürtel festgehalten wird und auf diese Weise Rock und Schurz sinnig verbindet. Alle haben eine sonnengebräunte Gesichtsfarbe, tiefbraune Augen und schwarze, stumpffarbige zottige Haare, die in nicht allzu gepflegtem Zustande glatt auf die Schultern herabfallen. Wind und Wetter, Staub und Regen und Sonne haben diesen Leuten eine einheitlich wirkende, bräunlich abgetönte Färbung gegeben; sie sehen aus wie Sepia-Zeichnungen. Denselben ziemlich einfarbigen, schmutzbräunlichen Ton haben auch die Weiber, die aber mit angeborenem Feingefühl für das künstlerisch Wirksame die Eintönigkeit der Grundfarbe durch grellere, bisweilen sogar schreiende Farben, namentlich des Kopftuchs, zu beleben wissen.

Durch eine noch viel tiefere graubraune Färbung der Haut, durch noch größere Vernachlässigung in der Pflege des Aeußern unterscheiden sich

die Zigeuner, von denen es in dieser Gegend verhältnißmäßig eine ziemlich große Anzahl geben mag, von den Deutschen, Slowaken und Ungarn des gebirgigen Nordens. Da, wenige Schritte vom Halteplatz unseres Zuges entfernt, hat sich eine Bande gelagert. Da ist so eine Art Zelt aufgeschlagen, wenigstens flattert ein zerfetzter schmutziger Lappen, der an ein paar Stangen befestigt ist, im Winde hin und her. Ein alter, magerer Klepper steht ausgespannt neben der Karre, mit schwermüthig gesenktem Kopf, und beschnuppert, vielleicht hungrig, aber jedenfalls ohne rechten Appetit, das trockene staubige Gras. Eine nicht mehr junge und keineswegs schöne Mutter sitzt mit hochgezogenen Knieen auf dem Boden und hat ihr Kind an der Brust. Sie ist spärlich bekleidet, das Kind ist pudelnackt. Die Ausübung ihrer Mutterpflicht scheint sie geistig nicht sehr in Anspruch zu nehmen; sie unterhält sich, während sie dem Kinde die Brust giebt, sehr lebhaft mit einem hinter ihr stehenden Mädchen von sechzehn bis achtzehn Jahren. Einige der Bande scheinen damit beschäftigt zu sein, ohne alle Ueberstürzung das Nothwendigste für das zeitweilige Unterkommen ungefähr herzurichten. Andere liegen lang ausgestreckt im Grase und thun gar nichts.

Jedesmal wenn ich Zigeuner sehe, überrascht mich die erstaunliche Aehnlichkeit unserer europäischen Nomaden mit den Indianern Amerikas. Ob die Gleichartigkeit des Wanderlebens und der Lebensgewohnheiten schon diese schier wunderbare Uebereinstimmung in der Erscheinung bewirkt — ich weiß es nicht; aber jedenfalls darf man, wenn man eben nur das Aeußere in's Auge faßt, mit demselben Rechte wie von den Indianern als von den Zigeunern Amerikas auch von unsern Zigeunern als von den Indianern Europas sprechen. Namentlich das schöne, etwas schwermüthige Auge in seiner tiefdunklen Farbe, von glänzenden schwarzen Lidern umsäumt, mit dem seltsamen Ausdruck des Treuen und Scheuen, der an den Blick des Hundes gemahnt, ist beiden völlig gemeinsam.

Und auch die Gegend, die wir durchfahren, erinnert mitunter an den spärlich bevölkerten Norden Amerikas. Lange, lange Zeit sind wir mitten in wilder Einsamkeit, die nur der eiserne Strang der Schienen durchschneidet. In kühnsten Windungen schlängelt sich die Bahn an den Bergen entlang, die unmittelbar neben dem künstlich aufgeschichteten Bahnkörper schroff abfallen, und durchbricht in ungezählten Tunnels den felsigen Widerstand. Die meisten Berge sind dicht bewaldet und erglänzen jetzt im frischesten Grün. Der wundervolle, junge Wald sieht wie zum Feiertage säuberlich abgewaschen aus. Viele Bäume stehen in vollster Blüthe. Unter dem zarten Weiß und dem wundersamen gelblich behauchten Rosa der Blüthen, die sich wie zu einem ungeheuren Strauße dicht aneinander schließen, verschwindet mitunter das saftige Grün der Blätter vollständig. In den schönsten Umrissen schließen die Berge den Horizont ab, bald in sanften Wellenlinien, bald in hoch und schroff aufsteigenden Spitzen. Graugelbes Geröll und unwirthsamer Boden wechselt mit üppigen prangenden

Auen, durch die sich ein von niedrigen Bäumen und dichtem Gesträuch eingefaßter Fluß schlängelt, der bald spiegelglatt friedlich dahinfließt, bald über Kiesel und abgelöste Felsstücke schäumend und kleine Stromschnellen bildend, ungestüm dahinbraust.

Auf langen Strecken ist keines Menschen Spur wahrzunehmen und keines Menschen Werk, außer eben der Bahn und den langweiligen Telegraphenstangen, an denen unser Zug vorübereilt. Hie und da steht wohl einmal in der Einöde ein roh zusammengehämmertes Bretterhäuschen, das vielleicht als Zuflucht im Sturme dient, vielleicht auch eine verlassene und zerfallene Behausung ist. In langen Zwischenräumen gewahrt man dann mitunter ein bischen Industrie: kleine Sägemühlen und Brettschneidereien, und endlich saubere, malerisch wirkende Flecken, aus denen die Kirchthürme aufragen, und die sich nur selten zu einer wirklichen Stadt vergrößern.

Ich freue mich immer darauf, wenn es mir gegönnt ist, einige Tage in Budapest zu bleiben, denn Budapest ist nach meinem Geschmack eine der schönsten und zugleich eine der anmuthigsten Städte der bewohnten Erde. Namentlich von meinem letzten Aufenthalte hatte ich die dankbarste Erinnerung an die Herrlichkeiten der Stadt selbst und an die bestrickende Liebenswürdigkeit ihrer Bewohner bewahrt.

Während der sieben Jahre, die seitdem vergangen sind, hat sich die Hauptstadt der Magyaren allerdings sehr wesentlich verändert. Unverändert habe ich eigentlich nur meine liebenswürdigen Freunde von damals gefunden. Wundervolle Straßen, die an Großartigkeit und Pracht mit den schönsten der Welt wetteifern dürfen, sind zum Theil vollendet, zum Theil ganz neu entstanden. Wenn man am Quai der Donau entlangschlendert, mit dem herrlichen Ausblick auf den Strom, auf die Brücken, auf die Insel und auf das malerische Ofen mit der Burg, wenn man über die weiten luftigen Plätze, die breiten schönen Straßen, die mit Palästen und palastähnlichen Villen besetzt sind, in den gutfahrenden Miethswagen dahinrollt, wenn man durch die Klänge einer vortrefflichen Militärkapelle angelockt in einen der vornehmeren Gärten eintritt, um dort zu Nacht zu speisen, und um sich schaut, wenn man da in zehn Minuten mehr weibliche Schönheiten erblickt, als sonst wohl in zehn Jahren, so muß man sagen, daß es wirklich kaum eine Großstadt giebt, die auf den Fremden einen so freundlichen und zugleich bedeutenden Eindruck machte, wie dieses schöne, vergnügte, liebenswürdige Budapest.

Und doch muß ich gestehen, daß ich von meinem egoistischen Standpunkt als Fremder aus alle baulichen Verschönerungen der Stadt gern gemißt hätte, wenn Pest in allem Uebrigen unverändert geblieben wäre. Aber diese ausgelassenste aller Städte, der früher in ihren tollsten Extravaganzen eine Anmuth, ja, auch auf die Gefahr hin, einen sehr ungeeignet wirkenden Ausdruck zu gebrauchen, der aber eben doch sachlich zutreffend ist, möchte ich sagen: ein gewisser keuscher Reiz zu eigen war, wie ich ihn

nie und nirgendwo wiedergefunden habe, ist zimperlich und sittsam geworden wie eine englische Gouvernante und wird nun bald gerade so langweilig und zugleich so verderbt werden, wie alle andern Großstädte.

Der neue oberste Hüter über das Wohl und Wehe der Stadt — wir würden ihn Polizeipräsident nennen, in Budapest führt er, glaube ich, den Titel Oberstadthauptmann — mag ein ganz hervorragender Beamter sein. Seine Wirksamkeit beweist indessen wieder einmal, daß eine kleine Dosis Poesie auch bei der Erledigung der nüchternsten Geschäfte, die im Uebrigen mit der Poesie gar nichts zu schaffen haben, kaum entbehrt werden kann. Das eindringende ästhetische Verständniß für eine der erstaunlichsten und zugleich ansprechendsten Eigenarten der guten Stadt Budapest muß ich dem Herrn Oberstadthauptmann, ohne ihm im Uebrigen in der Erledigung seiner anderen Berufsgeschäfte irgendwie zu nahe treten zu wollen, zu meinem Bedauern doch absprechen. Er hat es für gut befunden, nach der Schablone da zu moralisiren, wo nichts Unmoralisches den freieren Sinn beleidigte. Er hat durch Belästigungen aller Art das nächtliche Treiben von Budapest, das nirgends in der Welt seinesgleichen hatte, zu nichte gemacht. Das, was überall mehr oder minder widerwärtig und ekelhaft, roh und gemein ist, — in Pest war es harmlos und gutgeartet und lediglich lustig. Da hörte man nie ein garstiges Wort, man hörte immer nur Lachen. Wenn man nach Sonnenuntergang oder vielmehr kurze Zeit vor Sonnenaufgang in lustiger Gesellschaft durch die Singspielhallen und Kaffeehäuser der Königstraße zog, so konnte man glauben, daß die poetischen Wahngebilde idealisirender Franzosen, daß jene Rigolettes und Risettes und wie sie Alle heißen, — jene lustigen Mädchen, die, ohne sich um die herkömmliche Moral weiter zu kümmern, ihr Dasein zu ihrem eigenen Vergnügen und zum Vergnügen der Andern anspruchslos und genügsam, ohne an morgen zu denken, im Vollgenuß des Heute, verscherzen und versingen, verjubeln und vertanzen — man konnte glauben, daß diese Gestaltungen einer idealisirenden Phantasie hier in Pest Fleisch und Blut angenommen hätten. Dies fröhliche Treiben war eine berechtigte Eigenthümlichkeit des fröhlichen Pest, die man hätte schonen sollen!

Da ist nun die Obrigkeit — wie das Schicksal roh und kalt — dazwischengefahren und hat all der Lustigkeit, die Niemand schadete, ein Ende gemacht, als ob irgendwelche Höhlen des Lasters im Interesse der Moral hätten gesäubert werden müssen. Das war ein grober Fehlgriff. So wenig Budapest in dieser Eigenthümlichkeit auch den Forderungen der strengen Sittsamkeit entsprach, so nehme ich doch keinen Anstand, zu erklären, daß trotz alledem und alledem Pest in seinem Ton und Gebahren die anständigste Stadt der Welt gewesen ist. Erst das obrigkeitliche Verbot hat diesem nächtlichen Treiben, das in seiner Harmlosigkeit die halbe Oeffentlichkeit nicht scheute, den harmlosen Charakter genommen. In die Verborgenheit zurückgedrängt, wird es seine Harmlosigkeit und Munterkeit

unzweifelhaft verlieren und wird gerade so häßlich und zotig werden wie überall.

Die Königstraße, in der sonst, wie es in „Pariser Leben" heißt, um Mitternacht das Leben begann, liegt jetzt dunkel und verschlafen da. Hie und da ist noch ein Kaffeehaus offen, in dem gähnende Kellnerinnen vergeblich auf Gäste warten. Die ausgelassenste Singspielhalle der Welt, die „Blaue Katze", in der zwischen den Künstlerinnen und den Gästen das gemüthlichste Verhältniß bestand, so daß das Programm immer während des Abends von Nummer zu Nummer nach allgemeiner Uebereinkunft festgestellt wurde, ist geschlossen. Die sogenannte Polizeistunde hat diesem Local den Untergang gebracht. Jetzt ist um Mitternacht Alles still und ruhig, wie in der sittsamsten Kleinstadt. Man vernimmt nicht mehr das wehmüthige Jauchzen und verliebte Zittern der Zigeunermusik. Auch die Zigeuner müssen sich um Mitternacht schlafen legen; jedenfalls dürfen sie nicht mehr spielen. Alles nächtliche Musiciren ist untersagt! Und was ist denn aus der schönen Frau Berger geworden, der Inhaberin irgend einer kleinen Winkelwirthschaft, die hier neben einem Dutzend anderer Wirthschaften lag? Die wirklich selten schöne Frau, die den Fremden von kundigen Führern wegen ihrer auffallenden Schönheit besonders gezeigt wurde — auch sie ist als ein Opfer der obrigkeitlichen Fürsorge gefallen. Sie ist, wie uns unser Begleiter erzählt, „abgeschoben" worden. Es haben sich — ob wegen ihres Wankelmuths oder wegen ihrer Sprödigkeit, ich weiß es nicht — mehrere Leute erschossen, darunter auch ein Hauptmann der Honved-Armee; und das hat man der schönen Frau übel genommen.

Die Königstraße finster, keine Zigeunermusik, die „Blaue Katze" geschlossen, und Frau Berger abgeschoben — o Pest, o Budapest, was ist aus dir geworden! Ich fürchte, ich fürchte, der anmuthige Gegensatz, in dem die Freundlichkeit, Bescheidenheit, der gänzliche Mangel an Zudringlichkeit und die nimmer versagende gute Laune seiner leichtlebigen Bewohnerinnen zur Rohheit, Habgier und Knotigkeit des verdrießlichen und reizlosen nordischen Lasters standen, ich fürchte, dieser Gegensatz wird bald bis auf die letzte wahrnehmbare Spur verschwunden sein! Man hat offenbar vergessen, was der sittliche Schiller sagt: „Wo das moralische Gefühl Befriedigung findet, da will das ästhetische nicht verkürzt sein." Man hat es denn auch richtig fertig gebracht, in verhältnißmäßig kurzer Zeit, in dieser Beziehung Budapest seinen eigentlichen Charakter zu nehmen. Das abendliche Pest bietet jetzt dem Fremden just dasselbe, was jede andere Stadt bietet, nicht weniger, aber auch nicht mehr.

Die Theater waren gerade nicht besonders verlockend. In der Oper fand eine Wohlthätigkeitsvorstellung mit gemischtem Programm statt, eine jener Vorstellungen, denen ich schon in der Heimat mit einer gewissen Vorsicht aus dem Wege gehe, und denen ich in der Fremde nicht nachlaufen werde. Das Nationaltheater war geschlossen. Und so zogen wir denn,

meine Freunde und ich, nach einem jener Etabliſſements, in denen die Vorführung von „Specialitäten" mit Geſangsvorträgen abwechſelt.

Da gaſtirten als „Duettiſtinnen", wie es auf dem Zettel hieß, zwei wunderſchöne Mädchen, die Geſchwiſter Roger, die ſeit einiger Zeit eine ganz beſondere Anziehungskraft übten — nach ihrer Ausſprache zu ſchließen, waren es norddeutſche Landsmänninnen. Es ſind wahrhaft junoniſche Geſtalten, groß, ſchlank und ſchmiegſam, mit ſchönen Händen und Füßen, in der vollſten Entfaltung der Weiblichkeit, ohne ſtark zu ſein. Die beiden Schweſtern ſehen ſich merkwürdig ähnlich, trotz der Verſchiedenheit ihrer Züge, und man kann darüber ſtreiten, welche die Hübſchere iſt. Die Schönheit der älteren iſt entſchieden die ausdrucksvollere. Der Mund mit den milchweißen geſunden Zähnen ſteht nicht ganz gerade, aber das giebt dem ſonſt ſo edlen Geſicht mit dem vornehm geſchnittenen Profil, mit den dunklen Augen von luſtigem Ausdruck, mit den vollen, feingerundeten, friſchen Wangen und dem glänzend ſchwarzen Haar, das die ſchöne Linie der Kopfbildung nicht zerſtört, nur noch einen gewiſſen pikanten Reiz. Die regelmäßigere klaſſiſchere Schönheit iſt die Jüngere, die in der Reinheit der Linien und auch in der marmornen Ausdrucksloſigkeit an die antiken Muſter gemahnt. Das Auge iſt unvergleichlich ſchön, mandelförmig geſchnitten, mit langen Wimpern eingefaßt, halb bedeckt von etwas müden Lidern. Wangen, Mund und Hände und Alles, was das Lüftelein im Volksliede küßt, ſind von bezaubernder Friſche und Lieblichkeit. Gerade wie bei der mileſiſchen Venus iſt der Kopf im Vergleich zum ſchlanken Ebenmaße des Körpers etwas zu klein. Für einen Bildhauer wäre ein ſchöneres Modell kaum zu denken. Das Mädchen wäre ganz berufen, noch ärgeres Unheil anzurichten, als die „abgeſchobene" Frau Berger, wenn dem wundervollen Gefäße der Inhalt entſpräche.

Aber es iſt auch in dieſem Falle wohl dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Die Talentloſigkeit dieſer ſchönen Mädchen ſteht auf der Höhe ihrer Reize. Sie ſind rührend in ihrer Hülfloſigkeit. Mit ſpröder, brüchiger Stimme ſingen ſie ſo unmuſikaliſch wie möglich Lieder, deren Geiſtloſigkeit nur durch den Vortrag überboten wird. Dieſer gänzliche Mangel an Temperament, an Empfindung und an Verſtändniß hat etwas Ergreifendes. Es iſt ſchade, daß man, um dieſe ſchönen Geſchöpfe vorzuführen, keinen beſſeren Vorwand ausfindig machen kann, als ſie ſingen zu laſſen. Wie ſchön müſſen ſie ſein, daß ſie dieſen Geſang annehmbar machen, daß ſie ſogar Beifall damit finden! Der einzig berechtigte Applaus war diesmal der, der ſonſt der unberechtigte iſt: bei ihrem Erſcheinen, bevor ſie noch den Schnabel aufgethan hatten. Weshalb man nachher noch klatſchte, blieb mir ein Räthſel.

Aber es giebt im Menſchenleben gar viele unaufgeklärte Probleme! Dazu gehört auch das: weshalb uns zur Reiſe von Peſt nach Belgrad ein Ausſichtswagen zur Verfügung geſtellt wurde? Ich kann mir kaum

etwas Entbehrlicheres denken, als einen Aussichtswagen auf dieser öden Strecke. Die Gegend, die wir durchfahren, ist das Langweiligste, was das Auge erblicken kann. Der Boden ist flach wie die Hand, und der Kreuzberg mit den Pichelsbergen würde hier auffallen. Nur selten erblicken wir ein bewohntes Fleckchen. Es ist ein Dakota im Kleinen, wahrscheinlich auch sehr fruchtbar, — aber schön ist es nicht, das kann ich versichern. Und dazu der Staub! Die einzige Aussicht, die lohnend war, war die auf eine spätere gründliche Reinigung. Dazu brauchte man aber keinen besonderen Wagen. Dabei fing die Hitze an sich in recht unangenehmer Weise bemerklich zu machen. Und so fuhren wir stundenlang, von der glühenden Mittagshitze bis zum Eintritt der Dunkelheit, immer durch dieselbe staubige, öde Langweiligkeit. An der serbischen Grenze sagte man uns, daß es jetzt anfange sehr schön zu werden. Da aber war die Nacht schon hereingebrochen.

Ein überaus gefälliger und liebenswürdiger Freund war mir aus Belgrad einige Stationen entgegengefahren. Es war ihm in seiner angesehenen Stellung als Director der Tabaks-Regie und als Ortskundigem ein Leichtes, uns über die lästigen Beschwerden der Paßrevision und der Zollquälereien hinwegzuhelfen, und während noch die Anderen am Bahnhofe mit ihren Siebensachen zu kramen hatten, waren wir bereits in unserm Gasthause untergebracht.

Ein riesengroßer Festsaal, in den ein Bett gestellt war, mit den Bildern von einigen Dutzend Milan Obrenowitsch, war mir für die Nacht angewiesen. Ich gestehe, daß sich dieser Raum zu einer Ausstellung der Landesproducte oder als Sitzungssaal der Skupschtina eigentlich besser geeignet hätte, als zur nächtlichen Herberge eines genügsamen Reisenden. Meine Schritte hallten unheimlich, und die vier Kerzen, die ich angezündet hatte, ließen nur erkennen, wie ungeheuer die Dunkelheit um mich herum war. Im vollsten Widerspruche zur Größe dieses Schlaf-Ahnensaals stand das Waschbecken, das ich zunächst für eine Bouillontasse hielt. Ich mußte die außerordentlichsten mimischen Anstrengungen machen, um dem lediglich serbisch sprechenden Zimmermädchen klar zu machen, daß mir nach des staubigen Tages Mühen ein etwas umfangreicheres Waschgeräth vor allen Dingen wünschenswerth sei. Schließlich verstand sie mich auch und brachte mir ungefähr das, was ich haben wollte. Und so gelang es denn auch meinem beharrlichen Bemühen, wie die Naturforscher sagen, die unzweckmäßige Ansammlung von Stoffen an ungehöriger Stelle nach einiger Zeit zu beseitigen. Als ich in einer verlassenen Ecke endlich mich zur Ruhe begeben und die Lichter gelöscht hatte, fingen die Möbel an furchtbar zu knacken, und mein Nachbar stöhnte jämmerlich im Schlaf. Das Licht des Mondes fiel gerade auf das bleiche Antlitz irgend eines ermordeten Milan Obrenowitsch. Unter diesen angenehmen Empfindungen schlief ich ein. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich mich im Traum mit allerlei Raub- und Mordgesindel herumzubalgen hatte.

Von Belgrad bekam ich bei der Kürze des uns bemeſſenen Aufenthalts am andern Tage nicht viel zu ſehen, und das Wenige, das ich ſah, wurde nicht eben unter den günſtigſten Bedingungen dargeboten, denn es war wieder ſehr heiß. Die Sonne brannte unbarmherzig auf uns herab, und es ſtaubte wiederum. Wir fuhren in recht mangelhaft gepflaſterten Straßen der nicht ſehr charakteriſtiſchen Stadt, in der neben vielen alten und anſpruchsloſen Gebäuden auch einige ſtolzere, zum Theil ſogar etwas protzenhaft wirkende Neubauten aufragen, nach dem beſuchteſten Spazierweg, der von der Stadt nach dem hübſch gelegenen königlichen Jagdſchloß Topſchider führt. Zu dieſer frühen Stunde war es da noch öde und verlaſſen, und von der Belgrader Geſellſchaft bekamen wir Niemand zu ſehen. Wir durchwanderten den Park, der eine herrliche Ausſicht ſowohl auf die maleriſch gelegene Feſtung, wie auf die hier zuſammenfließenden Flüſſe Donau und Sau bietet. Lange durften wir da nicht raſten, denn ſchon in der Mittagſtunde kam der Orient-Expreßzug aus Paris, der die weſentlichen, zur Eröffnungsfeier geladenen Gäſte und auch die Wirthe ſelbſt mitbrachte.

II.

In Serbien.

Feſtlichkeit in Niſch. — Reden, Muſik, Tanz und Geſang. — „Wer nie die kummervollen Nächte . . .“

Unſere Reiſegeſellſchaft, die ſich aus den gleichzeitig mit mir in Belgrad angekommenen Gäſten aus Oeſterreich-Ungarn und Norddeutſchland, den Geladenen aus Belgrad ſelbſt und endlich denen, die mit dem Pariſer Orient-Expreßzug eintrafen, ziemlich vollſtändig gebildet hatte — es kamen am andern Tage nur noch die türkiſchen Theilnehmer hinzu —, mochte ſich nun auf achtzig bis hundert Köpfe belaufen. Ich will dieſe Zahl indeſſen nicht verbürgen, denn ich bin kein ſehr zuverläſſiger Taxator; aber ſo ungefähr wird's wohl geweſen ſein. Unter den Berichterſtattern waren natürlich die öſterreichiſch-ungariſchen und franzöſiſchen am ſtärkſten vertreten. Von Berlin waren Ludwig Pietſch, der farbenreichſte, ſcharfſichtigſte und fleißigſte aller Reiſefeuilletoniſten, und Paul Lindenberg erſchienen. Von den Oeſterreichern ſei nur einer genannt: der Chefredacteur der „Neuen Freien Preſſe“, Dr. Bacher, der merkwürdiger Weiſe in ſeiner ganzen Erſcheinung, in ſeiner gedrungenen kräftigen Geſtalt, mit dem von dem ſchwarzen Vollbart eingerahmten grundgeſcheidten Geſicht, der hohen Stirn und den dunklen klugen Augen ſehr lebhaft an ſeinen Vorgänger, an den Begründer der „Neuen Freien Preſſe“, Max Friedlaender, erinnert. Dr. Bacher war begleitet von ſeiner liebenswürdigen Frau.

Von Diplomaten bemerkten wir den würdigen Grafen Bray Vater, den bayeriſchen Geſandten in Wien; deſſen Sohn, den Grafen Bray, unſern

Gesandten in Belgrad, die echte Gestalt eines schweren Reiters, sehr groß und stämmig, breitschulterig, mit feinem und gescheidtem Kopf, überaus liebenswürdig und zuvorkommend; den französischen Gesandten in Belgrad, Herrn Millet, einen schlanken, schmächtigen, ebenfalls noch jungen Mann, unglaublich beweglich, beinahe ein bischen zappelig; den früheren serbischen leitenden Staatsmann Ristic, mit ernsten und nicht unbedeutenden, aber auch nicht feinen Zügen, einem auffallend langen und starken dunkelblonden Backenbart im Umfange und Schnitt des Puttkamer'schen; den neuen Kultusminister Dr. Georgewitsch, einen lebensfrischen, kräftigen Mann mit dunklen funkelnden Augen, sehr verbindlich in seinen Formen, der auf der Wiener Hochschule gebildet ist und die deutsche Sprache vollkommen beherrscht u. s. w.

Die hervorragendste Rolle bei dieser Feierlichkeit spielten natürlich die Finanzgrößen und namentlich die französischen. Unter diesen machte sich Herr Hensch, der Präsident des Comptoir d'escompte, durch die selbstbewußte ruhige Sicherheit seines wuchtigen Auftretens, wie sie das Großcapital vielleicht in noch erhöhtem Maße als die Geburt verleiht, bemerkbar; jeder Zoll ein Bankdirector! Und Herr Hensch ist nicht klein, er hat wohl fünf Fuß elf Zoll. Menschlich nahbarer und freundlicher wirkte Herr Alfred André, gleichfalls der Chef eines der größten Pariser Häuser, mit dem fast typisch zu nennenden Aeußern des großen französischen Financiers: eine etwas über mittelgroße, kräftige, beinahe corpulente Gestalt, das Gesicht mit dem Ausdruck der Klugheit und Jovialität, Kinn und Lippen glatt rasirt, mit schmalem Backenbart, hoher Stirn, spärlichem Haar und scharf blickenden freundlichen Augen — in seiner ganzen Erscheinung wohlgepflegt und von gefälliger Wirkung. Herr André war begleitet von seiner still vornehmen Frau und seiner anmuthigen Nichte, ebenfalls einer beinahe typisch zu nennenden Vertreterin der wohlerzogenen jungen Französinnen aus guter Familie, in jener echt mädchenhaften Zurückhaltung, wie sie Fräulein Reichemberg im Théâtre français mit unübertrefflicher Meisterschaft darstellt. Der junge Graf Vitali, der sich ebenfalls an diesen Bahnen finanziell sehr stark betheiligt hat, ein lebhafter, dienstbereiter, liebenswürdiger junger Mann, bemühte sich unablässig um das Wohl und Wehe der Gäste, und dessen bildhübsche junge Frau von schmiegsamer Gestalt und edelstem Gesichtsschnitt war ohne Zweifel die lieblichste Erscheinung der Reisegesellschaft. Unter den Franzosen war noch eine besonders anziehende Gestalt: es war Herr Bordeleau, der Präsident des Pariser Handels-Tribunals, ein schon älterer Herr in tadelloser Haltung, von schlanker Gestalt, mit kurzgeschorenem schneeweißem Haar und Backenbart und von frischer blühender Gesichtsfarbe. Von der Länderbank in Wien nahmen der Gouverneur, Graf Wodiţky, und der Director, Regierungsrath von Hahn, von der Berliner Finanzwelt Herr Hans von Bleichroeder an der Fahrt theil. Ich bin sicher, daß ich viele der Nennenswertheften übergehe, aber ich mache auch gar keinen Anspruch auf Vollständigkeit in der Aufzählung.

Serbien ist ein wunderschönes Land. Die Strecke, die wir durchfuhren, vom nördlichsten Zipfel bis zur Südgrenze, ist jedenfalls überreich an landschaftlichen Reizen. Es ist wie ein blühender Garten, der jetzt in der frischesten Färbung des Sommeranfangs vor uns sich ausbreitet, hier meist Hügelland, das durch eine Gebirgskette zuerst anmuthig, dann gewaltig und großartig umrahmt wird, schattige grüne Wälder und fleißig bebaute üppige, sonnige Felder.

Kurz vor Sonnenuntergang erreichten wir Nisch, das im Herzen von Serbien liegt, wo für unser nächtliches Unterkommen gesorgt war, und in dem die erste Feierlichkeit stattfinden sollte. Die Stadt machte auf mich bei unserer Ankunft einen sehr tiefen und starken Eindruck. Hier trat uns zum ersten Mal der Orient in seiner vollen Eigenart ganz unverfälscht entgegen. Hier sahen wir das erste schlanke, weiße Minareh aus dem bunten Gewirr der Häuser aufschießen und hier das unvergleichlich farbenprächtige Gewühl der Menge.

Da hockten auf dem freien Felde vor Nisch und lagen ausgebreitet auf Teppichen etwa zwanzig bis dreißig türkische Weiber, die ihr Gesicht bis auf den schmalen Theil zwischen den Augen und der Nasenspitze mit dem weißen Kopftuch oder der bunten Kapuze ihres mantelartigen, bauschigen Gewandes verhüllt hatten, und neugierig und lustig zu den Fremdlingen aufschauten, die als friedliche Eroberer in ihre türkische Heimat einbrechen wollten. Und dies Gewühl und Gewimmel auf dem Bahnhofe! Diese Serben mit ihren kurzen Jacken, die Albanesen mit den gefältelten weißen Röcken und reichbestickten Jacken, die Bulgaren, Türken und Griechen, die Juden mit den fuchspelzverbrämten Kaftans, die sich hier nur für das geübte Auge von der Umgebung abheben, die zerlumpten Zigeuner — Alles das zu einem buntscheckigen, erstaunlich bewegten Knäuel zusammengeballt, durchsprenkelt mit Scharlachroth, mit Saffrangelb, mit Arsenikgrün, und das Ganze doch gleichmäßig und harmonisch abgetönt, und Alles schreiend und lärmend und tobend, dazu die schmetternde Militärmusik auf dem Bahnhof, die zu unserer Begrüßung ausgeschickt war, und darüber der herrlichste blaue Himmel — es wirkte auf den nördlichen Ankömmling sinnverwirrend und berauschend. Der Eindruck, den ich in Nisch empfangen habe, sollte nur noch in Saloniki überboten werden.

Auf die Aufnahme einer so großen Anzahl von fast ohne Ausnahme recht verwöhnten fremden Gästen war man in Nisch von Hause aus natürlich nicht vorbereitet. Reisende, die diese so malerisch und eigenartig wirkende Stadt von früher her kannten, entwarfen keine sehr erbauliche Schilderung von den dortigen Gasthausverhältnissen. Einige der bevorzugtesten unserer Gefährten hatten bei den privaten Honoratioren ein Unterkommen gefunden. Sämmtliche Hotelzimmer waren natürlich von der Gesellschaft belegt, und viele unserer Reisegefährten verbrachten die Nacht im Schlafwagen. Ich glaube, daß diese eigentlich die Begünstigtsten waren.

Auch ich war in freundlicher Weise bevorzugt worden. Ich fand in einem ganz guten Hotel ein großartiges Zimmer mit sechs oder sieben Fenstern und einem Balkon, das, nach den herumstehenden und liegenden Gegenständen zu schließen, gewöhnlich nicht vermiethet wurde. Es waren da Vorräthe von Wäsche und Geschirr, sowie eine große Anzahl von Gegenständen, die auf den privaten Besitz der Wirthe hinwiesen, so daß ich annehmen durfte, dieser Raum werde gewöhnlich von der Familie des Gasthofbesitzers bewohnt und gleichzeitig als eine Art von Magazin für die Bedürfnisse des Hotels benutzt. Zu meiner Verwunderung hatte man zwei Betten aufgeschlagen. Ich brauchte doch nur eins!

Aber mein freudiges Erstaunen währte nicht lange. Ich fing gerade an es mir ein bischen bequem zu machen, als die Thür geöffnet wurde und ein mir unbekannter Herr eintrat, der mich höflich begrüßte und mir sagte, daß wir für diese Nacht Zimmergenossen sein würden. Er war ein sehr angenehmer, liebenswürdiger junger Mann, dem ich sehr bald anmerkte, daß er die freundlichen Gewohnheiten der Sauberkeit hatte. Wir hatten uns vorgestellt und verkehrten sehr angenehm miteinander. Wir hatten uns oberflächlich zum Ausgehen zurechtgemacht und freuten uns über den schönen Ausblick von unserm Balcon aus auf die heiter belebte Straße. Es hatten sich vor unserm Hotel eine große Anzahl von Neugierigen angesammelt, die sich offenbar davon überzeugen wollten, daß sie in uns Menschen sehen würden, wie andere mehr.

Aber hier war nicht Zeit, sich staunend zu ergötzen. Wir mußten zum Festmahl, das in einem andern Gasthof, welcher über den größten Saal der Stadt verfügte, hergerichtet war.

Da es keine lohnende Aufgabe ist, unangenehme Erinnerungen wieder wachzurufen, so will ich von der Qualität der Speisen schweigen. Es war ein fürchterliches Essen. Aber wir hatten Hunger, und da gute Reden das Essen begleiteten, wurden wir auch damit fertig. Man wird, ohne sich anzustrengen, ungefähr errathen können, wie diese Reden lauteten. Die großen finanziellen Unternehmer berührten natürlich mit keiner Silbe die vielleicht nicht ganz unwichtige Frage, daß mit der Eisenbahn am Ende ein ganz gutes Geschäft zu machen sei. Es wurde lediglich auf das herrliche Werk, das eine neue Weltstraße erschließe, das der ganzen Menschheit zu gute komme und in der Allgemeinheit der Civilisation einen neuen Markstein darstelle, mit schwungvollen Worten hingewiesen. Man kann sich das, wie gesagt, leicht vorstellen. Humanität und Cultur, Umschlingen des Orients und Occidents, friedliche Eroberung, Ausgleich der Geister, Aufschwung, Gedeihen, Friede und Fortschritt spielten natürlich eine große Rolle.

Nachdem diesen allgemeinen Bedürfnissen genügt war, verlief dann der Redestrom nach der vorher bestimmten Richtung in ein Hoch auf den Sultan, auf den König von Serbien, auf die Begründer des Unternehmens

und dergleichen. Der französische Gesandte, Herr Millet, der vielleicht am besten sprach, hatte das größte Pech. Während er nämlich redete, ergötzten sich im Saale zwei Hunde, die weder durch Bitten, noch durch Drohungen, noch durch Schläge zu beruhigen waren. Sie vollführten zu der wohldurchdachten und wohlgesetzten Rede eine ununterbrochene winselnde, knurrende, bellende Begleitung; und auch den Ernsthaftesten wurde es schwer, ernst zu bleiben, wenn man sah, wie Kellner und Gäste vergeblich auf die Thiere Jagd machten, welche die sichersten und unerreichbarsten Verstecke aufsuchten, um ihren Unfug im Saale unbehelligt fortzusetzen.

Zwischen den einzelnen Reden spielte die serbische Militärkapelle, die vor der offenen Thür saß, allerlei bekannte und unbekannte Weisen. Unter den ersten unterschied ich einige für die hier versammelten fremden Nationalitäten bezeichnende; und unter den letzten fiel mir die eine durch ihren flotten Rhythmus und ihre scharfe und eigenartige Melodik besonders auf. Es war jedenfalls die serbische Nationalhymne, also so eine Art „Wacht an der Sau" — oder „an der Drau".

Viel unterhaltender und interessanter als das, wie gesagt, recht mäßige Festessen in dem unschönen, spärlich beleuchteten und schwülen Saale waren die Volksbelustigungen auf dem Platze vor dem Gasthofe, die dem Essen folgten. Die Klänge der Militärmusik hatten natürlich alle Bewohner von Nisch auf dem großen Platze vereinigt. Der Platz, der durch wenige Laternen matt beleuchtet war, lag in tiefem Halbdunkel da. Am sommerlichen Nachthimmel glänzten nur die Sterne. Nur unmittelbar vor dem Gasthofe, da wo die Musikanten ihre Sitze aufgeschlagen hatten, war es hell beleuchtet. Da war denn auch das Volksgedränge am stärksten; und die Polizeibeamten, die mit einer bei uns noch nicht geahnten Energie handgreiflich Ordnung stifteten, hatten nicht wenig zu thun.

Aus der Menge hörte man, erst in undeutlichem Gemurmel, dann mit vernehmlicherem Verlangen, einen Ruf, der von den Musikanten auch offenbar verstanden wurde; denn nun begann die Kapelle einen eigenthümlichen, nicht gerade schönen, aber sehr sonderbaren, einförmig dudelnden Tanz aufzuspielen, und alsbald lichtete sich der Haufen. Es faßten sich einige Leute an die Hand und tanzten einen ganz kindischen Ringeltanz, ein einfaches Springen und Hüpfen im Kreise. Es waren zuerst vielleicht sechs oder acht, die nach der rhythmischen Einförmigkeit der Musik im Kreise herumhopsten. Die Reihe der Tänzer wurde aber immer größer. Bald waren es ein Dutzend, und nun vielleicht schon das Doppelte, und jetzt immer noch mehr! Immer größer wurde der Kreis, immer spielte die Kapelle dieselbe langweilige Weise, und die braven Leute, die sich wie die Kinder an den Händen hielten, sprangen gleichmäßig, ohne irgend welche Kunst, nach dem Tacte der Musik dazu umher. Auch einige Weiber betheiligten sich an dem unglaublich harmlosen Vergnügen, und selbst die hohe Obrigkeit, die Polizei, die eben so derb eingegriffen hatte, konnte

den Lockungen dieſes einfachſten aller Nationaltänze nicht widerſtehen; auch die Poliziſten hüpften mit Bürgern und Soldaten, mit Männern und Weibern von ſteinern ernſtem Geſichtsausdruck in der warmen Nacht auf und nieder. Kolo heißt dieſer National-Ringeltanz, der ſich in Serbien und Dalmatien einer großen Beliebtheit erfreut. Ich habe etwas Einfacheres, Anſpruchsloſeres und Kindlicheres nie geſehen. Aber Alles, was echt iſt, iſt doch eben wirkungsvoll, und in dieſer Umgebung und unter dieſer Betheiligung wirkte dieſes kunſtloſe Hopſen ſehr originell und gemüthlich. Erſtaunlich war die Ausdauer. Der Tanz wollte gar kein Ende nehmen. Ich dachte, es gäbe irgend welche Variation, aber Gott bewahre! Es iſt immer daſſelbe Hüpfen und Springen in einer langen, ſich immer vergrößernden Kette und im Ringelreigen. Die Geduld der Zuſchauer erſchöpfte ſich offenbar viel eher als die der Tänzer.

Als ſich die Schaar der Umſtehenden einigermaßen lichtete, hörte der Tanz auf. Und nun begann aus der Menge ein junger Mann, mit ziemlich kräftiger, wenn auch nicht gerade wohllautender Stimme, ein wiederum in der Melodik und Rhythmik mehr eigenartiges als ſchönes Lied vorzutragen. Es pries, wie uns ein Kundiger ſagte, die Heldenthaten des Königs Marco, eines vielbeſungenen Helden der Südſlaven. Die Menge hörte andächtig zu, und die Militärmuſik ſchwieg, bis das lange Lied zu Ende war. Da ich den Text doch nicht verſtand, ſo hatte es für mich keinen beſonderen Zweck, das Ende, das wahrſcheinlich noch lange nicht kam, abzuwarten. Ich war müde und ſuchte mein Lager auf. Noch lange hörte ich, als ich mich ſchon weit von dem großen Platze entfernt hatte, die hohe Stimme und den merkwürdig pſalmodirenden Geſang in der Stille der Nacht.

Es war ein ziemlich anſtrengender Tag geweſen, und ich war recht müde. Das Bett war ſauber, und ich hatte auf Anrathen eines vorſorglichen Freundes ein genügendes Quantum Inſectenpulver ausgeſtreut, um ohne Beſorguiß vor einer nächtlichen Störung gelaſſen der nächſten Zukunft entgegenzuſehen. Das Bett war recht hart, aber daraus machte ich mir natürlich nicht viel. Mein Stubengenoſſe war ungefähr gleichzeitig mit mir gekommen, und wir hatten uns gleichzeitig ſchlafen gelegt und gleichzeitig das Licht gelöſcht. Ich wollte gerade einſchlafen, da hörte ich meinen Stubengenoſſen ſchwer ſeufzen. Ich fuhr auf. Er ſeufzte noch kläglicher.

„Iſt Ihnen nicht wohl?“ fragte ich.

Keine Antwort. Nach kurzer Pauſe ein wehmüthiges Pfeifen. Mein Gott! was macht denn der Herr? dachte ich mir. Es wurde mir nur zu bald klar. Ich beobachtete nun den langſamen Uebergang vom ruhigen, beinahe lautloſen Athmen zum beſchwerlichen und hörbaren. Er ſchnarchte, — aber wie!

Ich habe ſchon allerhand Schnarcher gehört, aber einen Schnarcher

von der Vielseitigkeit, von der Unerschöpflichkeit der Hülfsmittel, von dem Reichthum an stets überraschenden Neuheiten wie meinen Begleiter nie! Es war ein Schlürfen, ein Schnalzen, ein Röcheln, ein Pfeifen, ein Flöten, ein Sägen, ein Hobeln, ein Aechzen, ein Zischen, ein Gurgeln — es gab überhaupt keinen Laut, dessen eine menschliche Kehle im Bunde mit allen befreundeten Organen fähig ist, den mein verehrter Nachbar nicht ohne die geringste Anstrengung im Schlafe producirt hätte, — und noch dazu in allen möglichen Vortragsarten, im staccato, im legato, bald leise schnaufend, bald fürchterlich donnernd — kurz und gut, es war wie der Gesang einer Nachtigall: immer etwas Neues. Und das war sehr schlimm. Hätte mein Nachbar normal geschnarcht, wie ein ordentlicher Mensch zu schnarchen pflegt, mit einer gewissen Regelmäßigkeit, dann hätte mich das nicht weiter gestört. Aber unwillkürlich wurde meine Aufmerksamkeit immer wieder angespannt. Um Gottes willen! was kommt denn nun? fragte ich mich bangend. Und es kam regelmäßig etwas ganz Unerwartetes. Hatte ich auf ein melodisches Pfeifen gehofft, so kam ein tiefer herzzerreißender Schmerzenston, der an Amfortas erinnerte, dann wieder ein helles Frohlocken, ein grunzender Zornesruf — kurz und gut, es war das gleichzeitig wunderbarste und schrecklichste Concert, das ich in meinem ganzen Leben gehört habe.

Eine halbe Stunde, vielleicht noch länger, ertrug ich das schwer Erträgliche in schweigsamer Ergebung. Ich hörte, wie er flötenartig trillerte, wie er Seidenzeug zerriß, ich hörte ihn flehen, als ob er erdrosselt würde. Dann wandte ich alle Palliativmittel an, die gegen das Schnarchen empfohlen werden. Ich setzte mich aufrecht im Bett auf und pfiff das Zwischenspiel des Hirtenknaben im „Tannhäuser". Mein Pfeifen schien den Schlafenden auch einigermaßen zu interessiren, denn es trat eine kurze Pause ein — aber freilich nur eine ganz kurze; gleich darauf setzte er mit frischen Kräften wieder ein und fesselte mich durch die überraschendsten Wendungen. Ich räusperte mich so stark wie möglich, ich rief den Schnarchenden und bat um Gnade. Er hörte mich nicht. Endlich zündete ich Licht an. Er lag mit dem Kopfe halb aus dem Bett heraus, den Mund als schreckliches Schallloch weit geöffnet, und schlief wie ein Gebenedeiter. Ich stand auf und versuchte, den Kopf nach oben zu legen. Es gelang mir auch. Aber kaum befand sich der Kopf in einer einigermaßen normalen Lage, so machte der Schlafende eine kühne Wendung im Bett, und der Kopf hing nun nach der entgegengesetzten Seite heraus; auf einem Umwege kamen nun die Töne noch schrecklicher zu mir. Ich rüttelte ihn. Er antwortete wohlwollend im Schlafe einige Worte, aber es war nicht möglich, ihn zu erwecken. Er schnarchte unbarmherzig weiter.

Allmählich bemächtigte sich meiner eine sanfte Verzweiflung. Ich bekleidete mich mit dem Allernothwendigsten und trat, ohne recht zu wissen, was ich eigentlich wollte, auf den Flur, vermuthlich in der Hoffnung, daß ich da

einer fühlenden Seele begegnen würde, die mir vielleicht ein anderes Bett anwieſe. Ich irrte rathlos zwiſchen liebloſen Koffern und ungeſäubertem Schuhwerk umher. Es kam lange Zeit kein Menſch. Auf einmal wurde vorſichtig eine Thür aufgemacht. Einer der Gäſte hatte meine Schritte vernommen, und es war ihm offenbar unheimlich, in der wildfremden ſerbiſchen Stadt Schritte auf dem Corridor zu hören. Als er mich da zwiſchen den Koffern ſah, hielt er mich natürlich für einen Koffermarder. Ich ſuchte ihn durch einige freundliche Redensarten zu beruhigen, aber er traute dem Schwindel offenbar nicht recht. Er trat nun in weißen Pumphoſen mit einem Foulard um den Kopf, einen Leuchter in der einen Hand, in der andern etwas Unheimliches, vielleicht eine Waffe zu Schutz und Trutz, mit dem Ausdruck des äußerſten Argwohns an mich heran.

„Ich kann nicht ſchlafen," erklärte ich ihm. „Der Herr, der mit mir das Zimmer theilt, ſchnarcht furchtbar."

Offenbar hielt er das für einen Vorwand, und ſein Mißtrauen wurde dadurch nicht beſeitigt. Er nahm einen kleinen Koffer, der in der nächſten Nähe ſeiner Thür ſtand, ſchleppte ihn in ſein Zimmer und ſchloß die Thür zweimal zu. Ich trat nun wieder in mein Zimmer zurück, und da ich gar nicht wußte, was ich anfangen ſollte, verſuchte ich Kolo zu tanzen. Aber meine Beharrlichkeit war doch geringer als die der ſerbiſchen Nationalkinder. Es langweilte mich, und mein Freund ſchnarchte weiter. Und wie! Ich nahm ein Kopfkiſſen, kehrte auf den Flur zurück, legte meine Reiſedecke an die Erde, lehnte das Kiſſen an den Koffer und verſuchte ſo zu ruhen.

Als ich mir gerade dies primitive Lager zurecht gemacht hatte, kam ein verſpäteter Gaſt. Er war ſehr luſtig und amüſirte ſich über mich und meine Hülfloſigkeit. Er ſprach leider nur ſerbiſch, und ich konnte ihm mein Leid nur ungefähr klar machen. Ich führte ihn im Schritte der antiken Tragödie an meine Zimmerthür, öffnete dieſelbe, machte eine beredte Handbewegung und zeigte auf den Schnarchenden. Der Herr lachte. Er mußte wohl verſtanden haben, daß es mir lieb wäre, wenn ich ein anderes Lager finden könnte, und mit einer Rückſichtsloſigkeit, bei der mir die Haare zu Berge ſtanden, zog er an einer großen Klingel, die ſich da befand, und ſchellte unbarmherzig. Ich fiel ihm in den Arm.

„Sie werden doch nicht das ganze Hotel alarmiren wollen!" rief ich ihm zu, obgleich ich wußte, daß er kein Wort davon verſtand. Aber er machte eine abwehrende Bewegung, als hätte dieſe kleine Störung nichts weiter zu bedeuten, verabſchiedete ſich und ging in ſein Zimmer. Ich kauerte noch immer vor der Thür, mit dem brennenden Lichte neben mir. Da kam der Hausknecht an, der durch den Höllenlärm der Sturmglocke natürlich geweckt war. Auch er erkannte meine Hülfloſigkeit; aber ich weiß nicht, er muß mich vollſtändig mißverſtanden haben. Er öffnete die Thür zu meinem Zimmer und ſchob mich ſanft hinein. Ich glaube, er

nahm an, daß ich vielleicht des süßen Weines voll sei und die Thür meines Zimmers nicht finden könne.

Inzwischen war mein Stubengenosse aber durch all' diese Vorgänge doch aus seinem festen Schlafe aufgeweckt. Ich schilderte ihm meine Leiden in der discretesten und artigsten Weise, und er amüsirte sich königlich darüber. Er bat mich, ihn rücksichtslos zu wecken, wenn er wieder anfangen sollte zu schnarchen. Wir wünschten uns abermals gute Nacht und löschten die Kerzen abermals. Da klopfte es leise an unsere Thür, und nun erschien des Wirthes rosiges Töchterlein, in säuberlicher Morgentoilette, mit einem Lichte. Sie theilte mir holdselig lächelnd mit, daß der Hausknecht sie geweckt habe, und sie fragte mich, ob ich unwohl sei. Ich klärte das Mißverständniß auf, und die theilnahmvolle junge Dame verabschiedete sich von uns mit dem Wunsche einer guten Nacht. Mein Stubengenosse erfüllte diesen Wunsch denn auch mit großer Bereitwilligkeit und Geschwindigkeit, aber um meine Nachtruhe war es nun einmal geschehen.

Die dritte Morgenstunde mochte hereingebrochen sein, und der lange Maitag dämmerte schon im Osten allmählich herauf. Mit großer Bedächtigkeit zog ich mich an, packte meine Siebensachen zusammen, schob einen großen Stuhl auf den Balcon und erwartete da in halbwachem Zustande, gewohnheitsmäßig meine Cigarette rauchend, das Erwachen der Stadt.

Schon bei den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne belebte sich die große Straße, in der unser Gasthof lag. Es war wohl Markttag. In primitiven Leiterwagen, zu Pferd, zu Esel und zu Fuß kamen in buntem, mannigfaltigem, unendlichem Zuge allerlei Leute mit allerhand Waaren an mir vorüber. Die Händler und Händlerinnen gehörten nach der Verschiedenheit des Schnitts und der Farben ihrer Trachten allen möglichen Völkern an. Außer den Serben sah ich Bulgaren mit ihren schwarzgestickten, braunen Jacken und weißen Mänteln, Montenegriner und Albanesen in ihrer reichgestickten, malerischen, hellen Kleidung, Türken und Juden im Kaftan, der bei den Juden fast immer mit Pelz verbrämt ist. All' diese Gestalten hatten ein merkwürdig charakteristisches, für unser nordisches Auge höchst fesselndes Aussehen, namentlich unter den Viehtreibern waren einige ganz herrliche Erscheinungen. Ich sehe ihn noch vor mir, den kaffeebraunen, alten Türken mit langem, weißem Vollbart, der ein Lamm als Cachenez um den Hals trug, so daß der weichwollene Bauch des Thieres sich gemächlich an seinen Hinterkopf lehnte, während er in seinen beiden Händen die Füße des ahnungslosen Geschöpfes hielt. Blöde und vergnügt blickte das Lamm um sich; es schien ihm in seiner bequemen Lage und bei der gleichmäßig schaukelnden Bewegung sehr wohl zu sein. Eine Stunde darauf wurde es geschlachtet.

III.

Von Niſch nach Saloniki.

Die Ueberſchreitung der türkiſchen Grenze. — Opfer der Sündenböcke. — Uesküb und Köprülü. — Ankunft in Saloniki. — Zu Gaſt bei Allatini.

Am frühen Morgen verließ unſer Zug die maleriſche und intereſſante Stadt, an die ich trotz der unruhigen Nacht eine freundliche Erinnerung bewahrt habe.

Der Weg von Niſch nach Saloniki führt uns durch eine wundervolle Landſchaft. Serbien iſt ein geſegnetes und ſchönes Land. Bald gleicht es einem blühenden Garten, bald hat es den wild romantiſchen Charakter des rauhen Hochgebirges mit ſchroffen Zerklüftungen und ſteinigen Engpäſſen; bald erfreut ſich unſer Blick an dem fruchtbaren, wohlbebauten Boden, bald ſtarrt uns die unergiebige Dürre mit grauem Geröll und mächtigen Blöcken, auf denen nie ein Halm gewachſen iſt, entgegen; an dieſer Stelle glaubt man mitten im lachenden Thüringen zu ſein, dann wieder erinnert die majeſtätiſche Schönheit der Gegend an die Berge des Salzkammerguts und Tirols; hier durchfahren wir eine friedliche, liebliche Flußlandſchaft mit anmuthigen Höhenzügen, die unwillkürlich an die Freundlichkeit unſeres Rheines gemahnt, bis wir, wenn wir uns der türkiſchen Grenze nähern, die mächtigen Berge mit ſchneebedeckten Gipfeln anfragen ſehen, die uns die Rieſen des Berner Oberlandes in's Gedächtniß zurückrufen. Von beſonders ſchöner Bildung iſt der Ljubotrn, gegen 10 000 Fuß hoch und mit ewigem Schnee bedeckt.

Mit großem Jubel wird unſer Zug an der türkiſchen Grenze empfangen. Die Locomotive hält noch auf ſerbiſchem Boden. Die türkiſche Regierung, die ſich lange hat bitten laſſen, um zur Anlage des Schienenſtrangs, der die ſerbiſchen Bahnen mit den türkiſchen verbindet, ihre Zuſtimmung zu geben, hat ausdrücklich gefordert, daß die ſerbiſche Locomotive und die ſerbiſchen Wagen nicht etwa in das türkiſche Gebiet hineinſauſen; denn das könnte ja ſo ausſehen wie eine feindliche Invaſion! Sie will auch den Schein einer ſolchen vermieden wiſſen, ſie will vor Aller Augen darthun, daß ſie freiwillig und aus eigenſter Machtvollkommenheit ihre Thore den Nachbarn geöffnet hat, und um das zu veranſchaulichen, hat ſie dem ſerbiſchen Zug einen türkiſchen entgegengeſchickt, der die vom Norden her kommenden Fremdlinge auf türkiſchem Gebiet gaſtfreundlich aufnehmen und nach dem türkiſchen Hafen von Saloniki geleiten wird. Die Reiſenden ſind deshalb genöthigt, mit Sack und Pack die Wagen zu verlaſſen und ihr Handgepäck über die türkiſche Grenze nach dem dort wartenden Zuge zu ſchleppen.

Es verſteht ſich, daß ſich das wichtige Ereigniß der Bahneröffnung

nicht ohne Feierlichkeit vollzieht. Die Leute aus der Nachbarschaft sind herbeigeströmt und begrüßen die Freunden mit lautem Zuruf. Die Ehrenwache der türkischen Soldaten, die da aufgestellt ist, präsentirt, die Musik spielt auf. Böllerschüsse werden nicht gelöst.

Der oberste Beamte des türkischen Eisenbahndepartements, Hayreddin Bey, und zwei Paschas, die Vertreter des Sultans, waren an die Grenze gekommen und mit den türkischen Herren auch die Häupter der bedeutendsten, an der neuen Bahn betheiligten Finanzhäuser aus Constantinopel. Während die Würdenträger und Geschäftsfreunde ihre Grüße austauschten, hatte ich die unerwartete Freude, meinen langjährigen Mitredacteur an „Nord und Süd", Julius Grosser, der augenblicklich als Vertreter der Kölnischen Zeitung in Constantinopel weilt, wiederzusehen. Er blieb während der folgenden Tage bis zur letzten Stunde meines Aufenthaltes in Constantinopel mein unermüdlich gefälliger, liebenswürdiger und sachkundiger Begleiter. Der türkische Eisenbahnmann war ein sehr fideler, jovialer und gemüthlicher Herr, der vorzüglich französisch sprach und uns nun aufforderte, die symbolische Vereinigung der beiden Schienenstränge zu vollziehen. Es wurde in die zuletzt gelegte Schiene der letzte Nagel eingeschlagen. Ich glaube, es war die junge und schöne Frau Vitali, die, nachdem die Arbeiter das Werk kunstgerecht vollendet hatten, die sinnbildlichen drei Schläge that. Die Sache ging beinahe unbemerkt vorüber und erschien mir in der Erinnerung an die großartigen Feierlichkeiten des „last spike", an die Eintreibung des letzten Nagels in den gewaltigen Schienenstrang der Northern Pacific, der ich fünf Jahre vorher am Fuße des Felsengebirges beigewohnt hatte, unsagbar kleinlich und farblos.

Aber das barbarische Schauspiel, das nun zur religiösen Weihe der weltlichen Thatsache hier veranstaltet wurde, fesselte wider Willen meine Aufmerksamkeit. Allah hat nämlich mit den heidnischen Göttern und dem Jahve der alten Hebräer noch einen gewissen Zusammenhang bewahrt. Auch Er hat Wohlgefallen an der „Speise Gottes mit süßem Geruch", wie Moses das Thieropfer nennt, und die Moslem haben noch heute die naive Auffassung, daß solche Gabe auf ihren Gott selbst einen angenehmen Eindruck mache, den Zorn des Höchsten abwende oder ihn geneigt stimme zur Erfüllung irdischer Bitten.

In einem kleinen Halbkreis stellten sich die türkischen Soldaten hart an der Grenze auf, neben ihnen die türkischen Würdenträger, die zur Feier herbeigekommen waren. Je zwei Soldaten hielten an den Hörnern vier schöne, starke, schwarze Widder, wie sie zu den Zeiten des seligen Homeros dem Poseidon geopfert zu werden pflegten. In die Mitte des Kreises trat nun der Geistliche, ein schwindsüchtig und schwächlich aussehender kleiner Mann mit einem gescheidten Gesichte, die Augen durch eine große Hornbrille mit dunklen Gläsern geschützt. Er streckte die beiden Hände von sich, die Handflächen nach oben, und die anderen Türken

thaten dasselbe. In einem monotonen Singsang sprach er das Gebet, in dem nach jedem zehnten Worte das einzige mir verständliche türkische Wort „Allah", in welchem die Endsilbe betont wird und einen gutturalen Beilaut hat, wiederkehrte. Was der brave Mann gebetet hat, habe ich natürlich nicht verstanden, und es waren darüber zwei ganz verschiedene Auffassungen verbreitet. Nach der einen hätte er recht wenig freundliche Sachen über die Fremden gesagt; nach der anderen, wahrscheinlicheren Lesart hätte er nur den Segen Allahs herabgefleht auf das neue Unternehmen, und zum höchsten Herrn gebetet, alles Unglück von der Bahn abzuwenden und es wegzuwaschen mit dem Blute der Sündenböcke, die geopfert werden sollten. Nach Schluß der kurzen Ansprache machte der Mann eine eigenthümliche Bewegung. Er fuhr mit den beiden Handflächen über das ganze Gesicht, als wolle er sich abtrocknen, und die anderen Rechtgläubigen machten dieselbe Bewegung. Darauf wurde der stärkste der Böcke von den Soldaten herangezerrt. Was nützte es dem armen Thier, daß seine starken Hörner mit schönem Zinnoberroth und mit goldenen Kringeln bemalt waren, und daß auch das mächtige Vließ mit Farbenklecksen gar lieblich betupft war! Man band ihm ein Tuch um das Maul, um es am Blöken zu verhindern. Einer der Soldaten nahm darauf ein langes, schmales Messer und durchschnitt dem armen Thier kunstgerecht und schnell den Hals. Ich merkte an der Anstrengung, mit der er den tödtlichen Schnitt führte, daß es ihm nicht leicht wurde, die dicke Wolle mit dem scharfen Messer zu durchdringen. Ein dicker Blutstrom rann aus der klaffenden Wunde auf den gelben Sand. Das Thier wurde bei Seite geschafft. Trotz des fest zugebundenen Mauls hörte man doch ein unheimliches Schnarchen und gurgelndes Röcheln. Dann kam der zweite an die Reihe. Aber ich hatte nun genug gesehen und wandte mich ab. Dem zweiten folgte der dritte. Den vierten Widder hatte ich leider nicht gesehen. Ich glaubte, die Sache wäre vorüber. Als ich wieder auf die Stelle blickte, stand der vierte Bock breitbeinig vor der Blutlache, sah diese sehr nachdenklich an und schnupperte daran herum. Als auch diesem wieder das Maul verbunden wurde, entfernte ich mich mit meinem Begleiter. Die übrigen Abendländer theilten unsern Geschmack, und es blieben nur noch die Türken zurück.

Während die türkische Infanterie — die in ihrer äußeren Erscheinung zwar etwas vernachlässigt aussah: nicht allzu sauber, mit verschiedenartiger, zum Theil recht mangelhafter Fußbekleidung, aber trotz alledem einen guten und tüchtigen Eindruck machte — das Gewehr präsentirte, und auch die Berittenen, die ebenfalls recht martialisch und leistungsfähig dreinschauten, in einer etwas eigenthümlichen Weise salutirten, die Militärkapelle aufspielte und das Jubelgeschrei der herbeigeströmten Menge ertönte, setzte sich unser Zug wieder in Bewegung.

Das Stück Türkei, das wir nun von der serbischen Grenze bis zum

Digitized by Google

Aegäischen Meer durchfahren, steht an Naturschönheit und Eigenartigkeit der Städtephysiognomien hinter dem schönen Serbien nicht zurück.

Froh empfind ich mich nun auf klassischem Boden begeistert,
Vor- und Mitwelt spricht lauter und reizender mir —

um der Wahrheit die Ehre zu geben: allerdings recht vernehmlich doch wohl nur die Mitwelt. Denn wenn wir auch wissen, daß wir jetzt das alte Macedonien durchsausen, so wird es uns doch schwer, uns zu vergegenwärtigen, daß hier vor zweiundzwanzig Jahrhunderten der junge Alexander den Bucephalus getummelt hat. Nichts gemahnt uns an die Größe der Vergangenheit. Die Ungröße der Gegenwart hingegen tritt uns überall in beredter, oft recht malerischer Gestalt entgegen. Wir machen hier schon im Fluge die Wahrnehmung, die sich später bei uns noch immer mehr und mehr befestigen wird, wie stark der Abstand ist zwischen der Wirkung, welche die Städte, so wie sie sich beim ersten Anblick unserem Auge darstellen, auf uns machen, und der katzenjämmerlichen Enttäuschung, die sich unser bemächtigt, wenn wir erst etwas genauer hineingeschaut haben. Die Städte der Türkei, die ich kennen gelernt habe, sind starke Blender. Mit einem merkwürdigen Feingefühle für malerische Schönheit sind sie in herrlichen Lagen aufgebaut, sie alle haben eine eigenthümlich heitere und schöne Farbigkeit; die runden Kuppeln und spitzen Minarehs verleihen ihnen die reizvollsten und interessantesten Profile.

So bieten auch die beiden Hauptstationen, die wir nun berühren, Ueskûb und Köprülü, unserm Auge das gefälligste Schauspiel dar. Namentlich Köprülü, das vom Wardar, in dessen Thal die Bahn bis Saloniki hinunterführt, durchschnitten wird, ist ein entzückendes Bild. Die Ufer des stattlichen Stromes steigen hier ziemlich steil auf, und zu beiden Seiten sind an den Berglehnen die Häuser wie Nester angebaut. Auch hier hat sich Alles, was Beine hat, auf dem Bahnhofe zu unserer Begrüßung zusammengefunden. Im oberen Stock des Stationsgebäudes sind alle Fenster von türkischen Frauen und Mädchen, die in doppelter und dreifacher Schicht übereinander liegen, dicht besetzt. Hier sehen wir diese züchtig Verschleierten zum ersten Mal in der Nähe. Unter ihnen sind einige sehr hübsche Mädchen, und gerade diese nehmen es mit der Verschleierung nicht allzu genau. Wenn sie auch mit ihrem bauschigen Gewande den Untertheil des Gesichtes verdecken, als ob sie an Zahnschmerzen litten, so haben sie doch gar nichts dagegen einzuwenden, wenn der Wind die neidische Umhüllung ein wenig lüftet und uns die Beruhigung giebt, daß da eigentlich gar nichts zu verbergen wäre. Sie nehmen es uns auch nicht weiter übel, daß wir sie etwas genauer ansehen, als man sonst junge Damen, die man nicht kennt, zu betrachten pflegt. Sie scheinen sogar offenbares Wohlgefallen daran zu haben, daß sie von den Fremden mit ganz besonderer Aufmerksamkeit gemustert werden, und lächeln uns freundlich zu. Und auch die gestrengen Herren Türken haben nichts dagegen; sie

wissen ja, wie ungefährlich wir sind, und wissen, daß wir ihrer Beunruhigung in wenigen Minuten, wahrscheinlich auf immer, entrückt sein werden. Als unser Zug langsam über die Stadt hinwegfährt, blicken wir in die verlassenen engen, krummen Gassen, in denen sich thatsächlich nicht eine lebende Seele sehen läßt; und wir haben die Empfindung, daß es gewiß angenehmer ist, sich Köprülü in seiner herrlichen Lage an den Berglehnen des Wardar von außen anzusehen, als da zu wohnen.

Die Bahnstrecke bietet noch einen Punkt von besonderer landschaftlicher Schönheit: das sogenannte „Eiserne Thor", das freilich weniger großartig ist, als sein Namensvetter an der Donau. Hier quetscht sich der Wardar schäumend und brausend zwischen mächtige hart aneinander gerückte Felsblöcke von braunröthlich grauer Färbung. Es dauert geraume Zeit, bis sich die Bahn aus der Stromenge zwischen den kahlen nackten Felsen herausarbeitet. Endlich tritt sie in die Ebene ein, die bis zum Aegäischen Meer und Saloniki hinabführt.

Die Ankunft in Saloniki machte auf uns Alle einen geradezu überwältigenden Eindruck. Schon eine halbe Meile vor der eigentlichen Station war die Bahnstrecke mit dichten Menschenhaufen auf beiden Seiten besetzt. Es war ein Geschrei, ein Schwenken mit Tüchern und ein Gestikuliren, wie ich es niemals erlebt habe. Und so ging es fort in brausendem Crescendo, bis unser Zug endlich am Bahnhof hielt, wo es sich zu einem geradezu ohrenzerreißenden Fortissimo steigerte. Ein Geschrei, ein Gedränge, das aller Beschreibung spottet! Man hat die Zahl der Schaulustigen, die sich auf dem Bahnhof und um den Bahnhof versammelt hatten, auf dreißig- bis vierzigtausend angegeben, und ich glaube nicht, daß diese Zahl übertrieben ist. Wenn man nun bedenkt, daß von diesen Dreißigtausend zum Mindesten Fünfundzwanzigtausend Juden waren, die aus Spanien kommen und im Orient ihre Heimat gefunden haben, so kann man sich aus der Multiplicirung dieser drei Lebhaftigkeiten vorstellen, was jene fünfundzwanzig- bis dreißigtausend Menschen in ihrer Begeisterung an Leistungen der Lunge und Kehle und an Beweglichkeit der Gliedmaßen zu vollführen vermochten.

Es war am Abend des Sabbath. In ihren schönen, sauberen, festlichen Gewändern, die zum Theil sehr reich waren, machten die kräftigen Gestalten mit ihren interessanten und schönen Gesichtern einen ganz herrlichen Eindruck. In dem undurchdringlichen Gewühl währte es geraume Zeit, bis die Fremden, denen hundert unerbetene Helfer beispringen wollten, aus dem chaotischen Durcheinander im Gepäckwagen ihre Habseligkeiten herausfinden und in den bereitstehenden Wagen durch die lebendige Mauer der Schaulustigen zu ihrer Herberge gebracht werden konnten. Das Dunkel war schon hereingebrochen, und die ersten Laternen wurden angezündet, als wir über das holprige Pflaster unter dem ewigen, entsetzlichen Schrei des Kutschers: „Guarda! Guarda!" in den engen Gassen von Saloniki die

Volksmenge durchbrochen hatten und vor dem Vorhofe eines ſtattlichen Palaſtes hielten.

Es iſt keineswegs gleichgültig, ob man ein Schauſpiel von einer dunklen Ecke eines vollgepfropften Stehparterres aus betrachtet, oder ob man es in aller Bequemlichkeit von einem guten Polſterſtuhl einer Loge aus ſich anſieht. Ich war durch meinen Freund aus Belgrad, den Director der Regie, an das Haus Allatini empfohlen worden und hatte von dieſem eine Einladung erhalten. Ich wußte zunächſt nicht, was das zu bedeuten hatte. Aber ich merkte es allerdings, ſobald ich den Fuß über die Schwelle des Hauſes geſetzt hatte. Die Allatini ſind die Fürſten von Saloniki. An Reichthum und Bedeutung dieſes großartigen, orientaliſchen Geſchäftshauſes kommt den Allatini nur noch ein Haus gleich: das Haus Modiano. Der Beſitz des Hauſes Modiano ſoll ſogar noch größer ſein, aber es erfreut ſich keineswegs der allgemeinen Beliebtheit und des hohen Anſehens der Allatini, die in allen gemeinnützigen Unternehmungen und in allen Werken der Wohlthätigkeit in vorderſter Reihe ſtehen. Durchſchlendert man das intereſſante Saloniki, ſieht man irgendwo ein palaſtartiges Wohngebäude, ein mächtiges Geſchäftshaus, große Waarenſpeicher und Magazine, und fragt man nach dem Beſitzer, ſo erhält man unweigerlich zur Antwort: „Allatini" oder „Modiano", „Modiano" oder „Allatini". Die Gaſtlichkeit, mit welcher die Familie Allatini und die verſchwägerte Familie Fernandez meine vom Glück ebenſo bevorzugten Reiſegefährten und mich aufgenommen haben, ſpottet jeder Beſchreibung.

Der Vorhof zu dem Palais, in dem ſich die Mitglieder der Familie zur Begrüßung ihrer Gäſte verſammelt hatten, war mit zahlreichen tragbaren Kandelabern, die in mächtigen Ständern auf allen Theilen des Hofes aufgepflanzt waren, und deren jeder ſechs Wachskerzen trug, taghell beleuchtet. Am Eingang empfing uns eine Schaar von Dienern, die uns unſer Handgepäck abnahmen und dann bei Seite traten, um unſerer weiteren Befehle zu harren. Es waren Albaneſen in ihrer merkwürdig kleidſamen Tracht, mit der Fuſtanella angethan, — jenem eigenartigen Schurz aus ſteifgeſtärkten, gefältelten weißen Linnen, der von der Hüfte bis zu den Knieen reicht und an das Röckchen einer Ballerina erinnert. Es waren auffallend ſchöne, ſchlank gewachſene, breitſchultrige Männer, und alle trugen in dem reichgeſtickten Ledergurt, der ihnen zugleich als Taſche diente, kunſtvoll gearbeitete Waffen: Piſtolen, Dolch, kurzes Schwert. Auf dieſen Waffenſchmuck ſchienen ſie beſonders ſtolz zu ſein; ſie geſtatteten uns die nähere Beſichtigung der damascirten Läufe, Klingen und Griffe mit ſichtlichem Vergnügen. Ueber dem Ueberkleide, das die Bruſt bedeckt, tragen ſie noch eine halb offene, mit reichſten Goldſtickereien verzierte Sammetjacke, von der an den Anſätzen der Schultern an Stelle der Aermel offene Gehänge, ebenfalls aus Sammet und mit reichſter Goldſtickerei ganz bedeckt, herabfallen. Die Gamaſchen, die gleichfalls reich geſtickt ſind,

gehen beinahe bis zum Knie hinauf. Die Kopfbekleidung bildet das allgemein übliche Fez.

Die jungen Herren Allatini und Fernandez, die zu meinem Bedauern die schöne, kleidsame Tracht ihrer Väter: den buntfarbigen Kaftan mit Fuchspelzbesatz, abgelegt und mit der langweiligen fränkischen Tracht vertauscht haben, führten uns über eine breite, mit auffallend schönen alten Teppichen belegte Treppe zu dem glänzend beleuchteten Festsaale im oberen Stock. Da erwarteten uns die Damen des Hauses, in der Mitte die würdige Matrone mit schneeweißem, glatt gescheiteltem Haar, einem vornehmen, edel geschnittenen Gesicht von ernstem und gütigem Ausdruck, in einer Haltung, für die ich kein bezeichnenderes Beiwort finde als: feierlich, einer Königin vergleichbar, umgeben von ihren anmuthigen Töchtern und Schwiegertöchtern. Sie Alle waren wegen eines Todesfalls, der kürzlich die Familie Allatini betroffen hatte, in tiefste Trauer gehüllt. Diese feierliche Begrüßung, die zugleich eine sehr herzliche war, war wahrhaft imposant.

Während wir noch die uns dargestreckten Hände zum Willkomm drückten, bot uns schon ein arnautischer Diener, der sich auch im Salon seines Waffenschmucks nicht entledigt hatte, auf einem silbernen Teller in krystallener Schaale eine klebrige Süßigkeit an. Mein Nachbar, der die Sitten des Orients besser kannte — es war unser Gesandter in Serbien, Graf Bray —, nahm einen Löffel voll in den Mund und spülte die auf der Zunge haftende, unglaublich süße Masse mit Wasser hinunter. Ich beobachtete ihn genau und machte es gerade wie er. Es schmeckte gar nicht schlecht. Es waren in Zucker eingekochte Früchte, deren ursprüngliches Wesen ich vor lauter Süßigkeit nicht mehr erkennen konnte. Unmittelbar darauf wurde uns der sehr wohlschmeckende türkische Kaffee mit Cigaretten gereicht. Auch mit diesem Kaffee wird, wie mit der Süßigkeit, der unkundige Laie nicht ohne Weiteres fertig; es gehört vielmehr eine gewisse Gewandtheit dazu, um ihn kunstgerecht mit Genuß zu schlürfen. Die kleine Schaale Kaffee war bald geleert, und nach wenigen Minuten wurden wir entlassen.

Wir waren vom frühen Morgen unterwegs gewesen, hatten viel Staub geschluckt, und bei uns Allen machte sich das Bedürfniß einer gründlichen Reinigung in herrischer Weise geltend. Unten erwarteten uns die Diener, die einen mit unserm Handgepäck, die anderen mit Laternen, und führten uns über die Straße in ein wenige Schritte von dem Allatini'schen Palais gelegenes, ebenfalls fürstlich eingerichtetes Haus, in dem die Zimmer für uns bereit waren. Und was waren das für Zimmer, und wie waren sie hergerichtet!

Die zahlreichen Gastzimmer waren für den Empfang des Besuchs aus dem Abendlande offenbar von Grund auf neu in Stand gesetzt. Hätten sie nicht den Eindruck der größten Behaglichkeit gemacht, so würde man

geglaubt haben, daß sie nie zuvor bewohnt gewesen seien. Die kostbaren Bezüge der Polstermöbel, die prachtvollen, orientalischen Stoffe der Vorhänge und Portièren, Alles das war funkelnagelneu; aber es wirkte in seiner feinen Farbenabtönung und in Verbindung mit den alten, herrlichen Teppichen, die den Boden bedeckten und auch als Wandschmuck angebracht waren, so vertraulich und gemüthlich, wie ein wohlbekannter, oft betretener Raum. Die liebevolle Aufmerksamkeit der Wirthe hatte Alles vorbedacht, was dem Gaste irgendwie angenehm sein konnte. Die Flacons auf dem Toilettentisch waren mit allen Wohlgerüchen Arabiens gefüllt, auf dem Tische standen eingemachte Früchte, Eiswasser, Wein, Zucker, Cigaretten in allen Formaten, auf dem Schreibtisch lagen Briefbogen und Umschläge in allen Größen, Federn, Bleistifte u. s. w. Ein wohlgeschulter, discreter Diener erfüllte vorahnend jeden Wunsch, den man irgend hegen konnte. Kurzum, wir fanden eine Gastlichkeit, wie sie großartiger und liebenswürdiger die kühnste Einbildungskraft nicht ersinnen konnte. Daß ich unter solchen Bedingungen die Menschen und Dinge in Saloniki unwillkürlich in einem rosigen Lichte betrachtet habe, wird man begreiflich finden.

IV.

In Saloniki.

Bei Colombo. — Die Damenkapelle. — Der Olymp, Ossa und Pelion. — Ein Blick auf die Stadt. — Die Gefangenen auf dem Blutthurm. — Der Triumphbogen.

Zu vorgerückter Abendstunde war im Hotel Colombo ein großes Festbankett angesetzt, dem die obersten türkischen Würdenträger mit dem Militärgouverneur der Provinz an der Spitze beiwohnen sollten. Ein albanesischer Diener, eine herkulische Gestalt, dessen schneeig weiße gefältelte Fustanella und goldgestickte Jacke immer wieder meine Blicke auf sich lenkten, schritt mit der Laterne in der Hand vor mir her und führte mich in's Hotel. Alle Allatini'schen Gäste wurden auf diese Weise von Fackelträgern nach dem Festlocale geleitet. Heute waren diese Albanesen wohl nur eine Ehrenescorte; denn die Straßen waren hell, aus allen Fenstern der dicht aneinander gerückten Häuser fluthete das Licht auf die Gassen, und zum Ueberfluß brannten auch noch die wenigen Laternen.

Der Festsaal im Hotel Colombo war sehr reich, wenn auch nicht sehr geschmackvoll geschmückt, und bei der großen Anzahl der Gäste, die unbedingt unterzubringen waren, mußten die Tischgenossen sehr dicht aneinander rücken. Nach dem ersten Gange wurde an's Glas geklopft, und ich hörte eine erste Rede, die allen meinen Erwartungen entsprach. Ich konnte mir die Fortsetzung denken. Und da ich schon in meinem Leben mancher Festlichkeit beigewohnt habe, da mir goldstarrende Uniformen, schwarze Fräcke und weiße Binden, Orden und breite seidene Bänder gerade kein ungewohnter Anblick sind, die Hitze aber unerträglich wurde und ich das be-

Digitized by Google

ruhigende Gefühl hatte, daß ich gewiß nicht vermißt werden würde, schlich ich mich, während der Redner von diesem neuen Siege der Humanität und Cultur sprach, unauffällig von dannen.

Im Garten des Hotels, in dem sich eine zahlreiche Gesellschaft der Bewohner von Saloniki zusammengefunden hatte, war es wundervoll frisch und balsamisch. Es war eine ganz herrliche Nacht. Es dauerte auch gar nicht lange, so folgten verschiedene andere gute Leute dem bösen Beispiel, das ich ihnen gegeben hatte. Wir setzten uns unter Gottes freiem Himmel an einem runden Tisch zusammen und tranken gutes Bier. Die Vorträge einer Damenkapelle störten uns nicht weiter. Ein Ortskundiger rühmte die Tugend dieser Mädchen, und wir glaubten ihm willig, als wir dieselben näher betrachtet hatten. Sie spielten und sangen verschiedene Stücke aus „Fatinitza", „Gasparone", „Lustige Krieg" u. s. w. und zwar mit der rührendsten Temperamentlosigkeit und Steifheit. Ich machte eine Wette, daß unter sechs der musicirenden jungen Mädchen wenigstens vier aus Preßnitz seien, und ich gewann sie großartig: alle sechs, die wir befragten, waren aus Preßnitz — aus jenem unheimlichen Städtchen, das die ganze Welt mit böhmischen Musikanten und Musikantinnen versorgt.

Gegen ein Uhr Morgens merkte ich doch allmählich, daß ich in der vergangenen Nacht in Nisch kein Auge geschlossen und einen aufregenden, anstrengenden, schönen vollen Tag hinter mir hatte. Würdig und schweigsam wie immer geleitete mich mein Albanese, den ich ganz vergessen hatte, der aber in dem Augenblick, als ich mich nach ihm umsah, wie aus einer Versenkung aufgestiegen vor mir erschien, durch die nun still und leer gewordenen krummen und engen Gassen nach Hause. Da übergab er mich wohlbehalten dem geschickten und ruhigen Manne, der mir eigens zur Dienstleistung beigegeben war, und dieser führte mich in mein hell erleuchtetes Schlafzimmer, in dem die Fenster noch weit offen standen, und in das die wundervolle Luft der frischen Nacht hereindrang. Er empfahl sich, nachdem ich ihn verabschiedet hatte, mit dem Wunsche einer guten Nacht, und dieser Wunsch wurde in großartigster Weise erfüllt. So müde ich war, ich blieb doch wohl noch eine Stunde an dem breiten Fenster sitzen, durch das vom Meere her die köstlichste Luft wehte. Ich dachte unwillkürlich an das Bild, das Heinrich von Kleist für eine frische balsamische Sommernacht in zweien seiner schönsten Dramen gebraucht:

Und weil die Nacht so wohlig mich umfing,
Mit blondem Haar, von Wohlgeruch ganz triefend,
Ach, wie den Bräutigam die Perserbraut . . .

Ja, es war eine unvergleichliche, würzige, blonde Nacht. Alles ringsum lag in mattem Mondeslichte wie in einen silbernen Schleier gehüllt, kaum erkennbar, lautlos vor mir. Von Zeit zu Zeit hörte ich jedoch ein merkwürdiges Geräusch: ein Aufklopfen auf das Pflaster, wie mit einer metallenen Keule. Ich hörte es in regelmäßigen Zwischenräumen wieder

und wieder und merkte nun, daß es der orientaliſche Nachtwächter war, der durch das Aufklopfen mit ſeinem metallbeſchlagenen Stocke ſchallend verkündete, wie gewiſſenhaft er ſeines Amtes walte. Bei uns iſt das Tuten und Pfeifen der Nachtwächter mit der Zeit abgeſchafft worden, weil man ſich wohl überzeugt haben mag, daß dieſe nächtlichen Ruheſtörungen von Amts wegen keinen anderen Zweck haben, als die Diebe zu benachrichtigen, daß Gefahr im Anzuge iſt, und den friedlichen Schläfer in unliebſamer Weiſe zu wecken. Im Orient aber klopfen die Wächter noch immer mit ihren Stöcken auf die Steine, und der weithin dröhnende Schall dieſes Aufklopfens hat mich namentlich in Conſtantinopel oft in meiner Ruhe geſtört. Aber alle Bemühungen des Wächters von Saloniki, mich wach zu erhalten, waren vergeblich. Ich ſchlief, ſobald ich die Kerze gelöſcht hatte, feſt ein und entſchädigte mich reichlich für alle Mühſeligkeiten und Qualen, die ich in Niſch hatte erdulden müſſen.

Als ich am andern Morgen erwachte, traute ich meinen Augen kaum. Von meinem Bett aus hatte ich den ſchönſten Anblick, den man haben konnte. Vor mir die breite tiefblaue Waſſerfläche des Aegäiſchen Meeres und im Hintergrunde in wunderbarſter Beleuchtung die herrlichen Berge Theſſaliens: der alte Olymp, und zu den Füßen des ehrwürdigen, ſeltſam ſchönen Berges in wunderlichen Umrißlinien Oſſa und Pelion; zwiſchen dieſen und dem Olymp ein dunkler Einſchnitt: das Thal Tempe. Wenn man den herrlichen Olymp von Saloniki aus ſieht, ſo begreift man, daß das vom regſten Schönheitsgefühl durchdrungene Volk der Griechen gerade dieſen als den Sitz der unſterblichen Götter auserkoren hat. Der arme Olymp hat unter der helleniſchen Götterdämmerung ſchwer zu leiden gehabt. Jetzt hauſt in den maleriſchen Schluchten das verworfenſte Geſindel der Welt. Die verwegenſten Räuberbanden haben da ihre Zuflucht gefunden, und allen Fremden, die das natürliche Verlangen hegen, ſich die verlaſſene Wohnſtätte der Olympier einmal in der Nähe zu beſehen, wird dringend von der Beſteigung des Berges abgerathen. Mit Würde trägt man das Unvermeidliche und ſeufzt:

„Da ihr noch die ſchöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geſchlechter noch geführet,
Schöne Weſen aus dem Fabelland!
Ach! da euer Wonnedienſt noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!“

Ja, ganz anders! Aber ſchön iſt es auch heute noch in Saloniki und wunderherrlich der Blick von der Stadt auf das Meer und die theſſaliſchen Berge, und vom Meer der Blick auf die großartige Stadt.

In einem mächtigen Dreieck ſteigt Saloniki vom Meere am Berge auf. Ein großer Theil der alten, gewaltigen, ausgezackten Stadtmauer, die die Stadt umſchließt, iſt noch erhalten. Im untern Theile der Stadt,

der von den Wellen des Aegäiſchen Meeres gebadet wird, iſt von dieſer Mauer freilich nicht mehr viel zu ſehen. Da iſt ſie zerfallen, vielleicht auch aus Handelszwecken zum großen Theil niedergelegt worden. Auf der mittleren und vollen Höhe des Berges aber iſt ſie noch in leidlichem Zuſtande. Sie führt hinauf zu der mächtigen Citadelle, die die ganze Stadt beherrſcht, und die mit ihren breiten, viereckigen, kannelirten Thürmen der Geſammtheit des Städtebildes eine ſehr ſchöne Krönung giebt. Die Citadelle bildet die oberſte Spitze des großen Dreiecks. In farbigem, reizvollem Durcheinander klimmen die hellen Häuſer in pittoresker Willkür zur Höhe hinan. Zwiſchen den in der Sonne funkelnden Bauten von Menſchenhand, aus denen die herrlich wirkenden, ſchmalen und hohen Thürme, die Minarehs, mit ihren Spitzen wie Pfeile aufſchießen, ragen ernſt und ſchön die tiefgrünen, faſt ſchwarz wirkenden, mächtigen Cypreſſen auf. Dieſes farbige Gewirr von hellen Baulichkeiten, die man freilich nicht in der Nähe betrachten ſoll, mit den kecken blendend weißen Strichen und den dunkelgrünen Tupfen — den Minarehs und den Cypreſſen —, über dem tiefblauen Meere und unter dem tiefblauen Himmel, hat für das Auge des Nordländers, das ſich in dem farbendürſtigen Grau der Heimat zur Genügſamkeit geſchult hat, etwas wahrhaft Berauſchendes.

Die Hafenſtraßen ſind ungemein belebt. Da ſind mächtige Speicher und Waarenſchuppen, Kaufhäuſer und Vergnügungsſtätten, Kaffeehäuſer und Singſpielhallen u. ſ. w. Da hat ſich auch ein neues vornehmes Stadtviertel gebildet. Am Meere haben inmitten ſchöner Parkanlagen die begütertſten Bewohner von Saloniki ihre Landhäuſer erbaut. Da weht dieſen bevorzugten Sterblichen, wenn es in der Stadt zu heiß und dunſtig wird — und in den heißen Monaten ſoll es, wenn der Wind vom Lande kommt, faſt unerträglich in der Stadt Saloniki ſein — das Meer Kühlung und Friſche zu. Da ſteht auch, weithin ſichtbar, der früher rothgeſtrichene, jetzt weißgetünchte, gewaltige, runde Gemeſer Thurm, von ſeiner früheren Farbe „Blutthurm" geheißen, der jetzt als Gefängniß dient. Ein ſchöner gelegenes Gefängniß mag es in der geſammten Welt nicht geben, und die dort Gefangenen führen, wenn der Schein nicht trügt, ein wahrhaft beneidenswerthes Daſein. Oben auf der Zinne des Thurmes, zwiſchen den Kannelirungen, ſaßen, hockten und ſtanden ſie da, von unten ganz deutlich erkenntlich, in jenen unwillkürlich maleriſchen Stellungen, die den Orientalen eigenthümlich ſind, die einen mit übergeſchlagenen Beinen, andere ſich an die Mauer lehnend, wieder andere den Kopf ſtützend — wie eine geſtellte Gruppe, unter dem herrlichſten Himmel, und ließen wohlgemuth ihre Blicke ſchweifen über das einzige Schauſpiel, das ſich ihnen darbietet: über die terraſſenförmig aufſteigende Hügelſtadt, über das blaue Meer und die theſſaliſchen Berge. Sie arbeiteten nicht und unterhielten ſich in größter Gemüthlichkeit. Ich ſetzte voraus, daß es nur leichte Verbrecher ſeien, die da eingeſperrt werden. Mein Begleiter aber belehrte mich, daß dort nur Mörder untergebracht würden.

Vielleicht verhält es sich aber auch mit diesen Gefangenen wie mit so vielen Dingen und Persönlichkeiten des Orients: man darf nicht zu genau hinsehen, wenn man den günstigen Eindruck, den der erste Anblick gewährt, nicht einbüßen will.

Die Hauptverkehrsader von Saloniki bildet ein Theil der weltgeschichtlichen Landstraße Via Egnatia, die vom Bosporus aus längs des Marmara- und Aegäischen Meeres zum Adriatischen und Jonischen führt, und die im Alterthum zur Zeit der macedonischen Eroberungsfeldzüge und der Perserkriege eine hochbedeutende Rolle gespielt hat. In Saloniki gemahnt heute nur noch ein Denkmal an die uralte Wichtigkeit dieses Weltwegs: der Triumphbogen des Constantin. Noch ist der Bogen erhalten, wenn auch der obere Theil schon bedenklich vom Zahne der Zeit angenagt ist. Zwischen den Ritzen der ziemlich groben und sorglos gefügten Ziegel wuchert das Unkraut. Die beiden mächtigen Pfeiler sind in der Höhe von etwa zwanzig Fuß mit Marmortafeln bekleidet, in vier ungefähr gleich hohen Gliederungen, die durch wulstartige Voluten von einander geschieden sind. Diese Marmorplatten stellen in Reliefarbeit einen Triumphzug dar. Sie sind aber so beschädigt und verstümmelt, daß über deren künstlerischen Werth oder Unwerth kaum noch ein Urtheil möglich ist. Jedenfalls gewähren sie dem Auge kein künstlerisches Behagen mehr. Man erkennt freilich noch einzelne Gestalten ganz deutlich: an den vorspringenden Ecken weibliche Gestalten, die wohl Kränze geworfen haben, Züge von Reitern, Pferde, Kameele, Elephanten, auch jubelndes Volk, wie es scheint; aber all diese Figuren sind jämmerlich zugerichtet.

Von sonstigen Denkmälern Salonikis will ich schweigen. Erwähnenswerth erscheint mir vor Allem, daß die verhältnißmäßig ungemein starke jüdische Gemeinde, von der ich noch sprechen werde, keine Synagoge besitzt, die durch besondere Pracht oder architektonische Bedeutung auffiele. Aus dem Alterthum ist gewiß noch mancherlei, wenn auch in argem Zustande, vorhanden, das der archäologischen Forschung vielleicht eine sehr dankbare Aufgabe stellen würde. Was die späteren Zeiten und unsere Tage Monumentales in Saloniki geschaffen haben, ist nicht sehr erheblich. Am auffälligsten sind die zahlreichen Moskeen, die zum großen Theil früher dem christlichen Gottesdienst geweiht waren und in der üblichen rücksichtslosen, ja rohen Weise für die Zwecke des Islam hergerichtet sind: Alles, was an die Kreuzform gemahnt, ist vernichtet, die Mosaik- und Wandmalereien sind übertüncht; pietätlos hat man im Innern gewirthschaftet und ohne irgendwelchen architektonischen Zusammenhang neben den Kuppelbauten die Minarehs wie steinerne Mäste aufgerichtet — dann die große Baulichkeit der sogenannten Karawanserei, die jetzt eine namentlich von den Bulgaren besuchte Herberge geworden ist, aber auch viele Verkaufsläden hat — ferner aus der neuesten Zeit die großen Niederlagen für Waaren an der Hafenstraße, die langweiligen officiellen Bauten: Kasernen und Regierungsgebäude, und

die zum Theil reizenden Villen in den herrlichen Parks und Gärten an den östlichen Ausläufern der neuen Vorstadt, die sich am Meere entlangzieht. Das wäre wohl Alles, und gewiß würde Einzelnes davon eine eingehende Schilderung rechtfertigen; aber es liegt mir, wie ich gar nicht scharf genug hervorheben kann, ganz außerordentlich fern, eine sachlich anspruchsvolle Schilderung der Denk- und Sehenswürdigkeiten schreiben zu wollen; ich will eben nur die Eindrücke wiederzugeben suchen, die ich bei meiner schnellen Fahrt durch den Orient gewonnen habe; und unter diesen Umständen, die es mir nicht gestatteten, ernsthaft zu prüfen und zu ergründen, ist es ganz begreiflich, daß das Persönliche stärker auf mich eingewirkt hat, als das Sachliche.

In meiner Erinnerung erscheint mir denn auch die merkwürdige, uralte Stadt, eine der ältesten Stätten der Kultur, eigentlich kaum als etwas Anderes, denn als ein sonderbarer, ganz eigenartiger und überaus reizvoller Rahmen für die Menschen, die ich in den verwinkelten Gassen, auf der breiteren Hauptstraße und auf den schönen Quais am Meere gesehen habe. Eine malerischere Staffage ist kaum denkbar. Ob Mann, ob Weib, ob Kind, Jüngling oder Greis, ob sie in reiche, prachtvolle Stoffe gehüllt oder jämmerlich zerlumpt sind — all' diese verschiedenartigen Erscheinungen fesseln unsern Blick und entzücken unser Auge, sei es durch ihre seltsame Schönheit, sei es durch die charakteristische Eigenart auch in ihrer Häßlichkeit und durch die natürliche und ungewollte Anmuth in ihren Bewegungen und in ihrer Haltung.

V.

Die Leute von Saloniki.

Die Juden (Sefardim oder Spaniolen). — Ihr Aeußeres, ihre Beschäftigung, ihre wirthschaftliche Lage. — Tracht der spanischen Männer und Weiber. — Der Großrabbiner. — Die Dönmeh. — Das Straßenleben.

Die Angaben über die Einwohnerzahl von Saloniki schwanken erheblich. Bei der Unvollkommenheit der türkischen Einrichtungen ist niemals eine genaue oder auch nur ungefähr genaue Volkszählung vorgenommen worden. Mitte der siebziger Jahre wurde die Zahl der Bevölkerung auf etwa 100,000 angenommen. Das war wahrscheinlich zu wenig. Jetzt schätzt man die Einwohner von Saloniki auf 130,000 bis 140,000 Seelen. Von diesen rechnet man nur etwa 20,000 auf die Türken und ungefähr ebensoviel auf die Bulgaren und die anderen Balkanvölker. Dazu kommen noch etwa 10,000 europäische Christen, und alle Anderen, also zwischen 80,000 bis 90,000, sind Juden. Die Juden sind hier also in einer alle andern Confessionen zusammengenommen überwiegenden Mehrheit. Soloniki ist wohl die ansehnlichste Judenstadt der Welt und jedenfalls die jüdische Hauptstadt des Ostens. Ein gelehrter Kenner des Orients wollte die Stadt deshalb auch Samaria genannt wissen.

Schon in frühen Zeiten bestand in Saloniki, dem alten Thessalonike, eine ansehnliche jüdische Gemeinde. Diese erhielt zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts durch die grausame Austreibung der Juden aus der Pyrenäenhalbinsel einen gewaltigen Zuwachs. Von den 300,000 Juden, die aus Spanien vertrieben wurden, wälzte sich ein großer Theil auf die europäische Türkei, wo sie die gastfreundlichste Aufnahme fanden, und das schön gelegene Saloniki bildete einen Knotenpunkt ihrer Ansiedlung im Osten. Die schon ansässige Judengemeinde ging allmählich in die Zuzügler aus dem Westen vollständig auf, nahm deren Sprache und Gebräuche an, und die jüdische Gemeinschaft in Saloniki ist seit Jahrhunderten eine einheitlich iberische. Die „Sefardim" (Sefard bedeutet soviel wie: Pyrenäische Halbinsel) oder Spaniolen, wie wir sagen, hatten in ihrer alten spanischen und portugiesischen Heimat hervorragende Stellungen eingenommen. J. M. Jost erzählt in seiner „Geschichte des Judenthums und seiner Secten", Leipzig 1859, daß diese Sefardim meist Abkömmlinge und sogar Häupter reicher und angesehener Familien waren, theils Kaufleute, welche Seehandel trieben, theils Staatsmänner von umfassenden Kentnissen und geschäftlicher Umsicht, theils Aerzte, theils Gelehrte von Ruf, welche an Hochschulen Lehrstühle bekleideten. Sie sprachen allesammt die spanische und die portugiesische Sprache, wie sie auf der Stufe der höheren Lebenskreise durchgebildet war, waren mit dem Schriftthum der Halbinsel vertraut und durften eine höhere gesellige Achtbarkeit und gewisse Vornehmheit in Anspruch nehmen. „Sie waren überaus betriebsam und hielten sich fern von Wucher und Trödel und jedem niedern Kram, so daß sie mit den unteren Volksklassen wenig in Berührung kamen. Ihre äußere Haltung war diesem Sinne gemäß, ihre bloße Erscheinung gab zu erkennen, daß sie nicht in Abgeschiedenheit erzogen waren."

Die Spaniolen in Saloniki haben bis auf den heutigen Tag sich die Eigenart ihrer Abkunft bewahrt. Sie sprechen und schreiben die Sprache ihrer Heimat, ein veraltetes, mit hebräischen Bestandtheilen versetztes Spanisch, das von den Spaniern unserer Tage ohne besondere Schwierigkeit verstanden wird. Ihr Aeußeres macht im Allgemeinen einen sehr guten Eindruck. Sie sind fleißig und arbeitsam und scheuen auch die schwersten körperlichen Anstrengungen nicht. Der Apostel Paulus schrieb einst an die Bewohner von Saloniki, an die Tessalonicher: „So Jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen." Die Spaniolen scheinen diese Mahnung an die christliche Gemeinde zu beherzigen, obwohl sie die Sache eigentlich gar nichts angeht. Sie sind die Lastträger, die Hafenarbeiter, die Kahnführer. Man findet unter ihnen Männer von herkulischer Körperkraft. Sie sind mit einem Wort die Handarbeiter und Handwerker, während die Griechen nur die leichteren Geschäfte betreiben, die Bulgaren hauptsächlich die Feldarbeiten besorgen, die Albanesen vorzugsweise als Galadiener den Reichthum des Hauses, in dem sie angestellt sind, repräsentiren und die

Türken auch hier, wie überall, so viel wie möglich faulenzen. Die Spaniolen gelten als absolut zuverläſſig, treu und redlich.

Zu großen Reichthümern haben es nur einige Wenige gebracht, die Großhändler und Bankiers Allatini und Modiano vor Allen. Auch die Zahl derer, die ſich eines relativen Wohlſtandes erfreuen, iſt eine ziemlich kleine; die Meiſten leben in großer Dürftigkeit. Daß die Juden in Saloniki trotz ihrer Verſtandeskräfte, die gewiß nicht geringer ſind als die ihrer Stammesgenoſſen in anderen Ländern, trotz ihrer körperlichen Ueberlegenheit, trotz ihrer unermüdlichen Thätigkeit und Tüchtigkeit, im Allgemeinen ein recht kümmerliches Leben friſten, wird verſchiedenen Umſtänden zugeſchrieben; vor Allem der türkiſchen Mißregierung, der bisherigen Abſperrung Salonikis von dem eigentlichen Weltverkehr, und dann auch dem überreichen Kinderſegen der jüdiſchen Ehen.

Aber wenn es ihnen auch nicht allzu gut ergeht, ſie machen doch im Gegenſatz zu den ſchläfrigen und immer gelangweilt ausſehenden Türken und zu den zurückhaltenden anderen Völkerſtämmen der Balkanhalbinſel einen recht vergnügten und luſtigen Eindruck. Mit einer Naivetät in der Zudringlichkeit und Neugier, die ſich gar nicht beſchreiben läßt, umdrängten ſie uns, folgten uns auf Schritt und Tritt, erboten ſich zu allerlei Liebesdienſten, die wir nicht begehrten, lachten vergnügt, wenn wir ſie von uns wieſen, und nahmen es auch nicht übel, wenn ein mit den Sitten des Landes vertrauterer Glaubensgenoſſe ihnen einen gehörigen Puff oder eine Ohrfeige gab. Solche körperlich fühlbaren Aeußerungen des Unwillens wurden ohne beſondere Erregung gegeben und ohne Erbitterung entgegengenommen. Am poſſirlichſten waren die jugendlichen Stiefelputzer, die uns ſtraßenlang verfolgten und, ſobald wir irgendwo unvorſichtigerweiſe den Schritt verlangſamten oder gar ſtehen blieben, mit ihren Brettchen vor uns niederknieten, um den immer vergeblichen und immer erneuerten Verſuch zu machen, die genügend blanken Stiefel doch noch zu putzen.

Die Männer ſind faſt durchweg ſtattliche Erſcheinungen, und namentlich unter den Kindern und den Greiſen findet man auffallend ſchöne Geſichter. Noch entzückender ſind die kleinen Mädchen mit ihren ſchwermüthigen, wundervollen Augen, die reizend und ſcheu unter langen Wimpern aufblicken, — mit tiefbraunen Augen und blauen Augen, blonde, goldige und ſchwarze Lockenköpfe. Die Mädchen heirathen ſehr früh und verblühen ſchnell. In den Jahren, in welchen ſich bei uns die Frauenſchönheit zur vollſten Blüthe entfaltet, ſind die Schönheiten unter den Jüdinnen in Saloniki ſehr ſpärlich. Aber ich habe doch einige auffallende Ausnahmen geſehen: junge Frauen mit herrlichen, ausdrucksvollen Augen, edelgeſchnittenen Naſen, friſchen Lippen und von jener zauberhaften, in der That nur dem Orient eigenen topasartigen mattgelben Hautfarbe, ohne die wir uns eine Schöne des Morgenlandes gar nicht vorſtellen können.

Im Gegenſatz zu meinem Freunde Ludwig Pietſch, mit dem ich den

unvergeßlichen Pfingsttag in Saloniki verbrachte, und dem ich in künstlerischen Fragen ganz unbedingt mich unterordne, muß ich doch gestehen, daß mir auch die Tracht der Weiber durchaus nicht mißfallen hat, und daß ich bei der Betrachtung der Jüdinnen von Saloniki nicht, wie Pietsch, den Mangel des europäischen Corsets schmerzlich empfunden habe. Die Frauen tragen unterhalb des Busens und über der Hüfte einen breiten Gurt, der den ziemlich engen Rock hält. Vom obern Theil des Körpers sind Rücken, Schulter und Busen nur durch das Hemd oder etwa noch ein helles Busentuch bedeckt, während der Hals und der obere Theil der Brust unverhüllt bleibt. Die Frauen wirken also etwa wie Gestalten aus der Zeit des Directoriums, wie die „Merveilleuses“ mit modernem herzförmigem Ausschnitt. Das Haupthaar ist völlig bedeckt durch einen gewöhnlich mit Stickereien, bisweilen auch mit Edelmetall verzierten Kopfschmuck von schreiend grüner Farbe, der sich dicht an die Kopfform anschließt und über den Rücken ähnlich wie ein großes Crapaud aus der Zopfzeit herabfällt. Ich will gern zugeben, daß diese Haarverhüllung die weibliche Schönheit nicht hebt, aber auch dieser viel verlästerte Kopfputz macht doch einen gewissen Eindruck, den ich nicht als unschön bezeichnen möchte.

Viel reicher ist die Tracht der Männer. Die Männer der ärmeren Schichten, Handwerker, Händler, tragen gewöhnlich die breite, farbige Pluderhose, die bis unterhalb des Knies reicht und von dem breiten farbigen Shawl, der um die Hüften geschlungen, gehalten wird, über dem Hemd die kurze Jacke, Alles in bunten Farben, und auf dem Kopf entweder das Fez oder ein mehr oder minder künstlich geschlungenes buntes Kopftuch. Bei den vornehmeren und begüterteren Spaniolen, die die Tracht ihrer Väter noch nicht abgelegt haben, fällt die Pluderhose weg. Sie tragen ein langes Kleid, das bis auf die Knöchel reicht und aus grellfarbigem, bisweilen gestreiftem Seidenstoff gefertigt ist. Man sieht diese Männerkleider in allen möglichen Farben, und zwar in sehr schönen Farben: in leuchtendem Goldgelb und weichem Himmelblau, auch in tiefem Scharlachroth. Auch dieses Kleid wird um die Hüfte von einem buntfarbigen breiten Shawl gegürtet. Ueber diesem Unterkleide tragen sie eine Jacke mit ziemlich breiten Aermeln, die nicht geschlossen ist, ebenfalls aus farbiger Seide, aber immer in einer andern Farbe, als das seidene Untergewand, und über dieser Kleidung den offenen Kaftan, ebenfalls in buntfarbiger Seide und mit Pelz besetzt. Dieser Ueberwurf wird auch von den Aermeren viel getragen, und an der Qualität des Pelzes erkennt der Kundige auf den ersten Blick den ungefähren Vermögensstand des Besitzers. Der Fuchs liefert den gewöhnlichen Besatz. Bei den Vornehmeren ist das turbanartige Kopftuch seltener. Sie tragen fast allesammt das Fez.

An der Spitze der jüdischen Gemeinde in Saloniki steht der Großrabbiner, der mit sehr weitgehenden Machtbefugnissen ausgestattet ist und

unter allen Bekennern des mosaischen Glaubens im Orient das höchste Ansehen genießt. In Constantinopel und neuerdings, soviel ich weiß, in Sofia giebt es zwar auch Großrabbiner, die ideell an Macht und Würden dem von Saloniki gleichgestellt sind, in Wahrheit nimmt jedoch der jüdische Papst von Saloniki den hervorragendsten Rang ein. Wenn er von Rechts wegen eigentlich nur auf religiösem Gebiete der oberste Leiter und Ordner sein soll, so übt er thatsächlich auch auf die weltlichen Angelegenheiten einen mächtigen und bestimmenden Einfluß. In kleinen und sogar in sehr großen Streitfällen, und nicht blos zwischen den Juden, sondern auch zwischen Juden und Andersgläubigen, wenden sich die Parteien lieber an die Weisheit und Gerechtigkeit des Großrabbiners, als an die türkischen Gerichte, die ihres Amtes sehr saumselig walten, an die klagenden Parteien sehr bedeutende Geldansprüche stellen und schließlich wegen der Gerechtigkeit ihres Urtheilspruchs noch stark angezweifelt werden. Die Entscheidung des hohen religiösen Schiedsmannes soll, wie man mir gesagt hat, unbedingt respectirt werden.

In Saloniki giebt es noch eine Secte, die aus den Spaniolen hervorgegangen ist. Die Anhänger werden Dönmeh, Mamini oder Dolmes genannt. Den Bemerkungen, die ich über diese eigenthümlichen Sectirer in den Mittheilungen aus dem Orient von Karl Braun, Julius Grosser u. s. w. gelesen habe, liegen die Angaben des gediegenen Kenners des Orients J. S. von Hahn zu Grunde. Demnach wäre die Secte im Jahre 1667 von dem gelehrten Rabbi Sabatai Sevi gestiftet worden. In der Geschichte des Judenthums von Jost wird der Stifter Schabbathai Zwi geschrieben und keineswegs als ein gelehrter Rabbi, sondern als ein halb verrückter Schwärmer und Fanatiker geschildert, der schon als kleiner Junge von acht Jahren Zeichen einer großen religiösen Ueberspanntheit gab, sich als kaum heranwachsender Jüngling für den Messias erklärte und 1659 in Saloniki als Messias einzog. Er war damals achtzehn Jahre alt. Er fand unter den Juden des Orients zahlreiche Anhänger. Im Herbst 1662 zählten die Anhänger Zwis über 75 000 Seelen. Die Bewegung, die Zwi angeregt hatte, erschien schließlich auch der türkischen Regierung bedrohlich. Zwi stellte sich dem Sultan Muhamed IV. und antwortete auf die Frage des Sultans, ob er der Messias sei, daß seine Anhänger ihn als solchen erkannt hätten. Darauf sprach der Sultan: „Ich will Dein Messiaswesen prüfen. Es sollen drei vergiftete Pfeile auf Dich abgeschossen werden; wenn sie Dich nicht tödten, halte auch ich Dich für den Messias." Da erbebte Zwi. Der Dolmetsch gab ihm den guten Rath, er möge erklären, daß er die Juden zum Islam bekehren wolle. Und um der Gefahr des Todes zu entgehen, befolgte Zwi die Weisungen des Dolmetsch. Er nahm einem Hofbedienten den Turban ab und setzte ihn sich auf. Damit war der Sultan zufrieden, beschenkte ihn und gab ihm eine angesehene Stellung am Hofe. Viele Anhänger des Zwi traten nun auch, von der Noth gedrängt,

zum Islam über; aber dieser Uebertritt war eben ein rein äußerlicher und erzwungener. Die Secte hat sich durch zwei Jahrhunderte behauptet. Sie hat auch in Deutschland vereinzelte Anhänger gezählt. In Saloniki hat sie bis auf den heutigen Tag eine gewisse Bedeutung beibehalten. Man beziffert die Zahl der Anhänger des Zwi noch immer auf 4000 Seelen. Aeußerlich bekennen sie sich zum Islam, sie besuchen von Zeit zu Zeit die Moskee, aber man glaubt, daß sie im Geheimen Juden geblieben sind. Natürlich wollen die Juden nichts von ihnen wissen und die Muhamedaner auch nicht. Die Secte selbst ist noch in zwei Gruppen getheilt, die sich gegenseitig ebenfalls feindlich gegenüberstehen. Die Dolmes heirathen nur unter sich und zwar innerhalb ihrer eigenen Gruppe. Infolgedessen ist die Race körperlich heruntergekommen. Die jetzt noch lebenden Anhänger des Zwi sollen sich indessen durch besondere Gelehrsamkeit und geistige Tüchtigkeit auszeichnen.

In Saloniki lernte ich auch die ersten türkischen Straßen kennen, mit ihren unansehulichen, langweiligen Häusern, deren Fenster ganz vergittert sind. Um das „Fensterln" ist es hier allerdings schlecht bestellt. Aber die Nachricht, daß auserlesene Fremde angekommen seien, hatte doch die vermummten Neugierigen an die kaum durchsichtigen Holzgitter herangelockt, und trotz aller erschwerenden Umstände schienen die verschmitzten Weiber, die hinter den Gittern gesticulirten und lachten, zu jedem Spaß aufgelegt zu sein.

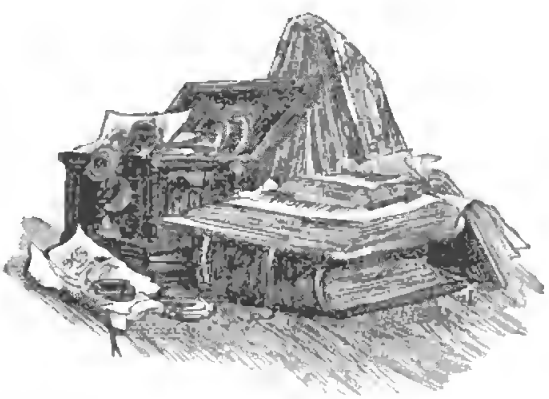
Wir waren von alledem, was wir in Saloniki sahen, von diesem Farbengeflimmer, diesen verwunderlich schönen Erscheinungen wie berauscht. Und dabei dieser herrliche Himmel und diese goldene Sonne, und dieses Leben und Treiben auf der Straße, von dem wir uns, auch wenn wir Süditalien gesehen, doch nichts träumen lassen! Alles geschieht bei offener Thür und auf der Straße. Da wird gebacken, gebraten, gekocht, gehämmert und geschmiedet. Werkstatt, Laden und Schaufenster, Alles ist vereinigt. Alles ist entweder auf der Straße unter freiem Himmel oder wenigstens bei offener Thür. Und dabei dies Geschrei, dies Ausbieten der Waare! Es ist ein einziges Schauspiel. Alle unsere Nerven werden angespannt, und die Geruchsnerven gewiß nicht am wenigsten. Ich kannte den merkwürdigen, süßen, widerwärtigen und doch balsamischen Geruch, der in den engen Straßen Salonikis aus den Häusern drang. Ganz ähnlich so roch es im Chinesenviertel von San Francisco, wenn auch da der Mohngeruch des Opiums stärker war. Hier war es ein merkwürdiger Mischmasch von peruanischem Balsam und Faulbaumblüthe, Excercierplatz und überfülltem Omnibus im Sommer und besonders von Hammelfett. Aber Alles das waren nur leise Vorgerüche; der richtige Orient sollte mir erst in den engen Straßen von Constantinopel entgegenduften.

Durch den Umstand, daß Saloniki bisher von dem eigentlichen Weltverkehr so gut wie abgeschieden war, erklärt es sich, daß sich diese eigenthümliche Stadt den orientalischen Charakter viel reiner, vollkommener und

Digitized by Google

echter erhalten hat, als die anderen uns ohne besondere Mühe erreichbaren Städte des Ostens. Selbst die alte Türkenstadt in Constantinopel, Stambul, wirkt viel europäischer als Saloniki; denn auch in Stambul sieht man mehr schwarze Röcke als orientalische Trachten. In Saloniki aber gehört der schwarze Rock noch zu den seltenen Ausnahmen. Die schöne Eigenart, die Saloniki bis zur Stunde sich noch bewahrt hat, wird freilich dem heftigen Ansturm vom Westen und Norden her nicht allzu lange mehr trotzen können. Unsere europäische Cultur besitzt ja leider eine widerwärtige Kraft des Uniformirens. Der neue Schienenweg, der Saloniki in unmittelbaren Zusammenhang mit den Hinterländern bringt, und der die so überaus interessante und sehenswerthe Stadt zu einem leicht erreichbaren Reiseziel für Touristen macht, wird in wirthschaftlicher Beziehung unzweifelhaft dem wichtigen Hafenplatze des Orients die größten Vortheile bringen. Aber dieser Nutzen wird nicht erreicht werden können, ohne dem besondern Gepräge der Stadt erheblich zu schaden. Ein serbisches Sprüchwort sagt: „Von Belgrad bis Saloniki braucht man hundert Brode.“ Jetzt würde ein genügsamer Mensch allenfalls mit zwei belegten Butterbroden durchkommen.

(Ein zweiter Aufsatz „Aus dem Orient“ folgt im nächsten Hefte.)



Metamorphoſen des Chriſtenthums bei den Negern.

Von

Max Buchner.

— München. —

Den Jeſuiten-Miſſionaren in China iſt häufig vorgeworfen worden, daß ſie, allzuſehr den Rückſichten der Zweckmäßigkeit gehorchend mehr einen chriſtlich übertünchten Buddismus als ein wirkliches Chriſtenthum gepredigt hätten. Eine gewiſſe Verquickung der neuen mit alten Formen wird aber ſchließlich jeder Religion, die Propaganda machte, nachzuweiſen ſein. Mitten in der unter allen menſchlichen Raſſen herrſchenden Gleichförmigkeit der Ideenkreiſe wird es ſich auch bei ſämmtlichen Maſſenbekehrungen weſentlich niemals um Neuanpflanzung, ſondern immer nur um Pfropfung gehandelt haben.

Daß aus derartigen Vorgängen neben gelungenen Geſtalten auch Mißgeburten entſtehen, iſt begreiflich. Wo aber wären ſolche Zerrbilder häufiger anzutreffen, als auf dem klaſſiſchen Boden der Carrikatur des Europäerthums überhaupt, im luſtigen Lande der Neger!

Gegen Ende des Jahres 1881 verweilte ich einige Wochen an der Kongo-Mündung und hatte dort folgendes Erlebniß.

Schräg gegenüber dem Hauptplatz Banana, am ſüdlichen Rande des Mündungs-Deltas, verborgen hinter einem Labyrinth von Mangrove-Inſeln und Mangrove-Canälen, liegt San Antonio, zwar eigentlich blos ein gewöhnliches Negerdorf des Häuptlings Kukulu oder Bemba Maſutu oder Bemba Nſutu oder Bemba Suti (dieſe unpraktiſchen Menſchen führen oft mehrere Namen zugleich und ſprechen ſie jeden Tag anders aus), welches aber doch eine gewiſſe Bedeutung beanſpruchte, ſowohl deshalb, weil die Oertlichkeit vor etwa hundert Jahren der Sitz einer italieniſchen Kapuziner-Miſſion geweſen war, als auch darum, weil dieſelbe im Begriffe ſtand,

Digitized by Google

abermals einer Mission und zwar einer französischen theilhaftig zu werden. Die große Zukunft, die dem Kongo-Fluß, Dank dem Stanley-Unternehmen des Königs der Belgier zu erstehen schien, machte sich auch auf religiösem Gebiete bemerkbar.

Doch wie die Interessen der civilisirten Menschheit naturgemäß immer zusammen marschiren, so wollte San Antonio im Bewußtsein der wiedergewonnenen Wichtigkeit auch einer eigenen Handelsstation nicht entbehren, und Kukulu, der Häuptling, hatte schon mehrmals Botschaften an die holländische Firma in Banana abgehen lassen, um die Errichtung einer Zweig-Faktorei bei ihm zu betreiben. Die Angelegenheit war eben spruchreif geworden, die holländischen Herren hatten beschlossen San Antonio ernsthaft in Betracht zu ziehen und zur Untersuchung der näheren Verhältnisse einen Beamten hinüberzuschicken.

Der Mussorongo-Stamm, dem San Antonio gehörte, stand nicht im besten Ruf. Gar manches Händlerfahrzeug, das in diesen Gewässern, vom Wind verlassen und bedrängt vom Ebbestrom, vor Anker liegen mußte, war von ihm geplündert worden, und die Mussorongo galten lange als gefährliche Piraten. Mit der Zeit und mit der Zunahme des Verkehrs schienen sie aber doch allmählich zahmer und gesitteter zu werden.

Da ich selber gerade nichts zu thun hatte, als eine sicherlich noch acht Tage ausbleibende andere Reise-Gelegenheit abzuwarten, so nahm ich dankbar den Vorschlag an jenen Ausflug mitzumachen, und zwar um so lieber, als der betreffende Beamte ein deutscher Landsmann aus Köln war.

In einem geräumigen Segelboot, dem eine Jolle angehängt wurde, fuhren wir, reichlich versehen mit Proviant und Geschenken, über das seeartige Mündungsbecken des berühmten Stromes, bogen dann ein in die Mangrove-Zone der südlichen Ufer, durchkreuzten breite und schmale, von dem eigenartigen matten Grün der Mangrove-Wälder eingefaßte Wasserflächen, bis wir mit dem größeren Fahrzeug stecken blieben. Dann bestiegen wir die Jolle und ließen uns noch eine Stunde lang von unseren Kru-Jungen weiter in das Inseldickicht hineinrudern. Als Führer oder Lootse diente hierbei ein Neger mit weißen Haaren, der in San Antonio zu Hause war und uns abgeholt hatte.

Dieser würdige Mann, welcher behauptete, ein Minister des Kukulu zu sein, trug eine merkwürdige Frömmigkeit zur Schau, die vielleicht darauf berechnet war, uns für ihn einzunehmen. Beständig hielt er mit der Rechten ein Kruzifix umklammert, versteckte es in seinem Busen, zog es hervor, küßte es und bemurmelte es mit Gebeten. Als auf der Ueberfahrt einige Wellen etwas höher hüpften, streckte er dasselbe voll Ueberzeugung beschwörend und segnend ihnen entgegen. Dieses überchristliche Gebahren war um so sonderbarer, da die Mussorongo als längst wieder in das Heidenthum zurückgefallen galten. Der Mann gehörte einer Generation an, die sicher ohne Missionare aufgewachsen war.

In einem schmalen Mangrove-Laubgang, den ein süßes Wässerchen geschaffen, blieb nun schließlich auch die Jolle stecken. Wir rufen in den Uferwald hinein, vom festen Lande her antworten Stimmen, dann das Knacken abgebrochener Aeste und das Rauschen vieler Tritte, die den weichen Schlick durchwühlen. Einige zwanzig bizarr gelockte schwarze Jünglinge erscheinen, nehmen uns und unsere Habe auf die Schultern und tragen uns auf's Trockene. Wir hatten nur noch eine kurze Strecke zu marschiren und waren dann am Ziele.

Das Dorf des Kukulu liegt verborgen hinter Buschwerk auf einem flachen Hügel, den Baobab- und Eriodendron-Bäume schmücken. Unterhalb, auf einer sandigen Plattform, ist der Palaverplatz. Im Schatten eines Ficus-Riesen war zu unserem Empfange ein sauber weiß gedeckter europäischer Tisch nebst drei geflochtenen Madeira-Stühlen hergerichtet. Man bittet uns, zu warten. Daß wir in's Dorf hinaufkämen, schien nicht gewünscht zu sein. Wir setzten uns, zündeten Cigarren an und ließen die Geschenke auspacken.

Es dauerte geraume Zeit, bis etwas Weiteres sich regte. Die Mussorongo hatten uns mit unserer Dienerschaft allein gelassen, und nur der alte übermäßig fromme Lootse, der etwas Portugiesisch radebrechen konnte und als Dolmetsch dienen sollte, war bei uns geblieben. Wir rauchten und fühlten uns behaglich.

Hinter dem Buschwerk erhebt sich plötzlich ein Geheul und das Gebimmel einer größeren und vieler kleinerer Glocken. Der Zug des Häuptlings setzt sich eben in Bewegung. Das Geheul und das Gebimmel kommen näher. Jetzt bricht ein Schwarm von sechszig, wild geschmückten Kriegern, Steinschloßmusketen schwingend, aus dem Buschwerk und umringt uns tanzend. Roth und gelb bemalte Fratzen, flatternde Federkronen, weiße blitzende Zähne. Endlich beendigen sie das wohlgelungene Schauspiel und gruppiren sich um den Tisch, an dem wir sitzen, mit blasirter Miene ruhig weiter rauchend. Auch Weiber, Knaben, Kinder und andere friedliche Gestalten haben sich eingefunden, es mögen etwa hundert Menschen da sein.

Ein weiter Kreis wird frei gemacht, und ein Trägerpaar mit einer dicht verhüllten Hängematte auf den Schultern wankt in die Mitte. Ueber dem Tragebaum, einem wohl fünf Meter langen Palmblattstengel, ist aus mehreren bunten Decken und zwei Leopardenfellen eine spitze Dachung hergestellt. Im Innern dieses mysteriösen Tabernakels ruht annoch unsichtbar die geheiligte Person des Kukulu.

Die siebzig oder achtzig Schritte aus dem Dorfe bis hierher zu Fuß zurückzulegen, wäre würdelos gewesen, und die schwere Hülle, die einem Europäer alle Schrecken des Erstickungstodes zugezogen hätte, war unumgänglich nöthig, die Bedeutsamkeit des Inhalts auszudrücken.

Andächtig schweigt die Volksschaar. Ein ministerartiges Wesen naht sich der Verhüllung, lüpft sie sachte und redet mit gewichtiger Miene einige Worte in ihr Inneres, in dem es sich unheimlich zu bewegen anfängt.

Zwei strampelnde Beine, mager, nackt und bräunlich, suchen einen Ausweg und die feste Erde. Die zwei Beine werden immer länger. Endlich fassen sie den Boden, und langsam rutscht ein Oberkörper nach. Es ist höchste Zeit! Ein kurzes Schütteln bringt die stark verschobenen Kleider wieder in die rechte Ordnung. Schließlich löst sich auch noch ein ergrautes Negerantlitz aus der schwanken Hängematte, ein schwerer Säbel senkt sich rasselnd nieder, und vor uns steht ein Admiral. Zwar unbehost und baarfuß und um die Mitte blos mit einem Hüftentuch bekleidet steht er da, am Oberkörper aber prangt ein schöner goldbestickter Frack, mit goldenen Epauletten. Stolz und ernsthaft stülpt der Admiral sich einen reichverbrämten Federhut auf's Haupt, wozu er beide Hände nöthig hat. Das ist der Kukulu. Geschrei und doppelt kräftiges Gebimmel begrüßen diese Pracht. Wir bleiben sitzen und rauchen ruhig weiter, Denn nirgends gilt der Grundsatz, daß in der Freundlichkeit jede Uebereilung zu vermeiden ist, mehr als diesen Negerpotentaten gegenüber!

Wohl mehrere Secunden bleibt die Scene unverändert. Es scheint ein Ceremoniell geplant zu sein und nicht recht zu klappen. Einige Vertraute flüstern, einige Jungen rennen hin und her und durchbrechen grob die Volksschaar. Der Kukulu bleibt stehen, ohne eine Miene zu verziehen, und rührt sich nicht.

Endlich scheint die spannende Erwartung sich zu lösen. Ein altmodischer europäischer Koffer wird gebracht und mit einem großen stark verrosteten Schlüssel nicht ohne einige Schwierigkeit geöffnet. Er birgt ein meterlanges Kreuz aus getriebenem Silber, das früher einmal als die Stangenspitze einer Kirchenfahne seinen Dienst geleistet haben mochte. Kukulu nimmt dasselbe in die beiden Hände, stellt sich fest auf seine Füße, küßt es, hebt es über seinem Haupt empor und macht dann einen Strich quer durch die Luft. Er spendet einen regelrechten Segen, wie katholische Priester ihn zu spenden pflegen. Das versammelte Volk fällt schweigend auf die Knie, schlägt sich mit den Fingern auf die Brust, und einige Jungen, die sich als Ministranten benehmen, schwingen Kirchenklingeln in den Händen; auch die Glocke tönt mit kräftigem Schall dazwischen.

Mein Freund und Landsmann ist ein Katholik wie ich. Staunend blicken wir auf das Gebahren dieser Neger, das uns Erinnerungen aus der Schulzeit weckt. Doch unser Staunen soll noch höher steigen. Der Kukulu macht noch immer keine Miene, sich uns zuzuwenden, und bleibt noch immer stehen. Wir haben ihn noch nicht einmal begrüßt.

Unser Dolmetsch bittet, Schnaps zu geben. Zugleich wird ein zweiter, kleinerer Koffer aufgeschlossen und ein sorgfältig eingewickelter Kelch von billigem böhmischen Goldglas daraus hervorgezogen. Wir lassen einen Korbkrug überreichen. Der Dolmetsch bittet auch noch um unseren Korkzieher, stellt den Kelch dann vor sich auf die bloße Erde und füllt ihn bis zum Rande mit dem hassenswerthen Stoff. Demüthig knieend kredenzt er ihn dem Häuptling.

Der Kukulu verdreht die Augen himmelwärts, neigt sein Haupt und spricht geheimnißvolle Worte in den Kelch hinein, segnet ihn mit seiner Rechten, indem er feierlich drei Kreuze schlägt, und hebt ihn hoch empor. Das versammelte Volk fällt wieder auf die Knie, um wieder mit den Fingern auf die Brust zu schlagen, und abermals ertönen die große Glocke und die Ministrantenklingeln. Es ist offenbar die Ceremonie der Wandlung in der Messe, die hier mit dem Schnaps vor sich geht. Der Kukulu führt den Kelch an seine Lippen und leert ihn lange schlürfend, ohne abzusetzen.

Erst jetzt, nach allem diesem Hokuspokus, fühlte Kukulu es passend, sich um uns zu kümmern, uns steif die Hand zu reichen, die wir mit derselben Steifheit schütteln, und auf dem dritten der Madeirastühle Platz zu nehmen. Das Gefolge packt die heiligen Geräthe ein und beginnt alsbald um den angebrochenen Schnapskrug sich zu zanken. Wir selber fangen die Verhandlung um die angestrebte Faktorei an, die einen günstigen Verlauf nimmt.

Was war das nun für eine schauerliche Posse? Diese letzten carrikirten Ueberreste eines Christenthums, das vor mehr als hundert Jahren hier gewaltet hatte, sollten zweifellos uns imponiren, sollten uns beweisen, daß man mit dem Rituell der Europäer immer noch vertraut sei, und uns Sympathie erwecken, wohl auch einen zauberhaften Einfluß auf uns üben. Welche höhnische Entwürdigung sie trieben, fühlten diese Mussorongo nicht. Das rein Aeußerliche hatten sie erfaßt und festgehalten. In ihrer Wesenheit waren sie der alten Schurkerei anheimgefallen. Wie die gebrauchten kirchlichen Geräthe nach dem Abzug der Besitzer in ihren Händen bleiben konnten, ließ sich nicht enträthseln. Vielleicht waren sie die Beute eines Raubes.

Die Neger sind so ungeheuer praktisch angelegt, daß sie vom Christenthum blos Gewinne materieller Art erwarten. Sie sehen den Weißen reich und mächtig und glauben, daß er seinen Vorzug gewissen Fetischen verdankt, gleichwie ja auch sie selber aller möglichen schwarzkünstlerischen Kniffe sich befleißigen, um das Glück zu bannen. Gottesdienstliche Verrichtungen werden dann bei ihrer sonstigen Unbegreiflichkeit immer nur in solchem Sinne aufgefaßt und nachgeahmt.

Blickt man sich weiter um, so stößt man allerwärts auf ähnliche Erscheinungen, die in gleicher Art zu deuten sind.

Ehe ich im Juli 1879 von Malange in Angola aus meine Reise in das Innere antrat, ließ mein Diener Manoel sich von dem dortigen Pfarrer taufen, blos weil man ihm gesagt hatte, daß die Taufe ein gutes Zaubermittel gegen alle möglichen Gefahren sei. Dabei blieb er aber immer noch der alte Heide. Etwa dreißig Jahre vorher hatte ein abtrünniger katholischer Priester in derselben Gegend unter den freien, nicht der portugisischen Herrschaft unterworfenen Völkerschaften mit der Taufe und den anderen Sacramenten einen förmlichen Handel getrieben. Diese Fetische der Weißen waren allenthalben stark begehrt.

Selbst Muatianwo, der Lunda-König, wünschte von mir getauft zu

werden. Was für eine rührende Geschichte für gar manche zarte Seele hätte sich aus diesem rein frivolen Wunsche machen lassen! Ich weigerte mich aber schon aus dem einen Grunde, weil ich das gefährliche Selbstbewußtsein des nach meiner Habe gierigen Despoten nicht noch steigern wollte. Muatiamvo schien sich damals überhaupt eifrig für das Christenthum zu interessiren, aber nur aus völlig irdischen Motiven. So brachte er mir einmal zur Begutachtung einen in schrecklich schlechtem Portugiesisch abgefaßten Brief an den Gouverneur von Angola, welcher aus der Feder eines portugiesischen Handelsnegers stammte, und in dem er bat, man möchte gegen den Erlös einiger Elephantenzähne, die er hierzu schicke, für ihn eine Messe stiften. Dem lag eine Gaunerei zu Grunde, die mit ihm getrieben werden sollte.

Die Religion des Negers ist meistens weiter nichts als eine systemlose Gespensterfurcht. Zur Abwehr all der bösen Schicksalsmächte, die das Dasein ihm verbittern, sucht er durch Amulette, Medicinen, Fetische oder wie man sonst noch sagen will, seinen Leib zu wappnen, und täglich werden neue Mittel solcher Art erfunden. Unter die vielen Kobolde, welche Wald und Flur für ihn beleben, sind in portugiesischen Gebieten schließlich auch die „Santos", die katholischen Heiligen, gerathen, und als specifische Vorkehrungen gegen diese importirte Art unheimlicher Gewalten gelten Crucifixe, um die Brust gehängt, die sonderbarer Weise gleichfalls „Santos" genannt werden. Auf solche Crucifixe stößt man nicht gar selten weit im Innern, ohne daß die betreffenden Personen deshalb Christen wären.

Als bei Muatiamvo einmal eine größere Zaubermedicin bereitet wurde, was ziemlich oft geschah, kam in mein Lager ein vertrauter königlicher Bote gelaufen, mich um ein Crucifix zu bitten, weil ein solches eben dringend nöthig sei. Da ich nun selber keines besaß, beauftragte ich einen Diener, unter den Trägern Umschau zu halten, und wirklich fand sich ein Crucifixinhaber. Ich fragte denselben, ob er seinen „Santo" für ein paar Ellen Zeug an mich verkaufen wolle, ermahnte ihn aber, sich ja nicht meinethalben davon zu trennen, falls er glaube, daß ihm daraus Schaden erwachse. Der Schachergeist überwand die Skrupel, die ihn anfangs zögern ließen. Doch gaben seine Freunde ihm sogleich ein Mittel ein, etwaige üble Einflüsse, die aus der Veräußerung entstehen konnten, abzuwenden. Er brauchte da nur mit einem Theil des gewonnenen Preises etwas Wachs zu kaufen und zu einem Stück zusammen zu schmelzen, indem er dabei gelobte, dieses Stück Wachs aufzubewahren und in Malansche dafür einen neuen Santo zu kaufen. Bis dahin diente das Wachs als ebenso wirksamer Stellvertreter. Die Pfiffigkeit der Neger weiß sich stets zu helfen.

Auch christliche Legendenbildungen, abscheulich negerhaft verzerrt, sind hier und dort zu treffen. So darf sich eines recht charakteristischen Mirakels das Städtchen Muschima am Koansa-Flusse rühmen. Glänzend

weiß erhebt sich dort vom dunklen Hintergrunde waldiger Berge eine mächtig große steinerne Kirche, neben der sich das Gewimmel grauer Negerhütten gar komisch winzig ausnimmt. Dieselbe birgt ein wunderthätiges Madonnenbild, nach welchem unfruchtbare Negerinnen zu wallfahrten pflegen. Zuweilen kommen hierher ganze Processionen auf Kanus malerisch den Fluß herabgeschwommen. Als einmal bei einer derartigen Gelegenheit auch der gleichfalls wunderthätige heilige Joseph von Massangano mitgebracht wurde und nur eine einzige Nacht in der Kirche eingeschlossen blieb, entstand alsbald auf mysteriöse Weise ein neuer kleinerer heiliger Joseph, der seitdem in Dondo, der weiter oberhalb gelegenen Distriktsstadt, die Kapelle schmückt. Dieses merkwürdige Ereigniß konnte natürlich nicht verfehlen, den Glauben an die Kräfte von Muschima merklich zu erhöhen.

Das hier Vorgebrachte möchte für die katholische, heut zu Tage meist französische Mission fast entmuthigend erscheinen. Man denke aber nicht, daß die protestantischen, also zunächst die englischen Missionare bessere Erfolge aufzuweisen hätten. Im Gegentheil. Die katholischen Bestrebungen haben immer noch den großen Vorzug, durch den rituellen Apparat zu blenden, und außerdem sind ihre Träger zweifellos geschickter, höher begabt und liebenswürdiger als ihre englischen Rivalen, die durch Verachtung aller Form bis zur völligen Geschmacklosigkeit häufig gleich vom ersten Augenblick absurd und lächerlich erscheinen. Denn gerade diese Neger haben trotz ihrer eigenen Drolligkeit ungemein viel Sinn für Würde des Benehmens und sind scharfe Kritiker der Schwächen jener sonderbaren Fremdlinge.

Was soll man schließlich dazu sagen, wenn so ein englischer Apostel, gekleidet wie ein Jäger oder Sportsman, damit anfängt, sich irgendwo in einem Dorfe aufzupflanzen und ohne Weiteres mit einer Stimme, die jeder musikalischen Schönheit baar ist, fromme Lieder abzuleiern. Ein Publikum wird ihm gewiß nicht fehlen, ja ein zweites Mal werden sich die guten Neger noch viel eifriger versammeln, um ihm zuzuhören. Nur dürfte er dann nicht sogleich nach Hause schreiben, daß er bereits die hoffnungsvollste gläubige Gemeinde vor sich habe. Die Leute kommen bloß, um über ihn zu kichern, weil er zum lustigen Narren für sie wird. Erst wenn er schließlich noch Geschenke austheilt, ohne irgend etwas dafür einzufordern, erst dann wird er auch praktisch interessant sein und den angenehmen Ruf eines außerordentlichen und gar guten Weißen rings um sich verbreiten. Dann wird man ihn bewegen, doch zu bleiben und sich festzusetzen. Versteht er es zugleich, sich in die materiellen Interessen, insbesondere der Potentaten, einzumischen und namentlich dem europäischen Händler gegenüber, der dem Neger nie genug bezahlt, Partei zu nehmen, so ist sein Einfluß sicher und sein Zweck erfüllt. Reichlich mit Geldern aus der Heimat wirkend wird er ungesäumt es wagen können, sein bekanntes unduldsames Wesen zu entfalten.

Ganz anders pflegen die mit viel bescheideneren Mitteln ausgestatteten katholischen Missionare vorzugehen. In aller Stille und nicht allzu nahe

einer Dorfschaft bauen sie ihr Haus, legen Felder an und verrichten ihren Gottesdienst, ohne sich Jemand aufzudrängen. Die kleine segensreiche Siedelung, welche allmählich um sie herum entsteht, zieht dann von selbst die Aufmerksamkeit des eingeborenen Volkes und der Potentaten auf sich. Jedenfalls ist es Thatsache, daß fast allerwärts auf der Erde über die katholische Mission das größte Lob, über die englische aber meist das Gegentheil davon zu hören ist. Die englische Religiosität hat in allen ihren Formen einen Beigeschmack, der lebhaft an das modernste ihrer Erzeugnisse, die famose Heilsarmee, erinnert.*)

Das wahre Christenthum findet auch in Afrika bei den schwachen Unterdrückten den leichtesten Zugang. Am besten werden Sklavenkinder, die man ankauft, den ersten Grundstock einer christlichen Gemeinde bilden, weil diese sich am leichtesten von fremdem Einfluß isoliren lassen, namentlich wenn sie weit von ihrer Heimat weggeschleppt sind und ihre im Negerthum verbliebenen Eltern und Verwandten niemals wieder zu sehen bekommen. Erst nachdem in Folge strenger Arbeit und gesitteter Lebensweise ein Ruhepunkt des Wohlbehagens da ist, sind abstrakte Tugendkeime in der Seele anzupflanzen. Ein paar Ellen Zeug, die man den nackten Wilden zur Bekleidung anvertraut, wirken viel erhebender als alle Bibeln, die aus England in die Welt hinausgehen.

Glaubt man die Zeit gekommen, auch das schwierige Kapitel von den Mysterien der Religion zu lehren, so schaffe man erst Worte, an die sich nach und nach die richtigen Begriffe ankrystallisiren können, und versuche nicht, durch populäre Uebersetzung in die Eingeborenen-Sprache, die immer etwas Triviales hat und niemals treffend ist, ein Scheinverständniß zu erwecken.

Vor mir liegt ein alter Katechismus, der halb Portugiesisch, halb in Angola abgefaßt ist. Das „Sacrament der Taufe" ist dort mit „Sacramento ia kussukula" wörtlich „Sacrament des Waschens" übersetzt. Hätte man den ganzen portugiesischen Ausdruck „Sacramento do Baptismo" beibehalten, so wäre das entschieden würdiger und zweckentsprechender gewesen.

Daß das wahre Christenthum für die Neger eine Wohlthat ist, wird auch der Atheist nicht leugnen können, und daß diese Wohlthat überall hindringen wird, ist eben so gewiß als wünschenswerth. Nur das Wie? der Propaganda ist die große Schwierigkeit. Viele Fehler sind gemacht, viele falschen Wege eingeschlagen. Unserer Zeit liegt es ob, aus früheren Erfahrungen zu lernen, um endlich die richtigen Wege aufzufinden.

---

*) Wir erinnern hier an Garbe's Schilderung der Europäer in Indien im Juliheste (Bd. 46, 99 ff.) unserer Zeitschrift. Garbe unterscheidet aber die deutschen protestantischen Missionare nachdrücklich von den englischen. Red.

Ein Hauptführer des deutschen Humanismus.

Historische Skizze.

Von

Georg Winter

— Marburg. —

Kaulbach hat den Sinn seines Volkes ganz richtig getroffen, wenn er in seinem großartigen Wandgemälde des Reformationszeitalters Martin Luther an die erhabenste Stelle, in die Alles beherrschende Mitte des Ganzen, gestellt hat, wenn er den unerschrockenen und gewaltigen Reformator mit dem aufgeschlagenen Evangelienbuch damit als den bezeichnet hat, der ein für alle Mal jenem großen Zeitalter des erwachenden humanen Menschengeistes sein eigenthümlichstes Gepräge verliehen hat. Wohl mag man darüber streiten, ob Luther der genialste aller der großen Geisteshelden gewesen ist, welche damals die Menschheitsgeschichte in wunderbarer Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit hervorgebracht hat: man mag sogar zugeben, daß ein Hutten dem schlichten Mönche an geistiger Bedeutung und Genialität überlegen gewesen sei: als Charakter, als ganze und volle Persönlichkeit überragt Luther sie alle so sehr, wie sein Werk an Kraft und tiefgehender Wirkung ihre Schriften. Er *that*, was sie nur *dachten*: in einem Seelenkampfe von furchtbarer innerer Wahrhaftigkeit entwickelte er sich zu dem, der berufen war, der Entwickelung des Menschengeistes eine neue, freiere Bahn zu eröffnen.

Nicht als ob nun das Werk Luthers *allein* auf seiner geistigen Arbeit und seiner Initiative beruht hätte. Zur Ausführung desselben war es erforderlich, daß die kirchlich-religiösen Ideen, mit denen er dem allmächtigen Rom entgegentrat, im Volke selbst einen bis zu einer gewissen Grenze vorbereiteten Boden fanden. Denn so hoch man auch Einfluß und Wirksam-

Digitized by Google

keit der einzelnen Persönlichkeit für den Fortgang der Menschheitsgeschichte anschlagen mag, so wird doch durch sie niemals das Gesetz der menschlichen Entwickelung durchbrochen, nach welchem der geistige wie sittliche Fortschritt der Menschheit sich niemals sprungweise und unvermittelt, sondern stets in allmäliger Fortbildung vollzieht, welche durch den Einzelnen wohl beschleunigt oder verlangsamt, aber niemals völlig unterbrochen werden kann. Selbst bei denjenigen Ereignissen, welche bei flüchtiger Betrachtung am ehesten den Eindruck des völlig Unvermittelten und Gewaltsamen machen, lassen sich die allmählich und zunächst nur im Verborgenen wirkenden Kräfte, welche dieselben vorbereitet und vermittelt haben, bei eindringenderer Beobachtung unschwer nachweisen. Wenn irgendwo, so scheint sich doch bei der Reformation des 16. und bei der französischen Revolution des 18. Jahrhunderts die welthistorische Entwickelung plötzlich und gewaltsam vollzogen zu haben; und doch waren beide von lange her vorbereitet, ehe sie in die Erscheinung traten, diese durch die von Rousseau, Voltaire und die Encyklopädisten verbreiteten Ideen, jene durch die kirchliche Opposition des 15., vor Allem aber durch den Humanismus des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts. In beiden Fällen wurden von den neuen Ideen zunächst nur die höheren Kreise, dort mehr die Gelehrten, hier die philosophisch speculirende höhere Gesellschaft überhaupt ergriffen, bis dann die Bewegung hier wie dort wiederum durch einzelne große Persönlichkeiten angeregt, das eigentliche Volk ergriff. Von den Schöpfern aus verbreitet sich die neue Weltanschauung erst über kleine, geistig hervorragende Kreise, greift dann immer weiter um sich und sickert endlich bis zu dem Volke selbst durch, das dann die praktischen Consequenzen zieht, welche oft von denen, welche die Ideen ins Leben gerufen hatten, kaum vorhergesehen, jedenfalls aber nicht gewünscht wurden. Wie Rousseau und Voltaire thatsächlich weit entfernt waren, an eine wirkliche politische Umwälzung des Bestehenden zu denken, so lag dieser Gedanke auch den früheren Trägern der humanistischen Ideen vollkommen fern; viele von ihnen zogen sich vielmehr, als nun Luther aus dem, womit sie in geistreicher Weise gelehrt sich unterhalten hatten, eine ernste und schwere Gewissensfrage machte und zu offenem Kampfe gegen Rom überging, scheu zurück und gingen hier und da zu offener Bekämpfung der neuen kirchlich-religiösen Weltanschauung über, deren Grundlage sie doch, wenn auch ohne Bewußtsein der Consequenzen, gleichsam mit geschaffen hatten. Ja, man darf sagen, daß bei der großen geistigen Bewegung des 16. Jahrhunderts die Vorbereiter ursprünglich erheblich weiter gegangen waren, als der, der die Bewegung dann thatsächlich ins Leben rief und ihr das Gepräge seines großen und gewaltigen Geistes und Charakters verlieh.

In gewissem Sinne wird man so Humanismus und Reformation als im Verhältnisse von Ursache und Wirkung zu einander stehend betrachten können; in vieler Hinsicht trifft aber doch auch diese Bezeichnung wieder nicht zu, wenigstens nicht unmittelbar. Denn weder ist Luther direct von

den humaniſtiſchen Beſtrebungen ausgegangen, noch auch waren die in den Humaniſtenkreiſen herrſchenden Anſchauungen ſchon in das Volk übergegangen. Dem ſtand ſchon die Thatſache entgegen, daß die Humaniſten bis zum Auftreten Luthers ſich in ihren Schriften wie in ihren Briefen ausſchließlich der lateiniſchen Sprache bedient hatten. Wohl aber war der ganze Geiſt ſkeptiſcher Oppoſition gegen das religiös-kirchliche Dogma und gegen die beſtehenden Zuſtände der römiſchen Hierarchie, von dem die Schriften der Humaniſten erfüllt waren, auch im Volke verbreitet; man wußte, daß die römiſche Autorität in weiten Kreiſen der Gelehrtenwelt nicht mehr für unanfechtbar galt, vor Allem, man ſah ſelbſt die furchtbaren Mißſtände, an denen das kirchliche Leben krankte, und hie und da erſchien doch auch eine oder die andere Schrift der neuen Richtung in deutſcher Ueberſetzung, ſo daß wenigſtens im Großen und Ganzen Luther bei ſeinem directen Angriff gegen das römiſche Syſtem auf Verſtändniß bei ſeinem Volke rechnen konnte und ſolches gefunden hat.

Daran, daß dies möglich war, gebührt nun eben dem Humanismus und ſeinen Führern in Deutſchland ein hervorragendes Verdienſt. Nur lag dieſes ſein Weſen nicht ſo ſehr an der Oberfläche, daß es den Zeitgenoſſen oder auch nur den Humaniſten ſelbſt zu vollkommen klarem Bewußtſein gekommen wäre. In gewiſſem Sinne war das ein Glück; denn nur ſo konnte es geſchehen, daß die römiſche Curie, deren Autorität durch dieſe Bewegung den ſchwerſten Stoß erlitt, dieſelbe dennoch nicht blos duldete, ſondern zum Theil ſogar unterſtützte. Sind doch einige der Päpſte, vor Allem Leo X., der dann ſo energiſch gegen Luther vorging, eifrige Förderer der humaniſtiſchen Beſtrebungen geweſen; ſie ſahen in ihnen eben zunächſt nur eine rein gelehrt-litterariſche Bewegung, die ſich gegen das religiöſe Dogma, das die Curie ſelbſt ſehr ſkeptiſch zu betrachten gewöhnt war, nicht aber gegen die kirchliche Organiſation, deren energiſche und autoritative Vertreterin ſie war, richtete. Daß dieſe gelehrte Bewegung jemals in ihren Conſequenzen auch vom Volke ſelbſt erfaßt und aufgenommen werden könne, ſchien zunächſt außer dem Bereich der Möglichkeit zu liegen. Die Gelehrten mochten, wenn ſie unter ſich waren und ſich in einer dem Volke fremden Sprache über philoſophiſch-religiöſe Probleme unterhielten, reden und ſchreiben, was ſie wollten; darin erblickte man keine Gefahr; dachten doch die Humaniſten ſelbſt keineswegs daran, ihre Deutung der religiöſen Myſterien zum Gemeingut aller zu machen und damit einen Angriff gegen die kirchliche Organiſation und deren Spitze, den Papſt, zu unternehmen. Daß dem Volke vielmehr ſein alter Glaube erhalten werden müſſe, war auch in weiten Kreiſen der neuen Richtung ein faſt als Dogma anerkannter Grundſatz. Nur ſo iſt die ſonſt unbegreifliche, ſchon erwähnte Thatſache zu verſtehen, daß eine große Anzahl der Humaniſten, und darunter nicht die unbedeutendſten, nach kurzem Schwanken ſich gegen Luthers Sache erklärten; ſie betrachteten die philoſophiſch-religiöſe Speculation als ein

Privileg der Priester und Gelehrten, und während sie selbst in ihrer skeptischen Kritik oft bis zu vollem Unglauben fortschritten, theilten sie doch die Abneigung und den Haß der Anhänger der alten Kirche gegen die Lehre Luthers, obwohl dieselbe viele verwandte Elemente enthielt und zum Theil noch bei Weitem nicht so weit ging als sie selbst, im Gegentheil, indem sie die Mißbräuche angriff, um so energischer den ethischen Gehalt und das in der Schrift enthaltene Dogma zu retten und tiefer zu begründen unternahm.

Von wenigen der Humanisten ist dieser Widerspruch zwischen philosophischer Ueberzeugung und Festhalten an den hergebrachten kirchlichen Gebräuchen und Organisationen so klar und consequent ausgesprochen worden, als von dem Manne, der viele Jahre lang der geistige Mittelpunkt des Erfurter Humanistenkreises war, von Mutianus Rufus.

Es will uns scheinen, als ob die eigenthümliche Stellung und Bedeutung dieses hervorragenden Mannes innerhalb des deutschen Humanismus bisher neben den größten deutschen Humanisten Erasmus und Reuchlin zu sehr in den Hintergrund getreten wäre. Es mag das daran liegen, daß der bedeutende und tief gelehrte Mann seine philosophischen wie literarischen Anschauungen nicht wie jene in größeren und systematischen Werken niedergelegt hat. Er hat, wie er selbst einmal sagt, grundsätzlich keine Bücher hinterlassen, eben weil er eine weitere Verbreitung seiner Ideen selbst gar nicht wünschte. Wenn er trotzdem von seinen Zeitgenossen und von den Nachlebenden als Dritter im Bunde neben Erasmus und Reuchlin unter den hervorragendsten deutschen Humanisten genannt wird, so muß diese seine Bedeutung auf einem andern Felde gesucht werden. Je mehr er auf eine consequente Ausbildung und Verbreitung eines wissenschaftlichen Systems aus Grundsatz verzichtete, um so mehr hat er durch Anregung und vertraulichen Gedankenaustausch im engeren Kreise der Humanisten gewirkt und dadurch indirect und gleichsam wider Willen zur Verbreitung einer neuen, freieren Weltanschauung mitgewirkt. Das einzige, aber auch im höchsten Maße hervorragende Denkmal, aus welchem wir diesen seinen tiefgreifenden Einfluß auf seine gleichgesinnten Zeitgenossen zu erkennen vermögen, ist der ausgebreitete und vielseitige Briefwechsel, den er mit dem Erfurter Humanistenkreise unterhalten und in dem er die ganze Fülle tiefer Gelehrsamkeit und anregender Ideen ausgestreut hat, welche die Zeitgenossen an ihm bewunderten. War doch eben in jener großen, von neuen Ideen durch und durch erfüllten Zeit gerade die Form des Briefes die, in welcher man seine Gedanken nnd Ideen am unmittelbarsten und anschaulichsten aussprach. Wie man zu der schärfsten und vernichtendsten Satyre, die je gegen die römische Kirche geschrieben worden ist, zu den epistolae obscurorum virorum, eben die Briefform wählte, so hat auch für die Beurtheilung der ganzen literarischen und wissenschaftlichen Bewegung jener Zeit der Briefwechsel der hervorragenden Männer eine größere Bedeutung als in irgend einer andern Epoche der Entwickelung des Menschengeistes. Daß daher

Mutian, trotzdem man seine Bedeutung allgemein anerkannte, in neuerer Zeit doch neben Erasmus, Reuchlin, Eobanus Hessus, u. A. allzusehr in den Hintergrund getreten ist, mag wohl in erster Linie daran liegen, daß sein sehr umfangreicher Briefwechsel bisher nur in einzelnen Auszügen, nicht aber in vollem Umfange bekannt war. Diese Lücke ist nunmehr ausgefüllt; in neuester Zeit ist durch Carl Krause der gesammte Briefwechsel dieses hervorragenden Humanisten durch den Druck der öffentlichen Kunde unterbreitet worden und hat die Blicke der Fachmänner von Neuem mit erhöhtem Interesse an der Gestalt dieses schlichten Gelehrten haften lassen*). Freilich wird derselbe auch nun noch nur den engeren Kreisen der Fachgenossen zugänglich sein, da die Briefe, wie die meisten Hervorbringungen der Humanisten, in lateinischer Sprache geschrieben sind. Vielleicht aber wird es eben darum der geneigte Leser dem Verfasser Dank wissen, wenn er den Versuch unternimmt, an der Hand dieses Briefwechsels ein Bild von dem Leben und Denken dieses eigenartigen Mannes in flüchtigen Strichen zu zeichnen und dabei einige der hervorragendsten Stellen dieser reichhaltigen Sammlung in unser geliebtes Deutsch zu übertragen.

Man weiß, wie nach dem Wiederaufleben der antiken classischen Literatur, welche dem Humanismus seine Existenz gab, die Nachahmung und Verehrung des Alterthums sich auch äußerlich darin kundgab, daß die Anhänger der neuen Richtung, welche alsbald in einen schroffen Gegensatz zur Scholastik des Mittelalters traten, ihre deutschen Namen in lateinische oder griechische Formen kleideten; wie Philipp „Schwarzerd" sich „Melanchthon" nannte, so hat auch Konrad Mudt, sobald er aus den Reihen der „Barbaren" in die der Humanisten übertrat, seinen deutschen Namen in Mutianus umgewandelt und sich von seinem röthlichen Haupthaar noch den Beinamen Rufus beigelegt. Seine Geburt, deren Datum man neuerdings aus einer Andeutung in seinem Briefwechsel mit Sicherheit constatirt hat, fällt auf den Geburtstag Virgils, 15. October, des Jahres 1471. Er entstammte einer angesehenen hessischen Familie, welche seit lange in dem Städtchen Homberg bei Fritzlar angesessen war. Er war der jüngste dreier Brüder; die beiden älteren traten in den Staatsdienst, der eine bei dem Erzbischof von Mainz, dessen Küchenmeister er wurde, der andere bei dem Landgrafen von Hessen, als dessen Kanzler er im Jahre 1504 gestorben ist.

Konrad selbst aber schlug eine andere Bahn ein. Von Jugend auf schwebte ihm als Ideal ein beschaulich ruhiges, den Wissenschaften gewidmetes Leben vor; auf Glanz und Reichthum legte er keinen Werth, er wollte mit einer bescheidenen Existenz zufrieden sein, sofern ihm dieselbe nur die Möglichkeit intensiver Beschäftigung mit den Wissenschaften gewährte.

---

*) Der Briefwechsel des Mutianus Rufus, gesammelt und bearbeitet von Dr. Carl Krause, Professor am herzogl. Francisceum in Zerbst. Neue Folge, 9. Supplement der „Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde." Kassel 1885.

Vorgebildet in einer der berühmtesten Gelehrtenschulen seiner Zeit, der des Alexander Hegius in Deventer, wo er noch eine kurze Zeit Mitschüler des Erasmus war, bezog er im Jahre 1486 die Universität Erfurt; schon hier scheint er die bestimmte Richtung für seine spätere wissenschaftliche Anschauung gewonnen zu haben, doch wissen wir im Einzelnen von seinem Studiengange wenig. Wohl aber wissen wir, daß zu der Zeit, in welcher er in Erfurt studirte, an dieser Universität die humanistischen Studien bereits in regem Fortschreiten und siegreichem Kampfe gegen die Scholastik begriffen waren. Im Anfange des 15. Jahrhunderts gegründet, stand die Universität damals auf dem Höhepunkte ihres Glanzes; neben Anhängern der alten Richtung, wie Jodocus Trutvetter und Bartholomäus Usingen, wirkte hier für die humanistischen Ideen namentlich Maternus Pistoris, der sich eines wohlbegründeten Rufes erfreute. Auch Ulrich von Hutten, Eobanus Hessus und Crotus Rubianus haben später hier zum größten Theil den Grund zu ihrer Ausbildung gelegt. Nach sechsjährigen Studien erwarb sich dann Mutianus im Jahre 1492 den philosophischen Magistergrad. Dann aber trieb es ihn, gleich anderen gleichstrebenden Zeitgenossen, mit Macht nach Italien, von wo der Antrieb zu den erneuten Studien des Alterthums ausgegangen war. Im Herbst 1495 machte er sich auf und zog über die Alpen, um zunächst die berühmte Rechtsschule zu Bologna zu besuchen; drei Jahre darauf erwarb er hier auch den juristischen Doctorgrad. Wie für Ulrich von Hutten und in noch höherem Maße für Luther selbst wurde dann aber vor Allem sein Aufenthalt in Rom bestimmend für die Richtung seines Denkens und Strebens.

Wer wüßte nicht, welche ungeheuren Eindrücke Luthers Seele dort in Rom in sich aufgenommen hat, wie er, im ernsten Streben nach religiöser Befriedigung, mit Begeisterung der Stelle zueilte, an der die irdische Kirche gleichsam ihre sichtbare Spitze zu haben schien, und wie er dann enttäuscht und entrüstet wurde durch das verweltlichte und gottlose Treiben, das am Römischen Hofe herrschte. Dem ultramontanen Historiker unserer Tage ist es vorbehalten geblieben, die tiefschwarzen Schatten, welche das Bild der damaligen römischen Kirche aufweist, einfach hinwegzuleugnen und die Zustände des 15. Jahrhunderts für sein kirchliches wie politisches Ideal zu erklären; damals sahen auch die Männer, welche energisch und überzeugt an dem alten Glauben festhielten, den ungeheuren Widerspruch, welcher zwischen den ethischen Forderungen des Christenthums und den thatsächlich bestehenden Zuständen obwaltete. Nicht Luther allein, sondern alle, denen es mit ihrer religiösen Ueberzeugung Ernst war, sahen mit Betrübniß und Abscheu das unwürdige Treiben der hohen römischen Geistlichkeit und erkannten, wie wenig das damalige Papstthum den ihm innewohnenden Beruf erfüllte. Und wer sollte nicht mit gerechtem Staunen die classische Schilderung der römischen Zustände lesen, welche der objectivste und größte moderne Historiker, Leopold von Ranke, im ersten Bande seiner Geschichte der

römiſchen Päpſte von dem römiſchen Hofe des ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts entworfen hat?

Wir werden noch ſehen, wie weit Mutianus entfernt war, ſich an der durch Luther ins Leben gerufenen offenen Trennung von der „katholiſchen“ Kirche zu betheiligen. Aber die Zuſtände, welche die mittelbare Veranlaſſung zu dieſer Trennung waren, hat doch auch er in voller Klarheit erkannt. „Ich habe, ſo ſchreibt er am 18. October 1512 an Muſardus, „die römiſchen Paläſte und die Künſte der Rabuliſten geſehen, ich ſelbſt aber habe eine weit feſtere Richtung mir erworben.“

Von ſolchen Eindrücken, die er in Italien und vor Allem in Rom empfangen hatte, erfüllt, kehrte Mutian, nachdem er noch einmal einen vorübergehenden Aufenthalt in Bologna genommen hatte, im Jahre 1502 nach Deutſchland zurück. Er hatte in Italien neben ſeinen juriſtiſchen Studien auch die Beſchäftigung mit den ſchönen Wiſſenſchaften nicht vernachläſſigt und war zu einigen hervorragenden italieniſchen Humaniſten in nähere freundſchaftliche Beziehungen getreten. Der Entſchluß ſtand bei ihm feſt, ſich auch fernerhin den Studien der in der altclaſſiſchen Litteratur aufgeſpeicherten reichen Schätze zu widmen. Wohl hat er vorübergehend daran gedacht dem Beiſpiele ſeiner Brüder zu folgen und in die ſtaatliche Laufbahn derſelben einzutreten. Wirklich iſt er auch eine Zeit lang in die Kanzlei des Landgrafen von Heſſen eingetreten. Aber lange duldete es ihn hier nicht. Er verzichtete definitiv auf die ſtaatsmänniſche Laufbahn und zog ſich in die beſchauliche Ruhe rein wiſſenſchaftlichen Lebens und Strebens zurück. Er begnügte ſich mit einer ſehr beſcheidenen Exiſtenz, die ſich ihm eben damals darbot, indem er die nur mit 60 Gulden jährlicher Einkünfte dotirte Stelle eines Canonicus an der Marienkirche zu Gotha annahm, die er dann bis zu ſeinem Tode (im Jahre 1526) inne hatte. Hier erwarb er ein hinter der Domkirche gelegenes beſcheidenes Haus, das er ſich ganz nach ſeinem Geſchmack einrichtete, und dem er den Namen „Beata Tranquillitas“ (Seelige Ruhe) gab. Den Beſucher, dem ſich die Pforte des Hauſes geöffnet hatte, empfing eine zweite Inſchrift, welche beſagte, guten Menſchen ſolle Alles im Hauſe offen ſtehen. Und dieſer Satz wurde dann im weiteſten und ſchönſten Sinne angewandt. Seine geringen Mittel wandte Mutian außer zu Büchereinkäufen vor Allem zu einer ausgedehnten Gaſtfreundſchaft an, welche ſein Haus zu dem anregenden und allgemein beliebten Mittelpunkte einer geiſtvollen und erwärmenden Geſelligkeit machte. Das alte Haus des Gothaer Canonicus war recht eigentlich ein Hauptquartier der aufſtrebenden Humaniſten, die ſtets hilfreiche Anregung und Unterſtützung bei dem ſchlichten Gelehrten fanden, der in der Pflege der claſſiſchen Wiſſenſchaft und in der Förderung ihrer Jünger den vornehmſten Zweck ſeines Lebens ſah. In der Pflege dieſer Geſelligkeit iſt Mutian dann nicht ſelten über die ihm zu Gebot ſtehenden Mittel hinausgegangen. Denn nicht nur ſeine näheren Freunde

suchte er zu geistvoller Unterhaltung in seinem Hause zu vereinen, er legte Werth darauf, daß auch durchreisende Fremde von wissenschaftlicher Bedeutung nicht an seinem Hause vorübergingen. Er meinte ihnen dann noch ein Viaticum mit auf den Weg geben zu müssen. So kam es, daß er selbst nicht selten in peinliche Geldverlegenheit gerieth, zumal seine Einkünfte aus dem im hessischen Gebiet gelegenen Besitz oft nur sehr spärlich eingingen. Da mußte denn oft ein treuer Freund, mit dem er am regsten persönlich und schriftlich verkehrte, der Hausverwalter des nahen Klosters Georgenthal, Heinrich Fastnacht von Orb (Urbanus), aushelfen.

Das Band aber, welches den Kreis, der in dem stillen Gothaer Hause verkehrte, zusammenhielt, der objective Mittelpunkt, um den sich der reiche und geistvolle Schriftwechsel des gelehrten Canonicus drehte, war ausschließlich die humanistische Wissenschaft. Es ist, als ob das ganze geistige und gesellige Leben, von dem wir in dem Briefwechsel ein so reiches Denkmal besitzen, in diesem einen Brennpunkte zusammenströmte. Es war die Zeit, in der die ersten guten Druckausgaben der griechischen und römischen Classiker bei dem venezianischen Buchdrucker Aldus Manutius erschienen. Mit einer Freude und einem Jubel, von dem wir uns heut kaum noch eine Vorstellung machen können, wurde in diesem Kreise jedes dort neu erscheinende Buch begrüßt. Wohl niemals hat das Erscheinen neuer Bücher einen solchen Einfluß auf das gesammte geistige Leben geübt als damals. Es war, als wenn sich unter dem Einfluß der antiken Litteratur, welche nun erst wieder allgemein zugänglich wurde, eine enge und fest vereinte Gemeinde zusammenschlösse, welche sich der in Klöstern und Universitäten noch herrschenden Barbarei mit bewußter Kraft entgegenstemmte und Sinn und Verständniß für den Gedankenreichthum und die classische Sprache des Alterthums wieder zu erwecken strebte. Mutian betrachtete es als einen Triumph, wenn es ihm gelang, einen neuen Anhänger für die große geistige Richtung, die er verfolgte, zu gewinnen, ihn, wie er sich wohl ausdrückte, den Banden der Barbarei zu entreißen und in die humanistische Gemeinde aufzunehmen. Das höchste Vergnügen, das er kennt, ist gute Bücher zu lesen. Er betrachtet den Tag, an welchem ihm dies nicht vergönnt ist, als verloren. Und in der That, welche Fülle neuer Eindrücke und Ideen strömte ihm aus diesen wiedergewonnenen Schätzen des Alterthums, von welchen die Anhänger der mittelalterlichen Scholastik nichts wissen wollten, entgegen; und wie wußte er sie sich zu eigen zu machen und ihren Geist in angeregtem Gedankenaustausch anderen mitzutheilen! Mit Recht hat man gesagt, daß von allen den massenhaften Briefen, welche uns aus jener Zeit erhalten sind, die Mutians wenn auch nicht die tiefsten, doch die geistvollsten sind. Die edle Sprache, in der sie geschrieben sind, athmet den Geist des classischen Alterthums. Man begreift es leicht, wenn der geistvolle und gelehrte Mann dem Verkehr mit seinen Mitcanonikern, welche noch völlig im Bann der „scholastischen Barbarei" steckten, keinen

Geschmack abgewinnen konnte, sich immer mehr von ihnen zurückzog und in um so engeren Verkehr mit den Erfurter Humanisten trat, deren geistiger Führer er nach kurzer Zeit wurde. Wie rühmten dieselben doch die edlen und reinen Freuden der Geselligkeit, welche ihnen in der „Beata Tranquillitas" Mutians zu Theil wurden. Der Poet Euricius Cordus hat sie in einem begeisterten dithyrambenartigen Gedichte in den überschwänglichsten Ausdrücken gefeiert:

„Wer nur immer verlangt, einen Mann zu sehen, der freundlich,
bieder, gelehrt und mit echt christlichem Sinne geziert;
den nicht leitet der Wahn des thörichten, eitelen Haufens,
der seine Tage in Ruh schließen zu können begehrt:
Suche dies Obdach auf, wo gleichwie aus delphischer Grotte
er als zweiter Apoll kündet prophetischen Spruch."

Am engsten befreundet war Mutian mit dem obenerwähnten Urbanus, mit dem er dann Jahre lang in fast täglichem Briefwechsel gestanden hat, der eine fast unerschöpfliche Fundgrube für die Entwickelung der humanistischen Bestrebungen bildet. Im Jahre 1505 trat dann noch der damals 21jährige Spalatin, dessen große Bedeutung Mutian alsbald erkannte, in diesen engeren Freundschaftsbund ein, und Mutian, dessen Einfluß am kursächsischen Hofe von Jahr zu Jahr stieg, benutzte denselben, um den neugewonnenen Freund in jeder Weise zu fördern. Er hat ihm anfangs eine Stellung als Lehrer im Kloster Georgenthal verschafft, später ihn als Prinzenerzieher am kurhessischen Hofe empfohlen.

Neben diesem engeren Kreise bildete sich dann aber in rascher Folge ein immer weiterer, gewissermaßen ein Gelehrtenstaat, dessen Oberhaupt der Gothaer Canonicus war. Alle irgendwie hervorragenden Erfurter Humanisten haben zu demselben gehört, vor allem der treffliche hessische Dichter Eobanus Hessus, dann der Jugendfreund Ulrichs von Hutten, Crotus Rubianus, der Satiriker Euricius Cordus u. a. m. Zunächst war der Gegensatz, in welchem dieser Kreis hochgebildeter und bedeutender Männer zu der alten Richtung der scholastischen Philosophie und Theologie des Mittelalters stand, noch kein völlig ausgebildeter, consequent und bewußt gestalteter. Er war, wenn wir so sagen dürfen, mehr ein formeller als materieller. Die Humanisten sahen in der Pflege der Alterthumswissenschaft, in dem Studium der griechischen und römischen Autoren einen wichtigen Hebel einer rein menschlichen Cultur, und die Jahrhunderte nach ihnen haben ihre Ansicht glänzend bestätigt. Die scholastische Theologie aber hatte eine instinctive Abneigung gegen diese Studien und meinte mit aller Kraft an dem Althergebrachten festhalten zu müssen. Sie fürchtete, daß der Einfluß der antiken Schriftsteller sich nicht auf die Form, auf die Nachahmung der altclassischen Sprachen in edlerer Form als bisher beschränken werde, daß vielmehr mit der Lectüre der alten Schriftsteller auch der in ihnen waltende Geist einer freieren, von den Fesseln hierarchischer Formen los-

gelösten Menschlichkeit zur Geltung kommen werde. Mit einem Worte, sie ahnte, daß diese neue Wissenschaft auch materiell in Gegensatz zu dem Lehrgebäude der römischen Hierarchie treten, daß namentlich die wiedererwachende historische Kritik auch auf die kirchliche Tradition angewendet werden könne.

Und in der That war diese Folge, je weniger sie anfangs von den Humanisten beabsichtigt war, um so unausbleiblicher; und gerade sie ist es gewesen, welche für den allgemeinen ethisch-intellectuellen Culturfortschritt der Menschheit von unschätzbarer Bedeutung geworden ist. Es konnte nicht fehlen, daß mit den Schriften der alten Philosophen auch deren Systeme Anhang und Verbreitung fanden, und daß der forschende Geist sich dadurch von den Fesseln der absoluten Autorität, welche die mittelalterliche Theologie bisher ausgeübt hatte, loslöste. Allerdings geschah das bis zum Auftreten Luthers in einer eigenthümlichen, mehr rein negativen als schöpferisch productiven Art und Weise. Wenn wir kirchliche und philosophische Probleme mit einander vergleichen können und dürfen, so möchten wir sagen, die Humanisten standen zu Luther in einem ähnlichen Verhältniß wie die Sophisten zu Sokrates. Die ersten gingen oft vom absoluten Autoritätsglauben zu fast ebenso absolutem Unglauben über, Luther aber hielt, je energischer er gegen die hierarchische Tradition vorging, um so stärker an dem eigentlichen Evangelium fest: jene gebrauchten ihre skeptische Kritik, um die religiösen Dogmen selbst in Frage zu stellen, dieser aber wendete sie nur auf die Tradition an, um zu der ursprünglichen und reinen Gestalt des Christenthums zurückzukehren, jene machten gelehrte Speculationen, dieser schuf eine praktische Reform. Aber wie erwähnt, jene betrachteten die Resultate ihrer Kritik für eine Sache der Gelehrten, welche man ja nicht unter die Menge bringen dürfe, der Mann der praktischen Reform und des tiefernsten Schaffens aber betrachtete die Probleme, welche er zu lösen unternahm, als die wichtigste und großartigste Gewissensfrage der Menschheit und begann seine Arbeit damit, daß er das ganze Volk zur Mitarbeiterschaft an seinem Werke aufrief.

Für die Art und Weise, wie nun die Ideen der griechisch-römischen Philosophie Eingang bei den Humanisten fanden, und wie diese dann versuchten, einen Ausgleich zwischen der antiken Philosophie und der christlichen Theologie herbeizuführen, bildet nun wiederum der Briefwechsel Mutians eine um so unschätzbarere Quelle, als er eben einen ganz vertrauten Gedankenaustausch ohne jede Rücksicht auf die vom Verfasser ängstlich gemiedene Oeffentlichkeit darstellt. Unschwer erkennt man in seinen Aeußerungen über die religiös-philosophischen Probleme den Einfluß der neuplatonischen Philosophie, der ihn an einer einseitig confessionellen Auffassung verhinderte. Wie ihm das eigentliche Wesen der Dinge der Geist ist, der Körper aber nur der Sclave des Geistes, so erkennt er auch nur einen göttlichen Geist an, der sich in allen Religionen offenbare. Die

verſchiedenen Namen der Gottheiten ſind nur eben ſo viele äußere Zeichen für das Eine göttliche Weſen. Und wie ſehr er ſich dabei den pantheiſtiſchen Vorſtellungen der Philoſophie näherte, ergiebt ſich mit evidenter Klarheit aus Aeußerungen wie der nachfolgenden: „Es giebt nur einen Gott und eine Göttin, aber viele Vorſtellungen und Namen der Gottheit, z. B. Juppiter, Sol, Apollo, Moſes, Chriſtus, Luna, Ceres, Proſerpina, Tellus, Maria. Aber hüte dich, das auszuſprechen, denn es muß mit Stillſchweigen verheimlicht werden wie die Myſterien der Eleuſiniſchen Göttinnen. Man muß bei einer heiligen Sache Fabeln und Räthſelgeheimniſſe anwenden.“ Man ſieht, wie hier die antiken Vorſtellungen in die chriſtlichen unvermerkt übergehen. In naiver Unbefangenheit werden die Namen Chriſtus, Moſes, Maria neben Juppiter, Sol und Apollo geſtellt und nur als verſchiedene Bezeichnungen oder Erſcheinungsformen der einen Gottheit betrachtet, der antike Götterdienſt erſcheint ſo gleichſam als eine religiöſe Erkenntnißform, welche die verſchiedenen ſichtbaren Aeußerungen der Gottheit als verſchiedene Gottheiten bezeichnet. Der Polytheismus erſcheint als eine andere Form des Pantheismus, und in demſelben Rahmen erſcheint dann auch das Chriſtenthum. Bei ſolchen Anſchauungen kann von einer Anerkennung der alleinigen Autorität des chriſtlichen Lehrgebäudes nicht mehr die Rede ſein. Und ſoweit iſt Mutian davon entfernt, die Autorität der heiligen Schrift als eine unbedingte anzuerkennen, daß er nicht nur die Widerſprüche innerhalb derſelben hervorhebt, ſondern einzelne Bücher derſelben als Fabeln ſchlechthin mit den Fabeln des Apulejus und Aeſop zuſammenſtellt. Es entgeht ihm nicht, welche Härte und welcher Widerſpruch in der Lehre liege, daß Chriſtus der alleinige Weg zur Seligkeit ſei. Denn wie könne man die Völker, welche vor Chriſtus gelebt haben, dafür verantwortlich machen, daß ſie nicht an Chriſtus glaubten? Und ſehr merkwürdig iſt es doch, wie er ſich aus dieſem Dilemma zu retten ſucht. Die antiken Völker als Heiden nun ſchlechthin als verdammt anzuſehen, wie das die conſequente chriſtliche Theologie that, daran hindert ihn ſchon ſeine große Verehrung und Bewunderung für die griechiſchen und römiſchen Claſſiker. Man ſieht, wie hier die claſſiſchen Studien ganz unmittelbar auch auf die religiös-kirchliche Anſchauung einwirken. Demgemäß muß Mutian einen anderen Ausweg ſuchen. Er findet ihn darin, daß er ſich gewiſſermaßen eine Geburt Chriſti vor der Geburt Chriſti conſtruirt, denn ſoweit, den Glauben an Chriſtum gleichſam als irrelevant für die Erlangung der Seligkeit zu erklären, wagt er doch nicht vorzugehen. Er ſagt: „Die chriſtliche Religion hat nicht mit der Menſchwerdung Chriſti begonnen, ſondern ſie hat vor allen Jahrhunderten beſtanden, wie die erſte Geburt Chriſti. Denn was iſt der wahre Chriſtus, der wahre Sohn Gottes anderes, als, wie Paulus ſagt, die Weisheit Gottes, welche nicht nur bei den Juden in Cöleſyrien, ſondern auch bei den Griechen, Italiern und Germanen war, wenngleich mit verſchiedenem Ritus bei ihnen die Religion gepflegt wird.“ Man

sieht, dieselbe Anschauung von der Einheit des Gottesbegriffs, welcher sich nur in den verschiedenen Religionen verschieden darstelle: Christus im Grunde weiter nichts als ein Symbol für die Weisheit Gottes. Dem entspricht es sehr wohl, wenn er an anderer Stelle geradehin erklärt, Christi menschliche Natur sei nur etwas Unwesentliches, ja nur Schein. Er erinnert dabei an die Lehre der Muhammedaner, daß nicht der wahre Christus, sondern nur ein ihm ähnlicher Mensch gekreuzigt worden sei. „Der wahre Christus," so fährt er fort, „ist Seele und Geist, der weder mit den Händen erfaßt, noch mit den Augen gesehen werden kann." Und dem entspricht es, wenn er die christlichen Mysterien nur als symbolische Gleichnisse betrachtet. Man sieht, wie weit Mutian von einer orthodox-kirchlichen Anschauung entfernt war.

Und wenn er schon dem neuen Testamente mit solcher Unbefangenheit gegenübersteht, wenn er in der rationalistischen Deutung der Wunder und Mysterien erheblich weiter geht, als mancher radicale Freidenker späterer Zeit, so tritt das dem alten Testamente gegenüber noch deutlicher hervor. Wenn er das Wunder der Geschichte von Jonas dahin erklärt, der Wallfisch sei ein Bad mit dem Schilde eines Wallfisches gewesen, so fügt er zwar hinzu, das sei lächerlich; gleichwohl aber erkennt man deutlich, daß er gegen die rationalistische Auslegung des Wunders selbst keineswegs etwas einzuwenden hat. Es liegt auf der Hand, daß ein Mann, der den grundlegenden Ideen der theologischen Dogmatik mit so unbefangener und skeptischer Kritik gegenüberstand, noch viel weniger mit den äußeren Formen des kirchlichen Ceremoniendienstes übereinstimmte. Selbst so bedeutsamen und für die Dogmatik auch des Protestantismus ausschlaggebenden Mysterien, wie dem Sacrament des Abendmahls, stand er, wenn nicht schlechthin ablehnend, so doch in einer von der herrschenden Anschauung erheblich abweichenden Stellung gegenüber. Es sei thöricht, sagt er einmal, zu glauben, daß man durch das Verschlingen der Hostie die Seligkeit erwerben könne. Er sieht in dem Abendmahl mehr ein Symbol der christlichen Liebe und der Liebe Gottes zu den Menschen und geht so in der vergeistigenden Auffassung religiöser Gebräuche erheblich weiter, nicht blos als Luther, sondern auch als die späteren Reformirten. Der wahre Leib des Herrn, so äußert er sich, ist Friede, Eintracht, Liebe, das vornehmste Gebot der Religion aber: Liebe Gott und Deinen Nächsten wie Dich selbst. „Wenn also," so schreibt er im Jahre 1505 an Urbanus, „die Speise Gottes ist, den göttlichen Geboten zu gehorchen, wenn es das höchste der Gebote ist, Gott und den Nächsten zu lieben, so bedenke, mein Urbanus, ob jene Thoren die Speise des Herrn recht genießen, welche die Hostien verschlingen und gegen das Sacrament christlicher Liebe den Frieden stören und Haß säen!" Hier sehen wir recht klar im Gegensatz zu der veräußerlichten und reinsinnlichen Auffassung der mittelalterlichen Theologie schon mehr als ein Jahrzehnt vor Luthers epochemachendem Auftreten den Ge-

danken auftauchen, daß nicht in der äußeren Cultushandlung, sondern in der Gesinnung und echten Bethätigung der Liebe der wahre Kern jeder und so vor Allem der christlichen Religion zu suchen sei. Dies Gesetz der Liebe, welches die ganze Welt regiert, ist von der Natur allen Völkern ins Herz geschrieben und also im Grunde unabhängig von religiöser Offenbarung. Plato hat es ebenso wohl gelehrt, wie Moses und Christus; wieder stellt hier Mutian bewußt und ausdrücklich die griechische Philosophie in Parallele zu Judenthum und Christenthum. Plato ist ihm eine mit Moses und Christus verwandte Erscheinung.

Durch diese geistigere und tiefere Auffassung wurde er auch in hohem Maße in seiner persönlichen Lebensführung bestimmt. Obwohl dem geistlichen Stande angehörig, hat er erst nach 10 Jahre langem inneren Widerstreben sein erstes Meßopfer dargebracht. Daß er es dann doch that, zeigt aber, wie stark auf der andern Seite seine Abneigung dagegen war, mit seiner persönlichen Ueberzeugung irgendwo Anstoß zu erregen und an die Oeffentlichkeit zu treten: wegen seiner philosophischen Anschauung in offenen Kampf mit den bestehenden Gebräuchen und den herrschenden Gewalten zu treten war er doch nicht gemeint. Daher auch seine schroffe Abneigung gegen jede, von den Freunden wiederholt versuchte Veröffentlichung seiner Briefe, welche keineswegs blos aus seiner Bescheidenheit hervorging, wie noch der Herausgeber seines Briefwechsels anzunehmen scheint.

Noch schroffer als gegen die grobsinnliche Auffassung der Sacramente äußerte sich dann Mutian über die anderen Formen äußerer Frömmigkeit, die er zum Theil mit sittlichem Ernst, zum Theil mit feinem Spott bekämpft. Als Grund des Fastens, welches er für völlig überflüssig und mit dem Wesen der Religion in keiner Weise zusammenhängend beobachtet, führte er geradehin den Geiz an; „denn", so argumentirt er mit feiner Ironie, „Getreide, Wein, Hühner, Gänse 2c. würden die Bauern selbst verzehren und den Dienern der Kirche nichts spenden, wenn sie nicht durch den kirchlichen Befehl gezwungen würden. Unter allen päpstlichen Satzungen gefällt diese (das Fasten) dem Geizhals am besten. Aber höre, wie klug unsere Vorfahren gewesen sind, um solchen Fastenden entgegenzutreten. Sie haben nämlich zu dem Fasten reichliches Almosengeben hinzugefügt, damit der Reiche wisse, daß ihm das Fasten allein nichts nütze, wenn er nicht zugleich von seinem Besitz ein Opfer bringe."

Und in ganz ähnlicher Weise äußert sich Mutian dann über das bloße gedankenlose Gebeteplappern, über die bunten Trachten der Priester u. a. m. In dieser Hinsicht finden sich in seinem Briefwechsel Aeußerungen, die dicht an absoluten Unglauben heranreichen. Wenn sich die Augustiner in Gotha rühmen durch ihre Gebete schon viele vom Tode errettet zu haben, so vergleicht er das mit jener antiken Erzählung von dem Gottesleugner Diagoras in Samothrake, der auf die Vorhaltung, er müsse doch aus den vielen von Geretteten im Tempel gestifteten Gemälden erkennen, wie viele

durch die Hilfe der Götter vom Schiffbruche gerettet worden seien, geantwortet habe: Ja, aber diejenigen, welche Schiffbruch gelitten haben, sind nicht abgebildet. Ein ander Mal schreibt er, er werde soeben durch das Glöcklein zum Gebet gerufen, „zu dem frommen Gemuruel wie ein Capverdischer Feueranbeter." „Die Thoren glauben, daß Statuen und Bilder sich selbst oder andere schützen können."

Mit scharfem Spott geißelt er die Reliquienverehrung, die mit den vergoldeten Knochen und dem Rock Christi getrieben werde. Er erklärt die Lehren der Priester über diese Dinge geradezu für Lügen. „Christus", so sagt er, „verabscheute die Lüge, und doch lügt niemand mehr als die Priester Christi. Ich verehre nicht den Rock und den Bart und die Vorhaut Christi, sondern den lebendigen Gott, der weder Rock noch Bart hatte und keine Vorhaut auf Erden zurückgelassen hat."

Den klarsten, schönsten und freiesten Ausdruck hat diese seine vergeistigte Anschauung von dem Wesen der Religon in einer Stelle seines Briefwechsels gefunden, in der er in absoluter Toleranz, die sonst dem Geiste seines Zeitalters so fern lag, gänzlich von dem specifisch-christlichen Standpunkte abstrahirt und die gemeinsame ethische Grundlage aller Religionen consequent und rückhaltlos anerkennt. „Neue Röcke und neue Gesten werden aufgebracht," so sagt er hier, „als wenn Gott durch Gesten und Kleidung geehrt würde. Im Alkoran steht geschrieben: wer einen Gott anbetet und sittlich lebt, ob er nun Jude, Christ oder Sarazene ist, wird Barmherzigkeit und Seligkeit von Gott erlangen. Also durch sittliches Leben, nicht durch einen neuen Rock, den man anlegt, wird Gott versöhnt. Ich kümmere mich also gar nicht um jene, die sich in neues Leinen kleiden, der einzig wahre Gottesdienst ist, nicht schlecht zu sein. Wer rechtschaffen ist, der ist religiös, wer unschuldig ist, der ist fromm. Alles Andere ist Rauch und Schein."

Fürwahr, eine Höhe und Reinheit der religiösen Anschauung, welche in dieser Zeit in Erstaunen setzen muß. Denn alle die Aeußerungen, welche wir soeben angeführt haben, stammen aus der Zeit vor dem Auftreten des großen Wittenberger Reformators.

Aber am Tage liegt doch, daß, so sehr Mutian es vermied mit seinen Ueberzeugungen in die Oeffentlichkeit hervorzutreten, doch ein Kampf zwischen dieser religiösen Weltanschauung und der mittelalterlichen Theologie unausbleiblich war. Durch den ausgedehnten Verkehr, den Mutian mit den humanistischen Kreisen unterhielt, konnten seine Ansichten für die Dauer nicht verborgen bleiben, und es fehlt nicht an Anzeichen dafür, daß die unmittelbare Umgebung des großen und weitberühmten Gelehrten, seine Mitkanoniker in Gotha, über seine Anschauungen wenigstens im Großen und Ganzen unterrichtet waren. Es ist einmal vorgekommen, daß, als im Chordienste das Leben Gregors des Großen gelesen wurde, bei einer Stelle, in welcher Gregor die Leugner der Auferstehung widerlegt, ein alter Kanoniker mit

dem Finger auf Mutian zeigte, um anzudeuten, daß auch er zu diesen Leugnern der Unsterblichkeit gehöre. Gleichwohl hat er directe Anfeindungen nicht zu erdulden gehabt: wir glauben die Gründe dieser Erscheinung schon früher klar gestellt zu haben. So lange die theologische Kritik sich auf den Verkehr der Humanisten unter einander beschränkte, glaubte man in ihr keine Gefahr erkennen und sie dulden zu sollen.

Gleichwohl glimmte der schroffe Gegensatz zwischen der mittelalterlichen Theologie und der neuen Weltanschauung, welche die Humanisten vertraten, unter der Asche fort, und bald sollte er auch bei einer bezeichnenden Gelegenheit zu vollem und heftigem Ausbruch kommen, wenngleich es sich auch jetzt noch im wesentlichen zu einem Kampfe der Gelehrten untereinander gestaltete: es war der Streit Reuchlins mit den Kölner „Dunkelmännern", der die tiefgreifende Kluft zwischen der alten und der neuen Richtung zum ersten Male in voller Klarheit in die Erscheinung treten ließ.

Die Sache, um die es sich handelt, ist in ihren Hauptzügen bekannt. Ein getaufter Jude, Pfefferkorn mit Namen, der nach Art von Renegaten nach seiner Bekehrung eine besonders schroffe Stellung gegen seine früheren Glaubensgenossen angenommen hatte, hatte bei dem in Italien weilenden Kaiser ein Edict ausgewirkt, nach welchem die Juden alle ihre Bücher, mit Ausnahme des alten Testaments, nach den Rathhäusern der Städte, in denen sie wohnten, zusammenbringen sollten: die Absicht war, daß diejenigen Bücher, welche irgend etwas gegen das Christenthum enthielten, verbrannt werden sollten. Um der Sache einen Schein des Rechts zu geben, sollten vorher einige Gutachten über die obschwebende Frage eingeholt werden. Pfefferkorn hatte erst privatim den Versuch gemacht, Reuchlin mit jenem kaiserlichen Edict in der Hand für seine Sache zu gewinnen; als dieser Versuch sich als vergeblich erwies, erhielt Reuchlin auf Pfefferkorns Betreiben von dem Kurfürsten von Mainz eine kaiserliche Aufforderung, sein Urtheil über die Frage, ob die Bücher der Juden verbrannt werden sollten abzugeben. Das Gutachten, welches Reuchlin darüber, im wesentlichen verneinend, abgab, ist ein prächtiges Zeugniß seiner Mäßigung und Unbefangenheit, verfehlte aber nicht bei den Gönnern Pfefferkorns, zu denen namentlich der Ketzerrichter Hogstraten und die Kölner Theologen gehörten, großes Aufsehen zu machen. Pfefferkorn griff ihn in einer heftigen Schrift, welche er den „Zankspiegel" nannte, in schimpflicher Weise an und machte ihm den schmählichen Vorwurf, er habe sich bei Abgabe seines Gutachtens von den Juden bestechen lassen. Reuchlins Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Im Jahre 1511 gab er als Widerlegung des „Zankspiegels" seinen „Augenspiegel" heraus, in welcher er nicht nur den Vorwurf der Bestechung mit Entrüstung zurückweist, sondern auch seine Ansicht tiefer begründet und dem „getauften Juden" nicht weniger als 34 Lügen nachweist. Jetzt traten die Kölner Dominikaner, welche längst im Geheimen die Umtriebe Pfefferkorns unterstützt hatten, offen als dessen Beschützer und

als Gegner des durch seine gelehrten Studien ihnen längst verhaßten Reuchlin auf und übergaben seinen Augenspiegel dem Professor Arnold von Tungern zur Prüfung, ob nichts Ketzerisches darin enthalten sei.

Wohl hat dann Reuchlin vorübergehend den Versuch gemacht, den Sturm, der sich aus diesem Streite entwickeln zu sollen schien, durch Verhandlungen mit den Kölner Theologen zu beschwören. Aber sehr bald merkte er, daß dieselben jedes Zugeständniß nur für ein Zeichen von Furcht hielten und dann sofort ihre Forderungen steigerten. Da riß dem wackeren Gelehrten die Geduld. Er brach die Unterhandlungen ab und trat den Gegnern mit offenem Visier entgegen. War es doch von vornherein nicht zweifelhaft, daß der Angriff der Dunkelmänner nicht ihm allein, sondern in seiner Person den humanistischen Bestrebungen überhaupt galt, daß er daher seinerseits bei allen Humanisten auf Beistand und Förderung rechnen dürfe. Der Kampf der in ihrem innersten Wesen einander entgegengesetzten Weltanschauungen war nun doch mit aller Gewalt ausgebrochen; von beiden Seiten wurde mit größter Erbitterung gestritten. Die Kölner Dominikaner wollten zunächst versuchen, der neuen Bewegung bei dieser Gelegenheit mit einem Schlage durch einen Gewaltstreich Herr zu werden. Sie setzten im October 1513 ein förmliches Inquisitionsgericht in Mainz ein und hofften nun von den bestehenden geistlichen Autoritäten eine schroffe Verdammung der Ketzereien, welche in dem „Augenspiegel" Reuchlins angeblich enthalten seien, zu erlangen.

Da aber offenbarte sich dann doch, wie sehr sich inzwischen die Zeiten geändert hatten. Die alte kirchliche Anschauung mit ihren Ketzergerichten und Zwangsmitteln hatte ihre frühere unbedingte Autorität nicht mehr, in den Reihen der hohen Geistlichkeit hatte der Humanismus zahlreiche energische Anhänger erworben. Und auch die, welche der neuen Richtung nicht geradezu anhingen, waren doch nicht mehr gemeint, die Inquisition in ihre alte Machtvollkommenheit wieder einzusetzen. Der Kurfürst von Mainz selbst gebot dem Inquisitionsgericht Einhalt und rief seine Räthe von demselben ab.

Man begreift es, welch ein ungeheures Aufsehen dieser Streit, auf dessen einzelne Phasen wir hier nicht einzugehen brauchen, in Deutschland machte. Die gesammte aufstrebende literarische Jugend wie die hervorragenden Größen der älteren Humanisten erklärten sich begeistert für Reuchlin und gegen die Dunkelmänner, wenngleich einige von ihnen den leidenschaftlichen Ton, welchen Reuchlin in seinen Vertheidigungsschriften anschlug, mißbilligten. Auch Mutianus Rufus, der von Anfang an mit Feuereifer für die Sache Reuchlins eingetreten war, scheint doch sein leidenschaftliches Vorgehen nicht immer gebilligt zu haben; im Großen und Ganzen aber blieb er durchaus der Fahne des Humanismus treu*). Er begnügte sich

*) Wenn man früher auf Grund eines Briefes Mutians an Urban vom August 1513 (Nr. 287 der Sammlung) angenommen hat, daß Mutian eine Zeit lang in seiner

nicht damit, selbst für Reuchlin einzutreten, sondern suchte noch auf allen Seiten neue Anhänger für dessen Sache zu werben. An dem schließlichen Siege derselben gebührt ihm ein sehr hervorragender Antheil. „Eher soll die Heuschrecke," so schreibt er einmal, „einen Elephanten gebären, ehe ich von Reuchlin abfalle. Niemals habe ich zwar die Schlechtigkeiten anderer aufgespürt, jetzt aber nahet die Zeit, den Krähen die Augen auszuhacken." Und als der Streit im Mai 1513 eine für Reuchlin ungünstige Wendung zu nehmen schien, da schreibt er an Urban (S. 296 des Briefwechsels): „Wenn nicht Jupiter die Theologen unserer Zeit mit dem Blitzstrahl zerschmettert, so werde ich seine Gottheit nicht länger verehren. Wehe, wehe, die Wahrheit hat keinen Beschützer mehr, die Barbarei gelangt zur Herrschaft. Ungelehrte richten über Gelehrte." Nicht blos an seine humanistischen Freunde wendet er sich mit der Mahnung, gleich ihm für Reuchlin einzutreten, sondern er sucht auch bei dem Kurfürsten von Sachsen, bei dem er in hohem Ansehen stand, Interesse für die Sache Reuchlins, die zugleich die des Humanismus überhaupt sei, zu erwecken. Jede Wandlung des Streites verfolgt er mit gespanntester Aufmerksamkeit. Er, der ruhige und besonnene Mann, der sonst nichts mehr mißbilligt, als leidenschaftliche Erregung, geräth selbst in das Feuer der Leidenschaft, als er erfährt, daß nicht nur die Universitäten Köln, Löwen und Mainz, sondern auch das benachbarte und unter seinem Einflusse stehende Erfurt ein Verdammungsurtheil über Reuchlins „Augenspiegel" ausgesprochen haben. „Sie können bellen," schreibt er am 3. October 1513 an Urban, „aber nicht beißen, weil sie keine Zähne haben." Das Feuer der Theologisten, der Neid, wird niemals ausgelöscht werden. Schmählich untergehen sollen die Bücher-Verbrenner, ebenso wie alle, die solches mit Gleichmuth tragen. Gott möge sie mit Armuth, Fieber Kälte, Hitze, verderbter Luft und Nachtthau heimsuchen, bis sie zu Grunde gehen; er möge sie mit dem ägyptischen Aussatz, mit Räude und Jucken strafen, so daß sie nicht geheilt werden können; er möge sie mit Thorheit, Blindheit und Wuth schlagen, und sie sollen Niemand haben, der sie befreit; sie mögen dem Satan überliefert werden," ꝛc. Mit hellem Jubel vernimmt er dann die Nachricht von dem freisprechenden Erkenntniß des unter dem Bischof von Speier eingesetzten Gerichtes. (April 1514). Und als dann selbst in Rom eine Verurtheilung Reuchlins nicht zu erreichen war, vielmehr in der in dieser Sache niedergesetzten Commission unzweifelhaft die Mehrheit für Reuchlin war, da gingen die bisher angegriffenen Humanisten nunmehr ihrerseits zum Angriff gegen die „Dunkelmänner" über. Anfangs gelangte der Triumph, den der Humanismus errungen hatte, in einzelnen, mehr gelegentlichen Schriften zum Ausdruck,

---

Haltung ins Schwanken gerathen sei (so im Wesentlichen noch D. F. Strauß, Ulrich von Hutten, Bd. 1, S. 208, 9), so ist der Herausgeber des Briefwechsels, Krause, dieser Ansicht mit Erfolg entgegengetreten.

so in dem Triumphus Capnionis des Accius Neobius mit einem angehängten Epigramm Huttens, dann aber erschien in den Jahren 1515—17 jene schneidige und beißende Satyre auf die Gegner des Humanismus, welche unter dem Titel „epistolae obscurorum virorum" bekannt ist. Sie hatte eine ungeheure Wirkung und gab die Gegner Reuchlins für alle Zeiten dem Gelächter der Welt Preis. Es kann kein Zweifel sein, daß Mutian zu den Verfassern derselben, deren vornehmste Crotus Rubianus und Ulrich von Hutten waren, in intimen Beziehungen stand und in das Geheimniß derselben schon vor deren Erscheinen eingeweiht war; einige Anzeichen sprechen sogar dafür, daß einige der Briefe von ihm selbst herrühren.

Es war das Kühnste und Vernichtendste, was bisher über die barbarische Unkenntniß und Tölpelei, über die Unsittlichkeit und Leichtfertigkeit der mönchischen Geistlichkeit geschrieben worden war, ein Angriff, von dem sich die Geistlichkeit so bald nicht zu erholen vermochte. Bekannt ist die eigenthümliche Form, in die sie gekleidet waren. Die Angegriffenen selbst werden als redend eingeführt. Immer kehrt dabei derselbe Typus wieder: der blöde, tölpelhafte und dumme Geistliche, der die mancherlei anstößigen Situationen, in die er geräth, in alberner Vertraulichkeit enthüllt, dabei in jener barbarischen Sprache der jeder feineren Bildung ermangelnden Theologisten geschrieben, die seitdem dem Namen „Küchenlatein" eine allgemein bekannte humoristisch-satyrische Bedeutung gegeben hat. Und damit der Satyre die Selbstironie nicht fehle, wurden diese Briefe, welche die „Dunkelmänner" dem allgemeinen Spott und Gelächter preisgaben, von einigen der Angegriffenen wirklich für echt, für aus ihren Reihen stammend, betrachtet. Um so größer war dann natürlich die Wuth, als man das wahre Wesen der Satyre erkannte.

Aber im Grunde war doch auch dieser Kampf, an dem Mutian mit Eifer theilgenommen hatte, nur ein Streit der Gelehrten unter einander oder der Gelehrten wider die Ungelehrten. Weit entfernt war man davon, die Mißstände, welche man tadelte, zu einer Frage des Volksgewissens zu erheben oder gar das Volk zum offenen Widerstande gegen die römische Hierarchie aufzurufen. Wir sahen im Gegentheil, daß Mutian stets bei seiner kritischen Opposition gegen das Bestehende, bei seiner rationalistischen Auffassung des Dogmas wie bei seiner Opposition gegen die herrschenden Mißstände doch der Ueberzeugung Ausdruck gegeben hatte, daß man diese Dinge nicht verbreiten, daß man nun und nimmermehr einen populären Angriff gegen die bestehende kirchliche Organisation ins Leben rufen dürfe. Der ruhige Gelehrte schrak zurück vor den Folgen, welche ein solches Unternehmen haben könne, vor den Gewaltsamkeiten, mit denen es naturgemäß verbunden sein müsse. Es sei uns gestattet, hierfür noch einige bezeichnende Aeußerungen aus seinen Briefen beizubringen.

So bedauert er einmal (in einem Briefe vom 29. Juni 1505), daß er mit Urbanus sich in Gegenwart eines Dritten irreligiös unterhalten habe;

denn man dürfe die Geheimniſſe nicht bekannt werden laſſen, ſondern mit Stillſchweigen bedecken oder in Gleichniſſe und Fabeln hüllen, „damit man nicht die Perlen vor die Säue werfe.“ Deswegen habe der Lehrer des Lebens, Chriſtus, nichts Schriftliches hinterlaſſen, und diejenigen, welche die Evangeliengeſchichte geſchrieben, hätten ſich vieler Parabeln bedient. Ein andermal aber äußert er ſich noch beſtimmter und ſchärfer ſo: „Die Autorität der Kirche angreifen, wenn man ſelbſt ein Glied dieſer Kirche iſt, iſt ſchmachvoll und gottlos, auch wenn man ihr Irrthümer nachweiſen kann. Wir wiſſen, daß vieles von ſehr weiſen Männern erdichtet worden iſt, und daß es für das Leben der Menſchen gut iſt, durch die Religion getäuſcht zu werden. Anders denkt und empfindet der gelehrte Leſer, anders der einfältige.“

Wir brauchen dieſe Stellen nicht noch zu vermehren. Der Grundſatz: mundus vult decipi, ergo decipiatur iſt niemals unumwundener ausgeſprochen worden, als in dieſen Aeußerungen Mutians, die evident beweiſen, daß ihr Verfaſſer ſich ſelbſt ebenſo von der Autorität der Kirche emancipirt hat, wie er den Wunſch hegt, daß dieſelbe von den Maſſen nach wie vor anerkannt werde. Er meinte, daß, wenn dies nicht mehr geſchehe, ſich alle ſtaatliche und geſellſchaftliche Ordnung auflöſen werde. Und vor den hiermit untrennbar verbundenen Gewaltſamkeiten ſchreckte ſeine einer beſchaulichen Ruhe des Lebens zuſtrebende Natur zurück. Darin aber liegt der große Gegenſatz, der Mutian und den Humanismus in vielen ſeiner vornehmſten Vertreter von Luther trennt. Dieſer erſt war der berufene Genius, der das Wort zur That werden ließ. Ebenſo wie Erasmus hat ſich auch Mutian nach einer nur vorübergehenden Zuneigung zu der neuen Lehre von derſelben abgewandt. Und als mehrere der jüngeren Humaniſten, darunter neben Mutians Freunde Eobanus Heſſus vor Allem der geniale Ulrich von Hutten, ſich begeiſtert dem Reformator der That zuwandten, verfiel der ſtille Gothaer Gelehrte immer mehr einer geiſtigen wie geſelligen Vereinſamung*). Die Grundſätze ſelbſt auszudenken, war er ſtark genug geweſen, ihre Conſequenzen zu ziehen, dazu fehlte es ihm an der moraliſchen Energie. Eben darin, daß Luther dies wagte, liegt ſeine weltgeſchichtliche Größe. Mutian war und blieb der ſtille Gelehrte, Luther war der große Charakter, der gewaltige Mann voll innerer Wahrhaftigkeit und Größe, der allein zur Löſung der weltgeſchichtlichen Aufgabe der Befreiung des Menſchengeiſtes von den Feſſeln einer Jahrtauſend alten Tradition befähigt war. Denn nicht die Intelligenz allein oder auch nur vorwiegend iſt es, welche den Fortſchritt der Menſchheit bedingt und ſelbſtthätig eingreift in den großen Fortgang der Begebenheiten, den wir Geſchichte nennen; auch in der Geſchichte wirkt Großes und wahrhaft Bleibendes nur der ſtarke, auf innerer Seelengröße beruhende Wille.

*) Mutian ſtarb zu Gotha am 30. März 1526.

Ein ſchwerer Sieg.

Von

H. Villinger.

— Karlsruhe. —

Der Föhn hatte ſich erhoben; er ſtrich, einem fieberheißen Athem gleich, über's Gebirg, die Wolken am Himmel hinjagend, die den Mond bald verdeckten, bald freiließen; brüllend rotteten ſich die Rinder an den Abhängen zuſammen, im Thal unten fuhren die im Freien gelaſſenen Pferde aus dem Schlaf und jagten mit fliegenden Mähnen über den Weideplatz hin. Hoch droben, wo der Weg ſich ſchmal um den Berg ſchlängelte, ſchritt ein Weib, mächtig gegen den Wind ankämpfend, der ihr das Kopftuch in den Nacken riß und den Rock ſo eng um die Kniee ſpannte, daß jeder Schritt ertrotzt werden mußte.

Das Weib kam von der Almhütte, die ein paar Schritte über dem Weg in einſamer Höhe ſtand. Die offengelaſſene Thüre ſchlug der Wind auf und zu, daß es weithin dröhnte, was jedoch die Bewohnerin der Hütte wenig zu kümmern ſchien. Sie bog um den Vorſprung des Berges, wo rauſchende Wildbäche zwiſchen ſchwarzem Geſtein glitzerten, das geſpenſterhaft aus tiefem Abgrund ragte. Hier ſtand die Geſtalt ſtill, lehnte ſich gegen die Felswand und lauſchte, dabei neſtelte ſie einen Brief aus dem Mieder; ihr Athem ging laut. Lang ſtand ſie ſo, regungslos, als ſich kräftige Tritte von der entgegengeſetzten Seite des Berges hören ließen und nach wenig Augenblicken trat ein Mann aus dem Dunkel der Nacht. Das Weib ſtürzte ihm mit einem lauten „Halt" entgegen.

„Du, Narziſſe!" rief er zurück.

„Ja, ich — wo willſt hin?"

„Zu Dir nicht."

„Das weiß ich, aber zu dei" — und sie hielt ihm den Brief vor's Gesicht; „die Sixta hat ihn bekommen sollen — sie ist noch nicht sechszehn, Du gottloser Mensch — und sie ist meine Schwester, die mir die Mutter auf dem Todtenbett an's Herz gelegt — die ich bewahren soll vor allem Uebel — und das größte bist Du!"

„Eifersucht", spottete er.

„Nein," fuhr sie auf, „ich bin fertig mit Dir — wie ich's einmal erfahren, daß Dir's nicht d'rauf ankommt mit Dreien auf einmal Dein Spiel zu treiben, da war's aus, und nichts ist mir geblieben als die Reu'. Jetzt aber kommt's anders! Ich hab's in der Kirch' gesehen, was für ein paar Augen Du auf die Sixta gemacht — was hast Du in unserer Kirche zu suchen, habt Ihr keine in Eurem Ort? — Und heut' Nachmittag komm' ich grad' dazu, wie ihr der Seppi den Brief zustecken will — da drin heißt's, Du wollst um neune an der Sixta ihrem Fenster klopfen, und jetzt ist's neune, Ambros, und da steh' ich und sag' — Du gehst nicht!"

„Oho," lachte er auf.

„Nicht," schrie sie wie rasend und packte ihn am Arm, „eher gehst Du mit mir da hinunter, als daß ich das Kind verderben laß'. Sieh Dich vor, Ambros, der Zorn giebt Kraft — sieh Dich vor, denn auf meiner Seit' ist das Recht! Schwör', daß Du die Sixta in Ruh läßt, daß Du das unschuldig' Ding nicht auch noch auf Dein Gewissen willst laden, zu den Vielen hin, die Du unglücklich gemacht — und ich will Dir mein Elend verzeihen, ich will Dich nicht verklagen am jüngsten Tag, wenn Du den Schwur thust, Ambros", und sie streckte ihm die gefalteten Hände entgegen, „bei unserem Heiland, der über den Wolken unser Thun richtet, bei Deiner Mutter, die im Grab ruht —"

„Halt's Maul," fuhr er sie an und gab ihr einen Stoß, daß sie gegen die Wand taumelte, „ist das eine verfluchte Wirthschaft mit dem Weibervolk — den Weg frei, oder —"

Mit vorgestrecktem Bein und festgeballten Fäusten stand sie vor ihm; das Haar flatterte wild um ihr bleiches Gesicht, ihr Körper wuchs:

„Herbei," schrie sie in gellem Ton, „herbei, Du Satanskerl."

Er umfaßte sie, einen Fluch auf den Lippen; der Mond brach hinter den Wolken hervor, wie mit verdoppelter Kraft heulte der Föhn auf, und eine Schaar aufgescheuchter Bergdohlen fuhr kreischend über den Häuptern der Ringenden weg. Plötzlich ertönte ein geller Schrei — dann Grabesstille, nichts regte sich mehr weit und breit; sogar der Wind schien seinen Odem anzuhalten, aus dem Dunkel der Nacht tauchten die weißen Leiber der Rinder, schnaubend, mit vorgestreckten Nüstern. Dann wurden unsichere Schritte hörbar, eine Gestalt, aus deren wehenden Kleiderfetzen die Haut herausleuchtete, wankte den schmalen Weg entlang, sich im Dunkel verlierend.

Ein Woche später, der Morgen war sonnig und frisch, tönte ein

Digitized by Google

jugendlicher Jodler herauf zur Alm, unter deren Thüre Narziſſe erſchien; ſie jodelte zurück in tieferem, vollerem Ton, und das Geſicht mit der Hand beſchattend, ſchaute ſie der Schweſter entgegen, die leichtfüßig den ſteilen Berg herauf kam.

„Einen Gruß vom Herrn Pfarrer," meldete Sixta oben, „und warum Du denn gar nicht mehr zur Beicht kämſt, das ſei er nicht an Dir gewohnt."

Narziſſe ſtellte der Schweſter ein Glas Milch auf den Tiſch im Freien und ſetzte ſich dann neben ſie, mit dem Rücken gegen die Wand, die Arme ineinander verſchränkend.

„Du kannſt ihm ſagen, ich hätt' heuer ſo viel zu ſchaffen — die Braune — nun ja, das Vieh hat mir halt viel zu ſchaffen gemacht."

Die Schweſtern ſahen ſich ſehr ähnlich, wie ſie ſo beiſammen ſaßen, nur zählte Narziſſe zwanzig, und Alles an ihr war größer, kräftiger und bedeutſamer entwickelt als bei der jüngeren Schweſter. Den dunklen, warmen Geſichtston hatten ſie von der Mutter, die eine Welſche geweſen.

Narziſſe biß manchmal die Zähne zuſammen, als quäle ſie ein heftiger Schmerz; ihre Schweſter ſchaukelte mit den Füßen und lachte über eine Spinne, die über den Tiſch kroch.

„Geſtern," erzählte ſie, „hat der Vater geſagt, er wird jetzt ein bisl alt und hätt' gern, Du thätſt heirathen, und ich darf zur Hochzeit der Mutter ihr rothſeiden Tuch tragen — gelt, mach' und beſinn Dich nicht ſo lang! — Du, und geſtern hat der Sigmund der Magd 's Salzfäßl zuſammen getreten; der Vater hat ihr ein neu's verſprochen, aber ſie hat immerfort gejammert: G'rad das hab' ich ſo gar viel lieb gehabt — bis der Vater endlich geſagt: nun, jetzt haſt halt wieder für was Andres Platz! Und ſchau, was der Vater ſagt, iſt immer ſo wahr, Narziſſe, daß man's aufſchreiben ſollt', und wenn mir wieder was kaput geht, oder daß mir eine Kamerädin falſch wird oder gar der Schatz, wenn ich einmal einen hab', ſo will ich immer gleich denken: jetzt haſt halt wieder für was Andres Platz! — Du," meinte ſie plötzlich im Flüſterton, „fürchtſt Dich nicht da oben in der Nacht wegen dem Ambros, der in der Schlucht umkommen iſt? Nicht einmal am Tag thät ich Dir mehr dort vorbei gehen; ſie ſagen im Ort, er hätt's nicht beſſer verdient, der Lügen-Ambros; zwanzig Mädel hätt' er gewiß angeführt . . . Aber jetzt laß mich Dir helfen beim Melken und Buttern, damit wenn der Vater zum Düngen kommt, Alles ſchön fertig iſt."

„Iſt ſchon geſchehen," erklärte Narziſſe.

„Ja, um Jeſu Willen, wenn ſtehſt denn auf," ſchrie Sixta," und kannſt auch gar nichts heut als daſitzen und immer nur in die Luft ſtarren? Da weiß ich, was ich thu', ich ſuch' mir's Kätzl, das iſt unterhaltlicher."

Sie ging in die Hütte, und Narziſſe hörte ſie ſchmeicheln und rufen, und es that ihr wohl, der heitern, kindlichen Stimme zu lauſchen.

„Sie iſt ſelber wie ein Kätzl, ſo zierlich und fein," ſprach ſie vor ſich

hin; „ja, lieb's Kind, so schnell schafft sich's halt doch nicht für was Anderes Platz, wenn Einem einmal was Liebes zu Grund geht — behüt Dich der Himmel!"

Der Tag ging hin unter Arbeiten; der Vater, ein rüstiger Fünfziger, dem die Bravheit aus den Augen schaute, neckte sich mit seiner Jüngsten, während er Narzisse „Große" nannte und sie wie einen gleichalterigen Kameraden behandelte. Als der Abend kam, tanzte Sixta mit aufgeschürztem Rock vor dem pfeifenden Vater den Berg hinunter.

Narzisse saß wieder mit verschränkten Armen vor ihrer Hütte.

„'s ist wahr," sprach sie, „ich bin nicht zur Beicht gewesen seit dem Frühjahr, wo's mit dem Ambros anging. O," stöhnte sie plötzlich auf, „wenn's nur keine Nacht mehr auf der Welt gäb' — und keine Gedanken!"

Und sie sprang in die Höhe, trieb sämmtliches Vieh einer Schutzwehr gleich um die Hütte und nahm die Katze zu sich in's Bett. Aber der Schlaf kam nicht, nur manchmal ein dumpfes Halbträumen, aus dem sie jedes Mal mit einem gellen Schrei auffuhr. Den Tag über saß sie und besann sich, ob sie beichten solle; aber da sie es nicht konnte, ohne das Schreckliche zu sagen, schüttelte sie immer wieder den Kopf. Die Angst in den Nächten nahm aber zu, und der Gedanke, der Herr Pfarrer könne ihr vielleicht durch seinen Zuspruch doch helfen, stellte sich mehr und mehr bei ihr ein. Es kam so weit, daß sie eines Tages ihr Gebetbuch nahm, das Halstuch umlegte und den Weg hinunter eilte. Aber sie kehrte wieder um, in den nächsten Tagen denselben Weg bis weit über die Hälfte zurücklegend. So ging das eine Woche lang hin und her, hinauf und hinunter — plötzlich hielt sie die Qual nicht länger aus und eilte hinab, ohne Aufenthalt, manchmal laut redend und schreiend, als suche sie die Stimmen ihres Innern zu übertäuben.

Wie lag der kleine Ort so friedlich im abendlichen Schein vor ihr da! Rechts ging's zum elterlichen Haus, das etwas abseits stand, aber sie eilte am Weg vorbei, in den Ort hinein, von da in die Kirche inmitten des Friedhofes. Der Geistliche hatte eben den Beichtstuhl verlassen und verneigte sich vor dem Altar, die Hand auf das uralte Taufbecken stützend; da kam Narzisse angestürmt.

„Ich muß noch beichten — aber schnell, eh' mich's reut — o um Gotteswillen," schluchzte sie auf, „ich weiß ja nicht, was ich red'."

„Komm," sagte der Geistliche, der Narzisse von ihrer frühesten Kindheit an kannte und viele Proben ihres lebhaft pochenden Blutes erlebt. Kaum im Beichtstuhl keuchte sie es in das Gitter hinein:

„Ich hab' ihn hinuntergeworfen —"

„Was — wen?" fragte der Geistliche, der nicht wußte, was sie damit meinte.

„Den Ambros —" flüsterte sie.

Es war kein Mensch in der Kirche; friedlich tanzten die Staub-

wölkchen in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne, die breit über den farbenreichen Altar herfielen.

Der Pfarrer, ein alter, beinah ſchon gebrechlicher Mann, fuhr von ſeinem Sitz in die Höhe und ſchnellte den Vorhang zurück. „Was haſt Du, Narziſſe?“ fragte er und beugte ſich aus dem Beichtſtuhl zu dem Mädchen hinüber. Sie glitt von der kleinen Bank auf die Steinplatten heraus und ſah von hier zu dem erſchreckten Mann empor.

„Ja,“ ſtammelte ſie, „ich hab' mit ihm gerungen — der Brief da an Sixta iſt ſchuld“ — ſie ſtreckte ihm den Zettel hin, den er ſchnell überlas. „Und das hab' ich nicht leiden wollen — ſie hab' ich bewahren wollen vor dem Schickſal — ſo vieler —“ ſetzte ſie nach kurzem Kampf mit ſich ſelber hinzu.

„Und Ihr habt gerungen,“ drang der Geiſtliche in ſie, „und Du haſt ihn hinunter geworfen — Du — und hinunter werfen wollen, Narziſſe?“

Sie ſchüttelte nach kurzem Beſinnen den Kopf: „Nein — oder ja — im Ringen hab' ich nichts wollen als mich wehren — vorher aber glaub' ich, hab' ich gedacht — er oder ich — und ſeither kann ich nimmer ſchlafen, ſeither iſt mein Leben vergift't; und Ihr ſollt mir helfen, Hochwürden, und den Druck von meiner Seel' nehmen, ſonſt geh' ich zu Grund.“

„Kind,“ ſagte der Geiſtliche, „da hilft nur eins — Du mußt es geſtehen vor Gericht, denn ein Anderer iſt der That angeklagt — der Pepi, der brave Burſch; man hat dem Ambros ſein Meſſer bei ihm gefunden, und weil ſie Beide vor Kurzem einen Streit mit einander gehabt — hörſt Du mich, Narziſſe?“

Sie nickte, abweſend vor ſich hin ſtarrend:

„Den Streit hatten ſie um meinetwillen.“

„Und jetzt liegt der Verdacht auf dem Pepi, er habe den Ambros in die Schlucht geſtoßen, und das mußt Du vor Gericht widerlegen.“

„Ich, nie!“ fuhr ſie auf, „beten will ich und büßen, ſo viel Ihr wollt, Hochwürden, aber geſtehen — nein! Dort ſollen ſie Einen bis auf's Blut ausfragen — kein Gedanke ſoll vor ihnen ſicher ſein — lieber geh' ich auch in die Schlucht.“

„Und wenn der Pepi nun zum Tod verurtheilt wird, und Du könnteſt ihn retten mit einem einzigen Wort — und thuſt Du's nicht, brennen Dir zwei Leben auf dem Gewiſſen — zwei Leben, Narziſſe!“

Sie hielt ſich die Ohren zu: „Wißt Ihr nichts And're, könnt Ihr mir keinen Troſt mit auf den Weg geben?“

„Ich weiß nichts And're.“

Sie war ſchon an der Thür, nahm eine Handvoll Weihwaſſer und rannte davon.

Aber ſie kam wieder — ſchon am andern Tag; ſie umklammerte die Knie ihres Beichtvaters und flehte um die Abſolution; alles wollte ſie thun,

was er von ihr verlangte, die härteſten Strafen auf ſich nehmen, nur ſollte er ſie nicht mit ihrer Gewiſſenslaſt von dannen ziehen laſſen. Er aber wollte immer nur das Eine — und ſo ging ſie und kam wieder, und der Kampf wollte kein Ende nehmen.

Eines Tages hatte ſie der alte Mann ſo weit gebracht, daß ſie einwilligte, mit ihm in's nahe Städtchen zu gehen, um der Schwurgerichtsſitzung beizuwohnen, die Pepi's Schickſal entſcheiden ſollte. Er hatte es ihr als Buße aufgegeben und ihr dafür die Abſolution verſprochen.

Die Verhandlung hatte ein großes Publikum herbeigelockt; hinten, in der letzten Bank ſaß Narziſſe, und es ging ein Zittern durch ihren ganzen Körper, als Pepi auf der Anklagebank erſchien. Die Acten wurden vorgeleſen, in denen geſchrieben ſtand, daß der Verunglückte in der Nacht vom ſechſten auf den ſiebenten Juli von Hauſe fort gegangen und nicht mehr zurückgekehrt ſei; darauf habe man das Meſſer des Verſchwundenen bei dem Angeklagten entdeckt, welcher behaupte, es bei der Schlucht gefunden zu haben. Weitere Nachforſchungen ergaben das Auffinden des in der Schlucht zerſchmettert liegenden Leichnams des Vermißten.

„Beharren Sie noch immer bei der Verſicherung, an deſſen Tode unſchuldig zu ſein?“ wandte ſich der Staatsanwalt an Pepi.

Der Burſche erhob ſich: „Ja, ich kann nur ſagen, daß ich das Meſſer am Weg bei der Schlucht gefunden; es war in der Nacht, ich bin auf etwas getreten und nahm's auf; ich hab' nicht gewußt, daß es dem Ambros ſein Meſſer iſt.“

„Sie geben aber zu, Angeklagter, daß Sie letzte Faſtnacht einen nicht unerheblichen Streit mit dem Ambros gehabt; um was handelte es ſich dabei?“

„Um ein Mädchen,“ ſagte Pepi.

„Wo iſt ſie?“

„Ich nenn' ſie nicht, ich mag ſie nicht da hinein bringen. Der Ambros, den jeder als Lügenmaul kennt, hat damit geprahlt, ſie ſei ſein Schatz; ich hab's wohl gewußt, daß es ſo iſt, aber ich hab' ihm geſagt, daß wenn er ſo gemein ſei, damit groß zu thun, ich ihm den Hals umdrehe!“

„Es iſt Blut an einem Felſen und auf dem Wege an der Schlucht entdeckt worden,“ ſagte der Staatsanwalt; „haben Sie auch Blut an dem Meſſer bemerkt?“

„Ja,“ erwiderte Pepi, „aber das iſt nichts Beſonderes an einem Waidmeſſer.“

Das Verhör nahm einen immer peinlicheren Verlauf. Schwer ſprach der Umſtand gegen den Angeklagten, daß er ſich weigerte, zu ſagen, was er in der Nacht vom ſechſten auf den ſiebenten auf dem Weg bei der Schlucht zu thun gehabt habe. Pepi, ein kräftiger Menſch mit offenem ehrlichen Blick, war nichts weniger als redegewandt; im Gefühl ſeiner Unſchuld hatte er es verſchmäht, einen Vertheidiger zu wählen; das viele Fragen

Digitized by Google

verwirrte ihn jedoch ſo, daß er ſich ſchließlich nicht mehr zu helfen wußte, und mit rathloſem Blick ſein Taſchentuch hervorſuchte, um ſich den Schweiß von der Stirne zu trocknen.

Was an Zeugen da war, ſprach das Beſte über den Burſchen aus; beſonders war es der alte Geiſtliche, deſſen Stimme laut die Bravheit des Angeklagten verkündete.

Die Geſchworenen entfernten ſich um über „ſchuldig" oder „nicht ſchuldig" zu berathen; der Pfarrherr ſchritt langſam bis zur letzten Bank, wo Narziſſe ſaß, die gefalteten Hände weit vorſtreckend, den Blick drohend und beſchwörend zugleich auf das Mädchen gerichtet. Sie erhob ſich; es ging wie ein Schauer durch ihre Geſtalt, ſie ſchwankte einen Augenblick, als drohe ſie zuſammenzubrechen, und der alte Mann ſtützte ſie mit ſeiner ſchwachen Kraft.

„Muth, Muth," murmelte er, „Gott iſt mit Dir."

Und ſie raffte ſich auf und trat vor die Schranken: „Ich hab' den Ambros in die Schlucht geworfen, der Mann dort iſt unſchuldig."

Der Richter ſchaute das Mädchen an, das hoch erhobenen Hauptes daſtand, Feſtigkeit in jeder Muskel des Geſichts. Todesſtille herrſchte in dem Raum, bis die Stimme des Vorſitzenden ertönte.

„Man rufe die Geſchworenen zurück."

Dann richtete der Staatsanwalt die Frage an das Mädchen, ob ſie mit dem Ambros in irgend einem Verhältniß geſtanden?

„Ja," erwiderte Narziſſe nach tiefem ſchwerem Athemholen, „ich gehör' zu den vielen, die er angeführt — und das iſt's, was ich nicht hab' bekennen wollen — weil ich mich ſo grenzenlos geſchämt — weil mein Vater ein ſo braver Mann —" ſie konnte nicht weiter ſprechen.

„So hat Sie die Rache zu der That getrieben?" fragte der Staatsanwalt.

Sie ſchüttelte abwehrend das Haupt: „Ich werd' ſchon Alles ſagen, das viele Fragen macht mich nur wirr; nun das Schlimmſte heraus iſt, koſtet mich das andere wenig mehr — der ſchlechte Menſch hatt' es auf meine Schweſter abgeſehen — ein noch nicht ſechszehnjähriges Ding — hier iſt der Brief, den er an ſie geſchrieben," ſie legte ihn auf den Tiſch. „Ich bin im Sommer auf der Alm; der Weg vom Dorf drüben nach unſerem Ort geht über den Berg an der Schlucht vorbei. Um neune wollt' der Ambros bei der Schweſter drunten ſein, ich bin ihm entgegengelaufen und hab' ihn abgepaßt — ich hab' ihm den Weg vertreten — der Föhn hat getobt, es war ein Wetter, als ob unſer Herrgott die Höll' losgelaſſen hätt', nur manchmal ſchaute der Mond aus den Wolken. Ich hab' dem Ambros geſagt, was mich hergeführt, und daß ich ihn nicht frei geb', bis er mir geſchworen, die Schweſter in Ruh zu laſſen — gewarnt hab' ich ihn, daß der Zorn ſtark macht, und das Recht auf meiner Seite ſei — er aber hat mich hohnlachend gegen die Wand geſchleudert. Wie

lang wir dann gerungen, ich weiß es nicht — vom Weg hat keiner was gesehen, und er ist schmal dort — er hätt' mich wohl heruntergebracht, aber der Rock hat sich mir im Gesträuch verfangen, und wie er mich weiter zerren wollt', war er's, der den Boden unter den Füßen verlor."

„Sollte es denkbar sein," sagte der Staatsanwalt, „daß Sie den starken Mann im Ringen bezwungen? Liegt nicht vielmehr die Möglichkeit nah, daß Sie ihn —"

„Hinterrücks," unterbrach sie ihn, „nein; ich hab's gesagt, der Zorn giebt Kraft" — und das Hemd vom Nacken reißend, bot sie den Blicken der Anwesenden eine breite Wunde an der Schulter dar — „sogar das Messer hab' ich ihm aus der Hand gerungen, nachdem er mir's in die Schulter gestoßen; aber schwerer noch war's, mich selber zu bezwingen, und die Kraft hat mir unser Herr Pfarrer von oben verwirkt."

Die Aufregung des anwesenden Publikums hatte sich, während Narzisse sprach, mehr und mehr gesteigert; nun sie schwieg, ging ein Murmeln der Theilnahme, ein lautes Athemholen, begleitet von lebhaften Bewegungen, durch die Reihen der Bänke.

Pepi sprang auf; aus seinen Augen quollen die Thränen, er zitterte am ganzen Körper, und unfähig zu sprechen, stieß er nur kurze, unzusammenhängende Laute aus, bis endlich der Aufschrei: „Großer, allmächtiger Gott!" seine Zunge löste.

„Und jetzt will ich auch Alles gestehen," rief er, „nun ich die Brust frei hab' und rein da steh', und die Narzisse mir ein Recht gegeben zu reden, da sie's selber that — wofür ihr der Himmel seine Gnaden schenken mag. Ja, ich bin in jener Nacht an der Schlucht vorbei, ich bin auf dem Weg zur Narzisse gewesen, mir war Angst, der Föhn nimmt ihr am End' die Hütt' über'm Kopf weg; ich bin gewiß eine Stund' auf und ab gegangen, aber bei ihr anzuklopfen, hätt' ich mich nicht getraut."

„Hätt' auch nichts genützt," unterbrach ihn Narzisse, „ich war nicht drinnen, ich hab' mich viel zu viel gefürchtet, um allein zu bleiben. Auch hat mich die Wunde geschmerzt, und ich konnt' sie nicht verbinden; ich ging zu meiner Kamerädin, die, kaum eine Viertelstunde von mir entfernt, auf der nächsten Alm haust; sie hat mich einen Tag und eine Nacht lang bei sich verpflegt, dort hinten sitzt sie und duckt sich zusammen; sie kann leicht beweisen, was ich sage."

Das Mädchen wurde herbeigeholt, vereidigt und aufgefordert zu sprechen. Sie war eine ängstliche Natur, weinte fürchterlich und erzählte so unzusammenhängend wie möglich, daß Narzisse in der bewußten Nacht in zerfetztem, zerrissenem Gewand mit einer Wunde in der Schulter zu ihr gekommen sei und gesagt habe, sie hätte es mit einem Wegelagerer gehabt, der ihr ein Rind stehlen wollte; darauf wurde festgestellt, daß Pepi um dieselbe Zeit, als Narzisse von ihrer Freundin verpflegt wurde, verhaftet worden war. Der alte Geistliche trat nun hervor, und als er mit zittern-

Digitized by Google

der, beredter Stimme über Narziſſens Leben und Verhalten ſprach, ſenkte das Mädchen das bisher trotzig erhobene Haupt und weinte. Eine ganze Maſſe Menſchen drängten ſich hervor in der Abſicht, für Narziſſe zu ſprechen; es wurden nur einige noch vernommen.

Der Vorſitzende ſtellte an den Staatsanwalt die Frage, ob die Geſtändige in Haft zu nehmen ſei, worauf eine verneinende Antwort erfolgte. Die Geſchworenen ſprachen ſie frei.

Kurze Zeit darauf traten die drei — der Pfarrer, Pepi und Narziſſe den Heimweg mit einander an.

„Ihr habt's bequem," meinte ein alter Steinklopfer auf der Landſtraße, „Ihr braucht nicht weit zu laufen, um Euch zuſammen geben zu laſſen."

Der Geiſtliche nickte lächelnd und blieb mit Abſicht ein wenig zurück.

„Narziſſe," ſagte Pepi, „haſt Du gehört, was der Mann —"

„O ſei ſtill," unterbrach ſie ihn, „nur jetzt von ſo was nichts!"

„Ich begreif's," gab Pepi zu, „wenn ich aber über's Jahr wieder komme — vielleicht dann —"

„Vielleicht," meinte ſie.

Es war Abend, als ſie im Ort anlangten.

„Hochwürden," ſagte Narziſſe und beugte ſich tief über die Hand des Geiſtlichen, „unſer Herrgott lohn's Euch in der Ewigkeit, was Ihr an meiner Seel' gethan."

Da machte er das Kreuzeszeichen über des Mädchens Haupt und ſprach in feierlichem Ton, mit hoch erhobener Hand: „Absolvo te . . ."

Illustrirte Bibliographie.

Spaziergänge eines Naturforschers, von William Marshall, Professor an der Universität Leipzig. Mit Zeichnungen von Albert Wagen in Basel. Leipzig, Verlag des literarischen Jahresberichts (Arthur Seemann).

Wie soll sich in Zukunft der Unterricht auf denjenigen unserer Schulen, welche die Knaben und Jünglinge für das Universitätsstudium vorzubereiten haben, gestalten? Auf der ganzen Linie ist der Kampf um die Entscheidung dieser für das Geistesleben der ganzen Nation höchst bedeutungsvollen Frage entbrannt. Hier das Streben, das Alte, das zweifellos der edelsten Früchte viele gezeitigt hat, zu erhalten — dort der Ruf nach Reformen, die Forderung, den Naturwissenschaften gegenüber den allzu einseitig gepflegten und dadurch nur zu leicht zu einer rein formalen Bildung führenden sogenannten humanistischen Lehrgegenständen einen breiteren Raum in dem Lehrplan unserer Gymnasien zu gewähren. Auf welcher Seite ist das Recht? Wir wollen und können diese Frage hier nicht entscheiden; aber einem der Gründe, den die Gegner einer mehr naturwissenschaftlichen Ausbildung unserer Jugend oft in's Feld geführt haben, möchten wir etwas näher treten, und dazu hat uns die Lectüre des oben angezeigten Buches von Marshall den Anlaß gegeben.

Man hat gesagt, das Studium der Naturwissenschaften gebe der Menschheit eine durchaus materielle Richtung, und das Bewußtsein, die Kräfte der Natur in unseren Dienst gezwungen zu haben, mache uns hochmüthig und unser Wesen und Können edelen Bestrebungen abwendig. Weit entfernt. Je tiefer wir in das harmonische, durch ewige unabänderliche Gesetze geregelte und unserem vollen Verständniß doch so tief verschleierte Walten der Naturkräfte eindringen, desto mehr fühlen wir uns umgekehrt zu demüthiger Bescheidenheit angeregt; desto kleiner erscheint uns der Umfang unserer Kenntnisse, desto lebhafter wird unser Streben, mehr aus diesem unerschöpflichen Born des Wissens und Könnens zu schöpfen. Denn wenn wir manchmal, wo wir nach einer Erklärung für diese oder jene Frage suchen, die uns dunkel ist, die Lösung nicht finden — unwissenschaftlich wäre es, irgend einem Räthsel der Natur gegenüber zu sagen: „Damit zerbreche ich mir den Kopf nicht, das werden wir doch nie ergründen." Wo wären wir wohl, wenn man allenthalben und immer so gedacht hätte! Es kann der Erklärungsversuch einer Erscheinung grundfalsch sein und doch zur Lösung der Frage mächtig beitragen, indem er in denkenden Mitmenschen Zweifel erregt, die diese zu weiterem Nachdenken veranlassen, bis endlich einer ruft: „Heureka! ich hab's!" — und es uns allen wie

Schuppen von den Augen fällt. So hat gerade das Studium der Natur jenen Forscherdrang hervorgerufen, jene hingebende, reine, ihren letzten Zweck in sich selbst findende Liebe zur Wissenschaft, die namentlich dem deutschen Gelehrten stets zu hoher Zierde gereicht hat. Wo hat die etwas mit Materialismus und hochmüthigem Wesen gemein?

Die verständnißvolle Freude an den Wundern der Natur ist nicht dem Forscher und dem Gelehrten allein vorbehalten. Auch der Laie findet an dem reichgedeckten Tische Platz, und wem einmal der Sinn aufgegangen ist für die Natur und ihr Studium, und wem ein Herz für die heranwachsende Jugend innewohnt, der wird ein Bedauern fühlen für den armen Jungen, dessen Gehirn mit dem Formenkram des lateinischen Aufsatzes zermartert wird, den man mit der unverstandenen Lectüre der philosophischen Schriften des wortgewandten römischen Advocaten Cicero plagt. Lehrt ihn die Natur kennen und ihr harmonisches Walten, so wird er schauen, beobachten, denken lernen!

Es ist eine der schwersten und darum auch eine der am seltensten erfüllten Auf-

Aus: Marshall, Spaziergänge eines Naturforschers. Leipzig, Arthur Seemann.

gaben, über wissenschaftliche Dinge gemeinverständlich zu schreiben. Manche halten es ja geradezu für ein Verdienst, wissenschaftliche Abhandlungen in einer Art von Jargon zu verfassen, der nur dem allerengsten Kreise von Specialforschern verständlich ist. Auch das ist ein Verdienst der naturwissenschaftlichen Zeit, daß sie mit dieser mittelalterlichen

Tradition gebrochen hat. Wir besitzen ausgezeichnete gemeinverständlich geschriebene Bücher naturwissenschaftlichen Inhalts. Welcher Laie hätte die Schriften des jüngeren Brehm, der Brüder Müller u. a. gelesen und dieselben nicht mit dem Bewußtsein aus der

Aus: Marshall, Spaziergänge eines Naturforschers. Leipzig, Arthur Seemann.

Hand gelegt, daß er seine Kenntnisse bereichert, eine Fülle von Anregung gefunden und einen ästhetischen Genuß davongetragen habe? Diesen Schriften reihen sich die „Spaziergänge eines Naturforschers" würdig an. Der Autor, ein Gelehrter von gutem Namen, gewährt uns in seinem Buche die interessantesten Einblicke in das Leben der Thiere.

Bunt reihen sich die Bilder an einander an, so abwechselungsreich, daß auch der Leser, der nur in flüchtiger Lectüre die Stunden zu kürzen die Absicht hat, sich nicht beklagen wird. Wer aber mehr sucht, als oberflächliche Unterhaltung, der findet auch mehr, findet auf jeder Seite die Ergebnisse exactester Beobachtung, wärmstes Empfinden für die Natur und das seltene Talent eines Schriftstellers, der gelehrte Sachen in vollendeter Form und gewürzt mit einem Humor, der nie in's Triviale herabsinkt, dem Leser aufzutischen versteht. Das Buch gewinnt durch Titel- und Schlußvignetten eines ausgezeichneten Künstlers, von denen wir einige Proben bringen, und durch eine vorzügliche Ausstattung auch äußerlich an Werth. cht.

Aus: Marshall, Spaziergänge eines Naturforschers. Leipzig, Arthur Seemann.

Französische Bücher.

Wir haben an dieser Stelle unsere Leser von Zeit zu Zeit (vgl. Bd. XL, Heft 118; XLII, Heft 124) mit denjenigen Erscheinungen des Pariser Büchermarkts bekannt gemacht, die entweder wegen ihrer geschmackvollen äußeren Form oder wegen ihres gediegenen Inhalts Anspruch erheben dürfen, auch in unsern Salons ihre Stelle zu behaupten. Wir haben dabei namentlich rühmend der „maison Quantin" gedacht, eines Welthauses, dessen alle zwei Monate erscheinendes „bulletin" eigentlich eine besondere Besprechung verdiente. Auch diesmal sind die Verlagswerke dieser Firma vorauzustellen. Zunächst liegt ein weiterer Band des geographischen Prachtwerks: „le monde pittoresque et monumental" vor, wie seine Vorgänger ein Foliant von mehr als 600 Seiten und herrlicher Ausstattung. Nach eigenen Reiseerlebnissen in Tonkin und den angrenzenden

Ländern schildert Paul Bonnetain darin den „äußersten Osten“ der Erde, nämlich die hinterindischen Königreiche, China und Japan. Er spricht in der Widmung an seinen Bruder von seiner oft sich geltend machenden „Sehnsucht in die Ferne,“ seiner nostalgie d'exotisme.“ Dieser anscheinend paradoxe Begriff tritt in der That in der Darstellung hervor; er verleiht derselben aber einen besonderen Reiz. Das empfindet man am meisten bei der Schilderung japanischer Verhältnisse, wo der Schriftsteller mit einer gewissen Wehmuth von der so ungemein schnell fortschreitenden Europäisirung des Landes spricht. Die zahlreichen bildlichen Beigaben des Werks sind von mehreren namhaften Künstlern, unter denen auch G. Fraipart nicht fehlt, nach der Natur ausgeführt. Zum besseren Verständniß der Einzelheiten tragen drei Karten und ein sorgfältiges Register bei. — Ein anderes Unternehmen desselben Verlags ist die „Collection Calmann Lévy,“ welche literarisch werthvolle Werke neuerer Schriftsteller, namentlich hervorragende Romane, in Bänden größten Quartformats, ebenfalls mit zahlreichen, für diese Ausgabe eigens hergestellten Zeichnungen, enthält und rasch fortschreitet. Augenblicklich liegt uns in dieser Ausgabe vor Octave Feuillets immer noch gern gelesene Geschichte: „le roman d'un jeune homme pauvre,“ die vor fast einem Vierteljahrhundert allgemeine Bewunderung erregte, auch als Bühnenstück einen Erfolg zu verzeichnen hatte. Statt eines Vorworts lesen wir nur des Schriftstellers muthigen Wahlspruch: sursum corda! und sein feiner, geistvoller Kopf mit dem lebhaften Augen und dem eigenthümlich gutmüthig erscheinenden Zug um den Mund tritt uns in einer künstlerisch ausgeführten Radirung entgegen. Die Zeichnungen von Lud. Mouchot sind theils anmuthige Genrebilder mit Wahrung der durch den Text geforderten Beschränkung der Trachten, Zimmereinrichtungen u. s. w., theils auch stark auf den Effect gearbeitete, dramatisch aufgefaßte Entwürfe. Wir meinen jedoch, daß es gerade für einen neueren französischen Maler besonders beschwerlich war, diesem „idealistischen Romane“ künstlerisch gerecht zu werden; andererseits stellt schon das Erscheinen dieser neuen Ausgabe desselben dem Geschmack, des französischen Volks ein gutes Zeugniß aus. Von den Octavbänden der „bibliothèque des chefs-d'oeuvre du roman contemporain“ sei auch einer der jüngst erschienenen erwähnt; er enthält, „la cousine Bette par H. de Balzac.“ Mit Recht ist dieser Schriftsteller schon zwei Mal berücksichtigt worden — zuerst erschien sein „le père Goriot“ —; denn als hervorragender Kenner des menschlichen Herzens, als meisterhafter Darsteller seiner geheimsten Regungen dürfte er so leicht nicht wieder übertroffen werden. Dieser Roman spielt im Jahre 1838; es war daher die Hauptaufgabe des Künstlers Georges Cain, in seinen 10 Zeichnungen, deren technische Vervielfältigung übrigens vortrefflich ist, die Hauptscenen mit historischer Treue des Zeitcolorits zu veranschaulichen. Er hat sie vorzüglich gelöst. Weiteres Lob dieser Sammlung würde uns nur verführen, früher Gesagtes und ohnehin längst Bekanntes zu wiederholen; wir theilen daher nur mit, daß zunächst der oben erwähnte Roman Feuillets auch in dieser Bibliothek erscheinen soll, sowie das reizende Idyll Lamartines „Raphael.“ — Ein für den Literarhistoriker höchst anregendes Werk, durch seine vornehme Ausstattung wiederum als eine „Liebhaber-Ausgabe“ gekennzeichnet, hat Frédéric Donnadieu bei Quantin erscheinen lassen unter dem Titel: „les précurseurs des Félibres 1800—1855.“ Nicht jeder unserer Leser wird sofort wissen, was gemeint ist. „Les Félibres“ — der Name wird erklärt als „un homme, qui fait des livres“ — nennt man die neueren provençalischen Dichter, und dem entsprechend auch jene literarische Gesellschaft in Paris, die diesen Dichtern ihre Theilnahme schenkt und die heimatliche Mundart des Südens gegenüber dem allbeherrschenden Nordfranzösischen, bez. der eigentlichen Schriftsprache erhalten wissen will. Die einzelnen Abhandlungen, aus denen Donnadieus Werk sich zusammensetzt, haben in schlichterer Form schon 1883 vom Ministerium des öffentlichen Unterrichts den ersten Preis erhalten. Seitdem hat der Verf. seine Studien erweitert und vertieft. Selbstverständlich sind nur die wirklich bedeutenden Dichter behandelt worden, und auch von diesen wird man den einen oder andern noch vermissen. Der Verf. wird also diesen 14 Aufsätzen demnächst noch weitere folgen lassen können, ohne daß sein Stoff vorzeitig erschöpft würde. Die zahlreichen mitgetheilten Proben provençalischer Lyrik zeigen, wie bedeutende Talente dort anzutreffen sind; beispielshalber sei nur auf Auguste Taudou (1759—1824), den „Troubadour von Montpellier“, und auf Aubanel de Nîmes (1758—1842) verwiesen. Die Uebersetzungen sind meist recht gelungen; daß sie den unvergleichlichen Wohllaut des Originals nicht wiedergeben, wird jeder Kenner der melodiösen, vokalreichen Sprache der Provence ohnehin wissen. Die vortrefflichen Illu-

Digitized by Google

ſtrationen des Textes, theils als Miniaturen in dieſem ſelbſt, theils als beſondere Vollbilder auftretend, ergänzen die kulturgeſchichtlichen Angaben des Buchs. So lernt der Leſer die merkwürdigſten Bauten von Montpellier, Carraſſonne, Nimes, Arles, Avignon und Toulouſe kennen. Natürlich die Bildniſſe der beſprochenen Dichter fehlen in einem derartigen Muſterwerke nicht, deſſen wiſſenſchaftlicher Werth, wie wir nochmals betonen, nicht unterſchätzt werden darf. — Faſt als Ausnahme iſt es anzuſehen, daß in demſelben Pariſer Verlage auch ein Werk von Sir Charles Wentworth Dilke: „L'Europe en 1887" erſchienen iſt, deſſen Inhalt ſich natürlich für eine künſtleriſche Ausſtattung nicht eignete. Unter dem Eindrucke der augenblicklichen politiſchen Lage geſchrieben, riefen dieſe 6 Aufſätze bei ihrer erſten Veröffentlichung in der „Fortnightly Review" ein berechtigtes Aufſehen hervor. Dir drei erſten über Deutſchland, Frankreich und Oeſterreich wurden in der „Nouvelle revue" überſetzt. Der Verf. leugnet ſeine innige Hinneigung zu Frankreich keineswegs ab, iſt aber weit entfernt, ſich durch dieſe ſeinen politiſchen Scharfblick verkümmern zu laſſen. Der ruhige Ton der Objectivität, den er inne zu halten ſucht, verdient vollſte Anerkennung, wenn man auch wieder wünſchen möchte, daß gelegentlich an Stelle der marmorkalten Kritik ein Wort wärmerer Begeiſterung oder lebhafter Abneigung träte. Iſt es freilich ſchon ſchwer, Zeitgeſchichte zu ſchreiben, ſo muß man eine derartige Augenblicksgeſchichte, wie wir ſagen möchten, für eine Rieſenarbeit halten. Darum iſt es durchaus verzeihlich, wenn der Verf., noch dazu als Engländer, über die Bedeutung des deutſch-öſterreichiſchen Bündniſſes theilweiſe andere Vorſtellungen hat, als ſie gang und gäbe ſind. Es ſei aber ausdrücklich hervorgehoben, daß dieſe Abhandlungen keine oberflächlichen Zeitungsartikel ſind, ſondern durch ihren Gehalt, ihre vorſichtigen Urtheile, ihr tiefes Eindringen in ſchwierige Fragen den Rang werthvoller Studien zur gegenwärtigen Geſchichts-Erkenntniß der europäiſchen Staaten einnehmen. — Es giebt zweifellos viele Leute, auch in Paris, die an Büchern wie dem eben genannten keinen Gefallen finden, ſondern mit einer kleinen Veränderung eines bekannten Worts betheuern: „Politiſch Buch, ein garſtig Buch!" Aber was wird nicht heutzutage alles geleſen oder wenigſtens geſchrieben, in der Hoffnung, daß es geleſen werde! Darüber belehrt uns ein allerliebſtes Buch von Octave Uzanne: „Nos amis les livres. Causeries sur la littérature curieuse et la librairie." (Paris, maison Quantin; Preis 6 Frcs.) Es iſt eine Weiterführung des ſchon in den „Caprices d'un bibliophile" von dem Verf. behandelten Themas in derſelben prickelnden, geiſtvollen, den Leſer mitfortreißenden Art. Trotz ſeines nicht allzu großen Umfangs (320 Seiten in 8°) ſteckt darin eine Fülle von Stoff, die wahrhaft ſtaunenswerth iſt. Der liebenswürdige Erzähler ſpricht vorwiegend von der Gegenwart, er plaudert von dieſem und jenem, er bringt in den 12 Capiteln ſeines Buchs die werthvollſten Mittheilungen über Schriftſtellerei, Druckerei, Verlagsweſen, Büchervertrieb und Kritik vor, nicht ſelten durch wichtige Urkunden, die bisher unbekannt waren, beglaubigt. Dazu kommt die eigenthümliche Art der „causerie" (wir behalten abſichtlich das franzöſiſche Wort bei), welche den Leſer faſt auf jeder Seite eine Ueberraſchung bereitet. Wir finden beiſpielsweiſe eine vollſtändige Geſchichte der berühmten Buchhändlerfamilie Dentu, eine eingehende Würdigung des Publiciſten Jules Vallès, allerlei Anekdoten über Paul Lacroix, vertrauliche Mittheilungen über Charles Beaudelaire und ſeine noch nicht herausgegebenen Schriften, eine allgemeine Charakteriſtik der in Paris erſcheinenden Bücher und ihrer Käufer, ſtatiſtiſche Angaben über die Beziehungen zwiſchen Autor und Verleger, über die Schriftſtellerhonorare vom 17. bis 19. Jahrhundert u. ſ. w. Ein ſorgfältiges Namen- und Sachregiſter erleichtert auch hier das Auffinden einzelner Bemerkungen. Ein derartiges Werk ſollte bei uns nachgeahmt werden, denn es fehlt bisher; freilich dürfte dieſe Nachahmung in Deutſchland ein ganz anderes Ausſehen erhalten. — Schließlich erwähnen wir noch eines franzöſiſch ſchreibenden Deutſchen, man möchte faſt ſagen eines internationalen Schriftſtellers. Johannes Faſtenrath, der in Köln lebende Kenner der ſpaniſchen Literatur, hat eine Reihe von Aufſätzen geſammelt unter dem Titel: Figures de l' Allemagne contemporaine" (Paris, Albert Lavine). Dasſelbe liegt ſchon in zweiter Auflage vor; ſeine einzelnen Beſtandtheile erſchienen zuerſt 1883—86 in Gubernatis' „revue internationale" und in Baron Storks „matinées espagnoles." So anziehend viele dieſer Aufſätze ſein mögen, läßt es ſich doch nicht verhehlen, daß die Zuſammenſtellung eine edle Willkür verräth, die wir nur bei einem Feuilletoniſten allenfalls verzeihen können. Es iſt uns beim beſten Willen nicht gelungen, in dieſem geiſtigen Panoptikum einen leitenden Faden aufzufinden, denn

zwischen Lasker und Carmen Sylva, zwischen Adolph Menzel und Geibel, Fanny Elßler und Julius von der Traun u. a. vermögen wir keinen Zusammenhang zu entdecken. Daß man aus dem Werke vielfach Neues, oft sogar reiche Belehrung gewinnt, soll gegenüber dieser Ausstellung ausdrücklich betont werden.

Bibliographische Notizen.

Die Schreibmaterialien und die gesammte Papierindustrie. Eine Studie von R. Raab. Mit einem Vorwort von Daniel Sanders. Hamburg und Leipzig, Verlag von J. F. Richter.

Es ist eine interessante Thatsache, die uns Raab in seinem Buche mittheilt, daß in der gesammten civilisirten Welt jährlich 461 800 000 Kilogramm Papier allein für den Druck von Zeitungen verbraucht werden. Aber ebenso ephemer, wie manche Preßerzeugnisse, ist ein großer Theil der Papierfabrikate selbst, die jenen als Mittel zu ihrer Verbreitung dienen. Wer für die Unsterblichkeit zu schreiben gedenkt, der mag sich wohl vorsehen, daß ihm nicht der Papierfabrikant einen Strich durch die Rechnung macht. Das Rohmaterial, das heute bei uns in Deutschland in Papierfabriken verwendet wird, besteht zu zwei Fünfteln aus Ersatzstoffen, denen die zur Herstellung eines haltbaren Papiers erforderlichen Eigenschaften abgehen. Unsere Vorfahren haben weniger geschrieben als wir; aber sie haben besser dafür gesorgt, daß das, was sie geschrieben, auch der Nachwelt erhalten bliebe.

Eine Fülle von wissenswerthen Einzelheiten geschichtlicher, statistischer, technischer Art hat der Autor mit anerkennenswerthem Fleiß zusammengetragen, um uns mit allem bekannt zu machen, was mit der Erzeugung der Schreibmaterialien im weitesten Sinne in irgend welchem Zusammenhange steht. Es ist das ein Gegenstand, der nicht nur für den Fachmann Interesse bietet; zumal der Verfasser, wie Daniel Sanders in dem Vorwort zu dem Buche hervorhebt, ein angenehmer und geistreicher Plauderer ist, der durch mannigfaltige, anmuthige Beimischung, Zugaben und Zuthaten auch einen an und für sich nüchternen Stoff zu würzen und einem trockenen und dürren frischquellendes Leben und Reiz zu verleihen weiß. Nicht ohne stille Verwunderung wird der Leser wahrnehmen, daß mancher Abschnitt, von dem er sich nach der Ueberschrift vielleicht nur wenig Unterhaltung versprochen, ihn fesselt und nicht eher losläßt, als bis er an's Ende gelangt ist. Die Hoffnung des Autors ist deshalb nicht unberechtigt, daß sein Buch auch über Fachkreise hinaus bei dem gesammten gebildeten Lesepublikum Leser finden werde. cht.

Am Dünenstrand der Ostsee Skizzen und Erinnerungen aus den Ostseebädern von Dr. Adolph Kohut. (Band 1: Die Seebäder Pommerns. Band 2: Rügen und seine Seebäder.) Berlin, J. L. B. Laverrenz.

In anmuthiger Schilderung berichtet der liebenswürdige Schriftsteller seine eigenen Erlebnisse auf einer Sommerfahrt an die Ostsee. Außer Rügen, Stettin und Swinemünde hat er besonders auch die Modebäder Heringsdorf, Ahlbeck und Misdroy besucht. Ueberall sind in die Darstellung Mittheilungen über Sagen, Sitten und Gebräuche der Landesbewohner, sehr oft auch stimmungsvolle Gedichte eingeflochten. Praktischen Werth haben beide Bändchen durch gute Rathschläge über Wohnungs- und Verpflegungspreise. Wir möchten dem fleißigen Verfasser, der wehmüthig scherzend von sich selbst bekennt, daß er „nicht zu den Lieblingen Fortunas gehöre", wünschen, daß ihm der Erfolg dieser Arbeit Freude bereite. fv.

Des Lebens Kleinigkeiten. Bilder und Typen aus dem russischen Leben von N. Schtschedrin. Autorisirte Uebersetzung von Johannes Eckardt. Hamburg, Gebr. Behre.

Bei dem beständig sich steigenden Interesse, welches die deutsche Literatur der zeitgenössischen russischen entgegenbringt, scheint es uns angezeigt, die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums auf einen russischen Autor zu lenken, welcher in seinem Vaterlande sich längst des größten Ansehens erfreut und neben Turgenjeff, Tolstoy und Dostojewsky genannt wird. Schtschedrins literarischer Ruf datirt schon aus der Mitte

der fünfziger Jahre, in denen er einen noch mächtigeren Einfluß ausübte als jetzt, weil er sich damals in Uebereinstimmung befand mit der politischen Zeitströmung, während augenblicklich genau das Gegentheil der Fall ist. Trotzdem ist seine Würdigung als Schriftsteller von dem Wechsel der Zeiten unberührt geblieben. Sichtschedrin ist Moralist und Sittenschilderer weit mehr als Novellist. — Die unter obigem Gesammttitel uns vorliegende Sammlung von Aufsätzen hat in Buchform soeben erst die Presse verlassen; sie umfassen hauptsächlich das Gebiet des kleinbürgerlichen und bäuerlichen Lebens.

Das Talent für realistische Darstellung, der Wirklichkeit hat der Verfasser mit vielen seiner Landsleute gemein: nicht um erfreulich zu wirken sind die Schilderungen verfaßt, sondern um ein lebenswahres Bild von den oft erdrückenden Verhältnissen zu geben, unter welchen das russische Volk seinen schweren Lebensgang wandelt. Durch sie alle geht die Klage hindurch daß die Sorge um das tägliche Brot, die Unzuverlässigkeit der bestehenden Verhältnisse, kurz — „des Lebens Kleinigkeiten" die Menschen im Allgemeinen, ganz besonders aber die Russen hindern, die wahren Culturaufgaben der Menschheit zu lösen.

Die Uebersetzung ist stilistisch tadelfrei; wie weit dieselbe dem Original angepaßt ist, vermögen wir nicht zu beurtheilen.

mz.

's Liserl. Erzählung vom Ammersee von Maximilian Schmidt. Leipzig, A. G. Liebeskind 1888.

Es ist eine einfache Geschichte, die uns M. Schmidt, der berufene Schilderer bayerischen Volkslebens, im vorliegenden Buche bietet: die Bekehrung eines auf Abwege gerathenen jungen Burschen durch die Liebe eines unschuldigen Kindes, dem er das Leben gerettet, und das ihm, durch den unerschütterlichen Glauben an einen guten Kern in dem von Allen bereits aufgegebenen Buben, zum Danke sein besseres Selbst rettet. Daß aus ihm dann ein tüchtiger Mann, aus dem Kinde ein blühendes „Deandl" und — nach einigen Hindernissen aus Beiden ein glückliches Paar wird, bedarf wohl kaum noch der Erwähnung.

Das Fesselnde des liebenswürdigen Büchleins liegt weniger in der sehr einfachen Handlung, die ohne besondere Verwickelung sich abspielt, als vielmehr in der liebevollen Ausmalung des verhältnißmäßig breit angelegten lokalen Hintergrundes und in der lebenvollen Schilderung von Land und Leuten, Sitten und Gebräuchen. Demgemäß haben auch die Träger der Handlung ein mehr typisches als individuelles Gepräge, machen aber um so eher einen glaubwürdigen Eindruck. Zu diesem trägt das weise Maaßhalten Schmidts wesentlich bei, der jeder Versuchung, krasse Effecte zu erzielen, aus dem Wege geht. Der dem einfachen Stoffe angemessene schlichte und innige Ton der Erzählung verdient hohe Anerkennung.

ow.

Ueber die Diät. Von Kunze. Heusers Verlag. Berlin und Leipzig.

Verfasser, in der medicinischen Schriftstellerei wohlerfahren, giebt in sehr populärer Schreibart einen Abriß nicht bloß aller diätetischen Vorschriften im engeren Sinne, sondern der gesundheitsgemäßen Lebensweise überhaupt. So kann man über die zweckmäßige Eintheilung des Tages nach Arbeit und Ruhe und über sämmtliche Nahrungs- und Genußmittel für normale wie für Krankheitszustände Belehrung finden. Allerdings ist nicht alles unbedingt richtig und nicht alles von gleichem Werth, und der Rathsuchende wird seinen Arzt nicht umgehen können. Um so überflüssiger sind die stellenweise eingestreuten rein medicinischen Anordnungen.

jl.

Die Lungengymnastik. Von Huperz. 3. umgearb. und erweiterte Auflage. Heusers Verlag. Berlin und Leipzig.

Daß binnen drei Jahren dies Büchlein zum dritten Male aufgelegt wird, beweist, wie verbreitet die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit gesundheitsgemäßer Behandlung der Athmungsorgane auch beim Laienpublikum ist. An dieses wendet sich der Autor; er will den Kranken und ihrer Umgebung ein besseres Verständniß für die ärztlichen Rathschläge beibringen und erreicht sein Ziel um so eher, als seine Schreibweise flüssig und gewandt ist und gelegentlichen Seitenbemerkungen gern Zutritt gewährt. Daß die Fettsucht hier mit behandelt ist, ist weniger durch die Logik als durch die herrschende Mode begründet.

jl.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Adler, G., Die Frage des internation. Arbeiterschutzes. München, G. Hirth.

Braddon, M. E., Stella. Zweiter Band. (Engelhorns allgem. Roman-Bibl. IV. Jahrg. Band 26.). Stuttgart, J. Engelhorn.

Cölln, Fr., Der befreite Prometheus. Dramat. Dichtung. Leipzig, W. Friedrich.

Conrad, M. G., Was die Issr rauscht. Münchener Roman. Zwei Bände. Leipzig, W. Friedrich.

Der Koran. Im Auszuge übersetzt von Friedrich Rückert, herausgegeben von August Müller. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer.

Deutsche Denker und ihre Geistesschöpfungen. Herausg. von A. Heinrichsen. Heft 1-3. Berlin, Verlag d. Literarischen Deutschland.

Der jüdische Einjährig-Freiwillige im deutschen Heere. Zweite Auflage. Berlin, Walther & Apolant.

Elchenderff, Joseph Freiherr von. Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle. Leipzig, Leipziger Verlagshaus (Greuell & Francke).

Eugern, Robert. Bei guter Laune. Humoresken und Essays. Inhalt: Die Leiden des jungen Fröhlich. — Wullrath, ein vergessener Dichter. — Freudvoll und leidvoll. — Der kluge Mann. — Das ist nicht mehr Mode. — Nüchterne Veränderungsvorschläge für musikwüthende Städte. Berlin, Hermann Brieger.

Filhés, Bertha. Die Frau des Kapitäns. Berlin, Verlag von Walther & Apolant.

Fischer, K., Goethes Iphigenie (Vortrag bei Versammlung der Goethe-Gesellschaft 1888). Zweite Aufl. Heidelberg, C. Winter.

Fischer, K., Ueber die menschliche Freiheit. Prorectoratsrede. Zweite Auflage. Heidelberg, C. Winter.

Fritsche, P., Bilderbuch eines Schwermütigen. Stolp i. P., H. Hildebrandt.

Fuchs, O., Haschisch. Erzählungen aus dem modernen Egypten. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Gibbon, Ch., By mead and stream. A novel. 2 Vol. (Ascher's collection of English authors. Vol. 270-271.) Hamburg, Verlags-Anstalt (vorm. J. F. Richter.)

Glzycki, G. v., Kant und Schopenhauer. Zwei Aufsätze. Leipzig, W. Friedrich.

Geld- und Silber-Münzen Japan's bis auf die Neuzeit. Berlin, A. Woyl.

Grüning, H., Das Verbot der „Humburger Rundschau“. Hamburg, H. Grüning.

Günther, F., Terrainkurkarte von Heidelberg und Umgebung. Heidelberg, C. Winter.

Hart, H., Das Lied der Menschheit. Bd. II. Nimrod. Grossenhain, Baumert & Ronge.

Heine, Heinrich. Buch der Lieder. Leipzig. Leipziger Verlagshaus (Greuell & Francke).

Hertzsch, R. H., Der erste und sicher einzig wissenschaftliche Beweis — kein Trugschluss, auch keine Hypothese — auf Grund der Descendonztheorie, dass es einen persönlichen Gott und eine Unsterblichkeit der Seele giebt. Zweite Auflage. Leipzig, G. Fock.

Im Kampf um die Weltanschauung. Bekenntnisse eines Theologen. 3. u. 4. Aufl. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.

Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten. Herausgegeben von Georg Hirth, Herausgeber des „Formenschatz“, des „Deutschen Zimmers“ etc. Fünfter Band. Lieferung 57/58. Leipzig und München G. Hirth.

Lowler, A. F., Ueber Naturgemässheit im fremdsprachlichen Unterricht. 3. Aufl. Hamburg, H. Grüning.

Meinecke, G., Aus dem Creolenlande. Erzählungen. Berlin, I. Zenker.

Mennell, A., Die Königsphantasien. Eine Wanderung zu den Schlössern König Ludwigs II. von Bayern. Illustr. In Arrangements von P. Krämer. 3. Aufl. Leipzig, Verlag d. Literar. Gesellschaft.

Merlan, H., Die sogenannten Jungdeutschen in unserer zeitgenöss. Literatur. Leipzig, R. Werther.

Meyers Conversations-Lexikon. Eine Encyklopädie des allgemeinen Wissens. Vierte gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit geographischen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen. Elfter Band. Luzula — Nathanael. Mit 42 Illustrationsbeilagen und 182 Abbildungen im Text. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Müller, A. u. K., Thiere der Heimath. Mit Chromolithogr. nach Deika u. nach A. Müller. Kassel, Theod. Fischer.

Neir, Louis. La Banque juive. Roman d'actualité. Paris, Librairie Moudaine Joseph Ducher.

Platons Apologie, Kriton, Phaidon. Uebers. von H. Zimpel. Breslau, M. Woywod.

Popper, J., Die technischen Fortschritte nach ihrer ästhetischen und kulturellen Bedeutung. Leipzig, C. Reissner.

Prühle, Heinrich, Die Lehninische Weissagung. Berlin, Nicolai'sche Verlags-Buchhandlung, R. Stricker.

Reuschert-Metz, Auf Kaiser Friedrichs Tod. Eine Sammlung von Gedichten. Trier, H. Stephanus.

Römer, Volapük und deutsche Professoren. Polem. Arabeske. Neuwied, Louis Heuser.

Rosegger, P. K., Ausgewählte Werke. Mit 600 Illustrationen von A. Greil und A. Schmidhammer. Lief. 16—21 (Schluss des 1. Bandes.) Wien, A. Hartleben.

Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge. Herausg. von Virchow u. Holtzendorff. N. F. III. Serie. Heft 53: Ethé, Poesie und Schriftthum der Perser. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Spitta, H., Ein Blick in unsere Zeit. 2. Abdruck. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.

Universal-Bibliothek der bildenden Künste. No. 16-21. Leipzig, Bruno Lemmo.

Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Herausgegeben von Friedrich Bienemann. Jahrgang 1888. Neuntes Heft. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Verhandlungen des deutschen wissenschaftlichen Vereins zu Santjago. 5. Heft. Valdivia, T. Springmüller.

Vierordt, H., Akanthusblätter. Dichtgn. aus Italien und Griechenland. Heidelberg, C. Winter.

Vogel, O., Rügen. Ein Liederkranz. Greifswald, L. Bamberg.

Wanderer, Georg. Sommerfahrt eines Junggebliebenen. Berlin, Walther & Apolant.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1888er. Frische Füllung. 1888er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade

Sprudel . .	58,20 R.
Mühlbrunn .	40 "
Schlossbrunn	41,8 "
Theresienbrunn	47,1 "
Neubrunn . .	47,3 "
Marktbrunn .	34,5 "
Felsenquelle .	47 "
Kaiser Karls-Qu.	33,4 "
Kaiserbrunn.	39,1 "

Karlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Die Füllingen am Apollinaris-Brunnen (Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen im Jahre 1887

11,894,000

Flaschen und Krüge.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,
LONDON,
UND REMAGEN A. RHEIN.

Band 47. — Heft 140.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

November 1888.

Breslau.
S. Schottlaender.

November 1888.

Inhalt.

Seite

Wilhelm Jenſen in München.
Aus meiner Vaterſtadt. Die Perſianiſchen Häuſer. (Schluß.) ... 155

F. T.
Theodor Storm. Ein Gedenkblatt. 197

Ludwig Pfau in Stuttgart.
Aus der Münchener Kunſtausſtellung des Jahres 1888. (Fortſetzung.) 210

Paul Lindau in Berlin.
Aus dem Orient. Flüchtige Aufzeichnungen. II..... 230

Gebhard Zernin in Darmſtadt.
Die Entweichung des Marſchalls Bazaine aus dem Gefängniß von St. Marguerite. Nach den Mittheilungen des Grafen Hériſſon. 263

Felix Dahn in Breslau.
An Carmen Sylva. 278

Bibliographie. 282
Die Königsphantaſien. (Mit Illuſtrationen.) — Potsdam und Sans-Souci.

Bibliographiſche Notizen. 289

Hierzu ein Portrait von Theodor Storm.
Radirung von Joh. Lindner in München.

„Nord und Süd“ erſcheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunſtbeilage.
——— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. ———
Alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten nehmen jederzeit Beſtellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen ſind ohne Angabe eines Perſonennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerſtr. 2/3.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLVII. Band. — November 1888. — Heft 140.

(Mit einem Portrait in Radirung: Theodor Storm.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Aus meiner Vaterstadt.

Die Persianischen Häuser.

Von

Wilhelm Jensen.

— München. —

(Schluß.)

III.

„Bald sahen wir ein schönes Eiland ragen,
Landangegipfelt, felsenaufgeschürzt,
Das Meer versucht hier donnernd anzuschlagen,
Die Fluth jedoch am Klippengurte stürzt
Rückprallend hin, indeß des Landes Kuppe
Mit jungen Bäumen siegreich aufwärts steigt
Und auf die rings vertheilte Häusergruppe
Gleich Frühlingsbannern seine grünen Aeste neigt."

Mit diesen Versen begrüßte ein jugendlicher Poet die dänische Insel Bornholm, wie er genau um zwei Jahrhunderte später, als Paul Fleming, an ihr vorüber dem nämlichen Ziel über die Ostsee entgegenzog. Und ebenso hob die Insel sich auch schon vor den Augen des letzteren, vom „Rytterknägten" übergipfelt, freundlich und anmuthig aus dem blauen Gewässer, durch ihren Anblick nichts von den rastlosen Kämpfen kundgebend, welche die nordische Welt Jahrhunderte lang bis vor Kurzem um das kleine Eiland geführt hatte, und keine Schatten des blutigen Streites voraufwerfend, der es bald wiederum übertoben sollte. Doch Paul Fleming hat uns nicht, wie Rudolf Kulemann, in einem Gedicht den Eindruck hinterlassen, den die idyllisch freundliche Erscheinung Bornholms auf ihn geübt. Vor seinem Blick und seinem Gemüth lag noch ein Schatten darüber, mit dem der letzte Abend in Kiel ihm den freudigen Sinn für die Schönheit verdunkelt hatte. Die Erinnerung an Agnete Burenäus

haftete ihm schmerzlich in der Seele; sein Herz war ihr nicht in Liebe, doch mit brüderlichem Gefühl und Vertrauen zugethan gewesen, und sie hatte ihm ein schönes und liebes Bild, das er in sich besessen, zerschlagen. Nicht ihr eignes allein; aus der Erkenntniß des Truges ihrer Erscheinung war ihm eine Trübung über seinen Glauben an die Hoheit und Reinheit des weiblichen Geschlechtes gefallen, und mit einem unsicheren Zagen wandte er die Augen in die Richtung der aufgehenden Morgensonne, dem noch fern unsichtbaren Landungsziel der Kogge zu. Wenn das Leben mit Blick und Rede so zu täuschen vermochte, wie viel leichter fiel dies noch dem Stift eines Künstlers!

Doch, wie um zwei Jahrhunderte nachher Rudolf Kulemann seinen Gesang fortsetzte:

„Mir aber ist's, als ob in Silbergleisen
Tritonen blasen auf dem Muschelhorn,
Die See erbebt, und ihre Wellen kreisen,
Geöffnet ist der ahndungsvolle Born —
Sie taucht empor, sie ist es — Aphrodite,
Die schamhaft noch an allen Gliedern bebt,
Bis plötzlich sich die stolze, schaumumsprühte
Meergöttin dort auf Deinen Blumenschild erhebt —"

so zog allgemach auch dem jungen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, wenn er ausblickend auf dem Vordercastell des Schiffes stand, ein sonnenglimmerndes Wellenspiel, goldhell rinnend und rieselnd, voran, und nächtlich funkelte es rings um die Planken wie ein Heraufsprühen von bläulichen Demanten aus der Tiefe, denn der Octoberwind hatte begonnen und ließ den Kiel im Dunkel ständig eine glanzwimmelnde Furche durch Meergeleucht der See hinziehen. In magischer Schönheit umwogte dieser wallende Lichtmantel das hurtige Fahrzeug, und mit geheimnißvollen Stimmen summte und rauschte der Nachtwind drein. Oft, wenn alle andern Mitglieder der Gesandtschaft zusammengepfercht in ihren engen Schlafkojen lagen, sah Paul Fleming auf dem Verdeck die Sterne über sich schreiten, viele Stunden lang, selbst unter ihnen hin und wieder wandernd, oder, in seinen Mantel gewickelt, auf dem Bretterboden hingestreckt, daß Wirklichkeit und über ihn kommender Traum sich ihm zu wundersamen Empfindungen und Bildern ineinander mischten. Und nach solcher Nachtrast einmal gewahrte er als der Erste im aufwachenden Morgenschein am Himmelsstrich hohe graue Schatten emporsteigen, die allgemach da und dort mit goldenen Pünktchen in der Sonne zu glitzern anhuben. Das waren die Thürme der alten gothischen Kirchen von Reval aus seiner stolzen Hansazeit, überragt von dem berggetragenen Dom; bald hoben sich auch die Schloßburg, die weitgestreckten Ringmauern und die Dachfirste der am Abhang emporgestaffelten Stadt nach, und unter der Insel Nargen, der Wächterin am Zugang des Hafens, dahin lief die Kogge um Mittag die wohlgesicherte Rhede an. Doch regte der Anblick aus der Weite machtvolleren Eindruck, als die

Nähe ihn bewahrheitete. Die Tage der gewaltigen Kraft des Hansabundes waren vorüber, kaum mehr noch als sein Name verblieben, denn sein Leben lag bereits zu Grabe getragen, und mit ihm war die frühere stolze Selbstständigkeit Revals in Abhängigkeit untergegangen. Seit einem halben Jahrhundert hatte das schwedische Königreich überall an der deutschen Ostsee die Erblassung der Hansa mit Verträgen oder Gewalt an sich gebracht, vor Allem die Häfen und Küsten Livlands, Kurlands und Esthlands; und so war auch die Hauptstadt des letzten, die ehmalige „theure Schwesterstadt" Lübecks, zur Beute der aufgewachsenen nordischen Seemacht geworden und in schwedischen Besitz gefallen. Wohl hatte Reval seitdem oftmals Bittschriften um seine Auslösung aus der Hand der Fremden bei Kaiser und Reich eingereicht, aber Kaiser und Reich leisteten, wie es schon in ihrer langen Gewohnheit lag, nur eine Beihülfe von schönen Verheißungen, und jetzt zumal, seit der gebietenden Machtstellung schwedischer Heerkraft bis zum äußersten Süden Deutschlands hin, konnte kein leisester Hoffnungsschimmer auf eine Wiedervereinigung der fernen Ostseelande mit dem Reich mehr aufkommen.

So war Reval eine Stätte großer Erinnerungen, doch ziemlich stiller Gegenwart geworden. Die hohen stattlichen Giebelhäuser schauten noch unverändert auf lange, wohlgehaltene Straßenzüge herab und übten, besonders für Jemand, der aus Kiel zwischen sie versetzt ward, einen vornehmen Eindruck, aber die Einwohnerzahl der Stadt hatte sich stark vermindert, und noch mehr ihre Handelsbedeutung, das ehemalige rege Leben in ihr. Wenn die schwedischen Besitzer der deutschen Kaufmannschaft auch nicht die Niederlassung und Ausübung ihres Geschäftsbetriebes verweigerten, so waren doch die Inhaber der Mehrzahl der alten Hansahöfe mählich weggeschwunden und nur die Baulichkeiten ihrer früheren Wohnsitze geblieben. Indeß um so fester hielten sich die noch vorhandenen Deutschen zu einem Verbande wechselseitiger Stützung zusammengeschlossen, und die wilde Zeit mochte wenig Orte kennen, in denen ein aus dem fernen, blutig zerrissenen Vaterlande einkehrender Landsgenosse auf so freudigen Empfang und so schrankenlos bereitete Gastlichkeit zählen durfte, wie in den deutschen Häusern zu Reval.

Ein Gerücht war bereits hierhergekommen, daß von Holstein aus ein solcher Zug in's Moskowiterland beabsichtigt sei, und bei.n Anlanden des Schiffes verbreitete sich schleunig die Kunde von der Bewahrheitung jener Botschaft unter den deutschen Stadteinwohnern. Rasch eilten sie zur Begrüßung der Ankömmlinge an den Hafen, wo sie zu ihrem Leidwesen vernahmen, daß der Herzog Friedrich in seinem Drange, schnellmöglichst aus Moskau die erbetene Zusage zu gewinnen, der Gesandtschaft nicht länger als eines Tages Aufenthalt zu Reval verstattet habe. So mußten die Eingesessenen die kurze Frist nach Kräften zu nutzen streben; jeder, der es nach seinen Lebensumständen vermochte, erbat sich einen Gast für sein Haus und brachte ihn freudig dorthin. Als einer der angesehensten und

vermögendsten unter den deutschen Kaufherren befand sich auch der Aeltermann, Herr Heinrich Niehusen bei den Empfängern der Reisenden, ohne von der Mitkunft Adam Olearius' etwas zu ahnen. Hoch und erfreulichst überrascht, nahm er diesen sogleich für seine Häuslichkeit in Beschlag, und nicht minder willkommen fiel es ihm, wie Olearius auch seinen Freund Fleming als Gast mitführen zu dürfen bat. Heinrich Niehusen zeigte sich, wenngleich er kein Gelehrter war, doch für einen Kaufmann in einem ungewöhnlichen Besitz humanistischer Bildung, den Wissenschaften und Künsten mit Interesse zugethan, hatte den Namen Paul Flemings bereits öfters als den einer neuen, besonderen Hoffnung für die deutsche Dichtkunst vernommen und empfand sichtlich ein beglückendes Stolzgefühl, auch ihm Unterkunft in seinem Hause zu bieten. An dem engen Gassengeflecht der Altstadt vorüber leitete er seine Gäste, unter dem Domberg hin, durch eine zugleich ernst-würdig und freundlich anblickende, etwas aufwärts steigende Straße fort, rasch in ein lebhaftes Gespräch mit Olearius vertieft, der seinem nach allen Richtungen ausgebreiteten Wissensdrange gemäß, sich schon auf dem Wege durch mancherlei Fragen über die staatlichen Verhältnisse und politischen gegenwärtigen Beziehungen Revals zu unterrichten strebte. Darin wußte Niehusen nicht minder kenntnißvoll und anschaulich Bescheid zu ertheilen, so daß der gelehrte Gottorper Bibliothekar kaum wahrnahm, wie sie von der Straße auf den weitgeräumigen Flur eines stattlichen alten Hauses eintraten. Dieses entsprach völlig der seit Jahrhunderten in fast allen Ostsee-Hansestädten bestimmend gewesenen Bauart Lübeckischer patrizischer Häuser; von der großen, fliesenbelegten Erdgeschoßdiele hob sich eine breite Eichenholztreppe zu den Wohnstuben im oberen Stockwerk, und ganz mit einer ihm gerade von Niehusen ertheilten Auskunft beschäftigt, stieg Adam Olearius, eifrig redend, jetzt die Stufen hinan. Der jüngere Begleiter der Beiden hatte an ihrer politischen Unterhaltung nicht theilgenommen, sondern, um sich schauend, etwas hinter ihnen den Weg zurückgelegt. Ihm war's wie traumhaft, daß er in Reval ging, und wie Himmel und Erde umher ihn ansahen. Seine Vorstellung hatte gemeint, im Anfang des October müßte hier im hohen Norden schon rauher Winter eingekehrt sein; doch statt dessen lag die nachmittäge Sonne noch so schön und warm auf den Dächern, wie sie es zur Stunde nur irgendwo in deutschen Landen thun mochte. Und nun überraschte den in's Niehusen'sche Haus Eingetretenen noch ein neuer, fast sommerhaft gemahnender Anblick. Auch der war ganz anmuthiger Art in vornehmen Häusern Lübecks gemäß; eine geöffnet stehende breite Rückthür des Flurs ließ über schmalen Hofraum in einen Garten mit Busch- und Baumgezweig hinaussehen. Das Laub daran trug zwar nicht sommerliche Farbe mehr, doch dafür erglänzte es, beinahe blendend, wie eitles Gold im Sonnenauffall, grüner Rasen schimmerte noch drunter, und die zartgefiederten Strahlenkelche von weißen Sternblumen nickten da und dort drüberher.

Dies unerwartete October-Gartenbild, nahe schon der verrufenen Unwirthlichkeit des russischen Reiches, übte eine machtvolle Anziehungskraft auf den poetischen Sinn Paul Flemings. Von seinen beiden Weggefährten gab im Gesprächseifer keiner auf sein Nachfolgen Acht, und unwillkürlich, beinahe ohne es zu wissen, wandte er den Fuß von der dunklen Treppe ab dem goldfreudigen Glanz drüben zu. Er gedachte nur einen Blick in diese schöne Herbstwelt hineinzuwerfen, die er sich bald von Schranken umgrenzt vorstellte. Doch wie er ihren Anfang erreicht, verästelten sich mannigfache Pfade vor ihm, der Garten dehnte sich merkbar weit in's Freie an sanft aufsteigendem Gelände hinaus. An einer Stelle sah das Auge die Ringmauer der Stadt herüberragen, sie schien erst den Abschluß zu bilden; der Bodenwerth zu Reval stand nicht mehr hoch im Preise, und ein wohlgestellter Kaufherr konnte sich den Aufwand eines großen Grundbesitzthums verstatten.

Der junge Dichter schritt auf dem Wege der Mauer zu fort. Zum Lichte der warmen Sonne und des bunten Farbenspieles der Blätter umher gesellte sich ein leiser Duft von Reseden und spät noch blühenden Violen, der Levkojen, die schon im Mittelalter den Hausgärtchen der deutschen Frauen als würzig die Luft erfüllende Lieblingszierde gedient; hin und wieder hing noch ein von der pflückenden Hand unbeachtet gelassener, rothbäckiger Apfel am Obstbaumgezweig.

Es überkam Fleming mit süßen, träumerischen Knabenerinnerungen, wie er zu Hartenstein im väterlichen Garten so diesen schwermüthig-lieblichen Herbstduft eingeathmet, die vergessenen Früchte sich mit Knittelwürfen aus den Wipfeln herabgeholt hatte und dann mit ihnen hinaus an das Gelände der Mulde gelaufen war, um sie, von stiller Höhe auf die friedliche Welt zu seinen Füßen niederschauend, fröhlich und doch seltsam auch von namenlosen Empfindungen überkommen, zu verzehren. Ebenso wie dort summten auch hier die letzten Bienen um ihn, flatterte noch ein großer Schmetterling mit buntäugigen Flügeln durch die Sonnenstrahlen. So lange nicht Eis den finnischen Meerbusen erstarrt hielt, ließ die mildernde Nähe des Wassers um Reval die letzten Blüthen und die beschwingten Freunde derselben sich noch ihres spät beginnenden Sommerlebens fort erfreuen.

Da begegneten dem Auge des an einer Wegbiegung Aufblickenden zwei Farben, die er bisher noch nicht unter dem herbstlichen Hinschwinden wahrgenommen, und die auch mehr dem Mai angehörig erschienen, als dem October.

Hellroth und Lichtblau, wie Frühlingsehrenpreis, waren's, das erste nicht nur dem einer Rose gleichend, sondern in Wirklichkeit von einer solchen herstaunend, die am schwankenden Zweig eines Strauches noch als späte Nachzüglerin lang vergangener Schwestern eben gegen die Sonne ihren Kelch zur Blüthe aufschloß. Die blaue Farbe nah daneben aber kam nicht von einer Blume, sondern vom Kleide einer weiblichen, auf niedriger Gartenbank sitzenden Gestalt her. Auf einem runden Steintische

vor ihr lag ein Apfel, ihre Hand hielt ein silbernes Messerchen, im Begriff, denselben zu zerschneiden. Nun ließ das Geräusch des herankommenden Fußtrittes sie den Kopf heben, und aus dem Rahmen lang an den Schläfen niederfallenden dunkelbraunen Gelocks sahen zwei Augen wie helle Sterne auf.

Als sei er plötzlich reglos festgebannt, stand Paul Fleming. Seine Gedanken waren, seitdem er zwischen den Bäumen und Büschen gegangen, weit fort über Zeit und Raum in seiner Kindheit gewesen, hatten ihn völlig vergessen lassen, wo er in Wirklichkeit sei und was ihn hierhergebracht.

Da schwanden auf einmal die Bilder und Träume der Erinnerung um ihn ab, und er war zu Reval im Garten des Herrn Niehusen, und unweit vor ihm saß in Lebenswahrheit das Bildniß aus dem dunklen Winkel der Studirstube Adam Olearius'. Wäre er ihr in der Wüste, auf einem andern Stern des Weltalls begegnet, er hätte sie auf den ersten Blick erkannt. Nicht weil sie das nämliche lichte Gewand trug, wie auf dem Bilde, sondern er trug jeden kleinsten Zug dieses zarten Mädchenantlitzes in seinen Augen und seinem Herzen, und als Erstes überkam ihn, daß der Maler Alles auf's Genaueste so wiedergegeben, wie die Natur es ihm dargeboten. Nur eine unsagbare Lieblichkeit, die alle Züge des Gesichtes mit einem holdseligen Schimmer überwebte, wie der Farbenschmelz die Schwingen eines Falters, hatte die Kunst nicht dem Leben nachzuschaffen vermocht.

Ja, da stand er in Reval, wohin nur dies Bild ihn geführt, und eine wonnevolle Woge durchfloß ihn vom Herzen aus zugleich fast mit süßer Betäubung und mit dem erkennenden Gefühl, daß allein sie seines Lebens Zweck und Ziel gewesen. Aber was wollte er denn, was konnte er? Wortlos blickte er die blaue Gestalt vor sich an; was in ihm war, durfte sein Mund nicht sprechen, sie hätte ihn sonst für einen Sinnlosen oder einen Frechen halten müssen. Als ein Wildfremder stand er vor ihr, und unziemlich schon mußte es sie bedünken, daß er sich selbst außer Stande fühlte, nach artiger Pflicht den Hut zum Gruße zu lüften.

Doch da geschah Seltsames, denn was er thun gekonnt hätte, das that sie. Sie war aufgestanden, und aus ihrer Bewegung sprach jetzt auch die leichte Anmuth ihrer Gliederregung, die das Bildniß ahnen ließ. So trat sie ihm entgegen, doch ohne Kränkung oder Verwunderung über die Unhöflichkeit seines Gebahrens. Nur ein hohes Erstaunen anderer Art redete aus ihren Augen, die sich in die seinigen hineinrichteten, und sonderbar sprach sie dazu:

„Seid Ihr es?"

Das löste auch ihm die Lippen, daß er nun erwiederte:

„Verzeihet, Jungfrau — es scheint, Ihr täuschet Euch, denn ich bin Euch unbekannt."

Digitized by Google

Doch sie schüttelte den Kopf.

„Ich kenne Euch wohl."

„Das dürfte ich eher sprechen und sagen: Ich grüße Euch, Jungfrau Elsabe. Ja, vergebet, daß ich es unartig bis jetzt vergaß: Euer Vater hat mich zu Gast geladen, und der Zufall führte mich, noch ehe ich Euer Haus betrat, hierher in den Garten."

Elsabe Niehusen nickte bestätigend:

„Ja, ich wußte, daß Ihr kämet."

Das klang abermals wunderlich, gleich ihrer vorherigen Behauptung, ihn zu kennen. Der junge Dichter versetzte lächelnd:

„Wer hätte Kenntniß davon hier haben sollen, da ich selber bis vor Kurzem es nicht gewußt. Ihr müßt mich mit einem Andern in Vertauschung bringen, Jungfrau; sprecht, welchen Namen Ihr mir beilegt, daraus wird die Täuschung sich erhellen."

„Den weiß ich nicht, Ihr habt ihn mir nicht gesprochen."

„Und doch wußtet Ihr von meiner Ankunft?"

„Das sagtet Ihr mir ja. Ihr kämet wieder."

Ein Schreck befiel den Hörer. Stimmte mit diesem beseligendem Bilde die Seele nicht überein, sondern litt unter einer Trübung, die den Mund irre Rede führen ließ? Zögernd erwiederte Fleming:

„Wenn ich, wie Ihr sprecht, verheißen, wieder zu kommen, so müßte ich freilich bereits zuvor hier gewesen sein. Doch mir ist's nicht im Gedächtniß verblieben, zu welcher Zeit."

„Lasset mich denken, wann wars's?"

Die Antwortende legte nachsinnlich ihre feine Hand über die Augen, doch drunterher blieben diese auf ihn verwandt. So sprach sie weiter:

„Noch nicht zwei Wochen sind's, und an einem Sonntag muß es gewesen sein vor dem letzten, denn die Kirchenglocken gingen. Auch so sonnig war's, wie heut', und gegen den Abend, und ich saß dort auf der Bank, wie soeben. Einen rothwangigen Apfel hatte ich noch im Garten gefunden, den gedachte ich zu essen; da tratet Ihr herzu, drüben um den Rosenbusch her, und batet, ich solle mit Euch theilen. Und als ich den Apfel mit dem Messer in zwei Hälften zerschnitten, hobt Ihr die Hand danach, aber Ihr nahmet nicht eine derselben, sondern —"

Die Rede des Mädchens stockte. Der junge Dichter wußte nicht, ob er wache oder träume, so wundersam klang in dem stillen Sonnenwinkel des Gartens die Stimme, die ihm ein Märchen von Dem, was er selbst gethan haben solle, berichtete. Und da die Sprechende innehielt, ergänzte er, ohne dran zu gedenken, daß Alles nur aus einer Wahneinbildung in ihr entstamme:

„Sondern, ich nahm Euch wohl beide Hälften statt einer, Jungfrau?"

Sie schüttelte den Kopf, so daß er die Frage nachfügte:

„Oder that ich Euch gar eine Kränkung durch Unart an, wie eben, da ich sonder Begrüßung vor Euch hintrat?"

„Nein, Ihr kränktet mich nicht. Aber Ihr thatet etwas, ich kann's nicht sagen. Dann spracht Ihr, daß Ihr zurück kämet, und waret verschwunden. Und nun seid Ihr wieder hier."

Ein leichtes Zucken ging durch die Wimpern Elsabes, sie glitt sich nochmals flüchtig mit der Hand über die Stirn und setzte jetzt rascher hinzu:

„Verzeihet mir, ich habe Euch Thörichtes geredet. Mir kommt's nun, daß ich an jenem Tage auf der Bank die Augen vor Müdigkeit ein Weilchen zugeschlossen gehabt, und da mag es mir wohl in einem Traum so erschienen sein, als stündet Ihr neben mir."

Auch Fleming war gemach schon der gleiche Gedanke, ihr unverstandenes Sprechen ihm mit einer Erhellung überfließend, aufgestiegen. Aber beinahe noch märchenhaft unbegreiflicher ward es dadurch, und ihm entflog nun von den Lippen:

„Solcher Art träumtet Ihr hier, Jungfrau, am Sonntage vor dem letzten, um die Nachmittagszeit, in der die Sonne hinschwand?"

„Ja, ich entsinne mich jetzt wohl; es war dunkel um mich geworden, als ich die Augen aufthat."

Mit einem sonderbaren Schauern überlief es den jungen Dichter. Das war zu der nämlichen Stunde gewesen, in welcher der Sonnenrückglanz ihm zum erstenmal im Stubenwinkel bei Olearius das kleine Pastellbild gezeigt, und in jener Stunde hatte er dasselbe herabgenommen und sich an's Fenster gesetzt, es unverwandt anschauend, bis Dämmerung und Dunkel darüber gefallen. Da war seltsam zur gleichen Zeit hier im Traum zu Elsabe Niehusen Jemand herangetreten, der ihm an Aussehen geglichen haben mußte.

Paul Fleming mußte alle Kraft seiner Vernunft zusammenrufen, sich auf die Wirklichkeit zu besinnen, daß er dennoch zum erstenmal als ein Fremder vor dem Mädchen hier stehe, und danach zu handeln. Er suchte umher, ein Wort zu finden, welches dem entspreche, sein Blick ging auf den Steintisch vor der Bank nieder und er sagte:

„Euer Traum hat dennoch etwas belassen, Jungfrau, das mich aus Knabenzeit mit köstlicher Erinnerung anmuthet. In ihm waret Ihr gewillt mich mit der Hälfte dieses Apfels zu bedenken, doch ich verließ Euch thöricht zu rasch, ehe ich Eure Gabe empfangen. Seid Ihr wachen Sinnes noch gleicher Weise zum Theilen mit mir bereit, so lasset diese Frucht Eures Gartens das Erste sein, das ich als Gast in Eurer Heimat genieße."

Es ließ kaum Zweifel, daß Elsabe heut' im Gedächtniß an ihren Traum den Apfel gesucht und auf den Tisch gelegt. Sie nahm denselben jetzt und entgegnete, ihn mit dem Silbermesser in zwei Hälften zertheilend:

„Das klingt wohl, wie Ihr geredet, als ein Knabenverlangen, aber

es bedünkt mich hübscher, als wenn Ihr zuerst andere Nahrung unter unserm Dache berührtet. Ihr sagtet, Erinnerung komme daraus über Euch; wo ist Eure Heimat, deren Ihr dabei gedenkt?"

Ein Lächeln umglitt den Mund des Befragten.

„Ich gedachte ihrer heut' auf dem Schiff und sprach sie in der Ferne an:

Ach, daß ich mich einmal doch wieder sollt' erfrischen
An deiner reichen Luft, du edler Muldefluß,
Da du so sanfte gehst in bergichten Gebüschen,
Da, wo mein Hartenstein mir bot den ersten Kuß —"

Das Mädchen hielt den Blick groß fragend auf den Sprechenden gerichtet, und nun fragten auch ihre Lippen: „Seid Ihr ein Dichter?"

Doch ohne seine Erwiederung zu erharren, fügte sie gleich drein: „Heißet Hartenstein Euer Heimatsort? Da seid Ihr Herr Paul Fleming, der zu Leipzig mit dem Lorbeer des Kaisers gekrönt worden. Warum sagtet Ihr mir das nicht im Traum?"

„Ihr müßt mich wohl nicht drum befragt haben, Jungfrau, sonst hätt' ich es Euch bejahet."

So aller Tagesgewohnheit fremd war's, wie sie zusammen redeten, die Wirklichkeit mit dem Traum ineinander mischend. Ein glückseliger Herzschlag durchpochte die Brust des jungen Dichters, daß er Elsabe Niehusen auch von Geist und Gedanken kein Fremder sei; aller Ruhm vor der Welt erschien ihm gleichgültig-nichtig gegen das eine Wort, mit dem sie es ihm bekundet. Nun sprach sie: „So nehmet, Herr Fleming, wonach Ihr Begehr tragt," und sie bot ihm die Hälfte des durchtheilten Apfels entgegen. Er mußte sich gewaltsam beherrschen, daß er nicht ihre Hand anstatt der Frucht erfaßte; hastig nahm er jetzt die letztere, und um zu bergen, was in ihm aufwogte, biß er, wie mit dem Eifer eines Kindes, in den Apfel hinein. Dazu sprach er:

„Ihr sehet, ich würdige Eure Gabe gleich einem Knaben; wollet Ihr nicht dasselbe thun? Denn in Eurem Traume hegtet Ihr doch solche Absicht."

Doch Elsabe faßte nur ein herausgehüpftes braunes Kernchen zwischen den Fingerspitzen.

„Man soll warten, wenn so Weniges auf dem Tische vorhanden ist, bis der Gast sich befriedigt hat. Das genügt für mich, daß ich damit an Eurem Mahl theilnehme."

Ihre Hand führte den Kern an die Lippen, aber plötzlich ergriff Paul Fleming dieselbe zurückhaltend mit der seinigen. „Nein, Ihr dürft nicht!"

Sie blickte ihn unbeweglich, doch eigen an, daß er über sein vorschnelles Handeln erschreckend, nachfügte: „Wolltet Ihr das etwa auch im Traume thun und erzürnte ich Euch damit, daß meine Hand Euch in gleicher Weise davon abhielt?"

Er hatte ihre Hand losgelassen, sie wiegte verneinend den Kopf leise hin und her und gab Antwort: „Ich sprach Euch ja, daß Ihr mir nichts Uebles angethan. Aber warum hieltet Ihr mir jetzt den Arm?“

„Weil — mir kam's in denn Sinn, daß die liebliche Tochter der Demeter, Persephone durch einen Apfelkern der Unterwelt verfallen gewesen —“

„Und Ihr vergönnt mir nicht, als Königin unter den Schatten zu herrschen? Ich hege zwar auch solchen Wunsch noch nicht, aber mir ist nicht Einbildungskraft eines Dichters zugefallen, und ich fürchte mich nicht, ihn zu essen.“

Lachend that Elsabe Niehusen nach ihrer Rede, drückte ihre schimmernden Zähne auf das braune Kernchen, und dies schwand aus ihnen fort. Doch im selben Augenblick schwand auch das goldene Lichtspiel, das bisher ihr Gesicht überflossen. Ein rasch vom Wind heraufgetriebenes Gewölk war vor die Sonne getreten, und ein bleichender Schatten fiel auf des Mädchens Antlitz. Daraus faßte es den vor ihr Stehenden mit einer plötzlich ihm unheimlich aufkehrenden Erinnerung an; so auch grad' war an jenem Abend in Olearius' Zimmer jählings das Goldgeringel auf dem kleinen Bildniß erloschen, als ob Nacht und Tod die Hand danach gestreckt hätten. Elsabe hatte nicht unrichtig von der Einbildungskraft eines Dichters gesprochen, und eisig griff es Paul Fleming in's Herz mit einer Gewißheit, das höchste Glück, das ihn in dieser Stunde umschwebt, sei auch nur ein kurzer Traum und ihm keine Wirklichkeit desselben vom Leben vorbestimmt. Eine Frühlingsblüthe umwebte ihn mit ihrem Glanz und Duft, allzuhold, als daß sie nicht mit dem Lenz hinschwinden müsse. Vor dem Blick des Arztes mochte Elsabe Niehusen in blühender Gesundheit erscheinen, doch der Dichter fühlte im Tiefsten durchschauert, kalt strecke der Tod seine trennende Hand zwischen sie und ihn. Und unmächtig, ihr zu erwiedern, stand er.

Da tönte die Stimme Heinrich Niehusens hinter ihm: „Seid uns verloren gegangen, Herr Fleming, daß ich schon einen Finderlohn für Euch aussetzen gewollt. Es scheint, meiner Tochter wäre derselbe zugefallen, und sie hat wohl gehandelt, Euch vorerst hierher zu führen, wo die Augen eines Dichters bessere Ergötzung genießen, als sein Ohr an der politischen Wißbegierde des Herrn Olearius gefunden haben möchte. Aber nun will die Sonne für heut' dem Herbste auf der Erde Ade sagen, so kommet, daß ich Euch hochwillkommen in die Gaststube bringe, die Euch gerichtet ist.“

Sie gingen in's Haus, und bald vereinigte ein großer, schön und behaglich eingerichteter Wohnraum die Gäste mit dem Wirth und dessen Zugehörigen. Adam Olearius begrüßte Elsabe freundlich mit den Worten: „Wisset Ihr noch, daß ich Euch als Mägdlein auf den Knien geschaukelt? Ihr seid um Manches größer geworden seitdem, doch ich hätte Euch nach dem Conterfei, das Euer Vater mir übersandt, wie ich glaube, wieder er-

kannt, denn es bedünkt mich wohl ähnlich zu sein.“ Weiter indeß redete der gelehrte Gesandschaftssecretär nichts mehr mit dem Mädchen. Er zählte zwar selbst erst dreiunddreißig Jahre, aber er hatte während des kurzen Aufenthaltes zu Reval wichtigere Dinge in Erfahrung zu bringen, als der Mund eines Frauenzimmers ihm zu berichten vermochte.

Auch Paul Fleming jedoch vermied es jetzt, mit Elsabe zu reden, wie seine Augen Scheu trugen, sich nach ihr hinzuwenden. Daß er ihr Bildniß schon in Kiel bei seinem Freunde gesehen, sprach er nicht; keinen seiner Herzschläge verließ das todesbange Gefühl, das ihn überkommen, als im Garten der plötzliche Schatten auf das Antlitz gefallen, zwischen dessen Lippen im selben Augenblick der Apfelkern verschwunden. Um nicht stumm zu sitzen, redete er mit der Mutter des Mädchens, einer Frau von noch schönen, still-freundlichen Gesichtszügen, indeß schon so vorgerückten Alters, daß es fast Wunder nahm, eine erst siebzehnjährige Tochter an ihrer Seite zu sehen. Doch war diese nicht allein gewesen, Frau Niehusen hatte schon in den ersten Jahren ihrer Ehe zwei andere Töchter besessen, die beide im blühendsten Mädchenalter von Krankheit fortgerafft worden, und erst nach dem Tode derselben war Elsabe als Spätling zur Welt gekommen. Das faßte den jungen Dichter seltsam-schwermuthsvoll an, daß er sich nicht enthalten konnte, doch zu dem Mädchen gewendet, zu sprechen: „So seid Ihr gleich der Rose, Jungfrau, neben der ich Euch im Garten antraf, und die auch ihre Schwestern nicht gekannt, welche schon in frühen Sommertagen dahingegangen.“ Aber aus der Erzählung der Mutter kam nun auch dem Arzt in Fleming eine Bestätigung dessen, was er zuvor nur von schreckvoller Ahnung durchbangt empfunden. Elsabe Niehusen trug den gleichen Todeskeim ihrer früh verstorbenen Schwestern in sich, und wenn sie in kurzer Zeit das Sterbealter derselben erreichen werde, so halte die Schattenhand sich bereit, sich auch nach ihrem scheinbar so blühenden Leben auszustrecken.

Dann saßen sie bei der Abendmahlzeit, und nach dieser mußten die Herren sich von den Frauen trennen, weil sie zu einer allgemeinen festlichen Zusammenkunft in der deutschen Trinkstube der Stadt erwartet wurden. Hier klang zum Becherschall mancher Spruch auf den glücklichen Erfolg der Gesandtschaft, darin sich auch heimlich wohl ein Wort der Hoffnung einflocht, daß aus der kühnen Gedankenaussaat des deutschen Fürsten noch ein anderes Wachsthum aufgedeihe, durch welches Reval wieder zum Reich zurückgebracht werde. Es ward spät, ehe die Theilnehmer der landsmännischen Vereinigung ihre Schlafstätten aufsuchen konnten, und mit dem Tagbeginn sollte der Aufbruch zur Weiterreise gen Moskau stattfinden. Olearius und Fleming hatten sich deswegen schon am Abend von den Frauen im Hause ihres Gastfreundes verabschiedet.

Doch wie die Diener die Pferde der zum Fortritt Gerüsteten draußen vorführten, zeigte sich, daß Elsabe Niehusen dennoch bereits seit geraumer

Weile erwacht sein und sich alsbald aus der Ruhe erhoben haben mußte, denn durch die Rückthür des Flurs tretend, kam sie schon aus dem Garten zurück, und ihre Hand hielt die letzte Rose aus demselben vom Strauche gebrochen. Damit schritt sie gegen Paul Fleming hinan und sagte:

„Ihr sprachet, sie sei einsam und habe nicht Schwestern mehr, so nehmet sie und lasset sie Euch in das fremde Land geleiten. Denn mich däucht, auf Euch hat sie geharret mit ihrem späten Erblühen, und es war ihr vorbestimmt, daß nicht der Frühling, vielmehr der Herbst Euch hierherführen, sie vor zweckloſem Hinschwinden in der Verlassenheit des Gartens zu bewahren."

Sie bot ihm die halbaufgeschlossene Rose entgegen, und er verstand es wohl, sie selber war's, die sich ihm damit hingegeben. Was er nicht gesprochen, hatte sie in einem Gleichniß von den Lippen gebracht; es mußte geschehen, bevor sie von einander gingen, daß einer von ihnen den gleichen Schlag im Herzen Beider kundgebe. Denn jeder fühlte und wußte ihn bei dem Andern, wie in sich selbst, nicht seit gestern erst, als sie sich zum ersten Mal mit leiblichen Augen gesehen. Schon zuvor hatte ein geheimnißvolles Band sie aus der Ferne zusammengewoben und hielt sie unlöslich umwunden; es war eine Schicksalsbestimmung, die sie erfüllten. Und der junge Dichter empfand im Innersten, da ihm das bange Zagen den Mund verschlossen gehalten, hatte sie das Schweigen brechen, ihm sagen gemußt, daß sie sein eigen gewesen, wenn er sie bei der Rückkunft hierher nicht mehr fand. Vielleicht fühlte sie selbst schon die leisen Schwingen des Todes über ihrem Scheitel heranrauschen; so that sie das Gleiche, was Agnete Burenäus gethan, aber es glich sich nur, wie die Nacht damals mit dunstender Lampe in der engen Stube dem goldenen Frühlicht des Himmels, mit dem die Sonne hier dem neuen Tage ihren Gruß vorausſandte. Aus dem, was Elsabe Niehusen gesprochen, klang kein Ton, kein Anhauch unweiblichen Thuns; kein Gedanke berührte daran, daß eine Jungfrau sich einem Manne zu eigen gab. Ein Verkünden der von Beiden erkannten Untrennbarkeit ihres Lebens in der Abschiedsstunde nur war's, und die Augen des Mädchens hafteten dabei in den seinigen gleich zwei Demanten, lichthell und rein, wie die Thauperle, die von der Nacht in den Blätterschooß der Rose gebettet, noch aus dieser die Klarheit des Himmels zurückspiegelte.

Mit leicht zitternder Hand nahm Paul Fleming die Blume, leise erwiedernd: „Ich danke Euch, Jungfrau; der Duft dieser Rose wird mich geleiten, wo immer ich verweilen mag, und zu jeglicher Stund'. Möge der Himmel sie unvergänglich so erhalten, wie ich sie treulich bis zu meiner Rückkunft hierher behüten werde."

Ein Beben seiner Lippen ließ ihn nicht weiter reden, er grüßte noch einmal mit stummem Blick in die Augen des Mädchens, dann riß er sich los. Neben Olearius ritt er die hochumgiebelte Straße zum Sammelplatz

der Gesandtschaft entlang, an der Biegung sich noch einmal wendend und nach dem zurückschauend, was ihm das Theuerste, der Herrlichkeitsinhalt seines Lebens geworden. Als ein lichtblauer Schimmer noch winkte es ihm vor der Thür — zum letzten Mal — er wußte, daß er Elsabe Niehusen nicht unter den Lebenden wieder vorfinde.

Als aber unter der Ringmauer Revals dahin der deutsche Reiterzug sich gen Süden fortwandte, um über Dorpat in's Moskowiterland zu gelangen, sprach der junge Dichter, sich vereinzelt als Letzter zurückhaltend, aus zugleich selig und todesbang durchzitterter Brust vor sich in die leuchtende Morgensonne hinaus:

„Ist mein Glücke gleich gesonnen,
Mich zu führen weit von Dir,
O Du Sonne meiner Wonnen,
So verbleibst Du doch in mir:
Du in mir und ich in Dir
Sind beisammen für und für.

Lebe, meines Lebens Leben,
Stirb' nicht, meines Todes Tod,
Daß wir uns uns wiedergeben,
Abgethan von aller Noth!
Sei gegrüßt, bald Trost, bald Qual,
Tausend, tausend, tausendmal!"

* * *

In umfangreich-ausführlichstem, vortrefflichem Werke „Moskowitische und Persianische Reisebeschreibung" hat Adam Olearius uns eine genaue Darstellung sowohl der ersten Gesandtschaftsfahrt nach Moskau als der darauf folgenden zweiten nach Ispahan hinterlassen. Es ist ein Buch, dem in seiner Art die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts kaum ein anderes an die Seite zu stellen vermag. Nichts von der sonstigen geziert-hochtrabenden, schwulstig-blumenreichen Rede- und Schreibweise der Zeit findet sich darin. Mit vieler Gelehrsamkeit und unterwegs angesammelter Kenntniß giebt der Verfasser doch in natürlicher Sprache einfach und kräftig wahrheitsgetreuen und dankeswerthesten Bericht über den Verlauf beider Reisen und die Zustände der in jener Geschichtsperiode aus glaubwürdigen anderen Quellen wenig oder fast gar nicht bekannten fernen Länder des Ostens. Seine Auffassung ist überall so sicher eindringend, wie seine Schilderung anschaulich; er stellt uns ein Bild Rußlands und Persiens vor Augen, welches bezeugt, daß sein Urheber ein Mann von ungewöhnlicher Schärfe der Sehkraft und hoher geistiger Bedeutung gewesen. Doch nicht nur das Wichtige und Fremde, was ihm begegnet, sondern auch die kleinen täglichen Erlebnisse der Gesandtschaft spiegeln sich in seiner Niederschrift wieder. Zweifellos bildete er die eigentliche Seele derselben und der fürstliche Rath Otto Brüggemann nur ihr nach außen, an den Höfen die Ver-

tretung führendes Oberhaupt; wir ersehen, daß Olearius nicht selten starrsinnigen Mißgriffen und Anmaßungen desselben, der dem Vertrauen des Herzogs schlimme Enttäuschungen bereiten sollte, mannhaft Widerstand entgegensetzte, sogar in Israhan sich selbst, wie auch Fleming, mehrfach vor Gewaltthätigkeiten von Seiten Brüggemanns schützen mußte. Durch seine umfassenden Sprach- und Sachkenntnisse war er allein befähigt, die gewichtigsten Geschäftsverhandlungen zu leiten; seine außerordentliche Arbeitskraft ließ ihn kaum Glaubliches nach mannigfachen Richtungen bewältigen, und nicht ohne vollsten Grund legte die „Fruchtbringende Gesellschaft" zu Weimar, als sie ihn später in ihren „Palmenorden" aufnahm, ihm den Namen „Der Vielbemühte" bei. Wenn aber die erklärte Absicht jener literarischen Vereinigung sich auf den Zweck richtete, „die hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stand ohne Einmischung fremder Worte auf's Möglichste und Thunlichste zu erhalten und sich sowohl der besten Aussprache im Reden, als auch der reinsten Art im Schreiben und Dichten zu befleißigen" — so verdiente sicherlich Niemand zu jener Zeit bessere Aufnahme in solche, zu allen Zeiten für deutsche Lande wünschbare und nothwendige Gesellschaft, als Adam Olearius.

Aus seinem großen Reisewerke erfahren wir jedoch gleichfalls viel Eingehendes über das Leben und Handeln seines Freundes Paul Fleming; daß dieser oftmals sich durch seine Tüchtigkeit als Arzt unentbehrlich erwiesen und sich im höchsten Maße die allgemeine Achtung und Liebe der weitaus meisten, nicht zu Brüggemann haltenden Gesandtschaftsmitglieder gewonnen. Andrerseits hat der Tagebuchbericht des späteren Reisebeschreibers der Nachwelt eine nicht unerhebliche Anzahl der besten Gedichte Flemings erhalten, welche voraussichtlich ohne diese Aufzeichnung nicht auf uns gekommen sein würden. Und auch das läßt die Niederschrift erkennen, daß der junge Dichter auf dem ersten Zug nach Moskau zumeist schweigsam und schwermüthigen Aussehens, wie selbst an einer schweren innerlichen Erkrankung leidend, dahingeritten ist. Nur den Grund dafür wußte Adam Olearius nicht in's Licht zu stellen, denn Fleming gab nicht Auskunft darüber; und daß ein weibliches Wesen den Anlaß für tiefe Gemüthsbedrückung eines Mannes zu bilden vermöge, konnte Dem nicht in den Gedanken gerathen, der eine besondere Würdigkeit der „Fruchtbringenden Gesellschaft" in ihrer grundsätzlichen Ausschließung aller, auch der höchstgeborenen „Frauenzimmer" aus dem Palmenorden gewahrte.

Es war eine weite, schwierige und beschwerliche Reise durch unwegsame und unwirthliche Gegenden bis nach Moskau, zumal da der Einbruch des Winters sich hinzugesellte und oft das Weitergelangen behinderte. So wurde es Frühling, ehe die Gesandtschaft in der Hauptstadt des Zaren Michael Feodorowicz eintraf, doch ohne ihn dort vorzufinden; und als er in sein Hoflager heimkehrte, hielt er die Boten seines holsteinischen Schwagers mit Beredungen und aufgestellten Anforderungen zurück, bis der Winter

abermals herannahte und sie aus Erfahrung selbst von der Heimkehr durch die schneebedeckten russischen Lande abstehen ließ. Dann als das Eis von neuer Frühlingssonne zu schmelzen anhub, sicherte der Zar den Gesandten für ihre Wiederkehr den erbetenen freien Durchzug und Unterstützung zur Weiterfortsetzung ihrer Reise nach Ispahan zu, doch unter Bedingungen, welche die Einholung der Genehmigung des Herzogs nöthig machten, so daß sie, ohne den Zweck ihrer ersten Sendung recht erreicht zu haben, im April nicht besonders frohgemuth den Rückweg nach Esthland antraten.

Am wenigsten aber war Paul Fleming frohen Muthes, wie er es auch an keinem Tage zu Moskau gewesen. Wohl hatte manchmal die Hoffnung sich in ihm aufzuringen, das stete Wehgefühl in seiner Brust mit lieblich flüsternder Stimme zu beschwichten versucht, und seine gepreßt in einem Buch mitgeführte Rose blickte ihn täglich an, als ob auch sie sich mühe, ihm tröstliche Verheißung zu sprechen. Ihre Blätter waren zwar verdorrt, doch sie hatten voll die rothe Farbe bewahrt, und wenn er sich über sie beugte, kam ihm noch immer wie am ersten Morgen ein süßer Duft aus ihnen entgegen. So gingen ihm die langen Tage im Wechsel des tödtlichen Bangens und traumhaft ihn umschwebender Hoffnung.

Aber als nun an einem Juninachmittage die Thürme von Reval sonnbeglänzt vor ihm in den Himmel stiegen, da sagten sie ihm schon aus der Ferne, daß alles Aufflackern eines Trostes in seinem Herzen nur ein trügerischer Schein gewesen sei. Er wußte, was ihn drüben erwartete, was seinem Leben bestimmt war, Elsabe Nielhusen werde nicht sein Weib sein. Sich von dem Zuge trennend, ritt er nicht mit diesem zum deutschen Gildehause am Hafen hinab, sondern durch das nächste Stadtthor der bekannten Straße zu. Da hielt er vor dem Nielhusenschen Hause, das ihn lautlos, stumm und geisterhaft ansah; kein Gesicht blickte aus den Fenstern, kein Diener kam, dem absteigenden Reiter behülflich zu sein. Er schlang den Zügel seines Pferdes draußen fest und trat auf den Flur; ein ihm nur zu wohl bekannter Geruch von ärztlichen Heilmitteln füllte die Luft des Raumes, doch auch hier war Alles leer und leblos. Nur von der Treppe her ward jetzt eine Magd sichtbar, die der Ankömmling kurz ansprach: „Ist sie todt?“ Die Befragte hob verweinte Augen gegen ihn und erwiederte: „Noch nicht, Herr; aber der Arzt sagt, eh' es Abend wird!“

„So sehe ich sie noch lebend.“ Fleming sprach es vor sich hin und hieß die Magd, ihn in die Krankenstube zu führen. Er hatte nicht gefragt, wer im Sterben liege, sein Herz ließ ihn nicht daran zweifeln, und er hatte es zuvor gewußt. Daß ihr letzter Athemzug noch nicht vorübergegangen, war ihm fast noch wie ein unerhofftes Glück.

Er trat in ein großgeräumiges, für den von außen Hereinkommenden zuerst fast zwielichtdunkel erscheinendes Gemach; die Fenster waren dicht verhängt, doch die schräge Sonne stand drauf und erfüllte den Raum durch die Vorhänge mit einer wie von Goldfäden leicht durchwirkten Dämmerung.

Auf einer reich mit altem Schnitzwerk geschmückten Bettstatt lag geschlossenen Auges Elsabe Niehusen; ihr braunes Haar überfloß das Kissen wie mit dunklen Wellen, ihr Antlitz war den Linnen um sie gleich und ebenso die reglos hingestreckte schöne Hand. Am Bett befanden sich die Eltern und der Arzt, man sah, sie harrten auf das Ende. Die Mutter kniete, ihren Kopf gegen die Lade drückend, der Vater wandte den seinigen bei dem Aufklang der Schritte Paul Flemings. Sein Gesicht sprach keine Befremdung über das Hereintreten desselben; wo der Tod wartend stand, hatte jede Förmlichkeit des Lebens geendet.

So reichte Heinrich Niehusen Fleming die Hand entgegen und sprach mit gedämpfter Stimme:

„Ihr trefft uns in schwerer Stunde wieder; als Ihr fortzogt, war bessere. Schon zweimal haben wir so am Bette unserer Kinder gestanden und des Letzten geharrt, nun werden wir einsam sein in unserem Alter. Aber seid mir dennoch willkommen; in der Irre ihres hitzigen Fiebers hat sie in den letzten Tagen zum öfteren Euren Namen gerufen und laut gesprochen, als ob sie mit Euch rede. Daran gemahnt mich Euer Anblick, daß es mir ist, als gehörtet Ihr zu uns und seiet vom Himmel in dieser Stunde gesendet, mit uns ihres Hinscheidens gewärtig zu sein."

Seine Stimme war leis erklungen, doch das Ohr der Mutter hatte sie dennoch vernommen; Frau Niehusen wendete ihren Kopf, nahm Paul Fleming gewahr, und mit einer plötzlichen Bewegung sich aufrichtend, stieß sie aus: „Ihr? O, Ihr seid auch ein Arzt — helft uns!"

Der anwesende Arzt indeß schüttelte den Kopf und versetzte gedämpft: „Hier vermag Menschenhülfe und die unserer Wissenschaft nichts mehr. Es ist bereits der Schlaf des Todes, der sie befallen, sie wird nicht daraus erwachen, noch ein Zeichen des Lebens mehr regen."

Es blieb einige Augenblicke nach den Worten so lautlos still in der Stube, daß man die leisen, schnellen Athemzüge der Kranken vernahm. Da sagte plötzlich Elsabe Niehusen mit fiebernd helltöniger, doch laut verständlicher Stimme: „Nun ist es gut — nun ist mein Herzliebster gekommen." Und mit festgeschlossenen Lidern, wie zuvor, wendete sie tiefaufathmend das Gesicht auf die Seite, als lege sie sich zu ruhigem erquickendem Schlaf.

Reglos horchten alle; ihre Brust hob sich gleichmäßiger fort, das war noch nicht der letzte Schlaf, der nicht mehr erwachen läßt. Das Leben in ihr, das schon erloschen geschienen, begann sich noch wieder, als sei ihm ein Beistand gekommen, gegen den Tod zu wehren. Ab und zu bewegte sie in ihrer Bewußtlosigkeit ganz leise die Hand, wie wenn sie etwas Unsichtbares von sich abzudrängen suche. So blieb es länger als eine Stunde, das erwartete Aufhören des Athems trat nicht ein. Der gelehrte Arzt murmelte etwas von „absonderlicher Krisis" und einer „vis vitalis juventutis, non opinione praecepta"; er kannte Paul Fleming von dem

ersten Aufenthalt desselben in Reval als Collegen und stellte halblaute wissenschaftliche Vermuthungen gegen ihn auf. Dann kam ein Augenblick, in dem seine Vorhersage, daß die Kranke den Tag nicht überleben könne, sich nicht bewahrheitete. Mit unheimlichem Schauer überrann es alle, wie die Sonne, hinter ein hohes Dach im Westen tretend, fast jäh das Goldlicht in der Stube hinsterben ließ. Doch statt mit diesem auszulöschen, richtete Elsabe ein wenig die Stirn in die Höh', schlug die Augen auf und sprach: „Warum ist es so dunkel? Weine nicht, Mutter — ich war todt — aber ich sterbe nicht. Nur die Sonne soll auch nicht sterben — sie ist so schön." Es klang irr durcheinander, allein doch mit einem Ton, der die leise erwachte Flamme der Hoffnung noch mit einem mehrenden Anhauch traf; das letzte, halb unverständlich ihr von den Lippen Gekommene gab zu muthmaßen, daß sie sich nach Licht sehne, und Flemings Hand entfernte eilig den Vorhang am Fenster. Eine schöne, weiche Abendröthe fiel nun herein auf das farblos weiße Gesicht und in die groß aus bläulich umschatteten Hohlaugen hervor schauenden Augen des Mädchens. Sie sprach nichts mehr und gewahrte Paul Fleming nicht, sondern sie tauchte dicht an ihm vorüber den Blick in das rothe Geleucht des Himmelsrandes, und kaum merkbar war's, als suche ein stilles Lächeln ihr sich um die Lippen zu legen. Doch dann fielen ihre Lider kraftlos wieder zu, und mit einem Seufzer sank der Kopf auf's Kissen zurück. Ihr Geist war nicht zur Besinnung gelangt; es hatte den Eindruck gemacht, nur ihre Seele habe sich mit einem kurzen Flügelschlag in die Weite gehoben. Der alte Arzt aber sprach: „Möge meine Wissenschaft und Erfahrung mich getäuscht haben, Herr Niehusen, wie nunmehr fast die Hoffnung sich mir aufgestalten will. Ich glaube, daß ich für heute mich an andere Lagerstätten von hinnen begeben darf, wo die ärztliche Hülfe zur Stunde dringlicher benöthigt wird, denn ich vermuthe, daß mein junger Herr Collega sich wiederum Eurer Gastfreundschaft erfreuen mag und Ihr Euch seiner Obsorge, wo die Krankheit sie erheischte, versichert halten dürft."

Dem stimmten die Eltern, sowie Fleming selbstverständlich auf's Bereiteste zu; es war den ersteren, als habe schon der Eintritt des jungen Arztes in's Zimmer die hoffnungsvolle Wendung in der Krankheit ihrer Tochter herbeigeführt, und sie faßten bittend nach seinen Händen, ihn zum Bleiben zu bewegen. Er wagte noch kaum einen Schimmer möglicher Besserung zu gewahren, es stand zu fest in seiner Ueberzeugung gewurzelt, daß er die Geliebte verlieren müsse; doch er ließ sich von dem Arzte eingehendsten Bericht über den Ursprung und Verlauf der schweren Erkrankung erstatten, dann setzte er sich, die Augen nicht von dem Antlitz Elsabes verwendend, an das Bett zurück. Ihr Schlaf war wieder ein oft von verworrenen Reden unterbrochener geworden, in Zwischenräumen faßte er ihre heiße Hand, nach der fieberschnellen Blutwelle des Pulsschlages zu fühlen. Hierbei nahm er gewahr, daß es daraus allemal wie mit einer Be-

schwichtung ihrer inneren Unruhe über sie kam und diese erst wieder anhub, wenn seine Hand sich von der ihrigen zurückzog. So behielt er nach dieser Erkenntniß dieselbe unausgesetzt in der seinigen, und die Stunden des Abends schritten über seine Krankenwacht hin. Frau Niehusen wollte ihm einen Imbiß bringen lassen, doch obwohl er auch am Mittag heut' keine Mahlzeit eingenommen hatte, lehnte er ihre Fürsorge dankend ab. Er hätte keine Speise zu berühren vermocht, sein Körper war nicht für ihn vorhanden, nur rastloses Umherdenken seines heilkundigen Wissens mischte sich mit dem bebenden Schlag seines Herzens.

Einmal allein verließ er für wenig Minuten das Bett. Olearius hatte ihn vergeblich in der Stadt gesucht und kam nun, um hier Nachfrage nach ihm zu halten. Es war bereits auf der Reise festgesetzt worden, daß eine Anzahl von Mitgliedern der Gesandtschaft die für sie unnöthige Seefahrt nach Kiel nicht mit antreten, sondern die Rückkehr der dem Herzog Bericht-Ueberbringenden zu Reval erwarten solle. Paul Feming erklärte jetzt kurz, daß seine ärztliche Pflicht ihm auferlege, sich den in der Stadt Zurückbleibenden anzuschließen, und wenn es sich auch nur um den gefährlichen Krankheitsfall eines Mädchens handelte, so betrachtete Adam Olearius ein solches doch insoweit der Menschheit zugehörig, als der Heilkunde allerdings oblag, auch die Lebenserhaltung eines Frauenzimmers zum Gegenstande ihrer wissenschaftlichen Bemühungen zu machen. So nahm er, da das Schiff gleich am nächsten Morgen unter Segel gehen sollte, für den Verlauf einiger Monate mit eilfertigen besten Wünschen von Herrn Niehusen und Fleming Abschied, und der Letztere begab sich rasch an das Bett der Kranken zurück, um dasselbe bis zum Morgenanbruch für keinen Augenblick zu verlassen.

Und lange noch blieb er so ohn' Unterlaß an die Stube gebannt, denn ungewiß schwankend verliefen die Tage. Oft nahm die nachfolgende Stunde wieder die tröstliche Aussicht, die von der vorausgehenden gebracht worden; das bleiche Gespenst, das man aufathmend verscheucht gewähnt, schlich sich unvermerkt durch die Thür zurück und stand plötzlich wieder, schweigsam aufgereckt, wie wartend zu Häupten der Kranken. Diese lag fortwährend ohne Bewußtsein, erkannte, auch wenn sie einmal kurz die Augen aufthat, Niemand von den rastlos um sie Bemühten; es blieb auch erfolglos, daß ihre Eltern sie baten, den ihr verordenten Heiltrank zu sich zu nehmen, denn sie kam durch keine Regung der Aufforderung nach. Nur wenn Fleming sanft zu ihr sprach: „Trinket, damit Ihr gesunden mögt!" öffnete sie sogleich die blassen Lippen und nahm die Arznei wie mit ängstlicher Hast. So durfte er, dessen Stimme allein Macht über sie übte, nicht länger als für kürzeste Frist von ihrer Seite weichen; zur Nacht streckte er sich nur auf eine Ruhbank im gleichen Raum, um jederzeit im nächsten Augenblick für eine Hülfeleistung bereit zu sein, und wenn Ermattung ihm flüchtig die Lider zum Schlaf zuschloß, war dieser so leichter

Art, daß die leiseste Regung von der Bettstatt her ihn verscheuchte. Inmitten einer Nacht einmal geschah's so, die Müdigkeit hatte ihn wohl etwas tiefer überwältigt, und ihm lag's im Ohr, ein Ruf habe ihn zum Erwachen gebracht. Doch wie er hastig an das Lager Elsabes trat, regte diese sich nicht; nur als er zum Prüfen des Pulsschlages nun ihre Hand faßte, bewegten die Finger derselben sich auseinander, tasteten suchend vor und flochten sich leise zwischen die seinigen hinein. Dazu kam ein unsagbar ruhvoller Athemzug von ihrer Brust her; der junge Arzt konnte seine Stellung nicht verlassen, denn sobald er seine Hand nur kaum merklich rührte, zogen die schmalen Finger sich haltend um sie zusammen. Aber dabei fühlte er, daß die Hitze aus ihnen zu schwinden begann, mählich wurden sie kühl und kühler, nach Stunden erhob sich die frühe Sommermorgendämmerung, und wie sie spielend über das Antlitz der friedlich von Schlaf Umfangenen glitt, zeigte sie zum ersten Mal auf den Wangen eine ganz leise Färbung, nur einem Hauche gleich, doch wie erstes beginnendes Morgenroth eines neuen Lebens. Und als wie ein Goldpfeil ein erster Sonnenstrahl draußen die Luft durchflog, öffnete Elsabe Niehusen weit die Augen und sah mit voller Besinnung dem vor ihr Sitzenden in's Gesicht. Nichts Staunendes sprach aus dem Blick, nur eine wundersame Freudigkeit, und als ob sie zu jeder Stunde Alles gewußt, was um sie und für sie von ihm geschehen, sagte sie leisklingend, doch fieberlosen Tones: „Nun müßt Ihr schlafen, auf daß Ihr nicht krank werdet, denn nur das wäre mein Tod."

Die Thür ging auf und die unruhvoll in der Frühe von kurzer Nachtrast emporgeflogenen Eltern des Mädchens traten herein. Ein hoher leuchtender Glanz im Antlitz Paul Flemings sprach ihnen schon über die Schwelle entgegen, daß zum ersten Mal auch in ihm die Hoffnung sich eine freudige Wohnstatt bereitet habe, und mit halb stammelnden Lippen sagte er: „Lasset uns dem Himmel danken, denn was eines Menschen Voraussicht fassen mag, spricht zu dieser Stunde, Eure Tochter wird leben."

Das bewährte der Fortgang des Tages und immer mehr jeder, der ihm folgte; die todbrohende Kraft der Krankheit war gebrochen, langsam hatte die Genesung begonnen. Nur Schritt um Schritt gedieh sie vorwärts, es war ein weiter Weg vom Rande des offenen Grabes, an dem das Mädchen hingebettet gelegen, bis zur vollen Wiedererreichung der Gesundheit. Auf's Aengstlichste hielt der junge Arzt alle Vorschriften der Heilwissenschaft zur Verhütung eines Rückfalls im Auge; doch mehr als aus dieser leiblichen Umsorge, erschien's, durchfloß seine Gegenwart, die Zwiesprache mit ihm die Entkräftete mit neuer Lebensstärkung. Beide redeten indeß nie von den Worten, die ihre Lippen in der herbstlichen Abschiedsstunde gegeneinander ausgetauscht; Fleming erzählte der ausgestreckt vor ihm Ruhenden zumeist von seinen Erlebnissen und Wahrnehmungen im moskowitischen Lande, und Elsabe hörte mit stillem Aus-

druck des Glückes zu. Wie ein schweigendes Einverständniß zwischen ihnen war's, nicht an der wechselseitigen Erkenntniß ihrer Herzen, die sie sich bei jener Trennung bekundet, zu rühren; nur wenn er in seine Erzählungen eines der Gedichte einschaltete, die sich ihm zu Moskau aus zugleich seliger und bangender Brust aufgerungen, da blickten ihre Augen sich mit einem geheimen Gruße entgegen. Und nur einmal fragte eines Tages die Genesende mit einem träumerischen Stimmenklang, nachdem sie eine Weile die Lider geschlossen gehalten: „Ist es schon Zeit, daß die Rose blüht?" Er eilte in den Garten hinunter und suchte, doch der Sommer hielt späte Einkehr in Reval, und er vermochte nur eine kaum eben erst sich färbende Knospe zurückzubringen. Die nahm Elsabe und lächelte: „Im Herbst blühen sie schöner, däucht mich." Da sprang er wiederum auf, kehrte nach kurzer Frist mit einer gepreßten Rose und sprach: „Kennt Ihr sie? Ich habe sie behütet, wie der Himmel Euch, Ihr seht es an dem Roth, das ihre Blätter bewahrt, gleichwie es auf Eure Wangen zurückgekommen, Jungfrau. Nur die Thauperle, die im Kelche damals geleuchtet, ist draus geschwunden, denn sie ward zu tausend Thränen in meinen Augen." Stumm faßte Elsabe Niehusen die verdorrte Blume, hob diese gegen ihr Gesicht und erwiederte: „Ja, sie hat Euch nach meinem Auftrag geleitet, denn sie trägt noch Duft in sich, wie zu der Stunde, da ich sie Euch gab."

Die Lippen behielten eine gewisse Förmlichkeit der Rede zwischen ihnen inne, nur hin und wieder sprachen die Augen anders als der Mund. Dann kam ein Tag, an dem Fleming die Stube verlassen mußte, da das Mädchen sich stark genug fühlte, mit Hülfe der Mutter zum ersten Mal aus dem Bett aufzustehen und sich anzukleiden. Er war nicht mehr der Arzt, sondern fast wie ein Fremder jetzt aus dem jungfräulichen Gemach ausgeschlossen, harrte er ihres Kommens in der Wohnstube. Dann trat sie herein und hatte das blaue Gewand angelegt, in welchem er sie zuerst auf dem Bildniß und in der Wirklichkeit gesehen. Sie schien während ihrer Krankheit noch um Einiges gewachsen zu sein, so hoch und schlank stand sie vor ihm, und das Kleid deckte ihre schmalen Füße nicht mehr, daß die Mutter äußerte, sie könne dasselbe fürder nicht mehr tragen. Nun reichte sie Paul Fleming die Hand und sprach: „Habet Dank, denn ohne Euch hätte ich diesen Raum nicht wieder betreten." Aber die Füße trugen sie noch nicht länger, und sie mußte sich niederlassen und bat: „Nun erzählet mir hier von dem, was Ihr erlebt und gesehen, bis ich noch besser zu Kräften gelangt bin, als heut'."

Dergestalt gingen etliche Wochen weiter fort, in denen die Wiederherstellung des Mädchens sichtlich von Tag zu Tage rascher vorschritt. Während dieser Zeit vernahm sie zum ersten Mal von Fleming, daß er schon zuvor in Kiel bei Olearius ihr Bildniß gewahrt und daß dieses allein ihm den Antrieb zur Theilnahme an der Botschaft nach Moskau verliehen habe, weil er von der Fahrt über Reval geführt worden. Dunkel trug

Elsabe noch im Gedächtniß, wie auch sie in früher Kindheit über das große Wasser hierhergekommen und vordem eine Weile mit den Eltern in der Stadt Kiel gewohnt habe. Von derselben wußte sie jedoch nur Zweierlei mehr: daß sie einmal in einem an hellichtem Tag wie nachtschwarzen Hause gewesen und drin auf dem Flur über etwas am Boden gefallen war; da hatte Herr Olearius eine Thür geöffnet, sie weinend aufgehoben und zur Tröstung auf seinen Knien hin und hergeschaukelt. Sodann erinnerte sie sich noch an ein ihr etwa gleichalteriges, blondhaariges Mädchen, das Agnete geheißen und mit dem sie zum öfteren auf einem Platz unter einem hohen Kirchthurm gespielt. Sie befragte Fleming, ob er bei seinem Aufenthalt in Kiel etwa von einer nun erwachsenen Jungfrau dieses Namens vernommen, da sie noch ein freundliches Angedenken an dieselbe in sich trage und ihr gern einmal einen Gruß hinübersenden würde, doch sei der Geschlechtsname des Kindes ihr entfallen oder wohl nie bekannt gewesen. Das berührte den jungen Hörer seltsam und peinlich, ihm konnte kein Zweifel bleiben, daß sie von Agnete Burenäus geredet, mit der ihn das Leben gleichfalls, doch zu so häßlicher Enttäuschung verknüpft hatte. Aber davon konnte und wollte er nicht Bericht erstatten, und er leitete das Gespräch auf die erste der Erinnerungen Elsabes zurück, wie sonderbar es sich gefügt, daß Adam Olearius sie einstmals als Kind offenbar in der nämlichen Stube auf den Knien gehalten, in welcher der Gast desselben um so Vieles später zuerst ihr Bildniß gefunden und betrachtet. Auf den Brettern war er gegangen, die auch ihr Fuß betreten gehabt; auf den Dingen umher, die er dort angeschaut, hatte auch ihr Blick verweilt. Sie alle hätten ihm von ihr zu reden vermocht, und dem Empfinden des jungen Dichters war's jetzt, als ob sie es auch wohl in ihrer stummen Sprache gethan. Ein geheimes Weben in jenem Raum hatte ihn mit der fremden Jungfrau im fernen Reval verknüpft, und so war er, namenlos und unbekannt, zur selben Stunde auch im Traume zu ihr hingetreten. Beide fühlten's, es gab einen geheimnißvollen Willen des Lebens oder der Liebe, den der Verstand sich umsonst zu erklären versuchte.

Das Wort Liebe jedoch war noch niemals von ihren Lippen gekommen, einzig aus den Augen klang es unhörbar auf. Als sei es eine wundersame Herrlichkeit, das Wort nicht auszusprechen, saßen sie lange Stunden des Tages beisammen, über Bild und Traum und das von diesen beiden schon vor ihrer ersten Begegnung zwischen ihnen geschlungene Band miteinander redend, doch gleich Freunden oder Geschwistern, fast wie zwei große glückselige Kinder. Mit beglückten Augen sahen die Eltern des Mädchens stumm-erkennend auf die Unzertrennlichkeit und das innige Verständniß zwischen den beiden wunderbar von der Natur füreinander gebildeten, mit gleicher Schönheit des Leibes und des Gemüthes begabten Menschen; doch nie betraf ein Hinzukommender sie in vertraulicherer Haltung, als daß sie Hand in Hand redeten, wie Bruder und Schwester es wohl

gleicherweise thun gekonnt. Einmal hatte Paul Fleming, da sie wiederum über den seltsamen Traum Elsabes im Garten gesprochen, sie befragt, was er denn damals gethan habe, als er nicht die ihm dargebotene Hälfte des Apfels aus ihrer Hand genommen; es müsse doch wohl Böses gewesen sein, weil sie sich geweigert, es ihm kundzugeben. Bei der Frage indeß schüttelte sie wieder wie in jener Stunde den Kopf und entgegnete: „Meine Lippen fühlen sich noch nicht sicher und stark genug in's Leben zurückgekommen, um es Euch sagen zu können.“ Doch ihr Mund war außer Stande, ein schelmisch-glückhaftes Lächeln bei der Antwort zu beherrschen und ihre Augensterne sprachen leuchtend: „Fragt wieder danach zur rechten Stunde, da verschweige ich es nicht mehr.“

Eines Nachmittages aber kam Fleming zur gewohnten Zeit in die gemeinsame Stube und fand diese leer. Der Platz, den das Mädchen sonst stets, auf ihn harrend, einnahm, war unbesetzt, doch ein Blättchen lag davor, drauf hatte ihre Hand geschrieben, sie fühle sich heute so gesund und stark, daß sie, ohne den Arzt drum zu befragen, ihrem Herzensverlangen nicht widerstanden habe, zum ersten Mal wieder in den Garten hinabzugehen. Mit einem geheimnißvoll-wundersamen Herzschlag durchbebte es plötzlich aus den wenigen Zeilen den Lesenden; hastig eilte auch sein Fuß die Treppe hinunter. Es war Juliuitte geworden, und der nordische Himmel stand in seiner Hochzeit mit der Erde. Grünes Laub überwölbte alle Bäume und Gebüsche des großen Gartens, der Eilende schlug denselben Pfad ein, den er zum ersten Mal hier gegangen. Da hielt er, wie an jenem Tag den Fuß, denn wieder grüßten ihm von der nämlichen Stelle her die beiden hellen Farben entgegen, Lichtblau und liebliches Roth. Nur war das letztere jetzt nicht klein umschränkt, sondern der ganze Rosenstrauch stand von Blüthen überdeckt, und die schwanken Zweige beugten sich unter ihrer holden Last. Den blauen Schein aber verbreitete wie damals das Kleid Elsabes, das sie heut' noch wieder angelegt hatte, trotzdem es ihr zu kurz geworden. So saß sie genau wie an jenem Tage in dem stillen Gartenwinkel auf der niederen Bank, und die Sommersonne füllte Alles um sie mit goldenem Glanz.

Doch alles Schauen, Denken und Fühlen Paul Flemings in diesem Augenblick floß in ein Einziges zusammen. Die düstere Vorahnung seines Herzens war nicht zur Wahrheit geworden; wohl hatte sie ihm mit Recht schlimm und schwer Bevorstehendes verkündigt, aber nur tiefdunkler Schatten sich nach dem lieblichen Antlitz dort ausgestreckt, nicht die Nacht. Sie war wieder vor der Sonne entflohen, die Kraft der Sehnsucht, der Liebe stärker gewesen, als der Tod, und Elsabe Niehusen lebte.

Auch ihre vorgerichteten Augen sprachen es, jetzt wisse sie, daß sie ihres Lebens gewiß sei. Wie an einem Strahlenband zog ihr stummer Blick den Erwarteten heran, er trat auf sie zu und sagte:

„So war's, als ich Euch zuerst sah — nur ist's andre Zeit des

Jahres, denn es blühen der Rosen gar viele heut', und der Apfel mangelt dafür auf dem Tisch."

Aber wie er das Letzte sprach, kam's ihm, daß er, sich neben die Sitzende auf die Bank niederlassend, beifügte: „Mich bedünkt, es wäre wohl die Stunde, Jungfrau, daß Ihr meiner Frage Bescheid gäbet, was ich in Eurem Traume Unrichtiges hier gethan, als Ihr mir meine Hälfte des Apfels darbotet."

Sie hielten sich beide die Augen, bis an die Wimpern mit Glanz gefüllt, dicht zugewendet. So erwiederte das Mädchen mit Lippen, die eine wonnige Schalkheit umspielte: „Also wisset Ihr es wirklich nicht?"

„Wie fragt' ich dann? Ihr wisset ja, ich that's im Traume, dessen entsinnt man sich nicht mehr, wenn man wach geworden. Doch ist's mir, Ihr sagtet, ich hätte meine Hand gehoben —"

„Ja —"

So langsam entgegnete sie's, als wolle sie den Blick der ineinander gerichteten Augen, den Herzschlag der Brust noch zu einer traumhaften Unendlichkeit fortdehnen, und ebenso auch fragte Paul Fleming weiter:

„Was aber that dann meine Hand?"

„Gar Unglaubliches."

„War es auch gar Unlöbliches?"

„Das mochte wohl sein, doch im Traum erschien's mir nicht so."

Märchenhaft seliges Reden und Erwiedern, Aug' in Auge. Nun sagte der von Glück Ueberwogte:

„Ich vermag nicht zu denken, was die Hand Arges vollbracht. Oder that sie etwas in solcher Weise?"

Sein Arm schlang sich sanft um den Nacken Elsabes, die lächelnd Antwort gab: „Man möchte glauben, Eure Hand wisse es dennoch."

„So lehrt sie mich wohl das Rechte, da ich es nicht weiß. Und dann — was that ich dann? Das mußt Du mich lehren, meines Lebens Leben —"

Doch nun hatte der zögernd anhaltende Schritt den Vorraum der Seligkeit durchmessen, die goldenen Pforten des Himmels selbst sprangen vor den Herangenahten auf, ein Lichtstrom wie von tausend Sonnen brach aus ihnen hervor, daß Elsabe Niehusen die Augen fest zuschließen mußte und die Lippen darunter nur flüsternd erwiederten: „Dann, meines Lebens Leben, küßtest Du mich auf den Mund —".

* * *

Im ersten Octoberbeginn, genau um die Zeit wie zwei Jahre zuvor, nur diesmal aus dem Hafen von Travemünde, brach die glänzend ausgerüstete Gesandtschaft des Herzogs Friedrich von Holstein-Gottorp — von einem förmlichen Heere von Pagen und Dienern, Musikern, Feldtrompetern, Feldscherern, Uhrmachern, Handwerkern aller Art, Trabanten, Lakaien,

Köchen, Küchenschreibern, Schiffern, Bootsleuten und Dolmetschern begleitet — zum anderenmal auf, um in jetzigem Zuge wirklich an ihr Ziel bis nach Ispahan an den Hof des jungen Schah Sofi zu gelangen. Wie sie — obwohl nach schwerer Gefährdung, da sie unterwegs auf der Ostsee Schiffbruch erlitten — in Reval eintraf, fand Adam Olearius höchlichst Unerwartetes im Hause seines Gastfreundes Niehusen, freudenvolle Eltern, eine selige Braut und glückstrahlend Paul Fleming an ihrer Seite. Der gelehrte Bibliothekar schüttelte darob wohl innerlich als über Unbegreifliches den Kopf; doch er wußte, daß der Genius des Dichters etwas mit der dementia in Verwandtschaft stehe, und allerdings fiel es ja für die erwünschte Fortdauer des Menschengeschlechtes gewissermaßen nothwendig, daß nicht alle Männer in dem höheren Stande der Ehelosigkeit beharrten. So zwang Olearius sich in wohlgesetzter Sprache einen Glückwunsch zu dem Unabänderlichen ab; viel Zeit blieb ihm auch nicht, denn der Aufbruch der Botschaft zur Weiterreise war abermals schon für den nächsten Tag vorgesehen. Ebenso stand bereits seit Langem zwischen Fleming, seiner Braut und den Eltern derselben festgesetzt, daß er die Gesandtschaft wiederum als Arzt in's persische Land begleite. Er hatte dem Herzog gegenüber die Pflicht auf sich genommen, doch auch für mannigfache Kenntnißbereicherung in seiner Wissenschaft, wie für die Zukunftsgestaltung seines eigenen Lebens war diese Theilnahme an dem Zug nach Ispahan unfraglich höchst wünschenswerth und bedeutungsvoll. Sie trug ihm zugleich mit der Gunst des Fürsten reichhaltigen Lohn, und zweifellos wuchs durch den Aufenthalt unter den sagenhaften Wundern des Morgenlandes sein ärztlicher Ruf in der Heimat, so daß er nach seiner Rückkehr sich mit sicherster Erfolgaussicht in einer größeren deutschen Stadt zur Ausübung der Heilkunde niederlassen und Elsabe bald dorthin als sein junges Weib zu sich holen konnte.

Wohl war's ein schmerzlicher Abschied beim Davonritt, doch gar andrer Art, als um zwei Jahre zuvor. Kein banger Schatten überdunkelte den Augen des Fortziehenden diesmal das Antlitz der Geliebten, keine ahnungsschwere Angst durchzitterte ihm das Herz. Leuchtend in junger Pracht der Gesundheit an Leib und Seele, stand sie bei der Trennung vor ihm, und er wußte, so finde er sie wieder. Er hatte sie gebeten, nach dem Abschied an den Steintisch im Garten zu gehen; als sie den Schritt dorthin gewandt, fand sie, mit der letzten Herbstrose des daneben stehenden Strauches bedeckt, ein Blatt, auf das er erst vor wenigen Minuten geschrieben:

„Ade, o Platz, den Göttern selbst begehret,
Der Du sie mir so vielmal hast gewähret,
Sei tausendmal, sei tausend, tausendmal
Gegrüßt! Du bleibst in Lust, ich leb' in Qual!

Ihr Bäche, Büsche, Gärten und Gefilder,
Und was ihr hegt; ihr schönen Lenzesbilder,
Du Sommerlust, Du Herbst, Du Winterzier,
Zu guter Nacht! Ich scheid': ihr bleibt bei Ihr!"

Von der Stadt dahin ritt nun der junge Dichter, diesmal auf dem Wege gen Narwa, neben Olearius entlang, der ihm von Manchem berichtete, was seit dem ersten Fortgange der Gesandtschaft zu Kiel geschehen. Der Herzog hielt Tag und Nacht die Gedanken auf sein großes Unternehmen verwandt und traf bereits alle für dasselbe zur Zeit möglichen Vorbereitungen. Nur mit dem Beginn des Canalbaus wollte er noch bis zum Einlauf der Nachrichten aus Ispahan zuwarten, doch hatte man schon angefangen, die Lagerhäuserreihe zwischen dem Markt und der Nicolaikirche zu errichten, und es sollte ihnen der Name der „Persianischen Häuser" beigelegt werden. Auch von mancherlei Persönlichkeiten erzählte Olearius, unter anderen von dem Magister Basilius Becker, daß dieser durch seine Kenntnisse und klugen Rathschläge inzwischen noch außerordentlich in der fürstlichen Gunst emporgestiegen sei und sich fast beständig in Kiel aufhalte, ohne daß indeß Paul Fleming auf solche Mittheilungen mehr als mit einem halben Ohr hinhörte. Seine Aufmerksamkeit ward erst in etwas geweckt, wie der Sprecher in Erwähnung brachte, der Magister Becker sei, wie man rede, schon seit Jahren nunmehr Brautwerber um die Tochter des Bürgermeisters Burenäus, und man rechne ihm allgemein dies in der Stadt als einen hohen Beweis seiner christlichen Sinnesart und scheulosen Handelns nach den göttlichen Geboten an, da die Benannte eine schwere Schädigung ihres jungfräulichen Rufes erlitten habe. Welcher Art die letztere gewesen, wußte Olearius nicht anzugeben und hatte er auch nicht weiter erfragt, nur daß sie in einem übelberufenen Hause bei nächtlicher Zusammenkunft mit einem Manne betroffen worden. Seitdem betrete niemand vom weiblichen Geschlechte aus den wohlangesehenen und ehrsamen Ständen mehr das Haus ihres Vaters, und sie verbringe ihre Lebenstage fast gänzlich nur auf sich selbst belassen, in einsamlichster Weise auf ihrer Stube. Trotz alledem aber weise sie die Bewerbung des Magisters Becker in hartnäckiger Bethörung zurück, und dies machte wohl den Grund aus, weshalb Adam Olearius dem Thun und Treiben eines Frauenzimmers in so ausführlichem Maße Worte vergönnte. Denn es ging ihm daraus ein Vollbeleg für die untergeordnete geistige Naturbegabung des goneris feminini hervor, da die mangelnde Vernunft der Beredeten nicht einmal im Stande sei, zu erkennen, daß sie einzig durch ihre Verehelichung mit einem sogar auch am Hofe angesehenen Manne sich von der auf ihr lastenden Bescholtenheit zu erledigen und eine achtbare Stellung zurückzugewinnen vermöge.

Es erhellte aus den Mittheilungen des Erzählers als zweifellos, daß diesen, sowie die öffentliche Kunde in der Stadt Kiel keine Ahnung berührte, wer Derjenige gewesen sei, mit dem Agnete Burenäus so nächtlicher Weile zusammenzukommen getrachtet. Das gereichte Fleming zu erfreulicher Beruhigung, und er wendete seine Gedanken rasch von dem in ihm aufgeweckten häßlichen Erinnerungsbilde wieder auf das lieblichste seines Lebens, das jetzt in dem trauten Garten zu Reval, sein Herz als Eigenthum bei sich behaltend, zurückblieb.

Von dem letzteren giebt uns manche Zeile in Adam Olearius' „Persianischer Reisebeschreibung" Nachricht. Wir ersehen draus, daß Paul Fleming zum zweitenmal als ein gar Anderer gen Moskau und weiter nach Ispahan zog, als er zuerst des nämlichen Weges geritten. Spräche das Buch es nicht oftmals geradezu, so klänge es uns schon genugsam aus den andersgearteten Gedichten entgegen, welche der Reiseberichterstatter von dieser zweiten Fahrt aus Mund und Feder seines jüngeren Freundes für die Nachwelt erhalten hat. Sie jubeln wie Vogelgesang des Frühlings, der auch sehnsuchtsvoll austönt in sorgloser Seligkeit, oft jugendübermüthig von allzureichem und leuchtendem Glück. Manche der jauchzenden Verse sandte der junge Dichter auch, wenn eine Möglichkeit sich bot, in Briefen nach Reval, von denen die meisten, als ob ein schützender Geist sie unter sein Geleit genommen, wenn auch oft lang umirrend, zuletzt doch aus der weiten Ferne glücklich und beglückend ihr Ziel erreichten. Selbst ein kleines Päckchen, dessen Inhalt er in einem der morgenländischen Bazare Ispahans angekauft, vertraute er einmal der ungewissen, doch ihn nicht täuschenden Weghoffnung. Frühling war's, als er den kleinen wohlverwahrten Behälter davonsendete, und Herbst wieder ward's, bevor Elsabe Niehusen ihn im Garten neben der letzten Rosenblüthe öffnete. Da fiel ihr draus ein köstlicher Goldreif mit grünleuchtendem Smaragd in die Hand, und ein Blättchen, das ihn umhüllte, sprach:

„So reise denn auch du, du freundlicher Smaragd,
Zu meiner Freundin hin, und lasse dir behagen,
Daß eine solche Hand dich fürderhin soll tragen,
Die auch, wie keusch du bist, dich doch noch keuscher macht.
Sei um sie, wenn sie schläft, sei um sie, wenn sie wacht!
Oft wird sie dich von mir und meiner Liebe fragen:
Halt' anderer Steine Brauch, die nichts nicht wieder sagen,
Schweig', was du siehst und hörst, und nimm dich selbst in Acht!
Geschieht es etwan dann, daß lieblich in Gedanken
Sie einen Kuß dir reicht, so heb' ihn auf für mich
Bis morgen gegen Nacht. Und wollten etwan sich
Die Lüfte, die es sehn, hierüber mit dir zanken,
Und mir ihn bringen eh', als ich mich stellet ein,
So send' ihn mir durch sie und laß es heimlich sein."

Gleichfalls kamen dann und wann nach langer Umwanderung in Flemings Hand Grüße vom Ostseerand des finnischen Meerbusens.

Doch wenn auch keine solche Boten mit den Wolken, die der Nord und der Süd trieb, daher und dahinzogen, um die Harrenden schlug keine dunkle Sorge die Schwingen. Paul Fleming wußte jetzt, der Geliebten drohte nichts mehr, er werde sie wieder finden, wie er sie verlassen; und Elsabe bangte nicht vor den weitberufenen schönen Frauen des Morgenlandes, denn sie trug, gleich einem Talisman auf ihrer Brust ein von dorther zu ihr geflattertes Blättchen, darauf geschrieben stand:

„Ein getreues Herze wissen,
Hat des höchsten Schatzes Preis;
Der ist selig zu begrüßen,
Der ein treues Herze weiß.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze."

Lieblich klang es selbstverständlich dem lauschenden Ohre der Liebe; aber es erheischt Kenntniß der schwülstig-geschmacklosen, unerträglichen Art fast aller Dichtung der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, um die frische Natürlichkeit und den neuen Wohllaut der deutschen Sprache ganz zu empfinden, mit denen die Lieder Paul Flemings auch in das Gemüth jedes fremden Hörers eindrangen.

Der Aufenthalt der Gesandtschaft in Persien zog sich weit in die Länge. Der junge Schah Sofi, verschwenderisch, vortheilsüchtig und geldgierig, zeigte sich in der Hoffnung auf reichhaltigen Gewinn dem Plane des deutschen Fürsten wohl zugeneigt; aber fast in stätiger Trunkenheit befindlich, war er selten für eine Verhandlung zurechnungsfähig und leistete weder Bürgschaft für längere Andauer seines Lebens, noch für eine Sicherung seiner Zusagen.

Noch weniger verhießen in dieser Richtung die trostlosen, außerhalb der Hauptstadt Ispahan fast gänzlich verwahrlosten Zustände des Landes. Wilde Steppenvölker brachen plündernd und verheerend über die unbehüteten Grenzen; wenn der Schah, wie zu vermuthen stand, in nicht ferner Zeit seiner Trunksucht erlag, ging die Thronfolge auf seinen noch in unmündigstem Knabenalter stehenden Sohn Abbas über, und in diesem Falle waren Kriege um die Herrschaft beinahe mit Gewißheit vorauszusehen. Dennoch gelang es der klugen Einsicht, Ausdauer und Thatkräftigkeit des Gesandtschaftssecretärs Olearius, als des eigentlichen Leiters der Unterhandlungen, ein für die Lage der Dinge nicht unbefriedigendes Ergebniß herbeizuführen.

Dies machte auf dem Rückwege auch in Moskau wiederum ein längeres Verweilen zur Ordnung dort erforderlicher Vertragsabschlüsse nothwendig, und so kam das Ende des Maimonats des Jahres 1639 heran, bevor die Reisenden wieder in die Stadt Reval einzogen. Ueberall hatte der Gesandtschaftsleiter Brüggemann seine Kunst aufgeboten, möglichst lange, absichtliche Verzögerungen herbeizuführen, weil er sich aus guten oder vielmehr übelsten Gründen vor der Rückkehr nach Kiel und Rechenschaftsablegung bei dem Herzog scheute. Aus solchem Zusammenkommen waren denn mehr als drei Jahre vergangen, wie Paul Fleming seine Braut wieder in die Arme schloß; doch obwohl sie jetzt nicht mehr im ersten Alter des Ueberganges vom Kinde zur Jungfrau stand, hatte sie sich dennoch völlig unverändert in der einem Frühlingsmorgen gleichenden Lieblichkeit ihres Antlitzes und Wesens erhalten. Nur zeigte ein Kleid, das

sie sich zum Empfang wieder aus lichtblauem Stoffe angefertigt, das unter ihm Verborgene höher und reicher aufgeblüht; das erste blaue Gewand, in welchem Fleming sie vor fünf Jahren angetroffen, wäre heut' eine Knospenhülle gewesen, die der entfalteten Rose nicht mehr entsprochen.

Gleich der verhüllten Schönheit des Mädchens aber war, vom Thau der Sehnsucht genährt, während der langen Trennung die Liebe im Herzen Beider noch reicher zur Blüthe aufgewachsen, und Augen und Lippen gaben sich selig-verschwiegen Kunde davon. Sie sprachen sich den Schluß eines Sonnettes, mit dem der junge Dichter einmal eine Hochzeit gefeiert:

„Ihr, balde Frau und Mann,
Erkennt des Glückes Gunst! Luft, Himmel, Sonne, Felder,
See, Quelle, Gärten, Fels, Thal, Auen, Berge, Wälder,
Die stimmen euch itzund ein süßes Brautlied an."

Nur kurze Aufenthaltsfrist fiel den Gesandten in Reval vergönnt, sie mußten bald wieder aufbrechen, dem ungeduldig wartenden Herzog Meldung zu erstatten, und auch Paul Fleming durfte sich von der letzteren nicht ausschließen. Die Gestaltung seiner Zukunft, das Verlangen des Brautpaares selbst erheischten gleichfalls seinen baldigen Wiederfortgang. Er wollte auf der niederländischen Universität zu Leyden den medicinischen Doctorgrad erwerben und sich danach in der großen Stadt Hamburg zur Ausübung seiner Wissenschaft niederlassen. Dann im ersten Beginn des nächsten Frühjahrs kam er zu seiner eigenen Hochzeit hierher zurück und führte seine junge Frau mit sich nach Deutschland.

Herrlich waren die kurzen und doch eine Unendlichkeit des Liebesglückes umschließenden Frühlingstage, welche gegenwärtig die Beiden, zumeist in dem holdvertrauten Garten, vereinigt hielten. Um die Jahreszeit war's, in der vor drei Jahren Fleming bei der ersten Rückkehr von Moskau Elsabe Niehusen wie im Sterben liegend gefunden; doch jetzt fiel kein leisester Schatten in die lachende Sonnenwelt ihrer Zukunft hinein.

Oft redeten sie freudig von dem unheimlich-ahnungsschweren Bangen, das der Scheidende damals mit auf den Weg genommen und welches ihm das Wort der Liebe auf den Lippen zurückgebannt gehalten. Dann lachte Elsabe wohl übermüthig:

„Du siehest, ich hatte mich mit dem Apfelkern nicht der Unterwelt anvermählt — oder mußt Du's auch fühlen, um Glauben daran hegen zu können?"

Und ihre Lippen überzeugten ihn ohne Worte davon, doch ernsthafter fügte sie nach:

„Wir tragen allzeit das Gleiche in uns, und mir war es so in meiner Genesung, daß ich noch nicht wagte, auf das Glück zu hoffen. Drum sprach mein Mund nicht von ihm, bis Du mich wieder hier auf der Bank fandest; nur den Augen konnte ich es nicht gebieten, zu schweigen, denn das reicht wohl über Menschenkraft."

Und Braut und Bräutigam blickten sich an, und die Augen redeten wiederum mit sehnsuchtstiefem Glanze, was auch jetzt der Mund noch verschwieg.

Die Rosen blühten noch nicht, doch Fleming hatte aus Ispahan die Zwiebel einer bis dahin in Reval, wie in ganz Deutschland unbekannten Blume mitgebracht, die nach ihrer goldrothen, turbanähnlichen Blüthe dort „die Blüthe des Schah" oder „Kaiserkrone" benannt wurde. Die pflanzten sie selbander in den Boden des Gartens ein; wenn der Frühling sich zu regen beginne, sagte der kundige Ueberbringer der Pflanze, da schlüpften die ersten grünen Spitzen aus der Erde, überaus hurtig wachsend und sich zu Knospen entwickelnd. Doch bevor diese aufgebrochen, sei er schon hier, und beim Hochzeitsfeste solle Elsabe die blühende Kaiserkrone an der Brust tragen, zum Symbole, daß sie seines Herzens Krone und Kaiserin sei.

Dann kam der Tag, an dem das Schiff zur Abfahrt bereit lag. Mit ihren Eltern geleitete die Braut den Fortziehenden an Bord, zum letzten Mal hielten sich ihre Hände. Doch lächelnd sagte Paul Fleming:

„Das ist keine Trennung mehr, wenn man schon in's moskowitische und persianische Land voneinander gegangen. Da gleichet die Ostsee nur einem Bächlein, über das man hinüber und herüber hüpfet."

Die Kogge baufchte die Segel, und vom Glück der sicheren, seligen Zukunft leuchtend, grüßten die Augen Elsabe Niehusens der langsam entschwindenden nach.

* * *

Um die Juninitte trafen die Weitgereisten wieder an ihrer Ausfahrtsstätte im Hafen von Travemünde ein und nahmen von hier ihren Weg durch's Wagrische Land nach Kiel, wohin der Herzog Friedrich zu ihrem Empfang vom Gottorper Schloß gekommen. Doch schon vor'm Holstenthore ward ihnen ein anderer Empfang bereitet; die Kunde ihrer Rückkunft war ihnen vorangeeilt, und viele Hunderte erharrten sie zur ersten Bewillkommnung. Darunter befanden sich an der Spitze der städtischen Honoratioren nicht nur selbstredend der Bürgermeister und die Rathsherrn, sondern auch, als oberster Vertreter der Geistlichkeit, der Hauptpastor an der Nicolaikirche. Jedoch benannte dieser sich nicht mehr Magister Peter Crüger, der bereits vor zwei Jahren das Zeitliche gesegnet und von dem Poeta laureato Caesarico Rudolph Burenäus in einem griechischen Epitaph nach Verdienst seiner vielen Tugenden gepriesen worden war. Vielmehr hieß sich der ihm nachgefolgte, von der Gemeinde erwählte und vom Herzog bestätigte gegenwärtige Hauptpastor der Nicolaikirche Magister Christoph Basilius Becker, seit dem Abscheiden seines Vorgängers zugleich schon die Stellung des fürstlichen Hofpredigers bekleidend. Als Rathgeber Serenissimi, höchster geistlicher Würdenträger der Stadt und als ein bedeutsamer Mann, dem nach seinen Gaben auch gegeben worden, stand er in höchster öffent-

licher Achtung, und es verwahrte sich Jeglicher, jemals Uebles von ihm gedacht, geschweige denn geredet zu haben. Er war unverehelicht, denn seitdem er zum Hauptpastor vorgeschritten, hatte er von seiner stets gleicherweise erfolglos gebliebenen Werbung um Agnete Burenäus abgelassen; und das einzige nicht zu seinem Preise Dienende, was Einer unter vier Augen über ihn zu äußern sich unterfing, bestand in der Muthmaßung, er habe zuvor wohl nicht lediglich aus christlichem Erbarmen um die bescholtene Tochter des Bürgermeisters angehalten, sondern auch ein Augenmerk dabei auf das beträchtliche Vermögen desselben gerichtet gehabt. Solcher Rücksichtnahme hatte seine reiche Pfründe ihn nunmehr entledigt, und er schien zur Erkenntniß der größeren Gottgefälligkeit des ledigen als des ehelichen Standes vorgediehen, denn er bewarb sich weder mehr um Agnete Burenäus, noch um eine sonstige Tochter der Stadt.

Als die Gesandten in großem Geleite jetzt von der Ausmündung der Holstenstraße dem Eingang der Schmiedestraße zuritten, hielten sie unwillkürlich ein Weilchen an, da sie den früheren geraden Uebergang versperrt fanden und um ein Weniges zur Linken auf den Marktplatz hin ausbiegen mußten. Zwischen diesem und der Nicolaikirche erhob sich die fertig gestellte Reihe der „Persianischen Häuser", jedes dem anderen an Größe und Bauart gleichend, alle dem Markt zu im Erdgeschoß mit offenen Bogenhallen versehen; in der Mitte führt ein Schwibbogen zur Kirche hindurch. Sie standen leer und blickten gewissermaßen fremd-absonderlich in ihre Umgebung drein; man sah ihnen an, daß es eine besondere Bewandtniß mit ihnen haben müsse. Am Eigensten gerieth dies den heimgekehrten Mitgliedern der Gesandtschaft in's Gefühl. Es bildete gleichsam eine Verkörperung des von ihnen betriebenen geistigen Werkes, in Holz und Stein hier aus ihrer Thätigkeit im fernen Morgenlande aufgewachsen, und als ein Gedächtnißmal derselben für kommende Jahrhunderte standen die Häuser da. So wandten die Anhaltenden zu ihnen ein Weilchen in stummer Betrachtung die Augen hinüber, dann ritten sie weiter dem Schlosse zu, wo der Herzog sie zu feierlichem Empfang erwartete.

Noch eigener aber ward es Paul Fleming zu Sinn, als er nach der Aufwartung bei Seiner Gnaden mit Olearius seine alte Wohnung wieder aufsuchte, in das dunkle Haus, dann in die Stube des letzteren eintrat und als Erstes das Pastellbildniß seiner Braut aus dem Winkel hervorhob. Was Alles lag zwischen diesem Augenblick und jener Abendstunde, in der er das kleine Bild hier zum ersten Mal in den Händen gehalten! Eine Welt, ein Leben — eine wirkliche fremde Welt, tödtliches Bangen und unsagbares Glück. Lange betrachtete er schweigend die vom Maler wiedergegebenen Züge der Geliebten. Ja, sie waren ähnlich, sehr ähnlich, aber doch nur wie ein gemalter Himmel dem wirklichen eines Maienmorgens glich. Wie seltsam sah das lichtblaue Kleid ihn an, das die Schultern Elsabes bedeckt, als sein Arm sie zum erstenmal umschlungen; er glaubte

den weichen Stoff unter seiner Hand zu fühlen. Ja, so würden ihre hellen Augen in die seinigen blicken, wenn er jetzt plötzlich zu Reval im Garten vor ihr stände — nein, nicht so, auch das war nur ein matter, armer Abglanz des Lebens. Das stumm-geheimnißvolle Sternenlicht der wortlos redenden Liebessehnsucht in den Augen hatte der Stift des Malers nicht von dem Pergament aufleuchten lassen gekonnt. Und das Alles, Alles war sein, wurde es ganz, wenn der Frühling zurückkam! Und plötzlich hörte er den Silberton ihrer Stimme im Ohr, nicht wie Sinnestäuschung der Erinnerung, sondern um ihn, dorther, überall, aus jedem Winkel. Der Boden, die alten Wände hatten den Klang bewahrt und ließen ihn auftönen, denn hier, in diesem selben Raum hatte sie ja lebend als Kind einmal gestanden, gesprochen und gelacht. Es war zu viel für die Phantasie, für den Herzschlag des Dichters — er vernahm deutlich draußen vor der Thür ein Schluchzen, und er flog auf den dunklen Gang hinaus, an den wunderlichen Balken am Boden des finsteren Weges. Da lag die kleine Elsabe Niehusen drüber gestolpert, und er hob die Weinende auf, trug sie in die Stube zurück, schaukelte sie tröstend auf seinen Knien und streichelte ihr die Wangen. Aber sie wuchs ihm empor, schneller und schneller, immer größer und lieblicher, und nun schlang er die Arme um sie zusammen. Ach, um ein Traumbild, um leere Luft!

Das Verbleiben Flemings in Kiel war kein langes; er hatte dem vorderhand ganz mit den geographisch-politischen Ergebnissen der großen Reise beschäftigten Herzog keine Mittheilungen von besonderster Wichtigkeit zu übermachen und erhielt gnädigste Entlassung aus dem fürstlichen Dienst mit einer Einladung zu späterer längerer Wiederkehr, um als Gast des Schlosses seine dichterische Auffassung der Natur und des Menschenlebens in Persien zur Darstellung zu bringen. So rüstete er sich schon nach einigen Tagen für den nächsten Zweck seines eigenen Seins zum Aufbruch nach Leyden; am Morgen des Reisetages kam es ihm jedoch noch mit einer poetischen Anwandlung, daß er das Bild Elsabes von der Wand herabnahm und mit demselben das Haus verließ. Er wollte die Persianischen Häuser noch einmal in ihrem Innern betrachten und seine Braut sollte ihn dorthin begleiten, wie sie ihm in seinem Herzen überall in Persien selbst das Geleit gegeben. Ein Antrieb war's, der für Adam Olearius, seiner hohen Gelehrsamkeit zum Trotz, zweifellos vollkommen unverständlich gewesen sein würde, und Rector und Conrector des neu aufblühenden Gymnasiums zu Bordesholm hätten vermuthlich darüber auch als über „puerilia" die vernünftigen Köpfe geschüttelt. Aber die Dichter haben zu allen Zeiten etwas von großen Kindern gehabt, und wenn dazu die Liebe ihnen einen Elfenreigen im Kopf und Herzen getanzt, da haben sie auch wohl „kindische Dinge" getrieben, von denen dann zum Glück die Mit- und Nachwelt nichts erfahren. Und Jahrhunderte sind auch glücklich drüber vergangen, ohne der letzteren eine Ahnung von dem Knabenthun Paul

Flemings zu übermachen, daß er Elsabe Niehusen in effigie mit sich genommen, um sie mit ihm zusammen die Persianischen Häuser anschauen zu lassen. Dann mußte es eines Tages, allerdings durch seine Unvorsichtigkeit und durch die Wißbegier eines anderen Knaben, der sich in ein altes Bild verliebte, doch noch herauskommen.

Denn als er nun so durch die leeren Lagerräume hinwanderte, welche in Zukunft die Schätze des Morgenlandes auf ihrer Handelsrast in Kiel beherbergen sollten, und in das letzte, nach dem Eingang der Holstenstraße hinüberblickende Eckhaus gerieth, da waren ihm allerhand sich aneinander reihende Gedanken durch den Kopf gegangen. In Wirklichkeit nämlich hatten seine Augen prüfender auf dem Bilde verweilt, als auf den Einrichtungen der Persianischen Häuser, und er hatte mehr an seine Braut gedacht, als an die künftigen Reichthümer zwischen den wohlgebauten Wänden um ihn. Er war ein wenig rastbedürftig, und da am Fenster des letzten Hauses noch eine vergessene Bank stand, setzte er sich darauf. Dabei aber kam's ihm, daß er die Hinterwand des Bildrahmens ablöste, sein von der Reise her stets bei sich geführtes Taschendintenzeug hervornahm und auf die Rückseite des Pergamentes Dasjenige niederschrieb, was sich ihm im Kopf zurechtgestaltet. Das war das in seiner Gedichtsammlung unter dem Titel „Auf Ihr Bildnüß" forterhaltene Sonnett; und als er die Schlußverse beendet:

„Das schönste/ das man wünscht/ gehöret noch hierzu:
Entwixtu ihren Leib/ so mahl' auch drein ihr Leben!"

da setzte er drunter:

„Geschrieben im vordern Eckhaus der Persianischen Häuser/ zu Kiel. MDCXXXIX.

Diß Bildniß gantz so befunden/ wie dermals vermeynt."

Es befand sich niemand außer ihm in dem leeren Raume; allein dennoch hatte ein Menschenauge ihn während des Schreibens gewahrt und lange in stummem Blick gehalten. Dem Fenster des Eckhauses nah und grad gegenüber befand sich die Wohnung des Bürgermeisters, aus ihrer Stube sah Agnete Burenäus Paul Fleming auf der Bank sitzen. Sie hatte schon gewußt, daß er in die Stadt zurückgekommen sei, und seit manchem Jahr schon war ihr in dunkler Empfindung aufgegangen, gleich wie sie an jenem Abend ohne Schuld und Makel in das schlimme Haus gekommen, so möge der junge Dichter, den sie so tief im Herzen und Gemüth getragen, in ähnlicher Weise dorthin gerathen sein. Wie dies geschehen sein könne, wußte sie sich zwar nicht zu erklären, denn sie hatte nicht gewagt, eine Erkundigung in dem Hause oder sonst bei irgend Einem einzuziehen, überhaupt nie gegen einen Menschen den Mund zu einem Wort über das damals Geschehene geöffnet. Doch wie sie das schöne, edle Antlitz Flemings drüben nun vor sich schaute, kam es ihr mit voller

Ueberzeugung, daß an ihm in Wahrheit so wenig Häßliches und Unreines haften könne, wie an ihr. Sie ging plötzlich davon und klopfte an die Stubenthür Hinrich Weghorsts, der vor Kurzem die Magisterwürde erworben, doch sein Amt als Hofmeister der Brüder Agnetes noch fortverwaltete. Auch gegen ihn hatte sie niemals eine Aeußerung über den Anlaß des Makels, der sie im Gerede der Stadt belastete, gethan; doch er war der Einzige, bei dem sie auch keiner Rechtfertigung bedurfte. Er trug keine gewonnene Ueberzeugung ihrer Schuldlosigkeit in sich, sondern sein Herz hatte vom ersten Augenblick gewußt, daß sie sich nicht unsittsam vergangen haben könne. Nun redete sie ein kurzes Weilchen mit ihm, dann verließ Hinrich Weghorst rasch das Haus und trat gleich darauf in den Raum ein, wo Fleming eben sorgsam das Bild wieder in den Rahmen einfügte. Der Ankommende begrüßte mit hoher und freudiger Achtung den jungen Dichter, der sich Weghorsts ebenfalls noch wohl erinnerte; dann zog der letztere eine zarte blaßbläuliche Feder hervor und sagte:

„Entsinnet Ihr Euch noch, Herr Fleming, daß eine Möwe am Strande unseres Hafens diese Feder vor Euren Fuß herabwarf? Ihr hobet sie vom Boden, reichtet sie einer Jungfrau dar, die neben Euch schritt, und sprachet, es habe nach Eurem Fürhalten der Himmel dies Angebinde wohl nicht für Euch, sondern für Eure Begleiterin bestimmt gehabt. Wie Ihr schauet, hat selbige Eure Gabe treulich aufbewahrt und sendet durch mich Euch deß zum Zeichen die Feder als einen Gruß, um Euch alter Tage und guter Freundschaft zu gemahnen."

Es kostete Hinrich Weghorst wohl einen Kampf schwerer Selbstüberwindung, solchen Auftrag an Denjenigen, der das Herz Agnetes besaß, auszurichten; doch so muthlos er für sich selbst war, so tapfer war er für sie und brachte seine Worte ohn' unschlüssiges Stocken sicher zu Ende. Paul Flemings Stirn aber überzog aus ihnen ein Schatteneinfall; er verstand gar wohl die Absichtskundgabe der dargebotenen Feder, daß sie ihn zu einem Vorkehren im Burenäus'schen Hause bewegen solle, und er entgegnete rasch:

„Ich entsinne mich wohl, Herr Weghorst, daß ich Diejenige, die Euch mit diesem Gruß gesendet, an dem Tage, von dem Ihr gesprochen, zum letzten Mal gewahrt. Wollet ihr das von mir zurückoermelden, und daß es mir nicht mehr möglich falle, der vorigen Freundschaft zu gedenken, denn Ihr möget als Grund anfügen, ich müsse noch heute wieder zur Reise von hier aufbrechen, um vielerlei Nothwendiges zu vollbringen, daß ich zum nächsten Frühling meine liebe Braut, deren Bildniß Ihr hier schauet, aus Reval in mein Haus heimführen könne."

Um kurze Zeit darauf hängte Fleming das Bild Elsabes in den dunklen Winkel der Studirstube seines Freundes Olearius zurück, nahm alsbald danach von diesem Abschied und begab sich auf ein segelbereites Schiff, das ihn zu den Niederlanden nach Leyden bringen sollte. Hinrich

Weghorst aber kehrte zu Agnete, ihr wortgetreu die Erwiederung Paul Flemings auf ihren Gruß auszurichten. Als sie die Entgegnung vernahm, entfuhr ihr nur bitterlich von den Lippen: „Auch er!“ Dann stand sie lang in Schweigen. Es hatte gemeint: Auch er hält mich mit einer Schuld behaftet und trägt Verachtung gegen mich in sich. Ihr war noch nie zu deutlicher Vorstellung gelangt, was er von ihrem Zugegensein in dem Hause an jenem Abend gedacht haben möge; nun schlug's ihr zum ersten Mal mit dunklen Blutwellen in's Gesicht, welche Muthmaßung er davon habe fassen können und wohl müssen, und in heftiges Schluchzen ausbrechend und sich haltlos an die Schulter Hinrich Weghorsts stützend, stieß sie hervor: „O Weghorst, Ihr seid der einzige treue Freund, der mir auf Erden verblieben! Euch muß ich sagen, was gewesen, daß Ihr nicht zuletzt auch noch von mir abfallet, denn das trüge mein Leben nicht!“

In zitternder Erregung that sie ihm jetzt zuerst kund, daß ihre Liebe für Paul Fleming sie zu einem blind-unvorsichtigen Thun fortgerissen habe, da die Eifersucht in ihr geweckt worden, sie wisse heut nicht, von wem, und sie nicht Widerstand leisten gekonnt, sich mit eigenen Augen zu vergewissern, ob die Schrift auf dem Blättchen Lüge oder Wahrheit berichte. Nachdem sie dem Hörer kurz so den Hergang klargestellt, ward sie beruhigter und fügte nach:

„Aber nun ist es ja gut und vorüber — nur daß ich's ihm selber nicht sagen kann, wie es geschehen, damit er besser von mir dächte. Doch ist's mir ein Tröstliches, daß ich ihn alsbald nach der ersten Verwirrung keiner schmachvollen Erniedrigung mehr schuldig geachtet, so mag er mir in seinem Glauben Unrecht anthun; es ist leichter, solches zu tragen, wenn man selbst sich bewußt ist, dem Andern keines zuzufügen. Und er bedarf ja nichts mehr, denn die Liebe einer Braut füllt sein Herz mit Glück. Was wisset Ihr von derselben, Weghorst? Sagt es mir! Ihr sahet ja ihr Bildniß — bedünkt sie Euch seiner werth und ihm zu verheißen, was eines Mannes Herz von seiner Frau begehrt?“

Reglos hörte Agnete Burenäus, was der Befragte über Elsabe Niehusen zu berichten Kenntniß erlangt hatte, dann ging sie auf ihre Kammer, glitt an ihrem Bette auf die Knie, und die Stirn wider die Lade festdrückend, weinte sie bitterlich.

* * *

Dann schritt der Herbst über die Wälder und Felder um die Stadt und nahm außer den flatternden Blättern auch sonst noch Mancherlei mit sich davon. „Es verwechselte das Zeitliche mit dem Ewigen der Consul primarius civitatis Chiloniae et Poeta laureatus Caesaricus, Herr Rudolph Burenäus,“ meldet der städtische Annalenchronist, und Agnete blieb allein mit ihren unmündigen, von Hinrich Weghorst behüteten Brüdern

im noch stiller gewordenen Hause. Durch Adam Olearius gelangte aus Gottorp Kunde nach Kiel, daß Paul Fleming sich zu Leyden rühmlichst den medicinischen Doctorgrad erworben und in Hamburg als Arzt niedergelassen habe. Der Schnee fiel, hoch die Gräber der Todten wie das Dach überdeckend, unter dem Agnete Burenäus in einförmigem Lebensgang die Tage an sich vorüberziehen sah. Oft in der stillen Einsamkeit ihrer Stube hielt ihre Hand das kleine Bändchen mit den ersten in Druck ausgegangenen Gedichten Paul Flemings, doch ihre Augen gingen gar manchmal über den Rand der Blätter fort in die Weite. Dann lag ein Septembertag mit heller, linder Sonne um sie her, ihr Fuß schritt im Ufersand zwischen flimmernden Kieseln und Muschelschalen, leiser Windzug kam weich über blau und goldig gedehnte Wasserfläche, und über kleinen herummurmelnden Wellen schwebte mit langsamem Flügelschlag eine große weißbrüstige Möwe und ließ aus ihrer Schwinge die zarte Feder herabfallen, die als Lesezeichen zwischen den Blättern des Büchleins in der Hand Agnetes lag. Am Abend aber saß diese, wenn die Knaben sich zu Bett begeben, allein im Gespräch mit Hinrich Weghorst zusammen; die übrige Welt ging sie nicht an, kam immer noch nicht zu ihr, und sie verlangte nach Keinem. Er las ihr aus guten Büchern vor, oft auch Gedichte Flemings, deren Schönheit er mit neidlos freudiger Bewunderung pries; dann reichten sie sich freundlich zur guten Nacht die Hand und schieden auseinander. Ein leiser Zug stillen Leides ließ Agnete vielleicht um einiges älter als die Zahl ihrer Jahre erscheinen, doch er diente nicht zur Entstellung, sondern zu einer geistigen und seelischen Veredlung ihres Antlitzes. Gleichmäßig bedacht vollzog sie mit der anderen Natur ihres Wesens die ihr obliegende Verwaltung des Hauses; so brachte ein Tag die Wiederholung des andern, und langsam wanderte der Winter dahin.

Als dieser aber das Jahr seinem Ende zubrachte, begab sich am Morgen des zweiten Weihnachtstages sehr Absonderliches. In der Nicolaikirche war eine dichte Menschenmenge versammelt, denn der Hauptpastor Basilius Becker stand, die Frühpredigt haltend, auf der Kanzel. Doch durch die Zuhörerschaft ging wider sonstigen Brauch ein unruhiges Geraune und Gemurmel, und ebenso schweiften die Augen des Predigers oftmals mit einem unstät-unruhig suchenden Blick über die gedrängten Köpfe im Kirchenraum umher. Dann befiel ihn einmal ein heftiger Krampfhusten, daß er, seine Rede unterbrechend, schleunig die Treppe hinunterstieg, um das Ende des Anfalles in der Sakristei abzuwarten. In diesen dunklen, abgefriedigten Raum mußte sich auch ein Bauer in grobem Zwilchmantel und mit breitkrämpigem Hut auf der Stirn verirrt haben, denn er verließ alsbald nach den Eintritt des Predigers in das Pfarrstübchen durch eine dort befindliche kleine Hinterthür die Kirche und verschwand draußen hurtig durch die Papengasse dem Hafen zu. Gleichzeitig jedoch erschienen von der Hauptthür her mehrere Amtsdiener des neuen Bürgermeisters, um nach

ergangenem Befehl des Herzogs den Hauptpastor Basilius Becker auf der Kanzel in Verhaft zu nehmen. Augenscheinlich rief dies unter den in der Kirche Anwesenden nicht übermäßiges Staunen hervor, aber gleicherweise, wie sie drauf vorbereitet sein gemocht, hatte auch der von den Bütteln Gesuchte Vorwitterung davon besessen. Denn als man nun in die Sakristei eindrang, fand sich dort nur noch eine leere zurückgelassene Hülle in Gestalt des schwarzen Priestertalars; der lose Vogel, der drin gesteckt, hatte sich gemausert und in bäurischem Kleid das Weite gesucht.

In der Stadt Kiel jedoch herrschte große allgemeine Aufregung über diesen weihnachtlichen Vorfall, und selbstbegreiflich hatte ein Jeglicher stets im Stillen eine Ahnung, ja die Ueberzeugung gehegt, daß es einmal so geschehen werde, als man öffentlich erfuhr, Basilius Becker sei einer langen Reihe von Fälschungen und Unterschlagungen, der Veruntreuung und des Betrugs, daneben lasterhaften Wandels schlimmster Art bezichtigt. Das war durch die Aussagen einer „bei der Mauer" wohnhaften übelverrufenen Weibsperson ruchbar geworden, zu der er seit manchen Jahren in sündlichem Verhältniß gestanden; jetzt aber, da sie zu altern angefangen, hatte er einer Andern, Jüngeren den Vorzug vor ihr gegeben und sie deshalb aus Eifersucht und Rachbegier Alles, was sie von ihm gewußt, zur Anzeige gebracht. Darunter befand sich auch, daß er vor fünf Jahren den Herrn Paul Fleming, damaligen Gast des Herrn fürstlichen Rathes Olearius und die Jungfrau Agnete, Tochter des inzwischen verstorbenen Bürgermeisters Burenäus — weil er es auf eine Heirath mit derselben um des Vermögens ihres Vaters willen abgesehen gehabt — beide unter falschen Vorwänden durch Zuschriften in das Haus bei der Mauer verlockt habe, weil er sie wechselseitig in Liebe für einander befindlich gehalten. Und es sei seine auch voll in Erfüllung gegangene Berechnung dabei gewesen, daß unter den Umständen, wie beide dort unerwartet zusammengebracht worden, jeder vom andern Uebelstes und Schimpflichstes denken müsse. Damit sie aber nicht Zeit zu einer Aufhellung gewönnen, habe er sogleich, nachdem sie sich gewahrt, auf der Gasse vor dem Hause ein Geschrei anstellen und den Herrn Fleming schleunig durch die jetzige Angeberin des heimtückisch ausgesonnenen und vollbrachten Planes davonführen lassen. Vielleicht bereute die letztere nachträglich die Eingebung ihrer Rachsucht doch in etwas, da ihr, als Beihelferin Basilius Beckers, auf dem „Kaak" des Kieler Marktplatzes vom Wesenmeister „nach Rechten" das Kopfhaar abgeschoren, sie darnach mit Ruthen ausgestäupt und für die Schädigung des Rufes einer ehrbaren Jungfrau mit einem Brandstempel auf der Stirn versehen wurde. Aber ihr Versuch, ihre letztere Aussage zu widerrufen, um eigener Strafe zu entkommen, war ein fruchtloser, und selbstverständlich hatte von Stunde an auch Niemand zu Kiel jemals die Jungfrau Agnete Burenäus in einem schmachvollen Verdachte, vielmehr dieselbe allzeit für ein seltenes Vorbild magdlicher Sittsamkeit und Tugend

gehalten. Doch ihr galt die jetzt auf einmal ihr wiedergezollte allgemeine Achtung wenig; gern hätte sie gewünscht, daß ihr Vater noch diese Aufhellung erlebt, allein dafür war es zu spät geworden, und was die Welt von ihr dachte, hatte sie als nichtig schätzen gelernt. Nur Eines ließ ihr Herz schneller aufklopfen und reifte allmählich im Gange der Wochen einen Gedanken, ein Verlangen in ihr zur That, daß sie sich eines Tages hinsetzte und an Paul Fleming niederschrieb, was über ihr letztes Zusammentreffen mit ihm zur Offenbarung gekommen. Doch als sie den Brief vollendet und ihn nochmals las, zerriß sie ihn in Stücke. Der Empfänger hätte der Schrift eine falsche Deutung unterlegen können, als trachte sie, nochmals eine Annäherung an ihn zu versuchen. Und er besaß ja eine Braut, mit der er sich, wie Agnete vernommen, binnen Kurzem zu vermählen gedachte. So warf sie die Stücke des Briefes in den Kamin, sah sie in Asche verlodern und blickte dann stumm zum Fenster nach dem Eckhaus der „Persianischen Reihe" hinaus, unter welcher der Schnee in der Märzensonne zu schmelzen anhub.

Drüben in Reval regte er freilich seine weiße Decke noch nicht, aber Elsabe Niehusen hatte auch zur selben Zeit einen sonderbaren Gedanken, ein Verlangen, das ihr das Herz nach einem raschen Zergehen des Schnees klopfen ließ. Und sie suchte, der matten Sonne Beihülfe zu leisten, denn sie füllte täglich ihre Gießkanne mit warmem Wasser an, ging damit in den Garten hinunter und schüttete, wie in kinderhaftem Spiel, stets an der nämlichen Stelle den feuchten Inhalt zu Boden. Davon zerschmolz dort in kreisrunder Lücke der Schnee, und das Erdreich sah braun draus auf; an jedem Tag aber wiederholte Elsabe ihr seltsames Betreiben fort. Und am Morgen, wie der März in der Nacht zum April geworden, blickten aus dem freigelegten Erdboden ganz kleine, erste, grüne Spitzen empor und zeigten, daß die „Kaiserkrone", die Paul Fleming zum Hochzeitsschmuck für seine Braut aus Ispahan mitgebracht hatte, lebte; und als dieselbe mit sehnsuchtsvollen Augen am Morgen des zweiten Apriltages zurückkam, waren die grünen Keimtriebe schon um ein hoffnungsfreudiges, beseligendes Stückchen wieder gewachsen.

Da geschah's um drei Tage zuvor, am dreißigsten März, daß Hinrich Weghorst zu Kiel Agnete Burenäus die eben vernommene Nachricht überbrachte, Paul Fleming sei, anstatt nach Reval zu reisen, in Hamburg plötzlich von einer schweren Erkrankung befallen worden und liege in der fremden Stadt, ohne Beihülfe von Freunden, verlassen in seinem Siechthum. Wie mit einem Schlag durchfuhr es bei der Meldung die Glieder der Hörerin, und das Blut fiel ihr aus dem Gesicht. Eine Weile lang wies dieses einen Ausdruck, als ob ihr Geist in der Weite abwesend sei, und sie sprach vor sich nieder: „Es ist zu fern bis nach Reval, als daß sie ihm beizustehen vermöchte. So bedünkt mich, ist's des Himmels Schickung und Wille, mich für sie zu berufen." Nun sah Agnete auf und fügte

laut nach: „Lasset mir sogleich einen Wagen zurüsten zur Fahrt nach Hamburg. Wollet Ihr mich dorthin geleiten, Weghorst?“ Der Angesprochene erschrak halb und versetzte:

„Das möchte zu übler Nachrede Anlaß geben, Jungfrau —.“ Doch diese entnahm ihm gelassen das Wort vom Munde: „Kann man Unübleres von mir reden, als ich es durch fünf Jahre getragen? Davor hab ich das Zagen verlernt, Weghorst. Nur Eines ist, das sich nicht tragen läßt, der Pflichtstimme nicht gehorcht zu haben, die im Herzen zu uns geredet.“

Um eine Stunde später trug ein Gefährt die beiden Hausgenossen durch das Holstenthor nach Süden davon. Zwei Jahrhunderte nachher sollte man beginnen, den Weg von Kiel zur Nachbarstadt an der Elbe in wenigen Stunden zurückzulegen; aber zur Zeit war die Fahrt noch eine langsam-lange auf oft unwegsamer Straße, und erst nach zweien Tagen, um die Mitte des ersten April, trafen die Reisenden in Hamburg ein. Stunden vergingen noch, bevor sie die Wohnung Paul Flemings ausgekundet hatten, so war es schon gegen Abend, als sie zu ihm gelangten. Niemand war um ihn, als sein Diener und eine für Lohn gedungene alte Wärterin, die auf dem Vorflur eine Tisane bereitete; die Krankheit hatte den Befallenen so jählings gefaßt, daß weder seine Eltern im sächsischen Land noch seine Freunde in weiterer Entfernung noch Kunde davon zu erreichen vermocht, nur nach dem nahen Kiel war diese gekommen. Die alte Wärterin sagte geschäftsmäßig, ohne Anzeichen von Erregung: „Es stehet schlimm, er ist schon seit gestern nicht bei sich. Seid Ihr etwan die Braut des Herrn Doctor, nach der er unterzeiten ruft?“ Agnete nickte kurz: „Ich bin hier in ihrem Namen,“ und trat mit Hinrich Weghorst in die Krankenstube ein. Die Fenster waren verhängt, und darauf lag die Abendsonne des weichen, schönen Apriltages; wenn der junge Arzt selbst hier so eintreten gekonnt, hätte es ihn seltsam an das Zimmer gemahnt, in welchem er Elsabe Niehusen nach seiner ersten Rückkehr von Moskau gefunden. Doch er sah nichts mehr um sich, mit geschlossenen Augen lag er, und der erste Blick auf seinem Gesicht sprach, der Tod stehe bereits harrend über ihn gebückt. Ehe er die Besinnung verloren, hatte er selbst dies schon gewußt; ein Blatt auf dem Tisch neben seinem Bett gab es kund. Darauf hatte er mit einem Crayon vor zwei Tagen ein letztes Sonnett geschrieben, in dem er Abschied vom Leben genommen und sich eine Grabschrift gesetzt. Jenes bange Todesschauer-Gefühl des Herzens vor fünf Jahren hatte ihm doch wahr gesagt, daß Elsabe Niehusen nicht die Seinige werde. Nur hatte er gewähnt, sie sei der früh zum Dunkel der Unterwelt hinabsteigende Schatten, den seine Augen vorahnend gesehen; und er selbst war es gewesen!

Er lag in Fieberphantasien, unruhvoll den glühheißen Kopf hin und her werfend. Wie die Sonne vom Fenster schwand, schrie er jammernd auf: „Elsabe — Elsabe!“, als gehe sie von ihm. Da legte Agnete Burenäus ihm sanft ihre Hand auf die heiße Stirn und sprach: „Ich bin ja bei

Dir," und er ward ruhig und murmelte: „Das ist schön — Du bist gut — bleib' so bei mir — verlaß mich nicht." So ging es den Abend und die Nacht hindurch; wenn die Angst des Fieberwahns, wie erstickend, über ihn kam, ging sie unter der vermeinten Hand seiner Braut zur Ruh', und seine Brust athmete wieder leicht. Um Mitternacht hob er plötzlich einmal den Kopf, öffnete die Augen und sprach mit vernehmlicher Stimme eine Strophe eines von ihm aus Persien an Elsabe gerichteten Gedichtes:

„Nicht glaub' ich, daß die größte Noth
Mir größre Qual kann machen.
An mir lebt nichts nicht als der Tod,
Der stark ist in mir schwachen.
Das kranke Herze windet sich,
Die matten Augen brechen.
Nichts denk' ich, Liebste, denn an Dich,
Noch kann mein Mund nichts sprechen."

Er blickte während des Redens Agnete grad' in's Gesicht, und ein leises, mattes Lächeln des Glücks suchte sich auf seine Lippen zu heben. Sein letztes war's, die Augen des zurücksinkenden Kopfes fielen wieder zu, sich nicht mehr zu öffnen. Sein Athemzug ward leiser und leiser, er starb nicht, er schlief ein. Die Hand Agnetes verließ die seinige nicht; wie der erste Dämmerschein anbrach, fühlte sie dieselbe kühler werden. Unwillkürlich stand sie auf und öffnete das Fenster, Licht und Luft des beginnenden Frühlingstages hereinzulassen. Von einem Kirchthurm schlug die Uhr vierte Morgenstunde des zweiten Apriltags, doch nach dem Schlag ward es nicht still, sondern ein Glockengewoge hub an, in das alle Kirchen Hamburgs einfielen. Grünerdonnerstag war's, und die Osterglocken begannen zu läuten; aber es klang, als höben sie ihre feierlichen Stimmen zum Gebet für Paul Fleming, dessen Brust den letzten Odem aushauchte.

Einer der Besten und Edelsten seiner Zeit, ihr hoffnungsreichster Dichter lag, kaum noch über die Schwelle des Jünglingsalters hinausgetreten, entseelt auf dem letzten Bett. Die Ostsee war für ihn kein Bächlein gewesen, drüber hinüber und wieder herüber zu hüpfen, vielmehr das dunkle stygische Wasser, über das Keiner zurückkommt. Ahnungslos hatte er jene trügerischen letzten Abschiedsworte am Schiffbord gesprochen, und ahnungslos stand an diesem Tage Elsabe Niehusen im fernen Esthland, sehnsüchtigen Blickes das nächtliche Wachsthum ihrer Kaiserkrone betrachtend. Das freudige Aufsprießen im Frühling verbürgt auf Erden noch kein Emporgelangen zur Blüthe; ein Frost kann plötzlich über sie fallen, oder sie selbst birgt einen unsichtbaren Wurm im Innern, der die Knospe welk zu Boden sinken läßt, die im Begriff gestanden, sich leuchtend zu entfalten. Denn es ist keine Gärtnerhand über ihr, welche die Wunderblume liebreicher behütete, als das Unkraut.

Vor dem Todtenbett zu Hamburg aber stand im ersten Morgenlicht, die Hand Weghorsts gefaßt haltend, Agnete Burenäus. Nun sprach sie

leise: „Wie ich für seine Braut bei ihm gewesen bis zum Letzten, so will ich Abschied von ihm für sie nehmen," und sie beugte sich über ihn und küßte die erkalteten Lippen Paul Flemings. Dann faßte sie wieder die Hand ihres treuen Begleiters: „Jetzt seid Ihr meinem Leben allein geblieben, Weghorst. Ihr wißt, daß ich den Todten geliebt habe; sein Antlitz sei Zeuge, daß ich Euch zu dieser Stunde sage, wenn Ihr meine Hand forthalten wollt durch unsere Lebensdauer, so verbleibt sie bei Euch."

* * *

Am Ostermontag ward der Sarg Paul Flemings in der Katharinenkirche zu Hamburg beigesetzt. Eine im Gange der Zeit verschwundene, von seinem Jugendfreunde Caspar Hartranft aus Zittau ihm über das Grab gesetzte Epitaph-Inschrift lautete:

„Hier liegt der deutsche Schwan/ der Ruhm der weisen Leute/
Der Artzney lieber Sohn/ der wolberedte Mund/
Dem noch kein Landsmann je gleich reden hat gekunt.
Was, Leser, er itzt ist, das kanstu werden heute."

Von dem Schmerz, der Trauer und dem Lebensschicksal Elsabe Niehusens fehlt jegliche Ueberlieferung. Zu vermuthen steht, daß die jähe Todesbotschaft aus Hamburg sich auf sie gelegt, wie die nordische Winterstarre Revals auf eine, schönerer Sonne des Südens entstammende, zu früh dem rauhen Boden entkeimte Blüthe. Ihr Vater, „der Ehrenveste/ Für-Achtbare und Wohlfürnähme Herr Heinrich Niehusen/ der löblichen Gemeine und Bürgerschafft zu Revall Elteſter und Handelsmann" hat, um „seine dem Autori auch in der Gruben zugetragene Schwieger-väterliche Affection zu bezeugen," die erste vollzählige Sammlung der „deutschen Poemata des Sel. D. Flemingii" veranstaltet und „sothan gantzes Opus dem Durchläuchtigen/ Hochgebohrnen Fürsten und Herren/ Herrn Friedrichen/ Erbe zu Norwegen/ Hertzogen zu Schleßwig/ Holstein/ Stormarn und den Ditmarschen ꝛc. ꝛc. aus unterthäniger Devotion dediciret." Bald darauf wurden die „Nova Epigrammata" Paul Flemings in lateinischer Sprache durch Adam Olearius herausgegeben, der in einer „Klagschrift", wie nachher in seiner „Persianischen Reisebeschreibung" am Meisten zur Kenntnißerhaltung der Lebensgeschichte seines Freundes beigetragen. Für eine Persönlichkeit unter den Theilnehmern an der persischen Reise fand diese einen bösen, wenn auch nicht grade unerwarteten Abschluß. Um einen Monat nach dem Tode Flemings wurde das Gesandtschaftsoberhaupt Otto Brüggemann vom Schleswiger Criminalgericht schuldig erkannt, „seines Herrn gemessene Befehle überschritten, an hohe Personen abgegangene Schreiben erbrochen und gefälscht, unwahrhafte Relation gethan zu haben, ferner wegen ärgerlichen Lebenswandels, vorsätzlichen Todtschlags, Veruntreuung fürstlicher Gelder und Güter", zum Tode am Galgen verurtheilt, doch vom Herzog „zum Schwert begnadigt" und bei Gottorp enthauptet.

Bei der Wahl Brüggemanns zum Geſandten hatte Herzog Friedrich den nämlichen Fehlgriff gethan, wie bei der Ernennung des Magiſters Baſilius Becker zum Hofprediger und Hauptpaſtor. Wer eigentlich der letztere von Hauſe aus geweſen, iſt nie klar aufgehellt worden. Jedenfalls aber war er ein Mann von ebenſo bedeutenden Geiſtesgaben als Gewiſſenloſigkeit, dieſelben lediglich für die Zwecke ſeiner Eigenſucht zu verwenden. In dieſer Richtung mochte er als ein „Philoſoph" der Art gelten, wie die Zeit des dreißigjährigen Krieges ihrer gar Manche erzog, den Glauben an göttliche Gerechtigkeit und an einen Lohn der irdiſchen Entſagung im Jenſeits als thöricht erkennend und nur trachtend, die kurze Lebensfriſt nach Kräften und Wünſchen zu genießen. Baſilius Becker gelangte in ſeiner Bauerntracht glücklich aus Kiel und den holſteiniſchen Landen davon und entrann in dieſen ſo dem Schickſal Otto Brüggemanns. Doch, wie es ſcheint, nur zu kurzem Aufſchub, denn nachdem er es durch ſeine beredte Klugheit abermals dahingebracht, im Süden des Reichs bei dem Grafen von Hohenlohe Hofprediger zu werden, ſoll er von dieſem bald, und ſchwerlich ungerechtermaßen, zu lebenslanger Einkerkerung verurtheilt worden ſein. Seinem Geſchick, wenngleich in andrer Art, entkam aber auch Adam Olearius nicht, indem er bei ſeinem letzten Aufenthalt in Reval doch von einer ungelehrten Hinneigung ſeines Herzens zu einem Frauenzimmer befallen wurde und ſich ſpäter von dort Jungfrau Katharina, Tochter des Rathsherrn Johann Müller, Erbherrn auf Knuda, mit dem auch Paul Fleming befreundet geweſen, als ſeine Frau nach Gottorp heimholte. Doch ſcheinen die Anſchauungen des von ſeiner Zeit hochgerühmten Mannes über das weibliche Geſchlecht im Allgemeinen dadurch keine erhebliche Veränderung erlitten zu haben.

Aguete Burenäus hat nach ihrer Zuſage am Todtenbette Flemings einen freundlich-friedlichen Ehebund bis an's Lebensende mit dem Magiſter Hinrich Weghorſt geſchloſſen, der als Rector der Kieler Stadtſchule gegen Ausgang des Jahrhunderts hochbetagt geſtorben iſt. Der Ehe entſproßten zwei Söhne, Virgilius und Hinrich Weghorſt, Beide gleich ihrem Vater als gelehrte Leute in der Welt angeſehn; der erſte iſt als Archidiaconus zu Oldenburg in Wagrien, der zweite als Profeſſor und Canzleirath in Kopenhagen aus der Welt geſchieden. Zu ihren Lebzeiten wurde das fürſtliche Gymnaſium von Bordesholm nach Kiel verlegt und hier in dem düſtren, dumpfluftigen Gebäude der Küterſtraße untergebracht, in welchem bis dahin vermuthlich nicht die fernere ſeeliſch-figürliche, ſondern wirklich leibhaftige „Hausſchlächterei" betrieben worden.

Das aber, was mehr oder minder in die Lebensläufte aller Jener beſtimmend eingegriffen hatte, der große Plan des Herzogs Friedrich des Dritten von Holſtein-Gottorp, was ward aus ihm? Wir wiſſen nur, daß nichts daraus geworden, ohne eigentlich den Grund dafür angeben zu können. Oder vielleicht waren es ihrer zu viele Gründe, ſowohl im Morgen-

land, wo der Schah Sofi bereits ein Jahr nach der Rückkunft der Gesandtschaft in der That seiner Trunksucht erlag, als besonders im Abendlande, wo die geschichtlichen Ereignisse uns erklärend entgegenkommen. Der dreißigjährige Krieg brach durch den Einfall der Schweden unter Torstenson nochmals verheerend wieder über Holstein, und ein anderer Krieg zwischen Dänemark und Schweden zog lange alle Länder an der westlichen Ostsee in Mitleidenschaft. Es war keine Zeit, um Weiteres vorzusehen und zu planen, als für den nächsten Tag; oder wenn ein besonderer Geist große, unkriegerische, vielleicht auch seltsam bedünkende Entwürfe in sich trug, so trat die Zeit doch einer Ausführungsmöglichkeit derselben gebieterisch entgegen. Und als dann nach dem späten Eintritt des Friedens, wie der Chronist schreibt, Herzog Friedrichs „Seele in die beglückte Ewigkeit gegangen war," wandte sein Sohn und Nachfolger Christian Albrecht sein Interesse völlig anderem Gegenstande, der Gründung einer Universität in Kiel zu.

Gewiß ist, daß damals kein Spatenstich zur Anlage einer Canalverbindung zwischen Ost- und Nordsee gemacht worden und daß die Persianischen Häuser meiner Vaterstadt niemals zwischen ihren Wänden indische Narden und Seidenballen, persische Teppiche und Naturerzeugnisse des Tropengürtels beherbergt haben. Von der hohen Phantasie ihres Erbauers für märchenhafte Zukunft bestimmt, sind sie dem Loose manches großen Gedankens, dem kleinen, praktischen Nutzen des Lebens anheimgefallen, der sich emsig in sie hineingenistet und drin fortvererbt hat, wie Vogelgeschlechter aller Art in den Mauerhöhlungen zerbrochener Burgen. Es hat auch keine Märchensee schützend ihre Hand über ihnen gehalten; nach einer immerhin noch nicht übermäßigen Daseinsdauer von drittehalb Jahrhunderten sehen sie sämmtlich greisenhaft-lebensüberdrüssig mit dem grämlichen Ausdruck verfehlter Existenzen drein, als möchten sie die Inschrift über dem Schwibbogen in ihrer Mitte: „Unser Leben währet siebenzig Jahr, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen," nicht allein für Menschen, sondern auch für Häuser gültig erachten.

Heute treibt das neue Getümmel einer werdenden Großstadt an ihnen vorbei, das sie höchstens einmal mißächtlichen Blickes bemißt, und es wohnt vielleicht schon Niemand mehr in ihnen, der noch auf eine Frage antworten kann: „Das sind die Persianischen." Auch die „Friseur- und Barbierstube" ist aus ihnen fortgeschwunden; doch wenn ich, ab und zu kurz wieder in meiner Vaterstadt vorkehrend, an den Ladenfenstern vorüberkomme, hinter denen ich mich als Knabe meines Haarüberflusses entledigen ließ, so höre ich auch aus schon ferner Weite herüber meine eigne Stimme fragen, was denn der sonderbare Name „die Persianischen" bedeute, und die Stimme des alten Scheerenkünstlers darauf erwiedern: „Wozu wullteſt Du das wul wiſſen, mein Schunge? Das kann Dich kein Menſch ſagen."

Theodor Storm*).

Ein Gedenkblatt.

Von

F. C.

„Eines Menſchen Leben — was iſt's? Doch Tauſende können
Reden über den Mann, was er und wie er's gethan.
Weniger iſt ein Gedicht, doch können es Tauſend genießen,
Tauſende tadeln. Mein Freund, lebe nur, dichte nur fort!"

Dieſes Goethe'ſche Epigramm war beſtimmt, eine kleine Skizze zu beſchließen, welche als Anzeige des Buches „Theodor Storm. Von Paul Schütze" bei Lebzeiten des Dichters geſchrieben, jetzt nur theilweiſe noch zur Mittheilung geeignet iſt. Der Herausgeber dieſer Zeitſchrift hatte ſich zur Aufnahme bereit erklärt und wollte das Heft mit einem Porträt des Dichters ſchmücken — wie nunmehr geſchehen iſt. Zugleich wurde aber der Wunſch kundgegeben, der Gefeierte möge ſelber eine Gabe hinzufügen. Auch wurde auf die ausgeſprochene Bitte eine ſchriftliche Zuſage uns zu Theil, bald nachher bei einem Beſuche in Hademarſchen — dem letzten Anblicke des Lebenden — aus ſeinem Munde beſtätigt. Er meinte, daß ihm mit lauen Sommerlüften die Stimmung kommen werde, ein betrachtendes jambiſches Gedicht zu verfaſſen, im Stile von „Gartenſpuk", „Ein Sterbender", die Manchem beſonders ans Herz gewachſen ſind, wie er wußte. Auf die Sommertage warten wir noch heute; in

*) Geb. d. 14. September 1817, † d. 4. Juli 1888.

trüber Regenzeit, als die Rosen nur widerwillig blühten, ist der Edle „den vergänglichen Dingen entrissen worden", nachdem er die einst so mächtig von ihm geschilderten Empfindungen eines Sterbenden selber wohl ganz durchkostet hatte. Jener Artikel war dem Andenken eines jungen Gelehrten, dessen rascher Hingang uns Alle tief gerührt hatte*), und nur mittelbar dem Dichter, an dessen Beschreibung er seine letzten Kräfte gesetzt hatte, gewidmet. Die Goethe'schen Verse aber dem Lebenden zuzurufen, schien um so mehr Grund vorhanden, da ein tiefer Zweifel, ob seine schaffende Kraft noch länger ausharren möge, über ihn gekommen war — er wußte, daß Freund Hain schon seine Stirne berührt hatte. Und doch hat den Zweifel noch seitdem „Der Schimmelreiter" in einer Weise widerlegt, die seine Freunde überraschen mußte und ihm selber fast wunderlich vorkam. Jene Verse sind auch das Einzige gewesen, was von meiner Skizze ihm vorher mitzutheilen ich für würdig hielt, und sie schienen ihn zu erfreuen. Ich bekenne, daß es mir nur um die letzten Worte bei dem Citate zu thun war, ohne daß das Vorausgehende meine Ueberlegung beschäftigt hatte. Jetzt, da die letzten Worte nur dem Geiste gesagt werden können, der in seiner Gemeinde fortlebt, und dessen Dichtung auch zukünftige Geschlechter treulich erbauen möge, jetzt ist mir das Ganze um so bedeutender geworden, und die Frage, was dieses Elegische sagen wolle, fordert ihre Lösung. Unter der wilden und von ihrem Autor „frech" geheißenen Schaar der venetianischen Epigramme erregt es mehr als gemeine Aufmerksamkeit; dem mit Goethens Denkungsart Vertrauten wird es doch bald in einem Zusammenhange sich darstellen. „Ich habe übrigens bei den Gedichten des letzten Musenalmanachs erst wieder recht deutlich gesehen, wie die schätzbarste Theilnahme uns nichts lehren und keine Art von Tadel uns was helfen kann. So lange ein Kunstwerk nicht da ist, hat Niemand einen Begriff von seiner Möglichkeit; sobald es dasteht, bleibt Lob und Tadel nur immer subjectiv, und Mancher, dem man Geschmack nicht absprechen kann, wünscht doch etwas dazu und davon, wodurch vielleicht die ganze Arbeit zerstört würde, so daß der eigentlich negative Werth der Kritik, welcher immer der wichtigste sein mag, uns auch nicht einmal frommen kann" (an Schiller d. 6. Januar 1798). — Ein echtes Leben und eine echte Dichtung gebieten Ehrfurcht und Schweigen — dies wollen die Distichen sagen. In der That ist es das Höchste, was man von einem menschlichen Lebenslauf rühmen kann, daß er einem Kunstwerke gleich in sich vollendet sei; und das Höchste von einem Kunstwerke, daß es wie ein Organisches gebaut sei, so wahr, so seiend! Als Erzeugtes hat es die Anlage der Vollkommenheit in sich, sofern der Erzeuger seinen Typus stark und deutlich ausspricht. Der Dichter muß

*) P. Schütze wurde zwei Tage vor Storms 70. Geburtstage, für den er sein Buch bestimmt hatte, von einer Lungenblutung überfallen, und zwei Tage nach diesem Feste verschied er.

etwas sein: Genie, Charakter, Künstler, nennt's wie ihr wollt — alsdann wird sein Gedicht wie ein nothwendiges, der Natur gehöriges Ding erscheinen, seinen Werth und Zweck in sich selber tragend; daß es erkannt und genossen werde, ist nicht sowohl Absicht als gewisse Folge, sofern es Wesen giebt, die dem Hervorbringenden verwandt und ähnlich sind und denken. Darum ist es nicht immer Weisheit, zu richten und besser wissen zu wollen, sondern auch Weisheit, in's Object sich zu versenken und seine tiefen Zusammenhänge geduldig und mit frommen Sinnen zu erforschen.

Zu solchen Auslegungen und Betrachtungen finden wir heute uns angeregt, da wir dem vollendeten Leben und Werke eines geistreichen Dichters trauernd gegenüberstehen. Denn Theodor Storm war eine Persönlichkeit, bedeutend durch ihre Harmonie, durch ihre selbständige Kraft, durch ihre Wahrhaftigkeit; und von solcher Art sind auch seine „Sachen", wie er sie zu nennen pflegte: von echter Art, auch wo sie klein und bescheiden wie Veilchen sind. Einer tiefen, lebhaften und doch maßvollen Phantasie entsprungen, sind sie mit reifem Kunstverstande erwogen, verbessert, ausgestaltet worden. Dies soll nicht heißen, daß lauter Lob und Bewunderung hier zulässig sei, wozu der Tod noch mehr als das Leben anzuregen pflegt. Es möge nur bemerkt werden, daß die Kritik keineswegs eine so einfache und natürliche Aufgabe ist, wie die Meisten glauben. Wohl versteht es sich, daß ein Kunstrichter an diesen wie an allen Werken Vieles zu tadeln finden kann, mit Gründen, die dem Unbefangenen einleuchten. Aber soviel ist gewiß und steht aller dieser Klugheit fest gegenüber, daß die Töne unseres Sängers Vielen, und nicht den Geringsten unter den Mitlebenden, das Herz bewegt haben, und nicht mehr durch Neid und Uebelwollen dieser Wirkung beraubt werden können; welche Motive doch wohl noch öfter hinter dem Nein der Kritik verborgen sind als Liebe und Genossenschaft hinter ihrem Ja. Die von Herzen Bejahenden wollen garnicht für Kritiker gelten; aber man gönne ihnen ihre Freuden, und gönne sie unter Mitempfindenden auszubreiten.

Jeder wahre Künstler ist kritisch gegen sich selber. So war Storm, trotz gerechten Stolzes auf das, was er wirklich vermochte. Mitunter kann man sogar Bedenken haben, ob nicht gegen seine ersten Entwürfe der Dichter allzu strenge gewesen sei; so wenn man das (auch tiefer unten zu erwähnende) Gedicht „Ostern" im frühesten Drucke kennen lernt, welcher im „Volksbuch auf das Jahr 1849 für die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg", erhalten ist, verbunden mit „Morgane" unter der gemeinsamen Ueberschrift „An der Westküste". Es sei gestattet hier diesen Text, der Wenigen zugänglich ist, mitzutheilen, und die Varianten daneben, wie sie in den „Gedichten" und in der Gesammt-Ausgabe eingesetzt sind; die Vergleichung gewährt einen intimen Blick in die Werkstätte des Poeten.

Auf dem Deich. Ostern 1848.	Ostern.
„Hoch oben stand ich auf dem Meeresdeich	Es war daheint auf unſ'rem Meeresdeich,
Und ließ den Blick am Horizonte gleiten;	Ich ließ
Zu mir herüber scholl verheißungsreich	
Mit vollem Klang das Osterglockenläuten.	
Wie brennend Silber funkelte das Meer,	
Die Inseln schwammen auf dem hohen Spiegel,	
Die Möven schossen blendend hin und her,	
Eintauchend in die Fluth die weißen Flügel.	
Im tiefen Kooge bis zum Deichesrand	
War sammetgrün die Wiese aufgegangen,	
Der Frühling zog prophetisch über Land,	
Die Lerchen jauchzten und die Knospen sprangen. —	
Entfesselt ist die urgewaltge Kraft,	
Die Erde quillt, die jungen Säfte tropfen,	
Und Alles treibt, und Alles webt und schafft,	
Des Lebens vollste Pulse hör' ich klopfen.	
Der Himmel stürzt aus seiner blauen Kluft	Der Fluth entsteigt der frische Meeresduft;
Auf uns herab die goldne Sonnenfülle;	Vom Himmel strömt die goldne Sonnenfülle;
Der Frühlingswind geht klingend durch die Luft	
Und sprengt im Flug des Schlummers letzte Hülle.	
O wehe fort, bis jede Knospe bricht,	
Durchström' die Welt, du wonnigliches Werde!	Daß endlich uns ein ganzer Sommer werde
Entfalte dich, du gottgebornes Licht,	
Und wanke nicht, du feste Heimaterde! —	
Hier stand ich oft, wenn in Novembernacht	
Aufgohr das Meer zu gischtbestäubten Hügeln;	
Wenn Finsterniß und Sturm in lauter Schlacht	Wenn in den Lüften war der Sturm erwacht,
Die Kappen*) peitschten mit den Eulenflügeln.	Die Deiche peitschend mit den Geierflügeln.
Und jauchzend sah ich an der festen Wehr	Und jauchzend ließ ich
Den Wellenschlag die grimmen Zähne reiben;	
Denn machtlos, zischend schoß zurück das Meer—	
Das Land ist unser, unser soll es bleiben!“	

Einige dieser Veränderungen werden vielleicht voller Billigung begegnen; aber schade ist es, daß die Beziehung auf das Jahr 1848 in der späteren Gestalt ausgelöscht worden; denn nicht leicht ein andermal ist die Empfindung, welche man seither oft als die des „Völkerfrühlings“ bezeichnet hat, zu so unmittelbarem poetischem Ausdruck gelangt.

*) So heißen die oberen Ränder des Deiches.

Wie ſtrenge Storm gegen ſich ſelbſt geweſen iſt, lehrt auch die Ausſchließung älterer Gedichte; noch in den jüngeren Auflagen der Sammlung wird man manches vermiſſen, was dem Liebhaber nicht unwerth ſcheint, erhalten zu werden.

In den beiden Jahrgängen des „Volksbuches", die ich vor mir habe (1848 und 1849), finden ſich auf der Gegenſeite des Kalenders allerhand Verſe, Sprüche, Anekdoten u. dergl., darunter das Gedichtete meiſt mit den Buchſtaben Th. St. unterzeichnet. Auch hier bemerkt man einiges, vielleicht nicht eben Charakteriſtiſche, was ſpäter verſchwunden iſt, und doch die Vielen intereſſiren muß, die einmal die Weiſe des Mannes liebgewonnen haben. Der Vers zum Februar 1848 verräth ſeinen Sinn für Schalkheit und geſellige Freude, der ſonſt im Umgange mehr als in den Schriften hervortrat.

„O wär' im Februar doch auch,
Wie's andrer Orten iſt der Brauch,
Bei uns die Narrheit zünftig!
Denn wer, ſo lang das Jahr ſich mißt,
Nicht einmal herzlich närriſch iſt,
Wie wäre der zu andrer Friſt
Wohl jemals ganz vernünftig?"

Ganz anders der (gleichfalls ſpäter verſchmähte) Spruch zum Mai 1849; gegen die Betrachtung der Vergänglichkeit des Blüthenmondes erhebt ſich, wie auch ſonſt ſo oft in ſeiner Dichtung, die Freude an der ewigen Erneuerung des Lebens:

„Die Kränze, die du dir als Kind gebunden,
Sie ſind verwelkt und längſt zu Staub verſchwunden;
Doch blühn wie damals noch Jasmin und Flieder,
Und Kinder binden deine Kränze wieder."

Nach dieſen kleinen Mittheilungen, welche das Büchlein P. Schützes zu ergänzen dienen mögen, nehme ich die Stücke meines Berichtes darüber auf, welche zwar nicht ein geiſtiges Bild des Abgeſchiedenen zu entwerfen (wofür die Zeit noch nicht gekommen iſt), aber doch dem ſinnlichen Porträt ein freundliches Geleite zu geben beſtimmt ſind.

* * *

I.

Es hat lange gewährt, bis die literariſche Bedeutung Theodor Storms zu allgemeiner Anerkennung gelangt iſt. Noch jetzt begegnet man, auch unter den wenigen Zeitgenoſſen, die im Lärm des Tagelebens der Dichtkunſt einige Muße und Zärtlichkeit bewahrt haben, oft einer ſeltſamen Unkunde in dieſer Hinſicht; und im Auslande werden etwan E. Marlitt und G. Ebers als die charakteriſtiſchen Vertreter gegenwärtiger deutſcher Erzählung angeſehen, was ſo viel ſagen will, als wenn unſere neuere Malerei mit ausſchließender Vorliebe nach Künſtlern wie Thumann und Piloty beurtheilt würde. So ſind auch die lyriſchen Dichtungen Storms hinter Zeitgenoſſen

von minder ausgeprägter Eigenheit in der öffentlichen Meinung zurückgetreten. Nun wird eine Schrift wie die vorliegende*), durch gute Ausstattung und gefälligen Stil sich empfehlend, zunächst der verbreiteten Neigung entgegenkommen, eher über einen Autor angesehenen Namens als von ihm zu lesen: einer Neigung, welche verräth, daß auch der gebildeten Kenntnißnahme von Dichtungen, wie von Kunst im Allgemeinen, allzuoft das gesellschaftliche Bedürfniß zu Grunde liegt, mit solchem Putze dem Anstand zu genügen, wenn nicht gar damit zu prunken. In Wahrheit verdient aber das Buch auch von allen wirklichen Kennern und herzlichen Verehrern des Meisters als anziehender Bericht über sein Leben, und als belehrender Leitfaden durch seine Schriften geschätzt zu werden. Herr Schütze hat mit großer Sorgfalt und genauer Kenntniß die Entwicklung des Dichters nach ihren äußeren und inneren Bedingungen verfolgt. In 7 Büchern führt er uns die ihren Umrissen nach einfache und doch mit großen Schicksalen verflochtene Lebensgeschichte vor, welcher die Analysen der einzelnen Productionen auf geschickte Weise eingefügt sind. Das erste Buch — wir würden lieber sagen: Capitel — berichtet von der guten Stadt Husum, einem alten und ehemals durch Seehandel bedeutenden Orte, wovon noch die Ueberreste gotischer Giebelhäuser zeugen, deren Menge und Pracht einst der Chronist Heinrich Rantzau bewunderte; und erörtert mit psychologischem Verstande, welche Bedeutung diese friesische Heimat und ihre Umgebung für die innere Entwicklung des Dichters gehabt habe: die große, ebene, träumerisch stimmende Landschaft — hier grüne Marsch, dort braune Haide — zu langen Sommertagwanderungen auffordernd, nur dem liebevollen Sinne ihre Reize enthüllend; und in geringer Ferne das jede Phantasie so mächtig anregende Meer, der „blanke Hans", wie die Volksrede sagt, der mit der Fluth hier über die schwarzen Watten sich ergießt und im Jahre 1825, was der achtjährige Knabe erlebt hat, mit verheerender Gewalt die Deiche brach und große Stücke der unbedeichten Halligen zerstörte. Wir hören von den Vorfahren und Eltern des Dichters und werden vertraut mit dem tiefen Familiensinn und den ehrbaren Sitten, die in diesem echten Bürgerthum walteten; wir finden auch hier bestätigt, daß die „Frohnatur und Lust zu fabuliren," jene glückliche Naivetät, welche Storm selber bezeichnet, wenn er sagt: „Ein Sonntagskind ist immer der Poet," im Naturell der Mutter angelegt und vorgebildet erscheint. Wir hören von der Kirche, dem Schlosse, dem Kloster oder Gasthaus zum St. Jürgen als Stätten, mit denen merkwürdige Eindrücke von Menschen und Dingen verbunden waren. Das zweite Capitel führt uns mit dem Knaben zuerst auf die Lateinschule der Vaterstadt, sodann auf des alten Lübeck berühmtes Catharineum, welche gelehrten Stätten noch nicht wie ein modernes Gymnasium den Geist verschnürten; alsdann

*) Theodor Storm. Sein Leben und seine Dichtung. Von Paul Schütze, Privatdocent an der Universität Kiel. Berlin 1887. Gebrüder Paetel.

mit dem Jüngling auf die Universität. In Lübeck begegnete der Primaner, dahin gesandt, um seiner Vorbildung die letzte Feile geben zu lassen, zuerst poetisch-literarischen Anregungen, die im Herzen des Schülers das Anch' io pittore aufdämmern ließen. In Kiel tritt schon ein eigenes Wagniß auf („Liederbuch dreier Freunde"), in Verbindung mit den Brüdern Theodor und Tycho Mommsen. Heine, Eichendorff, Mörike erschienen hier als die lyrischen Meister, welche Storm, gleichwie die beiden zukünftigen Gelehrten, zur Nacheiferung begeistert haben. Das dritte Capitel begleitet den gesunden Verlauf eines Lebens, das nicht auf die literarische Laufbahn angelegt, also nicht davon abhängig war: Verlobung, Ehe, der Beruf des praktischen Juristen. Aber wir finden den Advocaten zugleich mit regem Antheil einer Sammlung schleswig-holsteinischer Sagen, Märchen und Lieder sich widmend, die, von ihm und Theodor Mommsen angeregt und begonnen, später das Werk K. Müllenhoffs geworden ist. Wir finden ihn als Mitwirkenden an einem mit Geschmack redigirten Kalender, dem Biernatzkischen Volksbuch, dessen oben Erwähnung geschah. Hieraus erwächst sein erstes selbständiges Büchlein, die „Sommergeschichten und Lieder", um dessen Berliner Verlag der viel jüngere Paul Heyse ein denkwürdiges Verdienst sich erwarb — wie denn später eine innige Freundschaft gegenseitiger Anerkennung und Förderung zwischen beiden Dichtern erwachsen ist. Hier zuerst, wenn auch in unreifer Gestalt schon im Volksbuche erschienen, leuchtet „Immensee" entgegen, eine aus Skizzen leicht zusammengefügte, schlichte Erzählung, ganz von dem Eindruck eines lyrischen Gedichtes; welche Vielen allein bekannt, von Mehreren für das charakteristische Prosawerk des Meisters in charakteristischer Unwissenheit gehalten wird. Sie wird ihren stillen Zauber nie verlieren, wenn es auch gewiß ist, daß die volle Kraft des Novellendichters hier noch nicht ihre Schwingen entfaltet. — Sein viertes Buch nennt Schütze „Für Schleswig-Holstein"; es ist das einzige, wodurch nicht ein Abschnitt des äußeren Lebens angezeigt wird. Um so mehr ist es aber für die Persönlichkeit des Dichters bedeutend. Denn um gewahr zu werden, wie tief und stark die Empfindung war, mit welcher das Volk der „Herzogthümer" für seine Freiheit, sein Recht und sein Deutschthum eintrat, muß man die wenigen, aber tiefen und schwungvollen Lieder kennen lernen, die Storm als rechten Dolmetsch und Propheten seiner Landsleute erscheinen lassen. Eröffnet wird die Reihe durch jenes „Ostern", zwar ohne politische Anspielung, aber mit patriotischem Enthusiasmus gedichtet: eines der stimmungskräftigsten und klangvollsten Gedichte, die es in deutscher Zunge geben mag; um es zu verstehen, muß man aber die Natureindrücke der Meeresküste erfahren haben, die so mächtig darin widerhallen. Auch mehrere der sinnigsten Erzählungen („Ein grünes Blatt", „Unter dem Tannenbaum", „Abseits") beruhen auf diesem Hintergrunde, wie Verfasser in ausführlicher Weise darstellt. Die Ereignisse der Restauration brachten es mit sich, daß der Dichter seines Amtes ledig wurde und im preußischen

Justizdienste Aufnahme suchen mußte. So finden wir ihn (Buch 5: „in der Fremde") zuerst in Potsdam (1853—1856) von wo er einem anregenden Berliner Kreise ausgezeichneter Männer thätig sich gesellte; die „Argo", ein poetisches Jahrbuch, das aus dieser Runde hervorging, enthält seine Beiträge. Alsdann in Heiligenstadt, dem stillen katholischen Städtchen, wo Leben und Dichtung fröhlicher ihm gedieh. Hier entstanden unter anderen die Novellen „Im Schloß", „Auf der Universität", „Auf dem Staatshof", die zu den schönsten Gaben seiner Muse gehören; in Potsdam das liebliche Doppel-Idyll „Im Sonnenschein", wovon Mörike gesagt hat, Stellen daraus möchte er auf Porzellan gemalt haben. Noch in Heiligenstadt schrieb der Dichter „Von Jenseit des Meeres", als das Jahr 1864 eine neue Wendung in sein Schicksal brachte. Die Vaterstadt selber, nach Vertreibung der dänischen Beamten und Truppen einer kurzen Selbstherrlichkeit sich erfreuend, berief den Mann in die Stellung ihres Landvogtes, dessen Name durch alle Leidensjahre in gutem Andenken geblieben war, durch den noch lebenden Vater und durch einen jüngeren Bruder, der inzwischen als Arzt sich dort niedergelassen hatte, auf die günstigste Weise vertreten. So heißt das sechste Buch: „Wieder daheim". Aber bald fiel ein schwerer Schlag in das blühende häusliche Glück. Die geliebte Frau, deren heitere Gestalt viele Gebilde seiner Phantasie durchschimmert, wurde ihm entrissen. Für die sieben Kinder, welche sie ihm geboren hatte, ist die zweite Ehe des Vaters, wie für ihn selber, segensreich geworden. Der Dichter hat durch die lebenswahre und tiefe Erzählung „Viola tricolor" (in der wir die schwüle bange Stimmung, von der Schütze spricht S. 173., keineswegs finden) das Problem der zweiten Ehe in harmonischer Verklärung gelöst; zuletzt „hält die fröhliche Zukunft des Hauses ihren Einzug in den Garten der Vergangenheit". Schon früher als mit dieser Novelle hatte Storm seine neue productive Periode eröffnet, nachdem vom Jahre 1867 an, welches „In St. Jürgen" und „eine Malerarbeit" hervorbrachte, jenes durch Stimmung und Charakteristik, dieses durch die Technik der Erzählung ausgezeichnet, eine mehrjährige Pause eingetreten war.

Aber diese Pause wurde durch eine Thätigkeit von gelehrter Art ausgefüllt. Zuerst brachte die Gesammt-Ausgabe, deren erste 6 Bände bei Westermann erschienen (1868), manche Arbeit (Schütze S. 247). Alsdann aber wurde die Unternehmung einer Anthologie begonnen, welcher schon früher, in kleinerem Maßstabe, seine Kraft gewidmet war („Deutsche Liebeslieder seit Günther" 1859). Eine „kritische" Anthologie hat Storm das „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius" nicht ohne Stolz genannt (S. 250). Und er konnte allerdings mit Genugthuung auf seine Leistung zurückblicken. Unzählige Bände von Gedichten hat er durchforscht, um hie und da eine Perle zu finden, würdig, dem festen Besitz, welchen eine mehr als 30jährige Lebenserfahrung ihm gewonnen hatte, angereiht zu werden. Es

ist immer merkwürdig zu erfahren, was dem Meister einer Kunst an Werken seiner Vorgänger und Zeitgenossen bedeutend erscheint. Der empfangende Geschmack, sofern er nicht auf lernbarer Kennerschaft, sondern auf Begabung beruht, ist beinahe so selten wie die hervorbringende Kraft selber (damit an der Wurzel zusammenhängend, wie beim musikalischen Gehör am deutlichsten ist). Und ein Marktbuch, wie Anthologieen es zu sein pflegen, wird zumeist mit geringer Mühe aus den beliebtesten Autoren oder auch — aus schon vorhandenen Anthologieen zusammengestellt. Beides: der richtende Tact und der große Fleiß, die tiefgehende Kenntniß des Sammlers, machen Storms Hausbuch zu einem *würdigen* Werke, das in unserer belletristischen Literatur nicht seines Gleichen hat; wenn auch *nach* ihm einige Anthologieen ähnlichen Charakters und nicht ohne starke Anlehnung an dieses Muster aufgetreten sind, zum Theil mit besserem Erfolge nach außen hin. Denn es ist auch jener kritischen Arbeit ergangen wie den meisten originalen Schriften des (nun endlich) doch dem Namen nach berühmt gewordenen Autors. Von Anfang an hat die Glocke des Ausrufers ihm gefehlt, deren Macht durch ihre Dreistigkeit gemessen wird. Das eigentliche Publikum weiß folglich nichts davon; man wird das Buch in den Vorräthen selbst großer Sortimentshändler vergebens suchen; das Publikum, in dessen Menge doch manche Männer und Frauen verstreut sind von so reifem Geschmack, daß sie wohl eine solche Auslese als für sich bestimmt empfinden könnten, wenn nur ihr tieferes Verlangen durch allen Qualm und Nebel der Zeitungen und Nichtigkeiten bis an die Pforten der Schönheit vorzudringen vermöchte. Denn diese Anthologie ist freilich für jüngere Menschen (für Confirmanden und Bräute) minder geeignet; nicht weil es Anstößiges darin gäbe (wodurch sie ein „Hausbuch" zu heißen unwürdig wäre), sondern weil viele der ausgewählten Dichtungen in einer Lebensanschauung beruhen, die eigene Erfahrung fordert, um verstanden, mitempfunden zu werden. Um so mehr bietet sie dem nachdenklichen Leser, der an gewöhnlichen sentimentalen oder bombastischen Versen kein Ergötzen mehr findet. — So möge nun, um diesem Nebenwerke, das doch auch ein *Liebewerk* des Poeten gewesen ist, einige Ehre zu thun, die geschehene Abschweifung nachgesehen werden. Storm hat wohl damals gegen Freunde ausgesprochen: er fühle, wie das schöpferische Vermögen in ihm durch die kritischen Bemühungen gehemmt werde. Damit hängt es zusammen, daß zu jener Zeit die „Zerstreuten Capitel" entstanden sind, welche an Bozens und Washington Irvings Skizzenbuch erinnern, auch hie und da an Thackerays Art, aber durchaus in dem eigenthümlichen Stile des Autors, merkwürdig durch halb melancholisches, halb humorvolles Pathos, gehalten sind; E. T. A. Hoffmann'sche gespenstische Lichter spielen nicht selten darin. Als größere Novellette derselben Gattung hebt sich ab „Beim Vetter Christian", von Schütze mit Recht als „Cabinetstück intimster behaglichster Genre- und Kleinmalerei" bezeichnet (S. 203). Die Schattenrisse „Von heut und ehedem" wetteifern damit an Feinheit und liebreicher

Zartheit. Auch „Pole Poppenspäler" müssen wir dahin rechnen, eine aus Kindererinnerungen zusammengewobene Geschichte von fahrenden Leuten; mit jener Einfalt und Heiterkeit erzählt, die nur aus tiefer Seele quillt. In merkwürdigem Contrast dazu ist bald nachher „Waldwinkel" gedichtet worden, wo ein Idyll weltflüchtiger Sinnlichkeit durch die sehr weltliche Niedertracht des leichtfertigen Weibes einen ironischen und beinahe häßlichen Abschluß erhält. Wieder dem Genrehaften nähert sich „Ein stiller Musikant." In die kleinsten Züge ist hier die ganze Liebe und Freundlichkeit des selber von musikalischer Empfindung tieferfüllten Dichters versenkt worden. Alle diese Stücke sind Zeugnisse, daß gerade in diesen Jahren die productive Fähigkeit Storms zu ihrer höchsten Blüthe sich erheben wollte, indem sie zu größerer Mannigfaltigkeit sich entwickelte. Denn von Viola tricolor ist schon geredet worden; einiges andere übergehen wir; aber des höchsten Preises würdig wird mit Recht „Psyche" geschätzt, das Schütze Storms hohes Lied der Liebe nennt, wie denn aus literarischem Frauenmunde gesagt worden ist, es sei das Anmuthigste, was je in Prosa gedichtet worden. Hieran unmittelbar reiht sich die Novelle an, welche durch künstlerische Form und auf historischem Grunde vertiefte Bedeutung ihres tragischen Inhaltes den Dichter in seiner Vollendung zeigt; schon durch den Titel „Aquis submersus" ihres unvergeßlichen Eindruckes gewiß. In ähnlichem Stile und ebenfalls „vor Zeiten" spielend, schlossen in den folgenden Jahren „Renate" und „Enkenhof" würdig sich an. Unter den Sachen dieser Zeit, die in gegenwärtige Lebensläufe zurückführen, ragt „Carsten Curator" durch ergreifenden Ernst und mächtige Charakteristik hervor. — Im letzten Capitel führt uns der Biograph nach dem holsteinischen, waldumgebenen Dorfe „Hademarschen", wo der rüstige Amtsgerichtsrath, in den Ruhestand tretend, 1880 seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte und noch bis vor Kurzem, seines vielgepflegten Gartens und seiner getreuen Muse sich erfreute. Von schwerer Krankheit im Winter 1886/87 heimgesucht, deren Trübsal noch durch den Tod seines ältesten Sohnes vermehrt wurde (dies sind die letzten Mittheilungen, welche Schütze machen konnte), hat er, dem Anschein nach völlig genesen, am 14. September 1887 seinen 70. Geburtstag hier unter Theilnahme zahlreicher Freunde gefeiert. Seine Vaterstadt ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger; die Dorfschaft, in der er wohnte, gab dem verehrten Manne, den sie besser als den Dichter kennt, die rührendsten Zeugnisse ihrer Achtung und Neigung. Nur allzubald hat sich diese Theilnahme in Kundgebungen eines traurigen Abschiedes wiederholen müssen. — Seine Muse hat ihm noch mehrere seiner bedeutendsten Werke in dieser Stille zu bilden vergönnt; denn dazu gehören „Hans und Heinz Kirch", wo ein harter Vater und ein wilder Sohn ihre Schicksale an einander zerreiben; und die wiederum in vergangene Jahrhunderte führende Doppelnovelle „Zur Chronik von Geieshuus", durch großen epischen Gang und gewaltige sagenhafte Züge ausgezeichnet, von manchen Kennern für das eigentliche Meisterwerk Storms

gehalten. Das Problem des Connubiums zwiſchen Adel und Bürgerſtand, welches den pſychologiſchen Sinn des Dichters mehrmals beſchäftigt hat, liegt auch hier in tragiſch ergreifender Weiſe zu Grunde. — Nicht auf gleicher Höhe ſteht die letzte der Chronik-Novellen, wie Sch. ſie nennt (ſie ſind in einer Sammlung herausgegeben worden unter dem Titel „Vor Zeiten"), nämlich „Ein Feſt auf Hadersleyhuus", zuerſt „Noch ein Lembek" geheißen, worin die Reflexe des Ritterlebens und der Minnepoeſie auf eine nordiſche Landſchaft geworfen werden. Zwei ſeiner beſten Idyllen aber, die in lebendige Zeit eigener Erinnerungen zurückkehren, hat erſt jüngſt der Dichter geſchrieben; ſie verweilen „Bei kleinen Leuten" und zeugen von anſchaulicher Kenntniß und liebevollem Sinne für das Leben dieſer Gattung, wie es in der einen Erzählung noch als im Kerne geſundes Kleinbürgerthum des jetzt ausſterbenden Handwerkers, in der anderen als proletariſches Daſein, hart am Abgrunde von Noth und Verbrechen ſich darſtellt; in beiden erſchütternd und erfreuend die Gewalt der elementariſchen menſchlichen Gefühle mit ſicherer Hand geſchildert. Dies ſind die letzten Werke, welche unſer Führer erwähnen konnte. Danach iſt uns noch „Ein Bekenntniß" zu Theil geworden, worin das merkwürdige moraliſche Motiv mit großer pſychologiſcher Feinheit behandelt wird; und endlich noch das große Lebensbild aus den Marſchen, wo der Jahrtauſende alte Kampf des frieſiſchen Stammes gegen das weiße Element in einer heroiſchen Geſtalt ſeine Verklärung empfängt, und man eine nahe Wirklichkeit in den abergläubiſchen Volksmund als Geſpenſterſchatten unmerklich übergehend gewahrt. Ein würdiger Abſchluß dieſer in Leben und Landſchaft der Heimat tief beruhenden dichteriſchen Production. „So wäre der Zeitpunkt des Abtretens jetzt nicht ungünſtig", ſchrieb der Ahnende zwei Monate vor ſeinem Scheiden, nachdem er von den Stimmen des Beifalles erzählt hat, die ihm über den „Schimmelreiter" zugekommen waren, an die er doch kaum zu glauben wage. Noch war er an einer neuen Novelle thätig geweſen, wozu die Idee in den Phantaſieen ſeiner Krankheit entſtanden war; der Titel „Die Armenſünderglocke" und das Schema der Handlung ſtanden ihm feſt, einzelne Scenen ſind im Entwurfe ausgearbeitet worden, „aber die Arbeit ruht wie für immer" heißt es in demſelben Briefe. Seine letzten Mühen galten autobiographiſchen Aufzeichnungen, die leider in den Anfängen geblieben ſind.

II.

Wenn ich die ganze Kunſtthätigkeit Theodor Storms, die in Verſen und Erzählungen vorliegende überſchaue und nach einer Charakteriſtik ſuche, um ſie von der Menge äußerlich verwandter Erſcheinungen des Zeitalters zu unterſcheiden, ſo muß ich einen Ausdruck wählen, der nicht Jedem ſogleich verſtändlich iſt. Seine Kunſt, möchte ich ſagen, iſt *frei von Abſichten*. Das bedeutet: ſie will weder belehren noch bilden, weder ſinnliche, noch moraliſche, noch politiſche Rührung und Erregung hervorrufen,

sie will nicht schmeicheln, nicht spannen, nicht entsetzen; der Autor geht nicht — was die meisten Modernen thun — darauf aus zu imponiren: für alles das ist er zu naiv. Er arbeitet nach innen, für sich selber, mit der stillen Freude an seinem Werke, darum mit der Gewissenhaftigkeit eines alten Meisters der Bronce- oder Elfenbein-Plastik, wo die Bewunderung mit Erkenntniß der Mache nicht abnimmt, wie bei den Künsten der Taschenspieler und vielen anderen, sondern immer größer wird. In dem Bande der „Gedichte" tritt diese Reinheit des Stiles vielleicht am deutlichsten hervor. „Bilde, Künstler, rede nicht. Nur ein Hauch sei dein Gedicht". Dieses Goethesche Motto ist von Vielen wiederholt, von Wenigen erfüllt worden. Wenn alle Rede ein lautes Getön auszeichnet, so ist hingegen den Stormschen Versen ein leiser Gang, eine stille, auch in Leidenschaft verhaltene Sprache eigenthümlich, der es an den gemachten Worten fehlt, worin so leicht die lyrische Kunst entartet.*) Es muß auffallen, daß Herr Schütze über Storms Lyrik so wenig gesagt hat. Freilich ist sein ganzes Buch mit Citaten daraus erfüllt, für seinen Zweck zu reichlich; und er rühmt, daß durch Harmonie zwischen Form und Inhalt, durch Schönheit und Sicherheit des sprachlichen Ausdrucks die Gedichte unmittelbar neben Goethe sich stellen (S. 248). Aber in einem Buche, welches jeder Erzählung eine genaue Analyse widmet, dürfte wohl eine tiefere Studie über das Eigenthümliche dieser Lyrik, über die verschiedenen Arten ihrer Stoffe und Formen, über die Feinheiten und Tiefen ihres Stiles, ihre Versmaße und Wortbildungen nicht fehlen. Hierüber ist von Anderen Manches gesagt worden und bliebe wohl Einiges zu sagen übrig. Aber freilich können derartige Erörterungen zum Genuß und Verständniß weniger noch beitragen, als wenn der Kern und organische Bau einer Novelle bloßgelegt wird; denn wenn irgendwo, so gilt hier das Wort: „Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen." Die volle Schönheit eines Liebesliedes wird nur, wer Liebe kennt, in sich aufnehmen. Die patriotischen Gedichte, in denen Schleswig-Holsteins Stimme einsetzt, wird Niemand so tief bewundern, der nicht mit gleicher Liebe an eine Heimat von gleichem herben Reize sich gebunden weiß. Und nur wer die unglaubliche Stille und Feierlichkeit eines milden Herbstabends, zur Ebbezeit, wenigstens einmal an der Nordsee-Binnenküste erlebt hat, weiß die innere Nothwendigkeit und Offenbarung des Gedichtes zu gewahren, welches anhebt:

*) Sehr trefflich wird bei Schütze S. 254 ein Ausspruch Klopstocks angeführt über das Wortlose, das „in einem guten Gedicht umherwandle wie in Homers Schlachten die nur von Wenigen gesehenen Götter." Und Schütze fügt hinzu: „Die Kunst der verschleiernden, andeutenden Darstellung, die das letzte Wort ungern ausspricht, besitzt Storm in hohem Grade." Das hatte auch Mörike congenialisch empfunden, wenn er (im Gespräche) dem nordischen Freunde sagte: „Sie haben das an sich, so leise zu überraschen: ‚Es war eine andere Zeit'" — (Storm's Erinnerungen an Eduard Mörike. Schriften 14. S. 162. Jene Worte sind der Anfang des 2. Abschnittes von Storms „Im Sonnenschein").

An's Haf nun fliegt die Möve,
Und Dämmrung bricht herein;
Ueber die feuchten Watten
Spiegelt der Abendſchein.

„Nur ein Hauch ſei dein Gedicht.“ Damit iſt auch das Verhältniß Stormſcher Verskunſt zur Muſik bezeichnet. Urſprünglich entſteht alles Lied zugleich mit dem Geſange des Volkes, als neuer Text zu bekannter Weiſe. Die Kunſtpoeſie kehrt allmählich das Verhältniß um. Die gedruckten und geleſenen Lieder werden in mannigfache Formen muſikaliſcher Compoſition umgegoſſen. Viele werden, wo dieſe Kunſt ihr Edelſtes leiſtet, in ihrer Bedeutung gehoben. Manche, durch ſich ſelber tüchtig, vermählen ſich mit ihrer Melodie und gelangen in dieſer Einheit zu vollerem Leben. Aber es giebt Gedichte, welche der Muſik auf keine Weiſe bedürfen; ſie ſind Muſik, ſie enthüllen, gleich der Muſik — nach dem Ausdrucke Carlyles — „das Herz der Natur“; ſie wollen nur geſprochen ſein, um ganz empfunden zu werden, und können die Zugabe der Melodie im beſten Falle doch nur vertragen. „Es iſt die Form nur der Contur, der den lebend'gen Leib beſchließt“ ſo hat Storm ſelber das Geheimniß der lyriſchen Compoſition ausgeſprochen; und die Zartheit dieſer Linien wird durch jedes Gewand auch ſchärferem Auge leicht verdeckt. — Aber wie ein großer Theil deſſen, was wir Lyrik nennen, ſo ſteht auch unter den Stormſchen Gedichten Vieles, weil in (äußerlich) größerem Stile, der Betrachtung oder der Reflexion gehalten, von vornherein den muſikaliſchen Angriffen ferner oder iſt ihnen unzugänglich. Denn es iſt falſch, was Schütze ſagt (S. 250), daß Storm der gedankenhaften Lyrik als ſolcher abhold ſei. Er ſelber ſpricht in dem merkwürdigen Vorworte des Hausbuchs auf treffliche Weiſe darüber ſich aus: „Der bedeutendſte Gedankengehalt, und ſei er in den wohlgebauteſten Verſen eingeſchloſſen, hat in der Poeſie keine Berechtigung und wird als todter Schatz am Wege liegen bleiben, wenn er nicht zuvor durch das Gemüth und die Phantaſie des Dichters ſeinen Weg genommen und dort Wärme und Farbe und womöglich körperliche Geſtalt gewonnen hat.“

Und dieſes gerechte Poſtulat iſt von ihm ſelber erfüllt worden in Gedichten wie „Im Zeichen des Todes“, „Abſchied“, „Für meine Söhne“, „Ein Sterbender“, „Geh nicht hinein“, ſo ſehr ſie unter ſich verſchieden ſind. Gewiſſermaßen iſt auch der reflectirenden Lyrik beizurechnen das in ſeiner Feinheit erhabene und durch die tiefe Energie des Gefühls zu Thränen bewegende Idyll, welches überſchrieben iſt „Garten-Spuk“; gleich dem „Sterbenden“ in ſchönen weichen Jamben erzählend. Es gehört zu dem Schönſten, was Storm man muß doch ſagen: geſungen hat. Und hier können wir uns noch einmal des Citates nicht enthalten. Der Beobachter zeichnet das heimliche Walten eines Schutzgeiſt-Kindes in ſeinem Garten. Man ſieht das Bild mit ihm, in ſeiner jungfräulichen, friedlichen Anmuth:

Ich aber dachte: „Rühre nicht daran!“
Hob leis die Stirn' und ging den Weg hinab,
Den Garten laſſend in ſo holder Hut.
Nicht merkt' ich, daß einſam die Wege wurden,
Daß feucht vom Meere ſtrich die Abendluft;
Erfüllet ganz von ſüßem Heimgefühl,
Ging weit ich in die Dunkelheit hinaus.

„Rühre nicht daran“. So wie hier, iſt in dem ganzen Gedichte kein Wort, das anders ſein könnte. Es iſt die reine Stimmung eines nicht blos ſtark empfindenden, ſondern auch viel betrachtenden und ſinnenden Gemüthes.

Schütze hat in trefflicher Weiſe dargeſtellt, wie die Novelle Storms aus ſeiner Lyrik ſich entwickelt habe. Ein Wort Wilhelm Jenſen's, des Landsmannes und Freundes, der dem älteren Meiſter oft mit Liebe gehuldigt hat, wird angeführt, das über die Erzählungen ſagt: „Sie ſind empfunden wie Gedichte, in künſtleriſcher Form gehalten wie ſolche, und wirken auch gleich Gedichten.“ So konnte auch Paul Heyſe's Ausdruck erwähnt werden, der, bei Gelegenheit des erſten Novellenſchatzes, Storm den Lyriker unter den Novelliſten nannte; wenn er auch jetzt, gemäß dem S. 172 abgedruckten Sonett, das zuerſt 1877 in der Deutſchen Rundſchau erſchien, dieſe Charakteriſtik nicht mehr als ausreichend bezeichnen würde. Denn, mit Schütze zu reden (S. 254), „aus der nur einzelne Glieder aneinander reihenden Stimmungsnovelle iſt die lückenloſe Conflict- und Problemnovelle hervorgewachſen;“ und darüber hinaus, mögen wir hinzufügen, die rein epiſche Novelle. Man kann auch ſagen: Die Novelle Storms hat mehr und mehr einen männlichen Charakter und Ton angenommen. Denn wenn auch alle Muſen Weiber ſind und, zumal in unſerem Zeitalter, bei Frauen und frauenhaften Gemüthern am eheſten ein reiner Kunſtſinn erwartet werden kann, ſo iſt doch die Erzählung mehr als andere poetiſche Gattungen dazu angethan, einmal das rohe ſachliche, dann aber ein feineres, gleichſam wiſſenſchaftliches Intereſſe auch proſaiſch conſtruirter Männer zu erregen. Storms Kunſt iſt freilich immer verloren für Solche, die den bloßen Zeitvertreib des Romanleſens ſuchen. Und wenn es auf der anderen Seite Männer giebt, zumal gelehrte, welche alles für unbedeutend halten, was nicht durch ausgeſponnene Erörterungen über Zeitfragen und Weltanſchauung ihre Gewohnheit und Luſt, ſich reden zu hören, zuzuſtimmen oder zu opponiren, in Schwingung ſetzt, ſo müſſen dieſe aufgefordert werden, in einem Dürer'ſchen Holzſchnitt oder in einer Landſchaft von Hobbema nach den „Anſichten“ zu forſchen, die darin mögen enthalten ſein. Das Schöne muß man lieben um ſeiner ſelbſt willen, oder aber ſich beſcheiden, daß man keinen Geſchmack dafür habe.

Aus der Münchener Kunstausstellung des Jahres 1888.

Von

Ludwig Pfau.

— Stuttgart. —

(Fortsetzung.)

Colorismus.

Das schönste Costümbild der Ausstellung in Beziehung auf die Farbe ist ohne Zweifel die „Bekehrung des Herzogs von Gandia vor der Leiche der Kaiserin" von Moreno Carbonero in Malaga. Die rechte Seite des Bildes wird vom Sarge eingenommen, welcher auf einer mit lachsfarbenem Sammtteppich bedeckten Erhöhung steht. Ein schwarzgekleideter Diener am Kopfende hält den aufgeschlagenen Deckel der Truhe, aus welcher, von Spitzen umgeben, das leichenfahle, mehr als nöthig entstellte Antlitz und die gefalteten Hände der Kaiserin hervorsehen. Links am Sarge auf terracottafarbigem Teppich steht der Herzog in schwarzem Sammtgewand und verbirgt sein Antlitz an der Schulter des ernst und bewegt blickenden, in Brust- und Lendenharnisch gekleideten Kaisers. (Er war für die Kaiserin in Liebe entbrannt gewesen und ging dann ins Kloster). Hinter ihm steht ein Priester, in reichem, silbergrau und schwarz gesticktem Ornat, ein Gebetbuch in der Hand, und neben diesem ein anderer in gedämpft rothem Gewande. Ihnen zur Seite verhüllt eine schwarzgekleidete Dame ihr Gesicht mit beiden Händen, während ein halbwüchsiger Knabe, scheu und ergriffen, sich an sie schmiegt. Im Hintergrunde stehen die Kirchendiener und Großen des Reichs und füllen die zur Gruft führende Treppe, deren offenes Eisenthor das Tageslicht einläßt. Die Scene ist nach Art der Gallait'schen

Schauſtücke concipirt, nicht eben großartig in der Auffaſſung, aber einfach und ungeſucht und mit wärmerer Empfindung im Ausdruck. Sehr ſtörend dagegen wirkt die Geberde des Dieners am Sargdeckel, der ſein ſchwarzes Barett an die Naſe drückt, um ſich vor dem Leichengeruch zu ſchützen. Anders thut's der heutige Realismus nicht, irgendwie muß er dem idealen Gefühl ein Schnippchen ſchlagen. Was jedoch das Colorit betrifft, ſo iſt dieſes von ſo ſchöner, lebendiger und doch ernſter, der Scene entſprechender Harmonie, von ſo ungeſtörter, wohlthuender Vornehmheit, daß es dem Auge einen ſeltenen Genuß bereitet.

Nicht ſo ſpecifiſch coloriſtiſch, aber ſtimmungsvoller und großartiger iſt das coloſſale Bild „Eine Viſion im Coloſſeum" von Benlliure y Gil in Rom. Die erklärende Legende des Katalogs beſagt: „Der heilige Almaquio, Einſiedler aus dem Orient, wurde am 1. Januar 404 von den Gladiatoren des Coloſſeums, deren Kämpfe er hindern wollte, getödtet. Doch hörten in Folge dieſes Opfertodes die blutigen Schauſpiele auf. Seitdem geht der Heilige am Allerſeelentage in der Stille der Nacht durch jene Ruine, von Märtyrern und Gerechten aller Zeiten begleitet, den Geſang „Miserere mei Deus" anſtimmend, worauf ſich ihm von der Erde zahlreiche Seelen anſchließen und folgen."

Die Scene iſt der Innenraum des Coloſſeums, von einem rieſigen, am flimmerigen Nachthimmel emporſteigenden Monde beleuchtet. Den Hintergrund bildet die ruinenhafte, von leeren Fenſterhöhlen durchbrochene und von Nachtvögeln umſchwärmte, elliptiſche Mauer des alten Rieſenbaus. Der Augenpunkt liegt in der Höhe des Bauwerks, ſo daß deſſen Boden tief unten, in halber Vogelperſpective und ſtarker Verkleinerung der Gegenſtände zum Vorſchein kommt. Die Compoſition beſteht aus zwei in der Luft ſchwebenden Menſchenſtrömen, von denen der vordere, mit lebensgroßen Figuren, ſich aufwärts von links nach rechts bewegt, um in der dunklen Tiefe des Coloſſeums zu verſchwinden; der hintere aber, vom höchſten Himmel her über die Mauer weg in den Innenraum ſich ergießend, dem vorderen Zuge zueilt und bereits in einiger Entfernung ſich hinter ihm ausbreitet. Den Mittelpunkt der Hauptgruppe bildet der heilige Almaquio, der, den Oberkörper mit dem bärtigen Aſketenkopfe gegen die Verſammelten neigend, frei in der Luft ſteht und, wie auf einer Kanzel, die Arme predigend ausbreitet. In der Rechten erhebt er ein kleines Kreuzeszeichen, von dem ein magiſches Licht ausſtrahlt. Rings umgiebt ihn ein Kranz von Kerzen tragenden Märtyrern und Anachoreten in grauen, braunen und ſchwarzen Mönchskleidern, vorn zwei Geißler mit entblößtem Oberkörper. Während dieſe, verſchieden in Stellung und Geberde, zu dem Begeiſterten aufblicken, ſchweben von der andern Seite die himmliſchen Heerſchaaren, weiß gekleidete, Kerzen tragende Nonnen, ſelige Jungfrauen mit weißen Schleiern und Kränzen luſtig im Mondlicht herab, um dem leuchtenden Kreuze zu folgen. Mehr im Vordergrunde ſchließen ſich ihnen

blumenstreuende Kinder an, und ein Rosenregen fällt hernieder in das nächtliche Grauen der Tiefe, wo kleine, im Helldunkel gespenstisch verschwindende Gestalten um ein aufgerichtetes Kreuz sich schaaren und geheimnißvoll die Scenen des Martyriums darstellen. Der kräftige Ton der Hauptgruppe hebt diese energisch von den duftigen Scharen des Hintergrundes ab, die doch wieder genug Körperlichkeit haben, um nicht für bloße Schemen der Phantasie zu gelten. Die Luft circulirt zwischen den Figuren, die alle von einander losgehen und deshalb den Eindruck wirklicher Erscheinungen machen. Das Ganze ist wie aus einem Guß und seine Wirkung zauberhaft. Es ist ohne Zweifel das vollendetste Bild der Ausstellung.

Aber Benlliure weiß nicht nur das Furchtbare, sondern auch das Liebliche zu schildern; das Ergreifende wie das Anmuthige beherrscht sein Zauberpinsel mit gleicher Gewalt. Kein größerer Contrast läßt sich denken als neben der Colosseumsvision seine „Vertheilung der Preise im Kinderasyl von Valencia", sowie „Der Marienmonat in Valencia", zwei Bilder kleinerer Dimension. Im ersten erhellen rosenumkränzte Wandleuchter einen weiten Raum, links ein teppichüberhängtes Podium mit einem rothbedeckten Tisch und einem rothen Plüschsessel, auf welchem ein rothgekleideter Priester den Vorsitz führt; rechts und links von ihm befindet sich das Protectorenpaar des Asyls. Die Dame legt ihre Hände auf die Schulter eines weißgekleideten Mädcheus, wohl des ihrigen, das mit stiller Befriedigung zuschaut. Auf einem Stuhle vor dem Tisch steht ein allerliebstes Kind, das halb muthig, halb befangen, mit vorgestreckten Händchen sein Sprüchlein hersagt. Hinter der Kleinen steht, in Nonnentracht eine Unterrichtsschwester mit dem Soufflirzettel, während eine andere zwei Kinder, an welchen nun wohl die Reihe ist, bei der Hand hält, und die dritte einen Knaben in der Schaar der im Halbkreise sitzenden Kinder zur Ruhe verweist. Ganz im Hintergrunde stehen rechts und links zuhörende Gruppen. Der Teppich ist mit Rosen bestreut, und der ganze Raum athmet feierliche Zuhörerstille. — Der Marienmonat, ein ähnliches Bild, zeigt einen Festgottesdienst in reichem Chore. Im Mittelgrunde, von Kerzenlicht umstrahlt, sieht man die celebrirenden Priester, von Mönchen und Laien umgeben, in einem zauberhaften Helldunkel. Der Vordergrund ist wieder mit den liebreizendsten Kindern bevölkert: rothgekleidete Mädchen mit steinbesetzten Kronen und Federputz im Haar; eines hält eine Laterne, andere tragen Blumenkörbe. Rechts am Altar steht eine Gruppe weißgekleideter Kinder, mit Schleier und Kranz geschmückt und Blumen in der Hand. Auch hier sind überall Rosen ausgestreut, sie scheinen dem Maler nur so von der Palette zu fallen. In den beiden Bildern ist Benlliure unerschöpflich in seiner Charakterisirung des Kindergemüths. Mit unendlicher Liebenswürdigkeit schildert er die kindlich naiven Mädchen in ihren roth und weißen Kleidern, wie sie neugierig um sich schauen, andächtig ihre Pflicht erfüllen oder freudig ihre Blumen bringen. Dabei ist das tiefe, weiche und doch

klare, feſtliche Colorit nicht weniger zu bewundern als die Technik, welche mit ſpielender Geltendmachung des Details, eine ſaftige Breite der Ausführung zu verbinden weiß. Benliure iſt einer jener gottbegnadeten Künſtler, welche ihre Schätze ſpielend aus dem Aermel ſchütteln.

Ein weiteres durch Umfang und Geſchicklichkeit hervorragendes Bild von Alcazar Tejedor in Madrid ſtellt „Eltern bei der erſten Meſſe ihres Sohnes" vor. Im feſtlich mit Blumen geſchmückten Chor auf einem goldenen Lehnſeſſel ſitzt der neugeweihte Prieſter, der Bauernſohn. Die Mutter, von ihrer Freude überwältigt, iſt vor ihrem Sohne hingeſunken, der ſie umarmt. Der etwas weiter zurückſtehende Vater verbirgt ſeine Thränen in ſein Taſchentuch. Der Neugeweihte iſt von Prieſtern und Chorknaben umgeben, deren Theilnahme in ihren verſchiedenen Abſtufungen, von der mitfühlenden Rührung bis zur bloßen Schauluſt, trefflich ausgedrückt iſt. Hinter den Eltern drängt ſich eine Schaar Neugieriger zu. Die Malerei iſt kräftig und warm, die Zeichnung correct und die Behandlung breit. Aber die lebhaften Farben der kirchlichen Garderobe, die rothen Unterkleider und geſtickten Meßgewänder, im Gegenſatz zu der bürgerlich dunklen Einfachheit der Eltern, geben dem Colorit den Charakter des Bunten; und dies um ſo mehr, als die ganze Tonlage etwas zu hell und grell für das Innere einer Kirche iſt, wodurch die Scene mehr den Eindruck einer weltlichen Feſtlichkeit als den einer — doch immer mit etwas Myſtik und Halbdunkel gewürzten — kirchlichen Feier macht.

Eine kirchliche Feierlichkeit anderer Art zeigt uns Albert Keller in München in ſeinem „Hexenſchlaf". Ein weißgekleidetes Mädchen, an einen Pfahl gebunden und vom gläubigen Volk umringt, erleidet mit geſchloſſenen Augen und lächelnder Miene den Feuertod. Der Katalog giebt hierzu folgende Erklärung: „Wie die alten Protocolle erzählen, verfielen die Hexen während der Tortnren und Hinrichtungen häufig in einen ſchlafähnlichen Zuſtand der Empfindungsloſigkeit. Man nahm an, der Teufel ſchicke dieſen Schlaf, weil er denen, die es mit ihm hielten, Schutz gegen irdiſche Gerechtigkeit zugeſichert habe. Heutzutage wiſſen wir, daß dieſer ‚Hexenſchlaf' nichts anderes als Hypnoſe oder Somnambulismus war". Das Bild iſt nicht ohne coloriſtiſche Anläufe, aber von ungenügender Ausführung und Geſammtwirkung. Die Zeichnung iſt mangelhaft und die weiße Hülle des Opfers verdeckt mehr die Formen des jugendlichen Körpers, als daß ſie dieſelben umkleidete. Die verſammelte Menge, welche im Hintergrunde theils auf einer Treppe, theils auf einer Terraſſe ſich ausbreitet, nimmt unſer Intereſſe wenig in Anſpruch. Ueberdies iſt die Luftperſpective in einer Weiſe mißlungen, welche dem Bilde keine Tiefe verleiht. — Auch in dem „Porträt" desſelben Künſtlers, einer jungen weißgekleideten Dame, welche auf einem rothſamtnen Lehnſtuhl ſitzt, beeinträchtigt die allzugroße Vernachläſſigung der Form den Genuß der coloriſtiſchen Leiſtung.

Einer der berühmteſten Schönfärber der Gegenwart, Mich. Munkacſy

in Paris, hat die Ausstellung mit einem „Duell" beschickt, dessen blutigen Ausgang er uns vorführt. Links unter der tiefen Fensternische liegt der erstochene Spanier in seinem schwarzen Sammetgewand ausgestreckt auf dem Boden. Der Leiche gegenüber, an den Tisch gelehnt und den Degen zur Erde senkend, steht der Sieger in gelblichgrauem Leibrock, mit dem Ausdruck verrauchenden Zornes und kommender Reue. Auf dem verschobenen blaßrothen Tischteppich steht ein Humpen neben einem umgeworfenen Glase; auf der Bank der Fensternische liegen der schwarze Mantel und rothe Hut des Getödteten. Zur Thüre links stürmt ein erschrockener, aufschreiender Mann herein, und eine erregte Frau sucht die Nachdringenden abzuhalten. Munkacsy steht mit diesem Bilde nicht auf der Höhe seiner früheren Erfolge. Die Raum- und Größenverhältnisse sind nicht ganz richtig. Der flache Gefallene hat zu wenig Körper und fast keinen Kopf. Der Mann im Mittelgrund ist zu klein, und sein weißer Kragen zu anspruchsvoll, was ihn noch weiter vortreibt und noch kleiner erscheinen läßt; dazu ist der Degen des siegreichen Hidalgo, wenn dieser den Arm ausstreckt, so lang wie der ganze dem Duell zur Verfügung gestellte Platz. Dagegen ist die Malerei flott und massig, wenn schon etwas flüchtig; auch hat der Künstler die schöne Wirkung seiner aus satter Tiefe warm aufleuchtenden Töne noch nicht ganz eingebüßt.

Eine bedeutende coloristische Leistung ist auch „Judith" von Benjamin Constant in Paris, die, obwohl nur eine Skizze, die fattesten und brillantesten Farben in harmonischem Einklang ausstrahlt. Ebenso ist „Ein Räuber", eine vor einem gestohlenen Halsband am Pranger stehende sehr ausgeführte Figur in morgenländischer Tracht von Antonio Talves in Barcelona, ein Wunder von einem Aquarell, das in der Kraft des Colorits an die Oeltechnik heranreicht.

Höchst erfreulich ist ferner die „Dämmerstunde am Kamin" von Paul Hoecker in München durch die reizvolle Weise, mit welcher uns der Künstler ein junges Mädchen vor Augen führt, die, in ihrer holländischen Haube dem Beschauer das verlorene Profil zukehrend, vor dem Kamin sitzt und das Sieden des Theekessels abwartet. Die Beleuchtung durch das Feuer und die Wirkung des Stofflichen sind mit großer Meisterschaft wiedergegeben, ohne durch die Durchführung das Interesse an der Figur abzuschwächen. Ebenso hat die „Mutter Gottes", ein Brustbild von Dagnan-Bouveret in Paris — bei allzu gesuchtem Motiv — bedeutende coloristische Vorzüge. Maria sitzt in einer Zimmermannswerkstätte an der Hobelbank; ein weißes Tuch, aus dem das schwarzgescheitelte Haar nur wenig hervorsieht, umhüllt nonnenartig ihren Kopf. Sie nährt ihr Kind unter dem braunen Mantel, der ihren Busen umhüllt; aber der Heiligenschein des Jesuskopfes dringt als tiefgelbes Licht durch den Mantel und wirft sonnenförmig seine Strahlen aus. Diese Phantasmagorie wäre wohl zu entbehren. Dagegen hat Marias leicht zur Seite geneigter Kopf, mit

blassem Teint und schwermüthigen Augen, etwas fremdartig Anmuthendes, das an den böhmischen Typus erinnert, und ist von vortrefflicher Malerei.

Wir kommen nun zur höchsten Form des Colorismus, dessen Ziel nicht nur der harmonische Reiz der Farben, sondern die Bewirkung jener ethischen Stimmung ist, welche der coloristischen entspringt; und hier steht Josef Israels im Haag oben an. Die Feinheit seiner Tonempfindung übt eine Gewalt, die sogar die Lebensgröße verträgt. Dies zeigt sein Bild „Wenn man alt wird", ein greises Mütterchen, das in verblichenem, graubraunem Mantel und weißer Haube auf einem Rohrstuhl vor dem Kamin sitzt und seine Hände gegen die wärmende Gluth streckt. Das ist alles; aber man verlangt nicht mehr, jedes Weitere wäre Störung. Wie ist das alles aus einem Guß, wie fein ist das oft so störende Weiß abgetont an der Haube, und wie sehr hütet sich die bescheidene Gluth vor jedem aufdringlichen Beleuchtungseffect! Die Strenge der Linie ist abwesend, aber welche Großartigkeit der Auffassung, welche Einfachheit des Vortrags! Wenn sich auch der Umriß im Ton auflöst, so ist die Zeichnung doch richtig, und man fühlt die Sicherheit der Form unter der Farbe. Denn der Mangel zeichnerischer Schärfe hat seinen Grund hier weder in Unkenntniß noch in Nachlässigkeit, sondern in dem Bestreben, eine gewollte Wirkung hervorzubringen, und die hiebei zu beobachtenden Grenzen sind auf's Haar eingehalten. Israel erinnert in diesem Bilde an die wuchtige Formgebung Millets; nur ist seine Empfindung mehr specifisch coloristisch, während die Millets mehr landschaftlich ist.

Ueber Israels alter Frau hängt in der Ausstellung ein großer, liegender Hund von Eerelmann im Haag. Das Thier ist tüchtig gemalt, der Kopf lebendig, das Fell naturalistisch ohne Uebertreibung; es hat sicherlich bei Weitem mehr unmittelbare Naturwahrheit als jenes alte Weib. Aber sonderbar! Diese Wahrheit, eben wegen ihrer materielleren Natur, erscheint im Vergleich zu Israels Bild als eine künstlich reproducirte; der Hund sieht aus, wie ausgebälgt, während man bei der Alten gar nicht lange fragt, wie sie sich zur Natur verhält. Sie packt uns so mächtig bei unserer Einbildungskraft, daß vor dieser inneren Wahrheit die äußerlich nachgeahmte förmlich verschwindet. Da kann man sich den Unterschied klar machen, der zwischen der empfundenen Wirklichkeit des Intellects und der nur geschauten des Auges besteht; um so mehr, als die Idealität der Israelsschen Bilder ja keineswegs auf der Abschwächung der Realität, sondern nur auf der künstlerischen Auffassung derselben beruht.

Nicht minder bedeutend ist „die Nähschule" desselben Meisters. Zwei Reihen holländischer Bürgermädchen in einfachen, bläulichen Kleidern und weißen Hauben sitzen in einem ebenso einfachen Zimmer, mit Nähen beschäftigt. Rechts am Fenster, durch welches zwischen zwei Blumenstöcken Häuser und Bäume sichtbar werden, sitzt die ältere Lehrerin und schneidet zu. Die Conception giebt in Beziehung auf Einfachheit und Einförmigkeit des Vor-

gangs den Darstellungen des neuesten Realismus nichts nach; aber wie viel könnte dieser von jenem Bilde lernen. Die Mädchen, trotz ihrer Alltäglichkeit jugendlich liebenswürdig, sind in den verschiedenen Handgriffen ihrer gleichartigen Thätigkeit fein charakterisirt. Die Züge der Vorsteherin sind von sprechender Natürlichkeit. Das vom Fenster einfallende Licht ist nicht zu Effecthaschereien, sondern zu einer Gleichmäßigkeit der Stimmung benützt, welche das Gemälde so als eine an sich genügende Gesammtwirkung vor die Augen stellt, daß die individuellen Besonderheiten als ein Ueberfluß erfreulicher Beigaben erscheinen. Das Bild ist der Natur nicht nachphotographirt, sondern abgelauscht und giebt uns nicht einen Vorgang wieder, sondern versetzt uns mitten in das Behagen dieses eng, aber friedlich umgrenzten Stilllebens.

Nun kommen wir zu einem Farbenkünstler, der, kein Sittenschilderer, sondern ein Märchenerzähler, die Natur in die Fesseln seiner oft ausschweifenden, aber schöpferischen Phantasie schlägt. Arnold Böcklin in Zürich hat sicher schon Besseres geschaffen als sein „Im Spiel der Wellen", übt aber auch in diesem Bilde, durch seine kräftigen Farbenaccorde und die poetische Einheit seiner Empfindung, jenen Zauber auf uns aus, gegen den die kalte Ueberlegung vergeblich ankämpft. In der Abendstunde, wo das Licht des Tages noch mit der Dämmerung streitet, sehen wir Böcklins fabelhafte Wassermänner und Meerweiber auf einer dunklen, berghohen Welle ihr Spiel treiben. Im Vordergrunde umfassen sich ein launenhafter Triton und eine liebesinnende Najade. Der gelbhaarige Kumpan mit dem Teint einer Rothhaut und mit weißen Seerosen bekränzt, lacht mit dem cynischen Behagen erotischer Begehrlichkeit, während die in hellem Fleischton schimmernde Najade mit weißem Haar, phantastischem Kopfputz aus Purpurchenillen und einem durch die Flut glänzenden, farbigen Fischschwanz ihren Arm auf seine Schulter legt, wobei die üppigen Formen des Rückens und der Hüften sich geltend machen. Halb zurückschreckend vor der Umarmung, starrt sie mit ihren Seehundsaugen wie in banger Erwartung geheimnißvoller Befriedigungen traumhaft in's Leere. Ueber ihr, zur Linken, kommt ein Centaur herangeplätschert, dem die zum Ergreifen ausgestreckten Arme mitten in der Bewegung still stehen, weil die Najade, die er zu fassen hoffte, und welcher er mit rollenden Augen nachblickt, sich mit Fischgewandtheit kopfüber in die Tiefe stürzt, ein Purzelbaum, bei dem ihre Füße aus dem Wasser sehen und der schwellendste Theil ihres Körpers verführerisch an die Oberfläche kommt. Hoch oben, auf der Spitze der Welle, in verkleinernder Entfernung, taucht, halb auf dem Rücken liegend, eine freche Nixe mit Kopf und Schultern empor und lacht das vierbeinige, dickbauchige Ungethüm aus, allerdings mit einem Ausdruck, der ihr Wohlgefallen an diesem Spiel in den Wellen nicht verkennen läßt. Das alles ist geistreich erfunden und macht neben der jetzt so wohlgefällig sich ausbreitenden Trivialität einen erfrischenden Eindruck, als ob man selber ein Seebad nähme — natürlich ohne Nixen. Störend aber, bei der Größe der Figuren, wirkt die mangelhafte Durchbildung der Form.

Der Maler hätte uns das ungeschlachte Wesen des Centauren durch künstlerischere Mittel veranschaulichen können, als durch den kugelförmig-aufgeblasenen Wanst desselben und durch den aller Modellirung entbehrenden Kopf. Desgleichen hätte der Körper der Najade, namentlich Schulter und Ellbogen, eine formvollendetere Behandlung erheischt. — Diese Mängel treten bei des Künstlers „Frühlingslandschaft" noch auffälliger hervor. Bei dieser ist nur die Ferne schön; die tiefe Stimmung derselben wird durch die aufdringlichen, langweilig kahlen Baumstämme im Vordergrund, die zudem aus dem Tone fallen, gestört; und die über die Maßen saloppe Staffage ist eine Nachlässigkeit, welche sich ein Meister bei Bildern, die er in eine internationale Ausstellung schickt, nicht gestatten sollte.

Realismus.

Fassen wir gleich den Stier bei den Hörnern, und beginnen wir die Kritik des neuesten Realismus mit seinen Ausschreitungen. Unter den Anhängern der extremen Richtung machen sich in erster Linie zwei Künstler als Chorführer bemerklich: Max Liebermann in Berlin und Fritz Uhde in München. Sie haben die Irrthümer des französischen „Impressionismus" nach Deutschland verpflanzt, um, wie dieser, die Vernichtung der zeichnerischen Form und die Abwesenheit der künstlerischen Auffassung zum Princip zu erheben.

Die Einsendungen Liebermanns bestehen — außer einer unwesentlichen „holländischen Dorfstraße" — aus zwei kleinen Bildern: „Biergarten" und „Altmännerhaus in Amsterdam", neben einem größeren: „Flachsscheuer in Laren". Dieselben stellen sich im Allgemeinen als skizzenhaft und formlos hingekleckste Farbflecken ohne Gesammtwirkung und Abschluß dar. Sie haben weder Anfang noch Ende; man könnte ohne Schaden ein beliebiges Stück abschneiden oder ansetzen. Sein „Biergarten" ist ein zusammengedrängter Wirrwarr häßlicher Menschen, die sich biertrinkend langweilen, und disharmonischer Farben ohne coloristischen Zusammenhang, die jeder einheitlichen Wirkung spotten. Sein „Altmännerhaus" führt uns in einen Garten, wo Spitäler in ihren gleichförmigen dunkeln Anzügen umhersitzen oder stehen. Das Bild ist aus fünf Farben zusammengesetzt: eine für die Gesichter, eine für die Röcke, eine für die Baumstämme, eine für die Blätter und eine für den Weg. Daraus könnte wenigstens eine gewisse, wenn auch trübselige Einheit entstehen, wenn nicht die Sonne käme, um durch das Laub zu blicken und das ganze Bild mit hellglitzernden Flecken zu überstreuen, was ein Vergnügen gewährt, wie wenn man an einem Gitter vorübergeht, durch das die Sonne scheint. — Die „Flachsscheuer" macht wenigstens aus der Ferne den Eindruck einer gewissen Stimmung und Naturwahrheit, wenn auch keiner solchen, welche des Wiedergebens werth ist. Näher betrachtet ist sie jedoch ebenso roh als nichtssagend. Die flachsziehenden Mädchen, von welchen die eine aussieht

wie die andere, sind gleichwerthig im Raum vertheilt; es könnten ebenso gut einige mehr, und noch besser einige weniger sein. Hauptsächlich aber geht die Vernachlässigung der Form weit über das Maaß hinaus, in welchem die Zeichnung der Farbenstimmung zum Opfer gebracht werden darf. Allerdings kann die Form zu Gunsten des Colorits zurücktreten, die Linie kann bis zu einem gewissen Grade im Ton ertränkt werden; aber sie muß unter ihm fühlbar bleiben und darf nicht durchaus verschwinden, um durch Pigmentflecken ersetzt zu werden. Die anatomischen Lebensbedingungen einer Figur müssen vorhanden sein. Die Punkte, wo der Arm ansetzt, wo der Ellbogen vortritt, wo das Knie sich biegt, dürfen nicht zu größerer Bequemlichkeit des Malers überschmiert, sondern müssen angegeben werden, um der Figur ihre richtige Construction zu verleihen. Wo diese nicht gewahrt bleibt, da wird jede Bewegung unklar; denn was nicht verstanden ist, ist auch nicht verständlich. Freilich kann auch in der Wirklichkeit eine Figur eine Stellung haben, welche die Form verbirgt; aber die lebendige Figur bewegt sich, und das Vor- und Nachher des fixirten Augenblicks wirkt in der Phantasie des Beschauers fort. Das Bild aber, das starr bleibt, muß den Augenblick wählen, wo die Bewegung nicht unsichtbar, sondern sichtbar wird. Israels hat gezeigt, wie der Gegensatz zwischen Formgebung und Colorit auszugleichen ist. Die Anhänger Liebermanns behaupten zwar, angesichts seiner mangelhaften Zeichnung, daß er nur nicht wolle, was er könne; aber weit richtiger wird wohl das Gegentheil sein, daß er nicht kann, was er will.

Uhde hat wenigstens mit einem Bilde bewiesen, daß er mehr kann, als er bei den andern wollte, wenn auch nicht so viel, als er sich zutraut. Er hat schon in den verschiedensten Werkstätten hospitirt: er hat Makart imitirt, er ist den dunkeln Wegen Munkacsys nachgegangen, er hat versucht, in die Fußstapfen Menzels zu treten, und ein ander Mal, sich aus Liebermann ein Piedestal zu machen. Nie erreichte er zwar Makarts Farbe, Munkacsys Ausdruck oder Menzels Wahrheit, und wenn er sich schließlich über Liebermann erhob, so kostete ihn dies reichliche Opfergaben auf dem Altar der Verblüffung. Denn seine „Heilige Nacht" ist, ästhetisch betrachtet, ein sehr unheiliges Machwerk, trotz ihrer kirchlichen Form des Triptychons. In dem größeren Raum der Mitte sitzt Maria — die aussieht, wie die nächste beste Wöchnerin — in halbliegender Stellung auf dem Bette, dem einzigen Möbel des ärmlichen Gemachs, und betet das eingewickelte Kind an, das ihr schlafend im Schooß liegt. Links im Mittelgrund sitzt Josef auf einer leiterartigen Holztreppe, abgewandt, verlorenen Profils, mit einer Geberde, als wollte er sagen: Was geht's mich an? Dies ist wohl der gelungenste Realismus des Bildes. Im linken Flügel kommen die aufeinander gestappelten Hirten herbei, und im rechten sitzen in einer Dachkammer kleine weißgekleidete Kinderengel und singen, während andere, halbnackte, zum Dach hereinfliegen — Albrecht Dürer'sche Reminiscenzen,

weniger die Zeichnung. Das Mittelbild ist nicht ohne eine gewisse Stimmung, indem ein Fenster in der Tiefe eine, freilich keineswegs nächtliche, Helle spendet, wodurch die Maria sich vom Hintergrund ablöst; aber diese Beleuchtung macht mehr den Eindruck aufgewirbelten Staubes als schimmernden Lichts. Im Uebrigen ist das Bild — auf dem mit dem Gegensatz der Körperlichkeit auch die Luft verschwindet, so daß die Figuren aufeinander kleben — skizzenhaft formloses Gesudel. — „Die — lebensgroße — Bergpredigt" zeigt den predigenden Christus, von hinten, auf einer Bank sitzend, umgeben von heumachenden Bauern und namentlich Bäuerinnen und Kindern, deren triviale Alltäglichkeit auch nicht die Spur eines Interesses erweckt. Von Lösung der künstlerischen Aufgabe, die Verschiedenartigkeit des Eindrucks durch die Abwechselung des Ausdrucks zu charakterisiren ist keine Rede: sie beten alle mit derselben Dummgläubigkeit. Dabei ist auch die Farbe so eigenartig unangenehm und die Luftperspective so wenig gelungen, daß man das Ganze nur als eine Verirrung betrachten kann. — Ein gelungenes Bild dagegen ist Uhdes „Abendmahl", welches die beiden andern nur um so unbegreiflicher erscheinen läßt. Hier macht sich ein künstlerisches Gefühl für Aufbau, Raumvertheilung und Formverständniß geltend. Christus sitzt mit dem Rücken gegen den Beschauer — Uhde läßt ihn nie von vorn sehen — und unterhält sich bei Wein und Brot mit einer Tafelrunde von zwölf Männern. Die Figuren haben individuellen Charakter, stehen frei und im luftigen Raum, und sind im ganzen gut, wenn auch nicht gleichmäßig, modellirt. Die Formen erscheinen wohl zum Theil etwas schattenhaft, doch die Gesammtwirkung ist eine stimmungsvoll harmonische. Aber freilich den Hintergedanken, die Beschauer durch andere Mittel als rein künstlerische zu frappiren, wird Uhde nicht los; und so setzt er uns eine Gesellschaft vor, die eher an Spitäler und Zuchthäusler erinnert als an Apostel. Seine Anhänger behaupten freilich, die Apostel seien ja gemeine Leute gewesen, und eben das Hereinziehen der religiösen Darstellung in die naturwüchsige Ungeschlachtheit unserer unmittelbaren Umgebung sei der rechte Weg, die neutestamentliche Historie wieder lebendig und im Volke wirksam zu machen. Aber die Versetzung der christlichen Legende in die Gegenwart ist schon von andern, z. B. von Gebhard, weit besser prakticirt worden; und die Meinung, die triviale Häßlichkeit mache einen tieferen Eindruck auf das Volk als die poetische Schönheit, heißt die Kunst und die Menschheit gleichermaßen mißkennen. Im Uebrigen hat die wahre Kunst mit der religiösen Wirkung nichts zu schaffen.

Wir kommen nun zu der Gruppe der Grauen, die allerdings etwas künstlerischere Gewohnheiten und in Bastien-Lepage einen berühmten Vorgänger besitzen, wenn derselbe auch die Graukunst nur in Stunden der Verirrung getrieben hat. Ein Specimen derselben — weniger grau als überhaupt blaß, flach und körperlos — ist in der Ausstellung unter dem Namen „Die arme Fauvette" erschienen: ein dürftiges Mädchen, das auf

einer distelbewachsenen Wiese eine dürre Kuh ein armseliges Futter suchen läßt. Der einzige Baumstamm des Feldes schneidet die Kuh mitten durch; denn von einer Luftperspective, welche den Baum vor das Thier stellte, ist keine Rede. Zeichnung und Colorit sind ebenso saft- und kraftlos als die Geschöpfe, die sie darzustellen haben, und das Ganze sieht aus wie der Versuch eines Stümpers, aus dem vielleicht was werden kann. Wenn man neben diesem Bilde das „Porträt meines Großvaters" sieht, ein Meisterwerk ersten Ranges, so ist es unbegreiflich, daß beide von einer Hand stammen. Der alte Mann sitzt im Garten auf einem ländlichen Lehnstuhl und zeigt uns eine richtige Freiluftmalerei, die nichts mit jenen impressionistischen Kleckfereien gemein hat als das etwas giftige Grün des Laubwerks im Hintergrund. Die vornehme Zeichnung Holbeins verbindet sich mit einer Technik, welche das Material verschwinden und nur das Werk des Künstlers übrig läßt. Was Leibl suchte — der vor lauter Naturstudium zuletzt in der Wirklichkeit unterging — das hat Bastien-Lepage erreicht. Er hat die Aufgabe gelöst, die Formen ohne merkliche Veränderung des Localtons wiederzugeben, und ohne dunkle Schatten den Kopf vollständig körperlich zu modelliren. Nie hat man eine so greifbare Plastik mit einer solchen Einfachheit des Verfahrens und Einheit der Farbe verbunden gesehen. — Das Landschaftsbild Bastien-Lepages, „Teich bei Damvillers", wird sicherlich viel grünes Unheil anrichten. Es hat sehr schöne Partien und ist so nach der Natur studirt, daß es aussieht wie eine farbige Photographie; aber seine Wiesen sind von einem unmöglichen Grün.

Doch kehren wir zu den Grauen zurück. Da ist Léon Fréderic in Brüssel, der lebensgroße „Kreidehändler" gleich in Form eines Triptychons bringt. Auf dem linken Bilde kommen in der Morgenfrühe Mann, Frau und Knabe die wiesenbegrenzte Landstraße einher, um an ihr Tagewerk zu gehen. Die Eltern tragen gefüllte Hotten und der Junge ein Cigarrenkästchen. Auf dem größeren Mittelbilde halten sie in Gesellschaft von drei anderen Personen — einer Mutter mit dem schlafenden Säugling an der Brust, einem Kinde und einem halbwüchsigen Mädchen — in der Nähe einer Stadt auf freiem Felde Mittagsrast. Im Halbkreis um den eisernen Topf, der das bescheidene Mahl enthält, gelagert, die zum Theil geleerten Hotten hinter sich, halten sie im Essen ein, um zu beten, wahrscheinlich auf ein Zeichen der nicht allzufernen Kirchenglocke. Dürftig, aber nicht zerrissen, barfuß mit Ausnahme des Mannes, der Holzschuhe anhat, beten sie mit dem Ausdruck frommer Ergebung. Das dritte Bild stellt die Abendheimkehr vor, und zeigt die drei Personen von hinten mit den leeren Hotten ihrem Dorfe zuwandelnd. Das Bild ist nicht ohne ernstliche Qualitäten. namentlich hat die Abendheimkehr Luft und Stimmung. Dagegen ist das Mittelbild staubgrau, licht- und luftlos, und der Eindruck des Ganzen ein trostlos pessimistischer. Man weiß nicht, soll dasselbe die Kritik einer Gesell-

ſchaft ſein, welche die Armuth groß zieht, oder die Kritik einer Armuth, die nun ſeit achzehnhundert Jahren zu dem Gotte jener Geſellſchaft vergeblich betet.

Obwohl „Die Schäferin" von Ch. Sp. Pearce, in Auvers ſur Oiſe, keinen tröſtlicheren Anblick gewährt als die „Kreidehändler", iſt ſie doch eine höchſt merkwürdige, verdienſtliche Leiſtung und das Hauptſtück der grauen Gruppe. Mitten durch ein großes Stück wellenförmigen Hügellands, mit einigen graſenden Schafen im Mittelgrund, das faſt bis zum Horizonte ſich ausdehnt, führt eine breite Chauſſee, auf deren Vordergrund ein junges, im Profil ſich zeigendes Mädchen ſteht, auf einen langen dünnen Stab geſtützt, eine weiße Haube auf dem Kopf, einen vielgeflickten blaugrau verſchoſſenen Rock und Kittel auf ihrem mageren Körper, der ſich in dem großem Raum faſt verliert. Sie ſteht regungslos wie im Halbſchlaf, und ihr Geſicht iſt nicht intelligenter als das ihrer Schafe. Aber dieſe langweilige Perſon iſt wunderbar gezeichnet und gemalt; ſie hat durch die Einfachheit der Behandlung und durch die Großartigkeit der Form ihren Platz zwiſchen Millet und Baſtien-Lepage. Auch die Landſchaft iſt von ernſteſter Naturwahrheit, und das in der Ferne ſich verlierende Feld zeigt die feinſte Farbenempfindung. Dagegen iſt der Geſammtton etwas ſtaubig, die Schatten ſind, trotz einer vollſtändigen Modellirung, doch kraftlos und die Schlagſchatten faſt abweſend, ſo daß die Figur bei all' ihrer plaſtiſchen Herausarbeitung ſich etwas ſchemenhaft im Raume verliert. Das Bild thut offenbar des Guten zu viel und iſt ein recht ſprechender Beweis dafür, wie viel Studium und Geſchicklichkeit dieſe Kunſtrichtung an nichtsſagende und unerquickliche Gegenſtände verſchwendet.

Auch Mc. Neill Whiſtler in London iſt ein renommirter Graumaler, der die coloriſtiſche Anordnung ſeiner Porträte zu behandeln ſcheint wie der Damenſchneider die Zuſammenſtellung ſeiner Toiletten. Da heißt es im Catalog: „Arrangement in ſchwarz: Lady Archibald Campbell; Arrangement in grau und ſchwarz: des Künſtlers Mutter; Arrangement in grau und grün: Miß Alexander." Leider iſt die Lady Campbell ſo ſchwarz arrangirt, daß ſie mit dem Hintergrunde verſchwimmt und kaum herauszuſiſchen iſt. Die zwei anderen Figuren ſind wohl nicht ohne eine gewiſſe feine, aber krankhaft entartete Empfindung: ſie ſind flach und flau, luft- und ſchattenlos; mit einem Wort — graue Nebelbilder ohne Raumtiefe und Körperlichkeit.

Adolf Artz im Haag ſtreift in ſeiner „Kartoffelernte" wohl auch etwas an's Graue, erinnert aber an die guten Bilder von Baſtien-Lepage. Die mit Kartoffelausgraben beſchäftigten Leute ſind in ihrer Tonqualität gewiſſenhaft beobachtet und vereinigen ſich mit dem bedeckten Himmel und dem unbeſtimmten zerſtreuten Licht der Landſchaft zu einem ſtimmungsvollen Ganzen. Sein „kleine Schäferin" — ein Mädchen mit einem Schäfchen unter Bäumen im Sonnenſchein — iſt wohl ein recht hübſches Bild, bei dem jedoch die Wärme der leuchtenden Sonne nicht zu vollem Ausdruck kommt. — Frans van Leemputten in Brüſſel bringt gleichfalls in ſeinen „Bauern

zur Arbeit gehend" eine Darstellung im Morgengrauen, die sich durch feines, künstlerisches Gefühl und durch die harmonische Einheit von Figur und Landschaft auszeichnet. — Auch ein kleines Bild von Robert Haug in Stuttgart „Freiwillige Jäger" fällt durch seine ruhige einheitliche Haltung auf, wenn auch dessen Gleichfärbigkeit nicht ganz frei von Manier ist.

Eine bedeutende und nicht erfolglose Anstrengung machte Philipp Fleischer in München, indem er uns in seinem großen Bilde, „St. Gotthard", eine Scene des Tunnelbaus vorführt. Aus dem im Hintergrund sich öffnenden Tunnelthor ergießt sich nach rechts der Strom der heimkehrenden Arbeiter, während im linken Vordergrund um den Tisch vor einer improvisirten Schänke eine pittoreske Gesellschaft sich gelagert hat. Diese Gruppe ist sehr lebendig und hat eine harmonische Gesammtwirkung. Auch dem Arbeiterzug fehlt es nicht an naturwahren Gestalten; namentlich sind die vorderen lebensgroßen Figuren gut charakterisirt. Aber der lange Nachschub bildet eine zusammengestaute graulich verschwommene Masse, welche der im ganzen tüchtigen Haltung des Bildes etwas Unruhiges und Ueberladenes giebt.

Die zwei Hauptleistungen der Freiluftmalerei aber, die sich von allem Grauen und Skizzenhaften emancipirt haben, sind „Die Einsegnung der Felder im Jahre 1800" von Salvador Viniegra y Lasso in Cadix, und „Im Spitalgarten" von Frithjof Smith in München. Die Mitte des ersten, ungewöhnlich großen Bildes, nimmt ein Priester im reichen Ornat ein, der, in der einen Hand das Gebetbuch, in der anderen den Weihwedel, die Flur besprengt, während ihm die Kirchendiener Kreuz und Kerzen vorantragen. Neben ihm, im Vordergrunde, stehen die Chorknaben in ihren rothen Ministrantenröcken und weißen Chorhemden, die Weihrauchfässer schwingend. Links, auf hoher blumenbedeckter Tragbahre, ragt unter einem goldbrokatnen Baldachin die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde empor. Hinter ihr schreitet eine Männergruppe mit Laternen und Fahnen; den Mittelgrund nimmt die gläubige, zum Theil knieende Gemeinde ein. Der Vorgang spielt sich im hellen Sonnenlicht ab, so daß die Beleuchtung aus der Tiefe kommt und die Figuren sich dunkel vom leuchtenden Himmel abheben. Die glänzende, in solch coloristisch verwegener Darstellung wohl noch nicht dagewesene Lichtwirkung zieht die erstaunten Augen auf sich, und man kann der technischen Geschicklichkeit, mit welcher die schwere Aufgabe meisterlich gelöst ist, seine Bewunderung nicht versagen. Aber trotzdem empfängt man nicht den Eindruck voller Befriedigung, wie z. B. vor dem Colosseumsbilde Benlliures oder der Bekehrungsscene Carboneros. Denn bei diesen ist die Naturwahrheit vollständig in der künstlerischen Stimmung aufgegangen, während bei der „Einsegnung" ein Rest von Wirklichkeit bleibt, der nicht zu ästhetischer Verwerthung kommt, weil hier die Naturwahrheit des Tons als höchster Zweck auftritt, und dieser, einer Aufgabe von unlösbarer Schwierigkeit gegenüber, doch nicht vollständig

erreicht wird. Allerdings hat es der Künstler fertig gebracht, den Beschauer so zu blenden, daß derselbe in's Freie zu schauen glaubt; aber um diese Wirkung hervorzubringen, war er genöthigt, die ganze Kraft seiner Palette dem Lichteffect des Himmels zu opfern und die gegen das Licht stehenden Personen so dunkel zu malen, daß sie Negern gleichen, wogegen das Weißzeug der Chorknaben wieder zu viel Helle empfängt. Einzelne Figuren scheinen von hinten, andere mehr von der Seite oder fast von vorn beleuchtet, wie wenn das Bild verschiedene Lichtquellen hätte, was wohl im geschlossenen Raum, aber nicht im Freien möglich ist. Hier darf man nicht, um seinen Effect zu erreichen, beliebig heller oder dunkler gehen; denn wenn die Beleuchtung der optischen Einheit ermangelt, so ermangelt die Gesammtwirkung der überzeugenden Wahrheit. Das Pigment ist kein Sonnenstrahl, und das lichtgeblendete Auge kann nicht sehen. Der Künstler hat hier die Grenzen überschritten, welche der Malerei nicht von engherzigen Schulbegriffen sondern von der Beschaffenheit des technischen Materials und von den Bedingungen des menschlichen Sehvermögens gezogen werden; und trotz der bewundernswerthen Kunst und Geschicklichkeit, die er in seinem Ringen mit dem Licht an den Tag legte, trägt sein Gemälde die nachtheiligen Spuren des Kampfes.

Smith, ein Schüler von Löfftz, stellte sich in seinem „Spitalgarten" eine weniger schwierige Aufgabe und gelangte zu einer zwar nicht so brillanten, aber desto vollständigeren Lösung. Die Scene, von der milden Sonne eines schönen Vorfrühlingstages erhellt, ist ein ziemlich zertretener Grasgarten mit einigen knospenden Obstbäumen, über dessen Mauern die Häuser des Ortes hereinsehen. Rechts im Vordergrund unter den überhängenden, noch kahlen Zweigen eines hohen Strauches, um einen Tisch mit Bänken sitzt eine Gesellschaft weiblicher Inwohner. Ganz vorn, dem Beschauer halb den Rücken kehrend, aber den Kopf im Profil zeigend, hat sich eine besuchende Frau, die zwei Kinder mitgebracht, sammt ihrer Milchflasche auf der Bank installirt. Neben ihr, auf der rechten Seite des Tisches, sitzt eine gleichfalls vom Rücken, und verlorenen Profils, gesehene Alte mit weißem Haar und schwarzer Haube, in der einen Hand den Strickstrumpf, den Zeigefinger der andern demonstrirend erhoben, und unterhält sich mit einer noch älteren, mit einem vergriffenen Strohhut geschmückten Collegin, welche, verständnißinnig über die Brille wegsehend, mit freundlicher Aufmerksamkeit zuhört und auf den Moment der möglich werdenden Gegenrede wartet. Auf der anderen Seite steht ein junges Dienstmädchen des Spitals, das ein Brötchen bringt. Vor ihr, zur Linken der Besuchenden, sitzt eine alte Frau — ohne Zweifel die im Spital weilende Großmutter, was schon die Aehnlichkeit der beiden Gesichter andeutet — und hält das jüngste der Kinder an der Hand, das, wackelnd auf seinen gespreizten Beinchen und einen blühenden Apfelbaumzweig in der Hand, dem älteren Schwesterchen zustrebt. Dieses sitzt auf der Erde, den mit gelben Schmalzblumen gefüllten

Strohhut zwischen den Beinen. Hinter ihr, mehr im Mittelgrunde, auf der verwitterten Bank, am Stamm eines knorrigen Apfelbaums, sitzt eine alte Frau mit weißem Haar unter dem haubenförmigen Hute, den Ausdruck endgiltiger Ergebenheit in den milden Zügen, und stützt sich auf den Schirm zwischen ihren Knieen, vergangener Tage gedenkend. Ein anderes, vom Rücken her sich profilirendes Weib, sitzt auf der anderen Seite des Baumes, vorgebeugt, mit der Geberde dumpfer Theilnahmlosigkeit. Im hintern Mittelgrunde wird eine alte, gebückte, auf einen Stab sich stützende Frau von einer barmherzigen Schwester am Arme geführt, während zwei andere in der linken Ecke Wäsche aufhängen. Ganz im Hintergrunde sitzen einige alte Männer auf einer Bank. Dieses Bild charakterisirt nicht nur das Leben und Treiben im Spitalgarten vortrefflich, es individualisirt auch die einzelnen Personen — ohne die Hübschheit zu Hilfe zu nehmen — mit einer so inneren lebensvollen Wärme, daß sie uns alle sympathisch nahe treten, weil wir ihnen ihre Schicksale vom Gesicht ablesen. Das sind keine äußerlich naturwahren, aber innerlich hohlen Bälge, die man fragen möchte, was sie eigentlich hier thun; sondern wirkliche Menschen, die im Gegentheil uns nicht lange fragen, ob wir sie gelten lassen wollen, die vielmehr leben und sind. Dabei ist die Technik meisterhaft, fest und klar ohne Manier, und die bei aller Einfachheit wohl erwogene Ausführung erreicht eine Kraft und Gleichmäßigkeit der Lichtwirkung, eine anmuthende, Landschaft und Figuren verschmelzende Einheit der Stimmung, die nichts zu wünschen übrig lassen. Hier können die Liebermann und Uhde sehen, daß man interessant, naturwahr und freiluftig sein kann, ohne häßlich, brutal und formlos zu werden.

Ein kleineres, dem „Spitalgarten" naheſtehendes Bild: „Hol' über!" bringt D. R. Knight in Passy. Ein lieblicher Anblick, ist es halb Wald- halb Flußlandschaft. Links stehen hochstämmige Bäume, niederes Gestrüpp begrenzt das Ufer, an dem zwei jugendliche Landmädchen den Fährmann erwarten. Ihre bescheidene, geflickte, aber reinliche Kleidung spielt in's Braune, Blaue und Graue. Die Vordere, rosig von Gesicht und blond von Haar, winkt mit erhobener Hand, während die zweite, mit gelbgestreiftem Kopf- und röthlichgeblümtem Halstuch, die Hand an den Mund hält, um dem Schiffer zu rufen, welcher, auf der anderen Seite des Wassers, raschen Schrittes dem nahen Kahne zueilt. Der sich biegende Fluß verschwindet zwischen den Ufern, wo die weißen Häuser und rothen Dächer eines Dorfes durch die Bäume schimmern. Vom sanften Scheine des herannahenden Abends überhaucht, spiegelt sich die freundliche Umgebung im Wasser, und erfüllt von Luft und Licht dehnt sich der Raum, als wollte er zum Beschreiten einladen. Dieses Bild ist durch die größere Unterordnung des Nebensächlichen vielleicht ein abgerundeteres als der „Spitalgarten", aber die schöne, saftige Farbe, und das kraftvolle Licht der Figuren isolirt dieselben doch etwas mehr von der Umgebung, als für

die Gesammtwirkung gut ist, und hier wäre die Furcht, es zu schön zu machen, vielleicht nicht ganz überflüssig gewesen.

Als hervorragende Leistung ist auch die wohlgeordnete Composition Alberto Rossis von Turin zu erwähnen: „Bergleute", welche einen Gestürzten die felsige Höhe herabtragen. Die Figuren heben sich energisch vom grauhell verschleierten Himmel ab und machen einen ernsten harmonischen Eindruck. — Ein schönes Bild in freier Luft ist ferner die „Kapuzinerpredigt in Wallensteins Lager" von Ferdinand Messerschmitt in München. Auch er hat sich in der Schule von Löfftz gebildet und zeigt eine sichere Formen- und Tonbehandlung. Die Darstellung führt uns in Wallensteins Lager, das in einem von der Stadt Eger überragten Thalgrunde aufgeschlagen ist. Rechts im Vordergrund umgeben Kroaten ein Lagerfeuer, ringsum Truppen von allen Waffengattungen, die sich im Mittelgrunde zu einer mächtigen Masse vereinigen, aus welcher der predigende Kapuziner emporragt. Ein Theil der Soldaten hört dem Kapuziner zu, während ein anderer in einem Marketenderzelte den Durst löscht und wieder andere spielen oder einem Mädel nachjagen. Links kommen Pappenheimer Küraſſiere. Im Hintergrunde heben sich kleinere Gruppen von dem Grün des Hügels und der dunstigen Athmosphäre ab. Das Ganze ist voll Bewegung, Staub und Sonne, ein lebendiges Lagerbild.

Wir kommen nun zu derjenigen Lichtmalerei, welche ihre Darstellung in den geschlossenen Raum verlegt, aber das Licht vom Hintergrund her einführt, von dem sie die Figuren im Helldunkel abhebt. Die Schwierigkeit ist hier etwas gemindert, weil die Figuren nicht unmittelbar vor dem leuchtenden Himmel stehen, die lichtspendenden Fenster von dunklen Pfeilern unterbrochen werden, und das von den Wänden reflectirte, zerstreute Licht eine gewisse Klärung gestattet. Auch können hier durch nebenliegende Thüren oder Fenster weitere Lichtquellen geschaffen werden.

Das erfolgreichste Bild dieser Kategorie ist wohl das „Im Trauerhause" betitelte von Walter Firle in München, einem Schüler von Löfftz. Die Zimmerwand des Hintergrunds ist von zwei breiten, sich fast berührenden Fenstern durchbrochen, durch welche jedoch nicht der Himmel glänzt, sondern die etwas zurückstehenden Nachbarhäuser hereinsehen, was die Helle mildert. In einem der Länge nach aufgestellten einfachen Sarg — die Hände gefaltet, das liebliche Gesicht von einem durchsichtigen weißen Schleier halb verhüllt — liegt die Todte aufgebahrt, zu Häupten den jungfräulichen Kranz zwischen zwei brennenden Kerzen. Vor dem Sarge, dem Beschauer zugekehrt, sitzt die trauernde Mutter, gebeugten Hauptes, ein weißes Taschentuch, wie um das Schluchzen zu hemmen, an den Mund drückend. Ihr zunächst im Vordergrund steht ein Mädchen mit einem Immortellenkranz, neben ihr ein stattlicher Greis, und hinter diesen eine Ansammlung von Personen — meistens Weiber und Kinder — welche

Theilnahme oder Neugierde zur Schau tragen und durch eine offene Thür noch Zuwachs erhalten. Die Charakterisirung Einzelner dieser Gruppe dürfte wohl etwas mehr Bestimmtheit und Abwechslung haben; dagegen sind ein paar halbwüchsige Mädchen mit dem Ausdruck sinnenden Mitgefühls in den kindlichen Zügen sehr naiv und anmuthig aufgefaßt. Die ganze Darstellung ist überhaupt einfach und ungekünstelt und vermeidet alle pathetischen Hilfsmittel; aber eben deshalb wirkt sie um so ergreifender, denn auch die coloristische Durchführung ist eine einheitlich stimmungsvolle. Freilich war der Künstler genöthigt, das Gesicht der vom Licht abgekehrten Mutter etwas willkürlich aufzuhellen; doch wird dieser fromme Trug durchaus nicht störend, weil der Zweck des Bildes nicht, wie bei Viniegras „Einsegnung", die möglichst getreue Wiedergabe des Lichteffects ist, sondern hier im Gegentheil das weislich gedämpfte Lichtspiel des Innenraums zu Stimmungszwecken verwendet und die ideelle Wahrheit über die materielle gestellt wird. Dieses Gemälde zeigt, welche Erfolge einem gesunden, künstlerisch aufgefaßten Naturalismus abzugewinnen sind.

Ein Bild, das dem vorhergehenden an Bedeutung kaum nachsteht, obwohl es einen trivialeren Gegenstand, und mit weniger Zartheit behandelt, ist der „Bauernstreit" von W. Szymanowski in München. Die Wand der Dorfschenke, an deren langem Tische der Streit vor sich geht, ist gleichfalls mit zwei, jedoch weniger großen und von einem breiten Zwischenpfeiler getrennten Fenstern versehen, durch deren erstes der lichte Himmel blickt, während die Helle des zweiten durch gegenüberstehendes Buschwerk gedämpft wird. Die Contraste sind bei dieser Anordnung weit heftiger, und die Figuren, stärker beleuchtet und beschattet, runden sich plastischer. Die, glücklicher Weise noch nicht zu vollem Ausbruch gekommenen Handgreiflichkeiten der zwei Bauern, die sich gegenübersitzen, sind mit leidenschaftlicher Lebendigkeit dargestellt; der dritte hat alle Mühe, seinem ergrimmten Nachbar die geballte Faust zurückzuhalten, während der vierte erwartungsvoll zusieht. Links an der Wand, in die Ecke gedrückt, sitzen drei erschrockene Frauen, von welchen die äußerste, eine stattliche, weißbehaubte Gestalt entblößten Busens ihr Kind stillt. Die Figuren sind in Bewegung und Ausdruck von etwas roher, aber energischer Wahrheit und individuellem Charakter. Dieser Auffassung entspricht auch die Malerei, die, namentlich in dem vordersten Bauern, der dem Beschauer den Rücken kehrt, wohl etwas mehr Durchbildung der Form vertragen hätte, die aber, wenn auch etwas derb, ungemein kräftig und wirkungsvoll ist. Das einzig Störende ist das auf die säugende Frau angesammelte allzustarke Licht, welches die Aufmerksamkeit in die äußerste Ecke zieht und das Helldunkel der übrigen Figuren noch dunkler macht. Eine in der Anordnung ähnliche Scene, doch friedlicherer Natur, ist „Der Toast in der Csarda", ein kleineres Bild von Hollosy Simonak in München, ohne Zweifel eines der besten dieser Gattung. Es zeigt uns gleichfalls eine von den Fenstern sich abhebende Gesellschaft

in einer ungarischen Schänke, aber in freundschaftlichem Anstoßen begriffen, und ist von einer ausgezeichneten Feinheit des Tons, einer großen Wahrheit des Helldunkels und einer vortrefflichen Malerei.

Die frappanteste Wirkung unter den Interieur-Beleuchtungen jedoch bringen „Die Schwestern" von Karl Becker in München hervor. In einer ärmlichen Kammer mit einem kleinen viereckigen Fenster und einem Tisch mit Bank als einzigem Hausrath befinden sich zwei steinalte Frauen. Die eine, mit weißen Haaren und tief eingefallenen Wangen, liegt todt im Bett, vor welchem die andere schmerzversunken auf der Bank sitzt, die Hand auf dem Arm der Todten. Die mit derbem Vortrag pastos hingesetzte Malerei ist von einer verblüffenden Wahrheit des Tons und erreicht die Wirkung frei im Raum stehender Plastik mit einer überzeugenden, selbst das Stereoskop übertreffenden Kraft.

Ein ebenfalls sehr gut behandeltes Bild von Hermann Hartwig in München heißt der „Frohndienst". Diesen hat ein zwölfjähriger, rothhaariger Junge zu verrichten, welcher, inmitten der Küche in ärmlicher Kleidung auf einem Stuhle sitzt und das schreiende Jüngste in einem Wickelkissen auf dem Schooße hält. Doch betrachtet er den kleinen Plagegeist gerade nicht mit allzu erbostem Gesicht; auch findet er eine theilnehmende Gesellschaft in dem fünfjährigen blondzöpfigen Mädchen und der jungen Katze, welche dem kleinen Schreihals zuhören. Rechts am Küchenfenster sitzt die Großmutter in lilaverblichenem Kleid und Halstuch, grauen Haares, die Brille auf der Nase, und hantirt mit Scheere und Leinwand, nicht ohne auf den Fröhnling hinüberzuschielen. Die ganze Ausstattung der rothgeplätteten Küche ist getreulich und mit flottem Pinsel abkonterfeit. Neben Kessel und Eimer, neben den Besen beim Kamin und den Schüsseln und Tellern auf dem Geschirrbrett fehlt auch der Kalender an der Wand und der Vogelkäfig in der Fensternische nicht. Durch das Fenster, hinter welchem ein Blumentopf steht und die Dorfstraße sichtbar wird, fällt ein Abendstrahl. Die Lichtwirkung ist wahr und ungekünstelt, der Raum weit und lustig, und der Gesammteindruck ein sehr befriedigender.

Ein anerkennenswerthes Streben zeigt die „Morgendämmerung" von Hugo von Habermann in München, welche uns an das Lager eines Kranken führt, der, den Kopf in die Hand gestützt, dem neuen Tag entgegensieht. Die am Fenster sitzende barmherzige Schwester ist eingeschlummert. Die Beleuchtung wird hier als Stimmungsmittel benützt mit einem Erfolg, der noch vollständiger wäre, wenn von den Möbeln des Zimmers, in Folge einer irrthümlichen Perspective, nicht jedes seinen eigenen Verschwindungspunkt hätte, was die Darstellung unruhig macht. — Viel einheitlicher, aber freilich ohne die modischen Lichtkünste, ist ein anderes Bild desselben Künstlers „Ein Sorgenkind", das vom Arzt auscultirt wird, während die Mutter ängstlich auf das Resultat der Untersuchung wartet.

Es sind eine ziemliche Anzahl jener mehr oder weniger gelungenen

Interieurs mit Lichteffekten vorhanden, von denen fast immer wieder dasselbe zu sagen wäre. Von großer Geschicklichkeit indessen zeugt die lebensgroße „Erste Probe" von Tichamer Margitay in Budapest, bei welcher sich die Singenden und Zuhörenden um den Dirigenten schaaren, der leitend in einem Lehnstuhl sitzt. Hier ist das Einzelne vortrefflich gemalt, aber das Nebensächliche zu sehr betont und keine Gesammtwirkung erzielt. Das Licht wird überall aufgefangen und concentrirt sich nirgends, wodurch die Malerei scheckig und kreidig wird. Die bis in die Ecken gleichwerthig durchgeführte Malerei läßt das Bild ohne Abschluß und ist ein sprechendes Beispiel, wie die moderne Geschicklichkeit gewöhnlich, trotz all ihrer Leistungsfähigkeit, ohne eine wahrhaft künstlerische Wirkung zu erreichen, verpufft wird. — Eine tüchtige Leistung, wenn sie auch nicht ganz zu ihrem Ziele gelangte, ist der lebensgroße „Eisenhammer" von Friedrich Keller in Stuttgart. Die drei, das glühende Eisen schmiedenden Gesellen sind von guter Bewegung und von kräftiger Technik. Aber die doppelte Lichtwirkung des Feuers und der Tageshelle ermangelt einer exakteren Beobachtung; und so fehlt es der Beleuchtung an Verständlichkeit und der Farbenstimmung an Einheit, Mängel, die bei dieser übertriebenen Dimension um so sichtbarer hervortreten.

(Der Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Aus dem Orient.

Flüchtige Aufzeichnungen.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

VI.

Von Saloniki nach Conſtantinopel.

Auf dem Aegäiſchen Meer. — Die Dardanellen. — Einfahrt in das Goldene Horn vom Marmara-Meer. — Der erſte Blick auf Conſtantinopel im Morgennebel. — Stambul, Galata und Pera. — Die Dragoman.

Die Fahrt von Saloniki auf dem Aegäiſchen Meer durch die Dardanellen und das Marmara-Meer nach Conſtantinopel gehört zu den angenehmſten und genußreichſten Seereiſen, die man machen kann. Sie nimmt etwa vierzig Stunden in Anſpruch. Wir hatten das wundervollſte Wetter, einen ſonnigen wolkenloſen Himmel. Das Meer war ſpiegelglatt und von einer geradezu unwahrſcheinlich blauen Farbe, im wahren Sinne des Wortes ultramarin, übermeerblau.

Man hat während der Fahrt nicht eigentlich die Empfindung, eine Seereiſe zu machen, man glaubt vielmehr auf einem gewaltigen Strome von unvergleichlicher Schönheit dahinzudampfen. Das Feſtland verliert man wohl nie ganz aus den Augen.

Das ſchöne Saloniki, von dem wir uns entfernten, ſchien ſich immer mehr und mehr zuſammenzuſchieben. Bald ſahen wir nichts mehr als den weithin leuchtenden runden Thurm am Ufer, eine glänzende, unruhig bewegte Maſſe mit weißen Strichen, und ſchließlich entſchwand das Ganze in grauem Nebel unſern Blicken. In den Nachmittags- und Abendſtunden fuhren wir an den langgeſtreckten chalkidiſchen Halbinſeln vorüber, an

Kaſſandra und Longos. Vom Berg Athos, jener einzigen Anſiedlung von Mönchen — es ſollen da einige zwanzig Klöſter mit etwa 3000 Mönchen ſein, und in den uralten Klöſtern ſollen die wichtigſten Urkunden für die byzantiniſche Geſchichte verſcharrt liegen —, konnten wir nichts mehr ſehen, da inzwiſchen die Nacht hereingebrochen war. Imbros und Samothrake zeigen ſich in den Frühſtunden und am Vormittage des nächſten Tages: Imbros im grünen Schmuck der Bäume und im Grau der felſigen Berge, Samothrake in dem duftigen violetten Roſa des Morgenlichts wie in leuchtendem Dunſte.

In den Mittagsſtunden fahren wir in den Hellespont ein. Unweigerlich werden die Erinnerungen an Hero und Leander und an Lord Byron, der die ſchmale Waſſerfläche durchſchwommen hat, wachgerufen; und ebenſo unausbleiblich halten die Klügſten an Bord gediegene Vorträge über die Wichtigkeit der Dardanellen für die europäiſche Politik, über die bedeutſame Rolle, die ſie ſchon geſpielt haben und die ſie vorausſichtlich auch in Zukunft noch einmal ſpielen werden. Es thut einigermaßen Noth, ſich hier die Zeit durch ſinnige und lehrreiche Geſpräche verkürzen zu laſſen, denn der Weg durch die Dardanellen iſt recht herzlich langweilig. Die ſich eng aneinander drängenden Ufer ſind auf der europäiſchen Seite gerade ſo reizlos wie auf der aſiatiſchen. Auf der aſiatiſchen Seite ſieht man neben alten Befeſtigungen an der Hauptſtation, wo auch der Dampfer hält, neue charakterloſe Gebäude, aus ziemlich gutem Material hergeſtellt, deren kaſernenartiges Anſehen darauf ſchließen läßt, daß ſie zu militäriſchen oder behördlichen Zwecken dienen. Ich glaube, es ſind die Behauſungen des Gouverneurs und der Vertreter der europäiſchen Mächte.

Während unſer Dampfer hält, ſchießen wie Raubvögel einige zwanzig ſchmale und ſchnelle Barken, die von zerlumpten Kerlen geſchickt gerudert werden, auf unſer Schiff zu. Die Bootführer drücken durch wilde unverſtändliche Schreie und lebhafte verſtändlichere Geſtikulationen ihren Wunſch aus, die Reiſenden möchten doch ausſteigen. Einige Paſſagiere können dem Wunſche, ihren Fuß auf den Boden Aſiens zu ſetzen, auch nicht widerſtehen und laſſen ſich durch das wilde Geſchrei und Gezappel der Leute da unten zum Ausſteigen verleiten. Die Unglücklichen werden von den Schiffern förmlich zerriſſen. Ungeachtet aller Stöße und Püffe, die ihnen von den unwilligen Paſſagieren verſetzt werden, reißen die Kahnführer die Neugierigen mit Gewalt an ſich, und ſobald ſie einen oder mehrere glücklich im Kahn haben, ſchießen ſie wie der Blitz davon, ohne auf deren beſondere Wünſche irgendwelchen Werth zu legen. Ich ſah hier zum erſten Mal, wie man im Orient mit menſchlicher Waare umgeht, und hier frappirte es mich noch; ſpäter wunderte ich mich nicht mehr darüber.

Während die Vorwitzigen ſich eine halbe Stunde von der Sonne am aſiatiſchen Ufer ſchmoren ließen, erklommen alle möglichen Händler unſer Schiff. Die Einen hatten Eßwaaren, die ſie unter den Paſſagieren der

zweiten Kajüte feilboten. Es befanden sich darunter seltsame Leckerbissen, unter Anderm sah ich einen ganzen Hammelkopf. Ich glaube, er war gepökelt. Er hatte eine schöne rosa-bräunliche Farbe. Das vom Tode gebrochene Auge und alle Zähne waren conservirt. Es sah fürchterlich aus. Andere brachten Kunstgegenstände, zumeist plumpe Töpferarbeiten, die fast alle das Pferd von Troja darstellen. Aber das ewige Pferd war auch variirt, es gab auch Löwen von Troja, Enten von Troja, dumme, unbeholfene, rothe Dinger in alberner Gestalt, in schreienden Farben lasirt, mit unmotivirten Löchern. Man sagte mir, es seien Trinkgefäße; ich glaub's aber nicht; es gehört wenigstens eine besondere Geschicklichkeit dazu, in diese Gefäße eine Flüssigkeit zu füllen, ohne daß sie durch irgend eins der zahlreichen Löcher wieder herausläuft.

Am Abend war bei dem dämmerigen Lichte des prachtvollen Mondes auf Zwischendeck Tanz. Man sagte mir, es seien Bulgaren, die da tanzten. Es war eine komödienhafte Grazie, ein kokettes Wiegen des Oberkörpers und der Hüften. Die Tänzer duckten sich, sprangen, machten Stechschritte und hoben in schöner Rundung die Arme auf. Es hatte etwas von spanischer Grandezza; aber es sah gar nicht volksthümlich aus, sondern wie ein schlechtes Ballet. Es fehlte die Naivetät, es war bewußt und anspruchsvoll. Die abscheuliche Musik mit ihren kurzen monotonen Phrasen, die sich immer wiederholten, von einem Dudelsack und einer Guitarre ausgeführt, war dagegen unzweifelhaft echt und national, wenn auch durchaus nicht schön.

Die Reisegesellschaft bestand zum großen Theil aus den türkischen Würdenträgern und den Finanzfürsten, die zur Einweihung der Bahn nach Saloniki gekommen waren. Unser Dampfer „Oreto" gehörte einer neuerrichteten italienischen Linie an, und der Kapitain machte die erste Fahrt. Daher mochte es wohl kommen, daß er sich um die Reisenden ganz und gar nicht bekümmern konnte. Die Bedienung war im Gegensatz zu der Bedienung, wie ich sie auf andern Schiffen immer gefunden habe, ziemlich unwillig, träge und unfreundlich, die Verpflegung geradezu abscheulich. Den Speisezettel der table d'hôte am ersten Mittag habe ich mir aufgehoben. Da gab es erst Suppe, dann Maccaroni, dann Wurst mit Oliven, dann Huhn mit Paradiesäpfeln, dann Fisch mit Citrone, Chocoladencrême mit Brodstückchen und Käse. Alles war schlecht. Auch die engen Kajüten mit den viel zu kurzen Betten ließen viel zu wünschen übrig. Aber mein Reisebegleiter Julius Grosser und ich, — wir schickten uns willig in das Unvermeidliche. Wir hofften für diese kleinen Beschwerlichkeiten durch das einzige Schauspiel, das uns der erste Anblick Constantinopels und des Goldenen Horns gewähren sollte, mehr als reichlich entschädigt zu werden.

Aber ein Philosoph aus dem Volke sagt: Es kommt immer anders als man denkt. Und der brave Mann hat Recht. Wozu soll ich

beschönigen, was nicht zu beschönigen ist? Der einzige Anspruch, den diese flüchtigen Blätter machen, ist ja der der Wahrhaftigkeit, und ich würde die Unwahrheit sagen, wenn ich behaupten wollte, daß mich unter den besonders ungünstigen Umständen, die diesmal obwalteten, die Einfahrt von dem Marmara-Meer in das Goldene Horn nicht enttäuscht hätte. Hätte der Kapitain auf die Wünsche seiner Passagiere ein wenig Rücksicht genommen, so hätte er es mit Leichtigkeit so einrichten können, daß sich bei aufgehender Sonne der herrliche Anblick uns dargeboten hätte. Er hätte nur eine Stunde länger in der Dardanellenstation zu bleiben oder ein wenig langsamer zu fahren brauchen. Aber er war eben ein Neuling, und ihm war nichts daran gelegen, ob seine Passagiere befriedigt würden oder nicht.

Die Sonne war noch nicht einmal aufgegangen, als das unvergleichlichste und großartigste aller Städtebilder im grauen Dunste des Morgennebels kalt und freudlos vor uns auftauchte. Das Goldene Horn erheischt aber zur Rechtfertigung seines Namens die Mitwirkung der vergoldenden Sonne; und das belebende Licht fehlte. Während wir am Tage vorher den heitersten und blausten Himmel gehabt hatten, hingen jetzt graue dicke Wolken tief herab. Im Osten freilich zeigte sich ein helleres Licht, aber das Häusergewirr am Ufer des Marmara-Meers, des Bosporus und des Goldenen Horns lag wie in einen grauen Sack verpackt vor uns. Wir mußten uns beträchtlich nähern, bevor wir das in der That einzige Bild, wenn auch noch immer unter ungünstigen Bedingungen, ungefähr überschauen konnten. Wir sahen da die zerrissenen Küsten mit den hoch aufsteigenden Ufern, bedeckt mit Bauwerken wunderlicher Art, in der Wirkung zum Theil von unbeschreiblicher Herrlichkeit.

Wir umfahren die Serajspitze mit dem großartigen Palast und sehen hier zum ersten Mal ein Stück der alten Mauer. Aus all den Häusern, die die Höhe hinanklettern, thürmen sich gewaltig und in den schönsten Verhältnissen die machtvollen Riesenbauten der Moskeen auf, mit ihren mächtigen Kuppeln, die von kleinen Kuppeln umlagert sind, flankirt von den kühn, frei und leicht aufstrebenden Minarehs, die den schweren Steinmassen, die sie umlagern, Schwingen zu geben scheinen. Erst hier empfindet man voll und ganz die Wirkung des Minarehs als eine Schöpfung des feinsten Kunstsinns. Vor Allem wird unser Blick durch die berühmte Agha Sofia gefesselt; aber auch die Moskeen der Sultanin Valide, Suleimanieh und wie sie alle heißen, entzücken unser Auge durch ihre architektonische Schönheit und ihre wunderbare Lage; sie thronen wie Herrscher, die Alles unterjochen. Während wir die Spitze umfahren, verschieben sie sich vor unserm Blick. Wäre es nur weniger neblig grau, wäre nur ein bischen goldige Sonne da, es müßte berauschend sein! Zu unserer Rechten, der Serajspitze gegenüber, sehen wir auf dem asiatischen Ufer in der Ferne

Skutari liegen, jetzt kaum erkennbar, nur eine hellere Masse im Nebel, überragt vom schwärzlichen Grün eines mächtigen Cypressenhaines.

Wir fahren nun in das Goldene Horn ein. Zu unserer Linken liegt das alte Stambul mit den Palästen und Moskeen, von denen ich eben gesprochen habe, zu unserer Rechten sind die Stadttheile Galata in der Tiefe und Pera auf der Höhe. Zwei mächtige Brücken führen von Stambul nach Galata hinüber. Die neue Brücke, die erste, bildet eine der Hauptverkehrsadern. Da wogt vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein ein Leben und Treiben, das einzig in seiner Art ist. Da überschaut man auch am besten die drei Städte Stambul, Galata und Pera, die den gemeinsamen Namen Constantinopel führen.

Galata und Pera würden im Vergleich zu der überwältigenden Schönheit des alten Stambul ziemlich langweilig und reizlos ausschauen, wenn nicht der unbewußte Kunstsinn der Orientalen in Galata den gewaltigen runden Thurm aufgerichtet hätte, der sehr lebhaft an den von Saloniki erinnert, und der hier das Städtebild in ganz erstaunlicher Weise belebt und verschönt. Die Kuppeln und Spitzen der Moskeen fehlen, und das Häusergewirr, dessen steinige Gedrängtheit erfreuliche Abwechselung durch das tiefe Grün der zahlreichen Kirchhöfe erfährt, würde ohne jenen Genueser Thurm, der trotzig und stolz auf das Gehudel unter sich blickt, nüchtern und einförmig wirken. Galata scheint mir eine Art von City zu sein. Da sind auch die größten Geschäfte. Pera wird fast ausschließlich von Europäern bewohnt. Da residiren die Vertreter der fremden Mächte, und auf der höchsten Höhe des Berges, auf dem Pera sich aufschichtet, steht das weithin sichtbare Palais der deutschen Botschaft. In diesem Stadtviertel befinden sich auch alle europäischen Gasthöfe. In dem alten und schönen Stambul wohnen wohl nur Türken und Orientalen. Zu diesem Stambul mit seinen bewunderungswerthen Auftragungen in Kuppeln und Spitzen schweift immer wieder der entzückte Blick hinüber, immer wieder zu den Moskeen, die jetzt, auf grauem Himmel, in ihrem gräulich weißen Marmor, von Zeit zu Zeit durch einen Sonnenhusch flüchtig vergoldet, in herrlicher malerischer Pracht wirken.

Unter fortwährendem Angstgebrüll der Dampfpfeife windet sich unser Schiff durch die zahllosen größeren und kleineren Dampfer, die unsern Weg kreuzen, und durch die schnellen, schlank und anmuthig gebauten Boote, die Kaiks, die vor uns vorüberschießen oder neben uns her getrieben werden. Als endlich unser Schiff den Anker herabläßt, drängen sich diese Boote in ungezählter Menge, den Bedarf um das Doppelte und mehr übersteigend, hart an den schwarzen Leib unseres Dampfers.

Mit Lebensgefahr, in wahnsinniger Hast, mit Rempeln und Stößen suchen die Bootführer die schmale Schiffsbrücke zu erreichen, und unter beständigem Schreien und Gestikuliren klettern sie, gefolgt von dem Troß

der Dragoman, zu uns herauf und stürzen nun wie hungrige Raben auf ihre Atzung. Wir müssen unser Handgepäck wie gegen einen fremden Feind vertheidigen, und es gehört eine nicht unbeträchtliche physische und seelische Stärke dazu, um sich vor dem Ungestüm dieser Dienstfertigen zu bewahren und sich in diesem Ansturm das Recht der Selbstbestimmung nicht verkümmern zu lassen.

Alle Welt weiß, daß man unter „Dragoman" einen Commissionär oder Fremdenführer zu verstehen hat, der außer der türkischen und griechischen Sprache noch irgend eine andere Kultursprache, deutsch, französisch oder englisch, mehr oder minder gut spricht, und dessen der Fremde nicht wohl entbehren kann. Der Dragoman ist der stete, nothwendige, aber nicht sehr angenehme Begleiter des Fremden, der die Sehenswürdigkeiten der Stadt und der Umgegend in Augenschein nehmen oder in das Labyrinth des Bazars eindringen und mit den dortigen Händlern irgend einen Vertrag abschließen will. Es wäre eine kühne Behauptung, wollte man sagen, daß diese Leute absolut zuverlässig seien. Auf mich wenigstens hat es immer so gewirkt, als ob sie die Auslagen, die sie im Laufe des Tages machen, etwas reichlich berechneten und mit den Händlern im Bazar, denen sie die Fremden zuführen, geheime Abmachungen hätten, die eine für den Käufer nicht vortheilhafte Gemeinsamkeit der Interessen zwischen den Beiden, dem Verkäufer und dem Dragoman, herstellen. Ortskundige behaupten sogar mit voller Bestimmtheit, daß die Dragoman von den Verkäufern Procente beziehen, die je nach der Höhe der Uebertheuerung bedrohlich zunehmen. Daß es in der großen Gilde auch durchaus ehrliche Makler geben mag, will ich keineswegs in Abrede stellen, aber im Großen und Ganzen ist meiner Meinung nach den Leuten nicht vollkommen zu trauen.

Mir sind sie überdies immer eine lästige Gesellschaft gewesen. Die geschäftsmäßig abgeleierte Erklärung von Dingen, die man gar nicht wissen will, und das völlige Unverständniß für Dinge, die man erfahren möchte, hat mich oft nervös gemacht. Ich war jedesmal froh, wenn ich diese leidige Begleitung loswerden konnte. Die Beiden, mit denen ich mein Heil versucht habe, sprachen übrigens recht herzlich schlecht deutsch und französisch. Der Eine war ein polnischer Jude, der Andere ein Grieche. Der Erstere war der viel Gewandtere und Rührigere, aber er sprach mir zu viel. Ich muß ihm übrigens nachrühmen, daß er die Zollabfertigung, die, wenn man des Landes Bräuche nicht genügend kennt, eine unendliche Zeit in Anspruch nimmt und mit den albernsten Belästigungen verknüpft ist, sehr schnell und gut erledigt hat. Die Zollbeamten sind sehr duldsam und vernünftig, wenn sie richtig behandelt werden; darunter versteht man ein Trinkgeld, dessen Höhe je nach der Zahl und Größe der Koffer von dem Sachverständigen abgeschätzt und gegeben wird.

VII.

Die Straßen von Conſtantinopel.

Der erſte Anblick. — Das Pflaſter. — Das Hotel. — Großartige Finanzwirthſchaft. — Die deutſchen Paſchas. — Das langſame Tempo. — Der Straßenlärm. — Die Ausrufer. — Hunde.

Gleich die erſten Schritte in Conſtantinopel geben uns eine gute Vorſtellung von dem Innern der Stadt. Das Zollgebäude iſt eine alte, häßliche, baufällige Baracke. Wir durchſchreiten einen Gang von unbeſchreiblichem Schmutze und gelangen auf eine Straße, die doch noch ſchmutziger iſt.

Trotz der frühen Morgenſtunde iſt dieſe enge Straße, in die wie durch das Walten des Zufalls Steine verſchiedener Größe und von mannigfaltigſter Profilirung eingerammt ſind — das ſoll das Pflaſter ſein —, ſchon ſehr belebt. Da liegen und kauern Bettler in entſetzlichen Verkrüppelungen, ganz zerlumpt, von Unſauberkeit ſtarrend, die mit widerwärtiger Süßlichkeit in ihrem flehenden Tone ihre ſchrecklichen Verunſtaltungen uns entgegenſtrecken. Händler mit allerlei Waaren bepackt, ſchlendern unter beſtändigem Schreien an uns vorüber. Scheußliche Hunde, zu Klumpen geballt, liegen ringsumher und rühren ſich nicht vom Fleck, ſo daß wir um ſie herumgehen müſſen. Andere dieſer häßlichſten Beſtien der Schöpfung durchwühlen die Kehrichthaufen, die vor den Häuſern liegen und liegen bleiben, ſo lange es Gott gefällt. Zerbrochene Scherben, Abfälle aller Art, zerknüllte Zeitungen, Papierfetzen, Alles das treibt ſich auf dem Boden herum, und aus dieſem Kehricht und aus den Häuſern dringt der Geſtank in allen Scalen des Ekelerregenden. Die erbärmlichen Häuſer, die in grellen Farben geſtrichen ſind — in der Ferne wirken ſie wunderbar — erſcheinen hier mit ihrem abgebröckelten Kalk, verwittert und zerfallen, in ihrem ganzen Jammer. Zwiſchen den Häuſern ſehen wir in mäßigen Abſtänden öde Strecken mit Trümmerhaufen. Es ſind die Brandſtätten; denn was einmal in Conſtantinopel niederbrennt, das bleibt Schutt. Das unerklärliche Räthſel hat mir Niemand in genügender Weiſe entziffern können. Die Beſitzfrage an Grund und Boden ſoll in Conſtantinopel ſo zweifelhaft ſein, daß Niemand die Frage, wem das Grundſtück eigentlich gehört, zur Entſcheidung zu bringen wagt. Und wenn die Baulichkeit, die darauf geſtanden hat, vernichtet iſt, nun dann tröſtet man ſich eben mit dem Verluſte und läßt im wahren Sinne des Wortes Gras darüber wachſen. Das iſt überhaupt eine der Eigenthümlichkeiten, die dem Abendländer in der Türkei am meiſten auffallen: dieſer gänzliche Mangel an der Pflege und Erhaltung des Beſtehenden. Man denkt gar nicht daran, dem Zerſtörungswerke der Zeit und des Zufalls entgegenzuarbeiten. Was zerfällt, zerfällt, und aus dieſen Ruinen blüht kein neues Leben.

Steile, ſtellenweiſe ſogar ſehr ſteile enge Straßen führen von Galata zur Höhe von Pera hinauf. Die Gutwilligkeit und Leiſtungsfähigkeit der armen, meiſt recht ſchlecht gehaltenen Pferde, die vor die Miethswagen geſpannt ſind, iſt bewunderungswürdig. Mit Anſpannung aller ihrer Kräfte ziehen die guten Thiere die ſchweren Wagen den ihnen nur allzu bekannten Weg hinauf.

Und welcher Weg! welches Pflaſter! Alle Welt weiß, in einem wie ſchauderhaften Zuſtande ſich die Straßen von Conſtantinopel befinden, und doch fühlt jeder Fremde ſich gedrungen, über dieſen wirklich entſetzlichen Mißſtand ſeine klagende Stimme zu erheben. Man ſcheint eben die erſten beſten Steine, die gerade zur Stelle waren, eingepflaſtert und dem Arbeiter ſelbſt es überlaſſen zu haben, nach ungefährem Augenmaß den Fahrdamm zu ebnen. Der Wagen verſinkt bald in eine tiefe Kute, bald wird er nach rechts, bald nach links geſchleudert. Der unglückliche Fahrgaſt wird in unbeſchreiblicher Weiſe gemartert. Bald erhält er einen unerwarteten Stoß von unten, bald einen Schub nach vorn. Er wird erbarmungslos durchrüttelt und durchſchüttelt und ſchließlich wie gerädert am Beſtimmungsplatze abgeladen. Die Qualen werden natürlich noch durch das ſehr langſame Tempo, in dem es bergauf geht, erhöht, die Nerven des Inſaſſen durch das beſtändige Schreien der Kutſcher: „Guarda! Guarda!“, die ſich mit dieſem Mahnruf den Weg durch die dichten Volkshaufen bahnen, gereizt.

Ich hatte mir in einem Hotel, das mir übereinſtimmend als das beſte bezeichnet war, ein Zimmer beſtellt. Die Hotels von Pera ſind auch ungefähr auf europäiſche Weiſe eingerichtet, das heißt nicht etwa wie die Hotels der europäiſchen Großſtädte, ſondern wie die Gaſthäuſer in beſcheidenen Mittelſtädten, vielleicht in Einzelheiten etwas eleganter als dieſe, aber im Großen und Ganzen gewiß weniger ſorgfältig. Es ſcheint hier in der Luft zu liegen, daß man die Sachen gehen läßt wie ſie gehen. Iſt einmal ein Teppich zerriſſen oder eine Tapete befleckt, ein Möbelüberzug ſchadhaft, ſo bleibt es eben, wie es iſt. Aber ich will nicht klagen, ich hatte meine Anſprüche überhaupt nicht hoch geſtellt. Ich fühlte mich ganz wohl geborgen. Ich hatte ein geräumiges Zimmer, das freilich keineswegs koſtbar, dafür aber um ſo geſchmackloſer eingerichtet war. Die Preiſe fand ich ziemlich hoch. Für Zimmer und Penſion — in Conſtantinopel wird der Verzehr beim Frühſtück und beim Diner mitberechnet, ob man nun im Hotel ſpeiſt oder nicht — hatte ich täglich vierzig Franken zu bezahlen. Ich glaube, daß ich im beſten Berliner oder Wiener Hotel ungefähr mit der Hälfte ausgekommen wäre. Die Beköſtigung war leidlich.

Für mich waren die Preiſe um ſo höher, als ich meine Mahlzeiten verhältnißmäßig ſehr ſelten im Hotel einnahm. Aber in der Türkei herrſcht in Bezug auf Berechnung überhaupt eine gewiſſe Großartigkeit, die den Fremden, der an die Genauigkeit in unſern Rechnungen gewöhnt iſt, überraſcht. Es wird ſoviel wie möglich geramſcht. Wie es im Hotel ſo und

ſoviel täglich koſtet, ob man nun da ißt oder nicht, ſo zahlt man z. B. für die Wäſche ſtückweiſe, gleichviel was es nun iſt, einen einheitlichen Preis. Ein Dutzend Wäſcheſtücke koſtet vier Franken. Es mögen nun zwölf weiße Cravatten oder Taſchentücher ſein oder auch zwölf Herrenhemden, Staubmäntel und Bettbezüge, es koſtet daſſelbe. Die Anhänger der Jäger'ſchen Lehre, deren größter Verbrauch an Wäſche in Kragen und Manchetten beſteht, ſind hier beſonders übel daran.

Dieſelbe Großartigkeit in der Behandlung der Geldſache äußert ſich auch in ſehr bezeichnender Weiſe in dem Umſtande, daß die Fremden, das heißt die in der Türkei ſeßhaft gewordenen Nichttürken, keine Steuern zu zahlen brauchen. Zu einer Zeit, da das fremde Element jedenfalls im Reiche des Sultans noch eine ſehr unbedeutende Rolle ſpielte, wird der vornehme Fürſt mit damals vielleicht berechtigter großherrlicher Geringſchätzung der Anſicht geweſen ſein, daß man die armen Schlucker, die von außerhalb zugezogen waren, nicht zu den Laſten für die Erhaltung des Reichs heranzuziehen brauche; und dabei iſt es nun geblieben. Galata und Pera ſind nun aber faſt ausſchließlich europäiſche Städte. Die bedeutenden Finanzinſtitute, der Großhandel und Kleinhandel liegen durchaus in den Händen der Europäer, und es wirkt eigenthümlich, wenn man hört, daß von dieſen keine Steuern erhoben werden.

Die Deutſchen ſpielen übrigens in Conſtantinopel und, wie ich glaube, im ganzen Orient keineswegs die hervorragendſte Rolle unter den Fremden, ſie treten hinter die Franzoſen und Engländer erheblich zurück. Auch in dieſer Beziehung bildet der greiſe und altersſchwache Oſten den vollſten Gegenſatz zu dem jungen und thatkräftigen Weſten. Früher ſoll es um die Deutſchen in der Türkei noch viel ſchlimmer beſtellt geweſen ſein, und erſt in jüngſter Zeit, nach den großen kriegeriſchen und politiſchen Ereigniſſen, die auch die blödeſten Augen geſchärft und die deutſche Macht haben erkennen laſſen, haben ſich die Begriffe einigermaßen geklärt. Jetzt weiß Jedermann in Conſtantinopel wenigſtens, daß Krupp große und gute Kanonen liefert und daß Deutſchland gute Soldaten hat.

Daß dieſe Erkenntniß ſich auch in den entſcheidenden Kreiſen oder richtiger bei der entſcheidenden Perſönlichkeit des Oberherrn Geltung verſchafft hat, iſt, wie man weiß, durch die Berufung einer Anzahl befähigter preußiſcher Offiziere zu Tage getreten. Unſern Landsleuten, die augenblicklich noch als Paſchas dem Sultan dienen, iſt die große Aufgabe zugewieſen worden, im praktiſchen Dienſte wie in der Verwaltung das türkiſche Heer zu reorganiſiren, alſo dahin zu wirken, das das ganz vorzügliche Material im geeigneten Fall in zweckmäßigſter Weiſe Verwendung finde.

In der Anerkennung der Tüchtigkeit, der Genügſamkeit, der Zähigkeit und der Tapferkeit des türkiſchen Soldaten ſtimmen alle überein, und es herrſcht auch nur eine Meinung darüber, daß aus dieſen vorzüglichen

Soldaten ein gewaltiges Kriegsheer allererſter Ordnung geſchaffen werden könnte, und daß lediglich tief eingewurzelte Mißſtände in der Verwaltung und die ungenügende Fortbildung und Entwicklung, die hinter den militairiſchen Fortſchritten der andern Länder zurückgeblieben iſt, deren Leiſtungsfähigkeit beeinträchtigt habe. Was unſere militairiſchen Reformer in Wahrheit bis jetzt erreicht haben, entzieht ſich natürlich der Beurtheilung des Laien. Ob ſie in ihren Beſtrebungen nicht auf Schritt und Tritt vom Widerſtande des conſervativen Osmanenthums, das eben immer am Althergebrachten kleben bleibt, behindert werden, ob der Einfluß des Heimiſchen, das den Fremden, die Alles beſſer machen wollen, natürlich mit unverhohlenem Mißtrauen begegnet, nicht allmählich wieder der überwiegende geworden iſt und ſchließlich auch das Vertrauen des Sultans in's Schwanken gebracht hat, darüber hört man wohl dies und das; aber ich werde mich hüten, nach meinen oberflächlichen und unmaßgeblichen Wahrnehmungen irgend eine Meinung darüber abzugeben. Die deutſchen Paſchas ſelbſt bewahren in dieſen Fragen die größte Zurückhaltung, wie ſich das von ſelbſt verſteht, und ich habe es eben ſo ſelbſtverſtändlich bei meinen häufigen Begegnungen mit den Herren Offizieren ängſtlich vermieden, in dieſer Beziehung Fragen zu ſtellen, deren Beantwortung ihnen hätte Verlegenheit bereiten können.

Wären die Herren zur Zeit meines Aufenthaltes in Conſtantinopel aber auch weniger zufrieden geweſen, als ſie mir erſchienen ſind, ſo hätte ich mich nicht darüber gewundert. Zu jener Zeit hatten ſie nämlich ſchon ſeit einigen Monaten infolge einer Differenz zwiſchen der türkiſchen Regierung und einem großen Bankinſtitute, das vertragsmäßig die Zahlungen an die deutſchen Paſchas zu leiſten hatte, keinen Heller bezogen. Ich muß ſagen, die Herren nahmen dieſe nach unſern landesüblichen Begriffen doch geradezu unerhörte Thatſache mit großartigem philoſophiſchen Gleichmuthe auf. Seitdem ſind nun wieder bis zu dem Tage, an dem ich dieſe Zeile ſchreibe, beinahe fünf Monate vergangen, und ich glaube, ſie haben ihr Geld noch immer nicht bekommen. Sie befanden ſich übrigens im Vergleich zu den einheimiſchen Soldaten noch in einer ſehr bevorzugten Lage. Dieſe hatten ſeit langer Zeit, ich glaube ſeit über zwei Jahren, keinen Sold erhalten.

Bei einer ſolchen Wirthſchaft erſcheint es denn auch erklärlicher, daß man auf eine Bagatelle, wie die Beſteuerung der Fremden, keinen großen Werth liegt. Die Türkei benimmt ſich wie ein verſchuldeter Kavalier, der ſeine Rechnungen zwar nicht bezahlt, dem es dafür aber auch nicht darauf ankommt, wenn ſeine Einnahmen geſchmälert werden. Ein paar Tauſend oder ein paar Millionen Franken Schulden mehr oder weniger, das iſt nun ziemlich gleichgültig.

Hört man mit immer wachſendem Erſtaunen von dieſen Dingen, die uns nach unſern Auffaſſungen als unfaßbare Ungeheuerlichkeiten erſcheinen,

und fragt man irgend Jemand, der die Verhältniſſe ſo genau kennt, wie man ſie eben in der Türkei überhaupt kennen lernen kann, fragt man: was ſoll denn daraus werden? wie ſoll das enden? ſo zuckt der Kundige die Achſel und lächelt. Das Klima von Conſtantinopel muß eine geheimnißvolle Kraft beſitzen, die beruhigend auf die Nerven wirkt. Man iſt nicht neugierig, man ereifert ſich nicht, und das langſame Tempo der Einheimiſchen theilt ſich ſehr bald auch den Fremden mit.

Nichts fällt dem fremden Gaſte mehr ins Auge, als dieſer behagliche Schlendrian des öffentlichen Lebens. Nur keine Ueberſtürzung! Alle Welt geht langſam, ſpricht langſam, bewegt ſich langſam. Die Ruhe, die für die Türken mit Vornehmheit und Würdigkeit ungefähr gleichbedeutend zu ſein ſcheint, gilt ihnen als das vor Allem Erſtrebenswerthe. Deswegen mögen ſie auch die Fremden nicht leiden. Dieſe ſind ihnen unangenehm wegen ihrer Lebhaftigkeit und Haſt, ſie erſcheinen in ihrer Geſchäftigkeit den bedächtigen Osmanen zu zapplig und zu queckſilbern unruhig.

Während die Weltweiſen und großen Dichter unſerer Heimat die unbefriedigte und nimmer raſtende Arbeit als das höchſte menſchliche Glück preiſen, erblicken die Orientalen die irdiſche Seligkeit im behäbigen Ausruhen, im gemächlichen Feiern, im mehr oder minder gedankenloſen Dahinträumen. Wenn man ſie ſo auf den niedrigen mit Stroh beflochtenen Schemeln vor den Caſés ſitzen oder an den Süßen Waſſern auf den Teppichen ſorgen- und bedürfnißlos ausgeſtreckt liegen ſieht, wie ſie ihre Cigarette, den Tſchibuk oder das Nargileh mit zufriedenem Ernſte, ins Blaue blickend, rauchen, ohne zu ſprechen, ohne zu leſen, ohne ſich um den Nachbar zu kümmern, dann begreift man wohl, daß unter dieſem ſchönen Himmel das göttliche Faulenzen ſeinen Reiz haben mag. Aber man begreift ſchwerer, wie dieſes ſüße Nichtsthun den gebieteriſchen Forderungen der Kultur, die wie eine feindliche Invaſion von allen Seiten her andrängt, auf die Dauer wird genügen können.

Ein ſchwer erklärlicher Widerſpruch zeigt ſich indeſſen auch hier. Die Türken, die in ihren Bewegungen die Ruhe über Alles lieben, ſcheinen für den Lärm vollſtändig unempfänglich zu ſein. Es giebt keine Stadt der Welt, in der von Morgens früh bis zum ſpäten Abend ſo furchtbar und ſo andauernd geſchrieen wird, wie in Conſtantinopel. Abgeſehen von der großen Ladenſtadt, dem rieſigen Bazar, der, wie man glauben ſollte, vollkommen ausreichen müßte, um allen Bedürfniſſen der Käufer in Conſtantinopel zu genügen, und abgeſehen von den zahlloſen Läden und Markthallen, die in dieſer Stadt außerdem noch in geradezu verblüffender Menge vorhanden ſind, hat Conſtantinopel einen ambulirenden Straßenkleinhandel, wie wohl keine andere Stadt der Welt.

Vom Tagesanbruch bis ſpät in die Nacht hinein durchziehen in einer ununterbrochenen Reihe Verkäufer, die alle erdenklichen Waaren feilhalten, die engen, krummen, überfüllten Straßen, und jeder einzelne ſchreit

seine Waaren aus, jeder in seiner eigenen Weise. Straßenausrufer giebt es ja überall und besonders in allen Großstädten, das wäre also nichts zum Verwundern; aber das Erstaunliche und Belästigende ist hier die Masse dieser Ausschreier. Ich wollte mir einmal das Vergnügen machen, fünf Minuten von meinem Hotelfenster aus die verschiedenen Schreier zu zählen und zu specialisiren, aber nach wenigen Minuten, als ich zwischen vierzig und fünfzig angelangt war, wurde mir die Sache langweilig. Das Schreien hört thatsächlich nicht einen Augenblick auf, und wenn man einigermaßen Glück hat, kann man in einer Minute zwanzig bis fünfundzwanzig verschiedene Schreier an sich vorüberziehen sehen. Alle erdenklichen Lebensmittel: Milch, Eier, Gemüse, Obst, Backwaaren, Fische, Fleisch, darunter Leckerbissen wie Hammelgedärme, die an langen Stangen zappeln, klebrige Süßigkeiten, ferner alle erdenklichen Stoffe zur Bekleidung, billiger Schmuck, Spielzeuge, Teppiche, Spazierstöcke — ich müßte die Liste zu einer unendlichen machen, wollte ich einigermaßen vollständig sein — mit einem Worte, Alles, was irgendwie verkäuflich ist, wird in wunderlichem, bald schnarrendem, bald johlendem, bald heulendem monotonem Singsang ausgeschrieen. Die ambulanten Händler tragen gewöhnlich den Verkaufstisch, einen hohen Schemel mit drei Füßen, auf dem Kopf und, wenn die Waaren nach dem Gewicht verkauft werden, in der Hand eine Waage. Sind die Verkaufsgegenstände zu platzraubend oder zu schwer, so werden Pferde und Esel damit bepackt, die gemächlich hinter dem schreienden Kerl einhertrotteln.

Constantinopel weist also zur Unterscheidung von andern Städten, in denen ja auch geschrieen wird, die wenig angenehme Besonderheit auf, daß hier den ganzen Tag über der Zug der wandelnden und handelnden Schreier ein ununterbrochener ist. Wie im Gänsemarsch folgt der eine auf den andern; und wenn man sie so sieht, wie sie langsam und gedankenlos dahinschlendern und alle Augenblicke ihr abscheuliches Gejohle ausstoßen, so möchte man sie für blödsinnig halten. Dazu kommt nun noch das Wagengerassel, das Schreien der Kutscher, in den Abendstunden das donnerartige Geräusch, das durch das Herablassen der metallenen Jalousien verursacht wird, das Heulen und Bellen der Hunde, das am Tage schon recht lästig ist, in der Nacht aber oft geradezu unerträglich wird, und, damit auch sonst die nächtliche Ruhe nicht in allzu schroffem Widerspruch zum wüsten Tageslärm steht, das regelmäßige Aufklopfen der Wächter mit dem metallenen keulenartigen Stocke auf das Pflaster ... es ist recht erbaulich! Während meines Aufenthaltes in Constantinopel, der in den heiligen Ramazan-Monat fiel, wurden, um den kühnsten Anforderungen zu genügen, dann noch zu bestimmten Stunden mitten in der Nacht Kanonenschüsse abgefeuert.

Die Hunde! Von allen Unannehmlichkeiten und Qualen der Straßen in Constantinopel sind mir diese die widerwärtigste gewesen. Ich habe von frühester Kindheit an für unsere guten, treuen, muthigen Hunde eine

ſtarke Zuneigung beſeſſen, aber in Conſtantinopel bin ich an meiner Hundeliebhaberei irre geworden. Es iſt ein widerwärtig verkommenes Geſchlecht! Die ſcheußlichen Köter, die ſich rudelweiſe in den Straßen herumtreiben, temperamentlos und unſagbar faul, herrenlos und ohne Ergebenheit an irgend eine beſtimmte Perſon, die in jedes Kellerfenſter hineinſchnüffeln und die Kehrichthaufen in dichten Schaaren umſtehen und mit ihrer Schnauze unter dem Schmutz das etwa noch Verzehrbare herauswühlen, die von Ungeziefer wimmeln und ſich beſtändig jucken und ſchuppen, die uns den Weg verſperren und nicht einmal den Wagen aus dem Wege gehen, die überall herumliegen, auf dem Bürgerſteig, mitten in der Straße, mit Schwären bedeckt, mit räudigem Fell, ſehr oft verſtümmelt, mit drei Beinen — denn es iſt ganz natürlich, daß ſie beſtändig übergefahren werden — dieſe Hunde von Conſtantinopel ſind ungefähr die ekelhafteſten Geſchöpfe, die ich je geſehen habe. Sie ſind gewöhnlich mittelgroß, zottig behaart, mit halblangen Ohrgehängen und ziemlich ſpitzen Schnauzen; ſie ſehen alſo etwa wie ganz verkümmerte Wolfshunde aus. Die meiſten haben eine ſchmutzig gelbbräunliche Färbung, durch die ſie ſich von den Kehrichthaufen, die die bevorzugteſten zu ihren Ruheplätzen während des ganzen Tages erkieſen, kaum unterſcheiden. Den lieben langen Tag liegen ſie gewöhnlich irgendwo auf dem Pflaſter und ſchlafen. Auf einmal hört man dann ein furchtbares Gequietſche, dann iſt ſo ein unglückliches Vieſt übergefahren oder getreten worden. Sie ſind furchtbar feige, und Fälle, wie ein neulich angeführter, daß ein getretener Hund nach dem, der ihn verletzt hat, geſchnappt habe, gehören zu den großen Seltenheiten.

Alle jungen Thiere ſind ſonſt, wenn nicht hübſch, doch wenigſtens poſſirlich und komiſch; aber auch dieſe verſöhnenden Eigenſchaften ſind den Hunden von Conſtantinopel verſagt. Die ganz jungen Köter, die man in den Ecken herumliegen ſieht, ſind gerade ſo ſcheußlich wie die älteren, und ſie haben in ihrer dummen Unbeholfenheit gar nichts Rührendes.

Die Hunde ſind, wie man weiß, die nächtlichen Straßenreiniger von Conſtantinopel. Wenn am Abend nach guter orientaliſcher Sitte die Küchenabfälle und alle andern Dinge, die im Hauſe nicht zu gebrauchen ſind, auf die Straßen geworfen und da zu Haufen zuſammengekehrt werden, dann beginnt das Leben dieſer elenden Kreaturen, dann ſammeln ſie ſich um dieſe Haufen und ſuchen ihre Nahrung. Dabei kommt es natürlich zu Streitereien und Beißereien, und ſo hört man dann beſtändig in der Nacht ein fürchterliches Gebell.

Die Hunde haben, wie man in Conſtantinopel behauptet, ihre beſonderen Bezirke. Die einzelnen Brüderſchaften kennen ſich ganz genau, und wenn ſich da ein hungriger Hund aus dem Nachbarbezirk einſchleichen will, ſo wird er beinahe zerriſſen. Es werden vollkommene Schlachten geliefert zwiſchen den Kötern der verſchiedenen Bezirke. Eine ſolche Beißerei habe ich einmal mit angeſehen. Es war ein Geheul, Gebelle,

Gequietsche, das sich fürchterlich anhörte, und wohl dreißig bis vierzig Hunde zerfleischten sich mit unbeschreiblicher Wuth. Da trat irgend Jemand dazwischen, ich glaube, es war der Wächter, und schaffte mit einigen wohlgezielten Schlägen Ordnung, und all diese Kläffer liefen winselnd davon, in der nächsten Minute war Alles wieder ruhig. Mir wurde beim Anblick dieser borstigen, zottigen, gelben Ungeheuer ganz übel und weh; aber die Türken und auch die Europäer, die auf längere Zeit oder dauernd ihren Wohnsitz in Constantinopel nehmen, scheinen nicht nur das Gefühl des Widerwillens, das jedem Fremden aufsteigen muß, vollkommen überwunden zu haben, sie empfinden für diese gräßlichen Thiere, weil sie eben nützlich sind, sogar eine gewisse Zuneigung; man thut ihnen nie etwas zu Leide und geht, wenn sie mit ihrer ganzen Breite, oft in großen Haufen, quer über den schon ohnehin genügend engen und beschwerlichen Weg liegen, vorsichtig um sie herum.

VIII.

Auf der Brücke des Goldenen Horns.

Widersprüche. — Gutes und schlechtes Wetter. — Das Treiben auf der Brücke. — Blick auf Stambul.

Es giebt kaum eine Stadt unserer bewohnten Erde, über die die Urtheile so weit auseinander gingen, wie Constantinopel. Für die Einen ist sie die schönste aller Städte, die geradezu unwahrscheinlich herrliche Verwirklichung traumhafter Märchenwunder, für die Andern das schmutzigste, elendeste, widerwärtigste und verwinkeltste Nest, das es giebt. Und das Seltsame ist, daß diese beiden in schroffstem Widerspruche zu einander stehenden Urtheile gleichermaßen berechtigt sind, daß sich diese anscheinend unversöhnlichen Gegensätze sogar vereinbaren lassen. Es handelt sich eben nur darum, wie man Constantinopel sieht und von wo aus man es sieht.

Ich bilde mir nicht ein, einen sehr originellen Satz auszusprechen, wenn ich sage, daß das Wetter bei jeder Reise eine bedeutende Rolle spielt, und daß die Eindrücke, die man von dem Neuen gewinnt, sehr wesentlich durch das Wetter bestimmt werden. Aber nirgendwo ist mir diese alltäglichste aller Fragen so entscheidend erschienen, wie gerade hier. Ob bei trübem Licht vom bedeckten Himmel der Regen fällt, oder funkelnder Sonnenschein vom golddurchzitterten Azur strahlt — das bedeutet für Constantinopel nicht nur viel, es bedeutet Alles.

Ein Regentag in Constantinopel ist schrecklich. Auf dem wüsten Knüppeldamm, der sich mit klebrigem Koth überzogen hat, rutscht man beständig aus. Die ganze Misere starrt uns aus den grauen und häßlich bunten Häusern, deren Façaden sich fast durchweg im Zustande der grenzenlosen Verwahrlosung befinden, entgegen. Die aufgeweichten und aufgewühlten Kehrichthaufen überziehen den Boden mit einem wahren Teppich

von Scheußlichkeiten, auf dem sich die triefenden, widerwärtigen Köter wälzen. Die krummen und engen Gassen vergegenwärtigen uns einen Zustand, der uns Culturmenschen in eine völlig abgethane Vergangenheit zurückversetzt, in eine Zeit, in der man von der Wichtigkeit der municipalen Maßnahmen noch keinen Begriff hatte, und in der das Wort der öffentlichen Hygiene noch nicht gesprochen war. Wir trauen unseren Ohren kaum, wenn wir von unserem Begleiter hören, daß wir uns jetzt in der Hauptverkehrsader, in jener Straße befinden, die den stolzen Namen „Grande rue de Pera" führt. Freilich sieht man an einigen Stellen, daß ein schüchterner Versuch gemacht wird, die Straße zu erweitern — und das Unternehmen wird bei dem regen Unternehmungsgeist der Türken vielleicht auch in einigen Jahrhunderten zu gutem Ende geführt werden —; freilich sieht man hie und da aus den verfallenen Jammerbauten einige vornehme und schöne Gebäude aufragen, deren sich keine Großstadt zu schämen brauchte; freilich sieht man auch Läden, deren Schaufenster erkennen lassen, daß die Besitzer den großen Magazinen der Regent Street, der rue de la Paix und der Leipzigerstraße nacheifern wollen. Aber neben diesen Markirungen des großstädtischen Glanzes findet man in dieser Grande rue de Pera, die vom Galata-Thurm bis zur Höhe, wo sich die Artilleriekaserne und die deutsche Botschaft befinden, hinaufklettert, den ganzen Schmuddelkram des lässigen und trägen Ostens: Schutt- und Trümmerhaufen und alte Baracken, die über Nacht einstürzen können. Auf weite Strecken sind die Häuser so dicht aneinander gerückt, daß sich da der Verkehr beständig staut. Nirgendwo ist auch nur der Versuch gemacht, durch äußeren Schmuck der Stirnseiten die Physiognomie der Straße zu verschönen. Der einzige Architekt, der hier gewaltet hat, ist die dummste Zweckmäßigkeit. Wer an einem recht häßlichen Tage sich das absonderliche Vergnügen bereiten wollte, die Falkoniergasse, die Neumannsgasse, den Krögel, die Fischerstraße und ähnliche in unsere Zeit hineinragende anachronistische Ueberreste des verschwundenen Alt-Berlin — wer diese schmutzigen, engen, abscheulichen Gassen durchwaten wollte, würde sich eine sehr gute Vorstellung von den Reizen der Grande rue de Pera, der Hauptstraße des europäischen Constantinopel, machen können. Er müßte sich nur zu all den verstimmenden Häßlichkeiten der Umgebung noch viel schlechteres Pflaster und bräunliche Klumpen von lebenden Hunden hinzudenken.

Traurig und schwer liegt der graue Himmel über all diesem Wust und Matsch, und wenn das Auge sich widerwärtig abwendet von all dem Unrath, der den Boden bedeckt, von den Scherben und Fetzen, dem Kehricht und den Hunden, und der Blick sich hebt, so fällt er auf graue Wände, die abgeblättert sind, oder auf geschmacklose Buntheiten, die in der ungünstigen Beleuchtung noch schäbiger und noch verstimmender wirken; und da, wo der Blick weiterschweifen kann, verliert er sich in eine graue ver-

schwommene Traurigkeit. Dann bemächtigt sich wohl des Fremden eine tiefe Niedergeschlagenheit. Man wird ganz schwermüthig; und kehrt man dann heim in das ungemüthliche Hotelzimmer, dann beschleicht uns, auch wenn wir gar keine sentimentale Veranlagung haben, doch eine merkwürdige heimwehliche Stimmung, ein „thörichtes Sehnen", wie es Heine nennt, und mit ungewohnter Zärtlichkeit gedenken wir des rothen Hauses mit dem viereckigen Thurm in der Königstraße, des braven Forckenbeck und der sorgenden Hüter unserer Stadt.

Nun aber bricht die Sonne durch. Und nicht nur in den Märchen besitzt dieses herrlichste Gestirn die Zauberkraft, die Unholde der Nacht zu vertreiben. Nun durchfluthet all diesen Jammer, all diesen Schmutz, all diese Häßlichkeit das lieblichste goldige Licht, und Alles, was uns verstimmt, angeekelt, abgestoßen hat, Alles ist wie durch einen Zauberschlag verschwunden. Alles gleißt und glänzt, selbst der Schmutz auf der Straße. Das Buntfarbige wird nun lachend und heiter, das Zerfallene, Zerlumpte wirkt auf einmal malerisch interessant und schön. Der Blick auf das unvergleichlich schöne Blau des Himmels entschädigt uns reichlich für alles Ungemach, das uns jetzt kindisch und kleinlich erscheint im Verhältniß zu der unvergleichlichen Schönheit des Ganzen. Und wenn wir von irgend einem Punkte aus einen freien Ausblick gewinnen, so sehen wir vor uns das berückendste Städtebild, das sich nur erträumen läßt: die Kuppeln und Spitzen, die bunten Steinmassen, in großartigster Wirkung aufgethürmt, funkelnd und blitzend auf dem tiefblauen Hintergrunde.

Was schönes, was schlechtes Wetter ist, das weiß man nur in Constantinopel. So verzweifelnd trübe ist nirgends das Grau der Wolken, nirgends so schmutzig der Schmutz, und nirgends so naß der Regen. Aber so goldig scheint auch nirgends die Sonne, und nirgends ist der Himmel so blau. Hier ist in Wahrheit die Sonne der Midas, der Alles in Gold verwandelt, was er berührt.

Aber noch wichtiger als das Wetter ist der Standpunkt, von dem aus man Constantinopel betrachtet. Ist man in der Stadt, so begreift man jede, auch die abfälligste und unbarmherzigste Kritik; sieht man aber die Stadt von außen, so begreift man eben so gut die Aeußerungen der schrankenlosen Begeisterung und des vollen Entzückens.

Den besten Ueberblick über Constantinopel, über die wunderherrliche Stadt, wie sie sich eben darstellt, wenn man nicht durch die schauderhaften Straßen zu gehen braucht, gewährt die neue Brücke, die Hauptverkehrsader zwischen den beiden Stadttheilen, die man das europäische Constantinopel nennen dürfte: Galata und Pera, einerseits, und dem alten türkischen Stambul auf der andern Seite des Goldenen Horns — ein Punkt, wie es seinesgleichen kaum noch einmal giebt.

Aus dem überlebendigen Treiben von Galata tritt man auf die Brücke, auf die sich die Menschenströmungen von Pera und Galata von der einen

und von Stambul von der andern Seite ergießen. Unſerm europäiſchen Auge fällt wiederum vor Allem zweierlei auf: die Buntheit des Gemäldes und das bedächtige Tempo. Alle Sendlinge des Morgenlandes, nicht des fernen Oſtens — ich erinnere mich kaum, Chineſen und Japaner geſehen zu haben —, dagegen das ganze maleriſche Geſindel des Mittelmeers, von Kleinaſien, Afrika, vom Archipel, Kaukaſier und Perſer, Tſcherkeſſen, Armenier, Griechen und alle Stämme der Balkanhalbinſel wogen hier beſtändig in bedächtiger farbiger Fluthung auf und nieder. Da ſieht man zerlumpte Tagelöhner und hohe Würdenträger, namentlich Geiſtliche, unter dieſen die ſchwarzen Armenier mit dem langwallenden Schleier, gewöhnlich ſehr ſchöne Köpfe mit langen Vollbärten und ungeſchorenem Haupthaar, das hinten am Nacken unter dem ſchwarzen Talar verſchwindet, den Kopf bedeckt mit dem eigenthümlichen runden, hohen, ſteifen Barett ohne Schirm, das dem Träger allerdings den Stempel des Würdevollen und Bedeutenden aufdrückt; daneben türkiſche Mullahs, faſt ausſchließlich ſchmächtige gebeugte Geſtalten in äußerſter Vernachläſſigung der Kleidung; Derwiſche mit den hohen Filzmützen, in langem, faltenreichem Gewande, über das bisweilen noch ein bauſchiger Mantel gelegt iſt — unter dieſen ganz junge Leute, die kaum den erſten Flaum an Lippen und Kinn zeigen —; Mönche in verwitterten Kutten und barmherzige Schweſtern. Da ſieht man alte jüdiſche Händler mit ſorgenſchwer gefurchtem Geſicht, den Kopf mit buntem Tuch umwunden, zerlumpt und zerfetzt; dazwiſchen ſchwarze Eunuchen in europäiſcher Tracht, die ſich in dieſem Gewühl von ſtaubig abgetönter Buntheit ſchon durch die auffallende Sauberkeit ihrer ſchwarzen Kleidung, des bis oben zugeknöpften ſchwarzen Rocks, bemerkbar machen. Wer einen einzigen Eunuchen geſehen hat, erkennt deſſen Leidensgenoſſen unter tauſend Schwarzen wieder. Die vom Sultan angeſtellten, vermuthlich die ſchönſten, zeichnen ſich alle durch ungewöhnliche Körpergröße aus. Das bartloſe Geſicht iſt fleiſchig, mit dicken wulſtigen Lippen. Die Beine ſind im Verhältniß zum Oberkörper ungewöhnlich lang und haben die ſogenannte X-Form, die Hüften ſind ſtark, die Haltung iſt ſchlaff und häßlich, der Rücken krumm. Sie ſchleifen die Füße beim Gehen nach ſich und haben einen wiegenden watſchelnden Gang. Der Kopf iſt mit dem rothen Fez bedeckt. Sonſt ſind ſie, wie geſagt, ganz ſchwarz und mit auffallender Sauberkeit gekleidet.

In dieſes Gewimmel von ſeltſamen und auffallenden Erſcheinungen miſchen ſich nun die Orientalen und die europäiſchen Anſiedler. Von der türkiſchen Tracht iſt in Stambul bei den Männern im Großen und Ganzen nicht viel übrig geblieben. Freilich ſieht man hie und da noch den langen weiten Rock mit den kurzen weiten Aermeln oder die Jacke mit Hängeärmeln, die bauſchige Hoſe, die an der Hüfte von einem Shawl gehalten wird, und den Turban; aber dieſe Erſcheinungen gehören ſchon zu den Seltenheiten. Die Meiſten haben den ſchwarzen Rock mit dicht aneinander

ſtehenden Knöpfen und niedrigem Stehkragen angelegt, und faſt ausnahmelos tragen ſie das Fez. Wenn in dem bekannten Koſtümwerk „Die Trachten der Völker“ von Albert Kretſchmer und Rohrbach behauptet wird, daß außer dem Militair Niemand die europäiſche Tracht angenommen habe, daß der Türke nach wie vor den Turban trage, weite faltige Hoſen, rothe lederne Pantoffeln, Jacke oder kurzen Rock mit unzähligen Knöpfen, um die Hüfte den breiten Shawl, und als Uebergewand den Kaftan, daß alſo die europäiſche Tracht noch keine Handbreit Boden gewonnen habe, ſo iſt das ein ſehr ſtarker Irrthum. Es heißt in dem genannten Werke weiter: „Das Fez hat noch den meiſten Erfolg errungen, aber die Zahl der Turbane iſt doch bei weitem größer. Trachten laſſen ſich einmal nicht commandiren.“ Soviel Wörter, ſoviel Ungenauigkeiten. Die europäiſche Tracht hat die orientaliſche in Conſtantinopel nahezu vollſtändig verdrängt, und wenn man einmal einem Turbanträger begegnet, ſo kann man von Glück ſagen. Die orientaliſchen Weibertrachten dagegen haben ſich allerdings auch in Conſtantinopel ziemlich rein erhalten. Man bekommt von dieſen auf der Straße freilich nicht viel mehr zu ſehen, als das mantelartige Obergewand, das wie ein bauſchiger Domino ausſieht. Es bedeckt den ganzen Kopf von den Augenbrauen an mit einer Art Kapuze. Um die Hüfte iſt es zuſammengeſchnürt, und es reicht bis zu den Knöcheln herab. Die Aermel ſind weit. Mit dieſen und dem Vordertheil dieſes bauſchigen Gewandes bedecken die Türkinnen den unteren Theil des Geſichts, ſo daß nur die Augen frei bleiben. Das Gewand iſt gewöhnlich aus dünnem Seidenſtoff hergeſtellt und oft in ſehr lebhaften Farben, namentlich ſaffrangelb, hellblau, bordeauxroth und violet. Der Wind ſetzt ſich leicht in dieſes flatternde weite Gewand und giebt den Geſtalten die ſonderlichſten Conturen. Dieſe vermummten bunten Geſtalten beleben das ſchon ſo mannigfaltige Bild noch in ganz beſonderer Weiſe. Andere, namentlich die Hübſcheren und Jüngeren, ziehen nicht den ſeidenen Mantel über den Kopf, ſondern ſie umhüllen Stirn und Haupthaar mit einem mehr oder minder dichten Schleier, der wiederum nur den unteren Theil der Stirn und die Augen frei läßt, Naſe, Ohren, Wangen, Lippen, Mund und Kinn aber bedeckt. Dieſe ſehr kleidſame Verſchleierung hat bei einigen eigentlich nur einen ſymboliſchen Charakter. Es gehört in dieſem Falle kein beſonders geübtes Auge dazu, um unter dem durchſichtigen Gewebe die Lieblichkeit des Geſichts zu erkennen, und es befinden ſich unter den Türkinnen, die ich geſehen habe, wirklich einige auffallende Schönheiten. Man hat mir allerdings geſagt, daß die türkiſchen Frauen in der geſchickten Verwerthung aller möglichen kosmetiſchen Mittel hinter den gewiegteſten Pariſerinnen nicht zurückbleiben.

Dieſe bunten Menſchenwellen wälzen ſich vom frühen Morgen bis zum Einbruch der Nacht über die Brücke. Da liegen dann noch in größeren und mäßigeren Abſtänden in ſchauerlichen Verſtümmelungen und in einer Verwahrloſung, von der man ſich gar keine Vorſtellung macht, die Bettler

und Krüppel an den Pfeilern und halten ihre schaudererregenden Verunstaltungen den Vorübergehenden entgegen, mit jämmerlichem Winseln um Almosen bettelnd. Dabei rasseln Wagen aller Art, Miethskutschen, Equipagen und Lastfuhrwerk, über die Brücke, Reiter zu Pferd und zu Esel kommen in langsamstem Trab an uns vorüber, und wenn uns das Glück begünstigt, so sehen wir auch einmal ein echt türkisches Gefährt, das in seiner Form mit dem ledernen Schirmdach eine gewisse Aehnlichkeit mit unsern Thorwagen und Kremsern hat; nur ist es im Aufputz viel glänzender. Die Seitenwände sind reichverziert, buntfarbig und vergoldet; es wird von zwei Ochsen gezogen, die oben am Halse hohe gekrümmte Stäbe mit unzähligen rothen Büscheln wie ein Glockenspiel tragen. Die Kutscher, die mit der Eleganz des Wagens in ihrem Aeußern oft gar nicht übereinstimmen, laufen neben den Ochsen her. An den Süßen Wässern sieht man diese echt türkisch nationalen Wagen ziemlich oft.

Zu diesem Gewimmel von absonderlichen Menschenkindern, von Thieren und Wagen kommen natürlich noch die unvermeidlichen Verkäufer, die auch hier ihre Waaren feilhalten, die Schiffer, die dienstfertig ihre wundervollen kleinen Kähne, die Kaiks, anbieten . . . man kann sich kaum ein reizvolleres und eigenartigeres Bild menschlichen Lebens und Treibens ausmalen. Dabei wimmelt die Rhede von unzähligen Dampfern und Segelschiffen, von Fischerböten und Kähnen. Zu unserer Linken haben wir den Handelshafen des Goldenen Horns, zu unserer Rechten den Bosporus, und drüben sehen wir die asiatische Küste mit dem schön wirkenden Skutari, über das die schwarzen Cypressen sich neigen. Hinter uns liegt Galata und Pera und vor uns das von hier aus unvergleichlich farbige und schöne Stambul. Immer wieder treibt es uns auf diese Brücke, um uns an dem entzückenden Panorama auf's Neue zu erfreuen.

Bei dem Versuche aber, diese mächtigen und tiefen Eindrücke in Worten wiederzugeben, fühle ich die volle Unzulänglichkeit meiner Kraft. Will ich die Empfindungen, die ich empfangen habe, in Worte kleiden, so bin ich wohl oder übel genöthigt, das zu wiederholen, was ich schon gesagt habe, was Andere gewiß viel besser und eindringlicher geschildert haben. Ich kann, wenn ich mir vor meinen geistigen Augen vergegenwärtige, wie sich das alte Stambul aufbaut inmitten seines imposanten steinernen Ringes, dieses bunte Häusergehudel, in dem die Kirchhöfe mit den schwarzen Cypressen wunderbare Ruhepunkte schaffen, — ich kann die gebieterischen Moskeen mit ihren Kuppeln und schlanken spitzen Thürmen, die leuchtend hellen Paläste am Goldenen Horn und Bosporus, nicht mit Stillschweigen übergehen, und ich kann auch keine anderen als die schon tausendmal dafür angewandten Bezeichnungen finden. Ich gedenke unwillkürlich der gelangweilten Frau in dem französischen Lustspiel, mit der der Leser in diesem Augenblicke eine unerwünschte Aehnlichkeit haben mag, — jener vornehmen Dame, die sich bitter darüber beschwert, daß man ihr

nun seit fünfzehn Jahren bei jedem Anlaß die Liebe in ganz denselben Worten und Wendungen und mit demselben Augenaufschlag erklärt habe. Aber mich tröstet die Antwort des Mannes, der auf ihre Beschwerde über diese abgedroschenen Redensarten schlagfertig entgegnet: „Soll ich Ihnen die Liebe vielleicht auf hebräisch erklären? Natürlich sind die Worte und Wendungen abgenutzt und verschlissen, aber das Gefühl ist darum nicht weniger neu und jung."

Der Eindruck, den der Fremde von Stambul empfängt, wenn er zum ersten Mal von der Brücke hinüberblickt, ist ein überwältigender, und Jedermann glaubt, daß Niemand vor ihm diese Schönheiten so tief empfunden haben könne. Will er aber seinen Gefühlen Ausdruck geben, so verfällt er unrettbar in das, was schon hundertmal gesagt worden ist.

Die Serajspitze und die vier großen Moskeen, die mit erstaunlichem Feingefühl für künstlerische Wirkung in richtigen Abständen und Aufstufungen errichtet sind, packen den Beschauer gleich im ersten Augenblick am mächtigsten. Die schmale Zunge der Serajspitze liegt in dichtem dunklem Grün vor uns. In der Tiefe am Goldenen Horn ziehen sich weiß schimmernde Gebäude entlang, und auf der Höhe steigt aus dem dunklen Grün der mächtige Seraj Top Kapu auf. Daneben, der Brücke zu, erhebt sich stolz und großartig der Kuppelbau der Agha Sofia, um den vier kühne Minarehs wie steinerne Schildwachen stehen. Gerade der Brücke gegenüber, in der Tiefe, beherrscht die Moskee der Sultanin Valide die unterwürfigen Bauten rings umher, und über ihr, auf der Höhe, thront die mächtige Suleimanieh-Moskee, ein Riesenbau, der von zwei höheren und zwei niedrigeren Minarehs flankirt wird. Zwischen dieser und der Agha Sofia, etwa in der Mitte, links von der Brücke, steht die in der Wirkung gebieterischste und bedeutendste, die Moskee Ahmedije, um die sechs Minarehs, die in der Form und in den Verhältnissen wohl die schönsten aller Minarehs sind, Wacht halten. Die schlanken Thürmchen, von denen vier je drei Galerien und die beiden andern je zwei Galerien haben, verjüngen sich langsam zu lanzenartigen Spitzen.

Die Moskeen sind, wie man weiß, nicht blos Gotteshäuser, sie bilden vielmehr immer einen ganzen Complex von frommen Zwecken geweihten Gebäuden: zu dem eigentlichen Bethause gehören große Nebenanlagen mit Armenküchen, Hospitälern, Grabstätten für die Sultane u. s. w. Sie sind gewöhnlich von Bäumen und Gärten umgeben. Immer befinden sich außerhalb der Moskeen an den Säulengängen oder auch in besonderen Anbauten zahlreiche Brunnen mit fließendem Wasser. Denn man weiß, daß der Islam täglich eine bestimmte Anzahl von Waschungen vorschreibt, und daß namentlich kein Gläubiger das Bethaus betreten darf, ohne sich zuvor gründlich Hände, Füße und Gesicht gereinigt zu haben. Diese sehr zweckmäßige und wohlthätige religiöse Vorschrift hat zur Folge, daß die Türken, obgleich ihre Kleidung oft von Schmutz starrt, doch an ihrem

Körper sehr reinlich sind, vielleicht das reinlichste Volk der Welt. Die scherzhafte Beschönigung, die unsere Schmierfinken für ihre Unsauberkeit abzugeben pflegen: es ist nur äußerlich, trifft für die Türken thatsächlich zu.

IX.

Selamlik.

Die Paläste Tschiraghan, Dolma Baghtsche und Beyler Bey. — Jildis Kiosk. — „Ich möchte doch nicht Sultan sein!" — Selamlik. — Absperrung. — Aufmarsch der Truppen. — Die schwarze Garde. — Kirchgang des Sultans. — Die Frauen. — Parade.

Die Großartigkeit des Städtebildes, dessen Eigenartigkeit eben in dem amphitheatralischen Aufbau zu beiden Seiten des Wassers, mit der wunderbaren Profilirung durch die Kuppeln und Spitzen, und in der einzigen Harmonie der Farben beruht, sowie in der unvergleichlichen Abtönung des Bunten mit dem dazwischengesprenkelten Tiefgrün der Cypressen und dem blendenden Weiß der Marmorbauten aus neuerer Zeit, wird noch verstärkt durch die zum Theil sehr imposanten öffentlichen Gebäude und durch die zauberhaften Marmorpaläste, die in der Tiefe an den Wassern des Goldenen Horns und des Bosporus liegen.

Von jedem dieser so schön und märchenhaft wirkenden Prachtbauten weiß die Geschichte oder die Sage schaurig geheimnißvolle Geschichten zu erzählen. In einem dieser mit reichstem Schmuck gezierten Prachtgebäude, das so herrlich aus dem grünenden Park hervortritt und sich im blauen Bosporus spiegelt, wird der des Thrones entsetzte Bruder des jetzigen Sultans, der an Säuferwahnsinn leiden soll, gefangen gehalten. Die Absperrung wird mit orientalischer Gründlichkeit durchgeführt. Der unglückliche Insasse hat für die Welt aufgehört zu sein. Ein starkes militairisches Detachement, das da als Wache dient, vereitelt jede Möglichkeit einer Communication mit dem entthronten Herrscher; nach der Seite des Wassers zu sind überdies noch Kanonen aufgepflanzt, die jeden Annäherungsversuch vom Bosporus her mit Erz und Feuer bewillkommnen würden.

Dieser Marmorpalast, Tschiraghan, ist im Stile der sogenannten neutürkischen Renaissance erbaut, mit überladener Ornamentik, überreich an lustigem und erfreulichem Schnörkelwerk, in seinen Verhältnissen und in seiner wunderbaren Lage von geradezu bezaubernder Wirkung. Von der sinnverwirrenden Pracht der inneren Räume erzählt man Wunderdinge.

Dem Tschiraghan-Palaste kommt an malerischer Wirkung nur einer gleich: der Palast Dolma Baghtsche, der durch ein herrliches Gitterwerk vom Bosporus abgeschlossen ist. Auch hier sind die Façaden mit steinernem

krausem Schnörkelwerk ganz überladen, und ein strenger Kunstrichter wird gewiß sehr berechtigte Einwendungen erheben dürfen. Aber diese marmornen Capricen, in denen sich die Stile aller Zeiten und aller Länder neckisch und kosend umschließen, diese Säulenbauten mit ihren reizenden Nischen, mit ihren fein durchbrochenen Galerien, in denen willkürlich Motive des maurischen Stils mit dem hellenischen und der italienischen Renaissance sorglos zusammengewürfelt sind, machen doch einen ganz herrlichen Eindruck. Es sind wahre Märchenschlösser, zu deren Füßen die blauen Wasser rauschen, und die im Sonnenschein blendend weiß von dem blauen Himmel sich loslösen.

Auf der asiatischen Seite wetteifert noch der Palast von Beyler Bey in der Schönheit seiner Wirkung mit den eben genannten beiden Palästen. Der Beyler Bey-Palast, der unserm unglücklichen Kaiser Friedrich zur Zeit, da er als Kronprinz der Gast des Sultans war, zur Residenz überwiesen war, ebenfalls ein weißer Marmorbau in orientalischem Renaissancestil, übertrifft die beiden vorher genannten vielleicht noch durch die vornehme Ruhe und den Geschmack der Stirnseiten. Ob dieser unvergleichlich schön gelegene Prachtbau jetzt benutzt wird, habe ich nicht erfahren können.

Immer wieder wird der Fremde dadurch überrascht, wie selten ihm in Constantinopel genügende Auskunft auf die nächstliegenden Fragen gegeben werden kann. Man nimmt an, daß in diesem oder jenem der Bosporus-Paläste Frauen des Sultans in ihrer seltsamen Abgeschlossenheit ihr Dasein verbringen, aber man weiß es nicht genau. Alles, was die Person des Sultans betrifft, Alles, was seinen Hausstand angeht, ist mehr oder minder geheimnißvoll. Die Wenigen, die vielleicht darum wissen können, werden verlegen und scheu, wenn das Gespräch zufällig diese Fragen streift. Es erscheint unter diesen Verhältnissen beinahe verwunderlich, daß man überhaupt weiß, wo der Sultan residirt.

Das kaiserliche Palais, der Jildis-Kiosk, liegt am östlichsten Ende von Constantinopel, oberhalb des Tschiraghan-Palastes, von dem es durch einen dichten, schattigen Park getrennt ist. In diesem Parke liegen auch verschiedene Harems, in denen die dem gegenwärtigen Herrscher nächststehenden Frauen, also seine Mutter und das bevorzugteste seiner Weiber, ihr fürstlich eingerichtetes Hauswesen haben. Selbstverständlich wird der Park von Jildis mit seinen Geheimnissen den Blicken der Profanen entzogen. Auch die hohen Staatswürdenträger, die Botschafter u. s. w., die vom Sultan im Kiosk empfangen werden, bekommen davon nicht mehr als gerade nöthig zu sehen, also wohl nur die Wege, die zum Kiosk führen, und die Empfangsräume. Hier verbringt der Großherr seine wenig beneidenswerthen Tage, ein in Herrlichkeiten lebendig Begrabener, ein Gefangener in goldflunkelndem Käfig. Die fröhliche Auffassung des Studentenliedes:

„Der Sultan lebt in Saus und Braus,
Er wohnt in einem großen Haus
Voll wunderschöner Mägdelein.
Ich möchte doch auch Sultan sein . . .“

mit der lustigen Gegenstrophe:

„Doch nein, er ist ein armer Mann,
Er lebt nach seinem Alkoran,
Er trinkt nie einen Tropfen Wein.
Ich möchte doch nicht Sultan sein!“

erweist sich als recht wenig zutreffend. Ach, wenn es sich nur um das Verbot des Weines handelte! Aber der unglückliche Mann hat wahrhafte Höllenqualen zu erdulden. Von der beständigen Todesfurcht gefoltert, Allen mißtrauend, ohne eine einzige heitere Stunde, in seinem eigenen Palaste zitternd, und bangend, wenn er genöthigt ist, mit der Außenwelt in Berührung zu treten, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht ängstlich bewacht und doch nicht geschützt — so lebt dieser gefürstete Jammermann inmitten des berauschenden Luxus unter dem herrlichsten Himmel, in den kostbarsten Gemächern, von aller Pracht und Herrlichkeit der Welt umgeben, als der Elendeste aller Sterblichen. Widerwillig wird er allwöchentlich regelmäßig einmal, und außerdem noch einigemal im Jahre bei besonders hohen Festtagen, aus seinem prächtigen Versteck aufgescheucht. An jedem Freitag ist das sogenannte Selamlik, der Kirchgang, der Tag, an dem der Sultan die Moskeen besucht. Es versteht sich, daß er es nicht gewagt hat, eine der schon vorhandenen Moskeen zu benutzen; er hat sich vielmehr eine besondere Moskee in Jildis bauen lassen, in unmittelbarer Nähe seines Wohnsitzes.

Die Absperrungsmaßregeln, die an diesem Tage getroffen werden, haben zugleich etwas Tieftrauriges und Lächerliches. Um ihn, den einen Mann, die paar Schritt von seiner Wohnung bis zur Moskee gefahrlos machen zu lassen — natürlich im Wagen, der gewöhnlich sogar geschlossen ist, und um den so und soviele Reisigen zu Roß mit blitzendem Schwert umherschwirren —, werden ein paar Regimenter auf die Beine gebracht! Das ganze Stadtviertel wird abgeschnitten. Da dies die einzige Möglichkeit ist, den Sultan zu sehen, so versäumt kein Fremder die Gelegenheit, sich den Zutritt zu dem am Eingang des Jildis-Parkes, der Moskee gegenüber liegenden Häuschen zu verschaffen. Große Schwierigkeiten macht das nicht. Die Vertreter der fremden Mächte geben ihren Staatsangehörigen mit großer Bereitwilligkeit Empfehlungen, und diese werden von den in der Form so verbindlichen und zuvorkommenden türkischen Behörden in artigster Weise berücksichtigt.

Schon zu früher Stunde entwickelt sich an jedem Freitag um das Stadtviertel von Jildis herum ein reges militairisches Leben. Bis zum letzten Augenblicke wird es geheim gehalten, ob der Sultan in die kleine

von ihm selbst erbaute Moskee fährt oder in der tiefer gelegenen Beschiktasch-Moskee seine Andacht verrichten wird — Alles aus Furcht vor Attentaten. Alle Wege und Stege, die zu den beiden Moskeen führen, wimmeln von Polizisten und Truppen. In den Vormittagsstunden werden alle Straßen dieses östlichsten Theils von Constantinopel wie ein bedenklicher Weg in Feindesland vollkommen militairisch besetzt. Damit diese Leibwache in großartigstem Stile und von unerhörtem Umfange ihre wahre Bestimmung nicht allzu aufdringlich erkennen lasse, ist mit dem Kirchgang eine regelmäßige Truppenbesichtigung verbunden. Das militairische Aufgebot wird also unter dem Vorwande einer Wochenparade gestellt.

Wir durchfahren die engen Straßen, auf deren beiden Seiten Soldaten aller Waffengattungen ein dichtes Spalier bilden. Unser Wagen wird einigemal angehalten, aber wir gelangen doch ohne ernsthafte Behelligung schließlich an unser Ziel. Wir treten in den vergitterten, geheimnißvollen Jildis-Park ein. Zu unserer Rechten sehen wir die hübsche, saubere kleine Moskee, die der gegenwärtige Sultan Abdul Hamid zu seinem Privatgebrauche errichtet hat — einen geschmackvollen Kuppelbau mit nur einem Minareh. Zur Linken befindet sich das kleine Dienstgebäude, dessen im ersten Stockwerk gelegene Räume den von ihren Vertretern empfohlenen Fremden zur Besichtigung des Schauspiels vom Sultan zur Verfügung gestellt werden. Wir sind die Gäste des Monarchen; man bietet uns Erfrischungen und Cigaretten an. Die Fenster stehen ganz offen, und wir haben von da einen sehr guten Ueberblick über den gesammten Schauplatz.

Der Platz vor dem Gitter zum Parke, über den wir eben gekommen sind, ist von türkischen Reitern abgesperrt. Da halten nur die Wagen, die die Fremden hierhergeführt haben. Hinter den Reitern wogen die dichten Haufen der Bevölkerung, die allerdings von dem späteren Aufmarsch der Truppen genug sehen werden, aber vom Zuge des Sultans so gut wie nichts. Auf dem Platze vor unserm Hause stehen nur wenige Soldaten. Gerade vor uns ist das Gitter, das den Vorplatz zur Moskee absperrt. Hier plaudern jetzt noch die höheren Offiziere, die Paschas und hohen Würdenträger, während sich um die Moskee selbst herum einige der unteren Hofbeamten und Diener mit den Vorbereitungen zu schaffen machen.

Wir sehen, wie über die weiße Marmortreppe, die zu einer kleinen Thür hinaufführt — das ist der Eingang, den der Sultan benutzt —, ein prachtvoller Teppich gebreitet wird. Nachdem der Raum vor der Moskee auf das Allergründlichste und Sorgfältigste gereinigt worden ist, so daß keine Unebenheit, kein Steinchen, kein abgefallenes Blatt zu sehen ist, wird der Teppich mit unglaublicher Sorgfalt gereinigt und gebürstet. Der Islam schreibt diese bis ins Kindische getriebene Säuberung vor. Wenn wir uns den heillosen Zustand der Straßen von Constantinopel in diesem Augenblick vergegenwärtigen, an diese Schmutz- und Kehrichthaufen denken, die uns überall den Weg versperren, und sehen, wie hier der Platz unter freiem

Himmel und der Teppich mit einer Aufmerksamkeit und Genauigkeit gereinigt werden, die eine holländische Putzstube beschämen könnte, dann wird es uns schwer, ein Lächeln über diese tollen Widersprüche zu unterdrücken.

In der Mittagsstunde beginnt nun der Aufmarsch der Truppen. In ihrem Paradeanzuge, der zu dem gewöhnlichen schmutzigen und zerlumpten Dienstanzuge wieder den ergötzlichsten Gegensatz bildet, sind die Soldaten kaum zu erkennen. Einer der bekanntesten deutschen Paschas, dem gegenüber ich meine Verwunderung darüber aussprach, wie man dieselben Soldaten, die doch, nach der Parade zu schließen, wissen müßten, was Sauberkeit im Dienste heißt, in ihren bestaubten, fleckigen, schlecht oder gar nicht geflickten Uniformen, wie ich sie in der Provinz gesehen, herumlaufen lassen könne, sagte mir: „Die zerlumpten und im Aeußern so vernachlässigten Truppen sind mir lieber als diese Paradesoldaten.“ Uebrigens ist die Garnison von Constantinopel für die Parade vortrefflich eingedrillt. Die Leute marschiren im Allgemeinen stramm und gut. Man darf natürlich nicht an einen preußischen Parademarsch denken, aber sie halten sich doch gut, gehen leicht und sicher und machen einen besseren Eindruck, als z. B. die französischen Soldaten bei der Revue. Am günstigsten wirken die Marineinfanteristen, die sich auch im letzten Feldzuge besonders ausgezeichnet hatten, und deren Fahne vom Sultan mit dem Großkreuze seines Ordens decorirt worden ist. Es sind schöne kräftige Männer. Die Uniformen der Marine haben unter allen Völkern ein große Aehnlichkeit mit einander, und auch die der türkischen Marineinfanteristen erinnert an die vorbildlich gewordene englische Marineuniform. Das Fez, das alle türkischen Soldaten gleichmäßig tragen, also auch die Marinesoldaten, wirkt hier besonders eigenthümlich.

Die schwarze Garde der Zuaven hat um das Fez einen dunkelgrünen Turban geschlungen. Mit ihren kurzen rothen Jacken, den weiten bauschigen Kniehosen und den Gamaschen haben diese Zuaven, die zum größten Theil aus Schwarzen bestehen — die Offiziere sind, wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, ohne Ausnahme Neger —, die kleidsame orientalische Tracht am reinsten bewahrt. Vier hochgeschossene schwarze Sappeurs, die anstatt des Säbels das Beil tragen, schreiten der Truppenabtheilung voran. Die Garde zeichnet sich durch besondere Straffheit im Parademarsch aus. Die Leute marschiren tadellos. Aber sie sind vor Allem Schautruppen; die viel unansehnlicheren Truppen der Linie werden von Kennern in Bezug auf ihre Feldtüchtigkeit viel höher gestellt.

Von allen Waffengattungen, also Infanterie, Artillerie zu Fuß, Marine und Cavallerie, ziehen starke Abtheilungen auf. Die Musik sondert sich von den einzelnen Abtheilungen ab und nimmt ihre Aufstellung auf einem Hügel, gegenüber der sehr malerisch gelegenen Moskee von Jildis.

Man hat dieser Moskee eine eigens für das militairische Schauspiel bestimmte Umgebung geschaffen. Der Boden baut sich terrassenartig in

verſchiedenen Abſtufungen der Moskee gegenüber oberhalb des für die Muſik beſtimmten Hügels auf. Auf dieſen verſchiedenen Terraſſenabſätzen gruppiren ſich nun wie in einem Opernaufzuge die zur Parade befohlenen Truppen.

Kurze Zeit nachdem dieſe maleriſche Aufſtellung vollendet iſt, entſteht eine gewiſſe Bewegung. Nun iſt das ganze Terrain von Truppen abgeſperrt. Auf dem Vorhofe zur Moskee, rechts am Eingange des Gitters, haben die Würdenträger, die Miniſter und Paſchas in ihren goldüberladenen reichen Uniformen Aufſtellung genommen. Plötzlich ſchmettert die Muſik los, und man vernimmt aus der Ferne, immer näher und näher kommend, ſcharf rhythmiſch eingeübte Hochrufe auf den Padiſchah.

Gleichzeitig wird oben auf der Galerie des Minarehs der Muezzin, der Aufrufer zum Gebet, ſichtbar, und wir hören nun ſeine eigenthümliche, ein wenig meckernde, aber wohllautende Stimme, die ſehr ſtark anklingt und in den ſonderbaren Rhythmen des Orients mit reichlichen Triolen die Gläubigen zum Gebete lockt. Sein heller ſtarker Ruf wird bisweilen gedeckt von dem muſikaliſchen Jubel da unten und von dem brauſenden Hoch, das ſich von weit her mit dem Wagen des Sultans nähert. Aber in den kurzen Pauſen, die entſtehen, vernimmt man immer wieder und wieder des Muezzin hohe, ſtarke, meckernde Stimme und den eigenthümlichen Geſang. Dieſer Ruf zum Gebet, der bald von dem martialiſchen Lärm übertönt wird, bald wieder deutlich vernehmbar erklingt, macht einen ganz wunderſamen und ſtarken Eindruck. Ich wundere mich, daß dieſe außerordentliche muſikaliſche Wirkung noch nicht künſtlerich nachgebildet worden iſt. Dieſe eine Tenorſtimme von der Höhe des Minarehs herab, in vollſtändiger Selbſtſtändigkeit des Geſanges, in einer andern Tonart als die rauſchende Inſtrumentalmuſik in der Tiefe — es hat etwas merkwürdig Feierliches und Ergreifendes.

Schmetternde Trompetenſignale verkünden den nahenden Zug des Sultans. In mäßigem Tempo, in halb offenem Wagen, von ſchönen feurigen Roſſen gezogen, fährt der Sultan vor. Um den Wagen tummeln ſich die Beamten des Hofſtaats in überreichen, prachtvollen, goldüberladenen Uniformen und Livreen: die Kutſcher mit den rothen Sammetjacken, von Gold ſtarrend, daneben die Stallknechte in blauer Sammetjacke mit zahlloſen goldenen Knöpfen und reichſten Goldſtickereien, die auch an den blauen bauſchigen Hoſen und den Gamaſchen in Ueberfülle wiederkehren. Der Sultan in einfachem ſchwarzem, bis oben zugeknöpftem Rock ohne alle Stickerei, das Haupt mit dem Fez bedeckt, wirkt in all dieſer Pracht, in dieſem Schimmer der prächtigſten Farben, in dieſem Gefunkel von Gold und Silber merkwürdig anſpruchslos. Immer wiederholt ſich der ſcharf cadencirte Ruf: „Es lebe der Padiſchah!“ Alle Häupter neigen ſich tief, während er vorüberfährt. Die hohen Staatsbeamten, Miniſter und Paſchas, die ihn am Gitterthor zum Vorhof der Moskee erwarten, ſtoßen denſelben Ruf aus und grüßen in der uns ſo ſeltſam berührenden orientaliſchen

Art: mit tiefſter Neigung des Kopfes, während ſie mit der rechten Hand faſt den Erdboden berühren, ſie dann an die Stirn führen und endlich langſam herabgleiten laſſen. Man weiß, daß dieſer Gruß ſymboliſch heißen ſoll: „Ich nehme den Staub von Deinen Füßen, führe ihn an Stirn, Mund und Herz.“

In wenigen Secunden iſt der Weg über den kleinen Vorhof zurückgelegt, der Wagen hält, der Sultan ſteigt aus und ſchreitet über die mit Teppichen belegte Treppe zur Moskee hinauf. Alles in Allem haben wir etwa fünfundzwanzig bis dreißig Secunden das Vergnügen gehabt, den Sultan von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen.

Nachdem der Sultan durch die enge Pforte in die Moskee eingetreten iſt, merken wir, daß noch zwei andere Wagen ihm gefolgt ſind. Von dieſen werden jetzt die Pferde ausgeſpannt, und neben den Thüren der Wagen ſtellen ſich Eunuchen auf. Wir erfahren, daß ſich in dieſem Wagen die Damen des Sultans befinden, ſeine Mutter, ſeine Frau oder Frauen, ſeine Töchter — wenn er Töchter hat, wir wiſſen es nicht —, die den Großherrn zur Moskee begleiten, aber nicht eintreten dürfen, und deren Tugend wie zu jeder Stunde, ſo auch jetzt von den Eunuchen gehütet wird. Zur größeren Sicherheit läßt man auch die Pferde ausſpannen, damit die Damen nicht etwa einen Fluchtverſuch unternehmen.

Der Rufer zum Gebet, der zunächſt nach Mekka hin und dann nach den andern Himmelsgegenden ſeine Aufforderung hat erklingen laſſen, iſt von der Galerie verſchwunden. Der Gottesdienſt währt nicht lange, etwa zwanzig Minuten. Nun öffnet ſich ein Fenſter der Moskee, das dem kleinen Hügel und den Terraſſen gerade gegenüber liegt; das iſt das Zeichen, daß jetzt der Sultan am Fenſter Platz genommen hat, und der Vorübermarſch der Truppen beginnt. In derſelben Ordnung, wie ſie vorher ihre Aufſtellung genommen haben, ziehen ſie jetzt vor dem Padiſchah vorüber und ſalutiren, ſobald ſie in die Nähe des Fenſters kommen. Die Muſik ſpielt während der ganzen Zeit denſelben Marſch. Es iſt ein hübſches militairiſches Schauſpiel, aber doch nichts Außergewöhnliches.

Nachdem es beendet iſt, verläßt der Sultan die Moskee, beſteigt einen andern Wagen, eine leichte Kaleſche, und ergreift ſelbſt die Zügel der Pferde. Wieder umgiebt ihn die goldſtrahlende Escorte, und nun geht es in ziemlich ſcharfem Trabe nach dem Kiosk zurück. Inzwiſchen ſind die Pferde an den beiden Wagen, in denen die Damen ſitzen, wieder angeſchirrt und dieſe folgen dem Sultan. Jetzt durchbricht eine wilde Schaar von Bettlern und Krüppeln den mititairiſchen Cordon, und Alles ſtürzt den Wagen der Damen nach. Dieſe, natürlich in dichteſter Verhüllung, werfen aus den offenen Wagenfenſtern kleine Kupfer- und Silbermünzen, und ein allgemeines Gebalge bezeichnet den Weg, den die anmuthigen Wohlthäterinnen genommen haben.

Das iſt das Selamlik, das die einzige Stunde der Woche, in der

der Sultan aus der geheimnißvollen Weltabgeschiedenheit des Jildis-Palastes heraustritt, um sich den Priestern seines Glaubens, seinen Soldaten und in angemessener Entfernung den Fremden und einigen wenigen besonders begünstigten seiner Unterthanen zu zeigen.

X.

Heilige und profane Stätten.

Nächtlicher Gottesdienst in der Agha Sofia. — Das Innere. — Die Veränderungen. — Der große Bazar. — Ein Geschäft mit Isaak.

Die Geheimthuerei war in früheren Zeiten noch viel stärker. Namentlich war es ehedem für Andersgläubige eine Unmöglichkeit, die dem Dienste des Islam geweihten Stätten zu betreten. In dieser Beziehung ist man jetzt viel duldsamer geworden. Da ich während des Ramazan in Constantinopel war und in diesem heiligen Monat in allen Moskeen, deren Galerien am Abend mit einem leuchtenden Kranze von Lämpchen geschmückt werden und auf deren Höhen oft ebenfalls in Lampions heilige Schriftzeichen in die Nacht strahlen, allnächtlich Gebete zu Allah und dem Propheten gesandt werden, so war es für mich von großem Interesse, die schönste aller Moskeen, die Agha Sofia, während eines solchen nächtlichen Gottesdienstes zu besuchen. Die Sache machte sich ohne alle Schwierigkeit, es war eine einfache Frage des Trinkgelds. Der Dragoman ließ unsern Wagen an einer kleinen Seitenthür vorfahren. Der verständnißvolle Wächter, dem die seinen Erwartungen entsprechende Summe in die Hand gedrückt wurde, ließ uns ohne Weiteres ein und geleitete uns auf einer spärlich beleuchteten breiten Treppe zu der sehr hochgelegenen obersten Galerie hinauf, die jetzt keinem andern Zweck zu dienen schien, als den Fremden die Besichtigung der Sofia bei Beleuchtung und der Gläubigen in ihren andächtigen Uebungen zu gewähren.

Man hatte mir gesagt, daß die Moslem die Fremden in ihren Moskeen sehr ungern sehen, und daß sich diese vor einer jeden Störung sorglich zu hüten hätten. Es hätte dieser Mahnung gar nicht bedurft, um meinen Begleiter und mich zur äußersten Vorsicht und Discretion zu bestimmen. Aber thatsächlich erwiesen sich diese wohlgemeinten Verhaltungsmaßregeln als recht überflüssig. Es ging da oben auf der Galerie während des Gottesdienstes gerade so gemüthlich und zwanglos zu, wie in den italienischen Kirchen. Man verlangte von uns nicht einmal die gebotene Fußreinigung. Während wir uns mit äußerster Vorsicht auf den Fußspitzen in den heiligen Raum bewegten, traten unser rechtgläubiger Dragoman und der Tempeldiener so fest auf und mäßigten ihre Stimme so wenig, daß wir dadurch in Verlegenheit geriethen und unsern Dragoman bitten mußten, sich etwas ruhiger zu verhalten.

Der gewaltige und imposante Raum machte in der wundervollen

goldigen Beleuchtung von tausenden von Lampen einen ganz herrlichen, ergreifenden, weihevollen Eindruck. Einen tieferen habe ich von keinem Gotteshause empfangen. Von der Galerie fällt unser Blick zunächst auf das mächtige Schiff, über dessen Mitte sich die großartige Kuppel wölbt, deren unterer Kranz von einer großen Anzahl, ich glaube vierzig oder fünfzig, gewölbten Fenstern gebildet wird. Die halbkreisförmige Apsis, die zwischen zwei großen Nischen nach dem Osten zu den Bau abschließt, ist, wie alle Theile dieses unvergleichlichen Bauwerks, gewölbt. Die Seitenschiffe, die sich rechts und links an das Hauptschiff anschmiegen, sind von diesem durch mächtige Säulen aus edelstem Marmor geschieden. Die Kapitäle dieser Säulen sind in reichster byzantinischer Ornamentik, ebenso wie die Bogen, die sie tragen. Die acht Hauptsäulen, je vier zur Rechten und zur Linken des Hauptschiffes, sind aus dunkelgrünem Marmor gefertigt, und aus demselben Material auch die zwölf kleineren Säulen des oberen Geschosses, je sechs auf jeder Seite. In dem ganzen Raum befinden sich über hundert Säulen aus Marmor oder Porphyr. Die kleineren, welche am Rande der oberen Galerie zwischen den mächtigen Pfeilern aufgestellt sind, hat man zu Kandelabern verwerthet.

Aber nicht das Einzelne, das den Fachmann begeistern mag, das Ganze ist es, das die Sinne des Laien mit Macht gefangen nimmt und überwältigt: diese Vereinigung von riesigen Wölbungen in wunderbarster Gliederung, diese Schönheit und Großheit in den Verhältnissen! Man fühlt sich von dieser Majestät zunächst wie erdrückt, bald aber von der vornehmen Ehrwürdigkeit wieder aufgerichtet und erhoben. Wenn diese Kirche, das edelste und stolzeste Denkmal der byzantinischen Kunst, der, wie Salzenberg sagt, an Kühnheit der Wölbungen, an Wirkung, an Pracht des Innern kein Bauwerk ähnlicher Art vor und nach ihm gleicht, am Tage beim Spiel der Lichter, die durch die zahllosen Fenster in unbeschreiblichem Reize in das Innere hineinfluthen, den Beschauer magisch berückt, so wirkt sie bei der sanften, milden, einheitlichen künstlichen Beleuchtung in der Nacht vielleicht noch feierlicher.

Die herrlichen Mosaiken, mit denen die Kuppel ausgelegt ist, figürliche Darstellungen auf Goldgrund, sind, da der Islam die Abbildung alles Figürlichen in den Moskeen verbietet, übertüncht. Hie und da hat sich die Kalkschicht gelockert, und man erkennt noch einige Figuren, so die Flügel der Engel in den Zwickeln der Hauptkuppel. Die Figuren selbst sind mit einer rohen Ornamentik überstrichen. Der Hauptschmuck des Innern ist auf diese Weise zerstört worden. Ich gab natürlich gelegentlich, wie jeder Fremde, meiner Entrüstung über diese vandalische Verunstaltung einen sehr energischen Ausdruck. Ein gebildeter Archäologe widersprach mir indessen. Er erinnerte mich daran, daß gerade die christlichen Kreuzfahrer mit den schönen Denkmälern des heidnischen Alterthums in ihrem Glaubensfanatismus ganz anders umgesprungen, und daß die von diesen angerichteten

Schäden für die Welt unersetzliche Verluste geworden wären. Die Türken seien im Gegentheil im Allgemeinen sehr schonend mit den ihrem Glauben entgegenstehenden Kunstwerken verfahren; sie hätten die Mosaiken nicht zerstört, sondern nur übertüncht. Unter der Kalkschicht, die sie jetzt bedecke, seien viele sicherlich noch bis zur Stunde in vortrefflichem Zustande, und sie würden dereinst, wenn sie von dieser häßlichen Umhüllung befreit sein würden, zu neuer ungeahnter Herrlichkeit erstehen.

Ich hütete mich natürlich, dieser Autorität zu widersprechen, obwohl meine bescheidenen Erfahrungen nicht im völligen Einklange mit dem Ausspruche des gelehrten Archäologen standen. Als ich nämlich oben auf der Galerie der Sofia war, trat einer der Moskeendiener an mich heran und reichte mir eine ganze Hand voll Mosaikstückchen in allen Farben, goldene und bunte. Ich wußte gar nicht, was der Mann damit wollte. Da erklärte mir denn der Dragoman, daß mir diese kleinen Würfel zur Erinnerung an meinen Besuch der Sofia angeboten würden, und daß der Mann ein Trinkgeld erwarte. Ich nahm die Stückchen, die ich jetzt noch besitze, kleine viereckige, durchsichtige Mosaikbrocken, und da er mit dem Trinkgeld, das ich ihm gab, sehr zufrieden zu sein schien, kam er nach einigen Minuten wieder, hatte wieder die Hand voll und bot auch einem Andern dasselbe sinnige Erinnerungszeichen an. Das Geschäft ging gut, Jedermann nahm von diesen Mosaikwürfelchen. Und es reizte nun meine Neugier, zu sehen, wie sich der Mann diese kleinen Dinger verschaffte. Ich ging ihm nach. Die Sache war sehr einfach: er trat an eine der Wölbungen heran und polkte sie los. Er hatte auf diese Weise in gewinnsüchtiger Zerstörung schon eine sehr große Fläche des Mosaikschmuckes völlig entkleidet. Wenn dieser biedere Hüter des Tempels seines Amtes noch lange waltet, so wird bald ein ganzes Gewölbe der oberen Galerie seines ehrwürdigen Schmuckes beraubt sein.

Die für den muhamedanischen Gottesdienst im Innern der Agha Sofia vorgenommenen Einrichtungen nehmen sich in der gewaltigen Größe des Baues ganz erbärmlich kleinlich und kümmerlich aus. Der einzige „Schmuck", den die Moslem in der Sofia angebracht haben, ist von äußerster Häßlichkeit und Geschmacklosigkeit: im Obergeschoß hat man an den Pfeilern acht große runde Schilder befestigt, dunkelgrün, mit goldenen arabischen Buchstaben, die Koransprüche enthalten. Diese Präsentirteller sehen in ihren schreienden Farben niederträchtig aus und fallen durch ihre Plumpheit und Roheit durchaus aus der feierlich würdigen Stimmung des Ganzen.

Die Muhamedaner wenden sich, wie man weiß, bei ihren Gebeten in der Richtung nach Mekka zu. Die christlichen Erbauer der Agha Sofia haben sich natürlich um Mekka nicht gekümmert, und bei der Umgestaltung der christlichen Kirche zum muhamedanischen Gotteshaus hat man nun die ganze innere Einrichtung für den Dienst des Islam in einen häßlichen Widerspruch zur architektonischen Anlage der altchristlichen Kirche bringen

müssen. Der Altar, welcher auf Mekka zugewandt ist, der sogenannte Mihrab hat schief gestellt werden müssen und steht nun nicht mehr genau in der Mitte der Apsis. Alle Strohmatten und Gebetteppiche im Schiff sind in paralleler Richtung mit dieser Mihrab, also schief gelegt. Es sieht verwunderlich und unschön aus. An der Seitennische links von der Apsis befindet sich die Loge des Sultans, ein von schlanken Säulen getragener, überdachter und mit einem sonnenartigen Schmuck gekrönter Bau, der durch ein dichtes, reiches, arabeskenartiges goldenes Gitterwerk abgeschlossen ist. Gegenüber, an dem Hauptpfeiler rechts von der Apsis, führt eine schmale steile Treppe zu der in einen hohen spitzen Thurm auslaufenden Kanzel hinauf. Im Hauptschiff sind an den Pfeilern noch einige ebenfalls von Säulen getragene Tribünen, auf denen sich während des Gottesdienstes die Softas und Geistlichen versammeln, die die Gebete ausrufen und die Sprüche aus dem Koran verlesen. In der Nacht, in der ich die Agha Sofia besuchte, waren alle Tribünen vollbesetzt. In schrägen Reihen, dicht nebeneinander, hockten auf den Strohmatten und Teppichen die Gläubigen, die den gewaltigen Raum des Mittelschiffes vollkommen füllten. Aus der Tiefe erklang eine merkwürdige Stimme in für mich unverständlichen Lauten, ein seltsam feierlicher Singsang, wieder mit jenem gurgelnden zitternden Beiklang, wie ich ihn schon von dem Muezzin beim Selamlik gehört hatte. Während diese Stimme ertönte, führten die Gläubigen im Schiffe der Kirche und die Theologen auf den Tribünen mit ganz erstaunlicher Präcision gleichzeitige Bewegungen aus. Wohleinexercirte Truppen hätten es nicht genauer machen können. Bald streckten sie die Hände, mit den Handflächen nach oben, von sich, bald kreuzten sie die Arme über der Brust, bald bogen sie den Oberkörper nach vorn, bald duckten sie sich ganz nieder, so daß ihre Stirn den Boden berührte. Und bei jeder dieser, von vielen Hunderten, vielleicht von Tausenden gleichzeitig ausgeführten Bewegungen entstand naturgemäß ein seltsames Rauschen, das durch die hohen Wölbungen hallte. Im ersten Augenblick kamen mir diese Aeußerlichkeiten recht weltlich vor, wie eine Art schwedischer Heilgymnastik, aber nachdem ich nur wenige Minuten von der Höhe herab die Betenden in ihren eigenthümlichen Stellungen und Beugungen betrachtet hatte, erschien mir diese Art, seinem Gott zu dienen, nicht befremdlicher als jede andere. Der tiefe Ernst und die Andacht, mit denen die Muhamedaner ihren frommen Uebungen oblagen, machte einen feierlichen Eindruck.

An die Agha Sofia sind, wie auch an die andern Moskeen, verschiedene Mausoleen angebaut, die sogenannten Turben, die Grabstätten der Sultane und der Sultaninnen, — Kuppelbauten, die mitunter mit köstlichen Fayencen bedeckt sind, und in denen die in der Form nicht gerade schönen, hundehüttenartigen Katafalke, die mit den herrlichsten und prächtigsten Teppichen bedeckt sind, stehen. Am Kopfende befinden sich auf einer runden Stange zur Kennzeichnung der männlichen Todten große Turbane.

Wie ich einen wenn auch nur flüchtigen Einblick in das kirchliche Treiben gewonnen hatte, so reizte es mich natürlich auch, das weltlichste kennen zu lernen; und ich muß sagen, die Stunden, die ich im Bazar verbracht habe, gehören mit zu den interessantesten meines Aufenthalts in Constantinopel.

Ich habe mir oft den Kopf zerbrochen, woher die Käufer alle kommen sollen, um den Ansprüchen der Verkäufer im Orient zu genügen. In jedem Hause der belebteren Verkehrswege sind so und soviel Läden; alle Straßen werden von ambulanten Verkäufern vom frühen Morgen bis zum späten Abend durchzogen. Man sollte meinen, daß damit jeder Bedarf schon genügend gedeckt sein müsse. Aber zu all dem kommt noch eine eigene mächtige Verkaufs- und Ladenstadt, der Bazar. Der große Bazar in Constantinopel zählt sechsunddreißig Straßen und hat neun verschiedene Eingänge. Es ist ein Labyrinth, in dem sich kein Mensch ohne Führer zurechtfindet. Diese ganze Verkaufsstadt ist überwölbt. Das Licht fällt von oben durch kleine Kuppeln ein, — ein gedämpftes, halb graues, aber nicht unangenehmes Licht. Der Bazar ist nur während der Tagesstunden geöffnet. Laden reiht sich an Laden. Es sind nur Verkaufsläden, die Verkäufer wohnen nicht dort. Es sind Gewölbe und Lauben, wie sie sich auch bei uns noch in einigen alten Städten erhalten haben.

„. . . Nach dem Bazar sollt Ihr mich anjetzt
Begleiten, wo die Mohren zum Verkauf
Ausstellen, was das Morgenland erzeugt
An edelm Stoff und feinem Kunstgebild."

Es sind nicht nur Mohren, es sind vielmehr hauptsächlich die Juden des Orients, die da ihre Waaren feilhalten. Und was verkaufen sie! Alles, aber auch Alles! Das Nothwendige und das Entbehrliche, die erbärmlichste Schleuderwaare und die auserlesensten Kunstwerke, die Erzeugnisse der Wildheit und der höchsten Cultur aus alter und neuer Zeit — Alles, Alles!

Der Freund, der mich begleitete, ein Ingenieur, der seit langen Jahren in Constantinopel ansässig ist, war ein kundiger Führer. Nachdem ich eine Viertelstunde mit ihm durch die verschiedenen Verkaufsstraßen gegangen war, fühlte ich mich wie in einem Taumel. Es schwirrte mir vor den Augen. Alles schien mir so neu, so befremdlich! Ich wandelte durch die engen Gassen im Dämmerlichte wie im Traum. Wo immer wir unsere Schritte verlangsamten oder stehen blieben, um uns dies oder das etwas genauer anzusehen, überall hatten wir sofort um uns zwei, drei dienstfertige Verkäufer, die die Herrlichkeit ihrer Waaren und deren Preiswürdigkeit rühmten und uns mit den verlockendsten Worten und unter der beständigen Zusicherung, daß wir nichts zu kaufen brauchten, dringend einluden, näher zu treten. Sie ließen sich auch durch unsere bestimmtesten

Versicherungen, daß wir nichts kaufen wollten, nicht beruhigen; und wenn wir weiter gingen, so folgten sie uns noch minutenlang und wiederholten immer wieder ihr freundliches, allerdings etwas zudringliches Anerbieten.

Ich hatte für einige Freunde und für mich Einkäufe zu machen: wir hatten also ein bestimmtes Ziel. Wir brauchten etwa zwanzig Minuten, um bis zu dem Gewölbe, das wir suchten, vorzudringen. Mein Freund hatte mich dringend gebeten, mich auf keinen Fall in den Handel, den wir abschließen wollten, einzumischen; er allein werde die Unterhandlungen führen. Diese Mahnung wurde mir erst später verständlich, als ich bei der Erwerbung der einzelnen Waaren merkte, wie jeder Ankauf den Gegenstand eines besonderen Vertrages bildete, eines Vertrages, der übrigens auf den allerschwankendsten Unterlagen beruhte. Von diesem Feilschen macht man sich bei uns gar keine Vorstellung. Man ist in vollkommenster Unsicherheit, ob der Händler für ein Verkaufsobject, das er uns zeigt, fünf oder dreihundert Franken fordern wird. Ob und wie eine Einigung erzielt wird, auch das bleibt bis zum Abschlusse vollkommen fragwürdig. Diese Ungewißheit hat in gewissem Sinne etwas Reizvolles; mich wenigstens haben diese Verhandlungen königlich amüsirt.

Als wir in das Gewölbe eintraten, in dem wirklich alle Schätze des Orients aufgespeichert waren: Teppiche, Decken, Vorhänge, Stickereien und Gewebe aller Art, Waffen, Silberarbeiten, Nippessachen und Curiosen, begrüßte uns der Händler, der schlechtweg Isaak hieß, mit unterwürfiger Freundlichkeit. Meinem Freunde reichte er die Hand und dankte ihm in etwas pathetischer und salbungsvoller Weise in nicht gerade akademischem, aber doch ganz gut verständlichem Französisch für die Ehre des Besuchs. Während der folgenden sehr langwierigen Unterhandlungen, die wohl zwei Stunden in Anspruch nahmen, vielleicht noch mehr, und die den Verkäufer in keiner Weise zu ermüden schienen, bediente sich Isaak fast immer des vertraulichen Du. Es versteht sich, daß er auch von meinem Freunde geduzt wurde. Bevor wir noch einen Wunsch hatten äußern können, sagte uns Isaak:

„Setzt Euch! Wollt Ihr eine Tasse Kaffee, Chocolade oder Limonade trinken?"

Wir entschieden uns für Kaffee. Er bot uns Cigaretten an. Und als wir nun recht gemüthlich in dem kleinen überfüllten Raum saßen, erzählte uns Isaak zunächst allerlei interessante Sachen über seine Familie, klagte über die schlechten Zeiten, über die Niedertracht der Concurrenten, und über die sich immer steigernde Sparsamkeit der Fremden. Mit einem feinen, kaum merklichen Uebergang, ohne irgendwelche Ueberhastung, lenkte er dann das Gespräch auf den eigentlichen Zweck unseres Besuchs.

„Ich bringe Dir einen Freund," sagte mein Begleiter, „der verschiedene Sachen ankaufen will. Aber Du darfst uns nicht betrügen."

Isaak blickte mit seinen treuherzigen braunen Augen lächelnd auf mich und machte eine milde Bewegung der Abwehr.

„Du weißt, ich bin ein guter Kunde," fuhr mein Freund fort, „und ich habe Dir schon für viele Tausende abgekauft."

„Das weiß ich," antwortete Isaak. „Und der Himmel weiß auch, daß ich Dich dafür jeden Abend in meinem Gebete segne. Ich behandle Dich wie einen Freund und Deine Freunde wie meine Freunde. Ich will an Dir nichts verdienen. Jetzt kann man ja überhaupt nichts mehr verdienen. Ich will sogar Schaden erleiden, nur soll er nicht zu groß sein. Du brauchst mit mir gar nicht zu unterhandeln. Wähle Dir, was Du willst, nimm es mit und zahle mir, was Du willst. Du brauchst es auch nicht gleich zu zahlen, ich überlasse es Dir, die Zeit zu bestimmen. Du siehst, einen besseren Verkäufer findest Du nicht. Nun bitte, nimm Dir, was Du willst."

Auf unser Verlangen legte uns Isaak zunächst einige orientalische Stickereien vor

„Was verlangst Du für dieses Handtuch?"

Isaak betrachtete es eine Weile. „Den Fremden verkaufe ich es für fünfzig Franken, Dir gebe ich es für fünfundvierzig."

„Aber Isaak, Du Erzschelm! Ich kenne ja Deine Auszeichnungen! Das ist ja nur mit zwanzig Franken markirt!"

„Aber Herr, wie könnt Ihr das sagen! Soll ich mein Geschäftsbuch vorholen? Hier steht die Nummer, ich werde es Dir zeigen."

Er holte wirklich eine Art Hauptbuch hervor und schlug die Nummer auf. Daneben stand in hebräischen Buchstaben für mich Unverständliches. Mein Freund konnte aber die hebräische Schrift lesen.

„Nun, Du siehst ja, da steht ganz deutlich zwanzig Franken!"

„Zwanzig Franken Einkaufspreis, ja! Aber weißt Du, wie ich zu dem Tuche gekommen bin? Ich habe es einer hungernden alten Frau abgekauft, und jetzt liegt es hier im Magazin seit langen Jahren. Das Tuch kostet heutzutage wenigstens fünfunddreißig Franken im Einkauf. Andere Artikel dagegen sind gesunken. Wie soll ich es nun machen, um das Gleichgewicht herzustellen? Wenn ich zufälligerweise einmal ein gutes Geschäft gemacht habe, soll das jetzt auch ein schlechtes werden? Sei doch billig und gerecht! Für zweiundvierzig Franken will ich Dir das Tuch lassen. Aber jeden Centime, den ich weniger dafür bekomme, raube ich meiner Familie."

„Also gut, ich gebe Dir zweiundzwanzig Franken."

„Gieb mir zweinndzwanzig Franken! Wenn Du es mit Deinem Gewissen vereinbaren kannst, gieb mir zweiundzwanzig Franken! Ich nehme Alles. Du brauchst mir sogar nicht einmal zweiundzwanzig Franken zu geben. Gieb mir zehn Franken, wenn Du willst! Was Du willst! Fünf Franken meinethalben! Aber wenn Du das Tuch siehst, oder wenn Dein

Freund es dereinſt betrachten wird, dann denkt an den armen Iſaak, der durch dieſen Handel ſchwer geſchädigt iſt! Denke an deſſen Frau und Kinder! Aber was kümmern Dich meine Kinder! Wenn Dich Dein Gewiſſen nicht plagt, nun gut, ſo nimm das Tuch. Nimm es umſonſt, ich ſchenke es Dir. Ich will keinen Heller! Du beleidigſt mich, wenn Du mir dafür Geld giebſt. Es iſt mir eine Freude, es Dir zu ſchenken. Willſt Du es aber kaufen, ſo gieb mir fünfunzwanzig Franken, damit ich zum mindeſten für den Zinsverluſt entſchädigt werde."

„Zweiundzwanzig Franken! Behalte es, wenn Du es mir nicht zu dem Preiſe geben willſt."

„So nimm es zu zweiundzwanzig Franken. Aber ich bitte Dich, ſprich nicht darüber, ich will mich vor meinen Concurrenten nicht lächerlich machen. Sage es Niemand. Und auch Du," fügte er zu mir gewandt hinzu, „wenn Du das Tuch nimmſt, und wenn man Dich nach dem Preiſe fragt, ſage fünfzig Franken. Es iſt fünfzig Franken werth, und ich gebe es nur fort, weil ich an Deinem Freunde ſchon früher etwas verdient habe. Heute will ich nichts verdienen. Ich trenne mich mit ſchwerem Herzen von dem Stück. Es iſt mir lieb geworden. Aber bei den ſchlechten Zeiten darf das Herz nicht am Beſitze hangen. Alſo nimm es."

So, in demſelben Tone und unter ganz ähnlichen Bedingungen, wurde wohl über ein Dutzend anderer Gegenſtände und mehr zwiſchen uns verhandelt. Bei jedem einzelnen Gegenſtande wiederholten ſich dieſelben Scherze. Mit allen Eiden beſchwor Iſaak, daß er an jedem der verkauften Gegenſtände erheblichen Schaden erleide, und daß er nur durch die Noth gezwungen werde, dieſe Verkäufe abzuſchließen. Er erzählte uns ſchließlich auch eine Räubergeſchichte über die dringenden Verpflichtungen, die er zu erfüllen habe, und er ergab ſich ſeufzend in alle Gebote meines Freundes. Inzwiſchen ließ uns Iſaak noch einmal Kaffee kommen und bot uns eine Cigarette um die andere an. Als die eingekauften Waaren aufgeſtapelt dalagen, zählte Iſaak die ausbedungenen Preiſe zuſammen. Mein Freund rundete die Summe um zweiunddreißig Franken nach unten ab, um eine gerade Zahl zu bekommen. Iſaak ſeufzte wieder, diesmal feuchteten ſich ſogar ſeine ſchönen dunklen Augen und er ſchwor mir gar, er werde durch meinen hartherzigen Freund ruinirt. Aber damit war mein unerſättlicher Begleiter noch immer nicht zufrieden, er verlangte für mich noch ein „Backſchiſch" eine Zugabe. Stöhnend wie ein ſchwer Verwundeter hob Iſaak beide Hände gen Himmel.

„Aber Iſaak, elender Wicht! Wir kaufen Dir hier für verſchiedene hundert Franken Waare ab, und Du willſt uns nicht einmal etwas zugeben!"

„Suche Dir aus, was Du willſt. Du biſt der Herr, ich bin der Knecht. Ich muß mir ja Alles gefallen laſſen."

„Nein, Isaak, Du selbst sollst uns etwas aussuchen, und zwar etwas Hübsches."

Wiederum seufzte Isaak und sah sich in seinem Gewölbe um. Er schleppte allerhand Kleinigkeiten herbei, und ich entschied mich schließlich für einen damascirten Ladestock. Die Sachen wurden bei Seite gestellt, ich zahlte, und der Handel war abgeschlossen.

Nun änderte der ehrliche Isaak den Ton vollkommen. Nachdem er vorher beim Abschluß des letzten Kaufvertrags in wunderbarem Pathos geklagt hatte: „Als ich Dich mit dem Freunde hier eintreten sah, glaubte ich, dieser Tag würde für mich ein Freudentag sein; nun aber, dank Deiner Unerbittlichkeit ist er für mich der Tag der tiefsten Trauer geworden" — lächelte er jetzt auf einmal wieder sehr vergnügt, wurde heiter und gemüthlich. Wir plauderten noch eine Weile, und endlich sagte mein Freund:

„Nun sage mir, Isaak, aber ganz ehrlich, sprich ausnahmsweise einmal die Wahrheit, — sage mir, was hast Du heute an uns verdient?"

„Verdient?" wiederholte Isaak höchlich erstaunt. „Wie kann man an Dir etwas verdienen! Du willst mich offenbar höhnen. Verloren habe ich, viel verloren!"

„Das weiß ich ja! Aber wieviel hast Du trotz Deiner Verluste doch noch an uns verdient!"

„Auf mein Ehrenwort: kaum fünfundzwanzig Procent," schmunzelte Isaak, der diesmal vielleicht aufrichtig war, — vielleicht auch nicht. Hätten wir die geforderten Summen bezahlt, so hätte ich wenigstens das Dreifache des geleisteten Betrages erlegen müssen, vielleicht noch mehr. Die gekauften Gegenstände waren übrigens wunderschön und nach meinen Begriffen durchaus preiswürdig. Ich denke an den braven Isaak mit den rührenden braunen Augen und an dessen merkwürdige Rhetorik mit wahrhaftem Vergnügen zurück.

(Der Schlußaufsatz „Aus dem Orient" — Scutari, Bosporus und Rumänien — folgt im nächsten Hefte.)

Die Entweichung des Marschalls Bazaine aus dem Gefängniß von St. Marguerite.

Nach den Mittheilungen des Grafen Hérisson

von

Gebhard Zernin.*)

— Darmstadt —

Am 11. August 1874 brachte der Telegraph die Kunde, daß der nach seiner Verurtheilung von dem Kriegsgericht zu Versailles zu 20jähriger Haft auf der Insel Marguerite gefangen gehaltene Marschall Bazaine sich durch die Flucht befreit habe. Wenn auch diese Nachricht kein ganz so großes Aufsehen erregte wie die etwa 6 Jahrzehnte früher gekommene Botschaft von der Entweichung des Kaisers Napoleon von der Insel Elba, so war doch das Interesse, mit welchem sie sowohl in Frankreich wie auch im übrigen Europa aufgenommen wurde, ein sehr lebendiges und nachhaltiges. Besonders hat es Erstaunen erregt, wie es nur möglich war, daß der Gefangene von St. Marguerite sich aus seiner strengen Haft und genauen Ueberwachung zu befreien vermocht hatte.

Auch heute noch herrscht manche Unklarheit über die Einzelheiten der Entweichung des Marschalls. Bekanntlich hat schon im Jahre 1874 der Staatsanwalt von Grasse im Departement der Seealpen vor dem dortigen Zuchtpolizeigericht Anklage gegen den Gefängnißdirector Marchi und vier seiner Unterbeamten, sowie gegen noch vier andere Personen erhoben und die ersten beschuldigt, die Flucht durch Nachlässigkeit erleichtert, die letzten dagegen angeklagt, sie durch persönliche Unterstützung begünstigt zu haben. Doch wurden nur der Neffe der Frau Marschall Bazaine, ein Mexikaner Namens

*) Der Aufsatz war uns eingesandt, noch ehe die Nachricht von dem Tode des Marschalls (23. Septbr. 1888) durch die Zeitungen flog. Red.

Don Alvarez de Rul, und Hauptmann Doineau wegen Hülfeleistung und zwei Gefängnißwärter wegen Unachtsamkeit zu Gefängnißhaft verurtheilt, die Uebrigen dagegen freigesprochen. Die Proceßverhandlung brachte wohl Einzelheiten des Vorgangs bei Bazaines Flucht zu Tage, doch in Bezug auf den genaueren Zusammenhang der Dinge blieb man auch ferner nur auf Vermuthungen angewiesen.

Allerdings hatte man in einem Punkt sofort das Richtige herausgefunden, daß nämlich die Gemahlin des Marschalls die Seele der Maßregeln zu seiner Befreiung gewesen sei und auch die Hauptsachen dabei gethan habe. Oeffentliche Blätter bemächtigten sich des romantischen Falls und versuchten ihn aufzuklären. Hiernach soll die junge kühne Frau schon lange Zeit vor der Entweichung begonnen haben, ihren Gemahl zur Flucht zu überreden, ohne anfangs Erfolg zu finden, da der Marschall in der Hoffnung auf Linderung seiner Haft jeden derartigen Versuch verweigerte. Dann soll dieselbe sich persönlich nach Paris begeben und eine Audienz bei dem damaligen Präsidenten der Republik, dem Marschall Mac Mahon nachgesucht und erlangt haben, um ihn zu Erleichterungen des strengen Gefängniß-Reglements zu veranlassen, jedoch ohne jeden Erfolg. Hierauf hat sie — so wurde weiter berichtet — ihrem Gemahl mitgetheilt, sie sei von dem Ausfall ihrer Audienz „parfaitement“ befriedigt. Dies soll das verabredete Wort gewesen sein, aus welchem Bazaine geschlossen, daß er nichts von Paris zu erhoffen habe (sämmtliche Briefe an den Gefangenen wurden geöffnet!); und nun soll sich auch der Marschall mit dem Gedanken der Flucht befreundet haben.

Ueber die Ausführung der Flucht wurde Folgendes bekannt. Der Marschall, welchem drei Zimmer mit einer kleinen, von einer Mauer umschlossenen Terrasse zum Aufenthalt angewiesen waren, mußte von seinem Salon eine auf beiden Seiten von einer Mauer begrenzte kleine Brücke überschreiten, um auf die Terrasse zu gelangen. Auf einer dieser Seitenmauern stand zwar eine Schildwache, jedoch konnte der Soldat die Brücke nicht übersehen, weil sie mit einem Zeltdach zum Schutze gegen die Sonne überspannt war. Von der Brücke führten einige Stufen zur Terrasse hinunter, auf welcher der Marschall ein Gärtchen angelegt hatte. In diesem entdeckte er eines Tages eine verschüttete Gosse, welche in früheren Zeiten durch das Gestein gebrochen worden war, um dem Regenwasser Ablauf zu verschaffen. Nach und nach gelang es ihm, die Gosse zu räumen. An dem zur Flucht bestimmten und mit seiner Gemahlin durch Briefe in sympathetischer Tinte verabredeten Abende bewog er den Gefängnißdirector Marchi, der ihn sonst stets von der Terrasse in den Salon geleitete, ihn schon am Fuße der zur Brücke führenden Treppe zu verlassen. Die Schildwache hörte ihn die Thür öffnen und schließen; jedoch der Marschall betrat nicht seine Wohnung, sondern sprang über die Mauer, was durch das Zeltdach verdeckt wurde, und gelangte nunmehr, während die Thür von außen durch

einen Wärter verschlossen wurde, glücklich auf die Terrasse und an die Gosse, in welcher er eine Strickleiter verborgen hatte. Nachdem er sie an eine vor der Gosse liegende Eisenstange befestigt und sich selbst mit einem Gürtel, wie ihn die Steiger der Feuerwehr tragen, umgürtet hatte, dessen Haken ihn an den Knoten des Seiles festhalten konnte, ließ er die Strickleiter hinab. Nun begann die Niederfahrt an dem einige 20 Meter hohen Felsen. Ein unten aufleuchtendes Licht zeigte ihm die Stelle, an welcher seine Gattin ihn mit einem Boot erwartete; er selbst antwortete mit einem Streichholz. Vom Sturmwind hin- und hergeworfen, erreichte er das Ende des Seils, sprang hinunter und erreichte schwimmend das Boot. Es gelang dessen Insassen, sich in Sicherheit an das Land zu bringen und über Spaa und Köln nach Belgien zu entkommen. Das spätere Schicksal des Marschalls ist bekannt.

Das hier Mitgetheilte ist so ziemlich das Wichtigste von dem, was früher über die Flucht Bazaines bekannt geworden ist. Seine Gemahlin hat dann noch dem französischen Minister des Innern, Herrn Chabaud-Latour, brieflich gemeldet, daß sie keine französischen Mitschuldigen bei der Befreiung ihres Gemahls gehabt habe. Oberst Villette, welcher bekanntlich Bazaines Gefangenschaft aus freien Stücken theilte, wurde vor Gericht gestellt, jedoch mußte er freigesprochen werden. Man erkannte an, daß die Flucht in sehr geschickter und waghalsiger Art ausgeführt war, und der Hauptruhm ihrer Ausführung mußte der Gemahlin Bazaines gebühren, deren Muth und Aufopferung sich im glänzendsten Licht gezeigt hatte.

Fast 14 Jahre sind seit jenem 11. August 1874 verflossen, und jetzt werden alle Einzelheiten der Flucht an die Oeffentlichkeit gezogen. Ein ehemaliger französischer Ordonnanz-Offizier, der durch frühere Schriften vortheilhaft bekannte Graf Hérisson, ist es, welcher in einer besonderen Rechtfertigungsschrift über den Marschall Bazaine*) auch die genauen Vorgänge bei der Entweichung des Marschalls schildert. Dieselben erscheinen uns von so allgemeinem Interesse, daß wir es unternommen haben, den Abschnitt des Buches, welcher diese Einzelheiten enthält, durch eine möglichst wortgetreue Uebersetzung den Lesern dieses Blattes zugänglich zu machen, wodurch zugleich die bisher verbreiteten nicht ganz genauen Mittheilungen richtig gestellt werden. Für die darin weiter ausgesprochenen Urtheile und Ansichten müssen wir jedoch dem französischen Verfasser die Verantwortung überlassen.

* * *

... Die Todesstrafe war in eine 20jährige Gefängnißstrafe verwandelt worden — das bedeutet so viel als lebenslängliche Einkerkerung, wenn der Verurtheilte 62 Jahre alt ist.

---

*) Ihr genauer Titel ist folgender: „La légende de Metz, par le comte d'Hérisson, Paris 1888, Paul Ollendorf, éditeur." Die Schrift hat bereits große Verbreitung gefunden; uns liegt ein Exemplar der 16. Auflage vor.

Der Marschall wurde nach der Insel St. Marguerite gebracht, auf deren Nordküste sich gegenüber der Spitze von la Croizette das Fort erhebt, welches von Richelieu, der die Insel im Jahre 1637 kaufte, erbaut worden ist. Dieses Fort, welches die Spanier vervollständigten, und das nach Vauban's Plan ausgebessert wurde, ist als Staatsgefängniß durch die Haft der geheimnißvollen Persönlichkeit berühmt geworden, die unter dem Namen „der Mann mit der eisernen Maske" bekannt ist.

Die Gefangenschaft dauerte acht Monate. Der Marschall war seiner Verurtheilung zuvorgekommen, indem er selbst die Richter anrief und seinem Anwalt untersagte, ihn anders als durch Antworten auf die Anklagen zu vertheidigen; er hatte also nicht die Absicht, sich dem Richterspruch zu entziehen, insofern Frankreich einer ordentlichen Regierung unterstellt wäre und man in seiner Person den Vertreter des Gesetzes, dem er sich unterwarf, achten würde.

Nun sind aber in Bezug auf ihn zwei starke Ungehörigkeiten begangen worden.

Erstens heißt es in dem Wortlaut des Gesetzes, daß die Gefängnißschaft in einer Landesfestung gebüßt werden soll.

Das trifft bei St. Marguerite nicht zu, da dies eine Insel ist.

Zweitens: wenn man den Gefangenen nicht unter militärische Obhut, sondern unter eine ganz gewöhnliche Bewachung wie bei Galeren-Sträflingen stellte, so hieß das eine zweite Ungehörigkeit begehen und die Einschließung derjenigen in Strafanstalten gleichstellen.

Dazu kamen nun die Reibungen und Erniedrigungen aller Art, welche nicht allein durch die beständige Gegenwart des Festungsdirectors, sondern besonders auch durch die demselben von Paris ertheilten Befehle veranlaßt wurden.

Ich rede hier nicht von dem übertriebenen Mißtrauen und Aufpassen, wie das bei den Kerkermeistern natürlich ist, sondern von anderen Dingen. So hatte der Director Marchi zum Beispiel den Befehl erhalten, mit seinem Gefangenen nur mit dem Hute auf dem Kopfe zu sprechen. Wenn er ihm zufällig unbedeckten Hauptes begegnete, so trug er dafür Sorge, daß er ja auch seinen Hut aufsetzen konnte, bevor er das Wort an ihn richtete.

Er öffnete alle Briefe, welche dem Marschall zugingen, und hatte ihm die Verpflichtung abgenommen, die von ihm geschriebenen Briefe vorzulegen. Endlich war Herr Marchi so weit gegangen, daß er dem Marschall eines Tages in Gegenwart des Oberst Villette, der aus Ergebenheit gegen seinen früheren Commandeur sich eine freiwillige Haft auferlegt hatte, sagte, er habe an den Minister geschrieben, um ihn zu fragen, ob er nicht seinen Gefangenen mit dem entehrenden Anzuge der Strafgefangenen bekleiden solle.

In dem Herzen des Marschalls hatte sich nach und nach viel Bitterkeit angesammelt, und als die Rede ging, seinen Aufenthaltsort zu ver-

ändern und ihn vielleicht in eine entlegene Festung zu schicken — die also noch weniger einer ordentlichen Aufsicht unterworfen gewesen wäre —, da gab er den dringenden Bitten seiner Gemahlin nach, welche schon vom ersten Tage an nicht aufgehört hatte, Alles daran zu setzen, um ihren Gatten zum Fluchtversuch zu bewegen.

Fräulein Josepha de Pena y Barragan hatte sich im Alter von 18 Jahren in Mexico mit dem Marschall Bazaine vermählt, der damals 54 Jahre alt war.

Ich habe hier kein Urtheil über die Frau Marschall auszusprechen; eine solche Beurtheilung liegt völlig außerhalb des Bereichs meiner Schrift. Allein ich muß nichts desto weniger feststellen, daß sie schön, verführerisch, hingebend, in gewissen Augenblicken mit beinahe männlicher Thatkraft ausgerüstet, im Grunde einen ehrgeizigen Charakter besaß. Ihre Vermählung liefert hierfür übrigens den Beweis. Die Frau Marschall litt bei ihrer Eigenliebe im Herzen an gekränktem Ehrgeiz, als sie sah, daß der Held, mit dem sie sich für das Leben verbunden hatte, nachdem es sie über so viele andere Frauen erhoben hatte, sie zu der erniedrigenden und geächteten Rolle der Gefährtin eines Gefangenen verdammte. Auch war sie entschlossen, ihren Gemahl zu zwingen, koste es, was es wolle, die Flucht zu ergreifen; wobei sie sich vorbehielt, ihn noch auf einem großen Schauplatz der europäischen Politik zu einem Manne von Bedeutung machen zu lassen.

Es hatte auf St. Marguerite schmerzliche Scenen gegeben. Die Frau Marschall wollte die Flucht, ihr Gemahl widersprach ihr; allein wie es bekannt ist, daß in dieser Welt Gott das will, was die Frau will, so gab Bazaine nach einem neuen noch heftigeren Streite als die vorhergegangenen — in welchem die Frau Marschall ihrem Gemahl gedroht hatte, ihn zu verlassen und ihre Kinder mitzunehmen — als der Besiegte nach, und zwar diesmal ohne Kriegsehren dabei erlangt zu haben.

Bevor ich weiter berichte, muß ich anführen, daß einige Tage nach der Entweichung die Frau Marschall, welche mit der Carlisten-Partei in Verbindung stand, Bazaine erklärte, daß es nur von ihm abhinge, Oberbefehlshaber der Truppen von Don Carlos zu werden.

Allein diesmal blieb der Marschall unbeugsam. Er sagte, daß er der damals minderjährigen Königin Isabella 5 Jahre gedient hätte und gegen sie Gefühle von Ergebenheit und ehrfurchtsvoller Dankbarkeit hege; nichts könnte ihn bestimmen, gegen sie zu kämpfen.

Das mußte für die Frau Marschall eine neue Täuschung sein.

Derjenige Theil des Gebäudes, welchen der Gefangene bewohnte, stand mit einer Plattform in Verbindung, auf welcher er spazieren gehen durfte, und zwar durch eine Hängebrücke, die über eine Art von tiefem Hohlweg geworfen war. Die Plattform krönte einen Felsen, dessen Fuß von den Meereswogen bespült wurde. Man mußte also, wenn man nach dieser

Seite entweichen wollte, einen Abstieg von 23 Meter vornehmen — noch 1 Meter mehr als der Obelisk des Eintrachtsplatzes (in Paris) hoch ist.

Der Marschall hatte bemerkt, daß an einer gewissen Stelle, bei welcher der Felsen einen Vorsprung bildete, außerhalb der Brüstung eine alte steinerne Gosse sich befand, die mit Erde und Kieseln, welche das Wasser dort nach und nach hingetrieben hatte, verstopft war. Der Anfang der Gosse hatte einen Vorsprung von einem starken Meter. Diese Stelle wurde von ihm zu seinem Zwecke gewählt.

Der Marschall hatte einen Erdfleck, der sich an die innere Felswand der Brüstung anlehnte, etwas bepflanzt. In diesem traurigen Gärtchen, aus dem er keine Blumen ziehen konnte, gediehen gleichwohl einige magere Salatkräuter. Indem er den Boden tief ausgrub, säuberte der Marschall den inneren Theil der Gosse, durch den das Seil hindurchlaufen mußte, welches fest im Inneren befestigt, ihn, nachdem er über die Brüstung gestiegen war, in die Lage bringen konnte, in der freien Luft zu schweben und sich auf die Erde herunterzulassen.

Die Gosse wurde mittelst einer eisernen Stange gesäubert, welche dazu diente, die Vorhänge herunterzulassen; was das Seil betrifft, so hatte es zur Beschaffung und Anfertigung des Materials der List des Gefangenen bedurft, die stets erfinderischer und geschickter ist als die der Wächter.

Die Packete, welche die Frau Marschall in das Fort gebracht hatte, waren mit eifriger Sorgfalt von Herrn Marchi selbst geprüft worden und enthielten nichts Verdächtiges; allein man kann nicht an Alles denken, und der Director verwandte keine Aufmerksamkeit auf die kleinen Stricke, mit denen sie zugebunden waren.

Und doch waren das die Seilchen, welche der Marschall mit denen der Schaukel seiner Tochter verknüpfte, und die, zusammengeflochten mit großen, in gewissen Entfernungen angebrachten Knoten, die Ausführung der Flucht ermöglichten.

Da ein Mann von 62 Jahren mit einer gewissen Corpulenz, der an einem leichten Seil schwebt, von physischer Schwäche befallen werden kann — und zwar um so eher, als der Marschall thatsächlich nur eine Hand zu seiner Verfügung hat, weil sein rechtes Handgelenk, das einst von einer Kugel in Afrika durchbohrt wurde, ihm nur schwache Hilfe leistet —, so verfertigte man ihm aus der Lehne der Kinderschaukel eine Art von Turnergürtel, der mit einem Haken versehen war, wie ihn die Dachdecker führen, damit er an dem knotigen Seile schweben könnte. Der Haken war aus einem Bogen des Croquetspiels hergestellt worden.

Nahm man an, daß die Flucht gelang und daß der Marschall, nachdem er seinen Wächtern entwischt war, das Meer erreichte, so blieb nur noch übrig die Art und Weise festzustellen, in der er aufgenommen würde und wie er in's Ausland gelangen könnte.

Bevor die Frau Marschall ihren Gemahl bewog sein Leben auf's Spiel

zu ſetzen, verſuchte ſie, als ſchon die Flucht beſchloſſen und Alles wohlbedacht und überlegt war, noch einen letzten Schritt und rief die Gnade des Marſchalls Mac Mahon an.

In Begleitung ihres Schwagers kam ſie nach Paris und bat den Präſidenten der Republik um eine Audienz.

Marſchall Mac Mahon empfing die beiden armen Bittſteller mehr als kalt.

Die Frau Marſchall hatte gut reden, als ſie ihn daran erinnerte, daß ihr Gemahl ſein Kamerad, ſein Commandeur geweſen, daß er 42 Jahre lang rühmlich die Epauletten getragen, und daß man, wenn man auch das Recht hätte ihn erſchießen zu laſſen, doch nicht das Recht beſäße, ihn während ſeiner übrigen Lebenszeit moraliſch zu quälen. Nichts machte Wirkung.

Der Marſchall Mac Mahon blieb unerſchütterlich. Er beſchränkte ſich auf die Bemerkung, daß er wohl begriffe, wenn man ihm eine ſolche Bitte vortrüge, daß er jedoch nichts vermöchte; indeſſen ſei es erlaubt, auf die Zukunft ſeine Hoffnung zu ſetzen.

„Die Hoffnung," erwiderte lebhaft die Frau Marſchall, „gehört Gott, der ſie Jedermann gewährt!"

Hierauf empfahl ſie ſich mit ihrem Schwager.

Es war ausgemacht worden, daß der Gefangene von St. Marguerite von dem Ergebniß des in Paris gethanenen Schrittes unterrichtet werden ſollte, und zwar durch eine Art der gewöhnlichen geheimen Correſpondenz.

Die Art und Weiſe, in welcher die Frau Marſchall es vermochte, einige Zeilen der Neugierde des Feſtungsdirectors zu entziehen, war folgende.

Sobald ein Brief mit Bazaines Adreſſe eintraf, begnügte ſich Herr Marchi damit, den oberen Theil des Couverts aufzuſchneiden; er las dann den Inhalt und ſteckte das Papier ebenſo zuſammengefaltet wie vorher in den Umſchlag, bevor er den Brief abgeben ließ. Man mußte alſo nur ſorgfältig das Couvert ablöſen und das Papier mit einem Licht heiß machen, um das mit ſympathetiſcher Tinte Geſchriebene hervortreten zu laſſen.

Die Frau Marſchall forderte ihren Gemahl auf, vom 30. Juli ab an jedem Abend gegen 7 Uhr in der Richtung des Golfs von Juan zu beobachten. Wenn er eine kleine Fiſcherbarke bemerkte, von welcher aus leiſe Signale gegeben würden, ſo würde er wiſſen, was das zu bedeuten hätte und könnte dann die Flucht verſuchen. Es war kein Tag beſtimmt worden; das Boot ſollte jeden Abend wiederkommen, ſo lange bis die Entweichung ſtattfinden könne.

Die Frau Marſchall hatte ſich der Hilfe ihres Neffen, eines Herrn de Rul verſichert, eines jungen Mannes von gutem Charakter und zweifelloſer Thatkraft, welchem ſeine unabhängige, reiche Stellung das Wagniß eines ſolchen Unternehmens geſtattete. Sie hatte ſich ebenſo mit einer engliſchen Familie verſtändigt, welche eine Villa gegenüber der Inſel bewohnte, ſowie mit einigen penſionirten Offizieren, welche dem Marſchall er-

geben waren und gleichfalls an der Küste wohnten. Einer derselben, Capitän Doineau, mußte seine Ergebenheit gegen seinen früheren Commandeur in Afrika mit einigen Monaten Gefängniß verbüßen.

Die Frau Marschall begab sich nach Spa und richtete sich hier, um jeden Verdacht zu zerstreuen, in einem Gasthofe scheinbar mit ihren Kindern ein; dann reiste sie plötzlich mit Herrn de Rul nach Genua.

Dort miethete sie von der Gesellschaft Peirano Danovaro eine Yacht, welche Tag und Nacht zu ihrer Verfügung stehen sollte, und zwar für 1000 Francs für je 24 Stunden.

Nachdem sie an Bord genächtigt hatte, fuhr sie Sonnabend den 8. August 5 Uhr Morgens ins offene Meer. Das Wetter war sehr schlecht. Am Abend ankerte der Capitän bei Porto Maurizio, welcher Ort vor zwei Jahren durch ein Erdbeben fast gänzlich zerstört worden ist.

Am folgenden Morgen 8 Uhr begab man sich auf die Reise nach dem Bestimmungsort San Remo.

Das Meer, welches schon am Abend vorher unruhig gewesen war, war damals außerordentlich erregt. Die Fahrt war eine höchst anstrengende. Herr de Rul war krank, und die Frau Marschall befand sich in einem so leidenden Zustande, daß man sie bei der Ankunft als ohnmächtig und verzweifelnd an's Land bringen mußte, wo sie wie ein Kind zu weinen anfing.

Diejenigen, welche die schrecklichen Beängstigungen und die Ermattung kennen, welche die Folgen der Seekrankheit sind, werden völlig begreifen, daß es eines kräftigen Willens bedurfte, um ein solches Unternehmen unter solchen Verhältnissen zu versuchen. Plötzlich aber beruhigte sich das Meer wieder wie durch einen Zauber. Die Frau Marschall, welche wie alle Mexicanerinnen abergläubisch ist, wollte hierin eine glückliche Vorbedeutung sehen. Um 3 Uhr brach man wieder auf, und um 7 Uhr befand man sich im Golf von Juan.

Die Frau Marschall und ihr Neffe ließen sich durch ein Boot des Schiffes an die Küste bringen und betraten das Land in einiger Entfernung von der Spitze der Croizette, in der Nähe einer kleinen Treppe, die als Landeplatz dient, wo ihre Ruderer den Befehl erhielten, auf sie zu warten.

Nun begann für die beiden Reisenden ein sehr peinlicher Versuch, sich eine Barke zu verschaffen, weil die Ruderer, welche zur Yacht gehörten, nicht wissen sollten, was sich zutrug. Man hätte wohl bei der Gesinnung, die bei den Strandbewohnern herrschte, sich von vornherein eines Ruderfahrzeugs versichern können; allein Herr de Rul hatte nur dann zugesagt, seine Tante zu unterstützen und sich ihrer Sache zu widmen, wenn sie Niemand heranzöge bis zum Augenblick, in welchem die Flucht stattgefunden hätte, und wenn sie Alles selbst thäten.

Sie wandten sich an mehrere Fischer ohne Erfolg. Einer derselben wollte ihnen wohl seine Barke vermiethen, allein nur, wenn er sie selbst ruderte. Das lag aber nicht im Plan der Reisenden.

Die Zeit drängte, und da es wahrscheinlich war, daß alle anderen, an die man sich wenden konnte, dieselbe Forderung stellen würden, so zog die Frau Marschall, welche die Verhandlung schnell abkürzen wollte, einen Louisd'or aus ihrer Tasche und bat den braven Seemann, unter dem Vorwand, ihm ein Aufgeld geben zu wollen, ihr kleine Münze zu besorgen. Sobald dieser fortgegangen war, half Herr de Rul seiner Gefährtin in die Barke zu springen, und sie gewannen das offene Meer. Während sie in der verabredeten Richtung ruderten, kam der Fischer mit seinem Gelde zurück. Er war sehr überrascht, sein Fahrzeug nicht mehr vorzufinden; allein er hatte ja die ganze Summe, die 20 Francs und dachte wohl, daß man nicht die Absicht habe, ihn zu berauben. Philosophisch faßte er also seinen Entschluß und schickte sich an, in sein Häuschen zurückzukehren, als einer seiner Nachbarn, welcher der vorhin geschilderten Unterredung beigewohnt hatte, zu ihm sagte:

„Weißt Du wenigstens, wem Du Dein Boot vermiethet hast?" — „Nein!" — „Den Herrn kenne ich nicht, aber die Dame, das ist die Frau Marschall Bazaine." — „Die Frau Marschall Bazaine!"

Der brave Mann wurde nun von einer großen Unruhe ergriffen. Er fand es in der That sehr seltsam, ganz unerklärlich, wie man sein Boot ihm abgemiethet hatte. Was wollte man mit demselben machen? Das Alles war nicht natürlich. Er wartete, — 3 Stunden, 4 Stunden, die Nacht brach ein, Niemand kehrte zurück; nun bestieg er ein zweites Boot und begann die Nachforschungen nach dem ersten.

Was machte inzwischen der Marschall Bazaine?

Mit einem guten Fernglas ausgerüstet, das er einst in Mexico in einem feindlichen Fort gefunden hatte, hatte er das Meer beschaut und mit sehr natürlichem Herzklopfen die ihm angekündigten Zeichen bemerkt.

Er ging sofort in das Innere seiner Wohnung und holte sein Seil, das er an eine eiserne Stange befestigte, welche er vor die Gosse legte, die er wieder mit Erde bedeckte. Nachdem er sein Mittagessen beendet hatte, erschien wieder der unvermeidliche Herr Marchi bei dem Marschall, welcher damals mit dem Oberst Villette auf und niederging und von gleichgültigen Dingen plauderte.

Die Unterhaltung kam auf die Meteorsteine und Sternschnuppen, und der Marschall sagte zu Herrn Marchi: „Da diese Sache Sie interessirt, so lesen Sie doch die Artikel des ‚Univers', welche in diesen Tagen erschienen sind." — „Ah, was sagen Sie?" — „Daß wir uns jetzt in einer Jahreszeit befinden, in der diese Meteore sehr zahlreich sind, und wenn Sie heute Abend scharf beobachten, so werden Sie ein sehr großes scheinen sehen."

Dies war ein Spielen mit der Gefahr; allein man muß den Marschall kennen, um zu wissen, in welchem Grade die Gefahr, welche es auch sei, und die Erregungen, die sie bewirkt, seine Munterkeit erwecken, die ihn auf

seiner ganzen militärischen Laufbahn seine Soldaten in's Feuer wie zu einem Feste führen ließ.

Um 10 Uhr erschienen die Schildwachen mit geladenen Gewehren, um auf der Plattform Wache zu thun. Zehn Minuten vor 10 Uhr empfahl sich Bazaine, indem er etwas Müdigkeit vorschützte, bei dem Oberst Villette und Herrn Marchi und wünschte ihnen guten Abend.

Der Director kehrte in seine Gemächer zurück in der Ueberzeugung, daß auch der Marschall in die seinigen ginge. Allein dieser legte die Hand auf eine kleine grüne Bank, neben der er sich befand, übersprang dieselbe und erreichte kriechend den entgegengesetzten Rand der Terrasse, an dem er sein Seil versteckt hatte.

Seit dem 30. Juli war der Marschall stets auf die Entweichung vorbereitet gewesen. Er trug beständig bei sich 2000 Francs in Gold, ein kleines mexikanisches Christusbild und eine Streichhölzerbüchse.

In dem Augenblick, in welchem er sich in das Freie hinunterließ, bemerkte er durch ein Zündhölzchen, welches Herr de Rul angezündet hatte, daß die Barke sich ihm bedeutend genähert hatte. Indem er alle Kraft zu Hülfe nahm, sich vom Felsen abstieß und Gott bat, daß sein Seil genug widerstandsfähig sei, begann der Marschall den Abstieg. Er hatte sich schon 15 Meter heruntergelassen, als er auf einen Vorsprung des Felsens stieß und sich mittelst seines Hakens einige Augenblicke Ruhe gewähren konnte. Da er seinerseits der Frau Marschall, welche sich mehr und mehr näherte, jedoch noch nicht ihren Gemahl erkennen konnte, ein Zeichen geben wollte, daß die Flucht glücklich vor sich ginge, so nahm er ein Streichhölzchen aus der Tasche, rieb es gegen den Felsen und zeigte ein Flämmchen, hierauf setzte er den Abstieg fort.

Plötzlich, als er an das Ende seines Seils gelangte, bemerkte er, daß ihn noch einige Fuß vom Boden schieden. Er war ganz entkräftet, von allen seinen gelockerten Nägeln tröpfelte das Blut. Er schloß die Augen und ließ sich herunterfallen. Zwischen zwei Felsen war er auf eine Sandfläche gestürzt. Indem er sich sofort wieder erhob, sprang er entschlossen in das Meer, indem er bald schwamm, bald sich an die Unebenheiten des Felsens anklammerte. Er sah jetzt ganz in seiner Nähe nur auf einige Meter entfernt Herrn de Rul, welcher aufrecht stand und bereit war, ihm ein Seil zuzuwerfen. Einige Augenblicke später zog ihn Herr de Rul, indem er ihn unter den Armen ergriff, in die Barke. Es war Zeit, denn der Marschall war mit seiner Kraft zu Ende.

Seine ersten Worte waren folgende: „Ach, meine lieben Kinder, wie sehr habt Ihr mich verpflichtet!"

Nachdem er sich kaum Zeit gelassen hatte, um wieder zu Athem zu kommen, ergriff der Marschall ein Ruder, Herr de Rul nahm das andere, und die Frau Marschall setzte sich an das Steuer; sie schlugen nun die

Richtung nach der Stelle der Küste ein, wo das Boot und die Matrosen des „Ricasoli", entsprechend der ihnen ertheilten Weisung, warteten.

Während dieser Vorgänge hatte sich der Fischer, den wir bei seinen Nachforschungen nach seiner Barke verlassen haben, der Insel St. Marguerite genähert, und nachdem er den Wachcommandanten zu sprechen verlangt hatte, sagte er:

„Haben Sie nicht die Frau Marschall Bazaine gesehen?"

„Aber Ihr seid närrisch, alter Freund! Frau Marschall ist weit von hier entfernt, und wenn Ihr sie hier suchen wollt, so müßt Ihr viel Zeit zu verlieren haben."

Trotz des Beharrens auf seiner Ansicht wurde der gute Mann abgewiesen. Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als nach Hause zurückzukehren, was er auch wirklich that.

Der Marschall entwich auf einer Seite der Insel, während der Fischer sich der andern näherte. Es bedurfte wirklich einer Fügung der Vorsehung, damit er, nachdem er glücklich aus dem Fort entkommen war, dieser zweiten Gefahr entging, von welcher er erst nach dem Falle Kenntniß erhielt.

Gegen 1 Uhr Morgens langte man an Bord des „Ricasoli" an. Jedermann schlief bis auf den Hochbootsmann. Der Capitän wurde geweckt, und man erklärte ihm, daß er heizen lassen und ohne Verzug nach Genua fahren müsse.

„Aber mein Paß lautet nach Nizza," erwiderte er, „ich kann nicht nach Genua steuern." Er hatte seine Nacht ruhig begonnen und hoffte sie ebenso zu beenden. Allein die Frau Marschall verstand das anders.

„Sie stehen zu meiner Verfügung," sagte sie. „Wenn ich bezahle, will ich auch bedient sein; giebt es Verantwortung, so nehme ich sie auf meine Rechnung."

Endlich, nach einem sehr lebhaften Zwiegespräch, während dessen der Capitän erkannt hatte, daß die Frau Marschall einen unbeugsamen Willen besaß, that er das, was sie wünschte.

Bevor sie sich in ihre Cabine zurückzog, empfahl sie leichthin dem Capitän ihren „alten Intendanten". Am andern Morgen war man um 11 Uhr in Genua.

Wir wissen jetzt, welches die Gründe waren, welche die Flucht Bazaines bestimmten. Nichtsdestoweniger muß ich feststellen, daß trotz der offenbaren Ungerechtigkeit seiner Verurtheilung, trotz der Schande, welche ihn durch die Umwandlung der Strafe betraf, trotz der Unbeugsamkeit, mit welcher der Präsident der Republik die Frau Marschall aufgenommen hatte, Bazaine mit seiner Entweichung einen großen Fehler beging.

Es ist unzweifelhaft, daß, wenn er in St. Marguerite, oder in irgend einer anderen Festung geblieben wäre, nach allen jenen politischen Ereignissen, die sich seit 13 Jahren zugetragen haben, die öffentliche Meinung, besser aufgeklärt und mit größerer Unparteilichkeit die Thatsachen beurtheilend, die Wiederaufnahme des Processes, der eine Schande für Frankreich war,

durchgesetzt hätte. Die Rechtfertigung Bazaines konnte daraus um so offenkundiger hervorgehen, als man die Interessen an das Licht gezogen haben würde, welche zur Irreleitung der ehrlichen Leute beigetragen hatten, und diese bilden Gott sei Dank in Frankreich die Mehrheit.

Bazaine hat durch seine Flucht das letzte Band zerschnitten, das ihn mit seinem Vaterlande verknüpfte.

Was hat er gewonnen? Ohne irgend ein persönliches Vermögen und in armseliger Art in Spanien lebend, hat er, um den Anforderungen des materiellen Lebens zu genügen, nicht einmal eine Militärpension oder irgend eine andere Vergütung, welche als Belohnung für seine 42 Jahre glorreicher Dienstzeit erscheinen könnte.

Wenn das Herz der Frau Marschall auf der Höhe ihres Ehrgeizes gestanden hätte, so hätte ihr, als sie wahrnahm, daß die Beschlüsse der Vorsehung ihr ein anderes, als das von ihr erträumte Loos auferlegten, und nachdem sie ihren Gemahl zur Flucht veranlaßt hatte, die Persönlichkeit dieses armen alten, gehetzten, von Allen verlassenen Soldaten heilig sein müssen. Sie hätte ihn niemals verlassen dürfen.

Unglücklicherweise ist es anders gekommen. Die Frau Marschall ist schon seit langer Zeit mit ihrer Tochter nach Mexiko gezogen."

* * *

So weit der Graf Hérisson. Wir haben es hier nicht mit der Frau Marschall Bazaine zu thun, sondern nur den Zweck zu erfüllen gesucht, eine genaue Darstellung der Entweichung des Gefangenen von St. Marguerite zu geben. Daß man über den Marschall ganz anders in Deutschland denkt als in Frankreich, ist eine bekannte Thatsache. Wir möchten nur daran erinnern, daß der hochselige Prinz Friedrich Carl, der ritterliche Führer der II. Armee im Kriege von 1870/71, noch unter dem 6. December 1873 dem Vertheidiger Bazaines, dem Pariser Anwalt Lachaud, folgendes Schreiben zugehen ließ:

„Ich erkläre, daß ich die vollkommenste Hochachtung vor der Rhein-Armee und dem Marschall Bazaine hege, besonders um der Energie willen, welche der letztere an den Tag gelegt hat, um die Rhein-Armee so lange als möglich einer unvermeidlichen Capitulation zu entziehen."

Hiernach können auch wir nur die Ansicht vertreten, daß den jetzt 77jährigen Marschall Bazaine ein sehr hartes Schicksal betroffen hat, das er nicht verdient und welches noch weniger seinem Vaterlande zur Ehre gereicht.

An Carmen Sylva.

I.

Schöne Kön'gin, du vom Aufgang,
Aehnlich du der Morgenröthe,
Wärſt du früher als Aurora,
Deine roſig-holde Schweſter,
Ueber Breslau hingezogen —
Sicher hätt' ich dieſes Auge,
Dieſes ſchönheit-durſt'ge Auge,
Huld'gend zu dir aufgeſchlagen.
Doch, indeß du heimwärts ſchwebteſt,
Saß ich noch am Strand der Nordſee,
Träumend bei dem Flug der Möwen,
Und es rauſchten mir die Wellen
Manch geheimnißſchwere Kunde
Von dem Weib in weißen Haaren,
Doch mit wunderjungen Augen,
Das ſie jüngſt auf Sylt geſehn,
Von der Märchen-Königin! — —

II.

Ja, nach hundert Jahren wird noch
Dort die Sage flüſternd umgehn;
Und erzählen wird die Greiſin,
Wie die Mutter ihr erzählte,
Daß dereinſt vom fernen Oſtland
Eine wunderſchöne Kön'gin,
Leuchtend wie die Morgenröthe,
Kam gezogen durch die Wellen:
Einſam kam ſie — trotz Gefolges! —

Und ein ſeltſam Zaubertreiben
Hob ſie an auf jenem Eiland:
In den Sand grub ſie ſich Gruben,
In den gelben Sand der Düne,
Und mit lichtem, weißem Finger
Ritzte Zeichen in den Sand ſie.
Und oft reckte die Geſtalt ſie
Hoch empor auf ſchlanken Hüften,
In die Luft hob ſie die Arme,
Sog in ſich, ſo voll ſie konnte,
Durſtig, tief, des Meeres Athem,
Als ob aus der Bruſt ſie ſpülen
Wollte mit dem heil'gen Meerhauch
Was da häßlich, was da unrein
Die Erinnerung ihr trübte. —

III.

Und alsbald, wie neu gekräftet,
Winkte ſie mit beiden Händen
Ueberall hin ob dem Eiland,
Leiſe Worte dazu raunend,
Worte einer fremden, weichen,
Hier noch nie vernommnen Sprache:
Sieh, da kamen alle Kinder,
Kamen Knaben, kamen Mädchen,
Blonde, rothe, braune Köpflein,
Kamen an von allen Enden:
Und ſie drangen und ſie drängten
Wimmelnd an die Knie der Kön'gin,
Wie die ſaß im gelben Sande,
Ueber ihr der blaue Himmel,
Unten tief der Meerfluth Branden;
Und noch einmal ſchwang die Rechte
Sie beſchwörend über all die
Blonden, rothen, braunen Köpflein
Und begann nun, zu erzählen! —

IV.

Ja, begann nun zu erzählen
Märchen, Märchen über Märchen,
Selbſterfundne wie erlauſchte
In dem fernen Land im Oſten.
Sie erzählte, wann die Sonne
Ueber ihr ſtand voll im Mittag,
Bis die blauen Schatten fielen
Und der Gluthball ſank in's Waſſer
Und die Möwe, heimwärts haſtend,
Im Geklippe fern verſchwebte

Und die ſtillen Sterne kamen
Und der Mond, der Geiſterkönig,
Geiſterbleich ſah auf die Düne.
Und die Kinder lauſchten! Lauſchten
Offnen Auges, offnen Mundes,
Nimmer müde, auf zu horchen,
Nimmer müde auf zu ſchauen
Zu der wunderſchönen Kön'gin,
Die da ſaß mit weißen Haaren,
Aber wunderjungen Augen,
Manchmal hob den Zeigefinger
Ihrer weißen rechten Hand. —

V.

Ja, ſie bannte Knab' und Mädchen,
Wie zu Hameln einſt ſie bannte
Jener Rattenfänger; aber
Nicht, ſie in den Tod zu locken:
Nein — ſie lockte und ſie führte
Die erſtaunten Fiſcherkinder
In ein nie geahntes, ſchönes
Blaues Märchenreich der Wunder:
In das Wonneland der Dichtung,
Deſſen nie mehr mag vergeſſen,
Wer dort einmal nur gegaſtet! —
Und ſo wirkt ſeit jenen Tagen
Von Geſchlechte zu Geſchlechte
Unaustilgbar fort der Zauber,
Unauslöſchlich fort der Segen,
Den hier ausgeſtrahlt dereinſt die
Wunderſchöne Märchenfürſtin,
Sie, die Kön'gin Morgenröthe,
Jung von Auge, weiß von Haar.

VI.

Doch am Erhabenſten hat aus Allen
Einer erkannt die Erhabene:
Odhin von Asgardh!
Weil ſie weihte ein Weihthum,
Gütig gönnte ein Grab
Den traurigen Todten,
Welche da wirft die wilde Woge
Ferne den Freunden,
Fern von dem Frieden
Der holden Heimat,
An des ſteilen Geſtades
Oed' unwirtliches Ufer. —

Als Odhin oben in Asgardh
Brachten diese Botschaft
Raunend seine raschen Raben,
Da strich der stolze
Sich, selig sinnend,
Ueber den wirr wogenden, weißen
Breiten Bart:
„Heil dir, du Herrliche!“
Rief er in Rührung,
„Wohl dir — trotz all deinem Weh! —
Du weihevoll Weib!
Du hilfst mir halten
Die Welt wider das Wüthen
Ruchloser Riesen.
Wahr nun werden
Uralte Ahnungen,
Daß dereinst mir
Eine herrliche Helferin,
Ein wonnig Weib,
Eine Königin, komme.
Eher nicht endet das All,
Bis Naglfar naht, das nächtige
Schiff, das scheusälige,
Das ganz gebaut
Und genietet aus Nägeln
Trauriger Todter,
Welche geworfen die wilde Woge
An das öde Ufer,
Und welche herzlose Härte
Ungepflegt, ungesäubert, unbestattet
Liegen ließ im Leide, die Leichen.
Heil mir, eine holde Helferin,
Eine Königin, kam!
Sie wehrte, das wonnige Weib,
Daß Naglfar nahe.
Heil dir, du Herrliche:
Schild an Schild
Stehest du Stolze
Odhin von Asgardh!
Zum Danke des Dienstes
Spend' ich sprudelnd
Aus Quasir, dem quillenden Quell,
Tiefsten Trunk
Dir der Dichtung!“

Friedrichshafen am Bodensee.
September 1888.

Felix Dahn.

Illuſtrirte Bibliographie.

Die Königsphantaſien. Eine Wanderung zu den Schlöſſern König Ludwigs II. von Bayern. Von Arthur Mennell. Mit der erſtmaligen privilegirten Abbildung der inneren Schloßräume in Buchform, naturgetreu nach den photographiſchen Aufnahmen Joſef Albert's. In Arrangements von Peter Krämer in München. Erſter Teil (Lief. 1—5): Herrenchiemſee. Dritte Auflage. Leipzig Verlag der Literariſchen Geſellſchaft (Ph. Vorhauer).

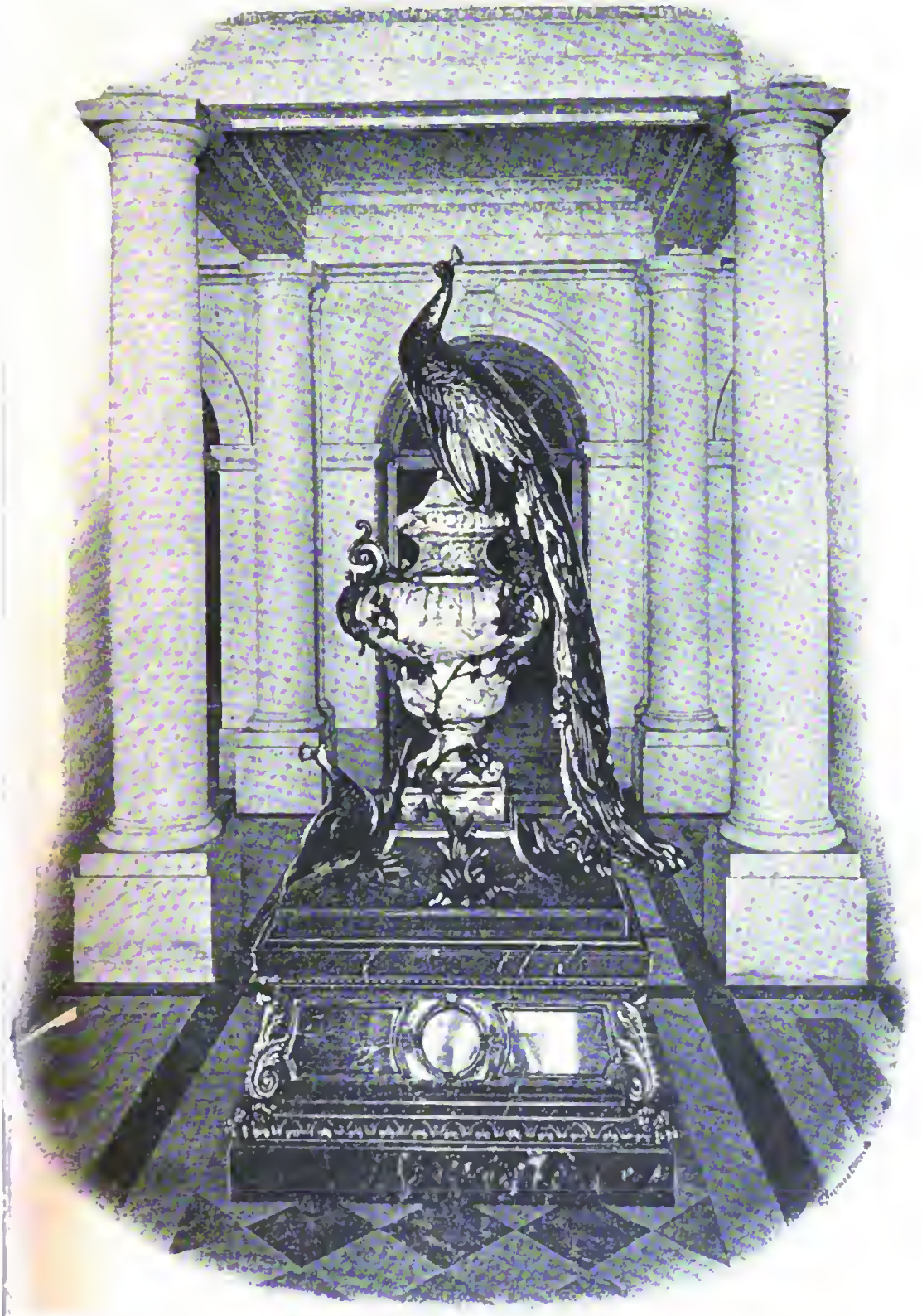
Euphorion: Zu allen Lüften
Hinauf zu dringen
Iſt mir Begierde,
Sie faßt mich ſchon.

Fauſt: Nur mäßig! mäßig!
Nicht in's Verwegne,
Daß Sturz und Unfall
Dir nicht begegne.

. . . . . .
. . . . . .

Chor: Ikarus! Ikarus!
Jammer genug!

Ein treffenderes Dichterwort zur Eröffnung des Werkes hätte nicht gefunden werden können, als dieſe Stelle aus dem zweiten Theile des Fauſt. Kaum könnte ſie anders gefaßt ſein, wenn Goethe das tragiſche Schickſal des Bayernkönigs, deſſen Prachtbauten in dieſem Werke zum erſten Male durch Bild und Wort in ſo reicher Auswahl



Pfau im Vestibule des Schlosses Herrenchiemsee.
Aus: Mennel, Die Königsphantasien, Seite 19. Literarische Gesellschaft, Leipzig.

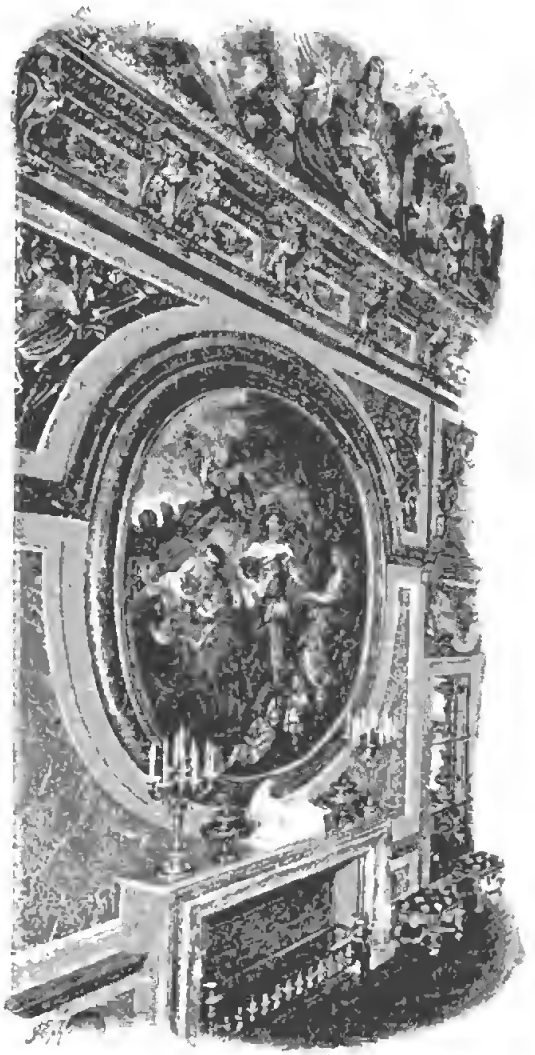
vor der Oeffentlichkeit dargestellt werden, schon vor Augen gehabt hätte und in diesen Versen auf dasselbe hätte hindeuten wollen!

Aber nicht nur in Bezug auf sein jähes Ende erinnert Ludwig II. an die räthsel-

Der Krieg. Bild von Widmann. Im Treppenhause in goldener Arabeskenumarmung strahlend.
Aus: Mennell, Die Königsphantasien, Seite 22. Literarische Gesellschaft. Leipzig

hafte Gestalt des Goethe'schen Euphorion ebenso wie an jenen Jüngling des griechischen Mythus, sondern auch in Bezug auf das hohe und edle, aber ungezügelte Streben, welches dem Ende beider vorausging und dasselbe schließlich herbeiführte. Mag der

Nationalökonom zu den Summen, welche jene Schlösser verschlungen haben, bedenklich den Kopf schütteln — wer sie sieht, diese Bauten und Kunstwerke, der fühlt und versteht selbst als Laie, daß ein großartiges Streben, eine wahrhaft künstlerische Intention dem allen zu Grunde lag; daß jene Schlösser, weit entfernt davon, durch bloße Anhäufung kostbaren Materiales wirken zu wollen, der Ausdruck eines bewußten Gedankens sein sollten. Die Hoheit, die Majestät des Herrschers sollte in dem Wohnsitze desselben überall jedem überwältigend entgegentreten, und zwar nicht in plumpen assyrischen Kolossalfiguren, nicht in ägyptischen Pyramidenmassen verkörpert, sondern in einer von feinstem Geschmacke und hoher Geistesbildung bestimmten Weise künstlerisch ausgestaltet.



Ludwig XIV. als Triumphator. (Salle de la Guerre.)
Aus: Mennell, Die Königsphantasien. Seite 39. Literarische Gesellschaft, Leipzig.

Der erste, bereits in dritter Auflage vorliegende Theil unseres Buches enthält auf 80 Folioseiten mit 21 meisterhaft ausgeführten Vollbildern und zahlreichen kleineren Textillustrationen — nur von diesen können wir wegen des Formates unserer Zeitschrift einige Proben bringen — die Schilderung der Räume des Schlosses Herrenchiemsee. Vielleicht wird die Abbildung der Chambre de Parade S. 36 mit dem vom Josef Albert unübertrefflich in allen Feinheiten der Gewandung wiedergegebenen Bette — das freilich von Ludwig II. nie benutzt worden ist, sondern ganz dem Andenken des französischen Ludwig XIV. geweiht war, der im gewissen Sinne der geistige Herrscher dieses Schlosses ist — am allermeisten die Aufmerksamkeit der Leserinnen fesseln. Andere werden die Salle des Glaces anstaunen mit ihren 44 Prachtcandelabern und 33 Lüstres und den zahllosen Vasen, wo überall Gold und Glas und Marmor die Pracht und Lust dem Auge des Beschauers wiederspiegelt; und zwar ist gerade dieser Saal nach fachmännischem Urtheil besonders reich an originellen und schöpferischen architektonischen Gedanken. Aber niemals hat sich in diesem Saale, wie es seine Bestimmung war, ein Herrscher den Großen seines Reiches oder der entfernter stehenden Schaar, die ihm mit Gesuchen oder Bittschriften nahen wollte, gezeigt! Manchen Beschauer wird die Salle du conseil (S. 37 ff.) anziehen, das Cabinet des Königs mit der kunstvollen Uhr, auf welcher beim Glockenschlage Genien erscheinen sollten, um Ludwig XIV. die Krone auf's Haupt zu setzen — aber Niemand kann sich dieses Schauspiels erfreuen „denn", sagt der erklärende bayrische Führer, „der Uhrmacher hat die Schließl eing'steckt. Der meinl, es thät verderben. Der ist halt immer der Schlaue." Und die Uhr steht still, vielleicht für immer.

Wieder Andere betrachten das Arbeitszimmer, das Speisezimmer mit dem Versenkungstische, oder die reizvollen Gemälde des Badezimmers (S. 73 ff.), und erfahren aus dem Buche selbst, daß der König in demselben niemals badete, ohne diese Gemälde verhängen zu lassen.

Und zum Schlusse vergleichen wir mit aller dieser Pracht das S. 78 dargestellte einfache alte Schloß und lesen mit Theilnahme, was im Buche S. 76 über das wirkliche tägliche Leben jenes Königs gesagt ist, dem der Prunk ein königliches, aber nicht ein persönliches Bedürfniß war, und der mit einfachen Leuten aus dem Volke so einfach und schlicht verkehren konnte.

Der Text von A. Mennell erläutert die Abbildungen des Buches und giebt Andeutungen der künstlerischen Intentionen; aber neben dieser Aufgabe hat der Verfasser sich noch eine ganz andere und viel höhere gestellt. Er will nicht etwa nur Fremdenführer durch das Schloß Herrenchiemsee sein, sondern er sucht die Entstehung dieser Prachtbauten zu erklären, indem er die Neigungen des unglücklichen Monarchen psychologisch begreiflich macht, und er will ihn dadurch „unserem Herzen menschlich näher bringen."

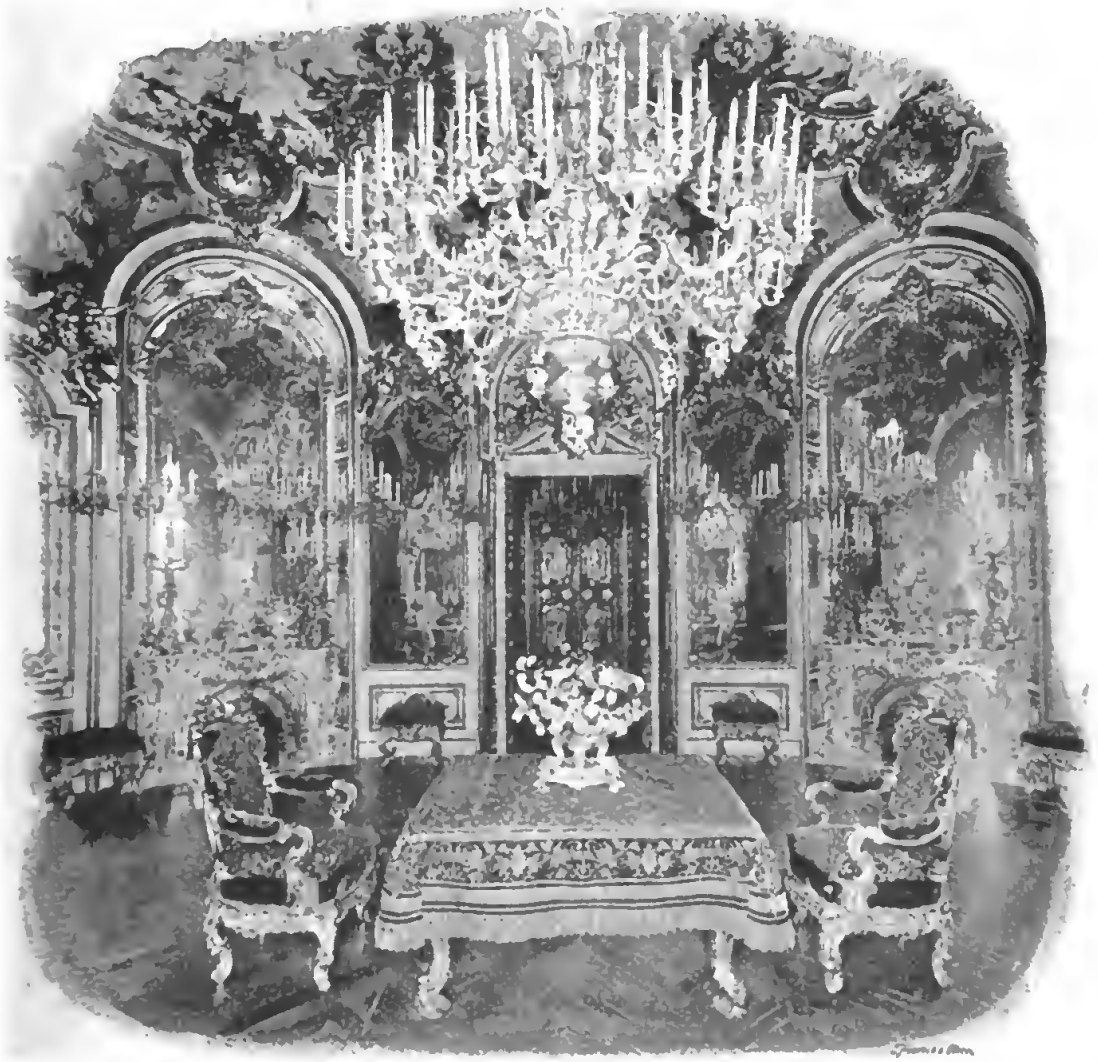
Diese schwierige Aufgabe hat der Verfasser mit großem Geschick und feinem Tact-

Ansicht der salle du conseil.
Aus: Mennell, Die Königsphantasien, Seite 41. Literarische Gesellschaft, Leipzig.

gefühl gelöst. Er will weder verbergen und beschönigen, wo es nicht recht wäre, noch herb verurtheilen, wo menschliches Mitleid an seiner Stelle ist. Sowohl bei Berührung der bayrischen wie der allgemeinen deutschen Verhältnisse zeigt er eine wohlthuende Unparteilichkeit; und vom Standpunkte des objectiven Historikers ist der öfters wiederkehrende Vergleich des bayrischen Königs mit Ludwig XIV., den er als sein Ideal bewunderte, und dem er in Wirklichkeit in allen Charakterzügen und Neigungen so vollkommen entgegengesetzt war, klar und ergreifend durchgeführt.

Auch fehlt nicht der Hinweis auf die persönliche Lebensentwicklung des Monarchen,

der, aufgewachsen in Hohenschwangau's bethörender Natur- und Sagenherrlichkeit, großgezogen mit den Idealen einer vergangenen Zeit, zu groß denken lernte von dem, was die Gegenwart versagte, nicht selten aber zu klein von dem, was sie spendete; und der, durchaus unvergleichbar mit den in ihrer Regierung und ihrem Hofhalt Ludwig XIV.



Theilansicht des Speisezimmers.
Aus: Mennell, Die Königsphantasien, Seite 62. Literarische Gesellschaft, Leipzig.

kleinlich nachahmenden Kleinfürsten des achtzehnten Jahrhunderts, in selbstgewählter Einsamkeit nur seine Phantasie grenzenlos schweifen ließ, bis sie ihn mit sich selbst vergrub!

Nach alledem bietet das Werk allen Lesern und Leserinnen reiche Gaben für Auge, Verstand und Herz, und der staunenswerth geringe Preis (7.50 Mark) ist nur begreiflich bei Voraussetzung weitester Verbreitung, deren dieses Buch vollkommen würdig ist.

An der Vervielfältigung der Illustrationen sind außer Josef Albert in München die Institute von Angerer & Göschl in Wien, sowie von Boussod, Valadon & Co. in Paris betheiligt gewesen.

Nach Ankündigung der Verlagshandlung werden diesem ersten Theile noch zwei andere folgen. Der zweite Theil, der noch vor Weihnachten complett wird, soll Hohenschwangau und Neuschwanstein enthalten, wobei aus dem letzten namentlich die in illustrirten Zeitschriften noch nie dargestellten Kunstwerke des Thronsaales und des Sängersaales erschöpfende Berücksichtigung finden sollen und der Text auch den Sagenkreisen, welche dort den Künstlern den Stoff boten, gebührend Rechnung tragen will.

Für den letzten Theil sind u. A. Hundingshütte, Grotte, Schloß Berg, der Wintergarten und die Grabstätte in München in Aussicht genommen.

R.

Potsdam und Sans-Souci.

Forschungen und Quellen zur Geschichte von Burg, Stadt und Park. Von Georg Sello, Dr. jur., Königl. Archivar. Breslau, Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Der Verfasser vorliegender Arbeit ist in Potsdam geboren, Mitglieder seiner Familie haben seit fast 150 Jahren Preußens Königen als Sans-Souci-Gärtner gedient. Es ist daher begreiflich, daß er dem Gegenstande seiner Arbeit die liebevollste Theilnahme entgegenbrachte. Schon vor 10 Jahren ertheilte ihm der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm den ehrenvollen Auftrag, eine Denkschrift über die Veränderungen des Parkes von Sans-Souci seit den Tagen des großen Friedrich bis auf die Neuzeit auszuarbeiten. Diese schnell beendete Arbeit veranlaßte weitere Studien auch über die Vergangenheit der Stadt; Studien, deren Fortgang der hochselige Kaiser Friedrich mit besonderem Wohlwollen auszeichnete, deren Resultate aber in Gestalt des vorliegenden Buches er nicht mehr erleben sollte. Nur die ersten Druckbogen haben dem königlichen Dulder nicht lange vor seinem Tode vorgelegen. An seiner Statt hat Sr. Majestät der Kaiser Wilhelm II. die Ueberreichung des Buches huldvoll angenommen.

Das Werk enthält einen darstellenden und einen urkundlichen Theil. Im ersten sollte nicht eine Geschichte Potsdams im weiteren Sinne, sondern ein auf gutem Quellenstudium beruhendes, aber nicht „in Quellenmäßigkeit erstickendes" Städtebild bis gegen Ende des 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts gegeben werden. Dieses Ziel der Arbeit ist vollauf erreicht. Mit wenigen Strichen wird das Präbistorische von Potsdam und Umgegend abgethan. Es folgt dann eine Darstellung von den Geschicken der Burg Potsdam auf Grund von Quellen, die dem Verfasser reichlicher und ungetrübter flossen als vielen seiner Vorgänger. Daher konnte auch eine herbe Kritik ihrer Arbeiten hier und da nicht umgangen werden. Es werden dann die Beziehungen der Hohenzollernschen Fürsten zu der Burg bis auf den großen Kurfürsten erzählt, der nach einem durchgreifenden Umbau dieselbe zu seiner dauernden Residenz gemacht hat und daselbst

auch gestorben ist. — Die Stadt Potsdam, zuerst 1314 erwähnt, hat sich aus den bescheidensten Anfängen einer Fischerniederlassung herausgearbeitet; ihre spätere Stellung als Amts- und Immediatstadt, ihre innere Entwickelung während des Mittelalters, ihre Bevölkerungsverhältnisse, ihre Topographie im 16. Jahrhundert, die Magistratsverfassung, die Bestrebungen der Gewerke und Bürgerschaft, deren Drangsale während des dreißigjährigen Krieges und der diesen begleitenden Pest („des großen Sterbens") — das alles wird anschaulich geschildert. Die wachsende Bedeutung der Stadt hebt an mit der Zeit Friedrich Wilhelms I., dessen besondere Gunst sie stets genoß. Eingestreute seltene Pläne, Siegel und schnell hingeworfene Handzeichnungen — eine sehr interessante z. B. von Friedrich dem Großen selbst — erhöhen und beleben das Verständniß des Textes.

Der folgende Theil ist der Schilderung von dem Entstehen und den Veränderungen von Sans-Souci, Schloß und Park, gewidmet. Der letzte besonders zeigte später in Folge der Umwandlungen durch den Gartenkünstler Lennè und andern wenig mehr von dem Geiste seines Schöpfers. Und doch, mit welcher Liebe hing dieser an seinem Werke!

„Venez à Sans-Souci, c'est là que l'on peut être
Son souverain, son roi, son véritable maître"

so schrieb er einst in einer anmuthigen poetischen Epistel an den Marquis d'Argens. Hier auf der obersten Terasse in einem Gewölbe, von dem auch im Testamente die Rede ist, der „sépulture, que je me suis fait préparer," wollte er im Tode ruhen. Sein Wunsch ist nicht erfüllt worden!

Die Urkunden im zweiten Theile, welche einen noch größeren Raum als die Darstellung selbst einnehmen und vom Jahre 1370—1830 reichen, sprechen für sich selbst. Sie bilden ein Quellenwerk, dessen kein Forscher über diesen Gegenstand wird entrathen können. Daß die Nachweise zu der Darstellung erst hinter derselben angefügt sind, halte ich für einen Vorzug des Buches, dessen Benützung durch ein alphabetisches Sachregister erleichtert wird. Die Beiträge zu einer Potsdamer Bibliographie werden eingehenderem Studium zu Gute kommen. Die Ausstattung des Werkes ist eine vorzügliche.

Alles in allem genommen: Der Fachmann wird vorwiegend in den Urkunden seine Ausbeute finden, der Laie dagegen wird sich gern an sicherer Hand in die Vergangenheit der Stadt einführen lassen, die als Sommerresidenz unseres erlauchten Hohenzollernhauses das lebhafte Interesse jedes Deutschen erregt. Dr. W—n.

Bibliographische Notizen.

Historische und politische Aufsätze. Von Hans Delbrück. Berlin, Walther & Apolant.

Der bekannte Nachfolger Treitschkes in der Redaction der „Preußischen Jahrbücher" vereinigt in diesem Bande 14 seiner Aufsätze, die durch ihren dem Vorgange Treitschkes entlehnten Gesammttitel zu einem Vergleich herausfordern, in dem sie naturgemäß unterliegen. Auf einen Leserkreis, wie ihn die „historischen und politischen Aufsätze" unseres ersten politischen Essayisten gefunden haben, kann die vorliegende Sammlung nicht rechnen. Immerhin aber handelt es sich um Arbeiten, die nicht unverdient der Vergessenheit in Tagesblättern und Zeitschriften entrissen werden; besonders können Darlegungen Delbrücks über kriegsgeschichtliche Fragen ja stets auf ein mehr dauerndes Interesse rechnen. Zu dieser Gattung gehören in dem Bande die Aufsätze über Clausewitz, über die Strategie Friedrichs II. und Napoleons I., über Prinz Friedrich Karl und über den preußischen Offizierstand. Die übrigen Nummern rufen uns manche bedeutungsvolle Wendung der kirchen- und verfassungsgeschichtlichen Kämpfe im neuen Reiche in's Gedächtniß zurück. ds.

Kaiser Friedrich III. Von Edouard Simon. Nach dem französischen Original in die deutsche Sprache übertragen von Eufemia Gräfin Ballestrem. Breslau-Leipzig, S. Schottlaender.

Die sympathische Auffassung, welche, wie dieses anmuthige kleine Buch zeigt, die Gestalt des verewigten Kaisers auch bei unseren Nachbarn jenseit des Rheines

gefunden hat, berührt uns um so angenehmer, je weniger manche andere Kundgebungen in Frankreich eine gerechte Würdigung des deutschen Wesens und der deutschen Staatsmänner erkennen ließen. Der Verfasser giebt seinen Landsleuten einen treuen und fast überall objectiv gehaltenen kurzen Bericht von den Erlebnissen und der Wirksamkeit des Kronprinzen und seiner Gemahlin bis zur Thronbesteigung, sowie von den ersten Wochen der Regierung Friedrichs III. Er schloß seine Darstellung noch Ende April 1888 mit dem Ausdruck von Hoffnungen, die sich leider nicht verwirklichen sollten. — Die Uebersetzerin hat, wie sie sagt, in dem Buche E. Simon's von Kaiser Friedrichs Geiste „einen Hauch verspürt"; und deshalb stellte sie sich die Aufgabe, dasselbe auch dem deutschen Volke darzubieten. Mit sicherer Gewandtheit hat sie den Inhalt des französischen Textes in deutsches Gewand gekleidet. Nur einmal (S. 189 f.) wendet sie sich gegen eine einseitige Auffassung des Verfassers; sowohl ihr Widerspruch als auch die tactvolle Form desselben wird in Nord- wie in Süd-Deutschland allgemeine Billigung finden. Im Anhange sind die wichtigsten, auf die Regierung Kaiser Friedrichs bezüglichen öffentlichen Urkunden bis zur Bekanntmachung seines Hinscheidens zusammengestellt. Diese Sammlung bildet eine sehr willkommene Ergänzung des Buches. P.

Auf Kaiser Friedrichs Tod. Sammlung von Gedichten aus Nord und Süd, Ost und West unseres deutschen Vaterlandes von F. W. Reuschert in Metz. Trier, H. Stephanus.

Goldene Worte des Deutschen Kaisers Friedrich. Ein Vermächtniß für das deutsche Volk. Zusammengestellt und zum ersten Male systematisch geordnet von Dr. Adolf Kohut. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Beide Sammlungen sind, auf eine mäßige Auswahl sich beschränkend, gut angelegt und — jede in ihrer Art — geeignet, das Andenken des uns so jäh entrissenen Herrschers in würdiger Weise lebendig zu erhalten. P.

Der Koran. Im Auszuge übersetzt von Friedrich Rückert; herausgegeben von August Müller. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer.

Friedrich Rückert hatte auch dem Koran langes und hingebendes Studium gewidmet und eine freie Auswahl-Uebersetzung desselben in poetischer Sprache beabsichtigt; aber nur einige Proben derselben sind im Frauentaschenbuch für 1824 erschienen. Das von dem Dichter hinterlassene Manuscript, welches die Uebersetzung vollständig, die erläuternden Anmerkungen nur zum kleineren Theile ausgearbeitet enthielt, wurde von der Rückert'schen Familie dem Königsberger Orientalisten A. Müller anvertraut, der auch unseren Lesern durch seinen geistvollen Essay über E. Renan (Bd. XLV, Heft 135) bekannt geworden ist. Dieser hat das hinterlassene Werk mit sachkundiger und doch zugleich pietätsvoller Hand ergänzt und erweitert. In dieser Gestalt wird die Ausgabe alle Leser, welche des Arabischen nicht kundig sind, eine im Wesentlichen richtige Anschauung von Art und Gestalt des merkwürdigen Buches gewinnen lassen und zugleich allen Verehrern Rückerts eine willkommene Gabe sein. O.

Der Schimmelreiter. Novelle von Theodor Storm. Berlin, Gebr. Paetel.

Alle Freunde und Verehrer der Storm'schen Muse werden die Buchausgabe seiner letzten vollendeten Novelle mit wehmüthiger Freude begrüßen. Eine bessere Charakteristik derselben, als sie von berufenerer Hand auf S. 207 dieses Heftes gegeben ist, können wir nicht versuchen. Ly.

Getrennte Herzen. Novelle von Eugen Zabel. Berlin, Gebrüder Paetel.

Ein junger Deutscher, der zu seiner kaufmännischen Ausbildung nach St. Petersburg kommt, erlebt dort ein Liebesabenteuer mit tieftragischem Ausgange, welches den Inhalt der Novelle bildet. Die eigentliche Handlung ist ziemlich dünnschichtig und berührt deutsche Leser etwas fremdartig; doch glauben wir es dem Autor gern, daß russische Lebensverhältnisse und Anschauungen zu den von ihm geschilderten Consequenzen führen müssen. Uneingeschränktes Lob dagegen verdienen die Localschilderungen, sei es, daß uns der Verfasser in die nordische Hauptstadt führt, oder daß er die Villenstädte in der Umgebung derselben beschreibt. Eben so anschaulich ist die Darstellung russischen Gesellschaftslebens, welche sichtlich auf eigenen Erfahrungen des Autors beruht; ein Umstand, der uns die etwas breite Ausführlichkeit derselben verzeihen läßt. mz.

Gedichte einer Fürstin. Uebersetzt, mit Anmerkungen versehen und herausgegeben von Fritz Hirschmann. Zürich, Orell Füßli & Co.

Der Uebersetzer berichtet nicht, aus welcher Sprache er den bunten Strauß dieser Dichtungen übersetzt hat; wir erfahren nicht, in welchem Lande wir die fürstliche Dichterin zu suchen haben; aber wir erkennen unumwunden an, daß es sich trotzdem hier um eine durchweg interessante Gedichtsammlung handelt. Die Liebe zur Natur und veredelter religiösen Sinn, der nicht an Dogmen klebt, sondern die reine Gottesidee zum Inhalt hat — das sind die Klänge, die wir hier am häufigsten erlauschen. Weniger befriedigen uns die Excurse in das philosophische Gebiet. Der Dichterin bester Theil ist die Tiefe und die Wahrheit ihrer Empfindung — in diesem Zeichen wird ihre Gedichtsammlung über viele andere siegen. W.

Die Kinder der Excellenz. Roman von Ernst von Wolzogen, Stuttgart, J. Engelhorn.

Die dichterische Aufgabe, welche sich der Verfasser gestellt hat: auf dem Gebiet der Unterhaltungslectüre etwas Gutes zu schaffen, ist ihm ganz vortrefflich gelungen.

Wolzogen entwirft ein Bild der Berliner Gesellschaft, welches das Gepräge voller, künstlerischer Wahrheit trägt; seine Schilderungen sind voll Leben und Frische, dabei verfügt er über einen glücklichen Humor, auch weht ein gesunder Realismus durch das ganze Buch; dazu ist der Gang der Erzählung ein so flotter und abgerundeter, daß wir ihm einige recht angenehme Stunden verdanken.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir die Aufmerksamkeit des Publicums auf den Engelhorn'schen Verlag hinlenken, in welchem eine Menge guter und lesenswerther Romane zu so wohlfeilem Preise erscheinen, daß der Preis für den einzelnen Band nicht viel mehr, als die Gebühr dafür in einer Leihbibliothek, beträgt. mz.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Alanus, Die Pflanzenkost als Heilmittel. Berlin, Selbst-Verlag des „Deutschen Vegetarier-Vereins."

Amynter, G. v., Gerke Suteminne. Ein märkisches Culturbild aus der Zeit des ersten Hohenzollern. Zweite Auflage. 3 Bände. Breslau, Schottlaender.

Bamberger, L., National. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Becker, J. H., Saga II. Zur Deutung urzeitlicher Ueberlieferung. Leipzig, G. Fock.

Brahm, O., Schiller. In zwei Bänden. 1. Berlin, Wilh. Hertz.

Breitsprecher, K., Johanna d'Arc und der schwarze Ritter. Eine Studie über Schillers Jungfrau von Orleans. Breslau, J. U. Kern.

Byr, C., Erzherzog Karls Liebe und der Kampf um den Niederwald. Roman. 2. Bände. Stuttgart, Südd. Verlags-Institut.

Cervus, M., Im Schlösschen. — Cyane. Zwei Novellen. Breslau, S. Schottlaender.

Certl, Th., Stimmungen und Gedanken. Ein lyrisches Tagebuch. Zürich, Verlagsmagazin. (J. Schabelitz).

Davidsohn, Dr. Robert, Philipp II. August von Frankreich und Ingeborg. Stuttgart, Cotta.

Deutsche Dichtung. Herausgeber: K. E. Franzos. Bd. V Heft 1. Dresden, L. Ehlermann (enthält: Zur Erinnerung an Th. Storm, vom Herausgeber, mit zwei Gedichten aus dem Nachlass).

Davoser Wetterkarten. Monatlich herausgegeben von C. Wetzel, amtl. Beobachter der Schweizerischen meteorolog. Station Davos.

Deutsche Schlösser und Burgen. Heft 3: Die Ebernburg. Heft 4: Die Marburg. Leipzig, Voss.

Dito und Idem, In der Irre. Novellen. Bonn, Emil Strauss Verlag.

Dornblüth, Fr., Gesundheitspflege in Haus und Familie. Stuttgart, Karl Krabbe.

Fischer, A., Petőfis Leben und Werke. Eingeführt von Maurus Jókai. Mit den Portraits von Alex. und Julia Petőfi, drei Handzeichnungen von Petőfi, einem Blatte in Facsimiledruck und einer Copie der „Zwölf Punkte", des ersten censurfreien Presserzeugnisses in Ungarn. Leipzig, W. Friedrich.

Fischer, Kuno, Die Schicksale der Universität Heidelberg. Festrede zur 500 jähr. Jubelfeier. 3. Aufl. Heidelberg, C Winter.

Fränkel, A., Der Nachbar im Osten. Cultur- und Sittenbilder aus Russland. II. Hannover, Helwing'scher Verlag (Th. Mierzinsky).

Fränkel, Frau Anna und Dr. Heinrich, Der Skat verdirbt den Charakter! Berlin, Verlag von Walther & Apolant.

Für Jung und Alt. Ein Buch für's deutsche Haus. 1. Jahrg. Heft 2—6. Stuttgart, E. Hänselmanns Verlag (Süddeutsches Verlags-Institut).

Gelt, C., Geschichte Schleswig-Holsteins von der Erhebung bis zur Gegenwart (1848—1888). Altona, A. C. Reher.

Hacklländer, F. W., Der Augenblick des Glücks. Aus d. Memoiren eines fürstlichen Hofes. Mit 192 Illustr. von Fritz Bergen. Stuttgart, C. Krabbe.

Halpert, D., Litterarische Streiflichter. (1. Friederike von Sesenheim in ihrer idealen Erscheinung. 2. Antikes Element in Goethe's Iphigenie.) Breslau, Victor Zimmer.

Hardmeyer, J., Die Brünighahn. (Europ. Wanderbilder No. 130. 131.) Zürich, Orell, Füssli & Co.

Hecker, C., Das Kasernenhlümchen. Illustr. Stuttgart, K. Krabbe.

Helberg, H., Eine vornehme Frau. Zweite Aufl. Leipzig, W. Friedrich.

Hörschelmann, E. von, Culturgeschichtlicher Cicerone für Italien. - Reisende. Zweiter Band. Berlin, Fr. Luckhardt.

Holmbled, A. v., Kleine Geschichten. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Hopfen, Hans, Robert Leichtfuss. (Engelhorn's allgem. Romen-Bihliothek. V. 1. 2). Stuttgart, J. Engelhorn.

Kalender, allgemeiner, für 1889—1900 für Geschäft und Haushalt in Stadt und Land, nebst Tagebuch. Strassburg, J. H. Ed. Heitz.

Kirchhoff, A., Länderkunde des Erdtheils Europa. 56. 57. Lieferung. Prag, F. Tempsky u. Leipzig, G. Freytag.

Klössel, M. H., Die Südafrikanischen Republiken. Buren-Freistaaten. Geschichte und Land der Bnren für Deutschlands Export und Auswanderung. Leipzig, Ed. H. Meyer.

Kohut, A., Goldene Worte des Deutschen Kaisers Friedrich. Ein Vermächtniss für das deutsche Volk. Systematisch geordnet. Dresden, u. Leipzig, E. Pierson.

Königk, E. A., Unter schwarzem Verdacht. Roman. Breslau, S. Schottlaender.

Kretzer, M., Das bunte Buch. Allerlei Geschichten. Dresden, E. Pierson.

Leixner, O. v., Aesthetische Studien für die Frauenwelt. Mit d. Bildniss des Verfassers. Vierte Auflage. Leipzig, Herm. Dürselen.

Lladan, Poul, Wunderliche Leute. Kleine Erzählungen. Breslau, S. Schottlaender.

Linden, A., Aus vergangenen Tagen. Drei Erzählungen. Leipzig, C. J. Wiuter.

Lorm, Hieronym., Die beiden Töchter des Hauptmanns. Roman. Breslau, S. Schottlaender.

Mahrenholtz, R., u. A. **Wünsche,** Grundzüge der staatlichen und geistigen Entwickelung der europ. Völker. Oppeln, Eugen Frank.

Malvers, E., Ein geopfertes Herz. Roman. Breslau, S. Schottlaender.

Marryat's Romane. Lieferung 14. Berlin, C. Zieger Nachf.

Meschtschersky, W. Fürst, Die Kursistin oder Weibliche Studenten. Roman. 2. Bände. Breslau, S. Schottlaender.

Meyers Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens. Vierte Auflage. Mit über 100 Illustrationstafeln. Karten, statistischen Tabellen und erläuternden Textbeilagen. Erster Band. A—Kymkos. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Mohr, Marie, Das moderne Holland. Skizzen und Umrisse aus dem Lande der Wasserhouten. Berlin W., Rosenbaum & Hart.

Offener Brief an den Königlichen Geheimen Regierungsrath Dr. Heinrich von Treitschke, ordentlichen Professor an der Universität Berlin. Von einem deutschen Israeliten. Berlin, Verlag von Walther & Apolant.

Polko, E., Im Banne der Erinnerung. Novellen. Breslau, S. Schottlaender.

Portrait-Galleric, Schweizerische. Heft 1. Zürich, Orell, Füssli & Co.

Sacher-Masoch, Seraph. — Zwei Königinnen. — Die vier Temperamente Drei Novellen Breslau, S. Schottlaender.

Sammlung gemeinverständl. wissensch. Vorträge, herausg. von Virchow u. v. Holtzendorff. N. F. III. Serie. Heft 55: Mühlhausen, A., Geschichte d. Grimm'schen Wörterbuches. Heft 56: Eyssenhardt, Fr., Die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Scherenberg, E., Kaiser Wilhelm I. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. Leipzig. E. Keil.

Schnapper-Arndt, G., Zur Methodologie socialer Enquêten. Frankfurt a. M., F. B. Auffarth.

Schmidt, L., Gudrun. Umdichtung des mittelhochdeutschen Gudrunliedes [Ganz modernisierend!]. Wittenberg, R. Herrosé.

Schwebel, O., Geschichte der Stadt Berlin. Lief. 8—10. Berlin, Brachvogel & Ranft.

Sello, G., Potsdam und Sans-Souci. Forschungen und Quellen zur Geschichte von Burg, Stadt u. Park. Breslau, S. Schottlaender.

Sologhub, W. A., Bitteres Glück. Roman. Breslau, S. Schottlaender.

Stocke, L., Erzählungen aus der neuen Geschichte. 12. Aufl., Oldenburg, Gerh. Stalling.

Storm, Th., Der Schimmelreiter. Novelle. Berlin, Gebr. Paetel.

Telmona, K., Weibliche Waffen. Roman. Dresden, E. Pierson.

Timotheus, Zwei Jahre in Abyssinien. Zwei Theile in einem Bande. (Armenische Bibliothek. Herausg. von A. Joannissiany. VIII. IX.) Leipzig, W. Friedrich.

Tourette, G. de la, Der Hypnotismus u. d. verwandten Zustände vom Standpunkte d. gerichtlichen Medicin. Autor. Uebersetzung Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Trönner, Rich., Lieder und Balladen. Kassel, A. Baier & Co.

Tschudi, J. v., Der Tourist i. d. Schweiz u. d. angrenz. Süd-Deutschland, Ober-Italien u. Savoyen. 30., neu bearbeitete Auflage, Zürich, Orell, Füssli & Co.

Vely, E., Sport. Roman. Breslau, S. Schottlaender.

Vogel, Th., Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. Leipzig, B. G. Teubner.

Waldemar, H., Minnis Leidan und Freuden. Erzählung f. d. weibl. Jugend. Erlangen, Palm & Enke.

Wallroth, W., Der Gladiator. Roman aus der Zeit Kaligulas. Leipzig, Wilh. Friedrich.

Wedde, Joh., Theophilus, das Faustdrama des deutschen Mittelalters. Uebersetzt und mit Einleitung versehen. Hamburg, H. Grüning.

Wehl, F., Theodor Storm. Ein Bild seines Lebens und Schaffens. Altona, A. C. Reher.

Werner, M., Durch Mittheilung zum Verständniss, durch Verständniss zur Zufriedenheit. Eine philosoph. Skizze. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter) i. Comm.

Wildmann, J. V., Die erste Nacht oder die letzten Conseqnenzen. Nachspiel in einem Act zu „Galeotto". Breslau, S. Schottlaender.

Zelse, H., Aus dem Leben u. d. Erinnerungen eines norddeutschen Poeten. Altona, A. C. Reher.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1888cr. Frische Füllung. 1888cr.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58,20 R.
Mühlbrunn .	40 „
Schlossbrunn	41,8 „
Theresienbrunn	47,1 „
Neubrunn . .	47,3 „
Marktbrunn .	34,5 „
Felsenquelle .	47 „
KaiserKarls-Qu.	33,4 „
Kaiserbrunn.	39,1 „

Karlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Die Füllingen am Apollinaris-Brunnen (Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen im Jahre 1887

11,894,000

Flaschen und Krüge.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,
LONDON,
UND REMAGEN A. RHEIN.

Band 47. — Heft 141.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

December 1888.

Breslau.
S. Schottlaender.

December 1888.

Inhalt.

Seite

Johannes Proelß in Frankfurt a. M.
Der heilige Amor. Novelle 293

R. Gerſuny in Wien.
Theodor Billroth..... 323

Ludwig Pfau in Stuttgart.
Aus der Münchener Kunſtausſtellung des Jahres 1888. (Schluß.) ... 335

Arnold E. Berger in Bonn.
„Werther", „Fauſt" und die Anfänge des „Wilhelm Meiſter." .. 353

H. Schoenknecht in Berlin.
Waltraut. Eine Erzählung aus der Zeit der Befreiungskriege... 378

Hugo Klein in Wien.
Zauberkünſte. Novelle 407

Bibliographie. 421
Illuſtrirte Geſchichte von Bayern. — Edwin Bormann's Liederhort. (Mit Illuſtrationen.) — Felix Dahn's Attila. — Die theiſtiſche Gottes- und Weltanſchauung als Grundlage der Geſchichtsphiloſophie.

Geſchichtliche Literatur. 432
Medicin und Naturwiſſenſchaft. 434
Muſikaliſche Literatur. 435
Bibliographiſche Notizen. 437

Hierzu ein Portrait von Theodor Billroth.
Radirung von L. Kühn in München.

„Nord und Süd" erſcheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunſtbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten nehmen jederzeit Beſtellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen ſind ohne Angabe eines Perſonennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerſtr. 2/3.

Beilagen zu dieſem Hefte
von
Adolph Bonz & Co., Stuttgart. (Werke von V. v. Scheffel und Karl Stiehler.)
Orell Füßli & Co., Zürich. (Europäiſche Wanderbilder).
Adolf Titze, Leipzig. (Vornehmſte Weihnachtsgeſchenke).
A. G. Liebeskind, Leipzig. (Geſchichten zwiſchen Dieſſeits und Jenſeits).
Fr. Baſſermann, München. (Jeſchaa v. Nazara).
R. Oldenbourg, München. Denkmäler des klaſſiſchen Alterthums).

An unsere Abonnenten!

Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XLVII (October bis December 1888), wie auch zu den früheren Bänden I—XLVI stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI.

elegant broschirt zum Preise von ℳ 6.— pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von ℳ 8.— pro Band.

Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140

zum Preise von ℳ 2. — pro Heft.

Einbanddecke zu Band XLVII. (October bis December 1888)

Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI.

zum Preise von ℳ 1.50 pro Decke.

Wohnung Name:

.....

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Digitized by Google

Dr. Th. Billroth.

Verlag von S. Th. Haender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLVII. Band. — December 1888. — Heft 141.

(Mit einem Portrait in Radirung: Theodor Billroth.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Der heilige Amor.

Von

Johannes Proelß.

— Frankfurt a. M. —

Daß die Liebe eine heilige Macht iſt, welche gar erbauliche Wunderdinge auszurichten vermag, ſoll auch von einem ſo profanen Autor wie ich bin nicht geleuguet werden. Wenn aber die ſchöne Leſerin etwa meint, daß der Heilige, den meine Ueberſchrift nennt, jener kleine Gott ſei, der ſchon im heidniſchen Alterthum Hymens verſchwiegener Fackelträger geweſen, ſo muß ich dieſe Annahme doch als eine höchſt ketzerhafte zurückweiſen. Denn der heilige Amor, oder wie ihn die alten Chroniken der ehemaligen Benedictiner-Abtei Amorbach im fränkiſchen Odenwald nennen, Sanct Amorus, war ein gar ernſter, geſtrenger Diener der Kirche, der das Leſen frommer Breviere dem Anblicke ſchöner Frauen weit vorzog und die einſame Kloſterzelle höher ſchätzte als das herrlichſte Brautgemach. Möge es ihm ſein heidniſcher Taufpathe in Gnaden vergeben. Der Mönch Amorus war ein ſtreitbarer Heidenbekehrer, der in der rauhen härenen Kutte ſich wohler fühlte als auf dem weichſten Pfühl, dazu aus voller Seele ein Verächter alles irdiſchen Liebesglücks und dem heidniſchen Gott ſeines Namens ſammt der Mutter desſelben, der Venus, von Herzen gram, als den ſchlimmſten und gefährlichſten Spießgeſellen des Teufels. Der heilige Amorus war dafür aber auch ein Apoſtel, und wenn er nicht ſo eifrig geweſen wäre in ſeinem Kampf gegen Heidenthum und argen Ketzerglauben, wer weiß, ob die Bewohner des alten Odenwalds überhaupt jemals gute Chriſten geworden wären. Denn damals, als der predigtgewaltige Mönch in dieſe Gegenden kam, ſteckte daſelbſt die ſündige Menſchheit, wenn anders wir den Worten

einer alten Klosterchronik Glauben schenken dürfen, „noch mitten im schlammigen Sündenpfuhl greulichen Heidenthumes."

Ob das mächtige Waldgebirge, das östlich vom Rhein und der rebenumblühten Bergstraße zwischen Neckar und Main sein weitverzweigtes Netz von bewaldeten Höhenzügen und lichten Wiesenthälern ausbreitet, seinen Namen wirklich nach dem alten Germanengott Odin oder nach seinem einst ganz besonders öden Charakter erhalten hat, diesen Streit der Alterthumsforscher und Geographen können wir hier nicht schlichten. Genug, unter den Eichen dieser öden Wälder standen einst Odins Altäre, und als die Verkündiger des Evangeliums sich daran machten, diese Eichen zu fällen und die Altäre zu stürzen, da fanden sie die Gegend über die Maßen öde; und so haben sie dies denn auch der Nachwelt treulich berichtet mit dem Bemerken, daß es erst mit dem Sonnenlicht ihrer Lehre auch licht und sonnig in dieser Gegend geworden sei. Und heute ist in der That dieser Odenwald ein gar schönes und keineswegs ödes Stück deutscher Erde, reich an landschaftlichen Reizen jeder Art, düsteren und anmuthigen, die in bunter Abwechselung den Wanderer grüßen; reich auch an Erinnerungen der Geschichte, welche der Anblick alter Abteien und Schlösser, epheuumsponnener Burgtrümmer und einsam im Waldesdunkel aufragender Opfersteine aus altersgrauer Vorzeit in des Wanderers Seele wach ruft. Und gar so öde und rauh kann schon damals, als auf diesen Steinen Opferbrände zu Allvater Odin emporstiegen, dieses Land nicht gewesen sein. Wenigstens als der Gaugraf Ruthard von Frankenberg die bewährten Heidenbekehrer Pirminius und Amorus aus dem Orden Sanct Benedicts in die noch völlig heidnische Gegend im Osten des Odenwalds rief, da blühte und reifte in diesen Thälern bereits die Rebe, wie sie es heute noch thut, und der Gau, in welchem Graf Ruthard das Ansehen von Caroli Magni Krone vertrat, trug keinen minder traulichen Namen, als wingarteiba, d. h. der Gau der Weingärten.

Heute heißt der alte Frankenberg, auf welchem die Burg des Gaugrafen Ruthard einst stand, der Gotthardsberg. Nachdem jene von Feinden zerstört worden war, wurde an ihrer Stelle dort oben dem heiligen Gotthard eine Kirche gestiftet, deren Trümmer jetzt aus dem Grün der waldigen Höhe freundlich niedergrüßen. Und drunten im Thale der Mudau die Stadt, deren Anfänge die Siedeleien der genannten Apostel gebildet haben, heißt längst nicht mehr „Maria-Münster", wie die stattliche Abtei, die an die Stelle jener ersten Gebäude dann trat und deren Räume heute dem Fürsten von Leiningen zur Residenz dienen, sondern nach jenem frommen Gottesknecht Amorus — Amorbach: ein Name, der weit und breit am Main und Rhein und Neckar den Ruf einer herrlich gelegenen Sommerfrische genießt. Jetzt herrscht hier weder Odin noch Oede; aber auch die Mönche und ihr asketischer Sinn sind aus der Gegend gewichen, und statt ihrer hat frohe Weltlust Quartiere bezogen.

Und doch ragen Heidenthum und mönchiſches Mittelalter in frommem Aberglauben auch noch in die profane Gegenwart dieſes Thals. Eine Viertelſtunde von Amorbach, nach Weſten zu, an der Stelle, wo ſich vom breiten Wieſenthal der Mudau am Fuße des Winkelbergs das enge Otterbachthal abzweigt, iſt inmitten fruchtbarer Fluren am waldigen Abhange ein kleines Kirchlein gelegen, das nach ſeines Stifters Namen die St. Amorskapelle genannt wird. An dieſer Stelle ſtand einſt die erſte Siedelei des tapferen Apoſtels. Die Sommerfriſchler im heutigen Reſidenzſtädtchen pilgern gern nach dieſer Kapelle, weil erſtens der Weg dahin ſehr ſchön iſt und zweitens ein Wirthſchaftsgebäude und deſſen Erfriſchungshalle neben dem dürftigen Gotteshaus einen angenehmen wirthlichen Aufenthalt bietet. Dem Bauernvolke der Gegend aber iſt das Kirchlein ſelber noch heute ein hochverehrtes Ziel frommgläubiger Wallfahrt. Nicht etwa weil dasſelbe beſonders werthvolle Reliquien enthielte, ſondern um eines noch größeren Schatzes willen, den es beherbergt. Inmitten des ſteinernen Eſtrichs vor dem Altare befindet ſich eine offene Stelle. Ein Eimer, der an einer Kette befeſtigt iſt, deutet darauf hin, daß ſich hier mitten im Heiligthume ein offener Brunnen befindet. Wir ſtehen vor der wunderthätigen Quelle des heiligen Amor. Hat der eifrige Mönch ſelber dieſelbe dereinſt gegraben und mit ſeinen Sprüchen geweiht? Die Geſchichte antwortet: nein. Lange bevor der Fuß eines Chriſten dieſen Boden betrat, iſt das Waſſer an dieſer Stelle der Erde entquollen, hat es heilkräftig gewirkt, iſt es Gegenſtand religiöſer Verehrung geweſen. Die damals hier ſeßhaften keltiſchen Turonen haben an dieſer Quelle ihren Göttern geopfert und, auf die Zauberkraft der Quelle vertrauend, ihr Waſſer als Heilmittel getrunken. Als Heilmittel gegen ein Leiden zwar, das ſeit Menſchengedenken von jungen Ehefrauen und deren Gatten ſehr ſchmerzlich empfunden worden iſt, wenn es ſie betraf: als Heilmittel gegen Kinderloſigkeit.

Prieſterſinn iſt aber allezeit klug. Als in der Völkerwanderung vorwärtsdringende Germanenſtämme ihren Glauben hierher verpflanzten, beließ man der Quelle ihren Ruf, nur daß ſie jetzt im Namen Friggas das Wunder that, den das Waſſer gläubig trinkenden Frauen die Sehnſucht nach einem Kindlein zu ſtillen. Als die römiſchen Cohorten dann das Germanenthum unterjochten, wurde die Quelle der Herd italiſchen Nymphenkults. Und als nun der heilige Amorus das Chriſtenkreuz unter denſelben Eichen aufpflanzte, war er auch nicht müßig; er ſprach ſeinen Segen über den Brunnen, baute ein Kirchlein darüber, und ließ ihn ſeine Wunderthaten fortan im Namen der heiligen Jungfrau verrichten. Und als Brunnen des heiligen Amor iſt ſeitdem die alte Heidenquelle der Gegenſtand eines hoffnungsfreudigen Aberglaubens geblieben.

Schon im Mittelalter drang der Ruf ihrer wunderſamen Heilkraft weit

über die Grenzen des Odenwaldes. Die Chroniken der alten Abtei Amorbach wissen von einer ganzen Reihe wohlbeglaubigter Wunderkuren zu berichten. Auch die Kaiserinnen Elisabeth und Maria Theresia von Oesterreich erprobten mit Erfolg ihre segensreiche Wirkung. Und so manche Frau zwischen Spessart und Odenwald, die auch ohne besondere Brunnenkur und auf natürlichste Weise einen Knaben zur Welt brachte: dem heiligen Amorus fühlte sie sich verpflichtet. So ist der asketische Mönch durch den Zauber des alten Heidenquells, den er christianisirte, zum Sonderheiligen aller auf Familiensegen gerichteten Frauengebete geworden. Und den Dank, der im Grunde allein dem kleinen Heidengotte mit Pfeil und Bogen gebührt, heimst auf solche Weise bequem sein christlicher Namensvetter ein. Doch das ist wiederum ein höchst heidnischer Gedanke, der gar nicht zu der Umgebung unsres Ortes passen will.

Dort auf dem Hauptaltar und hier rechts und links auf den kleinen Seitenaltären drängen sich ja geweihte Spenden, welche für treu erwiesene Hülfeleistung dem Heiligen im Lauf der Jahrhunderte in seine Kapelle gestiftet worden sind. Figuren kleiner Kinder aus Wachs und wächserne Herzen stehen neben Gebettafeln und Leuchtern, auf denen mächtige geweihte Kerzen prangen. Von all den Stiftungen die bedeutendste und ihrem Sinne nach auch deutlichste ist aber diejenige, welche links vom Altar an der Seitenwand als besonderer Kirchenschmuck auffällt. Auf einem Postament stehen da neben einander zwei Statuetten, von denen eine den Heiligen, die andere die Pietà darstellt. Unter demselben aber steht in schnörkelhaften Lettern die Stiftungsurkunde: „Dem Allerhöchsten und dem Heiligen Amor zu Amorbach, diesen zu Ehren haben diese bildnis wegen glücklich erhaltener Leibesfrucht auf Dankbarkeit Herr Christof Planer, Stadtrath zu Würzburg und dessen Frau Katharina Sabine Planer, Gebohrne Gothain hierher gestiftet Anno 1655 . . .“

Gar zu gern hätte ich etwas Näheres über diese Planerschen Eheleute erfahren und von dem besonderen Fall des in ihrer Ehe bewirkten Wunders. Ich fragte den Pförtner des Heiligthums um nähere Auskunft. Der aber schüttelte den Kopf; seine Beziehungen zu dem Gnadenort reichten nicht in frühere Jahrhunderte zurück. Doch als ich aus der kühlen Dämmerung wieder hervortrat in's warme Sonnenlicht eines herrlichen Junimorgens, da gewahrte ich durch die Felder schreitend zwei Bäuerinnen in der Tracht des fränkischen Odenwaldes, die, ein Gebetbuch in Händen und Gebete vor sich hin murmelnd geraden Wegs auf das Kirchlein zu kamen. Mit gesenktem Haupte schritten sie vorüber . . . „Heiliger Amor, bitt' für uns.“ Ja, wie vor zweihundert Jahren das Ehepaar Planer und viel früher schon so manches gläubige Gemüth, so hält auch die Gegenwart den Heiligen in Ehren. Ich wandte mich sinnend dem Waldabhang zu, welchen entlang ein lieblicher Pfad zwischen Wiese und Wald in das Otterbachthal

führt. Vor mir hörte ich fröhliches Kindergejauchze, und bald gewahrte ich abseits im Grünen ein liebliches Bild jungen vollen Familienglücks. Ein frohgemuthetes Menschenpaar war dort im Haidekraut hingelagert, und auf dem Schooße des jungen Weibes, das ihr lockiges Haupt an die Schulter des neben ihr sitzenden Mannes lehnte, kniete ein holder Bub, der mit übermüthiger Luft den jungen Vater in den Haaren zauste. Ich kannte das junge Paar. Es war gleich mir in Amorbach zu Gaste. Und wie der Mann mir neulich versicherte, hatte auch er sein Glück dem guten Genius des Ortes zu danken, freilich ohne Mithülfe der Tropfen aus dem Quell. Seine junge Frau war bleichsüchtig gewesen und hatte sich vor zwei Jahren in der guten Luft dieses Thales bei längerem Aufenthalt gründlich erholt. Seitdem blühte sie wie eine Rose — und mit ihr seit einem Jahre das Röslein, das sie inzwischen dem Gatten geschenkt.

Ich wandte mich um. Vor mir lag das Kirchlein, aus dessen Thüre eben die beiden Wallerinnen traten, und hinter demselben dehnte sich das herrliche im Grün thaufrischer Wiesen blitzende Thal, umrahmt von Bergen, auf deren unteren Abhängen Weingärten sich hinzogen, bis der Wald begann. Der zog sich hinauf bis zur Spitze des Gotthardberges, aus dessen Buchengrün die Trümmer des zerfallenen Klosters niedergrüßten. Und während das Lachen und Jauchzen der glücklichen Menschenkinder zu mir herüberklang, und das Singen der Vöglein in den Zweigen, das Rauschen des Waldes und das fröhliche Geplauder des Baches neben mir sich mit jenen zu einem Jubelhymnus auf die Schönheit dieser Natur vereinigte, war mir's plötzlich, als rage dort oben das Nonnenkloster in seiner einstigen Vollkommenheit empor, und die Kapelle des heiligen Amor sei um zweihundert und etliche Jahre jünger als heute, und durch das Feld dort schreite daher eine schlanke blasse Frau, des Würzburger Rathsherrn Christoph Planer ehrbares Ehegemahl Sabine, um dort im Kirchlein aus dem Brunnen andächtig zu schöpfen.

* * *

Als Herr Christoph Planer im Jahre 1649, da er eben erst wenig Wochen über dreißig zählte, sich mit der lieblichen Sabine, des Schultheißen Alois Gothaer einziger Tochter, in seiner Vaterstadt Würzburg vermählte, pries er gegen Jedermann sein Glück, das ihm kaum noch etwas zu wünschen übrig lasse. Und Jedermann stimmte ihm bei, denn er hatte in der That viel Ursache zu solch frohem Geständniß. Noch jung an Jahren und eine weite Zukunft vor sich sehend, war er frühe bereits zu Amt und Würden in der stolzen Gemeinde der alten Bischofsstadt gelangt, deren Ansehen und Bedeutung in stetem Wachsthum begriffen war, seit der Bischof Herr Echter von Mespelbrunn in ihr die Hochschule gestiftet hatte,

deren mediciniſche Facultät ſchon damals weit und breit eines glänzenden Rufs ſich erfreute. Der große Krieg, obgleich ſeine Stürme die Stadt keineswegs unberührt gelaſſen, hatte dem Aufblühen derſelben doch keinen Abbruch gethan. Namentlich aber hatte das Geſchäft, welches wenige Jahre zuvor Herr Planer von ſeinem Vater übernommen hatte, die Weingroßhandlung von J. Planer und Sohn, welche von Alters her einen weitverzweigten Verſand der berühmten Würzburger Stein- und Leiſtenweine theils in Rechnung des biſchöflichen Rentamts, theils auf eigene beſorgte, unter den Kriegsläuften keinen Schaden genommen, ſondern ſogar von dieſen beſonderen Nutzen gezogen. Denn nicht umſonſt rühmt das Sprichwort den Frankenweinen nach, daß ſie die vortrefflichſten Krankenweine der Welt ſeien. Und mit dem Rufe der Würzburger Aerzte hatte ſich auch der Ruf ſeiner Weine über die Grenzen des ſo arg zerriſſenen Reiches deutſcher Nation verbreitet. Auf manchem Schlachtfeld, in manchem Feldlazaret hatte die Kraft des einen zu Wege gebracht, wozu die Kunſt der andern nicht ausreichte. Und jetzt war es Frieden. Planers Geſchäft blühte bei den geſicherteren Verkehrsverhältniſſen nun erſt recht, und in das blühende Hausweſen führte er die blühende Gattin ein, an die ihn aufrichtige Herzensneigung feſſelte, die ihm aber auch Gut und Ehre mit in's Haus brachte.

Wahrlich, Herr Chriſtoph hatte nicht nur das Recht, ſondern auch die Pflicht, mit ſeinem Loofe zufrieden zu ſein. Aber ſchon nach Jahresfriſt war die Zufriedenheit einer heimlichen Mißſtimmung gewichen, ohne daß ſich an all den ausgeſucht günſtigen Lebensverhältniſſen etwas ſichtbarlich geändert hätte. Sie waren ſammt dem jungen Ehepaare um ein Jahr älter geworden und hatten dabei nur gewonnen. Auch die liebliche Frau Sabine. Was in ihr, da ſie noch Mädchen, nur als Knoſpe geſchlummert hatte, war zur Blüthe gelangt; ihr ganzes Weſen war reifer geworden, und ihre Züge ſpiegelten dieſe Entwickelung wieder. Und doch — auch in dieſen konnte ein kundiges Auge, das ſie in unbewachten Momenten belauſchte, Spuren ſtillen Leids und heimlich nagender Sorge entdecken.

Mann und Frau ſehnten ſich nach einem Kinde, und die Sehnſucht war in dieſem erſten Jahr ihrer Ehe unbefriedigt geblieben.

Und zwar trat dieſe Sehnſucht bei Herrn Chriſtoph Planer mit noch viel größerer Ungeduld hervor, als ſie ſonſt wohl jedem geſunden Gatten von der Natur als elementarer Trieb in die Seele gelegt iſt. Eine eigenthümliche Verkettung von Umſtänden verſchärfte in ihm das ideelle Verlangen nach einem Leibeserben durch Geſichtspunkte ſehr materieller Art. Der älteſte Bruder ſeines Vaters, ein gelehrter Arzt, der als einer der erſten die Kunſt des Hippokrates an der Würzburger Hochſchule lehrte, hatte, als er vor etwa zwanzig Jahren kinderlos geſtorben war, die größere Hälfte ſeines ſehr anſehnlichen Vermögens der Univerſität als Stiftung vermacht und damit ſeine Angehörigen direct enterbt. Dagegen hatte er doch für deren Intereſſen, freilich in ſeinem Sinne, durch ein beſonderes Legat von

beträchtlichem Werthe gesorgt. „Damit", hatte es in seinem Testamente geheißen, „die männlichen Sprossen meiner Familie ihres Oheims und zugleich des höheren Berufs tüchtiger Männer zur Pflege der Wissenschaft eingedenk bleiben, seien die Zinsen der folgenden Summe der Nutznießung eines jeden meiner Neffen und Urneffen, der die Heilkunde und Arzneiwissenschaft zu seinem Studium und seinem Berufe erkürt, in alle Ewigkeit, so lange als der männliche Stamm meiner Familie nicht ausstirbt, zu überlassen." Und nicht nur in Baarem hatte der gelehrte Sonderling auf solche Weise für die künftigen Enkel seines einzigen Bruders, des Vaters unseres Christof Planer gesorgt, sondern es war auch an das ganze größere Vermächtniß für die Hochschule die Bedingung geknüpft, daß deren Verwaltung jeder Zeit, wenn gefordert, einem Planer seines Geschlechts, der seine medicinischen Examina in Ehren bestanden, einen Lehrstuhl an der Hochschule und eine Stelle im Julius-Hospitale schaffen und ihn aus den Zinsen des Capitals in angemessener Weise besolden müsse.

Der erwartete Sohn des Herrn Christoph Planer wäre also gewissermaßen als ein wohlbestallter Professor der Universität Würzburg zur Welt gekommen. Und vor der Phantasie des jungen Ehemanns war an die hundert Mal schon das Bild seines Erstgeborenen, angethan mit dem Purpurtalar und der goldenen Kette der Universitätsdekane, erschienen. Das war doch noch etwas anderes als die hohe bürgerliche Würde, die ihm das Glück wie spielend zugeworfen, die eines Rathsherrn der städtischen Gemeinde seiner Vaterstadt. Das Geld seines Oheims reizte nicht seine Begierde, wohl aber die Ehre, die durch das Geld des seltsamen Grillenfängers seinem Geschlechte so gut wie gesichert war, das Glück, daß je einem seiner männlichen Nachkommen der Weg zur Universität und ihren Ehrenämtern geöffnet und geebnet war. Und nun blieb der mit solchen Hoffnungen erwartete Erstgeborene aus!

So ging es im ersten Jahre. Und schlimmer ging's im zweiten. Die schöne Eintracht zwischen den Ehegatten begann immer mehr ihr Gleichgewicht zu verlieren. Mehr aber noch als äußerer Zwist drohte innerer Gram das scheinbar für ewig begründete Glück dieser Ehe zu zerstören. Denn Frau Sabine gehörte zu jenen innerlichen Naturen, denen es nicht gegeben ist, den Sorgen ihres Gemüths in lauter Rede Luft zu machen. Und der junge Rathsherr, der, lebhafteren Temperaments, durch die schweigende Duldsamkeit der Gattin sich gerade erst recht zu lebhafter Aussprache seines Unmuths hingerissen fühlte, begann den geräuschvollen Verkehr mit seinen Standesgenossen auf der Herrenbank und die zerstreuende Unterhaltung mit weinfrohen Geschäftsfreunden dem Umgang mit seiner Frau vorzuziehen, deren stumme Seufzer ihm die Lust an Speise und Trank benahmen.

Da, im dritten Jahre erfüllten die Heiligen, die es anging, das beständige Gebet der jungen Frau, die leidenschaftlichen Wünsche des Mannes.

Sie durften ein Kindlein erwarten. Die Gevattern und Baſen unterhielten ſich lange vor ſeiner Geburt von ihm nicht anders als von dem jungen Profeſſor. Und was dieſe laut beredeten, das beſprachen leiſe in traulicher Seligkeit die Gatten ſelber. Die Wochen vergingen, die Tage wurden gezählt, ſchließlich die Stunden. Und dann kam ſie, die große Stunde, welche die Erfüllung unzähliger heißer Gebete der Mutter, unzähliger ungeduldiger Gedanken des Vaters brachte: der Erſtgeborne hielt ſeinen Einzug in die Welt — doch nein, das Kind war kein Knabe, ſondern ein Mädchen . . . Nur ein Mädchen!

„Nur ein Mädchen!“ Ja, war es denn möglich! Wohl ſelten hat eine Mutter dieſen Seufzer mit ſo ſchwerem Ernſt ausgeſtoßen wie die arme, in ihres Gatten Seele ſo ſehr enttäuſchte Frau Sabine. Und noch nie vielleicht hat ein Vater die ihm geborene Tochter ſo ganz ohne Dankbarkeit und Liebe begrüßt, wie der in ſeinem innerſten Stolz getroffene Rathsherr Chriſtof Planer. Er wollt' es anfangs nicht glauben. Ein Mädchen! Er hatte ja, ſeit er verheirathet, nie daran gedacht, daß außer Buben auch eine mindeſtens gleiche Zahl von Vertreterinnen des ſchönen Geſchlechts auf die Welt kommen. Was hier und da ein Vater, der aus Voreingenommenheit für das ſtärkere Geſchlecht durchaus auf die Geburt eines männlichen Sproſſen rechnete, vorübergehend an Enttäuſchung empfinden mag, wenn ihm das Schickſal einen Strich durch dieſe Rechnung macht, das ſetzte ſich in Planers Seele feſt und wurde zur Antipathie gegen ſein eigen Blut.

Er war ſo ſtolz geweſen, hatte ſich ſchon ſo ſicher im Beſitz des erwarteten Sohnes gefühlt, daß er meinte, nun zum Spott aller ſeiner Bekannten geworden zu ſein. Wohl hegte die Mutter das ſüße zarte Geſchöpf mit inniger Liebe und Sorgfalt; aber war dieſes bei der Geburt ſchon ſchwächlich geweſen, ſo konnte die Pflege, die ihm ſeine im Innerſten verhärmte Mutter zu bieten im Stande war, nicht die nöthigen Kräfte ihm zuführen, und gleichſam wie eine Blume, der die Sonne fehlt, ſiechte das der Vaterliebe beraubte Kind allmählich hin und ſtarb . . .

* * *

Die junge Rathsherrin war als Mädchen ein fröhliches Weltkind geweſen, deſſen rothe Wangen ſeine roſenfarbne Sinnesart widerſpiegelten. Wohl war Sabine als gut erzogenes Bürgerkind gewöhnt, regelmäßig zur Kirche und Beichte zu gehen; aber einfältigen Herzens vollzog ſie, was die kirchliche Sitte ihr vorſchrieb, ohne im übrigen viel über die heiligen Dinge zu grübeln und mit den Heiligen im Himmel und ihren hochwürdigen Vertretern auf Erden in directe Verbindung zu treten. Als ihr jedoch nun der Tod das zarte Geſchöpf entriß, das ihres Mannes Züge in lieblicher Verkleinerung getragen hatte, da ging eine tiefe Wandlung in ihrer Seele vor. Der Verluſt des Töchterleins erſchien ihr wie ein Gottesgericht, das

ſie und ihren rauhen Gatten nur allzu verdienter Weiſe getroffen habe als Strafe für den Mangel an aufrichtig dem Herzen entſtrömender Freude über dies Himmelsgeſchenk. Wohl hatte ſie das hülfloſe Kleine treu gehütet an ihrer Bruſt, wohl hatte ſie es mit inniger Hingebung geliebt; aber mit quälendem Schuldbewußtſein mußte ſie immer und immer wieder des Seufzers der Enttäuſchung gedenken, mit welchem ſie bei ſeiner Geburt die Nachricht aufgenommen, daß es kein Knabe ſei. Sie hatte ſich des ſo ſehnſüchtig erwarteten Kindes in der Stunde, da es ihr geſchenkt wurde, ſo recht von Herzen eben doch nicht erfreut.

Schwerer aber trug ſie an der Schuld des Mannes, dem ſie es unter Schmerzen geboren hatte, litt ſie unter der Nachwirkung dieſer Erfahrung auf ihre Liebe, ihr eheliches Glück. Er hatte ihr doch gar zu wenig Dank gewußt für die koſtbare Gabe. Konnte er ſie ſelbſt dann wahrhaft aufrichtig lieben? Ja, ſie fühlte es; auch jetzt wurde er, trotz der Aufmerkſamkeiten, an denen es Chriſtoph der kranken Gattin gegenüber nicht fehlen ließ, des Umgangs mit ihr nicht froh. Wenn er neben ihrem Bette ſaß, irrte ſein Auge unſtet im Zimmer umher; und wenn ſie verſuchte in ſeinem Blick einen Strahl ſeines Herzens zu finden, flog es ſie kalt an; die alte Wärme, die ſie ehdem daraus angegluthet, war aus ſeinem Weſen gewichen, das die Kunſt der Verſtellung nicht kannte.

Ob er ſich ſelber ſchuldig fühlte, konnte ſie nicht ergründen. Der Ausdruck ſeiner Züge war wohl finſter und trübe, zeigte aber nichts von den Spuren der Reue. Es war ihr, als ſei alle Liebe in ſeinem Herzen erſtarrt und als zwinge er ſich nur aus Schonung für ſie, es nicht geradezu merken zu laſſen. Seine feineren Empfindungen auseinanderzuſetzen, ſie in wohl gefügte Worte zu kleiden, das war freilich ſeine Sache nie geweſen. Und ihn direct daraufhin anzureden, ihre innerſte Herzensmeinung über die gemeinſame frevelhafte Schuld ihm zu offenbaren, hierfür fehlte ihr wiederum der rechte Ausdruck, fand ſie nie die paſſende Stunde. So verſenkte ſie ſich immer mehr in dieſe Welt quälend-reuevoller Betrachtungen; ſie fühlte ſich täglich mehr einſam und friedlos in ihrem doch ſo reichlich mit irdiſchen Glücksgütern ausgeſtatteten Haushalt.

Als ſie ſo weit geneſen war, daß ihr der Arzt den erſten Ausgang geſtattete — Monate lang hatte ſie das Zimmer hüten müſſen —, machte ſie ſich daher eiligſt auf den Weg nach der Kirche, in der ſie einſt in ſchönerer Zeit getraut worden war. Es drängte ſie, ihr verhärmtes Herz durch eine umfaſſende Beichte zu entlaſten. Der junge Prieſter aber, dem ſie ſich im dunkel verhangenen Beichtſtuhl anvertraute, vermochte ihr nicht Licht noch Troſt zu bieten. Was verſtand auch der Coelibatär von den Sorgen ihres geängſtigten Herzens! Auferzogen in einer Anſchauung, welche den hohen Beruf der Ehe mißachtet, hatte er keine Milde für die Selbſtvorwürfe der jungen Mutter, die zu denſelben obenein nur ungeſchickte Worte fand. Alle fleiſchliche Luſt ſei Sünde und müſſe hier oder dort

gebüßt werden. Sie habe ihr Herz verwirren laſſen durch ſündige Liebe und es abgewendet von dem allein ſelig machenden Bräutigam eines frommen Frauengemüths, Jeſus Chriſtus. Und eine Sünde gebäre die andre. Daß ſie der heiligen Jungfrau nur kärglichen Dank geſpendet für das Gnadengeſchenk, mit welchem dieſe ihren Leib geſegnet, das ſei ſchwerer Frevel, und nur harte Kaſteiung und nachhaltige Buße könne die große Schuld, die ſie mit ihrem Gatten theile, mindern. Fleißig beten ſolle ſie und nicht die Meſſe über den Nichtigkeiten der Tagesnothdurft verſäumen. Die Luſt des Lebens müſſe ſie verachten lernen und dem Wohlleben, wie es leider in der Bürgerſchaft Würzburgs immer mehr einreiße, ſolle ſie willensſtark entſagen; auch ihren Mann abhalten, eitler Genußſucht zu fröhnen. Nur die Zerknirſchung der Seele bei ſtrenger Zucht des Körpers könne ihr lange Strafe im Fegefeuer erſparen.

Als die Verſchüchterte den Heimweg antrat, war ihr das Herz noch ſchwerer, als es ihr beim Eintritt in die Kirche geweſen war. Kaum hatte ſie den Muth, ſich an dem warmem Gruß der herbſtlichen Sonnenſtrahlen zu weiden, den ſie ſo lange entbehrt und deſſen Schimmer der lebensfreudigen Farbenpracht der rothen Geranien und bunten Levkojen auf den Fenſterſimſen der Bürgerhäuſer, die ſie entlang ſchritt, erhöhten Glanz verlieh. Ihr war es wohl herbſtlich, aber nicht ſonnig zu Muthe. Dem freudigen „Grüß Gott“ der ſie begegnenden Bekannten wich ſie wie eine Verfehmte aus, während brennende Thränen ihre Augen netzten.

Inzwiſchen war Planer nach Hauſe gekommen, und die Nachricht, daß ſeine Frau auf Erlaubniß des Arztes den erſten Ausgang hatte wagen dürfen, hatte ſein Herz mit aufrichtiger Freude erfüllt. Dasſelbe war überhaupt ſchon feſtlich gehoben. An ihm hatte die herrliche Herbſtſonne, die nun ſchon ſeit Wochen dieſelbe Glorie entfaltete, für deren Glanz die kranke Sabine ſo unempfänglich war, Wunder gewirkt. Was ſonſt der Sonne des Lenzes nachgerühmt wird, daß ſie trübſelige Herzen der Hoffnung erſchließe und des Glaubens an die Vergänglichkeit aller Trübſal ſelig mache, dies holde Zauberwerk hatte in ihm die Sonne des Herbſtes bewirkt. Nicht umſonſt war er Weinbergbeſitzer, und dies Jahr ein Weinjahr ſonder Gleichen. Er kam von der Ernte aus ſeinen Weingärten auf der andern Seite des Mains, und das Ergebniß derſelben ſchien in der That die höchſten Erwartungen, welche das günſtige Frühjahr geweckt, noch zu übertreffen. Er meinte in ſeinem biederen Sinn, daß der Segen, der in ſeinen weithin ſich dehnenden Geländen auf den Höhenzügen am Main, auf Leiſten und Stein, ſo reiche Ernte gezeitigt, ihm von der Vorſehung zugewandt worden ſei zur Entſchädigung für die fehlgegangenen Hoffnungen, die ihn als Familienvater betroffen. Er habe vom Schickſal zu viel auf einmal verlangt, und dafür ſei er beſtraft; aber verzweifeln wolle es ihn auch nicht laſſen, darum lehre ihm dieſer Herbſt, daß nach der Mißernte im einen Jahr die gute im andern folge. Wenn nur ſeine Frau erſt wieder wohl-

auf sei, dann solle ihm auch in der Ehe das verloren gegangene Glück neu erblühen. So überkam der Frohsinn, welcher die bei der Arbeit singenden Winzer und Winzerinnen beseelte, auch ihn. Den unter den Burschen und Mädchen kreisenden Krügen mit dem goldenen Naß des Vorjährigen sprach er heiter zu und brachte manch herzhaften Schluck dem Herbste dar, der die Trauben so goldbraun gefärbt und so feurig angehaucht hatte, daß der aus ihnen zu kelternde Trank noch nach Jahrzehnten den Ruhm solchen Weinjahrs verkünden würde. Und als es dann im Zuge heimwärts ging, die mit den hochgefüllten Bütten beladenen Wagen voran, neben diesen die mit Weinlaub und Asterſträußen geschmückten Arbeiter und Mägde jubelnd und jauchzend, da hatte er in heller Herzensheiterkeit eingestimmt in das Lied der frohgemuthen Schaar:

„Zu Klingenberg am Main,
Zu Würzburg an dem Stein,
Zu Bacherach am Rhein —
Hab' ich in meinen Tagen
Gar oftmals hören sagen —
Soll'n sein die besten Wein'!"

In solcher Laune war er nach Hause gekommen und hatte hier zu seinem freudigen Erstaunen gehört, daß Sabine in seiner Abwesenheit den ersten Ausgang, nach langer Haft in dumpfer Krankenstube, unternommen habe. Nun trat er ihr in der breiten Wölbung des Thorwegs entgegen, als sie in so ganz anderer Stimmung von der Kirche und der so traurig verlaufenen Beichte zurückkehrte.

„Grüß Dich Gott, Fraule! Wie schade, daß wir uns verfehlt haben! Warst mir entgegengegangen, Schatz?" lachte er ihr entgegen und küßte sie in überwallender Rührung. „Hättest die Wagen mit den Trauben sehen sollen, das ist eine Ernte heuer! Und daß Du gerade an diesem Tage Deinen Wiedereintritt in's gesunde Leben feierst, das laß uns als gute Vorbedeutung begrüßen. Der Himmel meint es doch gut mit uns, und wir dürfen nicht mit ihm hadern," sprudelte er weiter hervor, während er die Gattin, traulich den Arm um ihre Hüfte legend, hinaus in den Garten führte. Wie er aber nun hier seine Sabine im Lichte der untergehenden Sonne schärfer in's Auge zu fassen vermochte und in ihr bleiches verweintes Angesicht schaute, verstummte er plötzlich. Besorgt strich er ihr über die Stirn und suchte, ihr Kinn unterfassend und so ihr Antlitz zu sich emporhebend, in ihren Zügen zu lesen. Wie gern hatte er dies früher gethan, in eben diesem Garten, noch im vorigen Herbst; und wie gut hatte er sonst Sprache und Schrift zu lesen verstanden! Jetzt waren sie ihm fremd geworden.

„Ei Kind, wie siehst Du mir aus? Ist das der Blick einer Gesundeten? Du frierst und zitterst. Der erste Ausgang hat Dich angegriffen. Was — gar Thränen? . . An solch frohem Ehrentage?"

„Ich war in der Kirche, Chriſtoph . . . Der Gang hat mich ernſt geſtimmt . . ."

„Damit hätteſt Du doch wohl warten können, bis Du völlig geſund biſt. In der kalten Grabesluft . . ."

„Mann, ſprich nicht ſo gottlos. Mußte ich nicht nach all der Trauer den Beiſtand Gottes ſuchen?"

„Ei Liebſte, den findeſt Du auch hier — im Freien — in unſeren Weingärten, wo die Sonne in's Herze hineinſcheint."

„Chriſtoph, Du läſterſt. Ich beichtete, denn wahrlich, wir haben viel zu bereuen. Und nun führſt Du ſo läſterliche Reden. Du ladeſt den Zorn des Höchſten auf Dich!"

„Und Du verſündigſt Dich an dem Glück, das uns der Höchſte gewährt. Iſt das ein Geſicht, wie man es dem Gatten in ſolcher Stunde entgegenbringt? Spricht ſo die Frau eines Weingärtners am Erntetage? . . . Sabine, Sabine! Sei doch wieder die alte junge lebensluſtige Gattin des Chriſtoph Planer. Du biſt noch nicht ganz geneſen. Komm, ich geleite Dich hinauf, Du bedarfſt der Ruhe. Und morgen früh ſtehſt Du dann mit froherem Antlitz auf und überläßt das Bußepredigen den Pfaffen!"

Sabine ſah traurigen Blickes zu ihm empor und ſchüttelte ſchweigend das Haupt. Als er ſie hinaufführte unter Worten zärtlicher Fürſorge, da fühlte er, wie ſie ſich an ihn ſchmiegte. Sie empfand es wohl, daß es von ihr Unrecht war, dem treuen Manne in ſolcher Stunde, die ihm das Recht zu doppelter Freude gab, ſo kopfhängeriſch entgegenzutreten und die gute Stimmung zu verderben; aber in ihrem Herzen tönte noch des Prieſters Warnung vor eitler Weltluſt nach, und mit heimlichem Entſetzen ſah ſie den Gatten ſogar mit ſeinem Berufe ganz im Banne derſelben.

Planer legte dem aufgeregten Weſen ſeiner Frau kein zu großes Gewicht bei. Er fand es begreiflich genug, daß ein erſter Ausgang in der friſchen Herbſtluft auf die kaum Geneſene nicht ohne derartige Wirkung geblieben war, und die religiöſe Richtung ihrer Exaltation war durch den Beſuch der Kirche und die Beichte hinreichend begründet.

Das arme Weib aber — bar allen Troſtes, durch die Strenge des Beichtvaters einer natürlichen Anſchauung des Lebens noch mehr entfremdet, mißverſtanden von dem Manne ihrer Liebe gerade im Drange, das Rechte zu thun und zu rathen — fiel in ihrem Gemach verzweifelnd vor dem Betpulte nieder und weinte bitterlich.

* * *

In dieſem Herbſt und im folgenden Winter gab es in den Kellereien und Geſchäftsräumen des alten Würzburger Weinhauſes Planer und Sohn noch mehr als gewöhnlich zu thun. Herr Chriſtoph hatte wenig Zeit, ſich ſeiner Gattin zu widmen; mußte er doch als Rathsherr auch noch den Angelegenheiten der Stadt und der Gemeinde manch koſtbare Stunde des

Tags und des Abends opfern. Ueber den Arbeiten und Berathungen mit den Fäßlern und Küpern, die in seinen Diensten jetzt alle Hände voll zu thun hatten, den Rechnereien nnd Regiſtraturen am Contortiſch, dem brieflichen und mündlichen Verkehr mit ſeinen Geſchäftsfreunden und ſchließlich den Acten des Magiſtrats fand er kaum eine ruhige Stunde des Mittags und Abends für die nöthigen Mahlzeiten; und kam er dann endlich znr Raſt, ſo hatte er einen derart rechtſchaffenen Hunger zu ſtillen und war ſo erfüllt vom Nachklang ſeiner Erlebniſſe im Geſchäft und im Rathhaus, daß er kein ſonderlich ſcharfes Auge dafür hatte, wie in ſich gekehrt und wortkarg ſeine Sabine neben ihm hinlebte. Aber manchmal fiel ihm ihr ſtrenges ernſtes Weſen doch auf; wenn er ihr zum Beiſpiel die Ausſichten einer neu eingegangenen Geſchäftsverbindung leuchtenden Auges auseinander ſetzte und nichts zur Antwort erhielt als ein herbes erzwungenes Lächeln, oder wenn er ihr — aufathmend von der Arbeit — vom jungen Wein mit tüchtigem Schlucke zutrank, ſie aber den perlenden Labetrank nur mit Ueberwindung zu den geſchloſſenen Lippen führte, als hätte ſie einen Giftbecher zu leeren. Dann brach es wohl halb zornig, halb auch mitleidig von ſeinen Lippen: „Sabine! Sabine! Willſt Du denn für immer den Kopf hängen laſſen? So bekommſt Du Deine rothen Wangen nicht wieder. Auf, zugetrunken! Krankenwein iſt Krankenwein! — gewiß! Aber tropfenweis wie leibhaftige Medicin ſoll er nicht eingenommen werden, trinken muß man ihn. Frag' nur drüben im Juliushospital nach oder im Bürgerſtift!"

Allmählich wurde jedoch auch er gewahr, daß der durch kirchlichen Einfluß in die Seele ſeines Weibes gepflanzte asketiſche Sinn dieſes ihm immer mehr entfremdete, und daß nicht die Nachwirkung der überſtandenen Krankheit allein die Schuld trug, daß die einſt ſo blühende Sabine an Körper wie Geiſt immer mehr dahin ſiechte. Auch fehlte es nicht an guten Freunden, die ihn theilnehmend nach der Urſache der gänzlichen Umwandlung ſeiner Frau fragten; nicht an vorwurfsvollen Anſpielungen Seitens der Familie derſelben, mit welcher er vorher im beſten Einvernehmen gelebt hatte. Das zehrte an ſeinem urwüchſigen Optimismus, welcher vom nächſten Tage immer das Beſte hoffte und durch den Aufſchwung ſeines Geſchäfts eben erſt eine ſo ausgiebige Kräftigung erfahren hatte. Mit Unruhe und Sorge ſah er die Frühlingszeit herankommen, die er ſonſt während des Winters — wie oft! — herbeigewünſcht hatte, die Zeit, in der er ſeit Uebernahme des väterlichen Geſchäfts gewohnt war, ſein Haus auf längere Zeit zu verlaſſen, um die wichtigſten Abmachungen ſeines geſchäftlichen Verkehrs an Ort und Stelle mit ſeinen Kunden zu regeln. Dieſe Geſchäftsreiſe war an ſich ſo übel nicht. Im Gegentheil, ſie hatte ihm immer — wie dies die ſchöne Jahreszeit und die Eigenart ſeines Geſchäfts mit ſich brachte — eine Fülle fröhlicher Abenteuer und heiterer Eindrücke vermittelt. Aber mehr und mehr überkam ihn mit der Ausſicht auf die nahende

Frühlingsreisezeit das Bewußtsein, wie winterlich öde er diesmal sein Heim, sein Weib zurücklassen sollte, wie wenig Aussicht sich zeigte, daß es im Gemüth seiner Sabine wieder voller Lenz werde. Immer schwerer trug er an der Wahrnehmung, wie sie, einst seine heitere Gefährtin in so vielen seligen Wochen, jetzt alle Freude am Leben und an ihm, dem Lebenslustigen, verloren hatte. Eines Abends war er, müd und marode wie immer, aus einer Rathssitzung heimgekehrt und suchte sich durch allerhand Mittheilungen von dem, was ihm der Tag gebracht hatte, zu zerstreuen; Sabine aber, welche er gerade im Gebet gestört hatte, fand wiederum keine andere Antwort, als die feierliche Mahnung, doch in seinen so gar weltlichen Geschäften nicht so ganz aufzugehen. Da riß ihm endlich die Geduld, und er sagte es ihr einmal frei von der Leber weg, daß er solche Ansicht und solch betschwesterliches Gebahren an seiner Frau nicht dulden könne noch wolle. Fasten nnd dreimal des Tages zur Andacht laufen — das gehöre in's Kloster, aber nicht in einen bürgerlichen Haushalt, der gedeihen solle. Weit gottgefälliger sei es nach seiner Ansicht, tüchtig im Geschäft zu sein und durch Arbeit den Hausstand zur Blüthe zu bringen, als über Litaneien und Psalmodeien Amt und Beruf zu vernachlässigen. Wenn sie nur ein Kind hätten, dann würde sie wohl auch von dieser Ansicht durchdrungen sein. Das sei seine Strafe; er habe, irregeleitet durch seinen Hochmuth, des so bald verstorbenen Kindleins, das sie ihm geschenkt, zu wenig geachtet. Wenn sie aber glaube, seinen begangenen Fehler damit auszugleichen, daß sie jede Liebe und Freude aus dem Hauswesen verbanne, dann irre sie schwer. Jeder Mensch — so Mann als Weib — habe Pflichten zu erfüllen, nicht im Jenseits, sondern hier auf Erden. Ihre Pflicht aber sei es, ihm eine treu theilnehmende Lebensgefährtin zu sein. Was sein Beruf sei, und was sie mit ihm zu theilen habe, das sei ihr bekannt gewesen, als er sie um ihre Hand gebeten. Aber freilich, wie sollte sie ihren häuslichen Pflichten genügen, wenn sie ihre Gesundheit vernachlässige, faste und sich kasteie, wo sie doch im Gegentheil ihres von der Krankheit geschwächten Leibes warten sollte, damit er sich vollends erhole? „Am guten Tag sei guter Ding' und den bösen nimm auch für gut," stehe in der Bibel, und dort könne sie auch lesen, daß der Wein berufen sei, des Menschen Herz zu erfreuen. Sie könne stolz sein, einen Mann zu haben, dessen Geschäft sich mit so edler Waare befasse. Er könne ja am besten beurtheilen, daß der Wein nicht nur eine Freude der Schlemmer, sondern auch ein Labsal des arbeitenden Bürgers, eine Erquickung der edelsten und erlauchtesten Geister, ein wunderbar wirkendes Heilmittel für Sieche und Kranke sei!

Der entrüstete Rathsherr sah mit Entzücken, daß seine gewaltige Ansprache nicht ohne Wirkung verhallte. Ja, fuhr er freudig gehobenen Tones fort, auch sie, seine Gattin, die Frau des ersten Weinhändlers der fröhlichen Stadt Würzburg, müsse dies wissen; und wenn sie dennoch gegen diesen edlen Freund und Tröster der Menschheit einen unnatürlichen Wider-

willen zur Schau trage, so versündige sie sich. Und als sie dagegen nicht ohne Zögern bemerkte, daß sie ihrem innersten Herzensbedürfniß und den Weisungen ihres Beichtvaters gefolgt sei, wenn sie sich freiwillig mancherlei Entsagung auferlege, da erwiderte er heiter-versöhnlichen Tones, nunmehr werde sie doch wohl selber einsehen, daß sie da einem falschen Impulse nachgegeben habe und an einen Pfaffen gerathen sei, der — weil er persönlich ein Leben voll Entsagung führe — es am liebsten sähe, wenn alle andern Menschen es ihm gleich thun müßten. Sie könne doch wissen, welch hohe Stücke die Diener der Kirche bis hinauf zu seiner Heiligkeit, dem Papste, vom Wein und einer guten Leibespflege hielten; mache er doch seine besten Geschäfte mit den geistlichen Herren in Kirche und Kloster. „Ja, ja, Sabine — lache nur! Gott sei Dank, daß es wieder da ist, Dein altes gutes Lachen! — auch die Jungfern Nonnen ehren und schätzen die Gabe des weiland heidnischen Gottes Bacchus. Nicht wenig fromme Stiftsdamen und heilige Nonnenklöster zähle ich unter meinen Kunden. Meinst Du, daß sie den Wein nur zum Fasten und Kasteien brauchen? Und eifriger in der Frömmigkeit als die Nonnen hast Du es doch nicht zu treiben. Drum auf, Sabine, den Kopf in die Höhe und das Glas zur Hand; laß uns anstoßen auf die bessere Einsicht aller armen Sünder, welche die göttliche Heilkraft dieses Göttertranks in ihrer Kurzsichtigkeit nicht erkannt haben!"

Der wackere Gatte hatte sich bei den letzten Worten erhoben. Sie war ihm eine Herzenserleichterung gewesen, diese Rede, da sie einem nagenden Groll zum Ausdruck verhalf, der ihm schon oft schwere Stunden bereitet hatte. Das Verhalten seiner Gattin schmerzte ihn nicht nur, weil es ihn um das von ihr erwartete Glück betrog, ohne sie selbst glücklich zu machen: es kränkte, es empörte ihn auch, daß sie dabei eine Verachtung seines zwar weltlichen, aber keineswegs unedlen Berufs, dem er mit Eifer und Hingebung oblag, zur Schau trug. Jetzt hatte er sich den Aerger von der Seele gesprochen, der Ausdruck des Mißmuths in seinen Mienen war dem der Freude und froher Siegeszuversicht gewichen; seine blauen, hellen Augen erstrahlten im Feuer warmer Begeisterung; und wie er nun sein Glas der Gattin entgegenhielt, in deren blassem Antlitz, wenn auch nicht volle Zustimmung, so doch der Wunsch, ihn zu versöhnen, eine stumme, aber doch beredte Sprache führte, da trat die frische, kräftige Männlichkeit seines Wesens so zur Schönheit verklärt in die Erscheinung, daß trotz all ihrer Verhärmtheit die von seiner Ermahnung erschütterte Frau sich dieses Eindruckes gar wohl bewußt ward. Sie fühlte nicht nur, daß dieser starke, ehrliche, gutherzige Mann da vor ihr fürwahr ein Recht hatte, sich über sie zu beschweren, daß sie sein Haus, dessen heiterer Genius sie früher gewesen, freudlos gemacht hatte: eine heiße Fluth ganz anderer Empfindungen und Vorstellungen flammte auf in ihrem Herzen, unter der es halb im Schmerz, halb in Seligkeit erschauerte.

Sie gedachte der Stunde, da sie zum ersten Mal an die breite Brust

dieſes Mannes die klopfenden Schläfen geſchmiegt; ſie gedachte der andern, da ſie ihm am Altare gelobt, ihm eine treue, liebende Genoſſin ſeines Lebens zu ſein für alle Zeit, und an die goldenen Tage des erſten jungen Eheglücks, das ſie an ſeiner Seite genoſſen. Ihr wurde zu Muth, als käme ſie nach langer, einſamer Reiſe durch öden Steppenſand und dörrende Wüſtenluft, während deren ſie den geliebten Mann hatte entbehren müſſen, wieder zurück zu ihm, als fände ſie Alles, was ſie dieſe ſchlimme Zeit über entbehrt, an ſeiner Bruſt, in ſeinen ſtarken Armen. Ein Strahl heißer Liebe erglühte in ihren Augen, ein helles Roth überfluthete jäh ihre bleichen Wangen; das Glas, das ſie eben erhoben hatte, um ſeinem Wunſche gemäß ihm Beſcheid zu thun, entglitt ihrer Hand, und im nächſten Augenblicke lag ſie an ſeinem Herzen und weinte, weinte ſich aus in ſeinen Armen.

Er küßte ihr weiches, dunkles Haar und ſtrich mit der Rechten darüber hin, als wolle er den gewaltſamen Sturm des Empfindens in ihrer Seele ſänftigen. „Mein armes, krankes Frau'le!“ klang es tröſtend, liebkoſend von ſeinen Lippen. „Komm, blick' auf! Küß' mich — weißt Du, wie damals, als Du mich noch ſo gern küßteſt und von mir Dich küſſen ließeſt.“ Auch in ihm rief die Erinnerung entzückende Bilder von ſeligem Liebesglück wach. Er ſah im Geiſte ſeine Sabine, wie ſie vom Sonnenglanze der Jugend umfloſſen, thauig wie ein Mooskröslein beim erſten Morgenſchimmer, einſt vor ihm geſtanden hatte, als er ſie mit zärtlichem Ungeſtüm um den erſten Kuß bat. Es drängte ihn, dieſe warmen, rothen Lippen wieder zu küſſen, wie damals. Er hob ihr Haupt empor, ſeine Lippen begegneten den ihren, lange, lange, als hätten ſie ſich in dem einen Kuſſe viel, gar viel zu ſagen. „Nun iſt Alles wieder gut,“ kam's jauchzend von ſeinem Munde — doch das letzte Wort erſtarb auf demſelben.

Die vom Lichtſchein der über ihnen hängenden Lampe hell überſtrahlten Züge, die er ſo nahe, ſo liebevoll, ſo forſchend ſeit langer Zeit nicht angeblickt hatte, wie eben jetzt nach dem Kuſſe, als er die Beſtätigung ſeines Empfindens in ihren Augen hatte leſen wollen, erinnerten ihn mit erſchreckender Wirkung daran, daß das bleiche, verhärmte, wenn auch eben von Freude bewegte Weib in ſeinen Armen nicht mehr jene in friſcher Jugendkraft blühende Sabine war, die er vor fünf Jahren wie ein Triumphator in ſein Haus als Herrin eingeführt hatte. Und der armen Sabine war der Ausdruck des Schreckens nicht entgangen, den die erſchütternde Wahrnehmung des Zerſtörungswerkes, das Kummer und Sorge an ihr geübt, auf dem Antlitz ihres Mannes erkennen ließ. Sie hatte das ſchmerzliche Aufzucken der Lippen geſehen, die ſie eben erſt ſo heiß geküßt hatten. Und ohne ſich ſelbſt über ihr Ausſehen klar zu ſein, fühlte ſie mit dem Hellſeherblick, den die Angſt verleiht, ſofort, was die Urſache ſei, welche nun das eben noch ſo ſelig leuchtende Auge des Mannes mit Thränen füllte.

Ein Schrei der Verzweiflung rang ſich von ihren erbebenden Lippen. Sie löſte ſich jäh aus ſeinen nachgebenden Armen, und ein quälendes Gefühl

bisher nie empfundener Scham zwang sie, ihre Hände vor das Gesicht zu decken. „Du kannst mich ja nicht mehr lieben! Ich bin —" und ein krampfhaftes Schluchzen unterbrach den Ausruf — „o Gott, ich bin Deine alte Sabine nicht mehr." Wie geistesabwesend trat sie dann vor den Spiegel, starr blickte sie hinein, ihr Anblick entsetzte sie; wieder verhüllte sie ihr thränenüberströmtes Gesicht mit den Händen, und ohne auf die beschwichtigenden Worte des sie wieder umfassenden Gatten zu achten, enteilte sie dem Zimmer.

Christoph wollte ihr folgen. Doch hemmte er seinen Schritt auf der Schwelle, den thränenvollen Blick auf das Gemach gerichtet, in das sie verschwunden war. „Arme, blasse Frau!" sagte er leise. Dann mit fester entschlossener Stimme: „Du wirst geliebt! Nur Geduld! Sei nur erst wieder glücklich, Geliebte, so wirst Du Dir und mir auch wieder die alte heitere Sabine sein!" Dann wandte er sich, um den noch zu erledigenden Geschäften des Abends nachzugehen.

* * *

Herr Planer hatte diesmal seine große Geschäftsreise noch früher antreten müssen als sonst. Der ungewöhnlich zeitig dem Winter obsiegende Lenz hatte ihm den Entschluß erleichtert. Wenn er dennoch schwerer als in früheren Fällen sich diesmal von der Häuslichkeit losriß, so trug die Schuld der Gedanke an sein Weib, das er ja stets so ungern verlassen hatte, noch nie aber in so quälender Stimmung wie heute, denn die angebahnte Versöhnung war noch nicht zum wahrhaft beruhigenden Austrag gekommen. Wohl war seit jener Stunde befreiender Aussprache Sabine rücksichtsvoller, liebevoller, hingebender gegen ihren Mann als vorher geworden, und das übertriebene zur Beichte gehen hatte ein Ende gefunden. Aber in die neuentfachte Liebe hatte sich ein Element von Scheu und Scham eingeschlichen, das ihrer Zärtlichkeit neue Fesseln anlegte und ihrer freiwilligen Unterordnung einen freudlosen Zug von Unterwürfigkeit beimengte. Sie, die solange die natürlichen Regungen der Liebe unterdrückt hatte als ihr Seelenheil gefährdend und unwürdig einer nach echter Frömmigkeit strebenden sühnebedürftigen Frau, hielt sich nun — seit jenem Blick in den Spiegel, nach dem ersten beglückenden Versöhnungskuß — für unwürdig der Liebe ihres Gatten, weil sie inzwischen ihrer leiblichen Schönheit verlustig gegangen. So oft ihr Mann in den folgenden Tagen den Versuch machte, ihr die thörichten Gedanken auszureden, hatte sie unter einem Lächeln voll Trauer schweigend ihn angeblickt oder wohl auch gesagt: „Ich weiß, Du meinst es gut, Christoph; aber die Zeit der Liebe ist vorbei. Das läßt sich nicht ändern." Ihm aber war in solchen Momenten das überredende Wort auf der Lippe erstorben, und die Zärtlichkeit war einem minder feurigen Gefühl schmerzlichen Mitleids gewichen.

So war es ihm auch eben jetzt ergangen, da er auf schmuckem Roß

in ritterlicher Ausrüstung und vom schönsten Frühlings-Sonnenlichte bestrahlt, seiner am Fenster stehenden Gattin den letzten Abschiedsgruß zugewinkt hatte, als er um die Straßenecke bog. Als er ihr vorher von einem weißblühenden Fliederstrauch noch einen Zweig gebrochen und mit zärtlichem Blick zum Fenster hinaufgereicht hatte, hatte ihn die Erinnerung überkommen an jene Abreise im ersten Jahre der Ehe, als im letzten Augenblicke Sabine von Trennungsschmerz und Sehnsucht überwältigt, das Fenster verlassen hatte und hinunter zu ihm geeilt war zu einer letzten Umarmung, nicht achtend der reisigen Landsknechte, die bereit standen, dem Wagenzug des Kaufherrn als Geleitsmannen sich anzuschließen. Während er auf seinem Roß solch entschwundenem Glück nachseufzend die Stadt seiner Väter verließ, war Sabine am Fenster stehen geblieben, die Augen nach der Stelle gerichtet, wo der geliebte Mann soeben ihren Blicken entschwunden war. Sie stand ganz im Banne dieses letzten Eindruckes seiner Erscheinung. Wie stattlich und schön stand ihm die ritterliche Ausrüstung; wahrlich keiner der ihm folgenden kampfgewohnten Krieger des Geleits reichte im Ausdruck männlicher Kraft und Sicherheit an ihn heran! Unwillkürlich trat sie vom Fenster zurück, führte den Fliederzweig an ihre Lippen und drückte einen innigen Kuß auf die Blüthen. Ah, wie hold das duftete, wie wohlthuend der frische Thau auf den eben erst gepflückten Syringen ihren glühenden Mund kühlte! Wie ein Verdurstender trinkt, so sog sie den mild-kräftigen Duft ein, in langen Zügen, als entdecke sie eben erst, welch balsamische Kraft dem Aushauch frischerblühter Frühlingsblumen innewohnt. Dann strich sie sich mit dem thauig-feuchten Zweige über die Stirn und über die Wimpern hin . . . wie wohl ihr das that! Und als hätte die Berührung gleich einem Zauber gewirkt und ihre Augen erlöst von einer Art Farbenblindheit, die sie um die Wahrnehmung des Schönen der Erde gebracht hatte, ruhten nun ihre Blicke erstaunt und entzückt auf dem schlichten weißen Blüthenbüschel da vor ihr, auf den zarten, zierlichen, gleich Perlen glänzenden Blüthensternen und dem mit sanftem Schimmer überhauchten lichtgrünen Blättern. Es war ihr, als ob die kleinen Blumensterne sie vorwurfsvoll anblickten und sagten: „Ja, weißt Du denn nicht, daß in der Welt Frühling ist? Und hast Du denn ganz verlernt, Dich um ihn und uns zu kümmern, Du, der es doch sonst im Lenz allmorgens das Erste war, einen Strauß von uns zu pflücken und ihn Deinem Manne auf den Tisch zu stellen? Freilich, es ist lange her, daß Du unser gedachtest!"

Als ob der kleine Fliederzweig ihren Willen lenkte, verließ sie das Zimmer und ging elastischen Schritts, wie sie es lang' nicht gethan, hinunter in den Garten. Welch ein Bild that sich da vor ihren Augen auf! War all diese Frühlingspracht erst über Nacht aufgegangen? Hatte sie denn geschlafen und von Tod und Winter geträumt, während der Lenz vor ihr Haus Blüthenkränze streute? Wie neu ihr Alles vorkam: die Rabatten mit nickenden Schneeglöckchen und gelben Schlüsselblumen; die

blauen Blumen des über Felswerk sich schmiegenden Immergrüns, die dichten Veilchenplätze da vor der Laube, um welche in vollen Büschen die lila und weißblühenden Fliedersträuche von beiden Seiten ihre üppig aufgeschossenen Zweige schlangen. Wie neu — und doch so vertraut. Wie lange hatte sie keinen Strauß gepflückt, sie, die sonst von ihren Freundinnen beneidet worden war um ihre Kunst, aus wenig schlichten Blumen ein farbenleuchtend Geschmeide herzustellen! Der Gärtner trat an sie heran und grüßte sie, hocherfreut und doch auch erstaunten Blickes. Es war noch derselbe, den sie in den ersten Wochen ihrer Ehe mit ihrem Geschmack und Rath unterstützt hatte bei der Anlage des Gartens. Er sprach die Hoffnung aus, daß sie nun wieder die Herrschaft in seinem Arbeitsbereich übernehmen werde; so lange sie hier gefehlt, habe ja sein Mühen des rechten Zieles entbehrt. Doch nun sie wieder so gesund und frisch aussehe, werde es auch in dieser Beziehung wieder lebendig und lustig werden im Garten. Sabine blickte fragend auf, als der biedere Alte von ihrem Aussehen sprach; sie wußte ja nicht, wie sehr die Gemüthsbewegung der letzten Stunde, die Einwirkung der frischen Frühlingsluft verklärend auf dieses gewirkt hatte. „Ich danke Euch, Lebrecht," sagte sie. „Ich wollte, Eure Hoffnung ginge in Erfüllung. Aber was Ihr da von meiner Mithülfe sagt, dagegen spricht der Augenschein. Ihr bedürft meiner nicht. Wie schön und sauber ist Alles angelegt und geordnet! Und noch dazu ganz in derselben Weise, wie wir es bei der ersten Anlage des Gartens durchgeführt haben." Der Alte machte eine ablehnende Geberde. „Das ist nicht mein Verdienst, gnädige Frau," sagte er. „Das hat ja Alles der gnädige Herr so angegeben, und er bemerkte dabei, daß in diesem Jahr der Garten gerade so schmuck angelegt werden müsse wie in jenem ersten."

Sabine nickte freundlich und ging weiter. Ab und zu bückte sie sich und pflückte Blumen, die sie mit dem Fliederzweige, den ihr Christoph zum Abschied gegeben, zum Strauße einte. Sie trat an die Laube heran, wo sie fruher so manche holde Stunde mit ihm verträumt: aber als sei dies ein Allerheiligstes, das sie noch nicht wieder betreten dürfe, begnügte sie sich, hineinzuschauen und dann sogleich hastiger als vorher weiterzuschreiten. So kam sie an das Hintergebäude, wo in weitem Saale die Kelter aufgereiht standen und die Eingänge zu den großen Kellerräumen sich befanden. Auch hier derselbe Vorgang: sie erwarb beim Durchschreiten dieser ihr längst fremd gewordenen, und einst vertrauten Räume auf's Neue, was sie schon immer mit ihrem Gatten besaß. Sie trat an die Gruppen der arbeitenden Leute heran, ließ sich vom Verwalter diese Vorrichtung erklären und jene, und überall spiegelte der Bescheid den umsichtigen Geist ihres Mannes wieder, der, ob auch persönlich abwesend, alle diese Arbeiten leitete. Sie glaubte ihn vor sich zu sehen, wie er mit weiser Mäßigung den ganzen Betrieb regierte, jetzt rüstig zufassend, nun belehrend und ermunternd. Mit diesem Bild in der Seele schritt sie die dunkle Treppe hinauf — durch

die Räume des Contors, überall freudig begrüßt und freundlich grüßend, bis in sein Arbeitszimmer; und wie im Traume ergriff sie dort eine Vase, füllte sie mit Wasser und stellte den im Garten gepflückten Strauß hinein. Dabei wandte sie ihre Augen, wie sie dies früher bei derselben Thätigkeit gethan, nach dem Oelbild hin, das ein im Jahr ihrer Eheschließung am bischöflichen Hofe weilender Maler damals von ihm gefertigt hatte. Es stellte ihn dar in der pelzverbrämten Amtstracht eines Rathsherrn. Das Bild hatte ihr früher gefallen. Jetzt erschien es ihr matt und unbedeutend neben demjenigen, das sich ihr beim Abschied eingeprägt hatte mit leuchtenden Farben, und das an sprühender Lebenskraft noch gewonnen hatte, als sie die Stätten seiner Berufsthätigkeit durchschritt. Neben dem seinen hing auch ein Bildniß von ihr, das derselbe Künstler zur gleichen Zeit gemalt hatte. Da war freilich das Verhältniß ein anderes. Wo war die frische Röthe hin, in welcher ihre Wangen damals erstrahlten?

Doch wundersam! Dieser in ihr sofort aufschießende Gedanke brachte sie nicht aus der Fassung. Sie fand es natürlich, daß sie nicht mehr ganz so jugendlich und so frisch war wie damals, zumal nach dem langen Kranksein und zurückgezogenen Leben. Ja, sie ward bei dieser Betrachtung auch nicht mehr muthlos. Der Frühling hatte sie umgewandelt; die kurze Berührung mit der freien Natur hatte sie mit neuer Hoffnung beseelt, mit dem beseligenden Lenzesglauben, den ein späterer Dichter in dem Trostruf zum Ausdruck gebracht hat:

„Es blüht das fernste, tiefste Thal,
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich Alles, Alles wenden."

Es blieb ihr aber nicht Zeit, sich dieser Wandlung bewußt zu werden. Während sie noch sinnend dastand, den Blick auf die Bilder gerichtet, während sie ihre schmalen weißen Finger leise über die Blüthen des Straußes gleiten ließ, hörte sie in der nebenanstoßenden Schreibstube eine sympathische Matronenstimme, die ihr bekannt klang, laut sprechen. Und nun vernahm sie auch, wie dieselbe mit Dringlichkeit begehrte, zur Frau des Hauses geführt zu werden, wenn Herr Planer selbst nicht mehr anzutreffen sei. „Der Herr Christoph ist ja mein Geschwisterkind! Das sollten Sie doch wissen, Herr Buchhalter, wenn ich auch seit seiner Hochzeit die weite Reise von Bamberg hierher nicht wieder gemacht habe. Und nun schnell, junger Mann, führen Sie mich zu seiner Hausfrau."

Sabine hatte inzwischen die Thüre geöffnet. Sie kannte die Bamberger Muhme ihres Mannes gar wohl, wenn sie auch selber nur im Rausche der Hochzeit ihre persönliche Bekanntschaft hatte machen können. Denn Allen in der Planer'schen Familie war die gute kluge Dame eine Respectsperson, von der oft gesprochen wurde, war es auch nur, um bei passender Gelegenheit zu sagen, welchen Ausspruch sie in diesem oder jenem Falle würde

gethan haben, wenn sie dabei gewesen wäre. An der Art, wie die alte Frau bei der Begrüßung ein Gefühl mitleidvollen Staunens nicht unterdrücken konnte, merkte Sabine auf's Neue, wie recht sie hatte, über die Spuren, welche die Krankheit an ihr zurückgelassen, sich völlig klar zu sein. Aber die gute Art, wie die weltkundige Frau Jakoba ihre Wahrnehmung zum Ausdruck brachte, war andrerseits nur geeignet, die in ihr neu erwachte Lebenslust zu beschwingen. Frau Jakoba war auf der Durchreise. Sie wollte zu ihrer Tochter in Aschaffenburg, die der Ankunft eines Kindes, des fünften, entgegensähe. Ja, des fünften — und sie, die Planers, hätten solch' Unglück gehabt mit dem ersten? und immer noch sei kein Ersatz eingetroffen? Traurig, traurig! Sie habe es oft genug von ihrer Schwester hier geschrieben bekommen. „Das taugt aber nichts," fügte sie hinzu, indem sie Athem schöpfte und in die Wohnstube Sabinens eintrat. „Ja, ja!" wiederholte sie, nachdem sie einen langen Blick gründlicher Musterung auf Gesicht und Gestalt der jungen Frau hatte ruhen lassen. „Das taugt gar nichts: solch' junge, auf Wohlstand gegründete Ehe und keine Kinder! Hab's schon gehört: Kopfhängerei und Trübsinn haben in dieses Haus des Glücks inzwischen Einkehr gehalten. Aber gar so schlimm sieht's mit dem kleinen Frauchen doch nicht aus. Da ist Hoffnung, daß es bald anders wird. Und anders muß es werden!"

Sabine lächelte schmerzlich, als wolle sie sagen, daß sie eben tragen müsse, was das Schicksal ihr bestimmt habe.

„Ei was," erwiderte Jakoba auf den stummen Einwurf. „Demuth und Geduld in Ehren; aber man muß auch das Seine dazu beitragen, damit es anders werde. Dazu hat der Herrgott den Menschen eben Verstand und fünf Sinne verliehen. Auch die Frömmigkeit ist gewiß eine schöne Sache. Aber mit bloßem Beten und Kasteien allein ist kein häusliches Glück zu gewinnen. Die beste Frömmigkeit einer Ehefrau ist, als tüchtige Genossin des Mannes diesen selbst glücklich zu machen. Ein fröhlich Herz und ein gesunder Sinn sind das Haupterforderniß, und wenn die Frömmigkeit dazu nicht verhilft, so ist sie nichts werth. Für Deine Gesundheit muß etwas geschehen, auf daß wieder rothes warmes Blut vom Herzen in die Wangen dringt! Der Gram ist ein schlechter Seelsorger!"

Sabine nickte, indem Thränen in ihre Augen traten. Doch trocknete sie diese sogleich, richtete sich zu fester Haltung auf, reichte der freundlichen Alten die Hand und sagte: „Ja, nun soll es wirklich anders werden!"

„Viel hinaus in die frische Luft müsse sie gehen," fuhr Jakoba in ihrer Herzensergießung fort, „und Gottes schöne Welt mit offenem Auge betrachten. Zu Haus ordentlich zugreifen in der Wirthschaft, wenn auch die Dienstboten alles ebenso gut machen könnten. Sie können's doch nicht! — Kräftig essen und ein Glas oder zwei guten Weins dazu trinken. Um diesen habe sie ja nicht weit sich zu bemühen! Sie freilich, die Muhme, müsse das Fäßlein Wein, das sie für ihre Tochter nach Aschaffenburg mit-

nehme, direct bei Planer und Sohn abholen, wenn sie ganz sicher gehen wolle. Der alte Buchhalter unten werde in Abwesenheit Christophs ihr doch was Rechtes heraussuchen?" schaltete sie fragend ein.

Aber da kam auch schon ein flinker Küperjunge mit einer Probeflasche und zwei Gläsern, die er vollschenkte, um sich dann mit der Bestellung des Kellermeisters zu empfehlen: die gnädige Frau Muhme des Herrn Rath möge ihre Meinung über den Wein ihn durch das Hausmädchen wissen lassen. Frau Jakoba machte sich's nun bequem. Sie ergriff ein Glas und prüfte das goldne Naß im Lichte der hereinfallenden Sonnenstrahlen, schlürfte langsam die ersten Tropfen, nickte befriedigt und sagte dann: „Das Haus Planer und seine Weine in Ehren, so ein Tropfen stärkt Herz und Gemüth. Und nun, Sabine, Dein Wohl und das Wohl des künftigen Erben der Firma, gleichviel ob Männlein oder Weiblein!"

Sabine dankte und that heiter Bescheid. Durch den guten Zuspruch der Alten war es ihr ordentlich warm um's Herz geworden, und in ihrem Geiste regte sich auf's Neue die so natürliche Sehnsucht eines liebenden Weibes nach Mutterfegen und Mutterglück.

Frau Jakoba kramte in einer ihrer faltigen Taschen. Sie entnahm schmunzelnd derselben ein Paar ganz kleiner wollener Kinderschuhe und noch ein anderes, das noch in Arbeit war, wovon die langen Nadeln zeugten, die in einem derselben steckten. Die fertigen Schuhe waren aus blauer Wolle gestrickt, und kleine blaue Schleifchen aus Seidenband bildeten oben eine zierliche Garnitur. Das unfertige Paar dagegen war weiß und rosa, und die an dem einen der Schuhe bereits aufgehefteten Schleifchen waren von blaßrother Seide. „Siehst Du, Kind," sagte sie, die beiden Paare vor sich auf den Tisch stellend und liebkosend betrachtend, als sähe sie schon die kleinen Strampelbeinchen des von ihr erwarteten Enkelkindchens in einem derselben stehen, „so weiß sich eine richtige Großmutter für alle Fälle vorzusehen. Dir wird's auch so gegangen sein. Als meine Tochter ihr Erstes erwartete, versahen wir, weil wir einen Buben erwarteten, alles Kinderzeug mit blauen Bändern und Schleifen, dem altem Herkommen gemäß, das für kleine Buben blauen Ausputz der Wäsche vorschreibt. Aber natürlich — wer auf die Welt kam, das war ein Mädchen. Das nächste Mal, da ich, — um das Schicksal nicht herauszufordern — fein bescheiden Rosa gewählt hatte, bekundete der kleine Erdenbürger seinen allerdings sehr willkommenen Widerspruchsgeist gleich damit, daß er ein Bub war. Seitdem aber lasse ich mich auf die Voraussagerei nicht mehr ein: ich sehe mich für beide Möglichkeiten vor: da giebt's dann keine Enttäuschung. Und das Gleiche, liebe Sabine, möchte ich Dir rathen. Den Grundstock für die Ausstattung des Kindes, das ich Dir wünsche, sollen aber hier die vier Pantöffelchen bilden; denn das mit den Nadeln strick' ich noch fertig. Nein, Du darfst mir's nicht abschlagen. Bist Du auf Beides eingerichtet, wird's Dich auch weniger anfechten, wenn Euch

das nächste Mal wieder ein Mädel in der Wiege liegt. Laß nur gut sein, Kind. Ich weiß schon, was Du sagen willst."

Die junge Frau, welche das von der alten Dame mit so viel Behagen aufgenommene Thema denn doch einigermaßen in Verlegenheit brachte, war unter diesen letzten Anspielungen lebhaft erröthet; regten dieselben doch die kaum erloschenen Reuegedanken wieder auf. Aber auch die Abmahnung der treuherzigen Alten hielt sie nicht ab, derselben mit einer gewissen Feierlichkeit zu versichern, daß sie derartigen Schutzes nicht mehr bedürfe, und daß sie Gott danken würde, wenn ihr auf's Neue auf die gnädige Fürsprache der heiligen Jungfrau ein holdes Mägdlein geschenkt werden sollte.

„Glaub's, glaub's," nickte Jakoba freundlich. „So wäre denn alles in Ordnung. Es braucht eben nur noch der Herr Storch seine Schuldigkeit zu thun, oder der heilige Amorus, der in diesen Dingen ja ein gar einflußreicher Patron ist." Sie leerte auf's Neue mit behaglichem Schmunzeln das ihr von Sabine gefüllte Glas; doch plötzlich hielt sie inne und sie hob den Kopf, als käme ihr eine Erleuchtung. „Ja, sag' einmal Kind, hast Du denn noch nie die Fürbitte des heiligen Amor in Anspruch genommen und das Wasser seines Heilquells versucht?"

Sabine verneinte es mit fragendem Aufblick.

„Aber, Kind, wo beichtest Du denn?"

„Bei den Franziskanern."

„Ja, dann freilich. Die Amorbacher zählen zur Herde des heil. Benedikt. Die Specialheiligen der verschiedenen Orden werden nicht von allen mit gleicher Werthschätzung bedacht. Das ist nicht anders. Aber was mich betrifft, ich halt' auf diesen Heiligen große Stücke, oder wenigstens auf den Gesundbrunnen, der seinen Namen trägt. Einen Versuch solltest Du jedenfalls machen. Gehört hast Du sicher schon davon, daß im Walde bei Amorbach eine Kapelle steht, in welcher eine natürliche Quelle zu Tage tritt, die, einst vom Stifter der nahen Abtei geweiht, die Kraft hat, den Wünschen kinderloser Frauen nach Kindersegen förderlich zu sein?"

„Wohl muß ich früher davon gehört haben. Denn jetzt erinnere ich mich. Hier in Würzburg schenkt man dem Quell jedoch, soweit ich zurückdenken kann, keine Beachtung."

„Sehr mit Unrecht. Mir sind eine Reihe von Fällen bekannt, wo er geradezu Wunder gewirkt hat. Und ich bin genau unterrichtet; ist doch meine arme Schwester, die wegen getäuschter Liebe einst in's Kloster ging, seit Jahren schon Oberin im Frauenkloster auf dem Gotthardsberg, das dem Mariä Münster zu Amorbach untersteht und dem die besondere Pflege der Quellkapelle obliegt. Weißt Du was, Kind? Du bist jetzt allein, wirst Dich leicht losmachen können und — da Dein Mann nicht da ist — nach Deiner bisherigen zurückgezogenen Lebensweise kaum entbehrt werden. Ich selbst bringe Dich hin. Meine Tochter in Aschaffenburg kann ruhig

ein paar Tage noch ohne mich auskommen. In Miltenberg biegen wir von der Straße ab und fahren durch's Thal der Mudau bis zum Fuße des Gotthardbergs, auf deſſen waldiger Höhe das Nonnenkloſter liegt. Ich freue mich ſchon auf den herrlichen Weg durch den Wald mit ſeiner Ausſicht auf eins der ſchönſten Thäler des Odenwalds. Und meine gute Schweſter wieder einmal in die Arme ſchließen zu können, iſt mir natürlich auch eine erfreuliche Herzensangelegenheit. Nur keine Widerrede. Es muß gehen. Du irrſt; es iſt kein Opfer. Zögre nicht mit Deinem Entſchluß, ich fühl' es, die Fahrt nach Amorbach wird Dir zum Segen gereichen!"

* * *

Etwa ſechs Wochen nach jenem ereignißvollen Tage, der mit der Abreiſe ihres Mannes, dem Beſuche der Muhme aus Bamberg und den befreienden Eindrücken eines ſtrahlenden Frühlingsaufgangs eine völlige Umwandlung in Sabine bewirkt hatte, ſchritten in früher Morgenſtunde zwei weibliche Geſtalten in dunkler Nonnentracht von der Bergeshöhe bei Amorbach, die vom St. Gotthardskloſter gekrönt iſt, hinab in's Thal. In der Erſcheinung der einen prägte ſich ſcharf die asketiſche Sinnesart und Lebensweiſe des Standes aus, auf welchen das düſter-ſchlichte Gewand deutete; die der anderen dagegen wies vollere Formen, freiere Beweglichkeit der Glieder auf: roſige Wangen und ſchwellende Lippen umrahmten ein Augenpaar, aus welchem in den duftighellen Morgen geſunde Heiterkeit des Herzens lachte, welche in auffälligem Contraſt ſtand zu dem würdeverleihenden dunklen Habit. Freilich war auch in Bezug auf die Kleidung ein Unterſchied zwiſchen den beiden Wallerinnen. Während das goldene Kreuz auf der Bruſt und andere Abzeichen die ältere als Kloſterſchweſter auswieſen, trug die andere weltlichen Schmuck um den Hals, und in Zuſchnitt wie Stoff wichen Kleid ſowie Gürtel von der Einfachheit ab, welche die Ordensregel den Bräuten Chriſti vorſchreibt.

An der Stelle, wo ſich vom Wege nach Amorbach ein Pfad abzweigte, der durch den damals auch hier noch ſich weiter dehnenden Wald zur Kapelle des heiligen Amor führte, trennten ſich die Beiden. Sabine — denn ſie war es, welche, von einer der Nonnen begleitet, daher kam — ſchlug allein den einſamen Weg zur Kapelle ein, während Schweſter Ulrike, ſtatt den Gaſt ihres Kloſters, wie die Nonnen dies ſonſt abwechſelnd thaten, bis zum Gnadenquell zu begleiten, diesmal ſie allein gehen ließ, da ſie eine wichtige Beſtellung in Amorbach zu beſorgen hatte.

Mit einem Blick ſtolzer Befriedigung begleiteten die Blicke der nochmals ſich umkehrenden Nonne die junge Würzburger Patriziersfrau, die gemächlichen, aber elaſtiſchen Schritts der Brunnenkapelle entgegenging. Wahrlich, an dieſer hatte ſchon jetzt der heilige Amor, der gebenedeite Stifter

der nach ihm benannten Cultstätten dieses Thals, ein Wunder gewirkt. Wie verhärmt und abgemagert war die kränkelnde Frau im Beginn des April hier angelangt, und welche Wiedergeburt hatten Schönheit und Gesundheit der Leidenden Dank der Wunderkraft der St. Amorsquelle inzwischen gefeiert! Fürwahr, der Heilige war ein gewaltiger Fürsprech im Himmel, und eine Ehre war's, unter seinem besonderen Schutze sich in dem irdischen Jammerthal auf die Seligkeit des Jenseits vorzubereiten! Die Hände über dem Herzen faltend, schritt sie, Gebete murmelnd, auch ihrerseits weiter ihrem Ziele, der Amorbacher Abtei entgegen, deren rothe Thürme über den Lindenbäumen und Obstanlagen, welche das Städtchen umrahmten, herübergrüßten. Für die Schönheit der sie umgebenden Natur, welche der Glanz des Maimorgens noch erhöhte, hatte die in sich gekehrte Veterin kein Auge.

Um so inniger gab sich ein ihr entgegen kommender Wanderer dem Eindruck des von lichtgrünen Wiesen durchzogenen Waldthals hin. Indem er seinen Blick entzückt über das vor ihm sich ausbreitende Landschaftsbild schweifen ließ, sang er mit volltöniger Stimme ein Lied, wie es die Studenten jener Zeit sangen, wenn sie voll Zärtlichkeit ihrer Liebsten gedachten.

„Der ich versprochen treu zu sein
In versibus et prosa —
Sie leuchtet hell wie Edelstein
Ut inter spinas rosa!“ —

so klang es nun vernehmlich an die Ohren der betenden Nonne, die, empört von der kecken Verwendung der ehrwürdigen Kirchensprache zu den profanen Zwecken eines so weltlichen Liebeslieds, aufschaute und einen strafenden Blick auf den ansehnlichen Stadtherrn warf, der — ohne sich dadurch irre machen zu lassen — sie nun gar anredete.

„Ehrwürdige Schwester,“ sagte er, „verzeiht, wenn ich Euch in heiligen Betrachtungen störte. Ich sah Euch nicht kommen, sonst hätte ich es vermieden. Meine Augen suchten das Ziel meiner Wanderung, das St. Gotthardskloster da droben auf dem Berg. Ich gehe wohl nicht irre mit der Annahme, daß Ihr droben bekannt seid; vielleicht gehört Ihr gar dem Gotteshause an.“

Die Nonne nickte trotz der höflichen Anrede stumm und gemessen, ohne ihn einer weiteren Antwort zu würdigen.

„So könnt Ihr mir eine wichtige Auskunft geben. Befindet sich die Frau des Rathsherrn Planer aus Würzburg noch oben als Gast?“

„Die Frau, nach der Ihr fragt, genießt noch des Schutzes unsres gnadenreichen Sankt Amorus in unserem Hause.“

„Ich habe eine wichtige Botschaft an die Gesuchte. Würde sie wohl in dieser Stunde zu sprechen sein?“

„Sie ist zur Zeit unten im Thal, um des Segens der Quelle des Heiligen theilhaft zu werden, was ja der Zweck ihres Verweilens bei uns

iſt. Es wäre unziemlich, ſie dabei zu ſtören. Ihre Andacht könnte dadurch Einbuß erleiden. Wartet am nächſten Kreuzweg, bis ſie zurückkommt."

Die Nonne ſagte dies in ſtrengem verweiſendem Tone und entfernte ſich mit einem Zeichen der Abwehr weiterer Fragen. Herr Planer — denn er ſelber war es — wollte trotzdem noch weitere Auskunft erbitten, aber die Nonne ließ ihn ſtehen, und ſeine Frage blieb nur halb ausgeſprochen. Wie es der geliebten Frau denn ginge — das war es geweſen, was er ſo dringend noch hatte erfahren wollen. Ein Schatten legte ſich über ſeine eben noch ſo heiteren Mienen, und voll Unmuth wandte er ſich wieder um und ſetzte ſeinen Weg fort. Dahin war die fröhliche Stimmung, die ihn eben noch beſeelt und die ihm das Lied — das er in jüngeren Jahren, als Sabine noch ſeine Braut war, ſo manches Mal dieſer als Ständchen zum Kämmerlein hinaufgeſungen — ungewollt auf die Lippen gezaubert hatte. Hatte in dieſem unfreundlichen Geiſte, der aus den ſtrengen Worten der Nonne geſprochen, ſeine Sabine der Kur obgelegen, dann mußte er für einen Irrwahn die Hoffnung halten, daß er die Gattin als völlig Geneſene hier antreffen werde. Dieſe Hoffnung hatte ihn erfüllt, ſeitdem die gute Tante Jakoba und Sabine ſelbſt ihm Nachricht gegeben von der großen That, zu der ſich dieſe auf das Anſtiften der erſten zu ſeiner frohen Ueberraſchung entſchloſſen hatte. Dieſe Hoffnung hatte ihm den liebenswürdigen Brief dictirt, mit welchem er das Geſchenk eines anſehnlichen Faſſes vom beſten Leiſtenwein an die Priorin des Kloſters begleitet hatte; ſie hatte ihn beim Reiten und Gehen geſpornt, als er, ſeine Route im übrigen kürzend, den Umweg über Amorbach einſchlug, um ſeine Frau perſönlich abzuholen. Daß ſich ſein Weib, das er bei ſeiner Abreiſe noch in ſo leidendem Zuſtande daheim zurückgelaſſen, zu einem ſolchen Entſchluß hatte aufraffen können, hatte er als Anzeichen einer überraſchend ſchnellen Beſſerung ihres Befindens mit Recht begrüßt. Denn als ihr Hauptleiden hatte er die Erſchlaffung der Willenskraft, der natürlichen Luſt am Leben und zum Leben empfunden, ihre Unfähigkeit, auf neues Glück zu hoffen, an deſſen Möglichkeit zu glauben. Da ihm ſelbſt dieſe Fähigkeit nie abhanden gekommen war, ſo hatte er ſich von jener Nachricht zu der feſten Zuverſicht begeiſtern laſſen, weniger darum, weil er von der Heilkraft der St. Amorsquelle ſonderlich ſtark überzeugt war (im Gegentheil hielt er — ſchon als Weinhändler — nicht viel von den damals wieder zu Anſehen gelangenden wäſſerigen Geſundbrunnencuren), als vielmehr, weil er auf die in ihrem Kerne ungebrochen gebliebene, urſprünglich ſo geſunde Natur ſeines Weibes und dem Einfluß der geſunden Luft dieſes Odenwaldthals vertraute, das er auf Geſchäftsreiſen wegen ſeiner Verbindung mit der Amorbacher Abtei ſchon wiederholt durchzogen hatte. Das Verhalten der Nonne aber, der er ſich freilich nicht zu erkennen gegeben, hatte dieſe Zuverſicht arg erſchüttert. Er mußte der ſchlimmen lähmenden Wirkung gedenken, welche der von ihm glücklich gebrochne Ein-

fluß von Sabines grämlichem Beichtvater damals auf die Gesundheit und Gemüthsverfassung der leidenden Frau geübt hatte.

In dieser Stimmung war er wenig geneigt, der Weisung der unfreundlichen Klosterfrau zu folgen. Er verweilte keinen Augenblick am Kreuzwege, sondern lenkte unverzüglich nach links in den Waldweg ein, schneller und schneller schreitend, hochklopfenden Herzens, denn bei jeder Krümmung des Wegs sah er der Möglichkeit entgegen, plötzlich vor seinem Weibe zu stehen. Wie würde sie aussehen? — Wie seine unangemeldete Ankunft aufnehmen? — Wie ihm begegnen? . . .

Sabine aber, seit langer Zeit zum ersten Male sich selbst überlassen beim Besuche des Heilquells, hatte es diesmal mit der Rückkehr nicht allzu eilig gehabt. Nachdem sie den silbernen Becher, der oben im Kloster geweiht war und den sie in einem Täschchen bei sich trug, in den vorschriftsmäßigen, durch Beten im Auf- und Niederwandeln ausgefüllten Pausen dreimal geleert hatte, war sie aus dem Dunkel der Kirche hinausgetreten und, statt an den Heiligen, zu dem sie an dieser Stelle nun schon so viel gebetet, an den Gatten denkend, schritt sie in seliger Stimmung einem schattigen Platze am nahen Otterbach zu, wo unter mächtig gewölbten Kiefernkronen, Veilchen und Maiglöckchen blühten, von schimmernden Libellen umschwärmt. Hier hatte sie oft gesessen in stillen Morgen- und Abendstunden, wenn sie ohne Begleitung einer der gegen sie gütigen und nachsichtigen Klosterfrauen zum Brunnen gekommen war, des Mannes gedenkend, dem zu Liebe sie sich in dies weltab gelegene Thal begeben und in die mancherlei Unbequemlichkeiten gefunden hatte, welche ihr das Leben im Kloster auferlegte. Wie sie ihn liebte, den trauten Mann, dem sie in den letzten Jahren so wenig Liebe bewiesen hatte! Wie sie es nachholen wollte, wenn sie nur erst wieder beisammen wären! Ob er selbst nur sie wieder so herzlich werde lieben können wie früher, in jenen Tagen, an deren Seligkeit sie hier immer und immer denken mußte? Und sie dachte ihrer ohne Reue und Vorwurf, denn hier hatte sie sich ja einem Heiligen anvertraut, der es nicht unheilig fand, sondern als heilige Angelegenheit betrachtete, liebenden Frauen ein treuer Fürsprech droben im Himmel zu sein. So gab sie sich auch heute unbefangen dem Gedenken an vergangenes und künftiges Liebesglück hin: der heilige Amorus würde ihr doch nicht bös darob werden!

Nicht ganz zufällig war der stille, von blühenden Roth- und Weißdornsträuchern traulich umhegte Platz ihr zum Lieblingsaufenthalt geworden. Sabine war von Grund ihres Wesens ein gesund empfindendes Weib, in welchem der natürliche Trieb, dem Mann ihrer Liebe auch äußerlich zu gefallen, in holder Ursprünglichkeit waltete. Darum war ihr der erschreckende Eindruck, als sie sich nach der Versöhnung mit Christoph im Spiegel betrachtet und die Spuren des langen Krankseins und der inneren Verhärmtheit klaren Auges wahrgenommen hatte, so schwer auf die Seele gefallen. Aus

dem gleichen Grunde hatte Sabine, seitdem sie hier dem Wiedergewinn ihrer Gesundheit nachtrachtete, das heimliche Bedürfniß empfunden, die Wirkungen der Gesundung auch in ihrem Antlitz dann und wann zu verfolgen. Droben im Kloster aber gab es keinen Spiegel. Hier jedoch bot die Natur selbst ihr einen klaren großen Spiegel dar, als sie einmal beim Blumensuchen an jene Uferstelle des Otterbachs gerathen war, wo dessen Wasser durch entgegenstehende Felsblöcke gehemmt, im Fließen zu einem scheinbar dauernden Stillstand verurtheilt war. Beim Pflücken eines Vergißmeinnichts hatte sie ihr Bild in der Wasserfläche wahrgenommen und mit freudigem Erschrecken gesehen, wie voll ihre Wangen, wie faltenfrei die Umgebung ihrer Augen, wie klar diese selbst geworden. Seitdem hatte sie es sich nicht versagen können, zu gelegener Zeit in diesem lauschigen Versteck die Wiederkehr ihrer gesunden Frische und Anmuth mit harmloser Freude zu belauschen. Wer wollte sie auch darum tadeln?

Christoph hatte es immer gern gesehen, wenn Sabine ihr braunes lockiges Haar offen über die Schulter wallen ließ. Die strenge Kleiderordnung, welche zu damaliger Zeit dem selbstständigen Walten des Schönheitssinns in der Wahl von Kleidung und Haarschnitt strenge Schranken setzte, hatte es nur in seltenen Fällen gestattet, diesem Wunsche des Gatten, der auch ihrem Geschmack entsprach, zu willfahren. Hier in der Tracht einer Laienschwester hatte sie eine besondere Sorgfalt in der Ordnung der Haartracht nicht nöthig. Beim Durchschreiten des Waldes vorhin war das ehrbare Häubchen, das sie trug, an einem Zweige hängen geblieben, und der leicht geschürzte Knoten ihres Haars hatte sich gelockert. Schon geraume Zeit befand sich Sabine an ihrem Lieblingsplatz, auf einer natürlichen Moosbank gelagert, ohne dessen zu achten. Die Lieblichkeit der Bilder, die ihrem geistigen Auge vorschwebten, hatten sie bezaubert. Das Verlangen, sich im Spiegel des Baches zu mustern, regte sich. Jetzt weckte sie der wiederholte Ruf eines Kuckucks aus ihren Träumen. Sie kannte den neckischen Kameraden gar wohl; schon oft hatte sie seinem spottenden Lockruf gelauscht und dabei nach altem Brauche eine Frage an's Schicksal gestellt, die mit der Zahl seiner Rufe entschieden werden sollte. Auch jetzt begann sie zu zählen, indem sie die Frage bewegte, wie viel Tage es noch dauern würde, bis sie ihren Christoph wieder umarmen könne. „Kuckuck", klang es wieder und wieder und wieder — das war ja viel zu lange! Lauschend beugte sie sich vor, da nahm sie im Spiegel des Baches den aufgelösten Zustand ihres Haares wahr. Sie machte sich daran, ihr widerspänstig Gelock wieder in Ordnung zu bringen. „Kuckuck," klang es immer noch aus der Ferne. Aber sie hatte kaum das Gewog ihrer Locken völlig aufgelöst, als der Ruf des Vogels plötzlich ganz aus ihrer Nähe erklang. Aber es war ja gar nicht mehr die Stimme des Vogels; von einer kräftigen, ihr gar wohl bekannten Männerstimme tönte der Ruf. Und „Kuckuck" scholl es auf's Neue ganz nahe bei ihr, und „Sabine, hab' ich Dich!"

kam es mit entzücktem Tone von den Lippen des Rufers dicht hinter ihr. Sie fühlte ſich von hinten umfangen, das Herz drohte ihr vor ſüßem Schreck ſtill zu ſtehen. „O der Seligkeit!“ ſtammelte ſie, während Thränen der Freude ihren Augen entquollen. Sie lag im Arme ihres Mannes, der ihre Haare mit Küſſen bedeckte. „Aber Dich ſo zu verſtecken!“ flüſterte er, indem er ſanft Sabinens Antlitz zu ſich emporhob . . . „O Himmel, wie ſchön Du biſt!“ rief er beim Anblick ihrer mit innigſtem Liebesausdruck ihm entgegenleuchtenden Züge. Mit faſt ſcheuem Staunen, wie ein Kind den ſchimmernden Weihnachtsbaum, betrachtete er die zu neuer Jugendblüthe verjüngte, ihm neu beſcheerte Gattin.

„Ja, der heilige Amor thut Wunder,“ erwiderte Sabine, mit rührendem Ausdruck ſchlichter Frömmigkeit. Sie brauchte keinen Spiegel mehr, um das an ihr geſchehene Wunder zu glauben; ſie ſah ſeinen Abglanz beſeligt in den entzückten Mienen ihres Mannes. Doch der umſchloß ſein Weib auf's Neue, bald ihre Lippen verſchließend mit heißen Küſſen, bald Antwort heiſchend auf hundert zärtliche Fragen, die ſein Herz ihm eingab.

„Und täglich trankſt Du aus dem Quell?“

„Täglich zweimal, Abends und Morgens. Ja, ihm wohnt Zauberkraft inne!“

„Und auch der Waldluſt, dem Frühling, der freien Bewegung im duftigen Grün!“

„Schmälere nicht das Verdienſt unſeres Heiligen. Er könnte ſonſt zürnen . . .“

„Alle Reverenz ihm; aber auch das Auf- und Niederſteigen von Berg und Thal wird Dir geholfen haben.“

„Du machſt mich böſe, Du böſer Mann. Komm, gehen wir jetzt zuſammen in St. Amors Heiligthum.“

Der Mann widerſprach nicht. Er überließ ſich der Führung der holden Frau und ſandte mit ihr vor dem Altar der Kapelle ein inniges Dankgebet zum Himmel. Dann aber mußte ſie ſich auch ſeiner Führung überlaſſen. Und er geleitete ſie unter ſeligen Küſſen und Flüſtern tiefer hinein in den Wald, und als ſie dann am Rande einer Lichtung in blühendem Haidekraut ſaßen, fern von Qual und Gram vergangener Tage, und träumeriſch ausſchauten in Gottes freie Welt, während Sabines Haupt an ſeiner Bruſt lehnte, da ging mit Klingen durch ſeine frohe Seele der Gedanke, daß der größte Wunderthäter auf Erden doch die Liebe ſei, und das beſte Heilmittel der Segen der Natur. Wohl aber hütete er ſich, noch ein Wort gegen die Wundermacht des heiligen Amor zu ſagen, ſondern er neigte ſich nieder zu ſeiner Frau und küßte ſie.

— — — — — — — — — — — — —

Noch war nicht ein Jahr vergangen ſeit jenem Tage, da traf im Kloſter auf dem Gotthardsberg jenes Bildwerk aus Würzburg ein, von dem wir im Eingange berichtet haben. In friedlicher Proceſſion wurde

am folgenden Sonntag die Stiftung hinaus in die Amorskapelle getragen und das Postament an der linken Wand über den Brunnen befestigt mitsammt der Inschrift, welche den Dank der Eheleute Planer für den vom Allerhöchsten und dem heiligen Amor ihnen vergönnten Ehesegen der Nachwelt überliefert hat. Ob's ein Mädchen oder ein Knabe war, darüber fehlt leider jede urkundliche Beglaubigung. Aber ein Kind wiegte Herr Planer um jene Zeit im Arme, und er war dabei mit seiner lieben Frau und dem Segen der Brunnenkur höchlichst zufrieden. Den Zweiflern aber, die an die Heilkraft des Quells und die Wunderkraft des Heiligen trotz alledem nicht glauben wollen, denen ist nicht zu helfen. In unseren Tagen geschieht ja wenig, was diesen Glauben stützen könnte; aber alltäglich vollbringen noch beseligende Wunder die heilige Macht der Liebe und die zauberhafte Heilkraft der Natur . . . Freilich geht's dabei auch immer ganz natürlich zu!

Theodor Billroth.

Von

H. Gerſuny.

— Wien. —

Als Theodor Billroth im Jahre 1867 nach Wien berufen wurde, um die chirurgiſche Klinik zu übernehmen, an welcher vor ihm der ausgezeichnete Schuh gewirkt hatte, war ſein Ruf als Gelehrter und als praktiſcher Chirurg erſt im Entſtehen, ſo daß von zwei Fachgenoſſen, den Vorſtänden der bedeutendſten chirurgiſchen Kliniken Oeſterreichs, abſprechende und dabei doch ſehr verſchiedene Urtheile über ihn gefällt werden konnten. Der Eine ſagte: „Er mag ein guter Chirurg ſein, aber ein guter Schriftſteller iſt er nicht, man verſteht ja nicht, was er ſchreibt;“ der Andere dagegen ſagte: „Er mag ein großer Gelehrter ſein, aber operiren kann er nicht!“

Dieſe Ausſprüche trafen ihr Ziel nicht, ſie ſchädigten nur Jene, von denen ſie ausgingen. Billroths Schriften waren ja in Aller Händen, und die klare und anziehende Darſtellung trockener Gegenſtände war mit ein Grund ihrer Verbreitung; und daß er der glänzendſte Operateur war, davon konnte ſich jeder Student täglich in der Klinik überzeugen. Bald waren auch die Studenten für den neuen Profeſſor begeiſtert; ſelbſt noch jung (er zählte damals 38 Jahre) ſtand er ihnen innerlich noch nahe und ſuchte die Kluft zwiſchen Lehrer und Schülern zu überbrücken, er nahm an ihren Feſten Theil und pflegte den perſönlichen Verkehr mit ihnen, ſo weit es die großen Verhältniſſe der Wiener Univerſität nur immer geſtatteten. Sein Vortrag war kein trocken akademiſcher, ſondern floß ohne redneriſchen Schmuck wie in leichtem Geſprächston von den Lippen, man hatte nie die Empfindung, ein Kapitel aus einem Lehrbuch zu hören, ſtets war es ſo, als ſchöpfte er, angeregt durch einen Krankheitsfall, aus dem reichen Schatze

seines Wissens und seiner Erfahrung, und als entstünde der Vortrag erst, während er gehalten wurde. Dadurch wurde der Hörer zum Mitdenken herangezogen; das Vorgetragene wurde meist anschaulicher gemacht durch Vorzeigen von Abbildungen und Präparaten aus der Sammlung der Klinik, deren Vermehrung viel Sorgfalt zugewendet wurde.

Diese Vorträge waren nicht der Art, daß sie von den Hörern einfach nachgeschrieben werden konnten, sie hatten nichts von jener pedantischen, schulmeisterlichen Art, welche für geistig träge, wenig begabte Naturen die richtige sein mag, sie erforderten im Gegentheil fortwährende Aufmerksamkeit, und daraus entstand allmählich die Meinung, Billroths Klinik sei nicht für Anfänger, sondern mehr für Jene, die schon Vorkenntnisse in der Chirurgie mitbrächten. Auch Billroths zarte, rücksichtsvolle Art des Verkehres mit den Kranken, die damals bei den Chirurgen selten war, trug dazu bei, ihm die Herzen seiner Schüler zu gewinnen; die Gefahr liegt ja nahe, daß bei der großen Zahl von Kranken, die an einer großen Klinik zu besorgen sind, der Kranke zum bloßen Unterrichtsobjecte wird, daß seine Empfindungen wenig beachtet werden, und daß in seiner Gegenwart Fragen, die sein Wohl und Wehe betreffen, frei erörtert werden.

Die Schonung der Empfindungen der Patienten einer Klinik in dieser Richtung ist nicht nur für die Kranken selbst eine Wohlthat, sondern auch für die Studenten ein Beispiel, dessen Nachwirkung in ihrem späteren Thätigkeitskreise zum Ausdruck kommt.

In den klinischen Einrichtungen wurden manche Aenderungen getroffen, namentlich in Bezug auf die Pflege der Reinlichkeit; bis dahin war der Reinlichkeit in der Chirurgie nicht die genügende, ja kaum die dürftigste Würdigung zu Theil geworden. So wurden, um nur Eines anzuführen, unter Billroths Vorgängern die Prüfungen aus der Operationslehre am Cadaver in dem Operationssaal der chirurgischen Klinik gehalten, der Cadaver lag dabei auf dem klinischen Operationstisch. Es hing das damit zusammen, daß die „Wundkrankheiten" früher nicht als die Folgen von Veränderungen an der Wunde selbst, namentlich als die Folgen des Eindringens von Krankheitskeimen durch die Wunde in den Körper angesehen wurden. Billroth selbst hatte frühzeitig in dieser Richtung gearbeitet und auf Grund seiner „Beobachtungsstudien über Wundfieber und accidentelle Wundkrankheiten" schon den Weg geahnt, auf welchem die Fortschritte in der Wundbehandlung zu machen waren. Eine spätere Arbeit „Untersuchungen über die Vegetationsformen von Coccobacteria septica und den Antheil, welchen sie an der Entstehung und Verbreitung der accidentellen Wundkrankheiten haben" trat der Frage noch näher, und diese Arbeiten hatten auch praktischen Nutzen; sie führten zu sorgfältiger Isolirung der „infectiösen" Fälle (wie Rothlauf, Pyämie) von jenen mit reinen Wunden, sie führten, wie schon erwähnt, zu großer Reinlichkeit in Bezug auf alles mit den Kranken in Berührung Kommende, und es wurden dadurch auch wesentlich bessere Heil-

erfolge erzielt, als die früheren waren. Diese Erfolge waren der Grund, daß Billroth die von Josef Lister eingeführte „antiseptische Wundbehandlung" anfangs nur zögernd annahm, während andere Chirurgen ihm in dieser Richtung mit Enthusiasmus vorauseilten und, als handle es sich um eine neue Religion, keine Zweifel, keine Kritik duldeten; als Billroth die Principien der antiseptischen Behandlung vollkommen anerkannt und angenommen hatte, wurde er doch von Seite der Enthusiasten nicht als auf der Höhe der Zeit stehend angesehen, weil sein Urtheil ein nüchternes geblieben war.

Weit entfernt, hier auf den Inhalt dieser Arbeiten Billroths näher einzugehen, sei doch der schon erwähnten „Beobachtungsstudien über Wundfieber ꝛc." nochmals gedacht, weil sich daran ein für sein Wesen charakteristischer Vorgang schließt. Diese Arbeit war nämlich der Gegenstand eines heftigen literarischen Angriffes geworden, eines Angriffes, der nicht nur ihren Inhalt betraf, sondern sich auch in fast gehässiger Weise auf die Person des Verfassers erstreckte. Was war nun die Wirkung dieses Angriffes? Billroth wiederholte die langwierigen, zum Theil mühseligen wissenschaftlichen Versuche, die er selbst und die sein Kritiker angestellt hatte, und stellte ihre Ergebnisse in einer Arbeit zusammen, die eine Fortsetzung seiner früheren Untersuchungen bildete — jener persönlichen Angriffe jedoch geschah mit keiner Silbe Erwähnung. Dieses Uebersehen eines persönlichen Angriffes ist wohl die Folge davon, daß es Billroth immer nur um die Sache zu thun ist und daß er beim Erstreben eines ihm vorschwebenden Zieles den kürzesten dahin führenden Weg zu wählen pflegt, ohne darauf zu achten, ob ihm selbst ein Nachtheil daraus erwüchse, oder ob die Empfindlichkeit Anderer verletzt würde.

Ein solches rein sachliches Streben wird gar oft verkannt, theils von Solchen, deren persönliche Interessen dabei leiden, theils von jener Mehrheit, welche die Hingebung an ein ideales Ziel nicht zu fassen weiß, und darum geneigt ist, dieselbe nur als die Maske für rein persönliche Bestrebungen anzusehen.

Ein solches Verkennen seines Wesens wurde den Menschen von Billroth manchmal leicht gemacht. Kam etwa beim Wein ein Thema zur Sprache, das ihm vielleicht für die Gesellschaft oder für die Gelegenheit zu gut schien, so konnte er in übermüthigster Weise spotten, an dem Idealsten seinen Witz üben, die eigene Persönlichkeit und die eigenen Anschauungen karrikiren, so daß er wohl Manchem als frivoler Genußmensch, dem nichts heilig ist, erscheinen konnte, Manchem, der nicht fähig und nicht werth war, einen tieferen Blick in diese edle Natur zu werfen. —

Er ist in Wirklichkeit ein Genußmensch im edelsten Sinne, ein Freund künstlerischer Genüsse, und es gab in Wien kaum irgend ein künstlerisches Ereigniß von Bedeutung, besonders in Oper, Concert und Schauspiel, wobei er nicht wäre gesehen worden. Den Tag füllte die Thätigkeit des klinischen Lehrers und die des praktischen Chirurgen aus — woher nahm

er die Zeit und die Friſche zu ſeinen umfangreichen und zum großen Theil ſehr mühſamen literariſchen Arbeiten? Dies fragten ſich ſeine Aſſiſtenten, ohne die rechte Antwort zu finden. Billroth gab ihnen auf ihr Fragen endlich ſelbſt die Erklärung: trotz den Mühen des Tages und den Vergnügungen des Abends konnte er noch in der Nacht viele Stunden am Schreibtiſch arbeitend verbringen, konnte ſich mit wenig Schlaf begnügen und doch das Tagewerk wieder mit voller Kraft beginnen.

Auch konnte er in den kurzen Pauſen zwiſchen den verſchiedenartigen Thätigkeiten des Tages, und wären es nur Pauſen von einigen Minuten geweſen, an einer begonnenen Arbeit weiter ſchreiben. Er hatte die Gabe, den fallen gelaſſenen Faden gleich wieder aufzunehmen, ohne, wie ſo Viele, erſt eine beſondere Stimmung abwarten zu müſſen.

Durch dieſe Friſche, dieſe Spannkraft und dieſen unermüdlichen Fleiß war es möglich, daß Billroths literariſche Leiſtungen ſo ungemein zahlreich wurden. Sie gehören theils in das Gebiet der normalen und der pathologiſchen Hiſtologie, theils in das der Chirurgie; dazu kommen noch geſchichtliche und encyklopädiſche Arbeiten, dann ſolche über Krankenpflege, endlich Kritiken und Nekrologe.

In jener erſten Zeit von Billroths Wirkſamkeit in Wien erſchien ſein Bericht über ſeine vorausgegangene ſechsjährige Thätigkeit an der chirurgiſchen Klinik in Zürich. Dieſer Bericht, an ſich eine trockene ſtatiſtiſche Arbeit über die Erfahrungen eines Einzelnen, war dennoch eine That, deren ſegensreiche Folgen nicht leicht überſchätzt werden können. Bis dahin gab es nämlich, ſo ſonderbar dies ſcheinen mag, keine wirklich brauchbare chirurgiſche Statiſtik; es wurden von den Aerzten einzelne Fälle, die ihnen intereſſant ſchienen, veröffentlicht, auch ganze Serien von analogen Fällen; wenn ein hervorragender Arzt ſeine Erfahrungen mittheilen wollte, ſo geſchah dies wohl meiſt in Form einer Wiedergabe jener Geſammteindrücke, welche eine große Reihe von einzelnen Beobachtungen in ſeinem Gedächtniß zurückgelaſſen hatte. Daß ſolche Darſtellungen ſehr ſtark individuell gefärbt ſein müſſen, ſieht Jeder ein, und die Quellen der Irrthümer ſind dabei zahlreich. Will man jedoch die Beobachtungen Anderer zu einem Geſammtbild vereinigen, ſo kommen noch mehr ungünſtige Umſtände in Betracht. Man denke nur beiſpielsweiſe an ein pſychologiſches Moment: die Menſchen haben eine begreifliche Scheu, ihre Irrthümer einzugeſtehen; die Folge davon iſt, daß überhaupt mehr Günſtiges veröffentlicht wird als Ungünſtiges und daß, wenn man aus der Literatur Zuſammenſtellungen der Einzelbeobachtungen macht, eine Miſchung von ganz ungleichartigen Elementen zu Stande kommt und daß die daraus gezogenen Schlüſſe mit Nothwendigkeit falſch ſein müſſen. Verläßt man ſich jedoch nur auf die Erinnerung an das, was man ſelbſt erfahren hat, ſo iſt der allgemeine Eindruck, den man ſelbſt im Laufe der Zeit erhalten hat, auch ganz unzuverläſſig, denn gar oft vergeſſen wir Dinge, die uns unangenehm ſind,

und die wir gegenüber Angenehmerem gern in den Hintergrund drängen, auch erscheinen uns Umstände bemerkenswerth, die später als bedeutungslos erkannt werden oder scheinbar Geringfügiges und darum Vergessenes erlangt später erst Wichtigkeit. Es war darum wirklich eine That, daß Billroth auf Grundlage der geführten Krankenprotocolle sein gesammtes Beobachtungsmaterial der Oeffentlichkeit übergab, Erfolge und Mißerfolge in gleich helles Licht stellte und dem Abrathen ängstlicher Freunde, welche eine Schädigung seines Rufes fürchteten, keine Beachtung schenkte. Diese That wurde auch reich belohnt durch den Beifall der Besten und durch den Nutzen, den sie theils direct, theils durch Anregung zur Nachahmung des gegebenen Beispieles stiftete. Einer der vortrefflichsten und erfahrensten Chirurgen, zu welchem die jüngere Generation mit Verehrung emporblickte, der alte Pirogoff, faßte sein Lob in die einfachen Worte: „Sie haben zuerst die Wahrheit gesagt!"

Späterhin wurden auch über die Beobachtungen an der Wiener chirurgischen Klinik solche Berichte herausgegeben, deren letzter, die Jahre 1871—1876 umfassend gleichzeitig eine Gesammtübersicht der Krankenbeobachtungen Billroths in seiner klinischen Thätigkeit von 1860—1876 enthält, eine ungeheuere Arbeit, wenn man bedenkt, daß Tausende von Krankengeschichten wieder gelesen und geordnet wurden und daß ihr wesentlicher Inhalt in wenigen Worten und das Gesammtergebniß in Zahlen ausgedrückt werden mußte, wenn man weiter berücksichtigt, daß viele Hunderte von Briefen geschrieben wurden, um über das weitere Schicksal der Kranken Gewißheit zu erhalten und zu erfahren, ob der momentane Erfolg der Behandlung von Dauer gewesen sei; es wurden dadurch manche neue Thatsachen gefunden und damit unsere Kenntnisse bereichert.

Im Ganzen kann man mit Recht sagen, daß dieser letzte Bericht als ein Hauptwerk in der Chirurgie anzusehen ist, das kaum bald wieder Seinesgleichen finden dürfte. Es hat dies Werk bei seinem Erscheinen nicht jene allgemeine Anerkennung unter den Chirurgen gefunden, die es verdiente, weil gerade damals die antiseptische Wundbehandlung die ganze Aufmerksamkeit der Chirurgen in Anspruch nahm und durch ihre glänzenden Erfolge die ganze operative Chirurgie und die Einrichtungen der Kliniken umgestaltete, während in Billroths Werk, das sich auf die frühere Zeit bezog, die Principien und die Erfolge der neuen Wundbehandlung noch nicht zum Ausdruck kamen. Das Buch wurde darum auch von Vielen schon bei seinem Erscheinen als veraltet angesehen.

Dies Urtheil war aber nur in einer Beziehung richtig, es konnte sich nur auf die unmittelbaren Erfolge der chirurgischen Operationen beziehen, die nun freilich über jede Erwartung hinaus günstige geworden waren; in allen anderen Beziehungen aber bleibt diese Statistik ein monumentales Werk von unvergänglichem Werth.

Als literarische Nebenthätigkeit galt es, stets neue Auflagen jenes

Buches („Die allgemeine chirurgiſche Pathologie und Therapie in 50 Vorleſungen") zu veranſtalten, welches Billroth als junger Züricher Profeſſor geſchrieben und im Jahre 1863 herausgegeben hatte. Dieſes Buch hatte bald nach ſeinem Erſcheinen durch die anziehende und feſſelnde Darſtellungsweiſe ſowie durch Einfachheit und Klarheit im Ausdruck große Verbreitung gefunden und den Namen Billroths in den weiteſten Kreiſen bekannt gemacht, war wohl auch ein Hauptmotiv für ſeine Berufung nach Wien geweſen. Bis zum Jahre 1876 waren 8 ſtarke Auflagen nothwendig geworden. (Die Herausgabe der ſpäter nothwendigen neuen Auflagen übertrug er einem ſeiner Schüler, Prof. A. v. Winiwarter.)

Die Ueberſetzungen dieſes Buches in fremde Sprachen waren zahlreich, und zwar gab es bis zum Jahre 1881 ſolche in die ungariſche, ruſſiſche, franzöſiſche, italieniſche, engliſche, ſpaniſche, ſerbiſche und japaneſiſche Sprache.

In die erſte Zeit ſeines Aufenthaltes in Wien fiel auch das Erſcheinen mehrerer von Billroth bearbeiteter Abſchnitte in dem von ihm und v. Pitha gemeinſam herausgegebenen großen Sammelwerke „Handbuch der allgemeinen und ſpeciellen Chirurgie." Nach dem Tode v. Pithas erſchien unter Redaction von Billroth und Lücke als eine im Plane veränderte neue Auflage dieſes Werkes die „Deutſche Chirurgie."

Unbeirrt durch mancherlei Schwierigkeiten, die anfangs in Wien zu überwinden waren, verfolgte Billroth ſeinen Weg und machte ſeine Klinik zu einer Muſteranſtalt, wobei ihn nicht nur ſein organiſatoriſches Talent und ſeine Energie, ſondern auch in hohem Maße ſeine Menſchenkenntniß unterſtützten. Nimmer müde, intereſſirte er ſich für die großen und für die kleinen Dinge an der Klinik in gleicher Weiſe; für die Einrichtung des Unterrichtes wie für den Anſtrich des Fußbodens, für die wichtigſten Operationen wie für die kleinen Details der Krankenpflege. Oft übertrug er einen Kranken, an dem er eben eine ſchwierige Operation ausgeführt hatte, ſelbſt von dem Operationslager auf das Krankenbett, lagerte ihn dort mit der Sorgfalt und der Zartheit, wie man ſie meiſt nur von ſanfter Frauenhand erwartet, und gab ſeinen Schülern damit ein unvergeßliches Beiſpiel und die Lehre, daß bei der ärztlichen Thätigkeit Alles gleich wichtig und keine Arbeit untergeordnet oder entwürdigend iſt. Oft kam er auch in der Nacht an die Klinik, wenn beſonders ſchwere Fälle da waren, nie wurde er gegen die Leiden ſeiner Kranken und gegen die ihnen drohenden Gefahren gleichgiltig. Unter den jungen Aerzten, die ihn umgaben, wußte er mit ſicherem Blicke die tüchtigen Talente auszuwählen und hatte darum ſtets treffliche Aſſiſtenzärzte, die theils unter ſeiner Anregung und Leitung, theils ſelbſtändig, aber ſtets von ſeinem theilnehmenden Intereſſe ermuntert, tüchtige wiſſenſchaftliche Arbeiten lieferten. Eine beträchtliche Zahl ſeiner Schüler gelangte bereits zu hervorragendem Wirkungskreis, mehrere von ihnen wurden Vorſtände chirurgiſcher Kliniken.

Nicht nur die wissenschaftliche und die praktische Seite des ärztlichen Berufes förderte Billroth als Schriftsteller und Forscher, als Lehrer und Arzt, er machte auch die Methode des Unterrichtes, die Organisation des medicinischen Studiums zum Gegenstande seiner besonderen Aufmerksamkeit und ließ als Frucht seiner Studien, seines Nachdenkens und seiner Erfahrungen in dieser Richtung das Buch „Ueber das Lehren und Lernen der medicinischen Wissenschaften an den Universitäten der deutschen Nation nebst allgemeinen Bemerkungen über Universitäten" (Wien, bei Gerold. 1876) erscheinen. Dieses Buch, welches eine Fülle des Wissenswerthen enthält, erregte große Aufmerksamkeit durch die Freiheit der Sprache, aber auch Mißfallen in maßgebenden Kreisen durch die Kritik österreichischer Verhältnisse; es war sogar von einer bevorstehenden Maßregelung des zu freimüthigen Professors die Rede.

Im österreichischen Abgeordnetenhause wurde das Buch und sein Verfasser von einem Reichsrathsabgeordneten als unpatriotisch heftig angegriffen, der Unterrichtsminister erhob sich in der nächsten Sitzung des Hauses, — denn ihn traf der Vorwurf, Dergleichen geduldet zu haben, — sprach zwar sein Bedauern aus über Manches, was ihm an den Professoren im Allgemeinen und an Billroths Buch im Besonderen unangenehm war, entkräftete jedoch den Vorwurf der mangelnden patriotischen Empfindungen durch Vorlesen einer Stelle aus dem Buche, welche zeigte, daß der Verfasser nicht nur selbst sein neues Vaterland liebte, sondern auch den von Anderen oft geschmähten Patriotismus der Oesterreicher anerkannte und hoch hielt.

Damit war die Sache officiell erledigt, journalistisch aber noch lange nicht, denn die Zeitungen brachten ausführliche Referate aus dem Buche, und diese Referate waren zum Theil keineswegs unbefangen, beeinflußten aber das Urtheil der Menge, welche es nur ausnahmsweise der Mühe werth findet, ein ernstes Buch zu lesen, in der bequemen Meinung, die Zeitung bringe doch das Beste daraus zur allgemeinen Kenntniß.

Es kamen nämlich Bemerkungen über gewisse sociale Schäden in der Wiener Studentenschaft vor, welche, wenn auch rein sachlich gehalten, doch geeignet waren, wenn man sie aus dem Zusammenhang riß, den Verfasser als Antisemiten erscheinen zu lassen. In unserer Zeit, die leider — als Beweis des langsamen Fortschrittes der Menschheit in sittlicher Beziehung — den Antisemitismus wieder zur Tages- und Parteifrage gemacht hat, kann leicht ein unbefangenes Wort als Aeußerung des Hasses gedeutet werden, besonders da Jene, die unter dem Antisemitismus leiden, nach und nach überempfindlich geworden sind gegen Alles, was die Frage zu streifen scheint. So kann es geschehen, daß ein Parteiloser, den die Antisemiten selbst für keinen der Ihren halten, von den Juden als ein solcher angesehen wird. — Schließlich hörte die Discussion über das Buch auf, Billroth aber ließ die Frage der Einrichtungen der medicinischen Facultäten nicht fallen und veröffentlichte, als die Ueberfüllung an der

Wiener mediciniſchen Facultät immer bedenklicher wuchs, im Jahre 1886 „Aphorismen zum Lehren und Lernen der mediciniſchen Wiſſenſchaften“ mit Betrachtungen über die Urſachen der Ueberzahl der in Wien Medicin Studirenden und über Maßregeln zur Abhilfe ſowie über die mangelhafte Ausbildung der Aerzte und über die Mittel, um dieſe zu verbeſſern.

Als praktiſcher Chirurg, als Operateur war Billroth ſtets ſehr glücklich. Dieſe Art von Glück iſt das Reſultat perſönlicher Eigenſchaften, die er in hervorragendem Maße beſitzt: neben der wiſſenſchaftlichen Durchdringung ſeines Faches große Ruhe und raſche Entſchloſſenheit, auch bei nicht vorherzuſehenden Gefahren, Kühnheit mit Vorſicht gepaart, erſtaunliche Geſchicklichkeit der Hände und ein künſtleriſcher Sinn, der beſonders bei plaſtiſchen Operationen zur Geltung kommt. Eine von Billroth ausgeführte Operation macht den zuſehenden Aerzten den Eindruck einer abgerundeten, vollendeten, man möchte ſagen, künſtleriſchen Leiſtung. Manche neue Operation iſt von ihm angegeben, manche zum erſten Male von ihm am Menſchen ausgeführt, manche hat erſt durch ihn ein typiſches Gepräge erhalten.

Neben jener Thätigkeit, welche direct mit ſeiner amtlichen Stellung zuſammenhing, widmete Billroth ſeit dem Ende des vorigen Jahrzehntes einen Theil ſeiner Arbeitskraft und ſeiner nimmer erlahmenden Energie einem Unternehmen, welches beſtimmt iſt, in Oeſterreich eine Einrichtung einzubürgern, die ſich in Deutſchland bereits in Krieg und Frieden bewährt hat. Er trat nämlich dem „Rudolfinerverein zur Erbauung und Erhaltung eines Pavillon-Krankenhauſes, behufs Heranbildung von Pflegerinnen für Kranke und Verwundete in Wien“ bei, und es war intereſſant zu ſehen, wie er ſogleich zur Triebfeder des Ganzen wurde. Er ſchrieb Artikel und hielt öffentliche Vorträge, um die Bevölkerung mit der Sache vertraut zu machen und dafür zu erwärmen, er wurde für die wohlhabenden Kreiſe Wiens zu einem nicht abzuweiſenden Sammler von Geldbeiträgen, er wußte die Unterſtützung der höchſten Kreiſe für den Verein zu gewinnen, und es gelang ſchließlich, auch ein Vorurtheil, das ſich an ſeinen Namen knüpfte, und das in frommen Kreiſen zum Theil abſichtlich verbreitet und genährt wurde, zu überwinden: daß der Preuße und Proteſtant Billroth nur die Abſicht haben könne, eine Anſtalt zu fördern, welche den katholiſchen geiſtlichen Orden, die in der Krankenpflege ſo ſegensreich wirken, Eintrag thun und in ihrer Wirkſamkeit ſchädigen ſollte. Er war es, der ſämmtliche verkäufliche Bauplätze in der nächſten Umgebung Wiens beſichtigte und darunter endlich einen geeigneten (in Unterdöbling) wählte; er organiſirte die Krankenanſtalt, die mit einer Holzbaracke eröffnet wurde, nach ſeinen Entwürfen wurde ein ſtabiler Krankenpavillon gebaut, ſo daß das Rudolfinerhaus jetzt ſchon mehr als 50 Kranke und 18 Pflegerinnen beherbergen kann, ſeinen Bemühungen hauptſächlich iſt es zu danken, daß die Anſtalt wird baulich vollendet und daß ſie ſchließlich ganz durch eigene Einnahmen wird erhalten werden können, ohne immer wieder an die

öffentliche Wohlthätigkeit herantreten zu müssen. Das weitere Ziel, durch das Beispiel die Gründung anderer ähnlicher Anstalten in Oesterreich, namentlich in der Provinz, anzuregen, ist bisher nicht erreicht worden. Als wichtigen Lehrbehelf für solche Anstalten und als Mittel, dem großen Publikum Einblick in das Detail derartiger Unternehmungen zu gewähren, schrieb Billroth ein Buch „Die Krankenpflege im Hause und im Hospitale" (Wien, bei Gerold); dieses Buch, welches gleichzeitig ein Haus- und Familienbuch im besten Sinne ist, hat große Verbreitung gefunden, es wurde wiederholt aufgelegt, oft übersetzt und brachte dem Rudolfinerverein einen beträchtlichen materiellen Ertrag. —

Diese flüchtige Uebersicht über die Arbeit und den Erfolg weniger Jahre gibt eine Vorstellung von der machtvollen Individualität Billroths, die durch ihre Liebenswürdigkeit die Herzen, durch ihre Genialität gepaart mit Fleiß und durch ihr edles Streben die Bewunderung der Menschen gewann, durch ihre scheinbar plötzliche Entfaltung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Doch sehen wir auch hier eine allmähliche, organische Entwickelung aus bescheidenen Anfängen.

Billroth wurde am 26. April 1829 in Bergen auf der Insel Rügen geboren, wo sein Vater, der von schwedischer Abstammung war, als evangelischer Pfarrer wirkte. Er war der älteste von fünf Brüdern und erhielt in der Taufe die Namen Christian Albert Theodor.

Der Vater starb bald nach der Geburt des jüngsten Sohnes, die Mutter (eine Berlinerin, geborene Nagel) übersiedelte nach Greifswald, wo sie, selbst schwer krank, die Erziehung ihrer Kinder leitete. Sie starb im Jahre 1851 an ihrer langwierigen Lungenkrankheit, ihren Kindern die reinste Erinnerung an eine treffliche, still duldende Frau zurücklassend.

Alle vier Brüder unseres Billroth sind nun auch längst gestorben. Im Herbst 1848 absolvirte er in Greifswald das Gymnasium, als mittelmäßiger Schüler. Nur Geschichte, besonders Literaturgeschichte und die alten Dichter hatte er eifrig studirt, für Sprachen und Mathematik war er wenig begabt und ließ sich von dem Studium dieser Fächer durch seine Vorliebe für Musik ablenken. Nur die Energie seiner Mutter hinderte ihn, sich ganz der Musik zu widmen, für welche er die Begabung von Eltern und Großeltern ererbt hatte.

Die Wahl der medicinischen Facultät für die Fortsetzung seines Studiums wurde theils durch seinen Oheim, den geschätzten Professor der Arzneimittellehre Ph. Seifert, und den der Familie eng befreundeten Professor der Chirurgie Baum, theils durch die Studirenden der Medicin, die am Gymnasium seine Privatlehrer gewesen waren, bestimmt.

Im zweiten Semester seiner Universitätsstudien — das erste war in Greifswald meist unter der Beschäftigung mit Musik hingebracht worden, — folgte er Professor Baum nach Göttingen, wo er unter dem Einfluß eines vortrefflich zusammengesetzten Lehrkörpers mit Eifer und Energie den

Wissenschaften oblag. Der Physiologe Rudolf Wagner und der Chirurg Baum waren es vorzugsweise, deren Lehre und Beispiel seinem Studium, auch für späterhin, die Richtung gab. Dabei wurde die Pflege der Musik nicht vernachlässigt. In Wissenschaft und Kunst gleichstrebend wurde Georg Meißner (später Professor der Physiologie in Göttingen) mit Billroth innig befreundet, und Beide wurden im Herbst 1851 von Rudolf Wagner auf eine wissenschaftliche Reise nach Triest — hauptsächlich zur Erforschung der Anfänge und der Endigungen der Nerven am Zitterrochen — mitgenommen. Die Alpen, Oberitalien, das Meer hinterließen tiefe Eindrücke, die auf der Reise besuchten Universitäten Gießen, Marburg, Heidelberg, Wien gaben mancherlei Anregungen. — Im Herbst 1851 zog Billroth an die Berliner Universität; in dieser Zeit starb seine Mutter und ließ nur ein sehr geringes Vermögen zurück, so daß ihm die Fortsetzung des Studiums nicht möglich gewesen wäre, hätte nicht die Großmutter Unterstützung gewährt. In Berlin waren es hauptsächlich Langenbeck, Schönlein, Romberg und Traube, welche ihn fesselten und anregten. — Im Herbst 1852 wurde Billroth in Berlin zum Doctor promovirt, im folgenden Winter machte er sein Staatsexamen und genügte seiner Militärpflicht. Gleichzeitig besuchte er die Privatklinik A. von Graefes der damals erst im Beginn seiner glänzenden Laufbahn stand. Aus diesem Verkehr entwickelte sich später ein Freundschaftsverhältniß. — Zu Ostern 1853 begab sich Billroth nach Wien, wo er mit Eifer Curse und Vorlesungen (u. A. bei Hebra und Oppolzer) hörte. Danach besuchte er noch für einige Wochen Paris (wo er mit Baum und Meißner zusammentraf) und kehrte im Herbste nach Berlin zurück, um sich als praktischer Arzt niederzulassen. Der Anfang war nicht ermunternd, denn in den ersten zwei Monaten hatte er nicht einen einzigen Kranken; da führte ihn ein glücklicher Zufall zu einem Freunde und Landsmann Dr. C. Fock, der kürzlich bei Langenbeck Assistent geworden war. Dieser forderte ihn auf sich um eine eben frei gewordene Assistentenstelle an der Klinik zu bewerben und er bekam die Stelle. Nun war Billroth am richtigen Platz. Das Beispiel Langenbecks, der Verkehr mit ihm und anderen bedeutenden Männern (Meckel von Hemsbach, von Bärensprung, v. Graefe, Wilms), besonders aber der eigene Ehrgeiz spornten ihn zu unausgesetzter Arbeit. Neben der Chirurgie betrieb er mikroskopische Untersuchungen krankhafter Gewebe, namentlich der krankhaften Geschwülste. — Im Jahre 1856 wurde er Privatdocent für Chirurgie und pathologische Anatomie, hielt seine ersten Vorlesungen über pathologische Anatomie, über allgemeine und specielle Chirurgie und gab praktische Curse über pathologische Gewebelehre und über chirurgische Operationen. — Im Herbst 1856 machte er eine wissenschaftliche Reise nach Holland, England und Schottland. — In den folgenden Jahren bewarb er sich vergebens um verschiedene Spitalstellen, im Jahre 1858 erhielt er einen Ruf als Professor der pathologischen Anatomie nach Greifswald, den er jedoch ab-

lehnte, weil er sich nicht entschließen konnte, die Laufbahn in der Chirurgie aufzugeben. — In demselben Jahre verband er sich mit Christel Michaels zu dauernd glücklicher Ehe. — Im folgenden Jahre erhielt er, noch als Assistent Langenbecks einen Ruf an die chirurgische Klinik in Zürich, wo er am 1. April 1860 sein Amt als ordentlicher Professor antrat, dem er durch 7½ Jahre vorstand. — Die Züricher medicinische Facultät hatte stets treffliche, vorwärts strebende Professoren, so daß es an wechselseitiger Anregung und Förderung nicht fehlte. Von hervorragenden Collegen, mit welchen Billroth damals in collegiale Beziehungen trat, seien hier genannt: Griesinger, Biermer, Moleschott, A. Fick, Frey, H. Meyer, Horner, Breslau, Rindfleisch; doch auch mit bedeutenden Persönlichkeiten aus anderen Kreisen wurden Verbindungen unterhalten, so mit Vischer, Lübke, Semper, Gottfried Keller, Osenbrüggen u. A. Der Kreis des anregenden geselligen Verkehres war damit nicht umschrieben, er umfaßte auch die Fachgenossen von den übrigen Schweizer Universitäten und die Gäste aus Deutschland, die in Billroths Haus stets warme Aufnahme fanden.

In den Jahren 1862 und 1864 lehnte Billroth Berufungen nach Rostok und nach Heidelberg ab, im Jahre 1867 aber folgte er dem Rufe an die Wiener Universität, wo er am 20. August sein Amt antrat. —

In Wien lebte sich Billroth bald ein; sein lebhaftes Wesen, seine entgegenkommende Freundlichkeit, sein Sinn für heiteren Lebensgenuß wurden von den Wienern als verwandte Züge empfunden, und bald hatte Billroth neben dem Kreise seiner Schüler, die ihn liebten und verehrten, einen weiten geselligen Kreis, dessen Zusammensetzung zum Theil durch die Musik bestimmt wurde, deren Pflege er sich nach wie vor hingab. Mit Eduard Hanslick und Johannes Brahms wurde enge Freundschaft geschlossen, und manche Composition von Brahms wurde zuerst in Billroths gastlichem Hause gehört an einem jener musikalischen Abende, welche den begünstigten Theilnehmern auserlesene und unvergeßliche Genüsse gewährten.

Die mannigfachen in Wien angeknüpften Verbindungen seiner Familie, das Behagen an dem Wiener Leben und die Freude an dem großen Wirkungskreis waren die Gründe, welche Billroth Berufungen an die Charité in Berlin (nach dem Abgange Jüngkens) und an die Straßburger Universität (1872) ablehnen ließen. Als vor Langenbecks Rücktritt bei Billroth angefragt wurde, ob er einem Rufe nach Berlin folgen würde, und als Langenbeck selbst keinen würdigeren Nachfolger zu nennen wußte, als seinen früheren Assistenten Billroth, da mag wohl die Versuchung groß gewesen sein; als aber Billroth sich endlich entschlossen hatte, in Wien zu bleiben, da war unter der Studentenschaft des Jubels kein Ende, unter den Freunden herrschte frohe Befriedigung, und die damals erfahrenen Beweise von Liebe und Verehrung mochten ihn für die Qual der Entscheidung und für Aufgegebenes entschädigen.

In den letzten Jahren liebte es Billroth davon zu sprechen, daß er

ſich alt fühle; er wurde ſtärker, das Treppenſteigen, das Gehen wurde ihm zur Pein, das Operiren ſtrengte ihn an, er bekam Athembeſchwerden, und die ihm Naheſtehenden betrachteten ihn oft mit Beſorgniß. Im Frühjahre 1887 kam endlich eine ſchwere Krankheit der Lunge (acute Entzündung der feinen Veräſtelungen der Bronchien) zum Ausbruche, welche ihn dem Tode ſo nahe brachte, daß ſein Leben nur noch für wenige Stunden Dauer verſprach.

Selten hat ein Krankheitsfall ſo allgemeine Theilnahme in allen Bevölkerungsſchichten Wiens gefunden. Den ganzen Tag über kamen und gingen die Menſchen, welche die neueſten Nachrichten aus dem Krankenzimmer hören wollten, die Studenten kamen truppweiſe vor das Haus gezogen und hofften, ihr „Proſit"-Ruf würde zu dem Ohr des Kranken dringen. Noch um Mitternacht kamen Berichterſtatter der Zeitungen, um für ihren Leſerkreis die letzten Details des Krankheitsverlaufes zu erfragen.

Er ſelbſt hatte ſich aufgegeben, nahm von den Seinen Abſchied und hatte nur noch den Wunſch, nicht mehr mit zweckloſen Heilverſuchen gequält zu werden.

Als man ihm ſagte, es ſei noch nicht jede Hoffnung für ſeine Geneſung geſchwunden, doch ſeine eigene Mitwirkung ſei erforderlich, er müſſe ſich ſo zu ſagen ſelbſt helfen, da antwortete er nach kurzem Sinnen mit keuchendem Athem, flüſternd, in Pauſen: „Gut, — wenn es — ſo iſt — will ich — Alles thun!" Und es war rührend, wie er von da an Alles mit ſich vornehmen ließ, und wie er mithalf, und wie dann die erſten Spuren der Beſſerung ſich zeigten, wie endlich er ſelbſt zu empfinden begann, daß es zur Geneſung ging; wie dann der Lebensmuth und der Sinn für die kleinen Freuden des Tages wiederkehrten! Noch ſehr ſchwach, begab ſich Billroth auf ſeinen Landſitz am Wolfgangſee und begann, ſeine Kräfte ſyſtematiſch zu üben. Der Erfolg war erſtaunlich: ſein Gang wurde wieder elaſtiſch, ſeine Kraft ausdauernd, das Athmen frei, die Geſtalt ſchlank, und ſieht man ihn jetzt, wenn er ſeiner kliniſchen Thätigkeit mit jugendlicher Friſche und Leiſtungsfähigkeit obliegt, oder ſieht man ihn in den Ferien, wie er im Lodenanzug viele Stunden täglich mit raſchem Schritt, ohne zu ermüden, und zu ſeinem Vergnügen, nicht mehr zur Cur in den Bergen umherſteigt, ſo gewinnt man die Ueberzeugung, daß jene Müdigkeit und Gleichgültigkeit, die man in den letzten Jahren an ihm geſehen hatte, nicht frühes Alter war, ſondern Krankheit, und daß der wieder geneſene Billroth noch lange leben wird, nicht als müder Greis, ſondern in friſcher Thätigkeit und Kraft.

Aus der Münchener Kunstausstellung des Jahres 1888

Von

Ludwig Pfau.

— Stuttgart. —

(Schluß.)

Genre.

Die nach Licht und Farbe trachtende Zeitrichtung der Malerei hat natürlich ihren Stempel auch dem Genre aufgedrückt, dessen vorzüglichere Leistungen man ebensowohl den coloristischen oder realistischen Bestrebungen einreihen könnte. Doch ist immerhin eine Anzahl von Sittenbildern übrig geblieben, bei welchen die Charakterzeichnung nicht der Tonwirkung das Feld zu räumen hatte.

Der bedeutendste Colorist dieser Gruppe, wenn auch mehr im alten als im neuen Sinn, und zwar nicht zu seinem Schaden, ist wohl Wilhelm Dietz in München. In seinem „Ueberfall eines Reisewagens im sechzehnten Jahrhundert" zeigt er uns das unglückselige Fuhrwerk, wie es von vier Strauchdieben, die rechts auf einer kleinen Bodenerhebung sich in Hinterhalt gelegt hatten, gewaltsam angehalten wird. Der Kutscher flieht, und der Reitknecht sucht umsonst das vordere Handpferd anzutreiben, da das hintere stürzt, wahrscheinlich von einer Kugel getroffen. Auch zwei bewaffnete Begleiter entfliehen und lassen die beiden Frauen, die mit zwei Kindern und einem Schoßhündchen dem Wagen entstiegen sind, schmählich im Stiche. Der kaum dem Knabenalter entwachsene Sohn macht allein Miene, sich mit dem Degen in der Hand zu vertheidigen, wird aber von der Mutter zurückgehalten. Das Bild leidet zwar an einigen Unwahrscheinlichkeiten in Beziehung auf die

Erfindung der Fabel. Abgesehen davon, daß Alle, bis auf den Knaben, vor den vier schlechtbewaffneten Strolchen Reißaus nehmen, die sich nicht in die Nähe wagen, und von welchen sogar einer nur aus der Ferne mit dem Degen zu drohen weiß, ist auch das Aussteigen der Frauen nicht motivirt. Aber der Künstler geht mit solcher Entschiedenheit auf die coloristisch-drastische Wirkung der äußern Erscheinung los, daß man mit ihm das Wenn und das Aber des innern Vorgangs vergißt und sich an seiner originellen Farbengebung erfreut, deren eigenthümliche, luftig weiche und doch tief kräftige Harmonie von aller übrigen Malerei sich als einzige unterscheidet. Weniger gut in der Gesammtwirkung und auch nachlässiger in der Zeichnung ist ein zweites Bild: „Geraubt." Dafür erfreut es durch seinen köstlichen Humor. Diesmal ist ein feistes Pfäfflein den Wegelagerern in die Hände gefallen, und da diese einen ebenso guten Magen wie die Kirche haben, so führen sie sein Eselein, beladen mit den Gaben frommer Seelen, davon. Der Kapuziner scheint nicht ohne Beihülfe in seine liegende Stellung gekommen zu sein; aber nachdem die Schwartenhälse nach Ritterbrauch gehandelt, lüftet der eine beim Fortreiten noch freundlich den Hut: „Euern Segen, Herr Pater!" — Dieselben Vorzüge und auch dieselben Schattenseiten hat ein drittes Bild, das „Verhör", wo einem geharnischten Ritter von seinem Knappen ein Bauer am Schlappohr vorgeführt wird.

Franz Defregger in München tritt diesmal nur mit einem kleinen älteren Bildchen „Bei den Holzknechten" in seiner Eigenart vor uns. Meisterlich und anmuthend führt er uns in die Gesellschaft jener derben Gestalten, die, von der Arbeit zurückgekehrt, sich zu zwei schmucken Dirnen an den Tisch gesetzt haben. Sein Porträt des Prinzregenten von Bayern — in der Joppe und den Wadelstrümpfen eines oberbayrischen Gebirgsbewohners — entspricht jedoch nicht den Anforderungen, die man an ein lebensgroßes Porträt von der Hand eines bedeutenden Künstlers stellen muß. — Hugo Engel in München, der in den Fußstapfen Defreggers wandelt, verbindet in seiner „Heimkehr von der Jagd" leichte Behandlung mit coloristischem Reiz, obwohl die Tonwirkung manchmal zu wünschen läßt. So hat der Ton des einen Gesichts zu viel Aehnlichkeit mit dem der angrenzenden Wand, ein Mißstand, dem auch nicht durch eine plastischere Abhebung der Form gesteuert wird.

Auch Eduard Grützner in München ist diesmal mit keiner bedeutenderen Arbeit vertreten. Sein „Dominikanerkeller" bringt einen jener unterirdischen Gottesdienste, wo die Gaben des Herrn mit bekannter Andacht gefeiert werden; aber in einer für einen so wichtigen Act doch allzuflüchtigen Ausführung. Dagegen zeigt das kleine Bild „Mittagsschläfchen" den Meister in seinen Qualitäten. In einem altväterischen ledernen Lehnstuhl mit gepolsterten Backen ist nach wohlvollbrachtem Mittagsmahl ein behäbiges Pfäfflein, die Cigarre noch im Munde und die Hände über das Bäuchlein

gefaltet, gottselig entschlummert. Der Ausdruck schmunzelnder Behaglichkeit auf diesem Gesicht ist unübertrefflich, und der hübsche harmonische Ton des Colorits athmet dieselbe Stimmung. —

Paul Meyerheim in Berlin steht mit seiner „Menagerie" nicht auf der Höhe seiner Leistungen. Es fehlt zwar dem Bilde im Einzelnen keineswegs an lebendigen und charakteristischen Typen, aber die Gesammtwirkung zeigt als Composition eine zusammengestaute Menge, welche durch den etwas schweren, graubraunen und lichtlosen Ton der Färbung nicht gelockert wird. Ausdrucksvoller und harmonischer ist sein „Daniel Chodowiecki", der in Ausübung seiner Kunst begriffen vorgebeugten Körpers vor der Kupferplatte am Fenster sitzt. Etwas kleiner würde dieses Bild eine größere Wirkung hervorbringen.

In höchst gelungener Weise zeigt uns Ferdinand Brütt aus Düsseldorf in seiner „Börse", wie den alltäglichsten Vorgängen durch geistvolle Auffassung eine künstlerische Seite abzugewinnen ist. Geschmackvoll hat er die vornehmeren Gestalten zweier alter Kaufherrn in den Vordergrund gestellt und denselben durch die, unterthänig ihre Ordres empfangenden, Makler einen wirksamen Gegensatz gegeben. In der linken Ecke des Hintergrundes wird eine Schaar schreiender Makler von Lampenlicht beleuchtet, eine Gruppe, bei welcher der Künstler es trefflich verstand, das Häßliche durch das Gewand des Komischen mit den ästhetischen Forderungen zu versöhnen. In der Tiefe rechts führt eine offene Thür ins Freie, und hier im Mittelgrund steht ein alter, dem Beschauer den Rücken kehrender Herr, der mit erhobener, die Finger ausreckender Hand, wie es scheint, nichts Gutes zu verkünden hat. Unter seinen Zuhörern befinden sich zwei junge Leute, von denen der eine im Begriff ist, der Versuchung zu entfliehen, der andere aber den inneren Kampf noch nicht beendigt hat. Das kalte Tageslicht der rechten Seite bildet mit dem warmen Lampenlicht der linken nicht nur einen malerischen Contrast, sondern bringt auch die wesentliche Bedeutung der beiden Gruppen zu stärkerem Ausdruck. Der Hauptreiz an dem Bilde aber ist die lebendige individuelle Ausprägung der Charaktere. Darin eben besteht die Kunst, das Alltägliche vor der Langweiligkeit zu retten, daß uns das Bild keine hohlen Masken, sondern beseelte Typen vorführt, deren inneres Leben uns ein menschliches Interesse einflößt.

Ch. L. Bockelmann in Düsseldorf, der mit seinen Sujets gleichfalls die Bahnen des Alltags zu wandeln pflegt, und zwar nicht ohne Geschick, war diesmal in seinem „Nordfriesischen Begräbniß" weniger glücklich. Auch er versuchte hier das freie Licht künstlerisch zu verwerthen, ohne jedoch die Qualitäten des Tons in dem Maße zu beherrschen, wie dies zu einem vollständigen Erfolg in dieser Malerei unbedingt nöthig ist. Dagegen strebt er den einheitlichen Ausdruck seines Gedankens mit einem Ernste an, der manchem der heutigen Farbenkünstler zum Vorbild dienen

könnte. — „Die Novize" von Otto Wolf in München hat viel Ansprechendes. Die Gestalten der alten Frau und des von ihr gebrachten jugendlichen Opfers heben sich vornehm von dem weißen Interieur ab. Aber die andern Figuren sind doch etwas zufällig über das Bild zerstreut. — Mit Sicherheit dagegen beherrscht Georg Jakobides in München seine Mittel. Sowohl in seinem „Kinderstreit", wo das auf dem Schoß der Großmutter sitzende Jüngste seinem Schwesterchen wegen eines Apfels in den Haaren liegt, als auch bei dem kleinen Bilde, „Großvaters Pfeife", wo ein Knabe in verbotenem Genusse schwelgt, vereinigen sich naturwahre Farbenempfindung und Verständniß der Form zu einem erfreulichen künstlerischen Eindruck.

Eine sehr hübsche harmonische Stimmung zeigt das „Memento mori" von Anton Laupheimer in München: ein Mönch in seiner Zelle, einen Todtenkopf betrachtend. — Ein ausnehmend hübsches Bildchen aber ist die „Poststation" von Hugo Kaufmann in München. In einer dunkeln, durch eine tiefe Fensternische mit schwachem Abendlicht versehene Poststube, auf der Bank längs der Wand, sitzt der Postillon neben einer hübschen, runden Dirne in angelegentlichem Gespräch, das so gedämpft sein dürfte, wie die dämmerige Heimlichkeit des Raumes, in welcher die beiden sich wohl zu befinden scheinen. Die Darstellung ist einfach und lebenswahr sowohl in Beziehung auf Stellung und Ausdruck als auf die Farbenstimmung, welche von feiner Harmonie ist. — Auch Richard Winternitz in Stuttgart bringt in seinem „Schwertfeger" eine wohlstudirte Arbeit von guter Wirkung. Die Figur ist liebevoll behandelt; nur vermißt man bei so viel Metallgegenständen eine entschiedenere Hervorhebung des immer etwas glänzenden Metallcharakters, dem andern Detail gegenüber.

„Das Bild vom Schatz" von Wilhelm Hasemann in Karlsruhe, ein Kniestück, zeigt uns ein Mädchen in kleidsamer Schwarzwälder Tracht, welches die Photographie des Liebsten betrachtet. Das feine, wohlgezeichnete Profil, der schöne Ton und die sorgsame Ausführung verbinden sich zu einem sehr erfreulichen Eindruck. — Ein hübsches Frauenprofil bringt auch Alfred Stevens in Brüssel unter dem Titel „Die Geschenke". Sinnend sitzt die Beschenkte vor einem teppichbedeckten Tische und betrachtet eine schmuckartige Spielerei, über deren Zweck sich auch der Beschauer umsonst den Kopf zerbricht. Das gelbblonde Haar, die träumerischen Züge und die feine coloristische Behandlung geben dem Ganzen den Reiz poetischer Anmuth. — Wladislaus Czachorski in München giebt in seiner Dame „Vor dem Spiegel" eine sehr anerkennenswerthe Leistung der Detailmalerei. Die unruhige Wirkung, welche dieselbe meist mit sich bringt, ist glücklich überwunden, aber nicht so ganz die trockene Nüchternheit. Trotz der sich mit Blumen schmückenden Dame macht daher das Bild den Eindruck eines reichen Stilllebens von großer Feinheit und sorgfältiger Durchführung.

Unter den Kleinmalern ist Karl Seiler in München in erster Linie

zu nennen. Besonders fein im Ton ist seine „Gefährliche Situation", drei preußische Soldaten in ihren Mänteln hinter einer Verschanzung, in deren Nähe eine Bombe platzt. Eine meisterliche Durchbildung zeigt auch seine andere Soldatengruppe „Im Repli". Trotz aller Ausführung wird Seiler nie kleinlich; doch fehlt es etwas an Luft, und wenn die Figuren besser von einander losgingen, könnte man ihn wohl einen deutschen Meissonier nennen. — Aehnliche Vorzüge hat Wilhelm Velten in München in seinem „Pferdemarkt" aufzuweisen, der uns in das rege Treiben vor einer Stadtmauer versetzt. Das zerstreute Licht des bedeckten Himmels taucht alles in eine große Gleichmäßigkeit des Tons. Velten zeigt in dem engen Rahmen, den er wählt, eine erfreuliche Kunst, die Natur im kleinsten Maßstabe stimmungsvoll wiederzugeben und deren Darstellung, ohne in's Miniature zu fallen, geschmackvoll zu behandeln.

Gaetano Chierici in Reggio schildert mit Humor eine „Ueberraschung", die einige Knaben einem Mädchen bereiten, indem sie sich in Verkleidungen mit häßlichen Larven stecken. Die arme Kleine ist sammt dem Stuhle vor Schreck umgefallen. Das Bild ist, wie auch die beiden kleineren desselben Künstlers, „Die erste Pfeife" und „In der Küche", geschmackvoll erdacht und sorgfältig ausgeführt; nur erscheint die Behandlung etwas trocken. — „Mein Atelier", von El. Pagliano in Mailand, ist eine feine Tonstudie und stellt den Künstler in seinem Atelier dar, wie er ein im Rocococostüm sitzendes Modell zeichnet. Bis in den tiefen Hintergrund bleibt alles farbenklar, während sich doch jeder Plan von dem anderen deutlich trennt. — Nicht weniger fein im Ton ist das Bild „Auf der Promenade" von Giacomo Favretto in Venedig. Spaziergänger in Zopftracht gruppiren sich vor einem Palast in ziemlich willkürlicher und wenig motivirter Weise. Die farbigen Costüme der Zeit erscheinen in bunter, aber doch sanft gestimmter Mischung, und die Ausführung ist eine außerordentlich feine in Zeichnung wie in Colorit. Aber die Figuren, allzu schatten- und körperlos, gehen nicht von einander ab.

Alex. Bihari in Budapest entfaltet in seinem „Vor dem Dorfrichter" und in der „Brautschau" ein ganz hervorragendes Talent der Charakterschilderung. In einer kahlen, niederen, weißgetünchten Stube — deren Deckenbalken die Petroleumlampe geschwärzt hat, und deren ganzer Wandschmuck in einer dörflichen Uhr und hölzernen Bänken besteht — vollzieht sich die dramatische Scene. Links am grünen Tische sitzt der Richter, die Beine über einander geschlagen, die Cigarrenspitze in der Hand, mit der Amtsmiene des Gesetzvollstreckers. Hinter dem Tische steht der Actuar, aus einer langen Meerschaumpfeife rauchend; er scheint das Ereigniß mehr als eine scherzhafte Abwechselung zu betrachten. Und lachen muß man freilich, wenn man den Wortführer der klagenden Zigeunerbande in seinem vom Kampf aufgerissenen Hemde den Vorgang erzählen und seine zerschlagene Geige vorzeigen sieht, hinter ihm eine Gruppe schwarzäugiger,

halb dummdreister, halb neugierig ängstlicher Gesellen, darunter einer mit verbundenem Kopf, der auch nicht leer ausgegangen zu sein scheint. Zwischen Richter und Kläger steht der Beklagte, ein Bauernbursche, dessen Kleidung noch der Militärdienst anzusehen ist, in aufrechter Haltung, mit der Ruhe der Unsträflichkeit; er pocht, diesem hergelaufenen Gesindel gegenüber, offenbar auf die Berechtigung des Einheimischen. An der offenen Thüre, welche eine Bodenleiter sehen läßt, steht eine Frauensperson, lachend die Hände in die Seite gestemmt, als Vertreterin der weiblichen Neugierde und Parteinahme. Die Gruppirung ist ungesucht, aber geschmackvoll, das Colorit einfach aber kräftig, der Vortrag breit und flott, wenn auch manchmal nicht ganz geschickt, und die Zeichnung correct; vor allem aber sind die Charaktere so typisch und dabei doch so individuell geschildert, daß man den Eindruck absoluter Wahrheit erhält, und Bihari hierin sich wohl mit Knaus messen kann. Minder gelungen in der Ausführung, aber gleichfalls vortrefflich charakterisirt ist das zweite Bild des Künstlers „Die Brautschau". Ein junger, ungarischer Bauer steht in seinem schwarzen, halb städtischen Anzug, von seinem Brautwerber begleitet, vor seiner Erwählten, die, eine dralle Dirne, ihn sicher mit Wohlgefallen von Kopf bis zu Fuß gemustert hat und nun züchtig ihre Augen auf seine Stiefel gerichtet hält. Der dem Beschauer den Rücken kehrende vierschrötige Vater schaut der gegenseitigen Prüfung erwartungsvoll zu, und die übrige Verwandtschaft ist bereits einverstanden. Die Figuren sind hier weniger plastisch losgelöst, obwohl die linke, von einem Fenster beleuchtete Seite wahr und wirkungsvoll behandelt ist.

Stillleben.

Die gemalten Blumensträuße, Küchenschätze und Ziergeräthe sind diesmal in geringerer Zahl erschienen als gewöhnlich und stammen größtentheils von Frauenhand. Das Hervorragendste an Blumen wurde von Margaretha Roosenboom in Hilversum bei Utrecht geliefert, einer Künstlerin, die ihren Namen nicht vergeblich führt, denn sie brachte nichts als Rosen, und zwar von keinem schlechten „Boome". Trotz einer sorgfältigen Ausführung haben ihre Bilder eine gewisse Einfachheit und erinnern an die ruhige Solidität der alten Holländer. Aber der schöne Gesammtton ist nicht frei von Manier und nimmt's nicht allzu streng mit der Wahrheit. Die Lokalfarben sind nicht hinlänglich auseinander gehalten, und die Harmonie besteht zum Theil aus einer etwas willkürlichen Gleichfärbigkeit. — Weniger klassisch, aber von naiverer Unmittelbarkeit sind die „Narzissen", von Adrienne van Hogendorp-s' Jakob im Haag — lauter gelbe Blumen in einem dunkelbrauen Topfe auf hellgrauer Wand — von gesundem Stil und Vortrag, ohne Rückhalt und Künstelei. — Auch Anna Peters in Stuttgart hat frisch und frei behandelte „Herbstblumen" und „Päonien" gebracht.

Zwei hohe Bilder von Elise Hedinger in Berlin zeigen: das erste eine

Lawine von Kirschen und Johannisbeeren neben einer Schüssel mit Pfirsichen und einer graugrünen Melone im Vordergrund; das andere eine Versammlung von Austern: ausgeleerte über den Tisch her, volle auf der Platte, und dahinter noch vorräthige in einem umgestürzten Korbe; dazu eine hohe Deckelkanne und ein schlankes Kelchglas. Die Bilder bekunden künstlerischen Geschmack und haben — namentlich das Fruchtstück — ein gefälliges Arrangement; auch die Malerei ist geschickt und ansprechend, aber freilich mehr decorativ als intimeres Naturstudium verrathend. — Austern mit Citronen vor einem Teller voll Trauben und einem getriebenen Pokal in altem Silber bringt Charlotte Hampel in München. Die Ausführung hat weniger Bravour als die vorhergehende, aber mehr Ton und Tiefe, wenn auch mit etwas Verschwommenheit im Hintergrund.

Antoine Vollon in Paris — einer der bedeutendsten unter den heutigen Malern von Stillleben — schickt ein flott hingepinseltes, hauptsächlich aus todten Vögeln bestehendes Bild, das zwar kräftig in der Farbe, aber von decorativem Vortrag und nicht von der Klarheit und Feinheit des Tons ist, die man von ihm erwarten sollte. — Ein kleines Stillleben orientalischen Geräths von Hugo Charlemont in Wien dagegen — Schüssel und Kanne mit allerlei Schmuck vor einem inkrustirten Perlmutterkästchen auf einem mattfarbigen Teppich — hat bei sorgsamster Ausführung des Details eine so massig einheitliche Gesammtwirkung, als wäre sie von breitestem Vortrag, und ist selber ein kleines Schmuckstück.

Porträt.

Die Bildnißmalerei hat dem Münchner Glaspalast ein großes Contingent gestellt, das auch in Betreff der künstlerischen Leistung nicht in der hintersten Reihe steht. In erster Linie nehmen hier die zahlreichen Porträte Franz Lenbachs, welche zwei Cabinette füllen, die Aufmerksamkeit in Anspruch. Doch was gewöhnlich geschieht, daß nämlich durch eine solche Zusammenstellung das Werk des Künstlers an Werth und Wirkung gewinnt, ist hier weniger der Fall; die Mängel scheinen sich vielmehr in merkbarerer Weise zu einem Gesammteindruck zu vereinigen als die Vorzüge, wozu freilich die vom Künstler getroffene, nicht immer glückliche Auswahl, sowie die Vergleichung mit andern, sorgfältiger ausgeführten Porträten der Ausstellung beiträgt. Lenbach hat sich an dem Studium der alten Meister herangebildet und diesen ihre Praktiken abgelernt wie nicht leicht einer; und wenn denn auch bei einzelnen seiner Gemälde die Abstammung sichtbar wird, so bilden dagegen seine besseren — wie z. B. ein früheres Porträt Ludwig von Hagns — eine Art Quintessenz der alten Schulen, welche eine schöpferische Zusammenfassung ihrer Vorzüge und keineswegs eine Nachahmung der einen oder andern ist. Aber trotz einer gewissen gemeinsamen Manier zeigen die Lenbach'schen Porträte in ihrer Gesammtheit doch eine Verschiedenheit der Darstellung und Behandlung, ein gewisses Suchen und Tasten, das denselben

etwas Unſtetes, man möchte faſt ſagen, trotz ihres Kunſtwerths Dilettirendes giebt, ſo daß man ſich unwillkürlich fragt, welches unter ihnen der eigentliche Lenbach ſei. Es kommt in dieſer Malerei mehr der unruhige Geiſt des genialen Strebers zum Vorſchein als die ſichere Selbſtbeſtimmung des gereiften Meiſters. Dies zeigt ſich beſonders in der Nachläſſigkeit, mit welcher gewöhnlich das Figürliche behandelt iſt. Ein wahres Kunſtwerk muß gleichmäßig durchgebildet ſein in ſeiner ganzen Erſcheinung; und wenn es beim Porträt am Platze iſt, das Nebenſächliche dem Kopfe unterzuordnen, ſo iſt es ein großer Unterſchied, ob dies mit künſtleriſchem Maß und mit conſequenter, dem Beſchauer nicht zum Bewußtſein kommender Berechnung geſchieht, oder ob es ſich als eine willkürliche Schlaudrigkeit darſtellt, die dem Gemälde den Charakter des Unfertigen giebt. Bei einzelnen Bildern geht man, wenn die Köpfe ſo vortrefflich gemalt ſind, bereitwillig über ſolche kleine Gebrechen hinweg, um ſich an das Erfreuliche zu halten; aber wenn dieſe Unzulänglichkeiten in Maſſe auftreten, werden ſie unerquicklich und machen den Eindruck eines Mangels, der nicht nur in einem capriciöſen Uebermuth, ſondern in einem künſtleriſchen Unvermögen ſeinen Grund hat. Und etwas mag wohl dem Umſtand auf Rechnung zu ſetzen ſein, daß des Künſtlers darſtellende Fähigkeit nicht über das Porträt hinausgeht. Gleichviel! trotz alledem finden ſich Bildniſſe genug in der Sammlung, welche Lenbachs hervorragendes Talent, den ſeeliſchen Inhalt, das geiſtige Gepräge eines Menſchen in ſeinen Zügen wiederzugeben, zu voller Geltung bringen; und dieſer Eindruck wäre ſicherlich noch durchſchlagender, wenn ihn der Ausſteller nicht durch eine Anzahl Paſtellzeichnungen getrübt hätte, welche mehr flau als fein, mehr chargirt als charakteriſirt, ſeine frühere einfache aber meiſterliche Zeichnung vermiſſen laſſen. Dieſe Umriſſe haben weit bis zum Strich eines Ingres oder Holbein. Ohne Zweifel ſteht einem Künſtler von Gottes Gnaden eine ordentliche Doſis Selbſtbewußtſein wohl an; aber zu glauben braucht er deshalb doch nicht, daß er nur mit einem Stift über ein Papier zu fahren habe, um etwas Bewundernswerthes hervorzubringen.

Zu leugnen iſt nicht, daß der vorderſte Platz unter den Porträtiſten unſerem berühmten Landsmann von einem Pſeudoengländer mit Namen Hubert Herkomer ſehr ſtreitig gemacht wird. Dieſer hat mit ſeiner „Dame in Weiß" auf einem ebenfalls weißgrauen Grunde der hell auf Hell abhebenden Mode ſeinen Tribut bezahlt. Miß Grant iſt denn auch, mit Hülfe zahlreicher Reproductionen, ſozuſagen die Heldin der Ausſtellung geworden. In weißem decolletirtem Kleide mit gelblichem Mediciſsgürtel und gelblichen bis an die Ellbogen reichenden Handſchuhen ſitzt ſie auf einem einfachen Seſſel. Die feinen und doch beſtimmten Züge ſind von einem kaum ſichtbaren Roth angehaucht; das tiefſchwarze Haar legt ſich in leichten Löckchen auf die Stirne; der Glanz der Augen, der dem Gemälde den Farbeneffect erſetzt, iſt von eindringlicher Leuchtkraft, und ihr Ausdruck athmet

Seele und Leben. Das Bild ist bezaubernd durch seine ernste Lieblichkeit; aber offenbar steht, in Betreff der bestrickenden Wirkung desselben, der Maler noch mehr in der Schuld des Modells, als das Modell in der des Malers. Denn wenn man in's Einzelne geht, sind die Formen des Gesichts doch etwas verblasen, die Draperie des Kleides etwas roh. Das Gegenstück, die „Dame in Schwarz" mit dem Motto „Entranced in some divine mood of self oblivious solitude" ist, wenn auch weniger anziehend, offenbar studirter und feiner durchgeführt. Diese unbenannte Dame sitzt in Schwarz auf einem breiten Lehnstuhl, auf dem ihr grauer Pelz und ihre ruhenden Arme sich ausbreiten. Die langen gelben Handschuhe lassen hier die Formen der feinen Hände besser durchfühlen, als dies bei ihrer weißen Nebenbuhlerin der Fall ist. Ihr Teint hat einen bräunlichen Anhauch, von einem leichten Roth gehoben. Ihre braunen Haare sind auf der weißen Stirn gescheitelt und leicht gewellt; ihre großen blaugrauen Augen, von geschwungenen Brauen überwölbt, haben einen weichen, träumerischen Ausdruck, dem der aristokratisch geschlossene Mund einen sinnenden Ernst verleiht. Dieses Bild, obwohl weniger einnehmend beim ersten Anblick, fesselt je länger je mehr, denn es hält die eingehendste Betrachtung aus. — Fast noch bedeutender als diese beiden Kniestücke ist das Brustbild des Afrikareisenden „Stanley". Einfach, ohne jeden malerischen Kunstgriff, aber mit gewaltigen Pinselstrichen schildert es uns den kühnen Mann, wie er im schlichten Straßenanzug, die Hände leicht in einander gelegt, in eherner Ruhe dasitzt, ein Bild entschlossener Thatkraft. Und als ob der Geist des Modells auch in die Materie der Ausführung gefahren wäre, zeigt der Vortrag eine Energie, Sicherheit und Bestimmtheit, wie sie wohl bei keinem andern Porträt der Ausstellung in solchem Maße zu finden sind.

Der leider inzwischen gestorbene Frank Holl in London nimmt gleichfalls einen hervorragenden Platz in dieser Gattung mit seinen drei erfreulichen Porträten ein, unter denen sich namentlich das des „Lord Stalbridge" auszeichnet; doch fehlt es etwas an Luftreflexen. Eine robuste, saft- und kraftvolle Malerei zeigt dagegen ein kleines Bild des Künstlers, „Lieblinge" betitelt, das ein Mädchen mit einem Kaninchen vorstellt.

Das „Porträt meiner jüngsten Tochter" von Alma Tadema in London überrascht durch eine eigenartige Tüchtigkeit von japanesisch-exotischem Anstrich, eine Auffassung, zu der allerdings die Physiognomie des Modells einigermaßen einlud. Ganz von vorn gesehen, in etwas monumentaler Stellung, eine Vase mit Blumen in der Hand, steht sie in einem eigenthümlich hellvioletten Costüm, das sich aber von einer grauen Thüre harmonisch abhebt, geradeaus blickend, vor dem Beschauer. Aber der Kopf mit seinen fein modellirten Zügen ist in seltener Vollendung durchgeführt. Die Hände sind mit großer Liebe behandelt, und der Künstler wußte sie gleichwohl dem Kopf unterzuordnen, ohne sie in Handschuhe zu stecken. Ein bizarres Porträt desselben ist dagegen das „Mein Arzt" betitelte. Der Kopf ist zwar

mit anerkennenswerther Einfachheit behandelt, aber ganz an's Ende des Rahmens gerückt, um die Hand eines Kranken zum Vorschein zu bringen, deren Pulsschläge der Arzt mit Hülfe seiner Uhr zu zählen im Begriff ist. Durch diese Anordnung macht das Bild den Eindruck, als wäre es aus einem größeren herausgeschnitten.

Eine ganz außergewöhnliche Leistung ist das „Selbstporträt" von Anna Bilinska in Paris: energisch gezeichnet mit vollem Formverständniß, sehr ausgeführt, aber wie aus einem Guß und harmonisch in der Farbe, verräth es so wenig die weibliche Hand, daß es dem männlichsten Maler Ehre machen würde. — Zu den besten Einsendungen gehört ferner das „Porträt meines Vaters" von Raphael Collin in Paris. Der alte Herr sitzt die Zeitung lesend auf einem Stuhl im Helldunkel und wird, nach dem neuesten Recept, durch das vom Hintergrund her einfallende Licht beleuchtet. Aber die Aufgabe ist mit meisterhafter Geschicklichkeit gelöst. Die Schatten sind sehr durchsichtig, und die Ausführung ist eine anspruchslose ohne jeden prahlerischen Aufwand. — Auch das Kinderporträt von Gustave Courtois in Paris zeigt ein reizendes Köpfchen, aber doch von etwas flacher, verschwommener Technik. — Erster Kategorie dagegen ist das „Selbstporträt" von Francisco Domingo in Neuilly, ein spanischer Kopf mit schwarzem Bart, von kraftvoller Malerei, tüchtiger Modellirung und sprechendem Ausdruck.

Bramine Hubrecht im Haag sodann lieferte ein lebendiges Porträt des Ophtalmologen Professor Donders in Utrecht. — Von überzeugender Wahrheit ist das Kniestück eines jungen Mannes, von Jan Veth in Amsterdam, der, die eine Hand in der Tasche, herausblickend dasteht, als ob er im Begriff wäre uns anzureden. Die Schatten sind zwar etwas gleichmäßig schwarz, aber der Gesamtton fest und einstimmig. — Auch Oskar Björk in Stockholm sandte ein sehr schönes weibliches Porträt. — Die Porträtgruppe dagegen, „Im Als-ik-kann" (Gesellschaft junger Künstler in Antwerpen), von Henri Suyten daselbst, obwohl mit geschicktem, wenn auch etwas derbem und flüchtigem Pinsel gemalt, erinnert durchaus an die photographischen Zusammenstellungen von Gesellschaftsbildern. Gleichartige Köpfe bis an den Rand, einer neben dem andern, wie wenn jeder für sich allein da wäre. Keine Abstufung des Tons, keine Luft im Raume — eine Anhäufung uninteressanter, an die Wand geklebter Personen, aber kein abgerundetes Bild.

Einen hervorragenden Platz in dieser Gattung dagegen nimmt Julius Benczur in Budapest ein. Seine Porträte des Ministerpräsidenten Coloman Tisza und des Grafen Franz Nadasdy sind in Beziehung auf Zeichnung wie auf Colorit vortreffliche Leistungen. Einfach und charakteristisch ist die Haltung der Figuren, geistvoll und vornehm der Ausdruck der beiden Köpfe. — Leo Horovitz in Warschau schließt sich in seinen Bildnissen des Prinzen und der Prinzessin S. durch aristokratische Feinheit der Auffassung und Darstellung dem vorigen an. Namentlich zeigt die Prinzessin sehr schön

gemalte, wahrhaft durchgeistigte Hände. — Auch Heinrich Angeli in Wien erweist sich in den Conterfeis von „Andreas Achenbach" und der „Gräfin Zichy-Redern," als geschickter Porträtist. Das letztere Bildniß zeichnet sich gleichfalls durch die wohlgelungenen Hände aus. Für den männlichen Kopf erscheint die mehr elegante als charakteristische Darstellungsweise des Künstlers weniger geeignet: der alte Achenbach hätte offenbar eine etwas energischere Auffassung und schneidigere Behandlung gar wohl vertragen.

Im allgemeinen halten die deutschen Porträte den ausländischen nicht die Waage. Fr. Aug. Kaulbachs beide Bilder, der „Prinzregent von Bayern" im Hubertusrittercostüm und das „Porträt einer Dame", zeugen von ernster Anstrengung und ermangeln nicht einer eleganten Stattlichkeit. Aber das Bestreben, die vornehme Ausdrucksweise Van Dycks sich anzueignen, erweckt doch mehr den Eindruck höfischer Vornehmthuerei als aristokratischer Vornehmheit. — Die Porträte von Alois Erdelt in München zeigen eine charakteristische Behandlung der Formen und haben bei etwas schwarzen Schatten viel Relief; sie bringen uns aber die Personen nicht nahe. — Das „Selbstporträt" von Toby Rosenthal in München hat tüchtige Malerei bei energischem Ausdruck; und das anmuthige Kinderporträt von Gustav Gaupp in Stuttgart ist ruhig und vornehm. — Zwei sehr verdienstliche Porträte von weiblicher Hand sind nicht zu vergessen. Die „Alte Frau" mit weißer Flügelhaube, von Martha Aronson-Danzig in Berlin, ist in hellem gleichmäßigem Ton ohne merkliche Schatten modellirt und weiß die plastische Wirkung ohne Beeinträchtigung des Localtons mit seltener Geschicklichkeit hervorzubringen. — Das andere „Damenporträt," ein Kniestück von Johanna Kirsch in Berlin — decolletirtes bräunlichgraues Sammtkleid mit leichtem schwarzem Umwurf, bloße Arme — ist von sehr harmonischer Farbengebung, natürlicher Stellung und gutem Vortrag, wenn auch von etwas zu vieler Gleichfärbigkeit im Teint, der ja nicht überall denselben Ton hat. — Max Thedy in Weimar, ein Schüler von Löfftz, bringt einen „Kopf in altdeutscher Tracht," der von geläuterter Empfindung und strengem Studium zeugt, und durch die Gediegenheit der Zeichnung und die Einfachheit der Farbe, nicht weniger als durch die Tracht an eine „gute" alte Zeit erinnert.

Thierstück.

Die heutige Thiermalerei zeichnet sich im allgemeinen durch ihre innige Verbindung mit der Landschaft aus, wodurch sie sowohl an poetischer Stimmung als an malerischer Bedeutung gewinnt. Doch verlegen sich immerhin einzelne Vertreter dieser Gattung vorzugsweise auf die charakteristische Darstellung und coloristische Verwerthung der Thiernatur und behandeln die Umgebung mehr als Hintergrund. Einer der hervorragendsten dieser Richtung ist Anton Braith in München, der uns in seinem lebensgroßen Bilde „Gang zur Tränke" eine Rindviehfamilie vorführt. Des Künstlers bekannte flotte, breite Malerei und energische Formgebung zeichnen

auch dieſes Bild wohlthuend aus. Doch ſind die drei perſpectiviſch hinter einander aufmarſchirenden Hornviehköpfe von etwas einförmiger Anordnung, welche überdies der coloriſtiſchen Geſammtwirkung nicht zu gut kommt, indem die weiße Kuh, der ſchwarze Stier und das rothe Kalb mehr derb contraſtirende als fein harmonirende Gegenſätze bilden, das Krautwerk des Vordergrunds zu unruhig iſt und das Licht zu vielfach umherhüpft. — Ein ſehr tüchtiges Viehſtück von ſolider Zeichnung und außerordentlich verſtandener Anatomie, „Aus Holland" betitelt, iſt von J. H. L. de Haas in Brüſſel. Ein ſolides Impaſto iſt hier mit Vernunft angewandt, doch ſind die Lichter etwas rauh und die Schatten etwas glatt. — Julius Adam in München bringt drei ergötzliche Scenen aus dem Katzenleben: „Junge raufende Katzen", „Geſtörte Sieſta" und „Störenfried". Beſonders anſprechend ſind die beiden letzten, deren kleines Format die glatte, fleißige Technik des Künſtlers beſſer verträgt als das erſte, wo zwei junge Katzen unter dem Dache eines Heubodens raufen, während eine dritte eine Spinne belauert, die ſich im Sonnenlichte einer Lucke ſchaukelt. Der „Störenfried" iſt eine Weſpe, die eine Katze aus ihrer Ruhe bringt; ſie iſt, wie die beiden der „Sieſta", mit dem Luxus eines Boudoirs umgeben, deſſen Stoffe dieſelbe liebevolle aber auch glatte Behandlung zeigen wie die Thiere, die ſehr wohl geleckte Katzen ſind. — Auch „Barry" und „Nero", von Kamilla Zech in Stuttgart, iſt eine gefällige Studie, welche die beiden derben Hundsköpfe breit behandelt und individuell charakteriſirt; nur ſollte der Hintergrund etwas beſſer geſtimmt ſein.

Unter den Thierſtücken, welche zugleich Landſchaften ſind, zeichnet ſich die „Remiſe in einer Meierei" von Marie Collart in Brüſſel durch eigenthümliche Auffaſſung und geläuterten Vortrag aus. Von einem offenen Schuppen überdacht, trinkt eine Kuh aus einem Kübel — gut gezeichnet, feſt und ſicher, aber nicht genug nach Flächen behandelt. Es fehlt an Unbefangenheit, das Colorit iſt nicht ohne Manier, und die Localfarbe geht überall in's Bräunliche. — Die „Schafe" von Anton Mauve in Laren (Holland) — eine Schafherde, unter dem Schatten der Bäume durch den Wald ziehend — zeichnen ſich durch eine harmoniſche, poetiſche Stimmung aus. Doch iſt der Vortrag ein etwas formlos verblaſener, der die Schafe mehr haarig als wollig erſcheinen läßt. — Ein größeres, ſehr anerkennenswerthes Bild von Eduard Pratere in Brüſſel zeigt uns „Hunde auf der Fährte". Auf einem Sammelplatz in der Lichtung eines hohen Eichenwalds, mit freier Durchſicht zwiſchen den Stämmen, deren ſchon ziemlich entlaubte Kronen eine matte Spätherbſtſonne beleuchtet, befindet ſich ein Rudel ſtehender, ſitzender und liegender Hunde, hübſch und natürlich gruppirt. Dieſelben ſind friſch und frei behandelt und verbinden ſich mit der gut gemalten Landſchaft zu einem harmoniſchen Ganzen.

Ganz hervorragende Leiſtungen im Thierſtück ſind die „Herbſtſonne" und die „Frühlingsſonne" von Heinrich Zügel in München, der die etwas

kokettirende Manier seiner malerischen Flegeljahre, durch ernstes Naturstudium, zu künstlerischer Tüchtigkeit entwickelt hat. Das erste stellt vier weiß und braungefleckte Ochsen dar, die von einem Weibe geleitet, ein Stoppelfeld umpflügen. Die Thiere, ruhig und plastisch auf dem von der Herbstsonne matt beleuchteten Felde stehend, haben etwas Monumentales; die Haarigkeit des Felles ist nicht sowohl durch die Genauigkeit der Ausführung, als vielmehr durch den etwas rauh pastosen Vortrag selber zur Erscheinung gebracht, und mit vortrefflicher Wirkung. Das zweite Bild zeigt eine frisch grasige Wiese in dämmerigem Frühlingsschein, rechts Bäume im ersten grünen Flaum, mit einer Pferchhütte im Mittelgrund. Die Schafherde drängt sich rechts unter den Bäumen zusammen, welche den Schatten ihrer Zweige auf die wolligen Felle zeichnen, während sich links einige mit Geschmack angeordnete Schafgruppen ruhend und grasend ausbreiten. Zeichnung und Colorit sind gleich vorzüglich. Auch die Schafe sind mit meisterhaft breiter, von allem Kleinlichen freier Technik behandelt und vereinigen sich mit der Umgebung zu einer freundlich landschaftlichen Stimmung.

Noch mehr tritt die Herrschaft des landschaftlichen Moments bei Hermann Baisch in Karlsruhe hervor, und sein großes Bild „Aufschleppen eines holländischen Fischerbootes", das von einer Masse Pferde auf den Sand gezogen wird, macht — obwohl von anderthalb Dutzend Gäulen bevölkert — fast eher den Eindruck einer weiten, von dem in die Ferne sich dehnenden Meer und dem hohen, leicht bewölkten Himmel beherrschten Landschaft mit großer Staffage als eines Thierstücks, was zugleich der beste Beweis für den harmonischen Einklang des Ganzen ist. Fast noch stärker tritt des Meisters feine Naturbeobachtung und seine Befähigung, derselben einen künstlerischen Ausdruck zu geben, in dem kleineren Bilde, „Viehweide bei Rotterdam" hervor. Hier ist, neben der melkenden Bäuerin und dem auf einem Schimmel zusehenden Bauern, die Umgebung der sich ausbreitenden Herde so verführerisch geschildert, daß man fast bedauert, die reizende Landschaft von dieser wenn auch noch so vortrefflichen Staffage in Beschlag genommen zu sehen.

Landschaft.

Daß in Folge der modernen freiluftigen Richtung die Landschaftsmalerei immer üppiger in's Kraut schoß, ist begreiflich; und so brachte denn auch die gegenwärtige Ausstellung eine gehörige Ausbeute dieser Naturstudien, welche nicht nur durch ihre Zahl, sondern auch durch ihre Leistung sich geltend macht. Denn bei der Landschaft, die vor allem mit Hülfe der Luft- und Lichtwirkung auf die Stimmung des Tons ausgeht, stört der Mangel einer soliden Ausführung in weit geringerem Maße als bei allen übrigen Gattungen.

Unter denjenigen Landschaftern, welche Farbe und Form zu vereinigen wissen, nimmt Gustav Schönleber in Karlsruhe eine der ersten Stellen

ein. In seinem „Quinto al mare“ entfaltet er eine Größe der Anschauung und eine Vollendung der Technik, die unübertroffen, man darf wohl sagen unerreicht auf der Ausstellung dastehen. Es ist ein trüber, stürmischer Tag an der Riviera. Rechts am erhöhten Gestade zieht sich eine italienische Ortschaft hinauf, deren farbige Häuser sich malerisch vom grauen Himmel abheben; unten tobt die Brandung, deren schäumende Wellen den Strand aufwühlen. Keine Staffage stört den mächtigen Eindruck dieser überzeugungsvollen Schilderung der Natur, die durch ihre künstlerische Vollendung eine ungetrübte Befriedigung gewährt. Des Meisters kleineres Bild „Dorf in Holland“ ist in seinem satten warmen Ton eine nicht minder werthvolle und erfreuliche Gabe.

Auch Ludwig Willroider in München erschien mit einem groß angelegten Bilde, bleibt aber trotz allem ersichtlichen, zum Theil auch erfolgreichen Streben nach stilvoller Behandlung der Landschaft hinter der Erwartung zurück, die er erweckt. Wohl ist die Zeichnung der Erdbildung nicht ohne eine gewisse Größe, aber von der Gewaltigkeit einer „Sintfluth“ giebt das Bild um so weniger eine Idee, als seine verfehlte Perspective nicht einmal die Vorstellung einer drohenden Wassersnoth erweckt. Denn der tiefer liegende Vordergrund müßte ja längst von den höher stehenden Wassern des Hintergrunds gefüllt sein; aber statt einer anstürzenden mächtigen Wassermasse sehen wir nur harmlose Bächlein in die Tiefe rinnen. Diese ist von kaum sichtbaren Menschlein durchwimmelt, die sich ausnehmen wie Ameisen und in ihrer Nichtigkeit, statt die Verhältnisse der Landschaft zu steigern, die Vorstellung riesiger Dimensionen erst recht zerstören. Glücklicher war der Künstler in seinem kleineren Bilde „Am Seeufer“, das eine großartig poetische Wirkung, aber nicht ganz ohne Hintansetzung der Naturwahrheit erreicht. Die Farbe ist etwas schwer, die Silhouette gegen das Licht etwas hart, und die fernere Wolke kommt weiter vor als die nahe; auch fehlt es an Helle, so daß der Eindruck in der Mitte zwischen einer Tages- und einer Mondlandschaft steht.

Müheloser kam Josef Wenglein in München zum Ziel. Seine „Abendstimmung“ ist ein kleines, aber vornehmes Bild, an die französische Abtheilung erinnernd, bei dem das Machwerk verschwindet und ganz in Ton und Stimmung aufgeht. Sein „Herbst“ und „Frühling“ sind gleichfalls zwei sehr feintonige, stimmungsvolle Naturstudien, wenn auch das erste etwas in's Braune fällt. — Auch August Fink in München legt in seinem Bilde „Im Moose“ Zeugniß eines liebevollen Eingehens in die Natur durch die ausdrucksvolle Wiedergabe ihres Reizes ab. Die Wildente, die dem Ufergebüsch entsteigt, wird zur wirksamen Staffage und zeigt, wie ein empfindender Künstler durch unscheinbare Mittel seine Darstellung zu beleben vermag.

Adolf Ditscheiner in München schildert uns einen „Bergsturz in Tirol“ mit energischem Pinsel, ohne zu den brutalen Mitteln zu greifen, welche die Vollblutrealisten oft sehr unnöthig anwenden. Wir sehen wie

Felsblöcke die Bäume niederreißen und die Wasser zu noch wilderem Schäumen anpeitschen, ohne daß uns die Mache den Farbkasten in Erinnerung brächte, vielmehr erfreut uns die ästhetische Uebersetzung der Naturerscheinung in eine künstlerische Auffassung und Darstellung. — Eduard Schleich junior scheint das Andenken seines Vaters in Ehren zu halten; wenn er auch dessen Tongewalt noch nicht erreicht hat, so schildert er uns doch in seinem „Buchenwald im Frühjahr" die den Nebel bekämpfende junge Sonne mit lebhaftem Naturverständniß. Im Mittelgrunde sind die Holzfäller schon in voller Thätigkeit; nur der etwas bedeutungslose Vordergrund verhält sich zu neutral gegen den dustigzittrigen Schimmer der Luft. — Auch Arthur Thieles „Im Hochgebirge" — Gemsen auf einem ansteigenden Felsen neben einer Gletscherschlucht — sowie Louis Neuberts eigenthümliche „Abendstimmung" und Emil Hellraths poetischer aber zu dunkler „Klosterteich" — alles Münchener Bilder, sind rühmend zu nennen. Dasselbe gilt von den Miniaturlandschaften Keller-Reutlingens und Robert Schleichs in München. Des ersteren „Landschaft" — eine große Wiesenfläche mit einigen Schweinen im Vorder-, etwas Gebüsch im Mittel- und der Silhouette einer Stadt im Hintergrund — ist etwas grau, aber sehr fein; und noch feiner der „Viehmarkt im Gebirg" des zweiten, mit einer Haltung wie ein alter Niederländer.

Auch die „Ueberschwemmung" von Friedrich Kallmorgen in Karlsruhe ist ein Bild von vortrefflicher Tonwirkung, das aber durch das um sich greifende Element zu allzugroßer Ausdehnung verführt wurde. — Sehr hervorzuheben ist das „Motiv aus Lübeck" von Max Merker in Weimar, ein reizendes, Hof mit Häusern darstellendes Bild. — Robert Ruß in Wien interessirt durch seine „Gegend bei Meran", von einer tüchtigen, wenn auch etwas vedutenhaften Malerei mit viel kleinlichen Einzelheiten, die unterhaltend sind, aber die Gesammtwirkung stören. — Auch die Landschaften E. J. Schindlers in Wien machen sich durch das Streben nach einer künstlerischen Ausgleichung bemerklich, welche der Naturdarstellung ein mehr stilistisches Gepräge giebt.

In Betreff der Düsseldorfer Schule müssen wir dem Altmeister Andreas Achenbach mit seiner „Mondnacht" — die ein Schiff und ein Rettungsboot bescheint — den Vortritt lassen, wenn auch das Bild in seinem engen Rahmen wohl die Größe des Meisters in's Gedächtniß ruft, aber nicht in ihrer alten Kraft zeigt. — Dagegen erfreut Oswald Achenbach unser Auge wieder durch seine farbenfreudige und lebensfrische Auffassung der südlichen Natur. „Sein Mondschein bei Neapel" und seine Abendstimmung am Tiberufer" haben eine Klarheit und ein Licht, die vielleicht von manchen Modernen an materieller Wahrheit noch übertroffen werden, aber ohne uns deshalb mit solcher Unmittelbarkeit der Empfindung in jene Seelenstimmung zu versetzen, die überzeugender wirkt als alle Pinsel-

künſte der Nachahmung. — Eugen Dücker führt uns vor das im letzten goldigen Abendlicht glänzende Meer. Schäumend rollt eine Welle auf uns zu, um im nächſten Augenblick zitternd und träufelnd am Geſtade des Vordergrundes zu zerfließen. Das Bild feſſelt durch ſeine feine Tonwirkung, wenn auch die Behandlung des Wellenſchaumes nicht über allem Zweifel ſteht. — Auch Ludwig Munthe bringt drei Bilder vortrefflicher Stimmung, aber von etwas flüchtiger Arbeit. „Der „Birkenwald" iſt ziemlich unruhig und fleckig. Dies gilt auch ein wenig von ſeiner „Winterlandſchaft" mit Schneewirkung im Abendlicht. Der „Mondaufgang" iſt eine ſchöne Eislandſchaft, doch etwas verwiſcht. — Eine ſehr tüchtige Leiſtung iſt der „Landweg" von Georg Oeder. Von einem grauen, im Hintergrund etwas durchſcheinenden, ſpätherbſtlichen Himmel hebt ſich ein dunkles, mit Weidenſtumpen beſetztes Wiesland in langgeſtreckter Linie ab. Trotz der vielen Einzelheiten hat das Ganze eine mächtige einheitliche Stimmung. — Ein „Alter Schloßgraben in Weſtfalen" von Gilbert v. Canal iſt gleichfalls ein wirkungsvolles, wenn auch zu ſcharf ſilhouettirtes Bild.

Hans Hermann in Berlin, ein tüchtiger Vertreter der neuen Naturanſchauung, führt uns in ſeinem „Auf den Wällen von Vliſſingen" die auf den Backſteindeichen ſich ergehenden Fiſcherweiber mit ſolch klaren Tönen vor, daß man die nüchterne Anſchauung des Künſtlers verwindet. Doch gerade ein ſolcher mit Talent und Geſchick durchgeführter Realismus liefert den Beweis, daß die desperate Naturwahrheit nicht das letzte Ziel der Kunſt iſt, ſondern nur die Vorſchule jener höheren Richtung, welche, geſchmackvoll auf ein Theil der zufälligen Wirklichkeit verzichtend, mit Hilfe einer vertiefteren ſchöpferiſchen Naturempfindung, der alltäglichen Erſcheinung ein höheres Intereſſe zu geben weiß. Glücklicher Weiſe fehlen auch Beiſpiele dieſer Art nicht auf der Ausſtellung.

Brüſſel hat gleichfalls ſein Contingent tüchtige Landſchafter geſtellt, unter welchen wohl Edmond de Schampheleer obenan ſteht. „Der Purmerend", ein Kanal, der im Vordergrund zum Teich ſich erweitert und mit einigen ſchwarz und weiß gefleckten Kühen belebt iſt, giebt den feuchten, ſchweren Ton der Niederungen vortrefflich wieder. „Der Kinderdyk bei Rotterdam" iſt ein trübes Waſſer mit verregnetem Bau- und Buſchwerk am Ufer und einem bleifarbenen Himmel darüber mit Wolken, die keck modellirt ſind, ohne ſchwer zu werden. Was die Bilder dieſes Künſtlers auszeichnet, iſt neben der kräftigen, breiten Farbe die große Sicherheit und Beſtimmtheit der Ausführung, welche mit Hilfe ihres ſaftigen, ſatten Tones die feſt gewollte Stimmung vollſtändig hervorbringt. — Auch „Die Schelde" von Franz Vandamme, obwohl mehr Studie, hat einen hübſchen Geſammtton. — „Die Morgenſtunde" von Franz Courtens zeigt ein weites Stoppelfeld mit Gebüſch und Wald in der Ferne und im Mittelgrund von einem Schäfer mit ſeiner Herde bevölkert. Das alles iſt fein und luftig, aber der gleichfalls etwas in die Ferne gerückte Vordergrund nicht ſehr kräftig.

Eine bedeutendere Leistung desselben Künstlers ist die große Marine, „Schelde bei Antwerpen", mit einem Dampfschiff und einem Segelschiff im Vordergrund, während aus dem Nebel der Ferne die Stadt hervorblickt. Das Bild ist trotz des vielen Details von einheitlicher Wirkung, und sein ruhiger, ernster Ton giebt ihm eine gewisse majestätische Größe. — Auch P. J. Clays zeigt in vier Marinen seine coloristische Feinheit und seinen bewährten Geschmack, womit er das glücklich zu ersetzen weiß, was ihm etwa an Tiefe der Anschauung abgeht. Eine feine Tonqualität hat das kleine Bild von P. J. Gabriels in Scheveningen „Aus weiter Ferne". Auf dem sich hinausdehnenden im nebelgrauen Duft des Horizonts verschwindenden Lande wird ein Bahnzug sichtbar, der hier wirklich als Vermittler eines poetischen Gedankens auftritt. Die Ausführung ist etwas unfertig verschwommen, aber von einer Wirkung, die den Beschauer in die Landschaft hinein versetzt.

Auch vom Haag kamen reiche Beiträge, worunter gleich „Die Mühle", von Jakob Maris, ein meisterliches Bild ist, das seinen Mühlthurm von dem leicht bedeckten, abenddämmerigen Himmel, mit der Stadt am Horizont, gar weich und duftig abhebt. — Nicht weniger erfreulich, durch die Feinheit des Tones und die Breite der Massenwirkung, ist die „Heide im Sommer", von Theophil Bork. — Ebenso hat die „Landschaft im Sommer", von Sande-Baßhuyzen, mit Vieh-Staffage im Vordergrund, eine schöne Farbe bei höchst kecker, aber solider Behandlung. — Der „Winter", von Van der Meer, ist trotz seiner zwischen den Rasenstreifen des breiten Weges liegenden Schnees nicht scheckig, sondern zeigt eine mit großer Sicherheit durchgeführte einheitliche Ruhe. — Hendrik Mesdag hat in seiner „Nordsee", einem lebendig bewegten Bilde, seine Geschicklichkeit in Darstellung des Meeres wieder gezeigt. Der wilde Aufruhr von Luft und Meer ist wirksam geschildert, aber der Vortrag doch etwas unruhig und flecklich.

Unter den italienischen Landschaftern ist G. Ciardi in Venedig besonders nennenswerth. Sein „Sonnenuntergang in Venedig" und sein „Sonnenschein auf den Lagunen" sind zwei schöne, stimmungsvolle Bilder. Noch bedeutender zeigt er seine Kraft in dem „Gießbach" (Thal von Primiero), wo er mit ebenso viel Keckheit als Erfolg einen grünen Abhang von der Luft abhebt, unter welchem die Wasser durch das Steingewölbe stürzen. Die Malerei ist ebenso voll und satt in der Farbe wie fein im Ton. — „Der geheiligte Baum" von Enrique Serra in Rom ist eine heroische Landschaft mit moderner Naturempfindung. Aus dem glänzenden Wasserspiegel eines weiten Sees taucht rechts eine Landzunge mit einem heidnischen Altar, welchen ein kahler, schiefer, vom Alter gebeugter Baum überragt. Im Hintergrunde dehnt sich ein halbkreisförmiger Viaduct. Der Sonnenuntergang färbt den unendlichen Horizont mit einem matten Roth, das sich im Wasser mit täuschender Wahrheit wiederspiegelt. Das kräftige

Colorit hat alle Einzelheiten plastisch herausgearbeitet und dabei doch eine weihevolle Stimmung von mächtiger Wirkung erreicht. — Eine ähnliche Empfindung zeigt „Der alte Hafen von Ostia" von Ruiz-Luna in Rom. Eine weite spiegelklare, vom Abend kaum geröthete Wasserfläche dehnt sich hier gleichfalls in die Ferne. Ein kahler Baum, eine Säule neben einem Säulenstumpf, und ein antiker Torso ragen aus dem gelblichen Sande des Ufers, mit dessen Pfützen und nassen Steinen im Vordergrund der Abendschein sein schimmerndes Spiel treibt. — Die „Riva Schiavoni" von H. Esteban in Rom giebt uns einen Begriff von der südlich hellen Pracht Venedigs. — Emilio Borsa in Monza dagegen verbirgt unter dem Titel „Liebe hält warm" eine kräftig gemalte, naturwahre Winterlandschaft, in deren Mitte, als Staffage, ein wohl eingemummtes spazierendes Paar durch zärtliches Anschmiegen und süßes Geplauder sich warm hält. — Ein ausgezeichnetes Bild von Modesto Teixidor in Barcelona ist der „Platz des Palazzo" derselben Stadt im Regenwetter, welches hier mit einer solchen Frische und Lebendigkeit dargestellt ist, daß das Grau zur Farbe wird.

* * *

Selbstverständlich befindet sich unter der Masse von dritthalbtausend Bildern noch manches bemerkenswerthe, das in einem umfangreicheren Bericht seine Stelle finden müßte, und dessen unterbliebene Erwähnung nicht als Verweigerung einer Anerkennung zu betrachten ist; aber für eine Arbeit, die kein Wegweiser, sondern eine Zusammenfassung des ästhetischen Ergebnisses sein soll, ist eine zweckmäßige Beschränkung unerläßlich. Da überhaupt die Malerei weit mehr Nüancen als die Sprache Bezeichnungen hat, und diese daher genöthigt ist, für eine Menge von Abstufungen immer wieder denselben Ausdruck zu gebrauchen, so müßte eine ausgedehntere Behandlung zu Wiederholungen führen, die den Leser ermüden würden, ohne ihm die angedeuteten Verschiedenheiten zu klarer Anschauung zu bringen. Es handelte sich hier, neben den Spitzen der Leistungen, hauptsächlich um diejenigen Erzeugnisse, welche geeignet sind, den ästhetischen Erörterungen zum Anhaltspunkt und Beweismaterial zu dienen, eine Eigenschaft, die sich nicht immer mit dem artistischem Werthe derselben deckt — und in diesem Sinne war der Verfasser bemüht, ein möglichst zusammenhängendes und anschauliches Bild vor dem Auge des Lesers zu entrollen. Gern hätte derselbe seinen Bericht auch auf die Skulptur ausgedehnt, wenn ihm hiefür nicht Raum und Zeit zu knapp bemessen gewesen wären.

„Werther", „Faust" und die Anfänge des „Wilhelm Meister."

Von

Arnold E. Berger.

— Bonn. —

Faust und Wilhelm Meister sind die beiden Gestalten, welche Goethe die längste Zeit seines Lebens begleitet haben. Jener hat seit seinem ersten Hervortreten den Scharfsinn vieler Köpfe beschäftigt, diesem ist von Genießenden und Forschenden eine ungleich geringere Beachtung geworden. Es läßt sich leider nicht leugnen, daß Goethes Roman mit der Zeit immer unbekannter geworden ist. Freilich war die begeisterte Zustimmung, die ihm gleich nach seinem Erscheinen zu Theil wurde, schon damals keine ungetheilte: nicht wenige Stimmen erhoben sich dagegen, und mancherlei ästhetische Controversen knüpften sich an; aber man empfand doch die stille Gewalt des Werkes, mit der sich Jeder nach seiner Weise ernsthaft abzufinden suchte. Das ist anders geworden: die Mehrzahl der Leser von heute steht einem Roman ohne tiefere Theilnahme gegenüber, der die veränderten Forderungen der Zeit nicht mehr zu befriedigen scheint. In der That verlangt das Werk wie wenige von dem Leser eine gereifte Bildung, eine andächtige Vorbereitung in stiller Sammlung. Gilt es doch erst nach und nach in einer Welt vertraut zu werden, die nicht mehr ganz die unsrige ist; gilt es doch von dem mancherlei Verblaßten und Veralteten, was sich uns entgegendrängt, den Ausblick auf jene ewigen Schönheiten freizuhalten, in denen die unverwüstliche Lebensdauer des Ganzen ruht, und die der späteren Romandichtung einen mächtigen, bis auf unsere Tage fortwirkenden Anstoß gaben. Aber die Forschung muß, wie beim „Faust", so auch beim „Wilhelm Meister"

dem Leſer zu Hülfe kommen: er ſtößt auf manche Räthſel, die er nicht löſen kann, auf Widerſprüche, über die er nicht hinauskommt, und iſt nicht ſelten geneigt, Einwürfe zu machen, auf die ihm keine Antwort wird.

Um den Roman richtig zu würdigen, muß man ſeine Entſtehungsgeſchichte kennen. Die Forſchung ſteht hier vor einer Fülle wichtiger Aufgaben: wir kennen die urſprüngliche Geſtalt des Werkes nicht, ſeine Quellen ſind uns noch verborgen, wir wiſſen noch bei Weitem nicht, wie viel Goethe an Selbſterfahrenem hineinarbeitete, welche Modelle ihm vor Augen ſtanden, und die literariſchen Vorausſetzungen des „Wilhelm Meiſter" ſind faſt ebenſo unbekannt, wie ſeine weitgreifenden Nachwirkungen. Ich denke alle dieſe und ähnliche Fragen in meinem Buche über „Wilhelm Meiſter und ſeine Nachfolger" erſchöpfend abzuhandeln. Ich ſchicke dieſen Aufſatz voraus, deſſen Abſicht es iſt, den „Wilhelm Meiſter" mit „Werther" und „Fauſt" in einen großen Zuſammenhang zu rücken und zu zeigen, wie der „Meiſter" aus dem „Werther", durch die Zwiſchenſtufe des „Fauſt" vermittelt, mit Nothwendigkeit organiſch herauswachſen mußte. Manches Bekannte wird nicht wohl zu vermeiden ſein; ich werde es möglichſt in neuer Beleuchtung zu zeigen verſuchen.

Am 16. Februar 1777 hat Goethe, ſoviel wir wiſſen, mit dem Dictiren des „Wilhelm Meiſter" begonnen. Schwebte ihm ſchon damals der vollſtändige Plan vor? Eine ſpätere Aeußerung Goethes, daß die Anfänge des Romans in den Jahren 1775—80 „kotyledonenartig" hervorgetreten ſeien, ſcheint dagegen zu ſprechen. Aber dieſe Aeußerung iſt eine ungenaue. Im Januar 1778 nennt Goethe das eben (2. Januar) geendigte erſte Buch „ohngefähr den achten Theil" des Ganzen, und ein halbes Jahr ſpäter, am 5. Auguſt, erklärt er Merck, daß er das ganze Theaterweſen in „Wilhelm Meiſter" vorzutragen gedenke. Es kann demnach für den Beginn des Jahres 1778 ſchon nicht mehr von „kotyledonenartigen Anfängen" die Rede ſein: die Umriſſe eines Planes ſtanden bereits feſt, und in der Ausführung war es auf etwa acht Bücher abgeſehen. Schon am 10. Juli des vorhergehenden Jahres aber ſpricht Knebel (Von und an Herder III, 10) von „Wilhelm Meiſters theatraliſcher Sendung." Dies war augenſcheinlich der von Goethe urſprünglich beabſichtigte Titel und lehrt, daß der weſentliche Inhalt des Romans ſchon damals feſtſtand. Aber Goethes Aeußerung erlaubt uns, die „kotyledonenartigen Anfänge" bis in das Jahr 1775 zurückzuverfolgen; ich werde noch weiter gehen und ſie einerſeits im „Werther", andrerſeits im „Fauſt" nachweiſen.

Werther iſt wie Wilhelm Meiſter eine weiche, hingebende Natur mit einem warmen, oft überquellenden Herzen; mitleidig, theilnehmend, wohlthätig, den einfachen Leuten und den Kindern zugethan, von Frauengunſt umhegt, von Fürſt und Adel geſchätzt und ausgezeichnet. Beide ſollen einen Beruf ergreifen, zu dem ſie keine Neigung faſſen können. Beide ſtreben, einem dunklen Drange folgend, einem mehr gefühlten, als klar erkannten

Ideale zu, welches bei Werther nur wie eine Ahnung in der Seele dämmert. Das giebt ihrem Wesen die ungewisse, tastende Richtung; ihr Wille ist leicht einzunehmen und lenksam, und ihre Unentschlossenheit führt leicht zu voreiligen Handlungen. Beide neigen zu phantastischer Träumerei und selbstquälerischer Reflexion; Beide haben das Bewußtsein ihres inneren Reichthums, den heißen Drang, ihr inneres Wesen harmonisch auszuleben und über die Widersprüche des Daseins hinauszukommen. Soweit die Aehnlichkeit der Anlage. Aber Beide wandeln verschiedene Wege; Werther sucht die Natur, Wilhelm die Kunst. Bei sehnsuchtsvollem Triebe nach Bethätigung seiner inneren Kräfte muß Werther erkennen, daß das Leben nur einen kleinen Theil dieser Kräfte fordert, es fehlt ihm „der Kreis, den seine Wirksamkeit erfüllt", und sein kostbarster Besitz, das Herz, muß müßig bleiben. „Ach diese Lücke, diese entsetzliche Lücke, die ich hier in meinem Busen fühle!" Die Bücher ekeln ihn, die Gesellschaft stößt ihn ab, er sieht sich unverstanden und fühlt sich doch innerlich unendlich reich. Es treibt ihn in die Einsamkeit, aus sich selbst seine Welt zu bilden, und mit Inbrunst sinkt er an die Brüste der Natur: „Natur! Dein Sohn, Dein Freund, Dein Geliebter!" Sein Verhältniß zur Natur kann nicht unmittelbarer gedacht werden. Er fühlt seine Existenz mit dem Wechsel der Jahreszeiten auf das Innigste verknüpft, er fühlt den titanischen Drang, die ganze Fülle der Erscheinungen in sich aufzunehmen, die ungeheure Lücke seines Daseins zu füllen und „nur einen Augenblick in der eingeschränkten Kraft seines Busens einen Tropfen der Seligkeit jenes Wesens zu empfinden, das Alles in sich und durch sich hervorbringt." Doch diesen überwältigenden Eindrücken hat sein Wesen nichts entgegenzustellen: in Ahnung und dunkler Begier fühlt er die Kraft eine Welt zu gebären, doch die Empfindung zerfließt im Unbegrenzten: die Brust schwillt ihm ins Unendliche, und den kleinsten Umriß vermag er nicht zu fassen. So muß er unter der drückenden Gewalt der Erscheinungen erliegen, und schon von Anfang an winkt ihm „das süße Gefühl der Freiheit, daß er diesen Kerker verlassen kann, wann er will." Als daher eine Liebesleidenschaft, die keine Erfüllung finden kann, sein ganzes Wesen ergriffen hat, wirkt sie in ihm mit der zerstörenden Gewalt eines Naturgesetzes; sie beschleunigt nur die Entscheidung, die sich längst in ihm vorbereitete, und er nimmt Abschied vom Leben.

Aber Goethe war nicht Jerusalem: Goethe hatte sich aus diesen Widersprüchen emporgerungen, er hatte die Natur durch die Kunst überwunden.

„Und was Amor uns entrissen
Muß Apoll uns wiedergeben:
Ruhe, Lust und Harmonien
Und ein kräftig rein Bestreben."

Auf dem gleichen Wege wandelt Wilhelm Meister. Soweit Werther nicht Jerusalem ist, deckt er sich mit Wilhelm Meister beinahe Zug für Zug.

Die Aehnlichkeiten lassen sich noch viel weiter verfolgen: wesentliche Bestandtheile der „Lehrjahre" sehen wir bereits im „Werther" vorgebildet. Zunächst die Erziehung durch die Frauen. Werther übt wie Wilhelm auf weibliche Herzen eine starke Anziehung. Gleich zu Anfang sehen wir ihn peinlichen Verhältnissen entflohen: „Waren nicht meine Verbindungen recht ausgesucht vom Schicksal, um ein Herz wie das meinige zu ängstigen? Die arme Leonore! Und doch war ich unschuldig! Konnt' ich dafür, daß, während die eigensinnigen Reize ihrer Schwester mir eine angenehme Unterhaltung verschafften, eine Leidenschaft in dem armen Herzen sich bildete? Und doch — bin ich ganz unschuldig? Hab' ich nicht ihre Empfindungen genährt? Hab' ich mich nicht an den ganz wahren Ausdrücken der Natur, die uns so oft zu lachen machten, so wenig lächerlich sie waren, selbst ergetzt? Hab' ich nicht — o was ist der Mensch, daß er über sich klagen darf!" Daneben steht die trauernde Verehrung für eine dahingegangene Jugendfreundin: „Ach, daß die Freundin meiner Jugend dahin ist! .... ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir schien mehr zu sein, als ich war, weil ich Alles war, was ich sein konnte. Guter Gott! Blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenützt? Konnt' ich nicht vor ihr das ganze wunderbare Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt? War unser Umgang nicht ein ewiges Weben von der feinsten Empfindung, dem schärfsten Witze ...? Nie werde ich sie vergessen, nie ihren festen Sinn und ihre göttliche Duldung." Er kommt auf dieselbe am Schlusse noch einmal zurück: „Ich hatte eine Freundin, die mein Alles war meiner hülflosen Jugend; sie starb und ich folgte ihrer Leiche .... ich stürzte neben das Grab hin — ergriffen, erschüttert, geängstet, zerrissen mein Innerstes; aber ich wußte nicht, wie mir geschah — wie mir geschehen wird. Sterben! Grab! Ich verstehe die Worte nicht!" Eine tändelnde Unterhaltung findet Werther an der anmuthigen Pfarrerstochter Friederike, der Verlobten eines eifersüchtigen Liebhabers, in der sich eine leise Neigung zu dem warmherzigen Werther emporstiehlt. Die verdrießliche Miene des Bräutigams veranlaßt Werther zu einer unwilligen Predigt gegen die üble Laune, und sich immer tiefer in die Leidenschaft hineinredend, malt er zuletzt eine erschütternder Scene aus, die er selbst erlebte: „Wehe denen, die sich der Gewalt bedienen, die sie über ein Herz haben, um ihm die einfachen Freuden zu rauben, die aus ihm selbst hervorkeimen! ..... Und wenn die letzte, bangste Krankheit dann über das Geschöpf herfällt, das Du in blühenden Tagen untergraben hast, und sie nun daliegt in dem erbärmlichsten Ermatten, das Auge gefühllos gen Himmel sieht, der Todesschweiß auf der blassen Stirne abwechselt, und Du vor dem Bette stehst wie ein Verdammter, in dem innigsten Gefühl, daß Du nichts vermagst mit Deinem ganzen Vermögen, und die Angst Dich inwendig krampft, daß Du Alles hingeben möchtest, dem untergehenden Geschöpfe einen Tropfen Stärkung, einen Funken Muth einflößen zu können!"

Werther spricht aus eigener Erfahrung, von einer Liebe, bei der er sich schuldig fühlte. Auf ein ähnliches tiefschmerzliches Erlebniß deutet im Gespräche mit Albert über den Selbstmord die Erzählung von dem Mädchen, das aus betrogener Liebe den Tod im Wasser suchte. Endlich das Fräulein von B., deren schwärmerisches Herz sich aus der steifen Umgebung ihres Standes hinaussehnt und sich innig von dem jungen Werther angezogen fühlt. Ihm geht immer das Herz auf, wenn er sie sieht, und er verphantasiert mit diesem „süßen Geschöpf" manche Stunde in ländlichen Scenen von ungemischter Glückseligkeit. Eine Anzahl anderer weiblicher Gestalten — die adelsstolze Tante, Lottens Base und ihre Freundinnen — gleiten nur wie Schatten vorüber. Wir erkennen also schon im „Werther" deutliche Ansätze zu einem Plane, den Helden durch eine Reihe wechselvoller Verhältnisse zu den verschiedenartigsten Frauennaturen in Unruhe, schwankender Leidenschaft, Glück, Eifersucht, Schuld und Reue zu sittlicher Läuterung hindurchzuführen. Goethe selbst deutet in „Dichtung und Wahrheit" darauf hin, als er von den Symptomen des Lebensüberdrusses spricht: „Nichts aber veranlaßt mehr diesen Ueberdruß, als die Wiederkehr der Liebe. Die erste Liebe, sagt man mit Recht, sei die einzige: denn in der zweiten und durch die zweite geht schon der höchste Sinn der Liebe verloren. Der Begriff des Ewigen und Unendlichen, der sie eigentlich hebt und trägt, ist zerstört, sie erscheint vergänglich wie alles Wiederkehrende." Der Plan kam aber im „Werther" nicht über solche Ansätze hinaus: Die eine Herzenstragödie ergriff den Dichter so mächtig, daß sie der beherrschende Mittelpunkt wurde, und alle andern Fäden ließ er fallen.

Man ist deshalb leicht geneigt, den „Werther" geradezu im Sinne einer Liebestragödie aufzufassen. Davor warnen Goethes eigene Worte: „darin ich einen jungen Menschen darstelle, der mit einer tiefen reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Speculation untergräbt, bis er zuletzt durch dazutretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe, zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt." (An Schönborn, Juni 1774). Die unglückliche Leidenschaft ist also nur ein Hinzutretendes: Werthers verhängnißvolle Schwäche ist seine in's All verfließende Naturempfindung; und indem er zu der Einsicht gelangt, daß die „moralischen Epochen" ebenso wechseln wie die Jahreszeiten, daß alle Erscheinungen des Menschenlebens auf- und niederwandeln, ohne daß er sie festzuhalten wüßte, bietet ihm auch das Leben keinen Halt mehr, zugleich beraubt ihn sein aufgeregtes Blut der Selbstkenntniß, seine Fehler bleiben ihm verborgen, und so ist denn seine Existenz schon untergraben, ehe er den einzigen Besitz, der ihm aus diesem Schiffbruch zurückgeblieben, sein überwallend Herz, auf eine letzte Karte setzt, die verlieren muß.

* * *

Bevor ich weiter gehen kann, muß ich hier dem „Faust“ eine längere Betrachtung widmen. „Der Faust entstand mit meinem Werther“, sagte Goethe zu Eckermann am 10. Februar 1829. In der That läßt sich nachweisen, daß beide Werke auf den nämlichen Grundelementen ruhten, daß nur der Ausbau sich in verschiedenem Sinne vollzog.

Faust wollte die Wahrheit in der Forschung finden — umsonst; dem Dürstenden öffnete sich keine Quelle, von den höchsten Räthseln wollte keins sich lösen. Verzweiflung faßt ihn und ein Ekel vor aller Büchergelehrsamkeit, wie ihn auch Werther empfindet. Eine ungebändigte Lebensfülle, eine heiße Sehnsucht nach Natur und thätiger Wirksamkeit, vom strengen Zwange der Forschung mühsam niedergehalten, überfluthet sein Herz. Aus der Welt, die ihn bis dahin eingeschlossen, weht es ihn an wie Moderhauch, und des Vollmonds sanftes Leuchten lockt ihn hinaus, die unmittelbare Unterweisung der Natur zu genießen. Der Dichter — gebunden an den überlieferten Stoff des 16. Jahrhunderts — vermochte das nur symbolisch vorzuführen: Faust ist im Besitze der Magie und befragt das Zeichen des Makrokosmus. Er sieht die wirkende Natur vor seiner Seele liegen, wie Alles sich zum Ganzen webt, Eins in dem Andern wirkt und lebt: ein neues heiliges Lebensglück fühlt er durch die Adern glühen. Das ist aber ganz die Stimmung Werthers: „Durch die Adern der Natur zu fließen und schaffend (d. h. schaffendes) Götterleben zu genießen“, „Erd' und Himmel wonniglich umfassen, zu einer Gottheit sich aufschwellen lassen, der Erde Mark mit Ahnungsdrang durchwühlen, alle sechs Tagewerk' im Busen fühlen“. Ebenso lechzt auch Werther nach einem Tropfen der Seligkeit jenes Wesens, das Alles in sich und durch sich hervorbringt. Ein dithyrambischer Ausfluß der gleichen Stimmung ist das Gedicht „Ganymed“, das sich nach von Loepers treffender Bemerkung gleichsam wie eine Rhythmisirung des zweiten Briefes im „Werther“ ausnimmt.

In dem gleichen titanischen Naturempfinden wurzelt „Wanderers Sturmlied“, und vereinzelt klingt derselbe Grundton auch durch andere lyrische Accorde jener Zeit, so im „Felsweihegesang an Psyche“: „Wo meine Brust hier ruht, an das Moos mit innigem Liebesgefühl sich athmend drängt“, oder in dem Gedicht von der Schweizerreise: „Und herrlich rings ist die Natur, die mich am Busen hält.“ Noch am 20. Mai 1826 schrieb Goethe an Zelter von dem „wahrhaft enthusiastischen“ Liede „Weltseele“: „Es ist seine guten 30 Jahre alt und schreibt sich aus der Zeit her, wo ein reicher jugendlicher Muth sich noch mit dem Universum identificierte, es auszufüllen, ja in seinen Theilen wieder hervorzubringen glaubte.“ Das Gedicht entstand aber erst 1801, zu einer Zeit also, wo Goethe ein solches Naturgefühl längst überwunden hatte; und dennoch, wenn wir von Form und Vers absehen, meinen wir hier deutlich den jungen frankfurter Goethe

zu hören. Es erklärt sich dadurch, daß ihm am Ende des Jahrhunderts seine Jugendzeit wieder nahe gebracht wurde durch die Schellingsche Naturphilosophie, welche ihrerseits von dem jung-goethischen Naturempfinden ihren Ausgangspunkt genommen hatte. Jedenfalls hat Goethe mit den angeführten Worten das Charakteristische einer früheren Lebensepoche bezeichnet, dem er dann im zwölften Buche von „Dichtung und Wahrheit" den bekannten Ausdruck gab: „Ich suchte mich innerlich von allem Fremden zu entbinden, das Aeußere liebevoll zu betrachten und alle Wesen, vom menschlichen an, so tief hinab, als sie nur faßlich sein mochten, jedes in seiner Art auf mich wirken zu lassen. Dadurch entstand eine wundersame Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur, und ein inniges Anklingen, ein Mitstimmen in's Ganze, so daß ein jeder Wechsel, es sei der Ortschaften und Gegenden, oder der Tags- und Jahreszeiten, oder was sonst sich ereignen konnte, mich auf's innigste berührte."

Die Verwandtschaft des Naturgefühls in „Werther" und „Faust" ist daraus wohl hinreichend deutlich geworden; ich kann zu dem Anfangsmonolog zurückkehren. Auch Faust sieht sich, wiederum wie Werther, von der Natur zurückgewiesen: „Welch Schauspiel! Aber ach, ein Schauspiel nur! Wo faß' ich dich, unendliche Natur, euch Brüste wo?" Unwillig wendet er sich ab und dem vollen irdischen Leben zu. Das Zeichen des Erdgeistes, des Welten- und Thatengenius, schwellt seine Kraft höher; er fühlt Muth sich in die Welt zu wagen, der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen, mit Stürmen sich herumzuschlagen und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen. Doch wie vermöchte ein Einzelner die überwältigende Fülle des Geschehens in sich aufzunehmen, dem Geiste der Weltgeschichte unmittelbar in's Antlitz zu schauen? Fausts titanisches Schöpfergefühl fühlt sich dem Erdgeiste verwandt, aber er vermag das Riesengroße des Anblicks nicht zu ertragen, und auf's Neue sieht er sich in sein Nichts zurückgeworfen: „Du gleichst dem Geist, den Du begreifst, nicht mir!" An diesem Punkte, auf den der ganze und — für mein Gefühl — durchaus in einem Zuge hingeschriebene Monolog in mächtiger Steigerung hindrängt, an diesem Punkte finde ich das Problem bezeichnet, welches Goethe im „Faust" wie im „Werther" ursprünglich vorschwebte. Der Monolog entrollt ein großartiges Lebensbild: Der geniale Mensch in seinem Schaffensdrange, seinem quälenden Wissensdurste steht vor uns; er fühlt wie Werther eine ungeheure Lücke im Busen und sehnt sich schmerzlich sie auszufüllen. Nach drei Richtungen hat er es versucht, und durch den einfachen, aber echt dichterischen Kunstgriff des symbolischen Bildes gelingt es Goethe in dem Rahmen des Monologs drei sich ablösende Lebensepochen vorzuführen. Die exacte Forschung scheint zunächst die sicherste Gewähr der Erkenntniß zu verbürgen — sie führt zu dem niederschlagenden Ergebniß „daß wir nichts wissen können"; der enttäuschte Forscher wendet sich in inbrünstiger Liebe der Natur zu, aus ihren Mutterbrüsten Weisheit zu trinken und Weltenschöpfergefühl — doch die

Uebermacht der Erscheinungen treibt ihn zurück wie Werther; da stürzt er sich in die Fülle der Welt, in die Mitte des handelnden Lebens, sein Muth wächst, das Schaffen ist seiner Feuernatur gemäß — aber alsbald muß auch er zu der schrecklichen Erkenntniß Werthers kommen, daß das Riesengesicht des Weltlebens seine Züge beständig wechselt, wie Natur ihre Jahreszeiten. „Die Gnade der Großen, die Gunst der Gewaltigen, die Förderung der Thätigen, die Neigung der Menge, die Liebe der Einzelnen, Alles wandelt auf und nieder, ohne daß wir es festhalten können, so wenig als Sonne, Mond und Sterne." Dieser riesige Kreislauf des Lebens, so ganz unsrer Berechnung, unserm Einfluß entzogen, hat etwas Erschreckendes: auch hier sieht sich Faust machtlos. Dem Verzweifelten bleibt kein Ausweg, als jener, auf dem auch Werther das Heil sucht: der Selbstmord. Aber Faust sollte nicht wie Werther enden: mit den Worten des Erdgeistes war das Problem gegeben. Der Erdgeist als Welt- und Thatengenius stellt den Inbegriff alles Werdens und Geschehens dar, welcher das gesammte Sein in Natur, Leben und Geschichte in sich faßt, also den ganzen Kreis, in den die Menschheit gestellt ist, in dem sie zu wirken hat. Der Geist, den Faust begreifen soll, ist also nichts Anderes als der Erdgeist selbst. Doch wie soll er ihn begreifen lernen? Wo ist der Weg, der zum Heile führt? Der junge Goethe konnte damals nur eine einzige Antwort geben: dieser Weg heißt — die Kunst.

Ich kann den Beweis für diese Behauptung, welche eine Vermuthung Scherers in einem größeren Zusammenhange wieder aufnimmt, nicht antreten, ohne eine Uebersicht über die damalige Conception des Faustplans zu geben; auf Fragen der Chronologie kann ich mich dabei nicht weiter einlassen.

Der Monolog macht die Voraussetzung, daß Faust — auf allen Wegen, die ihn der Wahrheit näher zu führen schienen, gleichmäßig zurückgetrieben — mit dem Gefühle völliger Verzweiflung in der Brust in die trübe Enge des Studierzimmers zurückgekehrt ist. Noch einmal zieht er die Summe seines Daseins, zugleich für den Zuschauer exponierend; und mit unnachahmlicher Kunst ist es Goethe gelungen, diese Exposition vergangener Zustände mit dem Zauber des vor unsern Augen sich Vollziehenden, unmittelbar Gegenwärtigen zu umkleiden. Als die Situation ihren symbolischen Höhepunkt erreicht hat, tritt Wagner ein, und die kleingeistige Beschränkung des „trocknen Schleichers" giebt erst den rechten Maßstab für die hoheitsvolle Größe des Mannes, den wir doch eben im trostlosen Gefühle seiner Ohnmacht zusammenbrechen sahen. Wir ahnen: dieser Faust kann nicht untergehen. Wagner geht, und Faust überläßt sich aufs Neue quälenden Gedanken, die ihm am Ende nur einen Ausweg zeigen: den Selbstmord. Die Conception dieser Scene fällt noch in die Wertherperiode, in jene Zeit, der „eigentlich aus Mangel an Thaten, durch übertriebene Forderungen an sich selbst das Leben verleidet war." Das Bild vom Wurme, der den Staub durchwühlt, klingt bekanntlich schon in einem Brief an Riese vom

28. April 1766 an. Die bekannte Sentenz: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, Erwirb es, um es zu besitzen" nimmt einen Gedanken des „Prometheus" auf: „Wie vieles ist denn dein? Der Kreis, den meine Wirksamkeit erfüllt"; zu vergleichen ist aus „Künstlers Erdewallen": „Wo mein Pinsel dich berührt, bist du mein." Ich finde auch die Verse 638f.: „Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle, Erstarren in dem irdischen Gewühle" in dem 1773 entstandenen Gedichte „An Lottchen" wieder: „Mancherlei verdrießt uns, und von Stund' zu Stunden Schwankt das leichtunruhige Gefühl; Wir empfinden, und was wir empfunden Spült hinweg das bunte Weltgewühl." Wagners Worte V. 598f.: „Doch morgen als am ersten Ostertage, Erlaubt mir ein' und andre Frage" fehlen im Fragment von 1790 noch; man darf daraus schließen, daß der melodramatische Ausgang der Scene damals noch nicht beabsichtigt war. In der That, nachdem die heiligen Osterklänge, aus dem Paradiese der Kindheit herüberwehend, den Lebensmüden der Erde zurückgegeben, nachdem er sich auf dem Osterspaziergang dem thätigen Treiben der Wirklichkeit in offner Heiterkeit wieder zugewendet, nachdem sein beruhigtes Gemüth die Sammlung gefunden den Grundtext aufzuschlagen und an der Quelle der Offenbarung zu neuem Aufschwunge zu erstarken — nach alledem berührt es seltsam, ihn in der folgenden Scene in der gleichen Selbstmordstimmung wiederzufinden. Der Osterspaziergang in seiner jetzigen Gestalt gehört allerdings einer späteren Periode an; daß seine Conception noch in die frankfurter Zeit fällt, beweisen aber die bekannten Aehnlichkeiten mit dem Briefe an die Gräfin Stolberg vom 3. August 1775. Damals sollte die Scene indeß eine andere Stelle haben, wie ich gleich zeigen werde. Die folgende Scene knüpft mit der Pudelbeschwörung an ein Motiv aus „Trüber Tag. Feld" an, welches hier nur als eine zufällige Erinnerung an das Volksbuch hineingerathen war. Beide Scenen sind viel späteren Ursprungs: die zweite Scene im Studirzimmer ist die natürliche Fortsetzung des Monologs bis zum Ergreifen des Giftbechers: wie ihn vorhin das Eintreten Wagners unterbrach, so jetzt das Erscheinen des Mephistopheles. Beide Male ist an den Monolog Mahomets zu erinnern, der durch die Dazwischenkunft der Halima unterbrochen wird: „Halima! O daß sie mich in diesen glückseligen Empfindungen stören muß!" Mephisto ist noch nicht der höllische Versucher, noch weniger ein Sendling des Erdgeistes (der doch nur als poetische Symbolisierung, nicht als ein handelndes oder Vollmacht ertheilendes Wesen zu fassen ist*): es ist der paktirende Teufel des

*) Durch Fausts Worte in „Trüber Tag": „Großer, herrlicher Geist . . . warum mußtest Du mich an den Schandgesellen schmieden . . .?" wird das nicht widerlegt. Ich erinnere an die im ersten Buche des „Wilhelm Meister" auftretende Betrachtung, nach der das Gewebe der Welt aus Nothwendigkeit und Zufall gebildet sei, eine Aristotelische Lehre, die Goethe, wie ich a. a. O. zeigen werde, durch Wieland vermittelt wurde. Auch in „Faust" klingt der Ton an, den wir oben im „Werther" wie im

Mittelalters, der dienende Gesellschafter, der allerlei spukhafte, übernatürliche Künste lehrt und sich dafür die Seele verpfänden läßt: „Ich will mich hier zu Deinem Dienst verbinden, Auf Deinen Wink nicht rasten und nicht ruh'n; Wenn wir uns drüben wiederfinden, So sollst Du mir das Gleiche thun." Es ist ein Vertrag ganz im Sinne des Volksbuchs; etwas dem Hintergrund einer Wette auch nur entfernt Aehnliches fehlt.

Von dieser Scene wie von dem vorausgehenden Monolog waren offenbar nur einzelne Versreihen aufgeschrieben, wodurch sich ihr Fehlen in dem Göchhausenschen Faustmanuskript leicht erklärt. Zu V. 1542 f.: „Damit du, losgebunden, frei Erfahrest was das Leben sei" ist mit Recht an „Satyros" erinnert worden: „Und nun ledig des Drucks Gehäufter Kleinigkeiten, frey Wie Wolken, fühlt, was Leben sey!" (Der junge Goethe III, 481). Und wenn Faust „sein eigen Selbst zu einer Welt erweitern" möchte (V. 1774), so deutet das auf jene Zeit, wo auch Prometheus fragte: „Vermögt ihr mich auszudehnen, zu erweitern zu einer Welt?", den Gedanke, der auch am Schlusse von „Künstlers Abendlied" und in verwandten Wertherschen Anschauungen wiederkehrt. Auf die in die Augen springende Beeinflussung der Verse 1830—34 durch eine Herdersche Aeußerung in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" von 1772 hat Scherer hingewiesen (Aus Goethes Frühzeit S. 69). Im Uebrigen tragen beide Scenen deutliche Anzeichen späterer Entstehung. Des Mephistopheles Worte: „Und doch hat jemand einen braunen Saft In jener Nacht nicht ausgetrunken" (V. 1579) passen natürlich nicht zu der ursprünglichen Situation, nach der Mephistopheles unmittelbar durch sein Eintreten den Selbstmordversuch hinderte*). Fausts leidenschaftlicher Ausbruch, der dem Rest von kindlichem Gefühle flucht, welcher ihn schwächlich zurückgehalten, setzt die später entstandene melodramatische Fortführung des Monologs mit den Osterliedern voraus. Der Geisterchor trägt den Charakter einer jüngeren Zeit, und V. 1635 „Hör auf mit deinem Gram zu spielen"

„Wilhelm Meister" wiederfanden: Das Lavirende, Abwartende, die „Dumpfheit" in der Lebensführung, die sich gerne dem Zuge ihrer Neigungen überläßt, der am Ende stets zum guten Ende leitet und allmählich — in stoischem Sinne — die τύχη als eine πρόνοια verehren lehrt. Aber daneben regiert auch die starre Nothwendigkeit: was unsrer Natur widerstrebt, unsrer Neigung zuwiderläuft, tritt gleichwohl an uns heran ohne daß wir uns seinem Einfluß zu entziehen vermöchten. Die Erkenntniß, daß zwischen beiden die Vernunft zu vermitteln habe, ist auch Wilhelm Meister noch nicht aufgegangen. Beide Seiten des Daseins weisen aber auf die „unfühlende" Natur als ihren Ursprung, den der jugendliche Faust-Goethesche Pantheismus eben nur unter dem Bilde des Erdgeistes vorstellen konnte.

*) Die gleiche Ansicht wurde im Anschluß an Scherer (Aus Goethes Frühzeit S. 85) neuerdings von Huther ausgeführt (Die verschiedenen Pläne im ersten Theile von Goethes Faust. Cottbus 1887 S. 26 ff.). Beide stützen sich mit Recht auf Mephistos Worte in „Wald und Höhle": „Und wär' ich nicht, so wärst Du schon Von diesem Erdball abspaziert".

schließt sich so unglücklich an, daß sich die Verse 1572—1634 nothwendig als eine spätere Interpolation ergeben. Selbstverständlich fällt auch das Folgende, soweit es den Vertrag mit einer Bedingung verknüpft, also aus dem alten traditionellen Teufelspakt eine Wette macht, in eine viel jüngere Zeit.

Mephistopheles weiß Faust von der menschlichsten Seite zu fassen, bei jener unverlierbaren „derben Liebeslust", die an die Welt sich hält mit klammernden Organen. Faust hatte das Leben durchstürmt, sein schwellendes Schöpfergefühl wollte das Ganze titanisch in sich fassen und in sich neu gebären, aber der unendliche Kreislauf, die Fülle der auf- und niedersteigenden Erscheinungen trieb ihn auf sein friedloses Selbst zurück: Alles scheint sich ihm höhnisch zu entziehen, nichts vermag er festzuhalten. Jetzt gesellt sich Mephisto zu ihm, der weltkundige Führer; er regt den Trieb zum Gemeinen, zum Haften am Irdischen in ihm auf, er sucht ihn durch Aussichten auf die Behaglichkeiten des Genusses zu locken, er leitet seine Empfindung aus dem Großen auf das Einzelne, er giebt seinem hochfliegenden Streben Maß und Ziel (vgl. V. 1760), er lehrt ihn in der Beschränkung Befriedigung zu suchen, er lehrt ihn den Augenblick erfassen. Faust greift mit beiden Händen zu: „Ich habe mich zu hoch gebläht; In deinen Rang gehör' ich nur. Der große Geist hat mich verschmäht, Vor mir verschließt sich die Natur. Des Denkens Faden ist zerrissen, Mir ekelt lange vor allem Wissen. Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit Uns glühende Leidenschaften stillen! In undurchdrungnen Zauberhüllen Sei jedes Wunder gleich bereit!" In's Rollen der Begebenheit will er sich stürzen, dem Taumel sich weihen, dem schmerzlichsten Genuß, „verliebtem Haß, erquickendem Verdruß", mit seinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen, Wohl und Weh der Welt auf seinen Busen häufen und am Ende zerscheitern wie sie. Es ist der Rückzug der Verzweiflung, die die letzte Brücke hinter sich abbricht; Betäubung im Genuß ist seine Loosung, dazu läßt sich der Teufel trefflich brauchen, und am Ende — was kümmert ihn das Drüben? Aus dieser Erde quillen seine Freuden: er überliefert sich dem Mephistopheles um jeden Preis, von einer Bedingung kann keine Rede sein.

Der Vorwurf war ein ungeheurer; er verlangte eine bunte Folge verschiedenartigster Bilder, eine wechselvolle Reihe edler und gemeiner, düstrer und freundlicher, phantastischer und spukhafter, aber immer bedeutender Abenteuer, etwa nach Art der Romanbücher des siebzehnten Jahrhunderts, nur daß hier das Interesse nicht an den Episoden zu haften, sondern sich unausgesetzt auf den Helden zu richten hatte, der durch solche sich mannigfach verschlingenden Schicksale den Weg zum Heile finden sollte. In der Scene „Trüber Tag, Feld" spricht Faust von „abgeschmackten Freuden", in denen ihn Mephistopheles einwiege. Goethe führte nur Weniges davon aus, weil die Gretchenepisode ihn ganz in Anspruch nahm

und ihm unter den Händen zu einer eigenen Tragödie von siebzehn Scenen auswuchs. Daneben stellte er eine Reihe lose verknüpfter Bilder, von denen er aber nur drei vollendete: die Scene zwischen Mephistopheles und dem Schüler, welche allerhand ernsthafte und lockere Erinnerungen des Leipziger Studenten mit humoristischem Behagen verarbeitete, „Auerbachs Keller" und die blitzartig vorübergleitende kleine Scene auf der Landstraße vor dem Kreuze. Beabsichtigt und in einzelnen Versen auch bereits skizzirt waren aber schon damals: 1) der Spaziergang, welcher meines Erachtens den Uebergang zu der ersten Begegnung mit Gretchen bilden sollte; 2) die Walpurgisnacht — die Scene „Nacht. Offen Feld" deutet darauf hin, und J. F. Löwens „Walpurgisnacht" war schon 1756 erschienen (vgl. Dichtung und Wahrheit 6. Buch, Hempel 21, 24) —; und 3) die Scene am Kaiserhofe mit dem Goldspuk und der Beschwörung der Helena, in denen sich nach Schröer deutliche Einflüsse des Hans Sachs nachweisen lassen. Die Conception der Helena fällt nach des Dichters eigener Angabe vor das Jahr 1776. In welchem Sinne war sie damals gedacht? Die Frage läßt sich nicht beantworten ohne eine zusammenfassende Erörterung der kunstphilosophischen Ansichten, welche Goethe in jenen Jahren beschäftigten. Ich will sie möglichst mit Goethes eigenen Worten vorzuführen suchen.

Die unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungswelt weist auf eine höchste Einheit hin, auf ein letztes Glied, in dem sich die ungeheure Kette wie in ihrem Endziel zusammenschließt: das letzte Product der sich immer steigernden Natur ist der schöne Mensch. „Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und werthen Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt: dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern. Denn wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut?" Ich nehme diesen Satz aus Goethes „Winkelmann" und halte jetzt eine Aeußerung von 1772 daneben, die erst in dieser Beleuchtung recht verständlich wird: „Genuß, dieses unerklärbare Herumdrehen, Schweben, Aufgelöstliegen in einer Empfindung — das ist, wie wir glauben, der Zweck, oder vielmehr der Endpunkt alles dessen, was in dem Menschen ist. Das übrige ist nur Werkzeug, und die angenehme Empfindung, die mit der Besitzung dieses Werkzeugs verknüpft ist; die nicht so wohl Genuß ist, als Freude über die Möglichkeit des Genusses, Aussicht dahin, Ahndung." (Frankf. gel. Anz. Seufferts Neudruck 517, 15). Und dieser höchste Genuß fließt aus der hingebenden Liebe zu Natur und Menschenwelt. Aber die Natur ist „unfühlend", der Mensch hat von ihr keine Gegenliebe zu hoffen. „Was wir

von Natur sehn, ist Kraft, die Kraft verschlingt, nichts gegenwärtig, alles vorübergehend, tausend Keime zertreten jeden Augenblick, tausend geboren, groß und bedeutend, mannigfaltig in's Unendliche; schön und häßlich gut und bös, alles mit gleichem Rechte neben einander existirend" (a. a. O. 667, 22). So steht der Mensch der unendlichen Natur, auf die er doch angewiesen ist, eigentlich hilflos gegenüber, aber „sie härtet, Gott sei Dank, ihre echten Kinder gegen die Schmerzen und Uebel ab, die sie ihnen unabläßig bereitet, so daß wir den den glücklichsten Menschen nennen können, der der stärkste wäre, dem Uebel zu entgegnen, es von sich zu weisen und ihm zum Trutz den Gang seines Willens zu gehen. Das ist nun einem großen Theil der Menschen zu beschwerlich, ja unmöglich; daher retiriren und retranchiren sich die meisten, sonderlich die Philosophen" (ebenda 666, 36). In der That hat es vorzügliche Geister gegeben, die eine Art Scheu vor dem wirklichen Leben empfanden und, in sich zurückgezogen, „sich selbst eine eigene Welt zu erschaffen und auf diese Weise das Vortrefflichste, nach innen bezüglich, zu leisten" versuchten. Aber solche Abkehr vom Wirklichen kann nur zu Irrthümern und verderblichen Grillen ausschlagen. Der gesunde Mensch muß ein Verhältniß zur Natur suchen, er muß sich ihren Wirkungen aussetzen, sich gegen ihre Ueberkraft sicher stellen, und das gelingt ihm durch die Kunst. Jener „stärkste Mensch", der zugleich der glücklichste zu heißen verdient, ist der Künstler. „Die Kunst ist gerade das Widerspiel der Natur; sie entspringt aus den Bemühungen des Individuums, sich gegen die zerstörende Kraft des Ganzen zu erhalten" (a. a. O. 667, 27). Darum darf aber die Kunst auch nicht Nachahmung der Natur sein, das würde ja den Gegensatz aufheben: „wir glauben überhaupt, daß das Genie nicht der Natur nachahmt, sondern selbst schafft wie die Natur" (a. a. O. 514, 8). Die Kunst muß mit der Natur wetteifern, ja sie zu überbieten suchen, indem sie Werke hervorbringt, die zugleich natürlich und übernatürlich wirken. Wie vermag sie das?

Die Aesthetik der Geniezeit verschmähte die Definitionen; sie ruhte allein auf dem Gefühl der „inneren Schöpfungskraft". Der junge Goethe vergleicht die Schönheit gelegentlich mit Dämmerung und nennt sie etwas Unbegreifliches; der Satz „schön ist, was wir als schön empfinden" wird in den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 einmal als „die einzige beste Erklärung des Schönen" bezeichnet. Als die schaffende Kraft im Künstler sah man „das aufschwellende Gefühl der Verhältnisse" an. Nur die Natur allein bildet den großen Künstler. Es galt durch die Fülle der Erscheinungen das beschränkte Selbst zu einer Ewigkeit zu erweitern, bis das drängende Gefühl bildend in die Fingerspitzen drang oder durch das Herz hindurch „zum Griffel schmachtete." Die Welt liegt vor dem Künstler „wie vor ihrem Schöpfer, der in dem Augenblick, da er sich des Geschaffenen freut, auch alle die Harmonien genießt, durch die er sie hervorbrachte und in denen sie besteht." (D. junge Goethe 3, 690). Dieses

titaniſch durch die Seele webende Gefühl, „das ſich nach und nach zum verſtandenſten Ausdruck drängt, ohne durch die Erkenntnißkraft durchgegangen zu ſein", führte allerdings zur Mißachtung der Form, und Goethe behauptete geradezu (d. j. G. 3, 687), jede Form, auch die gefühlteſte, habe etwas Unwahres. Aber damit erhob ſich auch eine der wichtigſten Forderungen, die nach der Natürlichkeit des Kunſtwerkes: wer ſchaffen will, der ſoll auch erleben. Vor Allem die Recenſionen der Frankfurter gelehrten Anzeigen betonen dieſe Forderung mit allem Nachdruck. Die bekannteſte dieſer Stellen muß ich gleichwohl ganz hierher ſetzen: „Laß, o Genius unſers Vaterlands, bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit zuerſt für ſeinen Kreis der beſte Geſellſchafter wäre, das artigſte Spiel angäbe, das freudigſte Liedchen ſänge, im Rundgeſange den Chor belebte, dem die beſte Tänzerin freudig die Hand reichte, den neuſten mannigfaltigſten Reihen vorzutanzen; den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntre alle ihre Reize ausſtellten; deſſen empfindendes Herz ſich auch wohl fangen ließe, ſich aber ſtolz im Augenblicke wieder losriß, wenn er aus dem dichtenden Traum erwachend fände, daß ſeine Göttin nur ſchön, nur witzig, nur munter ſei; deſſen Eitelkeit, durch den Gleichmuth einer Zurückhaltenden beleidigt, ſich der aufdrängte, ſie durch erzwungne und erlogne Seufzer und Thränen und Sympathien, hunderterlei Aufmerkſamkeiten des Tags, ſchmelzende Lieder und Muſiken des Nachts, endlich auch eroberte und — auch wieder verließ, weil ſie nur zurückhaltend war; der uns dann all ſeine Freuden und Siege und Niederlagen, all ſeine Thorheiten und Neſipiſcenzen mit dem Muth eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorſpottete: des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne weibliche Vorzüge nicht genug thun. Aber dann, o Genius! daß offenbar werde, nicht Fläche, Weichheit des Herzens ſei an ſeiner Unbeſtimmtheit ſchuld — laß ihn ein Mädchen finden ſeiner werth! Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geſchwirre der Geſellſchaft in die Einſamkeit leiten, laß ihn auf ſeiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Geſtalt ganz Anmuth, ſich in ſtillem Familienkreis häuslicher thätiger Liebe glücklich entfaltet hat, die Liebling, Freundinn, Beiſtand ihrer Mutter, die zweite Mutter ihres Hauſes iſt, deren ſtets liebwürkende Seele jedes Herz unwiderſtehlich an ſich reißt, zu der Dichter und Weiſe willig in die Schule giengen, mit Entzücken ſchauten eingeborne Tugend, mitgebornen Wohlſtand und Grazie. Ja, wenn ſie in Stunden einſamer Ruhe fühlt, daß ihr bei all dem Liebeverbreiten noch etwas fehlt: ein Herz, das jung und warm wie ſie, mit ihr nach fernern verhülltern Seligkeiten dieſer Welt ahndete, in deſſen belebender Geſellſchaft ſie nach all den goldnen Ausſichten von ewigem Beiſammenſein, dauernder Vereinigung, unſterblich webender Liebe feſt angeſchloſſen hinſtrebte — laß die Beiden ſich finden; beim erſten Nahen werden ſie dunkel und mächtig ahnden, was jedes für einen Inbegriff von Glückſeligkeit

in dem andern ergreift, werden nimmer von einander lassen. Und dann lall er ahndend und hoffend und genießend was doch keiner mit Worten ausspricht, keiner mit Thränen, und keiner mit dem verweilenden vollen Blick und der Seele drin. Wahrheit wird in seinen Liedern sein und lebendige Schönheit, nicht bunte Seifenblasenideale, wie sie in hundert deutschen Gesängen herumwallen."

So oft ich diese Stelle las, hatte ich immer die gleiche Empfindung: es ist damit ein bestimmter Plan angedeutet, dessen Umrisse damals Goethe vor Augen standen. Er entwirft ein Selbstportrait; aber zugleich schweben ihm die Grundrisse eines Romans vor, dessen Held in schwankender Leidenschaft durch die vielartige Schule der Frauen geht und am Ende von einer idealen Weiblichkeit, die hier den Zügen der Kestnerschen Lotte nachgebildet ist, sich in sanfte Fesseln schlagen läßt. Oben habe ich gezeigt, daß im „Werther" unverkennbare Ansätze zu einem derartigen Plane vorhanden sind. Zugleich meine ich aber mit Julian Schmidt, daß Goethe auch für den „Faust" damals eine solche Absicht hatte. Ein Faust, der „in den Tiefen der Sinnlichkeit glühende Leidenschaften stillen, dem Taumel, dem schmerzlichsten Genuß sich weihen" will, der von Begierde zu Genuß taumelt und im Genuß nach Begierde verschmachtet, wie hätte ihn Goethe anders darstellen wollen? Freilich wird das immer nur eine Vermuthung bleiben, aber meines Erachtens eine sehr wahrscheinliche. Bestimmtes wissen wir nur von Gretchen und Helena; höchstens das schöne Weib, nach dessen süßem Leib Faust eine wilde Begierde verzehrt („Wald und Höhle"), ließe sich noch als Rest eines solchen Planes geltend machen. Ich möchte aber meine Annahme noch durch eine weitere Aeußerung Goethes stützen, in der ich einen Hinweis auf den damaligen Faustplan sehe, wodurch sich auch für die ursprüngliche Conception der Helena ein Anhalt ergeben wird. Ich meine den Schluß des Aufsatzes „Von Deutscher Baukunst" (D. junge Goethe 2, 213): „Heil dir, Knabe! der du mit einem scharfen Aug' für Verhältnisse geboren wirst, dich mit Leichtigkeit an allen Gestalten zu üben. Wenn dann nach und nach die Freude des Lebens um dich erwacht, und du jauchzenden Menschengenuß nach Arbeit, Furcht und Hoffnung fühlst; das muthige Geschrei des Winzers, wenn die Fülle des Herbsts seine Gefäße anschwellt, den belebten Tanz des Schnitters, wenn er die müßige Sichel hoch in den Balken geheftet hat; wenn dann männlicher die gewaltige Nerve der Begierden und Leiden in deinem Pinsel lebt, du gestrebt und gelitten genug hast, und genug genossen, und satt bist irdischer Schönheit, und werth bist auszuruhen in dem Arme der Göttin, werth an ihrem Busen zu fühlen, was den vergötterten Hercules neu gebar; nimm ihn auf, himmlische Schönheit, du Mittlerin zwischen Göttern und Menschen, und, mehr als Prometheus, leite er die Seligkeit der Götter auf die Erde!"

Ich meine, daß man diese Stelle nicht ganz versteht, wenn man nicht

den Fauſt vor Augen hat. „Verhältniſſe“ iſt ein Lieblingsausdruck des jungen Goethe, der aus ſeiner lebhaften Beſchäftigung mit bildender Kunſt ſtammt. Er definirte ja die Kunſt überhaupt als „das aufſchwellende Gefühl der Verhältniſſe.“ Fauſt iſt zum Künſtler geboren; er fühlt dieſe ſchöpferiſche Anlage, ohne ihr genügen zu können. Nachdem er die Welt in fruchtloſer Unbefriedigung durchſtürmt hat, tritt er, von ergebnißloſer mühevoller Forſchung krank, unter Mephiſtos kundiger Führung hinaus in die bunte Mitte des Lebens; um ihn erwacht nach und nach „Freude und jauchzender Menſchengenuß“, das fröhliche Lärmen der Winzer und der Schnittertänze. Es iſt Fauſt auf dem Spaziergang, eine Scene, die in ihrer damaligen Conception — ſkizzirt wurde ſie erſt in den erſten Auguſttagen 1775 — den Uebergang zu den Gretchenſcenen bilden ſollte. Auch in ihrer gegenwärtigen Geſtalt ſind ja die Tänze geblieben, wenn auch weder von Winzern noch von Schnittern mehr die Rede ſein konnte, ſobald die ſpätere Geſtaltung des Selbſtmordmonologes das Oſterfeſt in die Scene eingeführt hatte. Nachdem das frohe Menſchentreiben Fauſt wieder in ſeine Kreiſe gezogen, nachdem die „gewaltige Nerve der Begierden und Leiden“ wieder in ihm wach geworden, nachdem er „geſtrebt und gelitten“ und „irdiſche Schönheit“ voll gekoſtet — und damit iſt wiederum die Erziehung durch die Weiblichkeit einbegriffen — iſt er würdig im Arme der „himmliſchen Schönheit“ auszuruhen wie der vergötterte Herakles. Wir ſehen, woher Goethe den Gedanken der Apotheoſe nahm: wie Herakles von Athene dem Himmel zugeführt in der Umarmung der Hebe einer unſterblichen Jugend und der Ewigkeit göttlicher Freuden genießt, ſo ſollte Fauſt im Arme der Helena der „himmliſchen Schönheit“ eines verklärten Daſeins theilhaftig werden. Und wie Herakles mit Hebe zwei Söhne gebar, Alexiares und Anikétos (d. i. der Abwehrer alles Böſen und der Unbeſiegbare), durch die ſich der Segen ſeines Lebensgewinnes dem nachlebenden Geſchlechte der Menſchen mittheilte, ſo ſollte aus der Umarmung der Helena*) als ein Vermächtniß Fauſts an die Nachwelt Euphorion entſprießen, den ich als einen ſymboliſchen Ausdruck der bekannten Verſe faſſe:

Denn was ein guter Menſch erreichen kann,
Iſt nicht im engen Raum des Daſeins zu erreichen.
Drum lebt er auch nach ſeinem Tode fort
Und iſt ſo wirkſam als er lebte.

Und damit hatte Fauſt mehr geleiſtet, als Prometheus. Der Grundzug des Prometheus iſt titaniſcher Trotz: er ſtellt ſich den Göttern gleich, ohne ihrer zu achten, er bedarf ihrer Macht nicht. Fauſt ſollte dieſen Zwieſpalt zweier getrennten Welten aufheben: er ſollte die Poeſie

*) Daß Fauſt mit Helena einen Sohn Juſtus erzeugte, berichtet auch das Volksbuch; daß der Sohn der Helena und des Achill Euphorion hieß, eine ſpätgriechiſche Ueberlieferung.

auf die Erde führen und durch sie den Widerspruch versöhnen, indem er die Menschen zu den Göttern hinaufhob. Im Einzelnen wird das sogleich klar werden, wenn ich jetzt die Betrachtung der junggoetheschen Kunstphilosophie fortsetze.

Zuvor muß ich aber einen Einwand abwehren. Was man meiner Interpretation der besprochenen Stelle entgegenhalten könnte, ist der Ausdruck „wenn die gewaltige Nerve der Begierden und Leiden in deinem Pinsel lebt." Ich bin aber gerade geneigt, in diesen Worten eine Bestätigung meiner Auffassung zu sehen, denn dieser Ausdruck deutet offenbar schon auf den Plan, der dann in „Künstlers Erdewallen" zur Ausführung kam. Ich glaube, daß dies kleine Drama sich aus dem Gedankenkreise des „Faust" 1774 absonderte; schon damals fügte ja Goethe „des Künstlers Vergötterung" hinzu. Die Vergötterung wird hier versinnbildlicht durch die bezaubernde und läuternde Wirkung, die das Kunstwerk der Venus Urania (d. i. der „himmlischen Schönheit") auf die Nachlebenden übt. Faust sollte aber kein Maler, kein Bildhauer, er sollte ein schaffender Dichter werden; er war eine Schöpfung jener Jahre, in denen Goethe in seinem „productiven Talent" die einzige Stütze erkannte, auf die er „sein ganzes Dasein zu gründen" trachtete.

Unsere Betrachtungen der damaligen Kunstansichten Goethes haben bisher Folgendes ergeben: Natur und Kunst sind getrennte Reiche; das Verhältniß, in dem der Mensch gegenüber der zerstörenden Kraft der Natur seine Selbständigkeit behauptet, ist die Kunst; die Kunst ahmt die Natur nicht nach, sondern schafft selbst wie diese; sofern der Mensch ein Theil der Natur ist, muß auch das Kunstwerk im Grunde ein Naturwerk sein; aber der Mensch ist zugleich der Gipfel der Natur, eine Welt für sich, die in sich einen neuen Gipfel hervorbringt. So ergeben sich für das Kunstwerk zwei Forderungen: es muß einmal natürlich, es muß zweitens übernatürlich wirken. Die erste Forderung habe ich bereits besprochen: soll es natürlich wirken, so muß es erlebt sein. Ich wende mich jetzt zu der zweiten: wie kann es übernatürlich wirken?

Eine der schönsten Stellen des „Prometheus" giebt darüber Aufschluß. Als Pandora von wundersamen Gefühlen erschüttert das Wesen jener unbeschreiblichen Sehnsucht zu kennen verlangt, von der sie ihr Herz bewegt fühlt, erwidert ihr Prometheus, einen Augenblick gebe es, in dem alle Wünsche, alle Träume und Hoffnungen zur Erfüllung werden, das sei der Tod. „Wenn aus dem innerst tiefsten Grunde Du ganz erschüttert alles fühlst Was Freud und Schmerzen jemals dir ergossen, Im Sturm dein Herz erschwillt, In Thränen sich erleichtern will, Und seine Gluth vermehrt, Und alles klingt an dir und bebt und zittert, Und all die Sinne dir vergehn, Und du dir zu vergehen scheinst Und sinkst, Und alles um dich her versinkt in Nacht Und du, in immer eigenstem Gefühl, Umfassest eine Welt: Dann stirbt der Mensch." Aber nicht der physische Tod

ist gemeint: „Wenn alles — Begier und Freud und Schmerz — In stürmendem Genuß sich aufgelöst, Dann sich erquickt, in Wonne schläft, — Dann lebst du auf, auf's jüngste wieder auf, Von neuem zu fürchten, zu hoffen, zu begehren". Die Stelle, zu der man die Scene zwischen Satyros und Psyche (D. junge Goethe 3, 478) vergleichen muß, ist mehrfach mißverstanden worden; Düntzer wollte sogar eine Erinnerung an eine theologische Doctrin des heiligen Augustin darin sehen. Man kann sie nur im Zusammenhang mit Goethes Kunstansichten richtig würdigen. Sie ist eine poetische Verbildlichung der etwa 6 Jahre später geschriebenen Worte: „Leben ist ihre (der Natur) schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff viel Leben zu haben".

Ich erläutere die Stelle zunächst durch eine Aeußerung Schellings in dem Aufsatz über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur, welche ganz im Sinne des jungen Goethe ist. „Hat ein jedes Gewächs der Natur nur einen Augenblick der wahren vollendeten Schönheit, so dürfen wir sagen, daß es auch nur einen Augenblick des vollen Daseins habe. In diesem Augenblick ist es, was es in der ganzen Ewigkeit ist: außer diesem kommt ihm nur ein Werden und ein Vergehen zu. Die Kunst, indem sie das Wesen in jenem Augenblick darstellt, hebt es aus der Zeit heraus; sie läßt es in seinem reinen Sein, in der Ewigkeit seines Lebens erscheinen".

Die gleiche Anschauung spricht Goethe im Anfang seines „Winckelmann" aus: „Das letzte Product der sich immer steigernden Natur ist der schöne Mensch. Zwar kann sie ihn nur selten hervorbringen, weil ihren Ideen gar viele Bedingungen widerstreben, und selbst ihrer Allmacht ist es unmöglich, lange im Vollkommenen zu verweilen und dem hervorgebrachten Schönen eine Dauer zu geben. Denn genau genommen kann man sagen, es sei nur ein Augenblick, in welchem der schöne Mensch schön sei. Dagegen tritt nun die Kunst ein." Welcher Augenblick ist das? Die beiden genannten Scenen des „Prometheus" und „Satyros" geben die Antwort: der höchste Augenblick der Liebe. Goethe hat das deutlich ausgesprochen in den Anmerkungen zu Diderots Versuch über die Malerei: „Nur äußerst kurze Zeit kann der menschliche Körper schön genannt werden, und wir würden, im strengen Sinne, die Epoche noch viel enger als unser Verfasser begrenzen. Der Augenblick der Pubertät ist für beide Geschlechter der Augenblick, in welchem die Gestalt der höchsten Schönheit fähig ist; aber man darf wohl sagen: es ist nur ein Augenblick! Die Begattung und Fortpflanzung kostet dem Schmetterlinge das Leben, dem Menschen die Schönheit; und hier liegt einer der größten Vortheile der Kunst, daß sie dasjenige dichterisch bilden darf, was der Natur unmöglich ist, wirklich aufzustellen". Jetzt sehen wir, wie Goethe die übernatürliche Wirkung des Kunstwerkes verstand: „Nur allein der Mensch vermag das Unmögliche; er unterscheidet, wählet und richtet, er

kann dem Augenblick Dauer verleihen". So ist die Kunst eine zweite, eine höhere Natur; die zerstreuten Vollkommenheiten faßt sie in eins, die vorübergehende Schönheit erfaßt sie im bedeutendsten Moment und stellt sie bleibend hin für die Ewigkeit. Aus der Summe aller Kräfte entwickelt faßt das Kunstwerk in seiner idealen Wirklichkeit alles Herrliche und Liebenswürdige, was in der Natur getrennt und von flüchtigem Bestand erscheint, vom Zufälligen befreit, gesteigert in sich, und indem es den Menschen so über die Natur und über sich selbst erhebt, „vergöttert es ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Zukünftige begriffen ist".

Damit haben wir den Standpunkt gefunden, von dem aus nach meiner Meinung auch der ursprüngliche Plan des „Faust" zu beurtheilen ist. Faust ist zum schaffenden Künstler geboren: er fühlt sich vor der Erscheinung des Erdgeistes zugleich „klein und groß", er muß sich seinesgleichen nennen und doch seine Ohnmacht bekennen. Genau so sagt in „Künstlers Vergötterung" der Meister zum Schüler vor dem Bilde der Venus Urania:

Das starke Gefühl, wie größer dieser ist,
Zeigt, daß Dein Geist seinesgleichen ist.

In dem Erdgeist als Welten- und Thatengenius ist alles Werden und Geschehen, also Alles, was Goethe unter Natur verstand, physisches Erdenwesen, Leben und Geschichte verbildlicht. Fausts Streben ging darauf hin ein beruhigtes, unerschüttertes Verhältniß zur Natur zu finden; er fand es nicht in der Forschung, und er suchte es vergebens in der brünstigen, leidenschaftlichen Hingabe an das Universum. Er hatte noch nicht die Erkenntniß, daß der Künstler sich innerhalb der Natur ein Reich bilden müsse, daß er aber „aufhört ein Künstler zu sein, wenn er mit in die Natur verfließen, sich in ihr auflösen will". Fausts Klage: „Nicht darf ich Dir (dem Erdgeist) zu gleichen mich vermessen! Hab' ich die Kraft Dich anzuziehn besessen, so hatt' ich Dich zu halten keine Kraft", diese Klage steht jetzt in der Tragödie beziehungslos da: sie ist nur aus dem alten Grundgedanken der Dichtung zu begreifen. Faust vermochte die Erscheinungen nicht festzuhalten, weil ihm die Kunst gebrach, wie dem Werther. Er fühlt, er gleicht dem Geiste, doch er begreift ihn nicht. Wie lernt er ihn begreifen? Zunächst durch Mephistopheles. Mephistopheles in seiner damaligen Gestalt hängt mit dem Teufel des Volksbuches nur sehr äußerlich zusammen. Daß er allerhand teuflische Künste treibt und sich die Seele Fausts verpfänden läßt, das gehört eigentlich nur zu seinem Costüm; im Uebrigen aber er ist der Vertreter des gesunden Menschenverstandes, der weltkluge Gefährte, nüchtern-verständig, offenen Blickes, von praktischer Einsicht, ein echter Utilitarier. Sind ihm Ironie und höhnische Schärfe nicht fremd, so steht er Fausts weltunkundigem, im Unendlichen sich verlierenden Strebensdrange doch im Grunde gutmüthig, mit behaglichem Humor und sicherem Urtheil gegenüber. Er schleppt ihn durch flache Unbedeutendheit, er zieht sein weltumspannendes Streben herab in die

Beschränkung des Alltäglichen, er führt das aufschwellende Titanenthum in seine Grenzen zurück, er lehrt ihn den sinnlichen Werth des Lebens zu würdigen, das gemeine Wirkliche nicht zu verachten, von dem Einzelnen praktischen Nutzen zu ziehen, den Zufall sich dienstbar zu machen und das Gegenwärtige ohne Zaudern zu genießen. Der Gewinn, den Faust aus der Gemeinschaft mit Mephisto ziehen sollte, war ein doppelter. Er sollte nicht ruhelos den Kreislauf des Lebens durchstürmen, um auf's Neue von der Ueberkraft des Unberechenbaren erdrückt zu werden; er sollte das Einzelne mit scharfem Auge betrachten, die ganze Stufenleiter der Lebensäußerungen erkennen lernen, alle Tiefen des Menschenschicksals erfahren; er sollte mit einem Worte 1) erleben und 2) den Augenblick erfassen lernen. So war Mephisto eigentlich eine Vorbereitung zur Helena. Was bedeutet aber Helena? Das Ideal der Antike war Goethe damals noch nicht aufgegangen. Als höchster Gipfel der Natur galt ihm der schöne Mensch, und der berühmteste Typus eines schönen Menschen, das Ideal der allbezwingenden Schönheit ist für alle Zeiten Helena. Faust, nachdem er des Lebens reinste Freuden genossen, ausgekostet den Becher des Leidens bis zur Neige, strebend und leidend unablässig in fortschreitender Läuterung, er ist würdig auszuruhen im Arm der „himmlischen Schönheit". Der höchste Moment der Schönheit ist aber der höchste Act der Liebe: Faust wird der Gatte der Helena. Doch es ist nur ein Augenblick, in dem der schöne Mensch schön ist: Helena entschwindet ihm und läßt ihm nur eine leere Form zurück. Aber Faust ist nicht umsonst durch Mephistos Schule gegangen, er hat den Augenblick zu erfassen gelernt: er erlebt den höchsten Augenblick, und seine Künstlerschaft vollendet sich, er ergreift ihn. Jetzt vermag er das Unmögliche, „er kann dem Augenblick Dauer verleihen"! Das Symbol dieser Entwickelung sollte Euphorion sein, eine Frucht jenes höchsten Augenblickes steigt er menschenbeglückend als die Poesie auf die Erde nieder. Von dieser ursprünglichen Conception erst gelten die späteren Worte Goethes ganz: „Der Euphorion ist kein menschliches, sondern nur ein allegorisches Wesen. Es ist in ihm die Poesie personificiert, die an keine Zeit, an keinen Ort und an keine Person gebunden ist".

Freilich, wie die Apotheose im Einzelnen gedacht war, das wird sich nicht mehr errathen lassen. „Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit" — ist sein Urbild etwa das Gewand, das die entschwundene Helena den Händen Fausts zurückgelassen? Trat etwa nach Art der „wiederholten Spiegelungen", in denen Friederikes Bild sich dem Dichter zeigte (Ausgabe letzter Hand 49, 19), am Ende Gretchens Gestalt dem verklärten Faust wieder nahe und schwebte ihm als seine Muse zur Seite, ähnlich wie es am Schluß von „Künstlers Apotheose" oder auch am Schluß des schönen Gedichtes „Hans Sachsens poetische Sendung" der Fall ist? Oder dürfen wir aus dem verwandten Vorwurf der „Pandora" einen Rückschluß auf „Faust" ziehen?

Die neue Weimarer Ausgabe des „Faust" hat auch ein kurzes Schema eines älteren Gedankenganges zu Tage gefördert, welches ich als die willkommenste Bestätigung meiner Auffassung im Auszuge hierhersetze: „Ideales Streben nach Einwirken und Einfühlen in die ganze Natur. Erscheinung des Geists als Welt- und Thatengenius . . . . . Lebens-Thaten-Wesen. Lebensgenuß der Person von außen gesehen, in der Dumpfheit Leidenschaft, erster Theil. Thatengenuß nach außen und Genuß mit Bewußtsein, Schönheit, zweiter Theil. Schöpfungsgenuß von innen, Epilog im Chaos auf dem Weg zur Hölle." Fausts irdisches Theil war also der Hölle verfallen, ganz im Sinne jener jugendlichen Weltauffassung, die sich um das Drüben nicht kümmerte: „Aus dieser Erde quillen meine Freuden, Und diese Sonne scheinet meinen Leiden; Kann ich mich erst von ihnen scheiden, Dann mag was will und kann geschehn!" Aber die befreiende Idee, die am Schlusse hervorsprang, war die unsterbliche Fortdauer von Fausts Lebensgewinn, der Kunst. Der Epilog hatte dann etwa ein Thema auszuführen, wie es der achtzigjährige Goethe formulirte: „Wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag." Diese höhere Form des Daseins ist Euphorion, die geborene Poesie, die menschenbeseligende Frucht der Faustischen Lebensarbeit. Der echte Künstler kann nicht untergehen, er lebt fort durch die Zeiten in ewiger Jugend, im Angedenken der beglückten Menschheit eines verklärten Daseins genießend.

Wenn dies der ursprüngliche Faustplan war, warum hat ihn Goethe aufgegeben? Jedenfalls war sein Glauben an das Alleinseligmachende der Kunst nicht von langer Dauer. Schon um 1780 widerrufen die „Grenzen der Menschheit" das Kunstevangelium der Geniezeit; Natur und Kunst hören allmählich auf, einander ausschließende Gegensätze zu sein*). Wie anbeten, hervorbringen und schauen im Grunde eins sind, so ruht nun auch das Menschenleben gleichmäßig auf Religion, Kunst und Wissenschaft, und das Losungswort ist die That: das letzte Ziel ist kein ästhetisches, kein wissenschaftliches oder künstlerisches überhaupt, sondern gemeinnütziges Handeln im Dienste der fortschreitenden Gesammtcultur. Zu dieser Stufe wurde dann auch Faust erhoben, und den gleichen Weg sollte später Wilhelm Meister wandeln.

* * *

Wir sehen also durch unsere Betrachtungen zunächst „Faust" und „Werther" in einen innigen Zusammenhang gerückt. Beide sind Weltflüchtlinge, Beide haben die Theorie verachten gelernt: schon 1772 schrieb Goethe, daß

*) „Natur und Kunst — sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden!" 1802.

alle Theorie „den Weg zum wahren Genusse versperrt, denn ein schädlicheres Nichts, als sie, ist nicht erfunden worden" (Frankf. gel. Anz. Neudruck 665, 25). Beiden ist der Drang nach höchster Ausbildung ihres Ichs gemein, Beiden der verhängnißvolle Irrthum, daß es ein unmittelbares Verhältniß des Menschen zur Natur gebe, Beide werden durch die Widersprüche des Lebens mit ihren idealen Forderungen dem Selbstmord ententgegetrieben. Aber ihre Entwickelung geht verschiedene Bahnen, denn Goethe fühlte die Nothwendigkeit, sich von solchen Kämpfen von Grund aus poetisch frei zu machen und neben der Genesung, im „Faust," auch die Krankheit in ihrem ganzen pathologischen Verlaufe darzustellen. Daher zeigt er im „Werther" die Heilmittel nur im Hintergrunde und noch nicht als Heilmittel, sondern als zufällig Hinzutretendes, ohne daß seine Bedeutung erkannt wäre: die Erziehung durch das Leben und die Frauen wird nur leise angedeutet, Werther entflieht ihr, um sich völlig einer aussichtslosen Leidenschaft hinzugeben, die seinen Untergang beschleunigt; Werther ist auch mit der Kunst vertraut, aber die Einsicht in ihr inneres Wesen und ihre Mission ist ihm nicht aufgegangen, er „begreift" den Geist noch nicht. So ist ihm jeder Halt geraubt, er muß zu Grunde gehen.

Aber auch „Wilhelm Meister" ist mit „Faust" und „Werther" auf dem gleichen Boden erwachsen, seine Wurzeln reichen in dieselben Jahre zurück. Werther muß am Leben untergehen, weil ihm die heilsame Führerin fehlt; Faust gewinnt sie in der Kunst, Wilhelm Meister aber hat die Kunst von Anfang an zum Leitstern erkoren, sein Naturgefühl ist ganz in die Contemplation zurückgetreten, und des irdischen Lebens genießt er ohne Taumel, ohne blinde Leidenschaftlichkeit; seine gesunde Natur hält sich allen Eindrücken offen und weiß alle für ihre Ausbildung im Dienste eines hartnäckig festgehaltenen Ideals zu verwerthen. So tritt Wilhelm Meister mit seinem künstlerischen Ideal gewissermaßen die Erbschaft Fausts an. Prometheus war Bildhauer, der Held von „Künstlers Erdewallen" war Maler (wie auch Werther zeichnete), Faust sollte zum schaffenden Dichter werden, Wilhelm Meister widmet sich der Schauspielkunst. Auch damit war es Goethe ganz Ernst: ich werde demnächst nachweisen, daß er wirklich in Frankfurt eine Reform des Bühnenwesens vor Augen hatte. Was in jener Zeit von „Wilhelm Meister" concipirt oder skizzirt wurde, kann ich an diesem Orte unmöglich ausführen; ich will mich darauf beschränken, den oben begonnenen Vergleich der beiden Romane noch etwas weiterzuführen. Die Aehnlichkeit im Charakter der beiden Helden habe ich bereits deutlich genug hervorgehoben und die Erziehung durch die Schule der Frauen, die im „Wilhelm Meister" zur vollen Entfaltung kam in ihren Keimen schon im „Werther" aufgezeigt. Die Namen Wilhelm und Marianne finden sich auch im „Werther" schon vor, sie stammen beide aus englischer Dichtung. Es ist auffallend, daß der Einfluß der englischen Dichter auf den „Werther", und vorzugsweise auf seine Naturbetrachtung,

noch nicht untersucht wurde, da doch Goethe selbst in „Dichtung und Wahrheit" darauf hindeutet. Ich will hier nur eine Strophe aus dem Gedichte „A fit of the spleen" von James Graeme anführen:

The mountain's fragrance and the meadow's growth.
The vernal blossom and the summer's flower
Are but funereal garlands, nature strows
Munificent on this stupendous herse,
This decorated prelude to the grave,
Insatiable monster! yawning still
Unfathomably deep — a little while
And lo! he closes on the painted scene
And surfeited with carnage, yawns no more.

Bei dem insatiable monster wird Jeder sogleich an Werthers „ewig verschlingendes und ewig wiederkäuendes Ungeheuer" denken müssen. Der Wertherische Vergleich der Natur mit einem offnen Grabe findet sich bei den Engländern häufig. Bei Graeme, bei John Logan, Christoph Smart, John Gay u. A., vor Allem in der Balladendichtung, ist aber „Wilhelm" einer der beliebtesten Namen; auch „Heinrich", Fausts Vorname, dürfte dorther stammen. Für den Namen „Marianne" hatte aber die Literatur jener Zeit eine besondere Vorliebe: er erscheint bei Haller und Gotter, in Millers „Siegwart" und sonst sehr häufig nach dem Vorbilde der englischen Lyrik und Balladendichtung, sowie Richardsons; darauf deutet auch schon die fast durchweg übliche englische Schreibung „Mariane". Der Einfluß, den Ossian auf „Werther" übte, ist mehrfach nachgewiesen worden; auch in der Scene, als Wilhelm Meister vor Marianens Hause der Geliebten eine Serenade bringen und mit der Musik seine Liebesgedanken leidenschaftlich auf und nieder wogen läßt, klingen Ossianische Töne durch. „Seine Gedanken waren lieblich wie die Geister der Dämmerung" ist eine durchaus Ossianische Wendung; the spirits of the darkness, of the hill, of the forest u. s. w. begegnen dort fast auf jeder Seite. Die ganze Schilderung der leidenschaftlichen Empfindungen Wilhelms in dieser Scene trägt noch die Farben der Wertherzeit, und der Zauber, der hier der Musik zugeschrieben wird, der auch im „Werther" wiederholt zum Ausdruck kommt, ist ebenfalls eine Reminiscenz aus Ossian, welcher oft darauf zurückkommt. Ich erwähne nur eine Stelle aus den von Goethe übersetzten Gesängen von Selma: „Der Gesang kommt mit seiner Musik, die Seele zu schmelzen und zu vergnügen. Es ist wie der sanfte Nebel, der von einem Teiche heraufsteigt und über das schweigende Thal zieht; die grünen Blumen füllen sich mit Thau, aber die Sonne kehrt zurück in ihrer Stärke und der Nebel ist weg." Zu der ganzen besprochenen Scene muß man an die „schmelzenden Musiken des Nachts" denken (s. oben S. 366).

Werther wie Wilhelm sind zu einem Berufe verurtheilt, mit dem sie sich nicht befreunden mögen, Beide sind Verächter der Theorie und der Buchgelehrsamkeit, über den Unterschied der Stände, über künstlerische Ein-

drücke reflectiren sie zum Theil in ähnlicher Weise, ihr Liebesleben weist verwandte Züge auf. „Ich weiß nicht was ich Anzügliches für die Menschen haben muß, es mögen mich ihrer so viele und hängen sich an mich", sagt Werther, und mit demselben Rechte könnte es Wilhelm Meister sagen. Beide haben einen Freund zur Seite, der ihren hochfliegenden Bestrebungen mit etwas kühler Theilnahme gegenübersteht und aus seiner klar verständigen, aber beschränkten Erfahrungssphäre heraus ihnen beständig mahnenden Rath ertheilt. Beide suchen auf einer Gebirgsreise Beruhigung ihres aufgeregten Herzens. Auf dem fürstlichen Jagdschlosse begegnet Werther wunderlichen Menschen, die um den Fürsten herum sind; „sie scheinen keine Schelme und haben doch auch nicht das Ansehen von ehrlichen Leuten; manchmal kommen sie mir ehrlich vor, und ich kann ihnen doch nicht trauen." Genau dieselbe Empfindung hat Wilhelm Meister dem Jarno gegenüber. Die Scene am Ende des dritten Buches zwischen Wilhelm und der Gräfin, welche sich seinen heißen Umarmungen plötzlich mit einem Schrei entwindet und ihn fliehen heißt, ist eine etwas abweichende Nachbildung des letzten Wiedersehens zwischen Lotte und Werther, die auch mit einer leidenschaftlichen Umarmung endigt, aus der sich Lotte in ängstlicher Verwirrung losreißt. Wie Werther für den Knecht, den die Liebe zum Mörder machte, vor dem Amtmann eine warmherzige Vertheidigungsrede hält, so möchte auch Wilhelm für Melina und seine heimlich dem Vaterhause entflohene Geliebte das Mitgefühl des Untersuchungsrichters durch die Beredtsamkeit seines feurigen Herzens wachrufen. Auch in der Technik der Composition springt die Verwandtschaft der beiden Werke in die Augen: ich meine vor Allem die Bedeutung der Episoden, in denen Wilhelm und Werther die warnenden Spiegelbilder ihrer eigenen inneren Zustände erkennen. Ich kann hier nicht ausführen, wie weit diese Technik im „Meister" reicht; sie wird mir aber als ein wichtiges Kennzeichen für die Chronologie seiner Entstehung zu dienen haben. „Wenn wir mit all unserer Schwachheit und Mühseligkeit nur gerade fortarbeiten, so finden wir gar oft, daß wir mit unserm Schlendern und Laviren es weiter bringen, als Andere mit ihrem Segeln und Rudern" — mit diesen Worten Werthers ist auch Wilhelm Meisters Lebensgang deutlich bezeichnet.

Ich habe die Aehnlichkeiten zwischen „Werther" und „Wilhelm Meister" hiermit nur kurz andeuten, nur auf ihren innigen Zusammenhang hinweisen und zeigen wollen, wie der zweite Roman im „Werther" und theilweise im „Faust" schon vorgebildet ist. Am 15. September 1773 schreibt Goethe an Kestner: „Jetzt arbeit' ich einen Roman, es geht aber langsam." Und am 18. October an Johanna Fahlmer: „Mit meiner Autorschaft steht's windig. Gearbeitet hab' ich, aber nichts zu Stande gebracht." Der Roman blieb also liegen. Was war es für ein Roman? Weder „Werther" noch „Wilhelm Meister", sondern — beides. Es sollte wohl der Roman werden, dessen Thema die oben S. 366 angeführte Stelle aus den Frankfurter

gelehrten Anzeigen andeutete: Erziehung durch das Leben und die Frauen. Daneben trieb es Goethe, die Ansichten über das Verhältniß von Natur und Kunst, welche damals in ihm gährten, zu poetischem Ausdruck zu bringen, die peinlichen Kämpfe zu schildern, in die ihn selbst eine falsche Auffassung dieses Verhältnisses zu Zeiten versetzt hatte, und endlich: eine dichterische Aufgabe auszuführen, „wo Alles, was er über den Selbstmord empfunden, gedacht und gewähnt, zur Sprache kommen sollte." Er hatte angefangen, aber lange fehlte ihm eine Fabel; als eine solche drängte sich ihm plötzlich die Geschichte des jungen Jerusalem auf, um deren Kern nun jene drei Elemente, verquickt mit eigenen Herzenserlebnissen, zur Composition des „Werther" zusammenschossen*). Die Namen Wilhelm und Mariane hatten sich schon dazu gefunden und drängten sich auch in den „Werther" ein. Hatte er sich aber durch die Darstellung des ganzen Verlaufes der Krankheit von dieser völlig gereinigt, so wollte er, glaube ich, daneben im Faust, der sich im Wesentlichen auf den nämlichen drei Elementen aufbauen sollte, den Weg der Heilung durch die Kunst darstellen.

So hatte er sich auf doppeltem Wege von den drei Problemen, die er sich 1772 stellte, zu befreien gesucht; nur das erste kam weder im „Faust" noch im „Werther" über einige Ansätze hinaus, weil dort die Gretchentragödie, hier die Liebe zu Lotte den Dichter überwältigte und zu ausschließlicher Ausgestaltung drängte. Als sicherer Gewinn dieser doppelten dichterischen Beichte blieb ihm der Leitstern der Kunst zurück, der nun auch Wilhelm Meisters Leitstern werden sollte. Bald nachdem „Werther" nahm er den Plan wieder auf, um sein Programm von 1772 darin zu verwirklichen: Wilhelm sollte am Ende finden „ein Mädchen seiner werth". Wie ich im Gegensatz zu einer späteren Aeußerung Goethes (Tag- und Jahreshefte 1780—86) nachweisen werde, sollte der Roman ursprünglich damit schließen, daß Wilhelm Marianen wiederfand, ihr die Hand reichte und der Begründer einer idealen Nationalbühne wurde. Ich muß dafür auf die Ausführungen meines Buches verweisen; die Aufgabe dieses Aufsatzes ist erfüllt, wenn deutlich geworden ist, daß „Werther" und „Faust" die beiden Vorstufen bilden, von denen aus die Conception des „Wilhelm Meister" erst verständlich wird; und daß diese Vorstufen zugleich zwei Staffeln darstellen, die Goethe selbst erst erklommen haben mußte, um den freien, beruhigten Ausblick auf Natur, Kunst und Lebenzu gewinnen, der sich in der reinen, stillen Sphäre des „Wilhelm Meister" aufthut.

*) Das geschah erst im Februar 1774, obwohl Goethe das Schicksal Jerusalems bereits im November 1772 erfahren hatte. Jerusalems Liebe galt aber, wie die des Rousseau'schen St. Preux, einer verheiratheten Frau, und schwerlich wäre aus den bezeichneten Romananfängen jemals der jetzige „Werther" hervorgegangen, hätten Goethes Erlebnisse im Brentano'schen Hause ihn nicht auf Jerusalems Geschichte zurückgewiesen.

Waltraut.

Eine Erzählung aus der Zeit der Befreiungskriege.

Von

H. Schoenknecht.

— Berlin. —

Weltabgeſchieden liegt im ſtillen Thal
Die Erlenmühle. Alter Buchenwald,
Der rings die Höhen kränzt in dunklem Grün
Weicht hier zurück, ein lichtes Eiland bildend.
Durch wetterbraunen Sandſtein bricht der Bach
Sich Bahn, zur Frühlingszeit ein jäher Strom.
Doch bleibt ihm wenig Arbeit hier zu ſchaffen;
Oft ruh'n die Räder — lautlos, todtenſtill
Liegt dann die Mühle da im Sonnenſchein,
Und nur ein krauſes Wölkchen, aus dem Schlot
In's Blau des Himmels wirbelnd, zeigt jeweilen,
Daß drinnen noch ſich Menſchenleben rührt.
Nur ſelten tritt ein alter Mann heraus,
Noch rüſtig; ſcharf noch blickt ſein braunes Aug',
Doch auf der Stirn, den feſten Zügen liegt
Von trauervollem Ernſt ein tiefer Schatten.

Ich kenn' ihn wohl; mit ſeinem Enkelkind
Und einem Knappen hauſt er Jahr für Jahr,
Solang' ich denken kann, in dieſer Stille,
Der Einſamkeit und ſeinem Herzen lauſchend.
Ihm rauſcht der Bach, der Wald ſo manches zu
Aus frühern Tagen, was kein And'rer weiß,
Von Freud' und Leid; und wer zur guten Stunde
Den Alten traf, dem öffnet er den Schrein
Wohl einmal ſeines tief verſchloſſ'nen Lebens.

So ſeh' ich ihn vor meines Geiſtes Aug'
Leibhaftig, wie an jenem Sommertag,
Da er aus ſeiner Kindheit mir erzählte,
Was auf den Blättern hier verzeichnet ſteht.
Straff aufgerichtet in dem Lederſtuhl
Saß er vor mir, aus langem Meerſchaumrohr
Mit ſilbernen Beſchlägen kräftig rauchend.
So ſprach er auch; und nannt' er Gottes Namen,
Da rührt' er leis ſein ſeiden Käppchen an.
Allmählich wich von Aug' und Stirne ihm
Die Traurigkeit, und knapp und wohlgefügt,
Lebendig floß die Rede von den Lippen.
Das war kein Bauer, ſchien er's gleich zu ſein;
Das war ein kluger, ritterlicher Greis,
Der viel erlebt und mancherlei geleſen
Und ruhig über alles nachgedacht.

Und wie er ſprach, ſo ſtieg vor meinem Blick
Empor aus ihrem Grabe eine Zeit,
In ihrem Glauben, ihrem Opfermuth
Gar fremd uns Neuen, liegt ſie gleich nicht fern.
Vorüber zog ein anderes Geſchlecht
Von Frau'n und Männern: kernig, wetterfeſt
In Haß und Liebe, leicht begeiſtert, leicht
Getäuſcht und fromm dem Alten zugethan.
Was mir der Greis erzählt — getreu und ſchlicht
Erzähl' ich's wieder, wenn Du hören magſt.

* * *

Nicht immer war, mein Freund, ſo ſtill wie heut
Dies kleine Thal; von wüſtem Kriegsgetön
Erdröhnten widerhallend jene Wälder,
Und hier der Anger, roth von wildem Mohn,
Hat ſich geröthet einſt mit Menſchenblut.
Doch das war ſpäter. Hört von Anbeginn,
Wie alles kam.

So wie Ihr heut ſie ſeht,
So ſtand die Mühle ſchon vor meiner Zeit,
Vor neunzig Jahren. Damals wohnte drin
Mein Aeltervater, den ich nie gekannt.
Er hat nicht lang' gelebt und ließ die Ahne
Mit ihrer Tochter nur zu bald allein.
Das war ein übermüthig friſches Kind,
Die kleine Waltraut, mehr daheim im Wald
Als in dem ſtillen Hauſe, und im Lauf,
Im Klettern und im Springen Meiſterin.

Sie mußt' es wohl — war doch ihr einz'ger Freund
Des Freiherrn Sohn vom nahen Herrenſchloß.
Es ſoll ein prächtig Haus geweſen ſein;
Jetzt liegt es wüſt, und niemand baut es auf,
Denn mit dem Franz erloſch ſein alter Stamm.

Da trieben nun die lange Sommerzeit
Die Kinder unbekümmert ihre Spiele
Und freuten ſich am luſt'gen Sonnenſchein.
Dornröschen ſpielten ſie, Marienkind
Und andere Märchen, die ſie liebgewonnen;
Sie laſen Beeren, bis es dunkel ward,
Und ließen ſchreckhaft dann im Wald die Beute.
Bald wieder war die Waltraut ein Soldat
Und Franz ein Räuber, den ſie fangen ſollte.
Auch Feſtungswerke thürmten ſie am Bach
Aus Sand und fiſchten kleine Perlen auf,
Wie ſie das muntre Waſſer mit ſich führte.
Und einſt, da ſie ſchon größer waren und
Der Bach in Frühlingstagen mächtig ſchwoll,
Da ſchleppten ſie ein a'tes Brett herbei
Und Steine, eine Brücke draus zu ban'n.
Dann ging's hinüber — doch das Brett zerbrach
Und Waltraut rief im Waſſer laut um Hilfe.
Schnell warf der Franz ſein Sammetröckchen ab
Und ſprang ihr nach, erfaßt' ihr langes Haar,
Dann ihren Arm, und kräftig rudernd zog
Er die erſchrockne Freundin an das Ufer.
Sie aber trug ihm ſtill im Herzen Dank.

Dann kam ein Tag, der beiden Thränen brachte,
Der Tag der Trennung. In die weite Welt —
So ſagt' er — auf die Schule mußte Franz.
Manch Jahr verging; Herr, eine ſchlimme Zeit,
Der ſchlimmſten eine, die dies Land geſehn!

Zuweilen hat die Mutter mir erzählt, —
Und der erzählt' es wiederum die Ahne —
Wie's die getrieben drüben auf dem Schloß.
Die wußten nichts von Kreuz und Hungersnoth
Und von dem blut'gen Bürgerkrieg im Weſten;
Schier alle Tage gab's ein Freudenfeſt,
Und luſtig tönte durch die ſtille Nacht
Der Hörner und der Geigen Schall herüber.
Ein großer Garten mit verſchlungnen Wegen
Voll bunter Blumenpracht lag um das Schloß;
Da hielten ſie verliebte Schäferſpiele
Nach ihrer Väter Art beim Mondenſchein,

Und oft durch's Gitter sah von fern die Ahne
Die stolzen Ritter und die schönen Frau'n
In seltsam fremdem Putz vorüberschreiten.
Dann hetzten sie den Eber hoch zu Roß
Und hetzten über Stoppelfeld und Schnee
Die Bauern hinter Hasen her und Füchsen.
Am Abend schlich der Bauer dann nach Haus
Und durfte schlafen — doch im Schloß begann
Nach lust'gem Jagdtag erst das rechte Leben.
Vom Sims und aus den Schränken nahm der Wirth
Die Silberhumpen und die mächt'gen Hörner;
In Strömen, roth und goldig, floß der Wein,
Und bald in's Becherklingen mischte sich
Aus rauhen Kehlen brausender Gesang.
Die Würfel rollten, und die Karten fielen,
Und bis zum hellen Morgenschein erprobten
Die edlen Herrn — wohl einmal auf die Frau'n —,
Ob man der Ahnen werth beim Trunk geblieben.
So ging's in Herrlichkeit jahraus, jahrein.

Wohl kam zu Zeiten dunkle Kunde her
Aus Frankreich — von verlornen Schlachten sprach man —
Doch keiner glaubt' es von den Edelleuten.
Da war noch mancher, den der alte Fritz
Zum Sieg geführt — die lachten nur voll Hohn
Zu solchen Märchen. Dieses eitle Volk
Von wind'gen Stutzern, duftend, wohlfrisirt,
Das sie bei Roßbach laufen sahn wie Hasen,
Das sollte Heere, deutsche Heere schlagen?

Vernahmen dann die Jüngern solche Rede,
So zogen sie in trunknem Muth die Wehr
Und prahlten lärmend: Wenn der König ruft,
So stehn wir da, ein Oberst jeder Mann,
Und treiben lachend mit der flachen Klinge
Zurück die fremden Banden übern Rhein!

So klang's im Schloß; doch unten in den Hütten,
Da grollt' der Bauer, hungerte und schwieg.

Ein Tag im Maien war's voll Blüthendrang,
Da kam der Freiherr, wie er öfter that,
Zur Ahne in die Mühle, trank behaglich
Die frische Milch, die Waltraut ihm gereicht,
Und sagte lächelnd: „Franz hat ausstudirt,
Und morgen kommt er. Wie gefällt Euch das?"
Die Ahne freute wortreich sich der Kunde,

Doch Waltraut wendete das Haupt verwirrt.
Wie ſie am Fenſter lehnte — ſtolz und eigen,
Die ſchlanken Glieder voll geſchmeid'ger Kraft,
Ein blühend Antlitz, große braune Augen
Bei blondem Haar — wohl keiner hätte mehr
Das wilde Kind von einſt in ihr erkannt.
„Nun, Waltraut, fagſt Du nichts zu meiner Poſt?"
Begann er wieder, „biſt ja ganz verſtummt."
Das Mädchen drauf: „Ich dacht' an einen Traum,
Der mir gekommen in vergangner Nacht.
Doch er iſt thöricht, nicht Erzählens werth."
„Warum, mein Kind? Nimm einen heitern Traum
Als gutes Zeichen, und vom ſchlimmen laß
Dich nicht beirren. Drum erzähle nur!"
„Ihr werdet lachen, gnäd'ger Herr — mir träumte
Ich ſäß' am Fenſter — doch es war nicht hier,
In fremdem Hauſe war es — eben da
Dem erſten Morgengrauen wich die Nacht.
Und wie ſich's matt im Oſten lichtete,
Kam fernher eine Stimme, leiſe, ganz
Des Junkers Stimme ähnlich: Lebet wohl!
Die Sonne zieht herauf — nun muß ich fort
Und kehr' nicht wieder. Nun erſtarb der Ruf,
Und gold'ner Glanz verkündete den Tag.
Doch keine Spur von Jenem, der geſprochen,
Soweit ich ſah — da wacht' ich traurig auf."
Der Freiherr lächelte: „Ein dunkler Traum,
Zu ſchwer für eines Waidmanns ſchlichtes Hirn.
Der Junker muß ihn hören, wenn er kommt,
Und deuten — laßt ihn zeigen, was er kann!"
Und nun erzählt' er, — und ſie merkten wohl
Den Vaterſtolz — wie brav ſich in der Stadt
Der Franz gehalten, ob er gleich zu Zeiten
Ein übermüthig kühnes Stück vollführt,
Das wohl anſteht dem künftigen Soldaten.
So ſchied er fröhlich, bis zur Gartenpforte
Geleitet von den frohgelaunten Frau'n.

Der nächſte war ein ſtiller Regentag.
Man hörte nichts — doch als am dritten juſt
Im Garten Waltraut bei den Beeten ſtand
Und träumte, nahte ſich ein raſcher Schritt,
Verdeckten raſche Hände ihre Augen,
Und eine helle Stimme rief: „Wer iſt's?"
Und als ſie zürnend ſchnell ſich umgewandt,
Da ſtand der Franz vor ihr im ſammtnen Rock
Wie einſt, und ſah ſie fröhlich lachend an.
Verlegen ſtammelnd ſprach ſie: „Gnäd'ger Herr,

Das war nicht ſchön!“ und zitterte und ſchämte
Des heißen Bluts ſich, das ſie übergoß.
Doch er: „Verzeihe, Waltraut, liebe Freundin!
Ich dachte an die Kinderzeit und meinte
Die alte, luſt'ge Waltraut noch zu finden.
Biſt Du's denn noch?“ Und ſeine Augen weilten
Mit Staunen auf der lieblichen Geſtalt.
Da wandte ſie das Haupt und blickt' ihn an.
„Nein, nein — vergieb! Es war ein Knabenſtreich,
Dich zu erſchrecken; ich will ernſthaft ſein,
Und Du, zum Lohn, ſei wieder gut wie einſt!“
Drauf ſchritten ſie den dunklen Buchengang
Hinab und plauderten von alten Tagen,
Und bald war Waltrauts Mädchenzorn verraucht.
Er ſprach — und heimlich prüfend ſah ſie auf
Zu ſeinem Antlitz, der gebräunten Wange,
Dem leichten Bärtchen und dem runden Kinn;
Doch in die Augen ihm zu ſehn vermied ſie.

Von nun an kam ee, wenn das bunte Treiben
Im Schloß ihn frei ließ, ſtets hinab zur Mühle.
Hier ruhte ſich's ſo kühl nach wildee Nacht
Im Baumesſchatten — träumend folgte dann
Sein Blick des Mädchens immer fleiß'gen Händen.
Sie lauſchte gern und ſah ihn lächelnd an,
Wenn er von ſeinem Jägerglück erzählte,
Von ſeinen klugen Hunden, ſeinem Roß
Und von dem Leben draußen in der Stadt.
An andern Tagen gingen ſie zu Berge
Und tranken Waldesduft in vollen Zügen
Und Sonnenlicht, und in die jungen Seelen
Zog ſchwellend, unbewußt die Liebe ein.
Noch ſteht im Wald ein mächtig Buchenhaupt,
Der letzte Zeuge eines ſchönen Traums.
Drein ſchnitten ſie verſchlungen ihre Lettern,
Faſt wie des ſel'gen Königs Namenszug.

Demüthig nannte Waltraut den Gefährten
Im Anfang Junker nur und gnäd'ger Herr;
Doch wie aufblühend ſich ihe Herz erſchloß,
Zerbrach des Fühlens Kraft die ſpröde Form.
An einem Abend, da die Nachtigall
Mit dunkeln Tönen lockte in der Ferne
Und beide lang' geſeſſen Hand in Hand,
So ſtumm, daß Einee faſt des Andern Herz
Zu hören meinte, legte leiſe Franz
Den Arm um ihren Nacken, flüſterte:
„Sieh, Waltraut, alles Leben iſt entſchlafen,

So einſam ſind wir, wie im Paradies
Das erſte Paar; ſagt Dir die Stunde nichts?
Mir ſagt ſie: Dieſe Roſe, hold erblüht
Im ſtillen Garten, blüht für Dich allein;
Dies helle Kleinod, aller Welt verborgen,
Glänzt nur für Dich, iſt einzig Dir geſchenkt.
Ich lieb' Dich, Waltraut! Sei mein liebes Weib,
Im Leben mir zu eigen und im Sterben!"

Da ſprach ſie freundlich: „Lieber, einz'ger Freund!
Ich bin wohl thöricht, wenn ich traurig bin
Bei Deinen Worten, die mich doch beglücken.
Kein furchtſam Mädchen bin ich; doch mir bangt
Vor Deinem Vater, der ſo gut als Freund,
Doch hart und ſchrecklich iſt, ſobald er zürnt.
Ich ſah's nur einmal und vergeſſ' es nie.
Im Winter war's, vor einer Jagd; der Steffen
Stand mit den Andern ſchon in Reih' und Glied,
Wie ſie der Herr zum Treiben angeſtellt.
Da kam ein Knabe athemlos: Sein Sohn
Sei in der Scheuer hoch herabgefallen
Und ächz' und ſtöhne. Trotzig wie er iſt,
Trat ungeſtüm der Steffen vor den Herrn
Und heiſchte Urlaub. Wenn Du höflich bitteſt,
So magſt Du gehn, erwidert der. Doch jener:
Wollt Ihr auch Herr ſein über Tod und Leben?
Es iſt mein Kind! Ich geh' und bitte nicht.
Da ward der Freiherr blaß und rollt' die Augen
Und hob die Peitſche — und am Boden lag
Der Steffen regungslos, man wähnt' ihn todt.
Er war es nicht; doch wie Dein Vater zürnt,
Wußt' ich ſeit jenem Augenblick mit Grauſen.
Wird er das Mädchen, frei geboren, doch
In niedrer Hütte, jemals Tochter heißen?
O nein! Mir ſcheint kein guter Hoffnungsſtern!"
Und wie ſie leiſe weinte, hob empor
Ihr thränend Antlitz Franz und küßte ſie.
Da ſchlang ſie feſt um ſeinen Hals die Arme:
„Mein Liebſter aber biſt Du, Du allein
In aller Welt und bis in Ewigkeit!"
„Und Du mein Weib, und was mir Gott beſtimmt,
Soll keine Macht auf Erden mir entreißen.
O fürchte nichts! Ich ſag' ihm feſt und frei,
Daß nichts uns trennen ſoll, auch nicht ſein Wort.
Er wird mir glauben, denn ich bin ſein Sohn
Und zürnet er und droht — die Welt iſt weit,
Und wir ſind ſtark und jung — ſo laß uns fliehn.
Ich bleibe treu; vertrau' und ſei getroſt!"

Der Ruf der Nachtigall war auch verſtummt,
Und leiſe löſte Waltraut ihre Arme.
Da floß vom Schloſſe durch die Stille her
Der Geigen und der Hörner Luſtgetön
In weichen Wellen. Haupt an Haupt gelehnt
Hinlauſchten beide lange, glückbefangen.
Nun aber blickte ſteigend durch das Laub
Der Mond wie ſtille Mahnung. „Lebe wohl,
Du Gute, Holde! Ach, ſie warten mein
Da droben — und hier unten muß ich laſſen,
Was ſchöner iſt als ihre Feſte all'.
Hab' Dank für Deine Liebe, tauſend Dank!"
„Ach, gar ſo bald! Doch morgen kommſt Du wieder?"
„Mit tauſend Freuden" „Gute Nacht, mein Herz,
Auf frohes Wiederfinden!" „Gute Nacht,
Und goldne Tage künde Dir ein Traum!"
Ein Kuß, ein Händewinken, und er ging
Sie blickt' ihm ſinnend nach und freute ſich
Des feſten Gangs, der männlichen Geſtalt,
Bis ihn der Wald verſchlang. Da eilte ſie
Zur Mutter ſelig und gedankenvoll.

Ein klarer Waſſerſpiegel, nur gekräuſelt
Von kurzen Wellen, wenn ein Wind ſich hebt,
Und drüber blauer Himmel, deſſen Glanz
Nur leuchtender die weißen Wölkchen zeigen —
Das iſt der erſten Liebe frohes Bild.

Auch jenen beiden flohn die langen Tage
Als wären's Stunden. Waltraut lernte bald
Ein Roß zu tummeln an des Freundes Seite
Und feſten Blicks zu ſchießen nach dem Ziel;
Doch nie vermochte ſie das Todesrohr
Zu richten auf ein armes Thier im Walde.
Zu Zeiten überkam ſie wohl ein Weh
Und bange Ahnung, wie es enden möchte;
Doch tröſtend dann und, ach, ſo heiß erſehnt
Klang ihr des Freundes Liebeswort in's Ohr
Und wiegte ihre gläub'ge Kindesſeele
In frohen Traum und ſtille Sicherheit.
„Vertraue nur; ich führ's zum guten Ziel!"
So ſagte Franz, und ſie, ſie glaubt' es gern.

Ein Quell, hinſprudelnd unter Felſennacht,
Blieb noch ihr Glück vor aller Welt verborgen,
Und nur die Ahne wußte, daß ſie oft
Beiſammen waren, forſchte auch geheim
In Waltrauts Antitz, wenn ſie ging und kam.

Doch fragt' ſie nie. Sonſt eine ernſte Frau
Und ſtreng bedacht auf Ehr' und gute Sitte,
Fühlt' ſie aus alter Demuth hier ſich ſchwach.
Ihr Vater war ein Höriger geweſen
Und ihre Mutter auch — da ſah ſie nun
Im Freiherrn immer den Gebieter noch,
Dem ſelbſt der Bräute Kränzlein zugehörte.
Des Freiherrn Erben kannte ſie als Knaben,
Er war ſo gut — und Waltraut war ihr Kind,
Ihr ſtolzes Kind — ihr konnte ſie vertrau'n.

Du wandelſt durch die Nacht mit ſcheuem Tritt,
Verſchämte Liebe, niemand zu erwecken;
Umſonſt — der Bosheit Schlummer ſtörſt du doch.

Ein düſtrer Morgen. Jäh am Himmel zogen
Grauſchwarze Wolken flatternd, windgepeitſcht,
Und mürriſch ächzend ſchüttelten die Häupter
Im Park die Bäume. Doch erinnrungsfroh
Durchlebte Franz die letzte holde Stunde.
Da trat mit weißem Haupt und leiſem Gruß
Ein Diener ein und rief ihn zu dem Vater.

Ein ſchwüler Odem wie Gewitterluft
Lag in den Gängen; an der Thür empfing
Der Freiherr ſeinen Sohn und ſchloß ſie ab.

Lang' blieb es ſtill, dem Lauſcher allzulang';
Ein junger Burſch war's von der Dienerſchaft.
Dann aus der Ferne lauter Stimmen Schall
In heft'ger Wechſelrede — lauter noch —
Dann wieder Stille — jetzt ein ſchwerer Fall,
Lautraſſelnd, wie von klingendem Metall —
Und plötzlich riß der Junker auf die Thür:
Das Antlitz todtenbleich, mit wirrem Haar
Und zitternd, ſtürmt' er faſſungslos vorbei
An dem Erſchrocknen, doch er ſah ihn nicht.

Was ſie geſprochen, hat zu jener Zeit
Kein Menſch erfahren. Jahre gingen hin,
Eh' der Unſel'ge ſelbſt es offenbart.
Der Freiherr hatt' ihm väterlich zuerſt
Erzählt, was er vernommen; mahnte ihn
An Ehr' und Pflicht; das Mädchen ſei ihm lieb,
Zu lieb, als daß er dulden könne, ſie
Entehrt zu ſehn; wie weit er mit ihr ſei?
Doch als der Franz erwidert: Nicht nur lieb
Sei Waltraut ihm, ſie ſei ſein einz'ger Schatz,
Und keine and're wollt' er als ſein Weib

Einführen je in seiner Ahnen Haus, —
Da sei der Freiherr zornig aufgesprungen:
Genug des Unsinns, knabenhafter Träume!
Blank sei sein Ritterschild; jahrhundertlang
Hab' nie den edlen Stamm ein schlechtes Reis
Geschändet — nimmer werde das geschehn.
Und Franz darauf: Dies Mädchen, edel, rein
Und schön wie keine auf den Schlössern rings,
Die schände selbst des Königs Purpur nicht.
Er gab sein Wort; er sei ein Edelmann;
Weh' ihm, wenn er der Treue Schwur gebrochen!

Sodann der Freiherr: „So, Du schwurst ihr Treu'?
Und nach des Vaters Willen fragst Du nichts?
Bist Du mein Sohn nicht mehr, wer bist Du dann?
Ein Bettler auf der Straße, willst Du nicht
Mit Deiner Königin die Schafe hüten.
Doch nun genug! Du wirst sie nicht mehr sehn,
Ich werde sorgen, daß sie schnell verreist.
Doch besser, nein, Du selber räumst das Feld!
Schon allzulange rostet unf're Klinge;
Du gehst zum Heer — bereite Dich sofort;
Dem Mädchen will ich selbst den Abschied schreiben!"

Da schießt wahnwitzig in die Schläfe Franz
Das junge heiße Blut: „Hier gilt der Herr,
Der Vater nichts! Ich trotze dem Gebot.
Hier hat Dein Reich ein Ende. Nimmermehr
Laß' ich von Waltraut!"

Furchtbar anzusehen,
Mit Flammenaugen steht der Freiherr da
Und bleicher Stirne; plötzlich von der Wand
Reißt er ein Schwert und wirft sich auf den Sohn.
Ein Schreckensruf — Dann hat er sich gefaßt,
Lautklirrend fliegt das Eisen in den Saal
„Hinaus, verfluchter Bube, soll ich nicht
Zum Mörder werden! Fort!"

In dieser Stunde
Saß Waltraut fleißig, aber trüben Sinns
Am Fenster, blickte in der Wolken Flucht
Und seufzte. War der traute Freund ihr fern,
Da nahten sie, da schwebten sie heran,
Ein schattenhafter Reigen, flüsterten
Und sahn sie ängstlich an, die grauen Sorgen.
Ach, ihr Geheimniß drückt' ihr offnes Herz
Mit Centnerlast — und war so lieb, so schön!

Da ſprach die Ahne: „Siehſt bekümmert aus.
Mein Kind. Schau mir doch einmal in die Augen!“
Und da der Blick verlegen ſeitwärts irrte:
„Waltraut, es iſt nicht alles, wie es ſoll;
Ich ahnt's und eben haſt Du mir's bekannt.
Sag's nun mit Worten auch: Du liebſt den Herrn!“
Als leiſe nun das Mädchen ihr erzählt
Mit manchem Stocken, manchem Augenſenken,
Wie Franz ihr lieb ſei über alle Welt,
Wie gut er ſei und ſie von Herzen liebe
Und daß er heil'ge Treu' ihr zugelobt
Als ſeiner Braut — da ſeufzt' aus tiefer Bruſt
Die Mutter auf und ſagte ſorgenſchwer:
„Mein armes Kind! Der Himmel ſchütze Dich!
Die Ritter halten wohl dem König Treu'
Und ihresgleichen; doch ein Bauernkind
Iſt ihnen Spielzeug nur in leeren Stunden,
Und ſolche Eide haben kein Gewicht.
Das lockt ſo ſüß! Man träumt ein herrlich Leben,
Nur Blumen immer, immer Sonnenſchein;
Wie lang', wie lang'? Dann bleibt die Sonne aus,
Die Blumen welken, und mit Thränen kommt
Die bittre Reue. Habe Acht auf Dich,
Sei wach, mein Kind! Gott führ's zum guten Ende,
Ich kann es nicht.“

Als nun der Tag ſich ſenkte,
Erharrte Waltraut ihren Freund vergebens.
So kam der nächſte, ging der dritte hin;
Die Stunden, die ſo freudig ſonſt enteilt
Mit Adlerſchwingen, ſchlichen ſchwer vorbei
Mit greiſem Antlitz und mit müden Schritten.
Fern blieb der Freund.

Da ſchrie in ihrer Bruſt
Die Sehnſucht auf gewaltig — ſonder Raſt
Trieb ſie's in's Freie, in den kühlen Wald.
Sie ſah von fern des Schloſſes Fenſter blinken
In rothem Schimmer — ſchneidend faßt' ein Weh
Das arme Herz — da droben weilt' er jetzt
In Luſt, vielleicht mit einer Andern ſchwärmend —
Und ſie, die ſo ihn liebte, daß ſie willig
Hingeben wollt' ihr Leben, einmal nur,
Nur einmal noch an ſeiner Bruſt zu ruhn,
Sie ſchlich im Dunklen hier, zum Tode wund.

Und Franz? Nachdem der erſte wilde Sturm
Verbrauſt, der Feuerbrand der Leidenſchaft

In Asche sank, da saß er tagelang
Auf seinem Zimmer brütend, wie gebrochen.
Der Freiherr wußt' es, und er schwieg dazu.
Er wußte: Dieser trotz'ge Knabe wird
Sich dennoch beugen; und er hatte Recht.
Am sechsten Tage ließ nach hartem Kampf
Sein Sohn sich melden, trat mit offnem Blick
Und freier Haltung vor den Vater hin
Und sagte: „Vater, meine Liebe ist
Begraben. Eher war ich doch Dein Sohn
Als ihr Verlobter — und ich beuge mich
Der ältern Pflicht. Ich bin bereit, mit Blut
Und Leben meinem Könige zu dienen.
Doch gönne mir des Abschieds Stunde noch!"

Besänftigt hatt' der Freiherr das gewährt.
Geordnet schon sei alles — seinen Wünschen
Willfährig zeigte sich der General,
Sein Freund. Für diesen und den nächsten Tag
Sei Franz sein freier Herr — dann reise er
Zum Regiment.

Ein Julisonntag war's,
Gewitterhaft. Gezackte Wolken zogen
Goldgleißend durch der Sonne Strahlenschild.
Doch hell der Abend. Waltraut hatte still
Vollbracht des stillen Hauses kleine Pflichten;
Nun eilte sie in's Freie unruhvoll.
Entlang am Bache schritt sie, durch der Erlen
Umbuschte Häupter, höher dann hinauf.
Vom warmen Regen tropfte noch das Laub,
Ein Zweiglein streift' sie — Waltraut blickte auf,
Da — fast zersprang ihr Herz vor Lust und Weh —
Kam der Ersehnte eilend ihr entgegen.
Ein dunkler Waldweg war's mit einem Blick
In's Freie, einer weichen Rasenbank,
Verschwiegen traumhaft — beide hatten oft
In sel'gem Weltvergessen hier geruht.

„Waltraut!" „Ach endlich, 'endlich Liebster!"
Bebend,
Versunken Aug' in Auge standen sie.
„Warum so lang', so lange bliebst Du fern?"
Komm, setze Dich! Gieb mir die liebe Hand;
Ich will Dir alles sagen." Doch die Lippe
Die bleiche, zuckende gehorchte nicht.
Ihm war so bang; im Mordgebrüll der Schlacht
Hätt' er gestanden lieber. Doch das Mädchen

Umſchlang ihn heftig mit den weichen Armen
Und flüſterte: „Nun laſſ' ich nimmermehr
Dich wieder los! O wie ich einſam war,
Lebendig todt! O Franz, Du liebſt mich noch?
Gewiß, Du liebſt mich? Wenn ich ſterben ſoll,
So ſage nein! Gewiß, Du liebſt mich noch?"

Wie er ſo nah' nun ihren Athem fühlte
An ſeiner Wange, ihre Augen ſah
Auf ſich gerichtet zärtlich bang, ihr Antlitz,
Das ſüße Antlitz ganz in Schmerz getaucht,
Da faßt' ihn ganz unſinnig, unbezwinglich
Ein Gluthgefühl — halb war es blinder Zorn
Auf's Schickſal — halb entflammte Leidenſchaft
Der heißen Sinne — lechzend, wie vom Born
Im gelben Wüſtenſand der Pilger, trank er
Vom Jungbrunn ihrer Lippen Kuß auf Kuß.
Berauſchend weht' ihn an die weiche Luft,
Die ſommerſchwüle; lauter ſchlug ſein Herz,
Entſagung, Abſchied, alles war vergeſſen,
Ein Schauer rüttelt' ihn — die Welt verſank —
Und überbrauſt vom Sturm der Luſt verhallte
Der Ehre leiſe Stimme. Holdes Weib,
So zuckt' es hin durch ſein verſtörtes Hirn,
Mein mußt Du ſein, nur einmal — ſollt' ich auch
Mit Folterqualen all mein Leben lang
Der einen Stunde Seligkeit erkaufen!

Rings Sabbathruhe — fern ein Falkenſchrei;
Am dunklen Wolkenſaum des Himmelskleides
Von Zeit zu Zeit ein flammend Wetterleuchten,
Wie ein Erröthen; aber oben hoch
Im lichten Blau, ein flimmender Demant,
Auf ſeiner ew'gen Bahn der Stern der Liebe.
Das war der armen Waltraut Hochzeitfeſt.

Tief, als ſie ſchieden, ſenkte ſich die Nacht;
Im Nebelrieſeln klomm empor die Pfade
Der ſchwache Jüngling, der ſo ſchwer gefehlt
Jetzt, da er einſam war, die Luſt verrauſcht,
Die Glut erkaltet — jetzt mit ſpitzem Zahn
Fiel ihn die Reue an, die Selbſtverachtung,
Und lauter, immer lauter klangen ſie
In dieſer Stille, alle jene Stimmen,
Die er verſtummen hieß im Rauſch der Wonne.
Ehrloſer! ſchrie es auf in ſeiner Bruſt,
Ein ſchwacher Knabe ſchlichſt Du zitternd hin,
Vergebung, Lebewohl Dir zu erbetteln;

Ein frecher Ehrenräuber kehrſt Du heim!
War's nicht genug, die Treu zu brechen der,
Die gläubig Dich umſchloß mit Liebesarmen,
Den einz'gen Freund aus goldner Kinderzeit?
Nein, auch die Knoſpe ihrer Jugend, kaum
Erſchloſſen, muß des Buben Beute ſein!

So wüthet' er in ſeines Schmerzes Drang
Und krallt' in's eigne Fleiſch die Nägel ein
Und warf ins Gras ſich nieder, ſprang empor
Verzweifelnd, rannte ziellos durch die Nacht,
Und fand doch nicht die Kraft, ein Mann zu ſein. —

Es kommen Tage, wo die ganze Welt
Mit ihrer Schönheit, ihres Lebens Fülle,
Den liebſten Menſchen ſelbſt, uns wie verwaiſt,
Nur eine leere, todte Wüſte ſcheint.
Und doch iſt Einer nur von uns gegangen
Von allen — doch mit ihm des Lebens Glanz.
Kehrt einmal er zurück? Wer kann es ſagen!

So war es Waltraut, als aus heitrer Luft
Ein Wetterſchlag, die Kunde kam, der Junker
Sei abgereiſt. Man nannt' das Regiment,
Den Oberſten — das alles war ſo klar,
So einfach — dennoch konnte ſie's nicht faſſen.
Sie war nicht hingeſunken, hatte nicht
Geſchrien; mit weiten ſtarren Augen nur
Den Boten angeblickt, zum Tod erblaßt.
Doch als ſie einſam war in ihrer Kammer,
Da löſte ſich des Schmerzes wilder Kampf
In heißen Thränen.

Daß er wiederkehre,
War ihr gewiß; ein Spiegel, nie berührt
Von trübem Anhauch, ahnte ihre Seele
Voll Glauben nicht den häßlichen Verrath.

Die Ahne, ſelbſt das Herz von Kummer ſchwer,
Verſuchte Tröſtung; pries ihr Gottes Wort
Als Leitſtern irrer Herzen, mahnte ſanft,
So trüglich ſtolzen Träumen zu entſagen.
Dann ſprang das Mädchen auf, das ſonſt ſo ſtill:
„Entſagen, nein! Nimm mir die Hoffnung nicht!
Solang' ich hoffen kann, ſo lange leb' ich;
Wo keine Hoffnung mehr, da iſt der Tod."
Von Tag zu Tag inbrünſtig harrte ſie
Auf einen Brief, ein flüchtig Liebeszeichen
Vom fernen Freund. Vergebens; keiner kam.

Indeſſen thürmten drohend, unheilſchwer
Sich ſchwarze Wolken jenſeits überm Rhein.
Erloſchen war, die eine Welt durchleuchtet,
Der Freiheit Flamme; aus der Aſche ſtieg
Verjüngt die Tyrannei; des Kühnſten Hand
Griff nach der Krone, und im Frankenreich
Gebot ein Kaiſer, der ein Henker war.
Wie Fluth und Ebbe ſteigend, fallend goß
Ein Blut- und Flammenmeer ſich durch die Lande.
Hinſank des großen Karl uralter Thron,
Und Deutſche Fürſten, machtlos grollend, folgten
Des Fremden Heerbann. Allzuſpät erwachte,
In Trägheit, blinden Siegeswahn gewiegt,
Das Preußenland. Da kam der Schreckenstag
Von Jena, ſtürmten ſiegreich nach Berlin
Die Feinde, ſank die ſtolze Magdeburg,
Des Landes Hort.

Auch in die Stille drang
Des Krieges Nachhall; doch kein Wort vernahm
Vom Liebſten Waltraut. Wie die ſchwache Flamme
Der Hoffnung tiefer nun und tiefer ſank
Und länger ſie, daß ſie verrathen ſei,
Sich nicht verhehlte — flammt' in ihr empor
Ein andres Feuer: grimmer, tiefer Haß.
Es kamen Stunden, wo ſie Rache brütend
Ohnmächtig ſich verzehrte, um Vergeltung
Anrief die ewige Gerechtigkeit.
Umſonſt, umſonſt! Kein Gott vernahm den Ruf.
Zu weißen Roſen ward der Wangen Blüthe,
Und regte unter ihrem Herzen ſich
Das junge Leben, dann verzweifelnd fluchte
Sie dem Geſchick, dem Frevler und ſich ſelbſt!

So ging das Jahr; im Oſten wogte jetzt
Der Völkerſtreit; Der König weilte fern,
Faſt ein Gefangner. Machtlos lag das Land
Und hoffnungslos in roher Sieger Händen.
Vom Junker drang nur einmal eine Kunde
In's Heim der Frauen: Daß er Offizier
Geworden, leicht verwundet und gefangen
Fern ſei in Polen.

O der Höllenpein,
Die Waltraut duldete, ſeit ihr Geheimniß
Der Ahne Blick nicht mehr verborgen blieb!
Die Stolze, Schöne, wie ſo tief gebeugt!
Umflort das Auge, ſcheu geſenkt den Blick,

Ging ohne Lächeln, ohne Sang sie hin.
Die Welt verödet — wie ein Leichentuch
Der graue Himmel — öder noch die Seele.
War solch ein Leben noch des Lebens werth?
Oft rang sie heiß mit sich in herbee Qual,
Ob sie es enden sollte; doch die Kraft
Der Jugend siegte.

Als der Schnee zerrann,
Die Fluren dampften und im Morgenschein
Die Lerche stieg, genas sie eines Knaben.

Nicht lang danach — er hatte unmuthvoll
Seit jener Zeit die Schwelle streng gemieden —
Trat unerwartet einst der Freiherr ein.
Waltraut war nicht daheim; so sah die Ahne
Verlegen, bang sich mit dem Gast allein.
Doch war er freundlich, sagte, daß ee alles
Vernommen und gekommen sei, die Schuld
Des Sohns, soviel in seiner Macht, zu sühnen.
Er wolle reichlich sorgen füe das Kind,
Auch später, daß es gut erzogen werde
Und seinen Platz sich schaffe in der Welt.
Nur ein Bedingniß stell' er, das gewiß
Begreiflich sei — daß sich ein Anspruch nie
Erheben dürfe auf des Vaters Namen.
Bald ging er.

Zornig, als sie es gehört
Nach ihrer Heimkehr — bis zur blassen Stirn
Erglühend hatte Waltraut da gesagt:
„O Schmach und Schande! Welcher Handel, Mutter!
Ich gebe Jugend, Ehre, tausend Thränen,
Den besten Theil von meinem Herzen hin
Für dieses Kind, den Glauben und die Treue —
Er giebt mir Geld! O, wie das bitter ist!"
Und dann das Kind liebkosend: „Süßer Schatz,
Mein einzig Glück, gewiß, Du bleibst mir treu,
Sowie ich Dir — wir brauchen keinen Andern.
Nur das nicht, Mutter! Das ertrüg' ich nicht."

Und trüb und schwer wie über's stille Haus
Zog über's ganze Land die Zeit dahin.
Erst war's der Krieg, und als er ausgerast,
Da kam ein Friede, schlimmer fast als Krieg.
Des Rheinbunds greulich Ungethüm verschlang
Der Ländee Mark zugleich und ihre Söhne;
Aus Fetzen aller Staaten flickte man
Ein neues Königreich — der Freiherr ward

Franzöſiſcher Vaſall. Von ſeinem Sohn
Kam ſelten Kunde; aber eine warf
Den ſtolzen Mann auf's Krankenlager nieder.
Trug er doch Liebe auch zum Vaterland
In ſeiner rauhen Bruſt — jetzt war ſein Sproß
Ein Feind, ein Söldling fremder Tyrannei!
Vergebens, daß er hier und dort ſich mühte,
Ihn zu befrei'n — der Kaiſer braucht' Soldaten.

Die Blätter wurden bunt, die Traube ſchwoll;
Der Freiherr war geneſen. Als die Glocken
Zur frohen Weihnacht klangen, kam ein Brief
Aus Frankreich, kurz: Der Junker müſſe mit
Nach Spanien.

Das war der letzte Gruß
Des Sohns an ſeinen Vater.

* * *

Lieber Herr,
Ein Weiſer ſagt, das Leben ſei ein Nichts,
Eine Wuſt von Wahn und Täuſchung, Schmerz und Müh',
Ein zwecklos, ziellos Wandern in der Irre.
Das mag wohl gelten für den Müßigen,
Der endlos grübelnde Gedanken ſpinnt.
Doch wen in engen, feſt umgrenzten Kreis
Von ſtet'gen Pflichten, gleichen Tagesſorgen
Das Leben ſchließt, dem reihen ſich die Tage
Wie Perlen auf der Schnur, und eh' er's denkt,
Entfliehn die Monde, ſchließt ein Jahr den Lauf.
Kein Wahn berückt ihn, täuſcht kein hohes Ziel,
Ein flimmernd Irrlicht über Todesfluth;
In kleinen Freuden, kleinen Schmerzen wandelt
Er ruhig ſeinen ſchmalen Pfad zum Ende.
Iſt er der Glückliche?

So zog gemach
Vorüber an den Frau'n der Tage Reigen.
Wie Waltraut treulich waltete der Pflicht,
Das Haus beſorgend und das junge Leben
Mit Wonne hegend — ſieh, da kehrte wieder
Ein Schimmer alten Lebens, alter Kraft
Auf ihre Wangen. Leiſer ward der Schmerz,
Und leiſer klangen, die ſo ſtürmiſch einſt
In ihrer Bruſt getobt, des Haſſes Stimmen.
Ja manchmal, wenn das Kind mit hellem Blick
Sie anſah, lachend, zog wie Heimweh faſt
Ihr durch die Seele die Erinnerung.

Der Freiherr ſtarb. Es war im vierten Jahr,
Seit Franz verſchollen. Sei es, daß die Laſt
Der Einſamkeit ihn drückte — mehr als ſonſt
Sucht' er die lang' gemiednen Freuden auf,
Das Spiel, die Jagd, der bunten Feſte Rauſch.
Doch ſchlimme, ſegenloſe Jahre kamen,
Sein Gut verfiel; urplötzlich war er todt.

Gar ſüße Freuden ſchenkte Waltraut jetzt
Ihr kleiner Knabe. Eifrig lehrte ſie
Ihn alles, was ſie wußte, freute ſich
An ſeinen Spielen, ſeiner muntern Art
Und wachte ſorglich über ſeine Seele.
Nur wenig Menſchen ſah ſie. Eines Tags
Hatt' ihr ein Nachbar Herz und Hand geboten,
Ein braver Mann, begütert — ſtill und feſt
Hatt' ſie es abgelehnt — ſie konnte nicht
Vergeſſen.

Zwar die Wunde war vernarbt;
Doch jene Liebe, welche hin ſich giebt
Mit tauſend Freuden, ſchwellend, hoffnungsreich,
Die, fühlte Waltraut, kehrte nie zurück.
Wohl war ſie ruhig jetzt, zuweilen froh;
Doch ihrer Jugend Roſenzeit verblühte
Für immer.

Mächtig draußen rollt' indeß,
Zermalmend, rächend um das Rad der Zeit.
Der Mächt'ge, der gewähnt, die halbe Welt
Zu unterjochen, einſam, ohne Heer
War er geflohn aus Rußlands Eisgefilden.
Schwer lag des übermüth'gen Feindes Hand
Die langen Jahre her auf unſern Ländern;
Nun regt ſich aller Orten friſcher Drang.
Im Stillen übt der Jüngling ſeinen Arm
Für's Vaterland; ihr Goldgeſchmeide giebt
Die Jungfrau hin: der Edelmann, der Bauer,
Der Bürger, jeder ſchafft an ſeinem Theil,
Und nur des Winkes harrend, ſteht das Volk
Bereit zum Freiheitskampf, zu Sieg und Sterben.

Der König winkt. Wie Meereswoge ſchwankt
Des Schickſals Wage — der Gewaltige,
Furchtbar wie jemals, dreimal zwingt er noch
Das Schlachtenglück — da fällt der Wetterſchlag
Von Leipzig, und das Vaterland iſt frei!

Allein ich ſchweife ab, wie Alte thun.
Nicht von des Völkerkampfes Rieſenſchritt,
Von Waltrauts Schickſal wollt' ich ja erzählen.
So hört denn weiter.

Eine dunkle Nacht;
Schwerathmend hin durch Wolkenwildniß ſchweift
Der greiſe Herbſtwind. Lichtlos, augenlos,
Ein rauchgeſchwärztes Schreckniß ſtarrt empor
Das Ritterſchloß. Bei einem Streifgefecht —
Wie es gekommen, konnte niemand ſagen —
Gerieth's in Brand; geſpenſtiſch ſchlug zum Himmel
Die gelbe Lohe — alles war geflohn.
Nun ſteht es öde. Plötzlich durch die Nacht
Kommt Räderrollen; am geſchloſſ'nen Thor
Wird Halt gemacht. Ein Mann ſteigt eilend aus;
Laut durch die Halle ſchrillt ſein Läuten. Niemand
Erwacht und öffnet. Nun erſt blickt er auf
Zum Schloß, erkennt die leeren Fenſterhöhlen.
Zurück zum Wagen eilt er, ſpricht hinein;
Ein Schreckensruf gedämpft erklingt — dann beugt ſich
Ein bleiches Antlitz aus dem Wagen, forſchend
Emporgewandt, verzerrt ſich. Stöhnend brechen
Aus müder Bruſt die Worte: „Weiter! Hier
Iſt keine Heimſtatt mehr.“ Und da der Andre
Sich nun beſonnen, drunten in der Mühle,
Da wohnten gute Leute, hilfsbereit —
Lacht auf der Kranke höhniſch: „Hin! Nur zu!
Nach dieſem Anblick gilt mir alles gleich.
Was kommen will, das komme. Vorwärts, Freund!“

Auf hartem Pfühle, aber ſanft gewiegt
Von Seelenruh' und Arbeit, ſchlummerten
Die Frau'n und Knappen; da von lautem Schlag
Erklirrt das Fenſter. Lauſchend fährt empor
Vom Lager Waltraut, eilig ſchlägt ſie Licht.
Da ſchallt ein zweites Pochen, dann der Ruf
Rauhklingend: „Oeffnet einem kranken Herrn,
Der, ſchutzlos, Obdach heiſcht für eine Nacht!“
Sie weckt die Mutter, öffnet nun das Fenſter:
„Wer ſeid Ihr?“ „Einer, den das Schickſal ſchlug,“
Antwortet eine Stimme, ſeltſam ihr
Das Herz erſchütternd. Aber mitleidsvoll
Geht ſie zu öffnen.

Knarrend weicht die Thür,
Hell fällt ein Lampenſchimmer in die Nacht.
Da naht ein Mann ſich langſam, ſchwer geſtützt

Auf einen andern — jetzo ſtreift der Strahl
Sein bleich Geſicht — mit einem gellen Schrei
Hält Waltraut wankend an der Thür ſich feſt.
„Um Gotteswillen fort! Ihr tödtet mich!“
Und jener, ſchmerzlich grollend: „Süßes Glück,
Daheim zu ſein! Der Väter Hallen ſind' ich
Verbrannt, verödet; an der Schwelle hier
Empfängt mich Fluch, Verachtung! Nacht und Sturm,
Nehmt ihr mich auf, gebt Obdach mir zum Sterben!“
Darauf das Mädchen: „Bleibet, nein! Es fall
Kein Fluch auf dieſer Schwelle haften. Kommt
Zur Mutter! Was Ihr einſt mir angethan,
Hat Gott gerächt. Ich habe Euch vergeben.“
Und da er zögernd weilte: „Armer Mann!
Die Nacht iſt kalt, Ihr fiebert! Tretet ein!“

Seit dieſer Nacht begann im ſtillen Hauſe
Ein heimlich Treiben. Oben unterm Dach
In einem Kämmerlein lag Franz gebettet
Und treulich pflegt' mit leiſer Frauenhand
Den Kranken Waltraut. Wenn die ſchweren Träume
Des Fiebers von ihm wichen, dann erzählt' er
Vom wechſelvollen Schickſal dieſer Jahre.
In manchem heißen Kampfe, blutbeſpritzt
Und rauchgeſchwärzt, war er geſtanden, hatte
Vom König ſelbſt das Kreuz der Legion
Empfangen. Keine Nachricht von daheim
Erreicht' ihn, auch vom Tod' des Vaters nicht.
Wie ungetreue Hände dann ſein Gut
Verwaltet, niemand um den Erben ſich
Gekümmert — alles erſt erfuhr er jetzt.

Wenn er nun ſprach, das ſchöne Manneshaupt
Auf ſeinen Arm geſtützt, das bleiche Antlitz,
Das doch des Südens Sonne tief gebräunt,
Dem Mädchen zugewandt, das blaue Auge
Geſenkt in ihres — athmend lauſchte ſie
Alsdann, und mehr und mehr entwich der Grall,
Der noch zuweilen ſchroff ſich bäumen wollte.
War doch das Liebſte einſt in weiter Welt
Ihr der Verlorne — das vergißt ſich nie.

Am erſten Tage hatt' er ihr vertraut,
Was ihn zurückgeführt. Von hundert Kämpfen,
Von Hunger, Seuchen war ſein Regiment
Faſt aufgerieben. Als in Deutſchland nun
Der Freiheitskampf erwachte, ſandte man
Dorthin die Offiziere. Eines Tags —

Auf deutſcher Erde ſchon, in einer Stadt
Der Pfalz — entſpann beim Wein ſich heft'ger Streit.
In rebumrankter Laube ſaßen ſie
Geſellig, Frank' und Deutſcher; Glas an Glas
Erklang und alles ſchien voll Einigkeit.
Doch als zum Gipfel ſtieg der Stunde Luſt,
Da fiel ein böſes Wort: Der neue Krieg,
Und wild entflammt's der Franken Eitelkeit.
Man ſchrie, man droht' und prahlte; nun erhob
Berauſcht ein Bürſchlein ſich, ein Knabe faſt,
Und ſchalt Rebellen, ſchändliche Verräther
An Frankreich dieſe Söldnernation
Von Deutſchen, tolle Knechte, die ihr Herr,
Der Kaiſer zücht'gen werde nach Verdienſt.
Die Andern ſchwiegen. Aber Franz, empört,
Nun erſt erkennend ſeine ganze Schmach,
Wie einen Abgrund, jäh vom Blitz erleuchtet,
War aufgeſprungen, hatt' den Offizier
Gefordert und erſchoſſen, war entflohn.
Bereit zu ſühnen ſeines Lebens Schuld
Mit edlem Tode, eilt' er ſtolz und froh,
Sich unter Preußens Siegesaar zu ſtellen.
Doch ſeine Wunde, kaum beachtet erſt,
Ward ſo verſchlimmert in der Haſt der Flucht,
Daß er nicht weiter konnte. Krank und ſchwach
Wollt' er zum Vater.

Endlich ſprach er auch
Von alten Zeiten, von des Vaters Härte
Und ſeiner Schwachheit. Nichts beſchönigt' er.
„Ich war ein Spielball immer fremder Macht" —
So ſagt' er trübe lächelnd zu den Frau'n —
„Und ungeſühnt noch liegen lange Jahre
Voll Schmach und ſchwerer Irrung hinter mir.
Vielleicht ſo ward ich, weil zu liebeleer
Mein Vaterhaus und ich zu einſam war.
Gottlob, noch ſank zur Umkehr nicht der Muth;
Vielleicht noch läßt das Schickſal ſich verſöhnen."

Da ſo voll Reue nun ihn Waltraut ſah,
Erfüllte ſie des Kranken heiße Bitte,
Sein Kind zu ſehn. Der blonde Knabe kam;
Verſchüchtert erſt und ſchweigend ſtand er da
Und floh zur Mutter. Aber bald erwachte,
Da er ſo freundlich ſah den fremden Mann,
Des Kindes liebliche Vertraulichkeit.
Eins nach dem andern bracht' er ſeine Spiele
Herbei und zog ſein Stühlchen an das Bett

Und ordnete geſchäf.ig, baute auf
Und freute ſich der Pracht mit hellen Augen.
Auch mit den blanken Orden ſpielt er gern
Des fremden Herrn, der ſie ihm willig ließ.

So ſah ihn eines Morgens vor der Thür —
Noch milde war die Luft und Sonnenſchein —
Der Bauer Steffen im Vorüberſchreiten.
Ehmals ein Höriger — derſelbe war's,
Den einſt ſo hart der Freiherr züchtigte —
War er ein freier Mann nun und begütert.
Der ſah verwundert an das rothe Band,
Das zack'ge Kreuz der Ehrenlegion —
Er kannt' es wohl — und fragte, weß es ſei.
Unſchuldig ſprach das Kind: „Des fremden Herrn,
Der oben liegt und immer freundlich iſt."
„Ein Fremder, ſieh! Nun ſprich, wie heißt er denn?"
Drauf ſtolz das Kind: „Er hat mir's ſelbſt geſagt;
Franz heißt der Herr."

In Steffen aber ſtieg
Verdacht auf, dunkel. Hatt' er doch gehört,
Daß nachts, vor wenig Tagen erſt, ein Wagen
Zum Freiherrnſchloß gefahren. Jene Schmach
Schlief unvergeſſen in der rohen Seele
Und dumpfen Haß trug er dem ganzen Haus.

Nun ruhte die erwachte Neugier nicht.
Verſtohlen ſchlich er täglich um die Mühle,
Und eines Morgens, als zum erſtenmal
Der Kranke aufſtand und am Fenſter weilte,
Da ſah der Bauer, daß er recht geahnt.

Dem Freiherrn aber war der Tag ein Feſt.
Mit fieberhafter Ungeduld erharrt' er
Der Wunde Heilung. Als die Kunde kam
Vom Sieg bei Leipzig, war er außer ſich.

Indeſſen wob, ſowie ein leiſer Wind
Von Baum zu Baume Sommerfäden ſchlingt,
Des Kindes Neigung, beiden zugewandt,
Ein ſanftes Band um ſeiner Eltern Seele.
Mit Lieb' und Stolz erwacht' in Franz allmählich
Das Vaterglück. Dies iſt Dein Fleiſch und Blut,
Tönt' eine Glocke hell in ſeiner Bruſt,
Wenn jauchzend, zärtlich ihn empfing der Knabe.
Auch Waltraut ſah das traute Bild verſöhnt,
Und überm Abgrund der Vergangenheit
So reichten ſie im Geiſte ſich die Hände.

Einſt ſagt' er: „Waltraut, ſieh, nun bin ich frei.
Nur ſtreiten laß mich noch für's Vaterland;
Und iſt's erlöſt, und kehr' ich lebend wieder,
Vielleicht dann blüht uns noch ein ſpätes Glück."
Drauf Jene ſinnend: „Sprecht mir nicht von Glück!
Es giebt kein Glück, es giebt nur ſchöne Träume."
Und doch von neuem Glücke träumt' auch ſie.
Das Herz iſt wechſelvoll wie die Natur;
Wie oft aus Dunſtgewölk ein Regenbogen
Sich ſchimmernd ſpannt bis in des Himmels Blau,
So ſchwang ſich beider Hoffnung ahnungsreich
Aus trüber Gegenwart in lichte Ferne.

Ihr hofft, ihr betet — das Geſchick iſt taub,
Und was Du einſt mit heißem Wunſch erſehnt,
Trifft Dich vernichtend, wenn ſich's nun erfüllt,
Da lange Wunſch und Seele ſich gewandelt!

Am zwölften Tag, ſeitdem der Freiherr kam —
Schon in der Heilung war die Wunde — hörte
Man ſchlimme Nachricht. Zwar ein ſiegreich Treffen
Im Südrn gab's, bei Hanau; doch hieher
Im Anmarſch ſei zugleich ein Trümmerhauf
Vom Heere der Franzoſen — wolle hier
Den Rhein gewinnen. Schon am nächſten Tag
Durchſtrich verwildert Volk in kleinen Trupps
Die nahen Dörfer, zog mit wüſtem Lärm
Durch's Thal dahin.

Da reift' in Steffen ſchnell,
Dem wilden Bauern, ein verwegner Plan.
Schon längſt erſpäht' er die Gelegenheit
Zur Rache. Hatten doch die Franken ihm —
Vor einem Jahr, im tiefſten Frieden war's —
Vom Vieh geraubt das beſte, ihn verhöhnt,
Berauſcht zuletzt den Stall gelegt in Aſche.
Nun ſchlug die Stunde. Eilig und geheim
Beruft er nachts die Nachbarn in der Runde
Auf ſeinen Hof. Die Bauern kommen, längſt
Gewillt, den alten, oft geſchürten Haß
In Feindesblut zu kühlen. Man beſchließt,
Mit Beilen, Senſen, alten roſt'gen Flinten
Und Säbeln ſchnell gewaffnet, allſofort
Die nächſte Schar im Wald zu überfallen.
Vor Thau und Tage heimlich bricht man auf

Gut war der Ort gewählt zum Hinterhalt.
Ein dunkler Hohlweg, oben wohl beſchützt
Durch dichtes Strauchwerk, ſchmal und überhangend.

Hier harrten ſie des Feinds, verborgen, ſtill
Fünf lange Stunden.

Horch, Trompetenſchall!
Am Bach herauf, die Lichtung aufwärts zieht's
Buntfarbig, blitzend; ſchon erklingt gedämpft
Der Tritte Schall — ſie müſſen hier vorbei.
Zwar ſcheint's kein regelloſer Trupp zu ſein
Wie ſonſt — der Bauer bleibt, ihn ſchreckt es nicht.
Wohl pocht das Herz, wohl zuckt die ſtarke Fauſt;
Allein er weiß, der Bauer in Tyrol
In ſeinen Wäldern, ſeinen Felſenſchluchten
Hat zehnfach großer Uebermacht getrotzt.
Jetzt naht des Zuges Spitze. Achtung! Feuer!
Die Schüſſe krachen — Schrecken, wild Geſchrei —
Die Erſten wälzen ächzend ſich im Blut,
Nachſtürzen jäh die Andern — plötzlich: Halt!
Sie ſammeln ſich — da wieder knattert's her
Aus Buſch und Baum — ein gelber Feuerſtrahl,
Ein kurzes Ziſchen — andre ſinken hin,
Entſetzen hält gefeſſelt jeden Fuß.
Doch ſchon mit hellem Klange übertönt
Commandowort die Stille: Stürmt den Wall!
Umzingelt ſie!

Und jetzt mit neuer Wuth
Drängt an der Franke — zwanzig ſtürmen nach,
Wo einer ſinkt — hindurch, hindurch! hinauf!
Wo Gras und Wurzel Halt gewährt dem Fuß,
Da kletterts aufwärts — immer, immer mehr —
In weitem Bogen ſchließt's von beiden Seiten
Sich nah und näher — gellend Siegsgeſchrei
Und knirſchend ſieht der Bauer ſich gefangen.
Noch einmal dringt er vor, gepreßt zum Keil,
Um durchzubrechen — alles iſt vergebens;
Ein eiſenfeſter Ring umſchließt die Schaar.

„Entwaffnet ſie!“ Schon iſt's geſchehn. „Wer iſt
Der Führer?“ Alle ſchweigen. Einer nur,
Ein blaſſer Burſch mit rothen Haaren ruft:
„Der Steffen.“ „Pfui, Verräther!“ Zornig ſchreit's
Ein alter Bauer. Mit Verachtung blickt
Der Oberſt auf den Burſchen, wendet ſich.
„Den Führer feſſelt! All' die Andern bringt
In's Dorf zurück! Wir halten Kriegsgericht
Vor Abend.“

Als der wilde Steffen nun
So nah den ſichern Tod vor Augen ſah,

Da blitzte rettend durch des Schurken Seele
Ein teufliſcher Gedanke. „Nur ein Wort
Erbitt' ich, Herr, bevor ich ſterben muß!
Ein wichtiges Geheimniß iſt mir kund;
Wenn ich's verrathe — ſchenkt Ihr mir das Leben?"

Darauf der Oberſt: „Rede!" Jener dann:
„Ein Deſerteur, ein Freiherr, Offizier,
Liegt in der Näh' verborgen. Ich allein
Weiß um die Stelle." „Gut. Du führſt uns hin;
Und ſprachſt Du Wahrheit, wird das Kriegsgericht
Nach Billigkeit und Recht entſcheiden. Fort!" —

Gar unruhvoll war die vergangne Nacht
Für Waltraut. Wenn ein Fenſter klirrte, draußen
Der Hund anſchlug, fuhr ſie erſchreckt empor.
Sie hatte ſorglich, der Gefahr bewußt,
Ermahnt den Fahnenflücht'gen, oben ſtill
Zu bleiben, keinem Auge ſich zu zeigen.
Der Knappen war ſie ſicher — jahrelang
Dem Hauſ' anhänglich, ſchwiegen ſie gewiß.
Den Knaben hielt ſie ſtets an ihrer Seite.
Und doch erwartend pochte, fieberhaft
Bei jedem Laut ihr ſonſt ſo muthig Herz.

So ſtieg der Tag auf, ging der Morgen hin.
Da, um die zehnte Stunde, nahte ſich
Ein langer Zug, Franzoſen, ſtolz voraus
Den Adler, nahm den Weg zum Walde hin.
Befreit anſathmend blickte Waltraut nach.

Doch jetzt, was war das? Fernes Krachen, faſt
Wie wenn den Flachs im Herbſt der Bauer ſchlägt.
Zur Mutter und zum Freunde bebend eilt
Das Mädchen. Der beruhigt ſie: Es ſei
Wohl ein Scharmützel nur. Nun wird es ſtill —
Da ging ſie leichtern Sinns an ihre Pflichten.

Schon warf, geneigt zum Weſten, ſchrägen Strahl
Die Sonne, länger wurden ſchon die Schatten.
Nichts war geſchehn, in Ruhe lag das Haus.

Da rennt ein Burſche athemlos herbei
Vom nächſten Dorf. „Sie kommen! Schafft ihn fort,
Den Fremden! Die Franzoſen ſuchen ihn!"
Dann eilt er weiter. Schreckenbleich, erſtarrt
Stehn alle. Dann das Mädchen: „Rettet ihn!"
Und ſelbſt die Erſte ſtürmt ſie nach der Kammer.
Zu ſpät, zu ſpät. Schon nähert ſich der Trupp,

Zu Roß der Oberſt, Steffen hinterher
Geſeſſelt. Klein nur iſt der Häſcher Zahl.
Sie machen Halt, umſtellen rings die Mühle.
Nun heftig Pochen. Waltraut tritt hervor,
Gefaßt und bleich; die Ahne hinter ihr
Hält zitternd ſich am Rahmen.

„Ihr vergebt,"
Beginnt der Oberſt höflich „daß ich Euch
Erſchrecken muß. Man ſagt, ein Deſerteur,
Ein Offizier des Kaiſers, weile hier
Verſteckt im Hauſe Mir befiehlt die Pflicht
Zu forſchen; doch ich ſchonte das Gefühl
Der Frauen gern, die ich verehre. Drum
Erbitt' ich Wahrheit. Niemand ſoll alsdann
Dies Haus betreten, Euren Frieden ſtören."
Und wartend dann: „Iſt der Geſuchte hier?"

So hart bedrängt ſieht Waltraut einen Schimmer
Der Rettung nur. Der Glut nicht achtend, die
Verrätheriſch in ihre Wangen ſchießt,
Verſetzt ſie: „Herr, man hat Euch hintergangen.
In dieſem Hauſe, das ſeit Jahren nur
Ein ſtiller Wittwenſitz, gemieden faſt,
Hat nie ein andrer Mann als unſre Knappen
Geſchlafen. Fragt die Nachbarn in der Runde!
Und gar ein Deſerteur, wie käme der
Zu uns? All' dieſe kriegeriſche Zeit
Sahn geſtern wir zum erſtenmal Soldaten.
Man täuſcht' Euch. Glaubt mir, ich beſchwöre Euch!"
Und bittend dann zur Ahne: „Mutter, ruft
Die Knappen doch, daß ſie es auch bezeugen!"

Sie kommen ängſtlich. Doch des Mädchens Blick
Sagt ihnen alles. Da der Oberſt fragt,
Sind ſie gefaßt, antworten ſicher, ernſt.
Kein Fremder weil' im Hauſe, keiner je
Sei dageweſen.

Waltraut feſter nun:
„Vier Räume nur, wo Menſchen wohnen können,
Sind in der Mühle, all' zu ebner Erde.
Wollt Ihr ſie ſehn? Ich bitt' Euch, tretet ein!"

Darauf der Oberſt, minder ihrem Wort,
Als ihrem Antlitz glaubend, ihren Augen,
Der edlen Haltung, die voll Demuth doch:
„Wohlan, ich folge Euch. Ihr Andern bleibt!"

Da beide nun in's Haus getreten, lacht
Der Steffen höhniſch. „Dennoch iſt er drin.
Die ſchlaue Dirne! Doch es hilft ihr nichts.
Herr Freiherr, der Vergeltung Stunde naht.
Jetzt iſt der Bauer, der geſchlagne Hund,
Herr eures Lebens. Tod der ganzen Brut!“

Dann treten Jene wieder aus der Thür.
Der Oberſt winkt, man ſammelt ſich. „Zurück!
Er iſt nicht hier. Ich hab' mich überzeugt.“
Und ritterlich zum Abſchied grüßt er nun
Die beiden Frau'n.

„Sie hat gelogen, Herr!“
Schreit da der Steffen. „Fragt doch ihren Sohn,
Den ihr der edle Herr geſchenkt in Gnaden!
Laßt höher ſuchen; unterm Dache ſteckt
Der Deſerteur.“ Mit einem Schmerzensruf
Waltraut: „Mein Kind, mein Kind!“ Der Offizier,
Betroffen von des Bauern Zuverſicht,
Des Mädchens Ausruf, zuckendem Erblaſſen,
Zu ihr, halb zürnend, traurig halb: „Ihr habt
Mich doch getäuſcht? Von Euch fürwahr verſah ich
Mich deſſen nicht. Ihr ſeid die Gattin?“

Hell
Auflacht der Steffen. „Sie die Gattin? Nein,
Die Liebſte nur von unſerm Junker iſt's
Sie haben's mit der Sippe ſtets gehalten;
Das war der Lohn.“ „Du ſchweigſt, bis man Dich fragt!“
Gebietet ſtreng der Oberſt. Dann gewandt
Zu den Soldaten: „Jetzt an eure Pflicht!
Durchſucht die Mühle!“

Da verzweifelnd wirft
Sich Waltraut nieder, hebt die Arme auf:
„Erbarmen, Gnade, Herr, dem armen Mann!
Ja, er iſt hier. Ein deutſcher Flüchtling iſt's;
Verwundet, krank kam er aus fernem Süd',
Für ſein geknechtet Vaterland zu ſtreiten.
Hat nicht der Deutſche auch ein Vaterland
Und liebt's, wie Ihr? Wir übten Menſchlichkeit,
Wir boten Obdach ihm, wir pflegten ihn.
Verdient das Strafe Herr, — hier bin ich, nehmt
Mich hin ſtatt ſeiner; gerne ſterb' ich ja.
Nur ihn verſchont!“

Das graue Haupt geſenkt,
Mitleidig blickt der Oberſt. „Stehet auf!

Ihr dauert mich. Doch grauſam iſt die Pflicht,
Ich kann nicht helfen. Gebt den Leuten Raum!"

Aufrecht ſteht Waltraut, wankend. Jetzt erfaßt
Ein Arm den ihren. „Gebt uns freie Bahn!"
Da ſchreit ſie auf — vor ihren Augen wallt
Ein Meer von Blut — ein ſchneller Griff — ſie hat
Gepackt des Nächſten Waffe und „Zurück!"
Wahnwitzig ruft ſie, hebt das Rohr empor —
„Zurück, ihr Henker, von dem Heiligthum
Des Deutſchen Herds! Ein Kind des Todes iſt,
Wer mich berührt."

Nur einen Augenblick
Verwirrt, erſchrocken weichen die zurück —
Dann wie beſchämt von dieſes Weibes Muth
Andringen ſie aufs neue, faſſen zu —
Frei wird die Schwelle — plötzlich tritt hervor
Der Freiherr, bleich — befreit des Mädchens Arm —
„Hier bin ich, den ihr ſucht" — er ruft es laut,
Den Arm erhoben — „Keiner rühre an
Mein theures Weib! Herr Oberſt, führt mich fort!"
Man nimmt ihn in die Mitte — in die Knie
Sinkt Waltraut, ſchluchzend — ſchweigend blicken all'
Und ernſt — noch einmal winkt er mit der Hand:
„Waltraut, leb' wohl, mein Weib! Wir ſehn uns wieder!"

Hernieder ſinkt in hehrer Ruh' die Nacht;
Kein Schlummer naht ſich — da der Morgen graut,
Erſcheint ein Bote. Nach dem nächſten Dorf
Entbietet er die Frau'n: Die letzte Bitte
Des Freiherrn ſei, im Tod vereint zu ſein
Mit der Geliebten. Man gewährt' es gern.

Sie kommen an. Der Prieſter ſteht bereit,
Ein greiſer Franke; tröſtlich ſpricht er, warm.
Dann wechſeln ſie die Ringe — ſind verbunden
In Ewigkeit — in Ewigkeit getrennt.
Leb' wohl! Leb' wohl!

Der Morgen zieht herauf,
Siegprangend, herrlich. Als der erſte Strahl
In's Fenſter dringt, erſchallen Schüſſe fern.
Die Ahne kniet und betet — Waltraut iſt
Zurückgeſunken leblos.

Sie erwacht;
Doch die Erwachte iſt nicht Waltraut mehr,
Denn dunkle Nacht umhüllt die irre Seele.

* * *

Das war das Schickſal meiner Kinderzeit,
Und einſam blieb ich all mein Leben lang.
Zwar einmal wähnt' ich, daß der Fluch gewichen:
Ich liebt' ein holdes Weib, ſie ſchenkte mir
Ein Kindlein — nur ein kurzer Traum des Glücks —
Dann ſtarb ſie. Einſam wieder lebt' ich hin,
Erzog mein Kind, vermählt' es — hoffnungsreich
Noch einmal ward ich — dann erloſch der Stern.
Und dennoch leb' ich; denn ich fand die Ruh'
In meinen Gott und mit den Menſchen Frieden.

Und Waltraut, meine Mutter? Sie genas.
In ſtillen Stunden, da ich größer ward,
Erzählte ſie mir klar und treu ihr Leben.
Auch ihr ward Friede — wie ein Engelsbild
Schlief ſie hinüber, ſanft und jung und ſchön.
Auf ihren Goldreif fiel ihr letzter Blick.
Die Ahne gab ihr noch das Grabgeleite.

* * *

So ſchloß der Greis und ruhte eine Zeit.
Dann rief er: „Elsbeth!“ und ſein Enkelkind,
Trat in die Thür. „Bring' unſrer Mutter Bild
Und zeig's dem Herrn! Er iſt nun unſer Freund.“
Und da ſie ging: „Sie iſt ihr Ebenbild,
Soweit dem Herbſt der Frühling gleichen mag.
Gott ſegne ſie, die noch auf meinen Pfad
Im Abendroth, bevor die Sterne ſinken,
Der Hoffnung letzte Himmelsblumen ſtreut!
Gott ſegne ſie! Seit geſtern iſt ſie Braut!“

Erröthend hielt das ſchlanke Mädchen mir
Das Bild entgegen — und aus Wolken, ſieh,
Floß über ihren Scheitel Gold darauf
Ein Sonnenſtrahl, ein lichtes Friedenszeichen,
Verklärend altes Leid mit neuem Glück.

Zauberkünste.

Novelle

von

Hugo Klein.

— Wien. —

Es dämmerte bereits, als Professor Gotthold Harter von dem staubigen Folianten aufblickte, dem er das Studium dieser Nacht gewidmet hatte. Das war aber auch eine interessante Schrift. Sie handelte von der mythischen weißen Otter, und wenn man die Vorschrift des Buches genau befolgte, mußte man unzweifelhaft in ihren Besitz gelangen. Etwas langwierig war das Verfahren allerdings. Wenn man eine Haselstaude fünfunddreißig Jahre sorgsam pflegte, mußte sie schließlich eine Mispel hervorbringen, vorausgesetzt, daß sie unter den geheimnißvollen Ceremonien, die für solchen Fall vorgeschrieben waren, jeden Tag begossen wurde. Unter solcher Mispel vergraben war dann das mythische Thier, die höchste Sehnsucht aller Magier, weil es Reichthum und Schätze aller Art in's Haus bringen mußte. Das Kostbarste an ihm war aber die schneeweiße Haut; denn sie verlieh, wenn man sie in die Hand nahm, die Unsichtbarkeit, die durch kein anderes Zaubermittel zu erwerben war, so vielfach auch die Requisiten der Hölle sein mochten.

Der gute Professor konnte nicht umhin, sich einzugestehen, daß der Besitz der weißen Otter von ihm eine Geduldprobe verlangte, die über seine Kräfte ging. Freilich erfüllte ihn die lebhafteste Begierde nach allen Reichthümern der Welt. Das Studium des alten Buches, das viele Stunden gewährt, hatte ihn im Uebrigen ermüdet, und während er sinnend vor sich hin blickte und das Gelesene überdachte, schlummerte er ein. Er träumte weiter von allen Schätzen der Fabel. Er sah im Traume Tausende und Tausende funkelnagelneuer, runder Goldstücke, sah glitzernde Diamanten,

Rubinen, Smaragde und Saphire sonder Zahl, und sie alle schwammen über ein großes Wasser zu ihm her. Jede Welle warf neue prangende Kostbarkeiten auf. Die Sonne schien ihm schon hell in's Gesicht, als er durch das Geräusch der knarrenden Thüre erwachte, welches Frau Susanne, seine Wirthschafterin, durch ihr Eintreten verursachte.

Frau Susanne hielt einen Brief in der Hand.

„Ein Kind hat diesen Brief gebracht," sagte die alte Frau.

„Einen Brief?" fragte der Professor überrascht.

In der That — wer hatte ihm, dem einsamen Manne, der nur seiner Wissenschaft und seinen Träumen lebte, der so spärliche Beziehungen mit der Außenwelt unterhielt, etwas zu schreiben?

Frau Susanne errieth die Gedanken des Professors. Sie war nicht minder neugierig, ja vielleicht neugieriger als er, zu erfahren, von wem das Schreiben herrührte. Sie hatte übrigens eine Vermuthung über die wichtige Frage.

„Es sollte mich sehr wundern," sagte die Wirthschafterin, „wenn der Brief nicht von Euerem verschollenen Bruder in Amerika käme. Das Kind kommt nämlich, Herr Magister, von dort."

Ein Schleier legte sich auf einen Augenblick vor die Augen des Professors. Vor fünfundzwanzig Jahren war's, im Jahre 1563 — der würdige Magister war damals noch ein ganz kleiner, ungezogener Junge, — da ließ sich der ältere Bruder, ein mißrathener Sohn der Familie, von spanischen Söldnern für das Heer in Mexico anwerben, um auf gute Art seiner Schulden in der alten Welt ledig zu werden. Man kannte schon vor dreihundert Jahren dieses Auskunftsmittel. Nun zitterte der Brief in der Hand des Professors. Nicht, weil er eine Kunde von dem verschollenen Bruder erhielt — Gotthold hatte ja kaum eine Erinnerung an ihn bewahrt und ihn niemals lieben gelernt, denn man gedachte ja im Elternhause des verlorenen Sohnes nicht eben in der freundlichsten Weise; aber dem Professor schoß nun der Gedanke durch den Kopf, daß dieser Brief vielleicht mit seinem Traume von vorhin im engsten Zusammenhange stünde. War der Bruder nicht nach Mexiko, dem Goldlande, ausgewandert, wo man sich nur zu bücken brauchte, um die Goldbarren aufzulesen, die dort herumlagen, wie bei uns die Kieselsteine?! Und hatte er nicht geträumt, daß die glitzernden Schätze über das große Wasser geschwommen kamen?!

Mit fieberhafter Hast erbrach er das große Siegel des Briefes.

Da stand zu lesen:

„Lieber Bruder!

„Es geht mit mir zu Ende, und ich schreibe noch rasch diese Zeilen an Dich, den einzigen Verwandten, der mir geblieben ist; denn alle übrigen sind gestorben wie ich von Landsleuten erfuhr, die herüberkamen. Ich schreibe Dir nun, um Dir mein Kind zu empfehlen, die

Tochter meiner frühverstorbenen lieben Frau, Donna Eleonor de Castro, die Enkelin meines wackeren Capitäns Don Melchor de Castro. Die Kleine steht allein, und ich übergebe sie Deinem Schutze und Deiner Obhut. Du hast vielleicht eine andere Erbschaft erwartet. Valgame Dios! Ich habe Alles verspielt; es war nicht meine Schuld, sondern die der falschen Würfel des verteufelten Don Diego Lugar. Ich kam ihm zu spät hinter seine Schliche. Nun ist Alles vorbei. Behüte mein Kind!

Dein Bruder

Wilhelm."

Der Professor senkte ziemlich enttäuscht den Brief. Also ein Kind — das war die ganze Erbschaft?! Was sollte er mit einem Kinde anfangen?

„Wo ist das Kind?" fragte er nach einer Pause, ohne die Neugierde der alten Susanne weiter zu berücksichtigen. „Lasse es eintreten!"

Frau Susanne schob es zur Thüre herein — es war ziemlich auswachsen, das „Kind", und mochte wohl schon zwanzig Jahre zählen, wenngleich die kleine Gestalt und der zierliche Bau das Mädchen jünger erscheinen ließen, als es in Wirklichkeit war. Es trat auch ziemlich resolut auf, das „Kind", und hatte namentlich eine ganz unverschämte Manier, das Köpfchen zurückzuwerfen — ein rothbackiges, rundes Apfelgesicht mit kurzgeschnittenem, lockigem dunklem Haar, zwei tiefschwarzen Schelmenaugen und einem kecken Stumpfnäschen. Der gute Professor war ganz perplex bei diesem Anblicke — er hatte nach dem empfangenen Briefe und zufolge der Ausdrucksweise der Frau Susanne einen kleinen, schmutzigen Jungen zu sehen erwartet; und nun stand ihm plötzlich ein anmuthiges junges Mädchen gegenüber, wie ihm solche sonst sehr selten in die Nähe kamen.

Die Kleine trat ganz unbefangen näher und reichte ihm die Hand.

„Ihr seid wohl der Oheim?" fragte sie mit einem reizenden fremdländischen Accent. „Gott zum Gruß!"

„Sei mir willkommen, mein Kind," sagte der Professor kleinlaut, „Du bist ja —?"

„Enriqueta, Euere Nichte, es ist ganz richtig!"

„Enriqueta — mein Bruder —"

„Ist todt. Er hatte ein Streit mit Don Diego Lugar und schoß ihn über den Haufen. Don Diego fuhr mit Extrapost in die Hölle, er hatte aber leider noch eine Minute Zeit, auf Erden zu verweilen. Diese benützte er, um auch seine Waffe abzufeuern. Die Kugel traf meinen armen Vater tödtlich. Man brachte ihn nach Hause und er konnte kaum noch seine irdischen Angelegenheiten bestellen — nach drei Stunden schon hauchte er seine Seele aus."

„Hm," machte der Professor, indem er einen Seitenblick auf sein Fräulein Nichte warf. „Du hast die weite Reise allein gemacht?"

„Hatte kein Gefolge und leichtes Gepäck — wenn Euere Sündencolli, Oheim, nicht ſchwerer ſind, werdet Ihr einmal am Himmelsthor keine hohe Mauth zu bezahlen haben. Bezweifle, daß Don Diego's Reiſe länger war als die meinige."

„Und Du haſt Dich nicht gefürchtet?"

Das Mädchen lachte.

„Verſtehe mich darauf, mit Vaters Spielzeug umzugehen," ſagte die kleine Tochter der Donna Eleonor de Caſtro, indem ſie eine mächtige Reiterpiſtole aus der Taſche hervorholte, „treffe immer in's Schwarze, ſchieße Euch den Knopf von der Mütze —"

„Laß ſein, ich glaube Dir," rief der Profeſſor erſchrocken, als das Mädchen leicht den Arm erhob. Er räuſperte ſich dann in eigenthümlicher Weiſe, huſtete und ſagte:

„Aber müde mußt Du wohl von der Reiſe ſein?"

„Das will ich glauben!" rief Enriqueta. „Fuhr die ganze Nacht in einem Marterkaſten von Poſtwagen. Eine Hammelkeule und ein Schluck Taffia thäten mir wohl!"

Dem Profeſſor lief es wieder eiskalt über den Rücken. Dann wandte er ſich an Frau Suſanne:

„Geh', Suſanne," ſagte er, „bereite Enriqueta etwas warme Speiſe und gieb ihr in Ermangelung von Taffia ein Glas Wein."

Er warf dann einen ſchüchternen Blick auf das hübſche, runde Geſicht des Mädchens und fügte hinzu:

„Wenn Du Dich geſtärkt haſt, Enriqueta, komm wieder herüber. Ich habe mit Dir zu ſprechen."

„Alſo auf Wiederſehen, Oheim," ſagte die Kleine, als ſie mit Frau Suſanne die Stube verließ.

Der arme Profeſſor ging mit ſorgenvollen Mienen in ſeiner Arbeitsſtube auf und ab.

„Wenn die drei Mal ſolche Reden in der Gaſſe führt, iſt die ganze Stadt im Aufruhr," murmelte er. „Tübingen hat ſolches noch nicht gehört."

Er ſchob den blauen Vorhang am Fenſter vor, ſo daß kein Sonnenſtrahl in das Studirzimmer dringen konnte, und ſetzte ſich ſeufzend in ſeinen großen, alten Armſtuhl, der ihm nun wirklich zum Sorgenſtuhl wurde. Er rückte die Folianten bedauernd mit der flachen Hand zur Seite — an die weiße Otter konnte er, an dieſem Tage wenigſtens, nicht mehr denken. Das weiße Kätzchen, das eben eingetroffen war, gab ihm genug zu ſchaffen.

Er ſaß lange ſinnend da, bis ſich die Thüre des Corridors wieder öffnete und Enriqueta in dem hellen Lichtſchein, der in die Stube drang, die Schwelle überſchritt.

„Da bin ich wieder," ſagte ſie. Habe mich ein wenig erfriſcht. Ihr habt aber dunkel in Eurer Stube, Oheim — wollt Ihr etwa ein Schläfchen machen? Soll ich wieder gehen?"

„Nein, nein, mein Kind," sagte Gotthold, indem er dem Verlangen des Mädchens nachgab und den Vorhang wieder zurückschob, „bleibe. Ich habe wichtige Dinge mit Dir zu reden."

„Wichtige Dinge? Ei, da bin ich begierig!"

„Höre mich ruhig an, Enriqueta. Du bist meines Bruders Kind, er empfiehlt Dich mit seinen letzten Zeilen meinem Schutze und ich will Dir gerne ein guter Oheim sein. Wenn Du aber in meinem Hause leben willst, muß ich meine Bedingungen stellen."

„Ich habe Euch zu gehorchen, Oheim. Disciplin vor Allem!"

„Gut. Ich verlange nicht mehr. Höre, was ich Dir sagen will, und befolge es nicht nur, sondern nimm es mir auch nicht übel. Wärst Du nicht ein kluges Mädchen, wie ich sofort gesehen habe, ich würde zu Dir nicht sprechen, wie ich es thue."

„Was giebt es denn?"

„Andere Länder, andere Sitten," sagte der Professor, indem er im Stillen dachte, daß der Verkehr seines Herrn Bruders auf dessen Tochter auch nicht besonders veredelnd gewirkt haben mochte. „Bei uns zu Lande benehmen sich die jungen Mädchen nicht wie Du. Sie treten bescheiden auf und gebrauchen in ihrer Umgangssprache gewählte Ausdrücke. Was mich anbelangt," fügte Gotthold rasch hinzu, als er sah, daß das junge Mädchen überrascht und verlegen die Augen niederschlug, „mir gefällt Deine burschikose Manier ganz gut —"

„Nun, wenn ich Euch gefalle, wie ich bin, Oheim, dann habe ich nach der Welt nicht viel zu fragen . . ."

„Aber ich habe darnach zu fragen, Enriqueta," wandte der Professor ein. „Es ist ohnehin ein heikles Ding, daß ein junges Mädchen im Hause eines ledigen Mannes leben soll, und wäre dieses Mädchen auch seine Nichte. Man wird die Zungen darüber wetzen. Du aber mußt sie alle durch Dein sittsames und bescheidenes Betragen entwaffnen."

„Ich begreife."

„Das wird Dir nicht schwer fallen, Du wirst ja die Sitten hier zu Lande bald kennen gelernt haben — Du sollst im Anfang nur schweigen, zuhören und beobachten, sollst Dich später der fremden Weise anschmiegen. Wenn Du Dich in Deiner Art geben würdest, kämen wir in's Gerede und müßten uns trennen . . ."

Enriqueta blickte dem Professor gerade in's Gesicht

„Ich werde Alles thun, um Euch zufrieden zu stellen und bei Euch bleiben zu können."

„Das wird mir lieb sein, Enriqueta. Du scheinst mir, wie gesagt, ein gescheidtes Mädchen," wiederholte Gotthold, erfreut über die Fügsamkeit der Kleinen, auf die er gar nicht vorbereitet war und die er wenigstens durch ein Schmeichelwort belohnen wollte. „Handle darnach. Ich selbst habe nichts dagegen, wenn Du Dich vor mir giebst, wie Du bist. In

unſerm engen Kreiſe brauchſt Du Dir keinen Zwang aufzuerlegen. Im Uebrigen werde ich ſtets für Dich ſorgen, wie ich kann, das bin ich dem Andenken meines armen Bruders ſchuldig."

Der Profeſſor erhob ſich und rief Suſanne herbei.

„Suſanne," ſagte er, „Enriqueta bleibt bei uns und wird Euch im Hausweſen beiſtehen. Richtet ihr eine Stube neben der Eurigen ein und nehmt Euch ihrer an; ſie iſt meines Bruders Kind, und ich will ſie halten als wäre ſie mein eigenes."

„Wir wollen das Kind verhätſcheln, Herr Magiſter," ſagte die alte Suſanne. „Das ſoll unſer lieber Schatz ſein!"

Das Mädchen lächelte, während es dem Profeſſor einen dankbaren Blick zuwarf. Der Profeſſor aber dachte darüber nach, wie ganz eigenthümlich doch manchmal die mexikaniſchen Schätze ſeien . . .

Enriqueta hielt Wort und mühte ſich redlich, ihren Umgangston den neuen Verhältniſſen anzupaſſen, die ſo grundverſchieden von jenen waren, in welchen ſie aufgewachſen war und bisher gelebt hatte. Allein die Umwandlung, welche der Profeſſor wünſchte, vollzog ſich nicht ſo raſch und gründlich. Dafür beurtheilte man aber ihre ungezwungene Ausdrucksweiſe milder als der Profeſſor und ſah in ihr nur die Friſche und die naive Derbheit einer urwüchſigen Natur. Der Liebreiz des jungen Mädchens bezauberte derart alle Welt, daß man gerne ſeine Fehler vergaß. Enriqueta kam zwar nur mit einigen Muhmen und Nachbarinnen der Frau Suſanne zuſammen; es genügte aber, dieſen Tratſchzirkel zu entzücken, damit ihr Ruhm in der ganzen Stadt verbreitet wurde. Eines Tages kam der Profeſſor aus dem Collegium heim, als ſich eben die ganze Damengeſellſchaft entfernte. Enriqueta athmete förmlich auf, als die Beſucherinnen die Thüre hinter ſich geſchloſſen hatten.

„Nun, Mädchen," fragte Gotthold, indem er ſich ernſt den tiefſchwarzen Bart ſtrich, „haſt Du Dich hübſch artig betragen?"

„So zimperlich, wie ein junges Gänschen mit gelben Federn."

Der Profeſſor lächelte.

„Nach Allem, was ich vernehme, hältſt Du Dich brav. Dafür will ich mich auch dankbar erweiſen. Wenn Du einen Wunſch haſt, ſo laſſ' ihn hören. Er ſoll erfüllt werden."

„Einen Wunſch hätte ich wohl —"

„Und der wäre?"

„Ich möchte einmal mit Euch Euer Laboratorium beſichtigen und einige neugierige Fragen an Euch ſtellen. Wollt Ihr das gewähren?"

„Wie Du willſt, kleine Närrin . . . Eine Andere hätte ein Seidentuch vorgezogen . . ."

Ihre Neugierde, dachte Gotthold, als das Mädchen ſchwieg, iſt ſtärker

als ihre Eitelkeit . . . Warum auch nicht? Ueber dieses Laboratorium waren eigenthümliche Gerüchte in Stadt und Land verbreitet, denn der Professor stand im Rufe, sich mit magischen Künsten zu beschäftigen; man sagte, er verstehe es, Gold zu machen, und suche den Stein der Weisen.

Der Professor führte das Mädchen in sein Heiligthum — in der That, das war eine echte, rechte Hexenmeister-Werkstatt. Auf Tischen und Stühlen lagen hier wie in dem Studirzimmer nebenan mächtige, in Schweinsleder gebundene Folianten umher, aus welchen der Herr Magister seine geheime Wissenschaft schöpfte. In den Schränken sah man die Ingredienzien und die Producte seiner chemischen Mischungen, buntfarbige Salben, Flüssigkeiten und Pulver in Tiegeln, Flaschen, Schachteln jeder Form und Größe. Die Wände waren bedeckt mit Pergamenten, die Schriftzeichen aller Art trugen und seltsame Bilder zeigten, fliegende Löwen und rothe Mäuschen, Schlangen mit Menschenköpfen und menschliche Gestalten mit Bärentatzen. Der lange gewölbte Raum hatte nur ein hohes Fenster, das auf die Festungswälle ging. Im Hintergrunde war es stets dunkel. Dort erglänzte ein weißer Knochenbau — ein menschliches Skelett stand zwischen zwei hohen, bis an die Decke reichenden Käfigen, welche die weißen Tauben und schwarzen Raben beherbergten, mit deren Blute der Professor manche geheime Zeichen auf das Pergament zu schreiben pflegte.

Das Girren der Tauben und das Gekrächze der Raben bildete ein originelles Concert, dessen seltsames Tönegemisch zu der eigenthümlichen Scenerie paßte, die das Laboratorium des Magiers darbot.

Niemand durfte sonst das Laboratorium betreten; nur die alte Susanne hatte hie und da Zutritt, um Staub und Kehricht zur Seite zu schaffen und frische Luft in den abgeschlossenen Raum dringen zu lassen. Niemand durfte sonst einen Blick in dieses Heiligthum werfen, und der Professor versäumte nie, die schwere Thür desselben abzusperren, wenn er das Haus verließ. Er fürchtete die unberufenen Blicke. Woher kam es nun, daß er es diesem Mädchen so willig erschloß, daß es ihn drängte, ihr einen Einblick in seine höchsten Geheimnisse zu gestatten? Er fragte sich das selbst, während er Enriqueta umherführte, die mit neugierigen Augen alle die Seltsamkeiten betrachtete — er konnte sich aber keine Rechenschaft darüber geben . . . Und die Fragen der kleinen Mexikanerin waren oft verfänglich genug!

„Ist es wahr, Oheim," fragte sie plötzlich, „daß Ihr Schätze heben könnt?"

„Ich kenne die Mittel dazu."

Ungläubig betrachtete ihn das Mädchen, das eine andere Antwort erwartet zu haben schien.

Er verstand den Blick der dunklen Augen und wollte die Zweiflerin entwaffnen.

„Siehst Du diese Kerze?" fragte er. „Sie ist nach einem Recepte

Campanellas verfertigt. Wenn man sie anzündet und mit ihr das Haus durchwandelt, wird sie an der Stelle erlöschen, wo der Schatz vergraben ist."

„Oder wo es einen Luftzug giebt . . ."

Der Professor blickte auf.

„Möglich," sagte er trocken, „doch giebt es noch andere Instrumente, Schätze zu heben. Da ist der kreisrunde Erdspiegel, der uns die vergrabenen Schätze zeigt. Da ist die Zauberruthe," fuhr er fort, indem er ein offenes Dreieck mit großen, kupfernen Knöpfen an den Enden, auf den Flächen bedeckt mit griechischen und hebräischen Inschriften, von einem Tische nahm; „diese Ruthe führt uns, wenn man die richtige Beschwörungsformel weiß, nach dem Orte, wo die Schätze tief in der Erde ruhen. Die Wände des Hauses öffnen sich vor ihr."

„Schade, daß in unserm Hause kein Schatz vergraben ist," sagte Enriqueta in einem Tone, der ernsthaft sein sollte.

„Da ist noch das Zauberglöckchen," fuhr Gotthold fort. „Sieh es einmal genau an — es ist unter mysteriösen Ceremonien von mir selbst gegossen worden. Auf Schwengel, Rundung und Handgriff stehen drei Worte, welche jeden Zauber zerstören, der uns die Schätze verborgen hält: Adonai, Tetragrammaton, Jesus; das Glöcklein erklingt von selbst, wenn man sich der Stätte vergrabener Kostbarkeiten nähert. Zur Hebung der Schätze eignen sich nur bestimmte Tage im Jahre, so der heilige Charfreitag, die Feiertage nach Ostern, Pfingsten und andern. An diesen Tagen nämlich müssen alle bösen Geister und Schätzehüter in die Hölle, ihre Kostbarkeiten bleiben daher unbewacht."

„Merkwürdig," sagte Enriqueta, „daß man das kostbare Instrument nicht in Mexiko kennt. Dort könnte man wahrlich Nutzen davon haben — die Eingeborenen verbringen oft viele Monate mit dem nutzlosen Abgraben weiter Flächen, bis man endlich auf eine Goldader stößt . . . Man könnte von Euch lernen, Oheim! . . ."

Sie sprach die letzten Worte in so eigenthümlichem Tone, daß er nicht wußte, ob sie es ernst meinte, und eine versteckte Ironie darin vermuthete. Das verstimmte ihn. Er vertrug keinen Zweifel an seiner geheimen Wissenschaft.

„Hast Du noch etwas zu fragen?" fragte er rauh.

„Noch Eins! Sagt mir einmal, könnt ihr auch den Teufel citiren, wie man behauptet?"

„Wenn ich wollte . . ."

„Ei, den guten Satanas möchte ich gerne einmal von Angesicht zu Angesicht sehen. Wenn er Euch erscheint, vergesset nicht, mich ihm vorzustellen!"

Enriqueta lachte laut auf und lief davon. Der Magier blickte ihr mit gerunzelten Brauen nach.

„Sie glaubt nicht an den Teufel," murmelte er. „Glaubt sie an Gott? Ich will sie nächstens examiniren!"

* * *

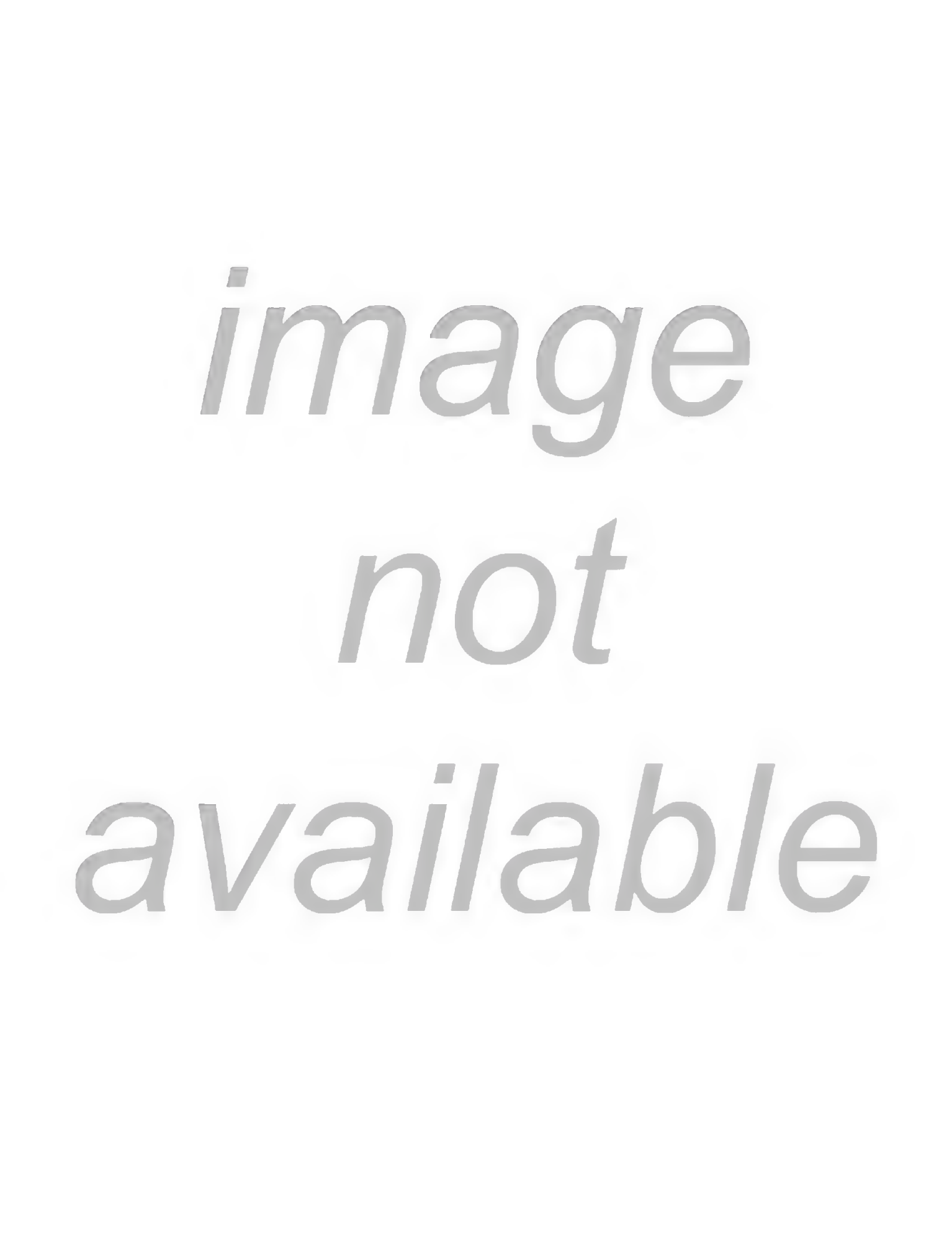


image
not
available

Inmitten seines unheimlichen Treibens erschien dem Magier immer wieder ein holdes, rothbackiges Mädchengesicht mit dunklen Schelmenaugen, die ihn, wie er mit Entsetzen wahrnahm, ganz und gar bezaubert zu haben schienen. Sie blickten bald spottend, bald zärtlich, sie schienen ihn zu verlachen und zogen ihn doch verführerisch an . . . Ach, diesen Augen konnte er nicht widerstehen, sein Herz, das er unempfindlich für Frauenreize hielt, schien durch einen Pfeil des kleinen Gottes schwer verwundet . . . Er sträubte sich heftig dagegen, diese Wahrheit anzuerkennen . . . Nützte ihm das aber etwas? Wenn er jenes anmuthige Gesichtchen mit dem Aufgebote seiner ganzen Willenskraft von sich bannte, dann entschwebte es zwar, wie er es verlangte, aber es kehrte in seinen Träumen wieder und spitzte verführerisch das Mündchen zum Kusse.

Daß den bösen Geistern eine solche Bundesgenossin erwachsen mußte! Alle Bedingungen, durch welche ihnen Fesseln angeschmiedet werden konnten, hatte er erfüllt, keine Mühe, keine Plage hatte er gescheut, das Schwierigste hatte er vollbracht, und an dieser kleinen Klausel, die er Anfangs gar nicht beachtete, die er noch immer geringschätzte, sollte das ganze, große Werk scheitern! Sollte es wirklich daran scheitern?

Die Citation war am dritten Tage des zunehmenden Mondes mißlungen. Er wollte sie am achten Tage wieder versuchen, und sie sollte ihm gelingen, jenen dunklen Augen zum Trotze . . . Er verbannte sie wieder aus seinen Gedanken. Und damit ihm kein hohnlachendes Traumgesicht das Frauenbild wieder zeige, das sich wider Willen in sein Herz geprägt, beschloß Gotthold, sich so lange wach zu halten, als er dies nur mit dem ganzen Widerstande seiner kräftigen Natur und dem Aufgebote aller künstlichen Mittel vermochte, — der Schlaf aber, den die Erschöpfung bringt, ist von Träumen frei.

So nahte die Stunde der zweiten Beschwörung, und der Magier befand sich in einem seltsamen Zustande der Extase, als die dumpfen zwölf Schläge vom Thurme erklangen. Die Mitternacht war da . . . Lange schon stand der Magier in seiner dunklen Zauberkammer in der Mitte des Zauberkreises. Als der letzte Glockenschlag verhallt war, erhob er den Zauberstab und sprach mit lauter Stimme dreimal die Worte der Beschwörung:

„Ich, Gotthold Harter, beschwöre euch, Geister, die ihr zugegen seid, bei der Kraft und Macht des jüngsten Gerichtes, bei der Auferstehung Jesu Christi und bei dem erschrecklichen Urtheil Gottes . . . Ich gebiete euch Schatzbesitzern, Luft- und Wassergeistern, allen höllischen Schaaren, mir zu gehorchen, oder ich quäle euch bis in die äußerste Hölle . . . Hört, ihr höllischen Fürsten der Finsterniß! Sendet mir den Geist Aziel, zwinget ihn, daß er vor meinem Kreise erscheine und mir zweihundertneunundneunzig Tausend Dukaten bringe . . . Er erscheine in schöner, jugendlicher Gestalt, in aller Billigkeit, ohne Schaden meiner Person oder meiner

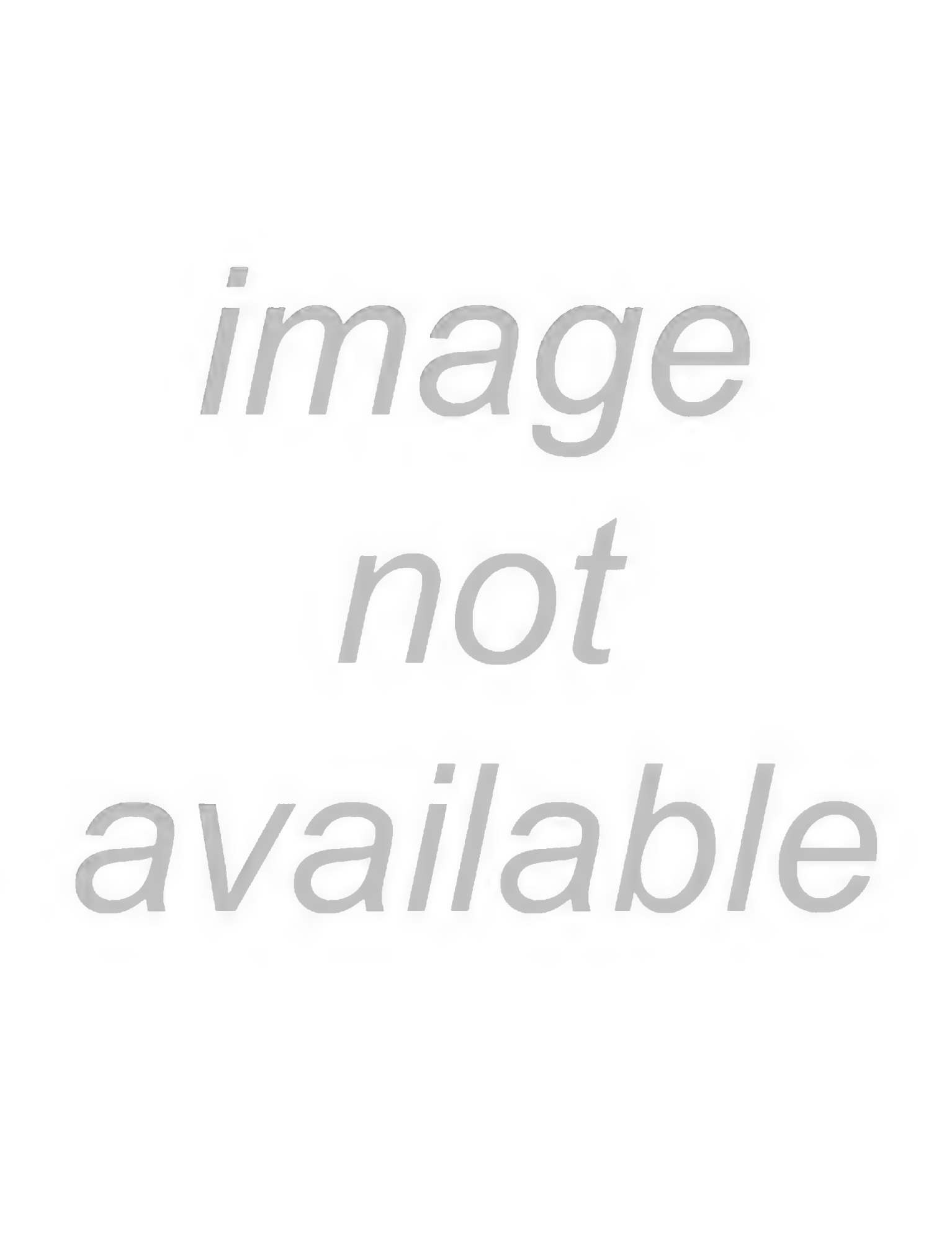


image
not
available

Euch ſehen, geſund und guter Dinge, wenn auch koſtümirt wie zum Mummenſchanz . . ."

Wieder ertönte ihr helles, ſilbernes Lachen und bei dieſem Klange verſtummte das Wort auf ſeinen Lippen.

„Und mit welchem Rechte ich hier eindringe?" fuhr Enriqueta fort, unbekümmert um die drohenden Blicke des Magiers. „Darauf könntet Ihr Euch ſelbſt leicht die Antwort geben. Ich dringe hier ein mit dem Rechte der Nichte — der Nichte, die ihren Oheim lieb hat und für ihn fürchtet . . ."

„Fürchtet?" rief Gotthold. „Was fürchteſt Du?"

„Meine Furcht iſt durchaus nicht unbegründet . . . Mein Vater hat mich mit ſeinem letzten Willen Eurem Schutze empfohlen; es wäre aber, glaube ich, viel klüger geweſen, wenn er Euch in meine Fürſorge gegeben hätte . . . Was ſoll ich von Euch denken, nachdem ich Euer myſtiſches Treiben mitangeſehen habe? Ihr glaubt, wirklich Schätze heben, Ihr glaubt, den Teufel citiren zu können, den noch kein menſchliches Weſen geſehen hat, ſo viel auch in Euren dummen Büchern davon ſtehen mag . . . Dient Eure ganze Gelehrſamkeit nur dazu, Euch ſo klug zu machen, wie die Padres, welche die Scheiterhaufen anzünden, damit das Volk an den Teufel glaube und ſeine Abgeſandten fürchte? Seht Ihr den Spiegel, den ich Euch vor das Antlitz halte? Ich komme hierher, um Euch vor Tollheit zu bewahren, Oheim . . ."

„Genug!" rief Gotthold mit lauter Stimme.

„Nein, nicht genug!" entgegnete ihm Enriqueta, indem ſie mit zornſprühenden Augen näher trat. „Nicht genug, ſonſt bleibt Ihr ein Narr!"

Der Magier wich zurück, und dieſe unwillkürliche Bewegung belehrte ihn darüber, daß dieſes Mädchen in der That eine Macht repräſentire, der er keinen Widerſtand entgegenſetzen könne.

„Meinetwegen," ſagte er gleichmüthig, „ſprich! Ich will Dich hören!"

„Wie gleichgiltig Ihr das ſagt!" rief ſie in gereiztem Tone. „Ihr müßt mich hören, ob Ihr wollt oder nicht, verſteht Ihr wohl, weil ich mir einmal in den Kopf geſetzt habe, Euch meine Meinung zu ſagen . . . Aber eigentlich verdient Ihr gar nicht, daß man ſich um Euch kümmert und ſorgt. Habt Ihr Euch darum gekümmert, was in den letzten Monaten mit mir geſchehen konnte? Wart Ihr ein guter Oheim?"

„Spare Deine Vorwürfe!" rief Gotthold, „wir hätten einen Schatz gewonnen, wärſt Du nicht unbefugt hier eingedrungen!"

„Aber, Oheim, ſeht Ihr nicht ein, daß Ihr mit dieſen Narretheien niemals zu den Schätzen kommen werdet, die Ihr erſehnt? Und wozu braucht Ihr denn — Ihr, mit Euren beſcheidenen Bedürfniſſen — dieſe Schätze?! Habt Ihr nicht Euer Haus, lebt Ihr nicht in Wohlſtand und Behaglichkeit, fehlt Euch etwas, wonach das Herz begehrt? Für einen Mann von Eurem Geiſte würde es ſich ſchicken, die Schätze dieſer Welt zu verachten! Seht

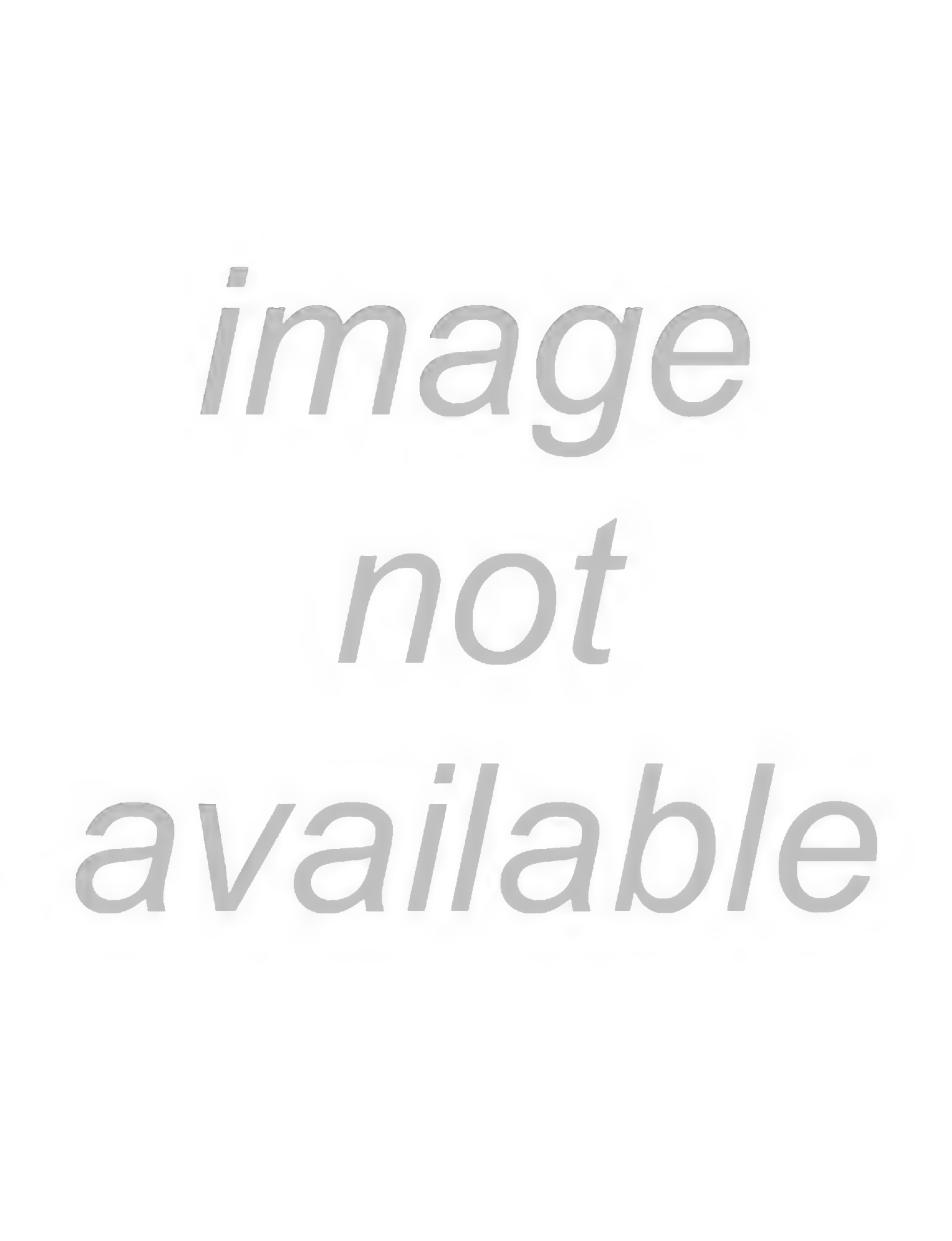


image
not
available

hübsch, daß Ihr allen Mädchen die Köpfe verdrehen müßt! Und so ist es mit Allem! Sagt Euch nur von der Magierklause los —"

„Also das Magierhaar, das müßte geopfert werden —"

„Gewiß!"

„Um Dir zu gefallen, Enriqueta?"

„Mir? O, mir gefallet Ihr auch, wie Ihr seid!"

„Wenn ich so um Dich werben würde —?"

„Ich nähme Euch, wie Ihr seid!"

„Nun, so komm' an mein Herz, Enriqueta!" rief der Magier mit überströmendem Gefühl. „Ich liebe Dich mehr als mein Leben, das Du allein schön gestalten kannst!"

Um den Teufel zu citiren, mußte der Magier seine Beschwörungsformel drei Mal sprechen, und da erschien er noch immer nicht. Der kleinen Enriqueta aber brauchte er nur einmal zu sagen, sie möge ihm an's Herz fliegen — und schon hatte sie die Arme um seinen Nacken geschlungen und bedeckte seine Lippen mit ihren glühenden Küssen.

Er drückte dann ihr lockiges Haupt zärtlich an seine Brust.

„O Enriqueta," sagte er, „ich sehe, die Liebe ist die stärkste aller geheimen Mächte, sie greift wunderbar in unser Leben ein, ihr kann sich Niemand entringen!"

Noch einen Kuß drückte sie auf seine Lippen, dann entwand sie sich seinen Armen und entfloh, um die Thränen zu verbergen, die ihren Augen zu entströmen drohten. Ach, er wußte nicht, wie viel diese schönen, dunklen Augen seinetwegen schon geweint hatten! . . .

Der Magier aber ging mit großen Schritten in seinem Laboratorium auf und nieder, schleuderte seine Zaubermütze in den fernsten Winkel und zerschlug mit dem Zauberstabe die Tiegel und Retorten. Das war die letzte Nacht, die er in seinem Laboratorium durchwachte. Und wenn er diesmal nicht schlafen konnte, so geschah es vor Glück und Seligkeit . . . Vergessen waren alle die Teufelsnamen Aziel's, Astaroth's Barfial's und Genossen, die ihn so viel beschäftigt hatten. Sein Herz rief nur noch jauchzend einen Namen — Enriqueta, Enriqueta, so klang es, so sang es in allen Jubeltönen wonnigen Entzückens. Jene Satansknechte hätten ihn früher oder später in die Hölle entführt, wie den Doctor Faust — Enriqueta, sein süßes Bräutchen, Enriqueta, sein holdes Weibchen, mußte ihm den Himmel auf die Erde zaubern. Und solche Zauberei kann man sich schon gefallen lassen!

Und zum Hochzeitstage sollten auch Haar und Bart kurz geschnitten werden, wie sie es verlangte.

Ja, ja, das war der rechte Schatz, der ihm von Mexico herübergeschwommen war!

Illustrirte Bibliographie.

Illustrirte Geschichte von Bayern. Stuttgart und München, Süddeutsches Verlagsinstitut (Emil Hänselmann).

Wir bringen gern ein Werk zur Anzeige, das in erster Linie ein Hausbuch des bayrischen Volkes sein will, aber auch sehr wohl geeignet ist, in den weitesten Kreisen unseres Vaterlandes die Kenntniß von der Eigenthümlichkeit und Geschichte des größten süddeutschen Königreiches zu beleben und zu erweitern.

Von dem umfangreich angelegten Werke sind bisher die ersten 6 Lieferungen erschienen, welche Einsicht in den Plan des Ganzen gewähren. Die „Einleitung" (S. 1 bis 96) orientirt zunächst über die geographische Beschaffenheit des Königreiches, wobei für jede der acht bayrischen Provinzen die Beschreibung der Landschaft mit Schilderung der Sitten ihrer Bewohner geschickt verknüpft ist, beides mit Veranschaulichung durch zahlreiche Textillustrationen (Städte- und Landschaftsansichten und Trachtenbilder). Sodann folgt eine kurze Uebersicht der Resultate, welche aus der Erforschung der Alterthümer (Hünengräber, Pfahlbauten) sich für die Urgeschichte Bayerns ergeben haben.

Die geschichtliche Darstellung des Hauptwerkes ist in den vorliegenden Lieferungen in vier Capiteln (Das alte Bayerland und seine Bewohner; Der beginnende Kampf mit den Germanen; Deutschland im ersten Jahrhundert nach Christus; Die letzte Zeit der Völkerwanderung) bis in das vierte Jahrhundert unserer Zeitrechung geführt.

Der Text des — im Buche selbst bisher ungenannten — Verfassers, welcher die Quellen der bayrischen Geschichte und die Arbeiten seiner Vorgänger auf diesem Gebiete mit sicherem Blick überschaut und beherrscht, bringt reiche sachliche Kenntnisse in durchaus klarer, übersichtlicher und anziehender Weise zur Darstellung. Jede Lieferung (zu 32 Druckseiten) enthält mehrere Vollbilder, welche meistens künstlerische Darstellungen bedeutender Ereignisse und Persönlichkeiten aus der bayrischen Geschichte reproduciren, und durchschnittlich etwa 15 Textillustrationen, deren Ausführung freilich der der Vollbilder nicht überall ebenbürtig ist. Wünschenswerth wäre, daß die Quellen, nach denen die Textillustrationen gearbeitet sind, überall angegeben würden; dies ist nur zum Theil geschehen und kann vielleicht noch in einer Schlußübersicht vollständig nachgeholt werden.

Sieg von Nördlingen (1869). Nach dem Gemälde von Lieb. Aus: Illustrierte Geschichte von Bayern. Stuttgart u. München. Süddeutsches Verlagsinstitut.

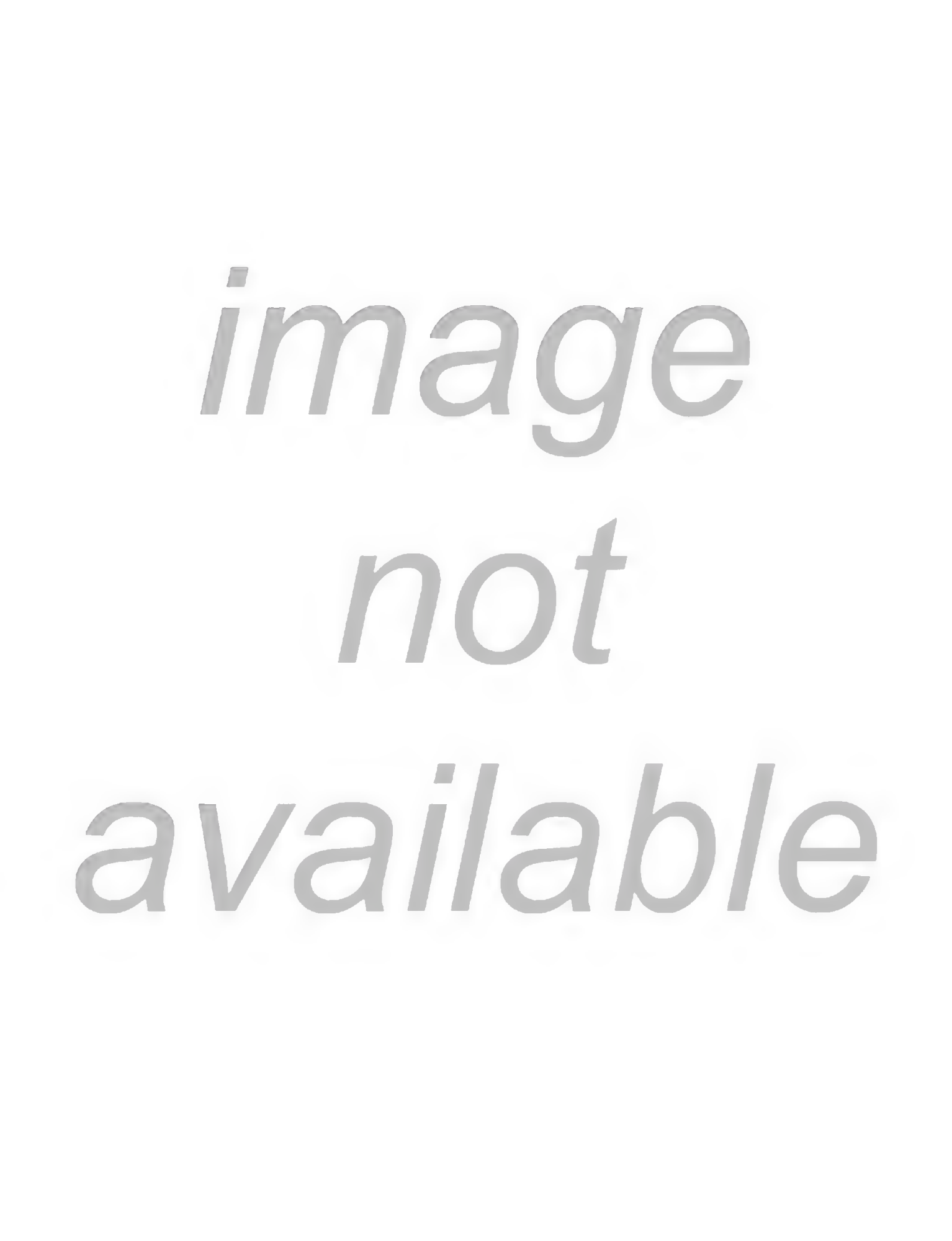
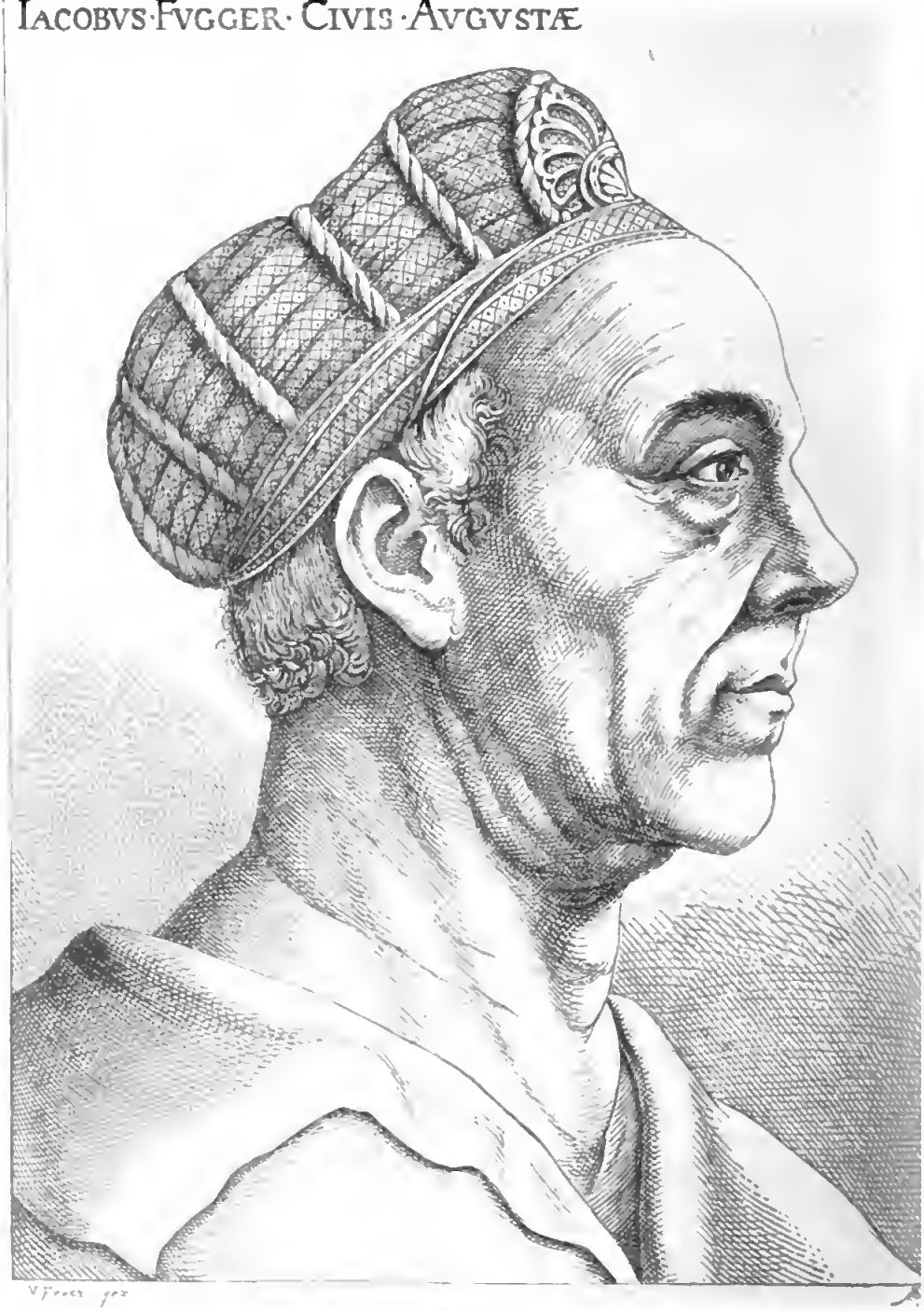


image
not
available



Fugger.

Aus: Illustrirte Geschichte von Bayern. Stuttgart und München, Süddeutsches Verlagsinstitut.

Das Werk ist auf 60 Lieferungen (à 40 Pfennig) veranschlagt. Wir hoffen, daß es ebensowohl für die Verbreitung geschichtlicher Kenntnisse als auch für die Belebung echt vaterländischer Gesinnung in weiten Kreisen sich wirksam erweisen werde und wünschen dem Fortgange desselben das beste Gedeihen. P.

Edwin Bormanns Liederhort in Sang und Klang, in Bild und Wort. Ein Hausschatz und Festfreund für fröhliche Menschenherzen. I. Prachtausgabe. II. Textausgabe. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag.

Sang und Klang erschallt in so manchem fröhlichen Kreise; in diesem Werke kommen Bild und Wort heiter anregend hinzu. Jeder Leser der Münchener „Fliegenden Blätter" — und welcher Deutsche liest die „Fliegenden Blätter" nicht? — kennt auch Edwin Bormann, den Classiker der sächsischen Dialektdichtung und den gemüthvollen Humoristen der universellen Bildung. Und daher werden unzählige gemüthliche Junggesellenkreise und unzählige gemüthliche Familienkränzchen ihm dankbar dafür sein, daß er noch vor dem Weihnachtsfeste mehr als hundert der schönsten Blüthen seiner Dichtung — theils im heimischen Dialekt, theils im edelsten Schriftdeutsch verfaßt — zu einem Strauße vereinigt hat.

Wie Goethe, Mirza Schaffy und andere große Lyriker vor ihm, so hat auch Edwin Bormann den reichquellenden Schatz seiner Liederdichtung in Bücher eingetheilt, deren Ueberschriften wir dem Leser nicht vorenthalten wollen.

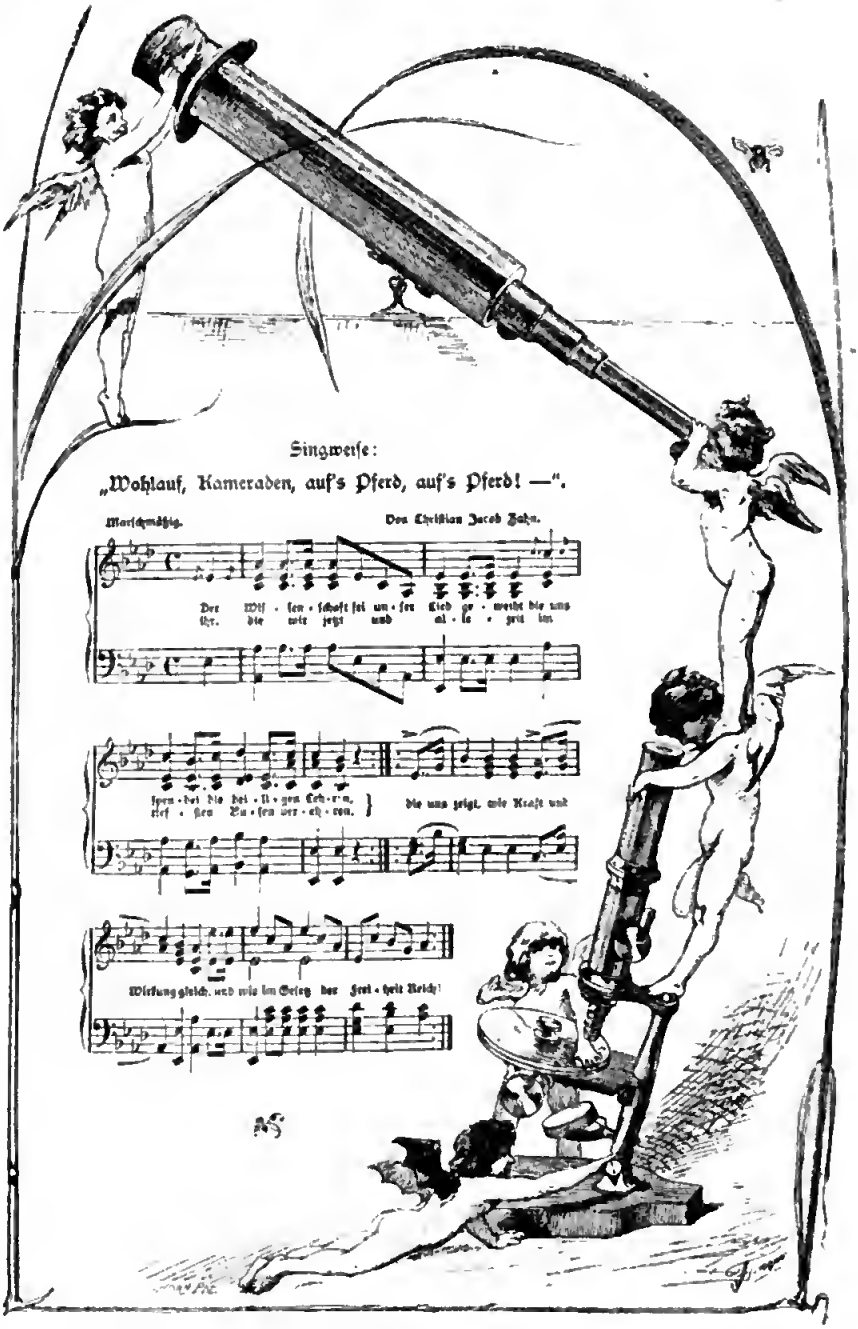
I. Das Buch von der Mutter Natur (Reincke Fuchs mit der Lyra als Titelbild). Wir heben besonders das wahrhaft rührende Abschiedslied hervor, welches der aus seinem Heimatlande zur Menagerie transportirte Königstiger der thränenden Gattin zuruft.

II. Das Buch der Weltgeschichte — Culturbilder von der Urzeit her bis zur Schlacht bei Breitenfeld herabreichend. — Sehr lehrreich.

III. Das Buch vom Durste — sehr anregend.

IV. Das Buch des Ewig-Weiblichen — sehr lieblich, nicht nur im Scherz („Backfischphantasie"; „Das Weib der Zukunft"), sondern auch im Ernst („Am Rhein"; „Hab' Acht' u. a.).

Digitized by Google



Aus: Edwin Bormann's Liederhort. Leipzig, Edwin Bormann's Selbstverlag. (Verkleinerung.)

V. Das Buch des Culturfortschritts — sehr weise.

VI. Das Buch der Bücherwelt — verleugnet den Leipziger Ursprung nicht; hierunter auch „Goethe-Mosaik“ und „Schiller-Quintessenz“.

VII. Das Buch Kunterbunt — vereinigt viele Nummern, die unter den früheren Rubriken nicht unterzubringen waren und nur ungern vom Leser vermißt werden würden.

Dieses Buch ist in zwei Ausgaben erschienen. Die größere kann mit Recht als ein humoristisches Prachtwerk ganz origineller Art bezeichnet werden indem sie,

fortlaufend durch mehr als 100 Nummern, auf 232 schön ausgestatteten Quartseiten zu jedem Texte die zweizeilig gesetzte Melodie mit Clavierbegleitung und zugleich höchst komische Illustrationen bietet. Auf diese Weise sind die Productionen dreier Künste in mannigfachster Gruppirung vereinigt, und in dieser heiteren Dreigestaltigkeit stellt sich das Werk als etwas ganz Neues auf dem Büchermarkte dar. In der kleineren schön gebundenen „Textausgabe" sind die Anfänge der sieben Bücher mit Bildern geziert; sonst enthält sie nur die Lieder selbst und kann da, wo dieselben in fröhlicher Gesellschaft gesungen werden sollen, als nothwendige Ergänzung der großen Ausgabe gelten.

Beide Ausgaben können heiteren Kreisen bestens empfohlen werden. hn.

Felix Dahn's Attila.

Kleine Romane aus der Völkerwanderung. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Seit langer Zeit ist Felix Dahn bestrebt, Ergebnisse seiner Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte und Alterthumskunde uns durch den historischen Roman zu vermitteln. Wir zollen diesen Bemühungen volle Anerkennung, insofern nicht — wie es nach unserem Gefühle im „Kampf um Rom" theilweise geschehen ist — durch die dichterische Phantasie das Bild der wirklichen geschichtlichen Vorgänge allzusehr umgestaltet wird. Das ist im vorliegenden Werke nicht der Fall. Dasselbe reiht sich seinen fünf Vorgängern unter den „kleinen Romanen aus der Völkerwanderung" würdig an. In den Kreis der behandelten Stoffe zieht jetzt eine neue Gestaltenwelt mit den hunnischen Helden ein; der Contrast derselben zu den Germanen und zu den Römern ist ein sehr dankbarer Vorwurf, zumal wenn er einer glücklichen Lösung von Seiten eines der ersten Kenner des frühen Mittelalters gewiß ist, wie wir ihn in Felix Dahn besitzen. Die Nachrichten, die uns vom Rhetor Priscus, von Cassiodor, Jordanes, Prokop, Zosimus, Isidor überliefert sind, finden wir mit hohem Geschick verwerthet. Nur einige Mal tritt die Erzählung in Widerspruch zu den Ueberlieferungen der genannten Schriftsteller. Der Hofnarr Zerco z. B. war nach dem Berichte des Priscus und den Fragmenten des Suidas nicht dem Attila, sondern dem Bleda treu ergeben; gerade deshalb konnte der Brudermörder Attila seinen Anblick nicht ertragen und entledigte sich seiner. Aber solcher Fälle sind nur wenige und geringfügige, und meist

kommen die Aenderungen dem Werke zu Gute. Wir sind voll und ganz berechtigt, den Roman als einen historischen zu bezeichnen.

Der Dichter führt uns in die Mitte des 5. Jahrhunderts n. Chr. Die Schlacht auf den catalaunischen Feldern ist geschlagen, Attila hat sich mit seinen Schaaren in die Theißebene zurückgezogen und hält dort ein glänzendes Hoflager. Noch ungebrochen ist seine Macht, einen neuen Kriegszug gegen Westen bereitet er vor. Das oströmische und das weströmische Reich schicken Gesandte mit schmachvollem Tribut und beugen sich vor der hunnischen Uebermacht. Die Fürsten derjenigen germanischen Völkerschaften aber, welche dem Attila Heeresfolge leisten müssen, sinnen auf Befreiung von dem Joche, unter dem die Welt schmachtet: Wisigast, der König der Rugen, Dagomuth, das Haupt der Skiren, mit seinem heldenmüthigen Sohne Daghar, der Suabe Graf Gerwalt und der Gepidenfürst Ardarich halten zur Nachtzeit auf einem Donauwerder heimlich Rath. Der Beherrscher der Hunnen aber hat Kunde von dieser Zusammenkunft erhalten und belauscht dieselbe aus dem Versteck in einem hohlen Baume. Er beschließt, die Verräther zu vernichten und die rugische Königstochter Ildicho, die herrliche Braut jung Daghars, von deren Schönheit der Ruf zu ihm gedrungen war, für sich zu gewinnen. Sie alle werden in das Hoflager geladen. Ein großes Gelage findet statt. Nach dem Mahle erhebt sich ein hunnischer Sänger, die Siege Attilas zu preisen; gewaltige Wirkung übt sein Lied (bezüglich deren wir gern die knappen inhaltsvollen Worte des Priscus noch eingehender berücksichtigt sehen würden). Als er geendet hat, steht Daghar auf und singt zur Harfe ein Schmählied auf Attila und sein Volk. In furchtbarer Wuth dringen die Hunnen auf den kühnen Sänger ein, der König aber gebietet Halt. Er enthüllt seine Mitwissenschaft um die Verschwörung und verurtheilt die Fürsten zum Tode; Ildicho bestimmt er trotz flehentlicher Bitte seines Sohnes Ellak, der die herrliche Jungfrau liebt, zu seinem Weibe Am Abende desselben Tages tritt er zu ihr in's Schlafgemach; er will sie zwingen, Ildicho aber erdrosselt ihn mit ihren eigenen Haaren. Mit dem Zauber, den der Name Attilas auf seine Mannen übte, ist die Macht der Hunnen gebrochen.

Die Zeichnung der Charaktere ist bedeutend. In höchst wirksamen Gegensatz treten die hehren Gestalten der germanischen Helden, vor Allen der greise Gepidenkönig Ardarich und der blondgelockte jung Daghar, zu den rohen hunnischen Fürsten und anderseits zu den weltmännischen Römern, dem edlen Maximinus, dem verschlagenen Vigilius. Den Mittelpunkt des Interesses mußte Attila selbst in Anspruch nehmen. Daß Dahn sich die Aufgabe stellte, dies zu erreichen und doch im Allgemeinen den historischen Ueberlieferungen treu zu bleiben, war ein großes Wagniß. Die Lösung ist gelungen, wenngleich gewisse Einzelheiten in der Charakterzeichnung des Helden schwer erklärlich bleiben. Steht jener hohe Sinn für die Kunst, der sich in der Schöpfung des herrlichen Mosaikbildes offenbart, im Einklange mit den Unthaten des Allzerstörers? Sollte der, wenn auch gefühllose, so doch gerechte Herrscher die schändliche, muthwillige Tödtung eines unschuldigen Knaben nicht schwerer verurtheilen? und warum betont der Fürst, welcher doch die Germanenhelden in seiner Halle überfallen will, die Heiligkeit des Gastrechts? Derartige kleine Störungen hätten durch einige Striche beseitigt werden können. Auch war es nicht günstig, den Hunnenkönig in der ersten Scene als Lauscher einzuführen.

Hohes Interesse gewährt die culturgeschichtliche Darstellung; in ihr beruht nach unserer Meinung die größte Bedeutung des Werkes. In den meisten Punkten können wir uns der Führung sowohl des Dichters als des Forschers Dahn völlig anvertrauen. Der Begriff, den Goethe in seinem Aufsatze über „einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil" mit dem letztgenannten Worte verbindet, den Scherer in seiner Poetik als „typischen Realismus" bezeichnet, ist durch das Werk Felix Dahns in bestem Maaße repräsentirt. Aber gerade deshalb dürfen wir hoffen, daß es uns nicht als kleinliche Krittelei ausgelegt werde, wenn wir auf einzelne Verstöße hinzuweisen uns erlauben. Es ist dem Dichter gestattet, für die eingeschalteten Lieder beliebige metrische Mittel zu verwenden; bei germanischem Gesange haben wir entweder den Alliterationsvers zu erwarten oder Uebertragung in neuere Formen, die jedoch angedeutet werden muß, wie es z. B. mit den Worten geschehen ist: „und nun sang er in gotischer (wann wird endlich die unrichtige Schreibung „gothisch" schwinden?) Sprache im Stabreim, was heute im Endreim etwa so lauten würde u. s. w." Des sind wir zufrieden; aber ähnliche Andeutungen wünschten wir auch da, wo Dahn im Stabreim gedichtet hat; denn nimmermehr wird man uns glauben machen, daß je gotische Poesie solche

Alliterationsverse gezeitigt habe, wie sie uns hier geboten werden. — Ferner haben uns manche vereinzelte Ausdrücke gestört: für das Zeitwort „harfen" wissen wir Dank; weshalb aber daneben die neuhochdeutsche Wortbildung „Harfner" anstatt „Harfer?" Die „hunnisch gerathene Nase" ist zu modern gedacht u. a. m. Vor Allem aber nehmen wir Anstoß an den Namensformen. Wenn anders die Sprachen der Rugen und Skiren ostgermanische Mundarten sind, so dürfen wir uns mit dem Namen Dagomuth nicht einverstanden erklären; wee sprach um 450 n. Chr. Ziu und Wotan, wer „Rathod der Asege" anstatt: „Redbad der Asega"? Auch das Wort Ael = Bier ist in dieser Form undenkbar, denn noch im Mittelhochdeutschen lautet es alo.

Aber solche Ausstellungen, die uns das linguistische Gewissen nicht verschweigen ließ, können unser Gesammturtheil nicht ändern. Wir scheiden von dem Werke mit dem Ausdrucke der höchsten Anerkennung, und wir wünschen und hoffen, daß der Dichter fortfahre, uns mit Schöpfungen zu beschenken, die wie die vorliegende geeignet sind, den weitesten Kreisen unseres Volkes die Geschichte seiner Vorzeit vertraut und lieb zu machen.

ths.

Die theistische Gottes- und Weltanschauung als Grundlage der Geschichtsphilosophie.

Von Dr. Ernst Melzer. Separatabdruck aus dem 24. Bericht der Philomathie in Neisse. Neisse 1888, Verlag der Josef Graveur'schen Buchhandlung (Gustav Neumann).

Spottlange mit einer Handvoll Hohn wird mancher über Melzers Schrift ausgießen wollen, denn es stehen wundersame Dinge darin; aber der Verfasser würde mit St. Pauli Worten wie mit einem Schilde sich decken: was er lehrt, das ist — er weiß es recht gut — „den Heiden eine Thorheit und den Juden ein Aergerniß", und er würde sprechen: „Ich kann nicht anders," denn er ist ein grundehrlicher Mann. Uns aber erfüllt es mit Freude, auf die Arbeit aufmerksam machen zu können. Sie ist nur ein anspruchsloses Heft, aber der Verfasser hat durch sie sich in der That einen Anspruch auf den Dank vieler erworben.

Wir unsererseits fassen die Schrift als einen schätzenswerthen Beitrag zur Geschichte der Philosophie und der speculativen Theologie, und zugleich als ein Programm. In diesen beiden Seiten derselben liegt ihre Bedeutung. Sie entwickelt einen bisher noch nicht systematisch bearbeiteten Theil des Gedankenbaues eines einst viel genannten, jetzt nur noch in einem engeren Kreise von Anhängern fortlebenden Denkees, und sucht diese Entwickelung zu verwerthen zu Hinweisen darauf, wie die jetzt bestehenden Confessionsverschiedenheiten in der Christenheit dermaleinst zu schöner Einheit würden können gehoben werden.

Unter unseren Lesern in Wien erinnern sich wohl die älteren noch auf den Mann, dessen begeisterter Schüler der Verfasser ist. Es war eine fast schwächliche, schlanke Erscheinung, mit einem freundlichen Antlitz, auf dem sich Herzenslauterkeit und ehrenfestes Wesen spiegelten, erst Jesuit, dann Weltpriester, befreundet mit hohen geistlichen Würdenträgern, ein Mann von deutschem Schrot und Korn, von den Jesuiten verfolgt, von Pius IX. fallen gelassen, der geistige Vater der Ideen, die im Altkatholicismus zu kurzem aber intensivem Aufflackern gelangten: der 1783 in der Nähe von Leitmeritz in Böhmen geborene, 1863 in Wien verstorbene Anton Günther.

Wenn wir diesen Namen genannt haben, so ist damit auch schon gesagt, wer Melzers Schrift lesen, wer sie bei Seite lassen soll. Für Günthers Gedanken können sich, abgesehen von den wenigen Güntherianern, naturgemäß nur zwei Gruppen im Publikum interessiren. Zunächst diejenigen, welche auf den Wiener Theosophen vom historischen Gesichtspunkte aus zu achten haben; zweitens diejenigen, welche mit dem Lehrgehalte des Christenthums, wie ihn die theologische Dogmatik der Zeit in die tauben Ohren hineinzuverstehen sich abmüht, irgendwie sich auseinanderzusetzen haben, polemisch, apologetisch, der Wissenschaft zu Liebe oder nachdenkend für sich selbst.

Auf die sachliche Berechtigung der Gedanken Günthers einzugehen — dazu ist hier nicht der Ort, so sehr uns auch die Lust anwandelt, mit dem Verfasser eine Lanze zu brechen. Aber darauf soll hingewiesen werden: wir haben hier eine authentische, durch-

aus und bis ins Kleinste zuverlässige Darstellung der theosophischen Anschauung Günthers über Wesen und Entwickelung alles Geschehens im Universum. In großen, scharfen Zügen ist die Weltgeschichte umrissen, ihre Entwickelung hervorgesponnen aus den Abgrundtiefen der Ewigkeit, da die Welt noch ein Gedanke Gottes war. Der Historiker der Philosophie und der speculative Theologe wird, wenn er mit Günther überhaupt sich einlassen will, die Melzer'sche Schrift als Quelle mit Dank zu benützen haben; mit Dank: denn wer Günthers Schriften selbst kennt, weiß auch, wie schwer aus den zerstreuten, mannigfaltig eingekleideten, oft nur aphoristischen Sätzen dieses Theosophen sich ein zusammenhängendes Bild, eine lückenlose Einheit construiren läßt. Eben daher aber darf man auch kein historisches Detail erwarten; Weltschöpfung, Welterlösung, Vollendung sind ihre Angelpunkte. Und daher ist sie auch geeignet, sich an ihr über den philosophischen Gehalt des Christenthums als solchen zu orientiren.

Wir haben oben gesagt, sie habe auch einen programmatischen Zug. Die Paragraphen 25 und 26 enthalten ein Programm des Altkatholicismus: Der Protestantismus habe ebenso von seinem subjectiven Standpunkte aus das Object des Katholicismus für die Idee zu gewinnen, wie der Katholicismus vom objectiven Standpunkte aus die Subjectivität des Menschen allseitig zu würdigen habe (S. 73). Schön! „Katholicismus und Protestantismus werden eine Wiedervereinigung erleben; die gesammte europäische Christenheit wird sich zu festerer Dauer zusammenfinden in dem reinen Katholicismus, der Einheit der beiden Principien des einen Evangeliums; die Kirchenverbesserung des 16. Jahrhunderts wird ihrerseits eine neue Verbesserung erfahren. Eine neue allgemeine Reform wird Protestantismus und Katholicismus versöhnen. Wenn der Gedanke an eine neue Reformation mehr als ein schöner Traum wäre, so würden — Melzer citirt hier Luden — die Protestanten sie herbeizuführen haben, da diese mit der alten Reformation die Verpflichtung übernahmen, das Werk zu vollenden, das ihre Väter angefangen. Von katholischer Seite darf der Anfang nicht erwartet werden, wohl aber die Ausführung." Nach Günther hat der freie Menschengeist in der Reformation mit gutem Recht seine Autonomie im Gebiete des Gedankens als Gewissens- und Glaubensfreiheit geltend gemacht. „Dieses Recht verband sich aber bald mit dem Unrechte, als derselbe Geist die Autorität der Kirche unter der Leitung des heiligen Geistes nicht mehr anerkannte." (S. 71. 72). Hier liegt der springende Punkt: Die Idee der Kirche, wie sie im § 21 entwickelt ist (besonders S. 54). Diese Idee der Kirche wird der Protestantismus nicht anerkennen, so lange er Protestantismus ist. Die Prärogative des Priesters, der seine Ansprüche nach einer Art Erbrecht am heiligen Geiste von Christo an über die Apostel und Bischöfe her geltend macht, wird der Protestant niemals anerkennen; für ihn ist ein unaufgeddarer Besitz die Idee des allgemeinen Priesterthums, nach der jeder für sich in allerunmittelbarster Gemeinschaft mit dem Geiste Gottes steht oder in ein solches Verhältniß treten kann, wenn ihn sein Herz treibt. Niemals wird einer, der auch nur einen Hauch vom Wesen des Geistes evangelischer Freiheit verspürt hat, und der da weiß, daß auch er ein gleichberechtigtes Glied der Kirche Gottes ist, wenn er anders nur es sein will, niemals wird ein solcher zugestehen, daß, vom Volk geschieden, der Clerus die Kirche sei. Das Wort von dem „Verhältnisse der Subordination zu den Ausspendern der Geheimnisse Gottes" (S. 54) wird trotz der ihm zugefügten lindernden und verdeckenden Wendung von den Protestanten schon verstanden werden, wie es zu verstehen ist; und wenn nun auch die Partei des Verfassers in diese Subordination selbst eine Bresche gelegt hat, indem sie sich gegen das Infallibilitätsdogma empörte — so wird ihr der Protestant doch immer, wenn jene Idee der Kirche aufrecht erhalten wird, entgegenhalten: was nützt es, dem Papste die Schlüssel zu entwinden, wenn ihr statt dessen ein paar hundert Päpste habt! Und damit hinge noch so manches eng zusammen, was in der vorliegenden Schrift kaum gestreift ist, so z. B. die Frage nach der Geltung der Tradition. In der Melzer'schen Abhandlung aber steht noch ein Punkt im Vordergrunde, über den die Protestanten mit dem Verfasser nie sich einigen werden. Er ist sehr delicater Natur. Es ist die Betrachtung des natürlichen Lebens im Menschen als eines schlechthin widergöttlichen. Der besonnene Protestant scheidet das ethisch-verderbte Wesen des „Fleisches" von den ethisch indifferenten rein physiologischen Beziehungen der Generation. Es läßt sich auf diesen Punkt in einer für ein großes Publikum bestimmten Zeitschrift unmöglich weiter eingehen; aber wenn die Zustimmung zu dem, was der Verfasser S. 48 ausführt, principiell und mit allen Consequenzen, für eine dermaleinstige Verständigung

und Unionirung nothwendig ist, dann bleibt es für den Protestanten sicher bei dem „niemals“. Und wenn schließlich Günther-Melzer Recht hat, daß es ein Irrthum sei, an eine schöne Einstimmigkeit des Wesens des menschlichen Geistes mit der Natur und beider mit Gott zu glauben, und wenn dieser „Irrthum“ „ein Charakteristikon des Heidenthums ist“, so werden, fürchten wir, über kurz oder lang gerade die vernünftigsten unter den Protestanten Heiden sein.

Was des Verfassers Philosophiren über die zukünftige Entwickelung der Völkerfamilie Europas, seine Auffassung historischer Vorgänge wie der Kreuzzüge (S. 69), seine Ansicht über die Sarmatische Beeinflussung unserer Entwickelung betrifft, so wollen wir das alles nicht belächeln, sondern auf sich beruhen lassen.

Breslau. Martin Klein.

Geschichtliche Literatur.

Geschichte der deutschen Kaiserzeit von Wilhelm von Giesebrecht. Fünfter Band, zweite Abtheilung. Leipzig, Duncker und Humblot.

Es giebt in der historischen Literatur, soweit sie sich die Erforschung der mittelalterlichen Geschichte zur Aufgabe gemacht hat, kein Werk, dessen Entwickelung mit gleicher Spannung verfolgt wird wie die Geschichte der deutschen Kaiserzeit von Wilhelm von Giesebrecht. Was man auch in diesem Werke mit mehr oder weniger Recht vermissen mag, darin sind alle einig, daß es der politischen Geschichte jenes Zeitraums die denkbar erschöpfendste Behandlung hat zu Theil werden lassen und daß es für lange Zeit hinaus der einzige Führer sein wird sowohl für den, der noch weiter in's Detail einer historischen Entwickelung einzudringen sucht wie für den, der sich nur mit den Umrissen der deutschen Kaisergeschichte vertraut machen möchte. Man hat es tadelnd hervorgehoben, daß der Verfasser den Einfluß der wirthschaftlichen Verhältnisse auf die Gestaltung der politischen fast gar nicht oder zu wenig erkannt habe, daß die wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen der Zeit nicht genügend berücksichtigt seien, mit einem Worte, daß die Faktoren der geschichtlichen Entwicklung zu sehr vernachlässigt seien gegenüber den Resultaten, als welche man im Allgemeinen die politischen Ereignisse bezeichnen kann. Aber dem gegenüber ist zu bemerken, daß die Ausdehnung der Forschung über die erwähnten Gebiete menschlicher Thätigkeit nur möglich gewesen wäre bei einer Einschränkung auf wenige Jahrzehnte der deutschen Geschichte oder bei einem Verzicht auf eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes; und beides lag offenbar von vorn herein nicht in der Absicht des Verfassers. Man hat es auf der andern Seite stets rühmend hervorgehoben, daß Giesebrecht das gesammte Quellenmaterial in geradezu staunenswerther Weise nutzbar gemacht hat, daß ihm aus der umfangreichen Literatur, welche die dienenartige Thätigkeit der Historiker in den letzten Jahrzehnten hervorgebracht hat, nichts unbekannt geblieben ist; daß die Composition des Werkes durchsichtig, die Gruppirung der Thatsachen bei aller Mannigfaltigkeit gefällig und bei aller Verwicklung klar ist; daß die Darstellung den Meister des Stils verräth und daß die Erzählung von einer edlen, nationalen Gesinnung getragen wird.

Alle diese Vorzüge zeigt auch der vorliegende Band. Er enthält die Fortsetzung der Geschichte Friedrichs I., die Zeit der Kämpfe gegen Papst Alexander III., den Lombardenbund und Heinrich den Löwen. Acht Jahre brauchte Giesebrecht zu seiner Vollendung, obwohl nur fünfzehn Jahre der langen Regierung Barbarossas darin behandelt sind. Aber diese Periode der deutschen Kaiserzeit hat, wie keine andere vorher und nachher, ein reiches, bewegtes, nach allen Richtungen hin gesteigertes Leben des Volkes gesehen. Im Mittelpunkt des Interesses steht die alte, unentschiedene Frage nach den Grenzen der staatlichen und kirchlichen Wirksamkeit; Papstthum und Kaiserthum, jedes kämpft um die Superiorität, und zwar mit einer Heftigkeit, daß man, als es schließlich zu einem nothdürftigen Frieden kommt, nur von zwei auf's äußerste geschwächten Gegnern, nicht aber von einem Sieger und einem Besiegten sprechen kann. In Deutschland selbst tritt ein unseliger Dualismus zwischen dem Kaiser und dem mächtigsten Reichsfürsten hervor, der viele Jahre hindurch die auswärtige Politik des Staates geradezu lähmt. Erfreulich aber ist es zu sehen, wie das Bürgerthum aller

Orten sich seiner Kraft bewußt wird und danach strebt, seine Geschicke selbst zu lenken.

Und gerade in diesem Zeitraum häufen sich die Schwierigkeiten für den Bearbeiter. Denn es fehlt unter den Quellen jede zusammenhängende, auf guter Kenntniß beruhende Darstellung, wie sie für die ersten Jahre Friedrichs in dem bekannten Werke des Bischofs Otto von Freising vorliegt. Da muß Baustein für Baustein mühsam zusammengetragen werden. Wenn es nur dem hochbetagten Verf. gelänge, sein Lebenswerk zu Ende zu führen! Der Dank der Gelehrten und Gebildeten kann ihm für jede Gabe sicher sein. L.

Aegyptische Geschichte von A. Wiedemann. Supplement. Gotha, Friedr. Andr. Perthes.

In den wenigen Jahren, welche seit dem Erscheinen des Wiedemannschen Werkes verflossen sind, haben die eifrigen, namentlich von Franzosen und Engländern betriebenen Ausgrabungen auf dem Boden des alten Aegyptens eine ungeahnte Masse von Denkmälern zu Tage gefördert. Dementsprechend ist auch die Forschung auf dem Gebiet der ägyptischen Geschichte eine außerordentlich rege. Jede Publication bringt Ergänzungen und Berichtigungen in Menge; und der gewissenhafte Historiker, der sein Buch auf der Höhe der Wissenschaft halten will, findet so viel hinzuzufügen, daß die Masse der Noten den Umfang einer stattlichen Broschüre annimmt. Zum Lesen ist das Supplement von Wiedemann nicht eingerichtet; aber wer die beiden Bände seiner ägyptischen Geschichte besitzt, wird dieses Heft nicht entbehren können. L.

Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chaironeia. Von Georg Busolt. II. Theil. Gotha, Perthes.

Der zweite und, wie der Verfasser ankündigt, vorletzte Band, enthält die Darstellung der griechischen Geschichte vom Jahre 500 bis zum Beginne des peloponesischen Krieges. Der ionische Aufstand und die Perserkriege sind im 3. Capitel behandelt.

Während des folgenden Zeitraumes, der Pentekontaetie, spielt die Entstehung und Entwickelung des attischen Seebundes eine hervorragende Rolle; der Organisation des Bundes, den Tributleistungen und der rechtlichen Stellung der Bündner ist ein besonderer Abschnitt gewidmet.

Unter Wahrung der Vorzüge des ersten Theiles hat der vorliegende Band verschiedene Mängel desselben zu beseitigen gewußt. Die ältere, wie die neue und neueste Literatur ist wiederum in anerkennenswerther Vollständigkeit gesammelt und benutzt, und wiederum sind die den einzelnen Paragraphen vorangeschickten literarischen Uebersichten lobend hervorzuheben, welche vielfach eigene quellenkritische Untersuchungen Busolts bieten, z. B. über die Quellen Plutarchs in den Lebensbeschreibungen des Aristeides, Themistokles, Kimon, Perikles. In den Anmerkungen finden sich außerdem auch für chronologische Fragen manche überzeugende Auseinandersetzungen. — Wir können diese griechische Geschichte als ein für jeden wissenschaftlichen Forscher auf diesem Gebiete nützliches, im Ganzen recht zuverlässiges Handbuch empfehlen und wollen den Wunsch hinzufügen, daß bald der dritte Band das Werk zum Abschluß bringe und vornehmlich durch ein ausführliches Register dessen Brauchbarkeit noch erhöhe. sb.

Culturbilder aus dem griechischen Alterthume. III: Die gottesdienstlichen Gebräuche der Griechen und Römer. Von Prof. Dr. O. Seemann. IV: Das Kriegswesen der Alten. Von Dr. M. Fickelscherer. Mit Illustrationen. Leipzig, Verlag des literarischen Jahresberichtes (Arthur Seemann).

Beide Bändchen, deren Preis im Verhältniß zu der vorzüglichen Ausstattung sehr mäßig ist, geben eine sehr klare und faßliche, durch gute Illustrationen — ausschließlich nach antiken Denkmälern — unterstützte Darstellung der genannten Gebiete der alten Cultur. In dem ersten sind die beiden klassischen Völker ausschließlich berücksichtigt; das zweite zieht auch die bekanntesten und bedeutendsten Gegner derselben (Perser, Karthager, Kelten und Germanen) in den Bereich der Betrachtung, während die ältesten Staaten des Orients und Aegypten, die mit ihrer Geschichte wie mit ihren Schriftdenkmälern eine Sonderstellung in der Alterthumswissenschaft einnehmen, ausgeschlossen wurden. Sowohl zur Unterstützung des Schulunterrichts als auch zur Selbstbelehrung sind beide Bändchen warm zu empfehlen. p.

Erzählungen aus der neuen Geschichte in biographischer Form. Von Stacke. 12. Aufl. Oldenburg, Stalling.

Die Vorzüge der in vielen Tausenden von Exemplaren verbreiteten Stacke'schen

Geschichtsbücher, geschickte Auswahl und schlichte Darstellung, theilt auch diese neue Auflage, welche die Zeit von 1492—1815 behandelt. Das Buch eignet sich ganz besonders für Schüler- und Volksbibliotheken. Nur wünschten, wir daß bei den wichtigsten Ereignissen der vaterländischen Geschichte, z. B. der Schlacht bei Leuthen, häufiger Tag und Monat angegeben wäre.

R. J.

Medicin und Naturwissenschaft.

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1887—88. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Freiburg i. B., Herder.

Denjenigen Lesern dieser Zeitschrift, die sich einen Ueberblick über die Fortschritte auf dem Gebiete der Naturwissenschaft verschaffen wollen, wollen wir dieses Jahrbuch von Neuem recht angelegentlich empfehlen. Im Einzelnen bemerken wir, daß namentlich die Capitel „Physik" und „Chemie" sehr übersichtlich gegliedert sind, daß jedoch bei einigen anderen Capiteln eine solche klare Gliederung, die dem Leser das Verständniß erheblich erleichtern würde, fast ganz vermißt wird. Der Abschnitt „Handel, Industrie und Verkehr", dessen Inhalt überhaupt mit den Naturwissenschaften nur in losem Zusammenhang steht, bildet ein besonders lockeres Gefüge in diesem Sinne. Wir würden ein Recept zum Kitten von Metall, Glas und Porzellan, dos ja für manche Fälle des praktischen Lebens von großem Nutzen sein kann, in diesem Zusammenhange gern opfern, wenn uns über dos Gebiet, das durch die Ueberschrift angedeutet wird, von allgemeinen Gesichtspunkten aus ein etwas übersichtlicheres Bild geboten würde. Gegenüber den vielen Vorzügen des Werkes wollen wir diesen kleinen Tadel übrigens nicht zu sehr in den Vordergrund stellen, zumal es ja dem umsichtigen Herausgeber nicht schwer werden dürfte, für die späteren Jahrgänge unserem Wunsche, falls er ihn als berechtigt anerkennt, Rechnung zu tragen.

cht.

Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Von Pfoß. Zweite stark vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. med. Max Bartels. 10 Lieferungen. Th. Griebens Verlag (L. Fernau). Leipzig.

So stolz wir Deutsche darauf sein konnten, ein solches Buch der wissenschaftlichen Welt dorgebracht zu hoben, fast eben so stolz können wir darauf sein, daß so rasch eine zweite Auflage desselben nöthig geworden ist. Als wir vor kaum zwei Johren den großartigen Entwurf und den unerschöpflich reichen Inhalt des Werkes an dieser Stelle rühmten, betrauerten wir bereits den Heimgang des emsigen Verfassers. Nun ist seine Arbeit in würdigster und prächtigster Weise neu erschienen: der neue Herausgeber hat sie nicht bloß bearbeitet und beträchtlich vermehrt, er hat sie in jedem Sinne gefördert, ergänzt und weitergeführt. Jeder Seite des Werkes ist diese vertiefende Nacharbeit zu Gute gekommen, und die ganze Anordnung des überreichen Stoffs hat an Uebersichtlichkeit gewonnen. Eine besondere werthvolle Erweiterung besteht in der Beigabe zahlreicher guter Abbildungen theils im Text, theils auf eigenen lithographirten Tafeln (nach Photographien) — und so ist das „begeisterte Lob", das wir dem Buche schon bei seinem ersten Erscheinen entgegenbrochten, durch die neue Ausgabe noch v rdienter begründet worden.

jl.

Der Hypnotismus und die verwandten Zustände vom Standpunkte der gerichtlichen Medicin von Dr. Dilles de la Tourette. Autorisirte deutsche Uebersetzung; mit einem Vorwort von Prof. Charcot. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Das Juliheft dieses Jahrganges von Nord und Süd brachte aus der Feder des Referenten einen Aufsatz, der über die Frage des Hypnotismus, die seit einiger Zeit wieder in den Vordergrund der Discussion gerückt ist, kurz zu orientiren versuchte. Auch auf die hohe juristische Bedeutung, welche der Hypnotismus und was mit ihm zusammenhängt, unter Umständen haben kann, wurde in dieser Arbeit näher eingegangen. Namentlich hat der Gerichtsarzt, sich mit diesen Fragen zu beschäftigen. Er findet in dem Werk von Dilles de la Tourette, einem Schüler Carcots, ein reiches wissenschaftliches Material, und

es wird ihm ein gewiß oft willkommener Führer durch die vielfach verschlungenen Irrwege sein, die unser Wissen auf diesem Gebiete noch durchwandeln muß. Frankreich, das Mutterland der Nervosität und ihrer Folgekrankheiten, hat dem sorgfältigen Forscher überreichen Stoff geliefert. Denn da, wo Hunderte von Personen sich gewerbsmäßig mit Hypnotismus, Magnetismus, Somnambulismus beschäftigen, wo Somnambulen-Cabinete" im vollen Sinne des Wortes als Handelshäuser mit und ohne Filialen gegründet, durch Kauf veräußert oder vom Vater auf den Sohn vererbt werden, da konnte es nicht ausbleiben, daß dieses Treiben zu den allerschädlichsten Auswüchsen führte. Die französischen Gerichte und die französischen ärztlichen Sachverständigen haben sich denn auch oft mit Vergehen und Verbrechen zu beschäftigen gehabt, die mit dieser socialen Krankheit zusammenhängen. In Deutschland haben, von vereinzelten Ausnahmefällen abgesehen, alle Versuche, diese Modekrankheit zu überpflanzen, die verdiente Abweisung erfahren. Nichtsdestoweniger wird auch bei uns der Arzt sowohl wie der Jurist in dem Studium des Buches von Dilles de la Tourette, das seine Aufgabe in durchaus wissenschaftlicher Weise auffaßt und durchführt, reiche Anregung finden. cht.

Die Diabetes-Cur in Karlsbad. Von Ruff. Rudolf Starkes Buchhandlung in Wien, Karlsbad, Leipzig.

Wen's angeht, der kaufe sich das Büchlein. Es ist ein guter, faßlich geschriebener Rathgeber für Zuckerkranke und vermeidet die beiden Klippen, welchen die Katechismen für Kranke oft ausgesetzt sind: seine Forderungen sind nicht zu lässig, seine Warnungen aber auch nicht von allzu grauer Angst-Malerei begleitet. Dem Speisezettel, der in diesen Fällen eine ganz besondere Sorgfalt verdient, ist gebührende Rücksicht zugestanden. jl.

Gesundheitspflege in Haus und Familie. Praktische Beiträge zur Erhaltung und Förderung der Gesundheit. Von Dr. med. Fr. Dornblüth, prakt. Arzt in Rostock. Stuttgart, Carl Krabbe.

„Allgemeine Kenntniß der Gesundheitslehre ist wichtiger als sanitäre Polizei und Gesetzgebung." Von diesem Grundsatze ausgehend behandelt der Verfasser auf streng wissenschaftlicher Grundlage, aber in gemeinverständlicher Darstellung eine Reihe von Fragen, die täglich in Haus und Familie an die Gesundheitslehre gestellt werden, und zwar so, daß der Verständige Leitung und Richtschnur darin finden kann, um Gefahren, welche seine und seiner Angehörigen Gesundheit bedrohen, abzuwehren und zu überwinden. Es geschieht dies in folgenden Abschnitten: I. Allgemeine Gesundheitslehre. II. Kleidung und Wohnung. III. Nahrung. IV. Kinderpflege. V. Genußmittel. VI. Schulgesundheitspflege. VII. Krankenpflege und Krankheitsverhütung. VIII. Unsere Aerzte. IX. Organisation der Gesundheitspflege. — Ausstattung und Druck sind gut. M.

Musikalische Literatur.

Aus allen Tonarten. Studien über Musik von Heinrich Ehrlich. Berlin, Brachvogel u. Ranft.

Ehrlichs „Studien", eine Fortsetzung der vor 16 Jahren erschienenen „Schlaglichter und Schlagschatten aus der Musikwelt", sind früher in verschiedenen Zeitschriften erschienen und nunmehr zum größten Theile neu redigirt worden. Unter den biographischen Arbeiten verdienen besondere Beachtung die Artikel über Brahms, Robert Franz, Liszt und Gounod. Die Humoristica (Beethoven-Spieler; Kritik, Kritiker und Kritisirte, Operette und Gesellschaft; Bayreuther Blätter vom Jahre 1746) sind fließend und pikant geschrieben und werden sich leicht einen größeren Leserkreis erobern. Die ästhetischen und kulturgeschichtlichen Partien hingegen werden vermuthlich von Parteigängern scharf angegriffen werden; namentlich dürften die Auslassungen über „Richard Wagners religiöse Anschauungen" bei den Freunden des Bayreuther Meisters einer herben Kritik anheimfallen. eb.

Wagner'sche Kunst und wahres Christenthum. Offener Brief an den Hofprediger und Garnisonpfarrer Dr. theol. Emil Frommel von Heinrich Ehrlich. Berlin, Brachvogel u. Ranft.

Ehrlich sucht zu beweisen, daß die Hauptwerke Richard Wagners, mit Ausnahme der „Meistersinger", in keinem Zusammenhange mit dem wahren Christenthume stehen, und daß nur ein sehr starker, wenn auch hier und da edler Irrthum einen solchen Zusammenhang finden könne. Jeder, der über Wagner'sche Kunst ruhig und ohne Voreingenommenheit zu urtheilen im Stande ist, wird sich mit dem größten Theile der Auseinandersetzungen Ehrlichs sehr wohl befreunden können; die Behauptung aber, daß gerade den „Meistersingern" wahrhaft religiöse Bedeutung zugesprochen werden müsse, wird auf starken Zweifel stoßen. eb.

Führer durch den Concertsaal von Hermann Kretschmar. II, 1: Kirchliche Werke (Passionen, Messen, Hymnen, Psalmen, Matetten, Cantaten). Leipzig, A. G. Liebeskind.

Der vorliegende Band schließt sich dem im vorigen Jahre erschienenen, welcher die Sinfonie und Suite behandelte, würdig an. Die einschlägigen Werke sind nahezu vollständig aufgeführt und kritisch analysirt. Die den einzelnen Gruppen vorangehenden Einleitungen enthalten in knapper Form die Resultate werthvoller historischer Forschungen. Der Verfasser beschränkt sich nicht auf die allgemein bekannten Werke, sondern zieht auch manniger Zugängliches in den Kreis seiner Untersuchungen. eb.

Franz Liszt. Erinnerungen einer Landsmännin von Janka Wahl. Deutsche Originalausgabe. Jena, H. Costenoble.

Die Verfasserin nennt ihr ursprünglich in französischer Sprache erschienenes Buch „anspruchslose Aufzeichnungen", bei denen sie absichtlich mehr den Menschen als den Künstler Liszt in's Auge gefaßt habe. Das Werkchen enthält neben längst Bekanntem manches Neue und zum Theil auch Interessante. Das Gesammtbild, welches wir uns von dem Charakter des genialen Claviertitanen machen, wird dadurch allerdings nicht wesentlich verändert. Daß Frau Janka Wohl sehr viel und mit hochgradigem Wohlgefallen von sich selbst spricht, mag ihr verziehen werden; sie hätte allerdings gut daran gethan, nicht Alles, was Liszt zu ihr (mitunter stark sarkastisch) gesprochen, für baare Münze zu nehmen. Gänzlich überflüssig aber sind die geistreich sein sollenden eigenen Aperçus der Verfasserin. So spricht sie z. B. S. 112 über die ungarische Sprache gelassen die großen Worte aus: „Diese schöne, sonore, so cadenzirte und machtvolle Sprache entzieht sich einem oberflächlichen Studium, wie es zur Erwerbung der lateinischen Sprachen genügt." Ob Frau Janka Wohl jemals Latein gelernt hat? Daß sie mit der deutschen Sprache auf etwas gespanntem Fuße steht, erhellt aus obigem Satze nur zu deutlich. eb.

Friedrich Wieck. Ein Lebens- und Künstlerbild von Dr. Adolph Kohut. Mit zahlreichen ungedruckten Briefen. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Der Werth des Buches beruht weniger in den Mittheilungen über das Leben und die Wirksamkeit des bekannten Clavier- und Gesangpädagogen Friedrich Wieck, als in den zum Theil neuen und interessanten Beiträgen für die nähere Kenntniß seiner beiden Töchter Marie Wieck und Clara Schumann, sowie seines Schwiegersohns Robert Schumann. Zahlreiche bisher ungedruckte Briefe von Robert und Clara Schumann, Meyerbeer, Marschner, Spohr, Jenny Lind, Pauline Lucca u. A. bilden angenehme und anregende Zugaben. Besonders wichtig sind die auf Seite 97 bis 105 zum ersten Male abgedruckten 9 Briefe von Ernestine von Fricken, der Jugendgeliebten R. Schumanns. eb.

Die Bedeutung der Musik im socialen Leben des deutschen Volkes. Von Ludwig Meinardus. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Eine unbedeutende und bis auf einige schiefe musikalische Bemerkungen sogar harmlose Broschüre. eb.

Elementarbuch der musikalischen Harmonie- und Modulationslehre. Zum unterrichtlichen Gebrauche in Musikinstituten, Seminarien u. s. w. und zur Aufklärung für jeden Gebildeten von Otto Tiersch. Berlin, Verlag von Robert Oppenheim.

Beim modernen Musikunterricht wird leider noch immer die Theorie höchst stiefmütterlich behandelt. Die bis zur Zerrüttung des Nervensystems führende Technik steht überall im Vordergrunde. O. Tiersch's Elementarbuch, welches sich die Aufgabe stellt, die wichtigsten musikalischen Fragen nach dem Standpunkte der

heutigen Theorie und Praxis in der Tonkunst allgemein verständlich darzustellen, ist, obwohl man dem Verfasser nicht in allen Stücken wird beistimmen können, demnach geeignet, denjenigen, welchen es bei ihrem Musiktreiben um Höheres zu thun ist, als um die Ausbildung der mechanischen Finger- und Kehlfertigkeit, ein sicherer und anregender Führer zu sein. eb.

Handbuch der Theorie der Musik. Von C. F. Weitzmann. Herausgegeben von Felix Schmidt. Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin (Richard Schoetz).

Dem vorliegenden Handbuche liegt Bowmans „Manual of Musical Theory" zu Grunde, welches zuerst 1876 (nach O. Lessmanns Vorwort 1877) in New-York erschien und die volle Anerkennung Weitzmanns gefunden hat. Bekanntlich war Weitzmann der erste Theoretiker, der für die künstlerischen Ideen der neudeutschen Schule in die Schranken trat und die praktischen Errungenschaften Liszts und Wagners logisch begründete. Das aus vier Theilen (Elementarcursus, Harmonielehre, einfacher Contrapunkt, Compositionsformen) bestehende Buch enthält in gedrängter und doch stets klarer Darstellung alles Wissenswerthe aus dem Gebiete der Theorie. Es ist keine pedantische und zopfige Grammatik, sondern ein dem musikalischen Fortschritt huldigendes streng wissenschaftliches Lehrbuch. eb.

Bibliographische Notizen.

Mustersammlung von Holzschnitten. Aus englischen, nordamerikanischen, französischen und deutschen Blättern. Vollständig in 10 Lieferungen à 3 Mark. Berlin, Franz Lipperheide.

An das Preis-Ausschreiben für Zeichnungen, welches die Illustrirte Frauen-Zeitung vor einiger Zeit erlassen hatte, schloß sich die Herausgabe einer Mustersammlung von zweiundachtzig Holzschnitten an, deren Schluß-Lieferung jetzt erschienen ist. Dieselbe enthält die mit den Preisen von 3000, 2000 und 1000 Mark prämiirten sowie eine Reihe anderer hervorragender Blätter aus der Concurrenz, welche zuvor in der Frauen-Zeitung publicirt wurden. Die Originale waren unter regem Interesse des Publikums in zehn Städten Deutschlands und Oesterreichs ausgestellt. Es ist schwer, unter den sehr mannigfachen Darstellungen einige besonders hervorzuheben, aber auch außer den preisgekrönten Arbeiten enthält die Sammlung höchst interessante Blätter. Wir nennen z. B. Nr. VIII. der letzten Lieferung (Fritz Kallmorgen, Winter in Westend zu Karlsruhe) als ein Blatt, in welchem die Eigenthümlichkeit des Holzschnittes in vollendetster Weise zur Wirkung kommt. Bei anderen, wie Hans Bartels, Heringsfischer auf Mönchgut (Lief. 10, Blatt 4), überrascht die geniale Kühnheit, mit welcher auch die Schwierigkeiten, die ein spröder Stoff — Wellen und Wolkenbildungen — der Holzschnitttechnik bereitete, überwunden sind. Die Sammlung eignet sich vorzüglich zu einem werthvollen Festgeschenk. R.

Platons Apologie, Kriton, Phaidon. Uebersetzt von Hermann Zimpel. Breslau, Max Woywod.

Schleiermacher, den man gewöhnlich — und zwar mit Recht — den „classischen" Uebersetzer Platons nennt, hat einmal gesagt (in der hübschen kleinen Schrift: „Die verschiedenen Methoden des Uebersetzens" 1813), es gebe zwei völlig verschiedene Arten des Uebersetzens. Die eine sei bestrebt, den deutschen Leser zum Original hinzuführen, d. h. ihm das Original so darzubieten, daß die durch die Ursprache und Denkart bestimmte Eigenthümlichkeit möglichst gewahrt bleibe. Die andere aber trachte danach, das Original zum deutschen Leser hinzuführen, d. h. mit Vermeidung aller in unserer Sprache und Zeit ungewöhnlichen Ausdrucksweisen den Gedankeninhalt des Originalschriftstellers so wiederzugeben, wie derselbe ihn, wenn er jetzt unter uns lebte, heute in gutem Drutsch ausdrücken könnte.

Wer sich mit der Uebersetzungsliteratur, die seit ca. 100 Jahren in Deutschland in überreicher Fülle erschienen ist, etwas eingehender beschäftigt, der wird leicht erkennen, daß früher die erste der angedeuteten Neigungen bei Weitem vorherrschte, während in jüngster Zeit die zweite immer entschiedener hervortritt. Bei Uebersetzungen der griechischen und römischen Schriftsteller waren es im vorigen Jahrhundert nur Wieland und Schiller, welche in Ausdruck und event. Versform eine modernere Färbung mit zum Theil sehr großer Freiheit anstrebten; J. H. Voß, der lange

Zeit tonangebend blieb, kam in seinen vielen Uebersetzungen immer stärker in den strengen, manchmal fast undeutschen „Classicismus“ hinein; und diese Richtung beherrscht mehr oder weniger, wie den Platonübersetzer Schleiermacher, so auch die älteren Uebersetzer der griechischen Tragiker und Komiker. Dagegen haben in neuester Zeit namentlich R. Westphal (Catull, Aristophanes, griechische Lyriker) und Karl Bruch (Sophokles, Breslau 1879 ff.) sprach- und formgewandte Uebersetzungen der zweiten Art hervorgebracht. In ähnlicher Weise läßt sich auch bei den älteren und neueren Uebersetzern des Shakespeare, des Dante, ebenso ferner bei den noch keinem recht gelungenen Uebertragungen der altdeutschen Dichtungen der Streit jener beiden Richtungen sehr deutlich erkennen.

Die neue Uebersetzung der drei auf das Ende des Sokrates bezüglichen Platonischen Dialoge, welche — mit einer gut orientirenden Einleitung — in dem vorliegenden Bändchen vereinigt sind, stellt sich ganz entschieden auf die Seite der zweiten Richtung, auf die äußerste Linke der Uebersetzer, wenn man so sagen darf. Sie will vor allen Dingen dem modernen Leser, auch dem nicht classisch gebildeten, verständlich sein und es diesem möglich machen, von einer der erhabensten und denkwürdigsten Gestalten der Weltgeschichte, von Sokrates, sich ein auf Lectüre der Schriften seines größten Schülers beruhendes Bild zu machen. Vielleicht geht Herr Zimpel etwas zu weit, wenn er selbst die Formen der Anrede bei der gerichtlichen Verhandlung den modernen annähert; wenn er also den Sokrates nicht zu den „Männern von Athen“, sondern zu „seinen verehrten Mitbürgern“, zu den „Herren Richtern“ und „Herren Klägern“ sprechen läßt. Der ganze Proceß des Sokrates wäre vor einem modernen Gerichtshof schwer denkbar, und so könnten auch die Umgangsformen in der Uebersetzung ein etwas alterthümlicheres Gepräge behalten. Aber der Hauptinhalt der Reden und Erzählungen ist treffend und in gutem Deutsch wiedergegeben, und so erscheint uns das handliche und gut ausgestattete Bändchen wohl geeignet, seinen Zweck zu erreichen. hp.

Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. In zeitlicher Folge zusammengestellt von Th. Vogel. Leipzig, Teubner.

Der Dichter besaß, wie jeder einigermaßen mit seinen Werken Vertraute weiß, ein tiefreligiöses Gefühl, welches freilich nicht mit kirchlicher Rechtgläubigkeit gleichbedeutend ist. Vogel hat mit großem Fleiße aus Goethes Werken, Briefen und Gesprächen alle die Aeußerungen ausgezogen, welche sich auf das Verhältniß des Menschen zu Gott und dem Göttlichen beziehen, und so ein Buch geliefert, welches manchem Leser den Dichter in neuem Lichte zeigen, jedem einen erhebenden Genuß bereiten wird. R. J.

Sprache ohne Worte. Von Rudolf Kleinpaul. Idee einer allgemeinen Wissenschaft der Sprache. Leipzig, Friedrich.

Nicht ohne Kopfschütteln wird man den Titel und das Vorwort lesen; aber schon das Inhaltsverzeichniß zeigt die Absicht des Verfassers klarer, und ist man erst im ersten Capitel, so liest man mit großem Behagen weiter. Belehrend, ohne trocken zu werden, führt uns K. eine erstaunliche Menge von Beobachtungen vor, wie seit den ältesten Zeiten aus gewissen Erscheinungen auf die Zukunft geschlossen wird, wie die verschiedensten Völker sich der Sinnbilder bedienen, um ihre Gedanken ohne Worte auszudrücken. Er behandelt weiter die Physiognomik, weist nach, wie schon das Aeußere des Menschen seine Nationalität, seine Beschäftigung, seine Schicksale verräth, wie wir Liebe, Verehrung, Verachtung ꝛc. durch Gebärden ausdrücken, wie Orden und Wappen eine ganze Erzählung ersetzen, und wie endlich aus der Bildersprache die Buchstabenschrift hervorgegangen ist. Das Buch, welches ein gut Theil Sittengeschichte enthält, liest sich ebenso ergötzlich wie Weders Demokrit, ist aber auch ebensowenig wie dieses für Töchter geeignet. R. J.

Berliner Neudrucke. Erste Serie. Band II. Friedrich Nicolais kleyner feyner Almanach. 1777 und 1778. Zweiter Jahrg. Herausgegeben v. Georg Ellinger. Berlin, Gebr. Paetel.

Jedem Freunde der Literaturgeschichte wird dieses Bändchen hochwillkommen sein. Die Einleitung Ellingers ist auch für weitere Kreise bestimmt, der Gelehrte wird für die Bemerkungen über die Gestaltung des Textes und den Quellennachweis dankbar sein. R. J.

Mensa-Cultus. Pädagogische Ketzereien eines Unberufenen Hamburg, Verlagsanstalt (vormals J. F. Richter).

Wenn man auch überzeugt sein darf, daß diese Schrift in den Kreisen der alten

Philologen vielfachem Widerspruch begegnen wird, so wird man doch zugeben müssen, daß sie sehr beachtenswerthe Gedanken enthält. Namentlich verdienen die Vorschläge, welche der Verfasser (Th. Duimchen) für die künftige Gestaltung unseres höheren Schulwesens macht, eine unbefangene Prüfung. Es erscheint uns gar nicht unmöglich, einen Theil derselben wirklich auszuführen. Namentlich billigen wir den Gedanken, daß in den Sprachen die Grammatik der Lectüre folgen und nicht vorausgehen möge. Ferner sind wir mit dem Verfasser einverstanden, wenn er im Geschichtsunterricht das Detail desto mehr vermeiden will, je weiter eine Periode zurückliegt. Auch die Forderung, den wissenschaftlichen Unterricht mit körperlichen Uebungen — die in weiterem Sinne gefaßt werden als bisher — wechseln zu lassen und die häuslichen Arbeiten auf den unteren Stufen ganz abzuschaffen, auf den oberen auf größere freie Arbeiten (Aufsätze) einzuschränken, ist sehr berechtigt. Ueber Anderes läßt sich streiten. Dennoch empfehlen wir die von sittlichem Ernst getragene Schrift der Beachtung Aller, die für das Wohl der kommenden Geschlechter ein Herz haben. K. J.

Märchen und Sagen des estnischen Volkes. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von Harry Jannsen. Lieferung 2. Riga, N. Kymmel; Leipzig. C. F. Fleischer.

Das Erscheinen der ersten Lieferung der estnischen Sagen und Märchen im Jahre 1881 wurde von Max Müller in Oxford beifällig begrüßt. Auch die zweite Lieferung darf einer freundlichen Aufnahme sicher sein; auch sie wird dazu beitragen, das in den letzten Jahrzehnten erkaltete Interesse für estnische Sprache und Litteratur, das s. Z. durch die Publicationen der „Gelehrten Estnischen Gesellschaft", namentlich durch die Herausgabe des Epos „Kalewipoeg", so mächtig angefacht worden war, auf's Neue zu beleben. Der Herausgeber hat seine Sammlung nicht nur für den engen Kreis von Mythenforschern, sondern für ein größeres Lesepublikum bestimmt, das den Reiz volksthümlicher Märchendichtung zu genießen fähig ist. Er hat es deshalb unterlassen, einen kritischen Sachcommentar beizufügen; die zu den einzelnen Stücken gegebenen Anmerkungen sind wesentlich zur Orientirung für den Laien bestimmt. Aber auch dem Gelehrten bieten die vorliegenden Märchen, die einen Zusammenhang mit dem zertrümmerten Mythus der Vorzeit und ein inniges Verwachsensein mit dem Boden, dem sie entsprossen, erkennen lassen, ein schätzenswerthes Material für die Erledigung der Fragen nach dem Ursprung der einzelnen Märchenstoffe. ow.

Wilhelm Meister. Eine Berliner Geschichte von Heinrich Landsberger. Leipzig, Friedrich.

„Realismus im Frack" nennt der Verfasser das Princip seiner Darstellungen. Sein Realismus trägt auch noch Glacéhandschuhe und ist salonfähig; es sitzt ihm sogar ein gut Theil Romantik im Nacken, und mit dem „großen Vorbild" hat derselbe einfach gar nichts gemeinsam. Dennoch ist der Einfluß der Franzosen unverkennbar, wenn auch nicht im Stoffe, so doch in der Form. Landsberger besitzt esprit, jenes prickelnde Etwas, dem wir nicht allzuhäufig in der deutschen Novellistik begegnen; auch gemahnt die minutiöse Detailmalerei in seinen Schilderungen an französische Vorbilder. Das Junggesellen-Interieur Wilhelm Meisters ist mit solcher Anschaulichkeit beschrieben, daß wir das Teppichmuster nachzeichnen könnten, und in der Aufzählung all jener Luxusgegenstände, die der moderne Geschmack in einem Salon für unentbehrlich hält, erläßt uns der Verfasser auch nicht ein Stück. Dieselbe Breite finden wir in der Beschreibung culinarischer Genüsse. Alle diese Aeußerlichkeiten nehmen nach unserem Geschmacke zu viel Raum ein; dagegen möchten wir die vortreffliche Charakterisirung der handelnden Personen rühmend erwähnen. Namentlich der Contrast der beiden Frauencharaktere tritt wirkungsvoll hervor.

Aber warum nennt der Verfasser seine Novelle eine „Berliner Geschichte? Weil sich dieselbe zwischen Bellevue- und Jägerstraße abspielt? vielleicht auch deshalb, weil die Gesellschaft bei Banquier Ellar Portraits aus der Berliner Künstler- und Schriftsteller-Welt mit solcher Deutlichkeit aufweist, daß man sich versucht fühlt, unter jedes einen Namen zu setzen? Aber die eigentlich handelnden Personen sind doch durchaus international, und Alles, was in dieser Novelle geschieht, könnte in jeder Großstadt sich ereignen. mz.

Im Banne der Erinnerung. Novellen von Elise Polko. Breslau-Leipzig, S. Schottlaender.

Die bekannte sinnige und gemüthvolle Schriftstellerin hat in diesem hübsch ausgestatteten Bändchen eine Reihe kleiner Erzählungen und Schilderungen gesammelt,

die sich namentlich zur anregenden Lectüre für junge Mädchen vortrefflich eignen. O.

Die goldene Zeit. Neue Geschichten aus der Heimat von Heinrich Seidel. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Vier reizende kleine Novellen; wir könnten auch sagen: Charaktergemälde in demselben Sinne, in dem weiland Engels „Herr Lorenz Stark" diesen Namen führte, aber mit Farben unserer Zeit gemalt; oder auch: Idyllen, aber nicht in J. H. Voßschen Hexametern, sondern in sehr guter und klarer Prosa geschrieben — und wir würden doch die besondere Eigenthümlichkeit dieser ungemein anziehenden Erzählungen nur andeutungsweise bezeichnen.

Die Ausstattung ist dem Inhalt durchaus angemessen. O.

Ideale Lebensbilder in Dichtersprüchen. Eine Gabe für das Frauenherz, zusammengestellt von E. Rudorff. Gotha, F. A. Perthes.

Ansprechende Sammlung lyrischer Gedichte, meist von Dichtern der neuesten Zeit. Zu Confirmations- und Festgeschenken geeignet. O.

Wunderliche Leute. Kleine Erzählungen von Paul Lindau. Breslau, S. Schottlaender.

Es ist sehr unrichtig, was man manchmal behaupten hört, daß unsere Zeit keine Originale mehr hervorbringe. Wer das richtige Auge dafür hat, der findet sie auch in unserem modernen Leben, im bewegten Treiben der Großstadt ebenso wie im beschränkten kleinstädtischen Kreise; und wer mit klaren Blick die Gabe fesselnder Darstellung verbindet, der kann originelle Charaktere auch jetzt noch so abschildern, daß man die Personen leibhaftig zu sehen glaubt und an ihren Erlebnissen Antheil nimmt.

Solche interessanten Menschen beiderlei Geschlechts macht unser Herausgeber hier dem Leser bekannt. Auch wer die Helden der drei ersten Geschichten, den „Freund Hilarius", die „kleine Madonna" und den „Collegen Schnabel" bereits aus den früheren Heften von „Nord und Süd" kennt, wird das hübsche Bändchen, in welchem sie jetzt mit einer vierten Skizze „in einer Droschke zweiter Klasse" vereinigt vorliegen, gern zur Hand nehmen.

Der Spion. Historischer Roman aus der Geschichte des heutigen Rußland von Julius Grosse. Dresden, Pierson.

Julius Grosse erzählt uns im „Spion", was im Jahre 1825 sich in Rußland zugetragen; er berichtet gewissermaßen die Vorgeschichte des Todes Alexanders I. und die Unterdrückung des Militäraufstandes durch Nicolaus I. Wie Grosse erzählt, ist wohlbekannt; er fesselt immer und verfällt nie in den Fehler so vieler Romanschriftsteller, theils zu breit, theils zu flüchtig zu sein. Von Anfang bis zu Ende bietet der „Spion" eine unterhaltende Lectüre, die uns aber oft genug noch ernsthaft zu denken und tief zu empfinden Gelegenheit giebt. W.

Neue Jugend. Novelle in Versen von Ludwig Fulda. Frankfurt a. M. C. Könitzer.

Ueber das Genre, das Ludwig Fulda, vertritt, läßt sich streiten; mit den theoretischen Kunstforderungen tritt die Erzählung in Versen, wie er sie darbietet, oft in schroffsten Widerspruch. Der Stammbaum dieses Genres reicht zurück bis Ariost; in der Neuzeit vertreten Paul Heyse und Graf Schack es als Meister — sie Beide sind auch deutlich die Vorbilder für die „Neue Jugend." Ungemein fesselnd, pikant anregend wirken diese ottave rime, in denen Fulda erzählt; wir finden, daß er seinen Mustern wirklich recht nahe gekommen ist. W.

Lieder und Bilder von J. J. Honegger. Der Lieder dritte Auflage, vollständig umgearbeitet. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

An und für sich ist es hochinteressant, den rühmtich bekannten Cultur- u. Literarhistoriker, den anerkannten Kritiker Honegger als Dichter begrüßen zu können — wir wenigstens müssen offen gestehen, daß wir von seiner früher erschienenen Gedichtsammlung nichts gewußt. Und nun liegt sie vor uns, als giltiger Beweis, daß gewiß und wahrhaftig Honegger auch über dichterische Kraft, über Tiefe und Innigkeit der Empfindung und des Tones zu gebieten hat. Freilich, recht ungleichwerthig sind seine Dichtungen, es ist, als ob nicht immer die Muse ihm günstig wäre; was aber gelungen ist in dieser Sammlung, ist reicher Anerkennung werth und entschädigt vollauf für den Weg bis dahin. W.

Gorgonenkämpfe. Ein realistischer Romanzero von Franz Held. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Es läge nahe, bei diesen Gedichten der Eigenart des „jüngsten Deutschland", zu dem der Dichter zählt, überhaupt zu gedenken. Wir finden hier diese moderne Richtung in frappanten Zügen, sowohl in

ihren Vorzügen wie in ihren Mängeln. Der Raum erlaubt uns leider nicht, hierüber ausführlicher zu werden. Wir erkennen dem Dichter poetiſche Größe und Leidenſchaft zu, er gebietet über elementare Kraft die uns feſſelt und in ihren Bann nimmt; aber das Craſſe ſcheint ihm Lebenselement zu ſein, und die Darſtellung der Sinnlichkeit wird ihm oft Selbſtzweck, während ſie doch nur poetiſches Motiv ſein darf. W.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Beſprechung eingegangene Bücher.

Bachem a Novellensammlung, 34: H. v. Freyenſtein, Dativ; A. Holm, Heldin der Saison. Köln, J. P. Bachem.

Bielitzko, K., Weltgericht Tragödie. Leipzig, W. Friedrich.

Brinkmann, Dr. Justus. Kunſt und Handwerk in Japan. Erſter Band. Mit 225 Illuſtrationen. Berlin, R. Wagner.

Budde, E. Erfahrungen eines Hadſchi. Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow.

Burnett, F. H., Der kleine Lord. Autor. Uebers. a. d. Engl. von E. Becker. Salon-Ausgabe. Stuttgart, J. Engelhorn.

Champagner-Geiſt. Lieder und Luſtſpiele franzöſiſcher Maeſter. Uebertragen von Sigmar Nehring. Berlin, Verlag von Sigmar Nehring.

Conway, H., Eine Familiengeſchichte. Autoriſ. Uebers. a. d. Engl. von N. Rümelin. Salon-Ausg. Stuttgart, J. Engelhorn.

Costenoble, Carl Ludwig. Tagebuchblättar. Aus dem Burgtheater 1818—1837. Mit Portrait. Zwei Bände. Wien, Carl Knuegen.

Carneilla. Deutſche Elternzeitung. 50. Band. 1. Heft. Leipzig, Otto Spamer.

Cornill, C. H., Entſtehung des Volkes Israel u. ſ. nationalen Organiſation. (Sammlung gemeinverſtändl. wiſſenſchaftl. Vorträge, Heft 60). Hamburg, Verlagsanſtalt & Druckerei. A. G. (vormals J. F. Richter).

Croker, B. W., Die hübſche Miss Navilla Uebers. von E. Becker. Salon-Ausg. Stuttgart, J. Engelhorn.

Deutſche Dichtung. Herausg. von K. E. Franzos. V, 2. 3. Dresden, L. Ehlermann.

Deutſche Jugend. Neue Folge. Band VII. Heft 1. Stuttgart, Gebr. Kröner.

Deutſche Encyklopädie. Ein neues Univerſallexicon für alle Gebiete des Wiſſens. Lief. 19—23. Leipzig, F. W. Grunow.

Dieffenbach, G. Chr., Neſthäkchens Zeitvertreib. Ein Bilderbuch für unſere Kleinſten. Mit 50 bunten Bildern und 45 Liedern und Reimen. Bremen, M. Heinſius.

Dieskau, M. v., Eine Quedlinburger Aebtiſſin. Quedlinburg, Chr. Friedr. Viaweg.

Ebeaſee, O., Frühe Gräber. 8 Novellen. Berlin, W. Roſenbaum & Hart.

Eichendorff, J. v., Gedichte. Für die Frauenwelt ausgewählt von Clara Brann. Mit Illuſtrationen. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Engelhorns allg. Romanbibliotbek V, 3: A. Daudet, der Unſterbliche. Uebers. von Emmy Becker. Stuttgart, J. Engelhorn.

Erich, O, Studenten-Tagebuch. 2. Aufl. Zürich, J. Schabelitz.

Ernſt II., Herzog von Sachſen-Coburg-Gotha. Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Zweiter Band. Berlin, Wilhelm Hertz.

Eſchſtruth, N. v., Wandelbilder. Novellen und Skizzen. Jena, Coſtenoble.

Flach, Joh., Die Reform der Univerſitäten. Hamburg, Verlagsanſtalt (J. F. Richter).

Frank, Der Kampf um's Glück. Roman. Berlin, Freund & Jeckel (Carl Freund).

Friedmann, A., Lieder des Harzens. Berlin, Roſenbaum & Hart.

Gabelli, A., Rom und die Römer. Aus dem Italieniſchen überſetzt von Rud. Lange.

Garborg, A., Bauernſtudenten. Erzählung. Aus der „Landsmaal“, dem norwegiſchen Volksdialect, übertragen von E. Brauſewetter. Autor. Ausgabe. Budapeſt, G. Grimm.

Gosseeh, H., Heiſſes Blut. Roman aus der franzöſiſchen Provinz. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabeliz).

Hahn, Otto, Perpetua. Ein Trauerſpial aus der Zeit der erſten Chriſten. Tübingen, H. Laupp'ſche Verlagsbuchh.

Heine, H., Neue Gedichte. Letzte Gedichte. Stuttgart, C. Krabbe.

Helberg, H., Liebeswerben und andere Geſchichten. Leipzig, Wilh. Friedrich.

Hermann, R., Straßburg. Hiſtoriſches Schauſpiel. Berlin, Friedr. Luckhardt.

Hetzel, H., Leiden und Thaten der Frauen im Kriege. (Sammlung gemeinverſtändl. wiſſenſchaftl. Vorträge, Heft 59). Hamburg, Verlagsanſtalt (vorm. J. F. Richter).

Himmel und Erde. Populäre illuſtrirte Monatsſchrift. Herausg. von der Geſellſchaft Urania. Redacteur Dr. M. Wilh. Meyer. 1. Jahrgang. Heft 1. Berlin, H. Paetel

In Luft und Sonne. Künſtler- und Selbſtſchrift-Albnm. (Reinertrag für die Ferienkolonien Deutſchlands.) Berlin, I. H. Scherer.

Jannsen, H., Märchen und Sagen des eſtniſchen Volkes. Zweite Sammlung. Riga, N. Kymmel; Leipzig, C. A. Fleiſcher.

Kamp, G., Armeeliedlieder. Dritte Auflage. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer.

Keller, L., Johann von Staupitz und die Anfänge der Reformation. Leipzig, S. Hirzel.

Kirchbach, Der Menſchenkenner. Luſtſpiel in 4 Aufzügen. Dresden, L. Ehlermann.

Kolb, Fr., Die Offenbarung betrachtet vom Standpunkte der Kabbala. Leipzig, G. Fock.

Koopmann, W., Die Kunſt und das Schöne Caſſel, A. Freyſchmidt.

Lage, B. v. d., Kaiſerin Friedrich und ihr Wirken für Vaterland und Volk. Gera und Leipzig, Th. Hofmann.

Labmann, J. F., Auf den Tod Kaiſer Friedrichs. Dichtung. Breman, H. W. Silomon.

Land, H., Stiefkinder der Geſellſchaft. Zweite Auflage. Berlin, A. H. Friad & Co

Langegg, F. A. v., El Dorado. Geſchichte der Entdeckungsreiſen nach dem Goldlande im XVI. und XVII. Jahrh. Leipzig, W. Friedrich.

Lehmann-Filhés, M., Isländiſche Volksſagen. Aus der Sammlung von Jón Arnason ausgewählt und aus dem Isländiſchen überſetzt.

Liebold, A., Unterricht im Thierreich für unſere Kleinen. Mit Bildern von H. W. Schmidt. Leipzig, E. Twietmeyer.

Lindau, Paul, Helene Jung. Salon-Ausgabe. Stuttgart, J. Engelhorn.

Lübke, W., Geſchichte der Deutſchen Kunſt v. d. früheſten Zeiten bis zur Gegenwart. Lief. 5—7. Stuttgart, Ebner & Seubert (Paul Neff).

Lüthi, H., Erinnerungen an ſeine fünfjährige Dienſtzeit in der franzöſ. Fremdenlegion. Bern, R. Jeuni.

Lucifer, Kometenbriefe. Jena, H. Costenoble.

Marshall, W., Die Tiefsee und ihr Leben. Nach den neuesten Quellen gemeinfaßlich dargestellt. Mit 4 Tontafeln und 114 Abbildungen. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

Meer, A., Bleibe fromm und gut. Vermächtnis Kaiser Friedrichs III. an die deutsche Jugend. Breslau, Goerlich u. Coch.

Memini, Marchesa d'Arcelin. Erster Band. (Engelhorns allgem. Romanbibl. V. Jahrgang, Band 5). Stuttgart, J. Engelhorn.

Mosen, G., Im Dämmerlicht und Sonnenschein. Gedichte. Zwickau, Ernst Bär.

Müller, Richard, Montecci. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Kössling (H. Graf).

Münz, S., Aus dem modernen Italien. Studien, Skizzen und Briefe. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt (Rütten & Loening).

Musikalischer Haus- und Familienkalender für 1889. Leipzig, E. Eulenburg.

Natzmer, Gneomar Ernst von, Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer. IV. Aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV. II. Theil: 1848—1861. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Oberleitner, K., Abin Hamad. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Wien, W. Frick.

Ohnet, G., Der Hüttenbesitzer. Autor. Uebers. a. d. Französ. von J. Linden. Salon-Ausg. Stuttgart, J. Engelhorn.

Onida, Lady Dorotheas Gäste. Roman. (Engelhorns allg. Roman-Bibliothek. V. Jahrgang, Band 4.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Posser, A. v. d., Hermann v. Gilm. Sein Leben u. seine Dichtungen. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Paulus, Ed., Der neue Merlin. Ein Gedicht a. d. nächsten Jahrhundert. Stuttgart, Karl Krabbe.

Pecht, F., Geschichte der Münchener Kunst im 19. Jahrhundert. Mit 40 Bilderbeilagen und zahlreichen Textabbildungen. München, F. Bruckmann.

Pfau, Ludwig, Kunst und Kritik. Aesthetische Schriften. Vierter Band: Freie Studien: Die Kunst im Staat. Dritte durchgesehene Auflage. — Sechster Band. Literarische und historische Skizzen. Zweite Auflage. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.

Pipirs, G., Käthe. Novelle. Riga, Jonck und Poliewsky.

Polybiblion. Revue bibliographique universelle. I. partie littéraire. II. partie technique. Livraisons d'octobre 1888. Paris, 2 et 5 rue St. Simon.

Port, Frieda, Gedichte. Berlin, W. Hertz.

Portrait-Gallerie, Schweizerische. Heft 2. Zürich, Orell Füssli & Co.

Redwitz, Marie v., Ost und West. Novellen. Berlin, W. Hertz.

Rehburg, E., Konrad. Epos aus der Reformationszeit. Hamburg, Kittler'sche Buchh.

Rosegger, P. K., Ausgewählte Werke. Mit 600 Illustrationen. Lief. 22—30. Wien, A. Hartleben.

Rosegger, P. K., Jakob der Letzte. Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Schanz, M., Brasilianische Reiseskizzen aus dem Jahre 1887. Leipzig, Rossberg'sche Buchh.

Scharling, H., (Nicolai Sverre der Priester. Eine norwegische Königsgeschichte aus alter Zeit. Deutsch von S. J. Willatzen. Bremen, M. Heinsius.

Schmaltz, R., Deutsches Brautwerben. Eine Polterabend-Dichtung in vier Bildern. Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin.

Schmidt, K., Geschichte der Pädagogik. 4. Auflage, vielfach vermehrt und verbessert, von Fr. Dittes und E. Hannak. I. Band. Köthen, P. Schettler.

Schmitz, M., Carmen Sylva und ihre Werke. Mit Portrait. Neuwied, Heuser.

Springer, A., Grundzüge der Kunstgeschichte. Textbuch zur Handausgabe der Kunsthistorischen Bilderbogen. III. Die Renaissance in Italien. Leipzig, E. A. Seemann.

Stern, A., Geschichte der Weltlitteratur in übersichtlicher Darstellung. Lief. 8—11 (Schluss). Stuttgart, Rieger.

Stöckle, J., Ich fahr' in die Welt. Jos. Victor von Scheffel, der Dichter des fröhlichen Wanderns und harmlosen Geniessens. Zweite Auflage. Paderborn, Ferd. Schöningh.

Tausend und eine Nacht. Arab. Erzählungen, treu übersetzt von Prof. G. Weil. 3. Abdruck. Liefg. 1. 2. Stuttgart, Rüger.

Tolstoj, Graf Leo, Polikuschka. Eine Erzählung. Aus dem Russischen übers. von Ida Brendel. Neubrandenburg, C. Brünslow.

Valentin, V., Ueber Kunst, Künstler und Kunstwerke. Mit Illustrationen. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt (Rütten & Loening).

Voss, R., Erlebtes und Geschautes. Bilder aus Italien. Jena, Herm. Costenoble.

— Kinder des Südens. Römische Gesch. Salon-Ausg. Stuttgart, J. Engelhorn.

Walter, G., Fernab von der Strasse. Vier Novellen. Jena, H. Costenoble.

Weeger, J., Unglücks-Chronik oder die denkwürdigsten elementaren Verheerungen und Zerstörungen in Natur- und Culturleben aller Zeiten. Bern, R. Jenni.

Wildmann, J. V., Die Patrizierin. Lebensbild aus der modernen Gesellschaft. Berlin, Verlag von Schmid, Francke & Co.

— Jenseits des Gotthard. Menschen, Städte und Landschaften in Ober- und Mittel-Italien. Frauenfeld, J. Huber.

Willms-Wildermuth, Deutsches National-Kochbuch. 1. Lieferung. Stuttgart, Levy & Müller.

Zapp, A., Aus meinem Leben. Beitrag zur Reform des deutschen Schulwesens. Zürich, J. Schabelitz.

Zeitung für die kunstsinnige Welt. Ein parteiloses Fach- und Unterhaltungsblatt für gebildete Freunde des Theaters, der Musik und Malerei. Nr. 1. Herausgeber O. Girschner. Meiningen, Keyssner.

Zobeltitz, Fedor von, Flittergold. Roman aus dem Offiziersleben der Gegenwart. Jena, H. Costenoble.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1889er. Frische Füllung. 1889er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	53,20 R.
Mühlbrunn .	40 „
Schlossbrunn	41,8 „
Theresienbrunn	47,1 „
Neubrunn . .	47,3 „
Marktbrunn .	34,5 „
Felsenquelle .	47 „
Kaiser Karls-Qu.	33,4 „
Kaiserbrunn.	39,1 „

Karlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER Sprudel-Salz pulverförmig und krystallisirt.

KARLSBADER Sprudel-Seife.

KARLSBADER Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Die Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen
im Jahre 1887

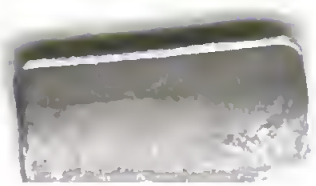
11,894,000

und im Jahre 1888

12,720,000

Flaschen und Krüge.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,
LONDON,
UND REMAGEN A. RHEIN.

igitized by Google

YU 07281